39. 980

Zweiter Preis

aus dem allgemeinen Fortgange

zuerkannt

dem

Dürr Karl, Sem:,

Schüler der II. Vorb: Klasse, Abth. A

Augsburg am 26. August 1847.

K. B. RECT. D. KATH. GYMNASIUMS IN AUGSBURG

[illegible] Schuhmacher Rektor

P. Raphaël Mertl, O.S.B.
Klassleh[r]er.

64 . d

39/980

Die

deutſche Geſchichte.

Für Schule und Haus,

bearbeitet von

Friedrich Kohlrauſch.

In drei Abtheilungen.

Zwölfte verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage.

Leipzig,
Friedlein und Hirſch.
1844.

3. n. 13571

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aus früheren Vorreden,

zur Bezeichnung der Beſtimmung des Buches.

Die vorliegende Bearbeitung der deutſchen Geſchichte war die erſte in dieſer Art und dieſem Umfange. Sie hatte recht eigentlich die Beſtimmung, die Liebe der vaterländiſchen Geſchichte in die Herzen der Jugend zu pflanzen, ſo wie auch außer dem Kreiſe der Schule den empfänglichen Gemüthern, welche ſich mit ihr bekannt zu machen wünſchten, die wichtigſten Erſcheinungen derſelben in möglichſt anſchaulicher Geſtalt vor Augen zu bringen. Daher die Form zuſammenhängender, das Allgemeine durch das Einzelnſte bezeichnender, möglichſt lebhafter Erzählung, untermiſcht mit Betrachtungen, Ueberſichten und Vergleichungen; daher die Entfernung alles gelehrten Apparats. Ich hatte die Jugend, mit ihrer gemüthlichen Lernbegierde und ihrer regen Phantaſie, nicht die ſchon Kundigen mit ihren höhern Bedürfniſſen, vor Augen.

Es ſind nach und nach viele andere Lehrbücher der deutſchen Geſchichte für den Schulgebrauch erſchienen. Die Verfaſſer derſelben haben meiſtentheils die Form der Kompendien gewählt, haben durch Ueberſichten und Andeutungen, in der Weiſe der akademiſchen Lehrer, nur den Inhalt des Vorzunehmenden angegeben und dem mündlichen Vortrage die Ausführung des Einzelnen überlaſſen. Ohne Zweifel haben ſie geglaubt, auf dieſe Weiſe dem Unterrichte des Lehrers zweckmäßiger in die Hand zu arbeiten, als wenn ſie ſelbſt lebendig und zuſammenhängend erzählten und dadurch den mündlichen Vortrag überflüſſig machten. Nach ihrer Meinung ſoll das Buch in des

Schülers Hand ihn nicht vollſtändig befriedigen; es ſoll ihn vielmehr, indem er es vor der Stunde lieſt, auf die Ausführung des Lehrers begierig machen; indem er es in der Stunde vor ſich liegen hat, ihm den Gang deſſen, was vorgetragen wird, kurz anzeigen; und zuletzt, nach dem Unterrichte, zur Wiederholung dienen; das Gedächtniß ſoll alsdann die Lücken, die das Kompendium läßt, ausfüllen. — Allein ich fürchte, dieſe ganze Berechnung wird ſich nicht bewähren. Der Schüler von 12 bis 16 Jahren in den mittlern Klaſſen, wohin die deutſche Spezialgeſchichte gehört, lieſt ſein Kompendium nicht vor der Stunde, um ſich dadurch auf den Vortrag des Lehrers zu ſpannen; in der Stunde ſoll er gar nichts vor ſich haben, was ſeine Aufmerkſamkeit theilt, ſondern ganz Ohr ſeyn, und der Lehrer es verſtehen, ihn zu feſſeln. Zur Repetition nachher wird ihn aber das Handbuch auch nicht anregen. Die kurzen Sentenzen und Ueberſichten prägen ſich nicht ein, weil ſie kein anſchauliches Bild geben. Das Sentenziöſe hat überhaupt viel weniger Reiz für den Knaben und angehenden Jüngling, als für den Mann; jener will das Gemüthvolle. Er verlangt Stoff, anziehend und mit Wärme dargeſtellt; er will in den Gegenſtand hineinverſetzt, ja begeiſtert ſeyn, wo der Ort dazu iſt. Wenn ihn der mündliche Vortrag des Lehrers ergriffen hat, ſo will er noch einmal den angenehmen Eindruck der lebendigen Schilderung genießen; dazu nimmt er ſein Lehrbuch in die Hand. Findet er nur Andeutungen und abgeriſſene Gedanken, oder, wie in manchen andern dieſer Bücher wenn auch Sachen, doch dieſe nur in der abſtracten Weiſe unſerer gewöhnlichen Bücherſprache vorgetragen, ſo läßt ihn das Buch ſicher kalt.

Auch für die Wiederholung des Vorgetragenen in der Schule, die erſte und häufigſte nämlich, welche das Wiedererzählen der Thatſachen fordert, damit das Einzelne ſich einpräge und der Schüler in der mündlichen Darſtellung geübt werde, iſt ein Lehrbuch, welches zuſammenhängend erzählt, das rechte Hülfsmittel. Wir verſäumen es nur zu häufig in den Schulen, den Knaben ſprechen zu lehren; mögen dann wenigſtens die Geſchichts-Repetitionen dazu benutzt werden!

Nach den obigen Anſichten über die Beſchaffenheit eines geſchichtlichen Lehrbuchs für Schulen, welche ſich auf vieljährige Beobachtung des Unterrichts gründen, habe ich mich nicht entſchließen können, meinem Buche eine andere Geſtalt zu geben und dasjenige in Andeutungen und Auszüge zuſammenzudrängen, was einmal als lebendige Schilderung daſtand. Das Buch verdankt ſeinen Urſprung, in den Jahren 1814 bis 16, der bewegteſten Zeit des öffentlichen, wie meines eigenen Lebens, einer Zeit, da ich zugleich in mehreren Klaſſen der Schule die deutſche Geſchichte mündlich vortrug und in den Stunden des Abends und der Nacht, noch in der Bewegung des lebendigen Vortrages, dieſelbe niederſchrieb. Dadurch hat die Darſtellung den von Freunden und öffentlichen Beurtheilungen ausgeſprochenen Charakter einer eigenthümlichen Wärme erhalten, welchen ich ihm durch keine Kunſt zu anderer Zeit würde haben geben können. Dieſen Hauch einer erhebenden Zeit wegzuwiſchen, und durch Abkürzung in der Form vielleicht mehr Raum für Citate und unwichtigere Mittelglieder zu gewinnen, hielt ich ſo ſehr für ein Unrecht gegen den Geiſt, der urſprünglich, faſt möchte ich ſagen ohne mein Zuthun, dem Ganzen gegeben war, daß ich ſelbſt die kurze Darſtellung der deutſchen Geſchichte, welche ich im Jahre 1822 für Bürgerſchulen und für die unbemittelten Schüler der Gymnaſien herausgegeben habe, nicht als Auszug oder Skizze, ſondern ebenfalls als zuſammenhängende Darſtellung zu bearbeiten mich gedrungen fühlte.

Freilich folgt aus dieſer Anlage eines geſchichtlichen Schulbuchs nothwendig eine gewiſſe Ungleichheit der Behandlung einzelner Theile gegen andere. Denn wenn die wichtigeren Abſchnitte mit der gehörigen Ausführlichkeit behandelt werden ſollen, um die volle Theilnahme des Leſenden für die geſchilderten Perſonen und Begebenheiten zu erwecken, ſo muß dagegen das minder Wichtige kurz abgemacht werden, um die Gränzen eines Schulbuches nicht zu überſchreiten. Allein jene Ungleichheit der Behandlung, weit entfernt, ein Fehler eines ſolchen Schulbuches zu ſeyn, ſtimmt vielmehr mit ſeinem eigenthümlichen Zwecke ganz überein. Der Schüler ſoll vor der Hand auf das Wichtigere ſeine volle Aufmerkſamkeit concentriren, um wenigſtens dieſes nicht wieder zu vergeſſen. Die Jugend in

unſern Schulen hat ſo vielerlei zu lernen, daß wir wohl darauf ſinnen mögen, ihr durch jedes Erleichterungsmittel zu Hülfe zu kommen, und im mündlichen, wie ſchriftlichen Vortrage da die Farben ſtärker aufzutragen, wo der ſtärkere Eindruck gemacht werden ſoll. Auch lernt die Jugend doch immer nur bruchſtückweiſe, wir mögen noch ſo vollſtändig im Vortrage ſeyn. Und welcher Kundigſte ſelbſt weiß am Ende aus dem ungeheuern Gebiete der Geſchichte mehr als Bruchſtücke? Möge ihm nur das Wichtigere nicht darunter fehlen! damit für dieſes der Lernende Raum behalte, dürfen wir denſelben nicht ſchon früh mit Nebenſachen ausfüllen, welche ihm die freie Ausſicht und Ueberſicht verſperren. Manche Geſchichtsbücher enthalten, wie manche Grammatiken der neuern Zeit, zu viel am unrechten Orte, welches, wenn auch an ſich gut und richtig, doch gerade an dieſer Stelle noch nicht gelernt werden ſoll, weil es Wichtigerem den Raum wegnimmt und mehr verwirrt als aufklärt. Für den praktiſchen Gebrauch kann nur der praktiſche Schulmann den ganz paſſenden Maaßſtab finden.

Ich lebe der Hoffnung, daß der praktiſche Schulmann, welcher mit dem Bedürfniſſe der Jugend bekannt iſt, jenen Maaßſtab von mir nicht verfehlt finden, und das gegenwärtige Buch auch ferner mit Nutzen für denjenigen Theil des Geſchichtsunterrichts gebrauchen wird, welcher der Mittelpunkt der hiſtoriſchen Bildung unſerer Jugend ſeyn und bleiben muß.

Aus den Vorreden zu der dritten Abtheilung:

Die deutſchen Freiheits-Kriege von 1813, 14 und 15.

Die Geſchichte der außerordentlichen Begebenheiten, welche die Jahre 1813, 14 und 15 in ſich ſchließen, ſchien mir einer beſondern Behandlung eben ſo würdig als bedürftig zu ſeyn.

Sie durfte nicht in der objectiven Ferne gehalten werden, welche die Geſchichte früherer Zeiten oder fremder Völker fordert, bei denen der Blick frei über den Begebenheiten ſchweben ſoll. Wie dieſe Tage der Begeiſterung und begeiſterter Thaten nach Jahrhunderten, als ein einzelner Moment im größeren Zuſammenhange der Dinge, erſcheinen mögen, das iſt noch nicht unſeres Urtheils und ſoll uns nicht hemmen in der lebhaften Theilnahme unſeres Gemüthes. Dieſe Geſchichte geht uns noch immer im eigentlichen Sinne ganz nahe an; wir haben mitten inne geſtanden; und indem wir uns glücklich preiſen, ſie ſelbſt erlebt und die ganze Fülle der ergreifendſten Gefühle mit durchgefühlt zu haben, haben wir ein Recht und eine Pflicht, die ganze Wärme unſeres Innern zu wecken, wenn wir davon reden. Wie der Vater, wenn er im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel von ſeiner eignen Jugend redet, die Innigkeit ſeines Jugendgefühls hervorzurufen ſtrebt, ſo ſollen auch wir im Kreiſe der jetzt heranwachſenden Jugend nur mit Begeiſterung von der Jugendzeit des neuen deutſchen Lebens reden, welche in die hier geſchilderten Jahre zuſammengedrängt iſt. Wir ſollen uns nicht ſcheuen, das ſtarke Bild und den ungewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, welche der berechnende Verſtand vielleicht übertrieben nennen möchte.

Dieſe Gedanken glaubte ich ausſprechen zu müſſen, indem ich nach einem längern Zwiſchenraume die Darſtellung der Jahre **1813**, **14** und **15** von neuem dem Druck übergebe. In manchen Stellen war ich verſucht, etwas von der lebhaften Farbe hinwegzunehmen, die in den Tagen der erſten Aufregung unwillkührlich aus meiner Feder hervorgegangen war; aber der inwohnende Geiſt jener Darſtellung, der nicht mein Werk, ſondern das jener gehobenen Zeit ſelbſt geweſen, entwaffnete die kühlere Kritik. Das Ganze iſt geblieben, wie es von Anfang an war; nur habe ich manches Einzelne, was ich bei ſpäterer Lectüre, oder aus den Mittheilungen von Augenzeugen, geſammelt habe, hinzugegeben, ſo daß manche Begebenheiten durch einzelne bezeichnende Züge vervollſtändigt ſind.

Mein Wunſch iſt, daß der Lehrer der deutſchen Geſchichte zum Schluſſe ſeines ganzen Kurſus ſich eben ſo, wie dieſe Darſtellung der drei verhängnißvollen Jahre von der übrigen

Geſchichtserzählung getrennt iſt, auch einen beſondern Zeitabſchnitt für die Erzählung derſelben auswählen möge, daß er ſie wie eine beſondere freiwillige Zugabe, als Belohnung für den auf die früheren Abſchnitte verwendeten Fleiß, ankündige und behandle, und ſo ſeine Schüler und ſich ſelbſt in die gehobene Stimmung verſetze, welche für dieſe Darſtellung empfänglich macht. Wenn die deutſche Geſchichte, wie wohl bei den meiſten höheren Schulen der Fall iſt, in den mittleren Klaſſen in ihrem ſelbſtſtändigen Zuſammenhange gelehrt wird, ſo hat der Lehrer an dem 14 und 15jährigen Knaben das rechte empfängliche Alter für dieſen Schluß ſeiner geſchichtlichen Laufbahn mit ihnen.

Und ſollten noch Anſtalten ſeyn, auf welchen, wenn auch nur durch die Erzählung des Geſchehenen ſelbſt, in der Zeit des 31. März, 18. Juni und 18. Oktobers eine Erinnerungsfeier an die Jahre 1813, 14 und 15 ſtattfindet, ſo iſt dieſes freilich um Vieles beſſer für die tiefere gemüthliche Einprägung dieſer Begebenheiten und die Aufregung des Dankgefühls für die Hülfe von Oben, welche uns in den Stand geſetzt hat, ſolche Erinnerungen zu feiern.

Aber der Zweck, den ich bei der Abfaſſung dieſer Bogen gehabt habe, beſchränkt ſich nicht bloß auf die höheren Anſtalten, in welchen die Geſchichte überhaupt ihren angewieſenen Platz hat. Sehr glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn dieſelben auch in den Bürgerſchulen und ſelbſt in den oberen Klaſſen der Volksſchulen, etwa als Leſebuch in den Stunden des deutſchen Unterrichts, gebraucht würden. Es würde ſich die Erinnerung der wichtigen Begebenheiten dadurch auch in dem Kreiſe des Volkes lebendiger erhalten, indem dieſe Darſtellung durch die Kinder in die Hände der Eltern gelangte.

Dieſe dritte Abtheilung der deutſchen Geſchichte wird nunmehr als ein integrirender Theil des Ganzen mit den beiden erſten Abtheilungen verbunden bleiben, aber auch, damit ſie von Schulen, in welchen das ganze größere Werk keine Stelle finden kann, und von Leſern aller Art benutzt werden könne, von der Verlagshandlung einzeln verkauft werden.

Vorrede
zur zwölften Auflage.

Meine dankbare Anerkennung der fortdauernden Theilnahme von Lehrern und Lernenden und ſonſtigen Freunden der vaterländiſchen Geſchichte für mein Buch, — auch das Ausland hat ſie durch einen Abdruck des deutſchen Textes in Paris, durch eine franzöſiſche Ueberſetzung eben daſelbſt und zwei Nachdrucke derſelben in Brüſſel, durch eine italieniſche und eine engliſche Ueberſetzung bewieſen, — habe ich nicht beſſer bewähren können, als indem ich auch dieſe neue Auflage durch möglichſten Fleiß in Benutzung der neuerſchienenen gründlichen Bearbeitungen einzelner Theile unſerer Geſchichte zu vervollkommnen geſucht habe. Ich hoffe, daß man dieſes in vielen Abtheilungen, am meiſten in der Geſchichte des ſächſiſchen Kaiſerhauſes und in derjenigen der öſtreichiſchen Kaiſer von Friedrich III. bis Karl V. erkennen wird, Partieen der deutſchen Geſchichte, welche durch die von Ranke herausgegebenen „Jahrbücher des deutſchen Reiches unter dem ſächſiſchen Hauſe," und durch die Rankeſche „Geſchichte Deutſchlands im Zeitalter der Reformation," neuerdings eine ſo gründliche Beleuchtung gefunden haben. Durch die Zuſätze und weiteren Ausführungen, welche ich dem Buche im Laufe der verſchiedenen Auflagen in allen ſeinen Theilen hinzugefügt habe, iſt daſſelbe gegen den Umfang, in welchem es zuerſt erſchien, mindeſtens um ein Drittheil an Inhalt gewachſen.

Mit dem Titel habe ich eine kleine Veränderung vorgenommen, die vielfältig mir zu Theil gewordene Erfahrung, daß mein Buch nicht nur von Schülern, ſondern auch von

Erwachſenen, Männern und Frauen, mit Theilnahme geleſen werde, hat mir die belohnende Ueberzeugung gegeben, daß mein ſehnlichſter Wunſch, daſſelbe möge auch Familienbuch werden können, nicht unerfüllt geblieben ſey. Um ſo mehr glaubte ich mich berechtigt halten zu dürfen, dieſen Zweck auch auf dem Titel auszudrücken und der Beſtimmung des Buches „für Schulen" auch die „für das Haus" hinzuzufügen. Die Rückſicht auf den Standpunkt und das Bedürfniß der reiferen Jugend durfte dabei ohne Bedenken die vorherrſchende bleiben, denn was dieſe anſpricht, iſt ſicher auch für den gebildeten Leſer jedes Alters gemäß. Nur möchte vielleicht unter den Erwachſenen der eine oder andere die Geſchichte der neueſten Zeit etwas zu kurz und zu wenig in das Politiſche eingehend finden. Dieſen freilich muß ich bitten, zu bedenken, daß die Jugend in der Geſchichte das ſchon einigermaßen als vollendet vorliegende Reſultat und deſſen Bedeutung kennen lernen, nicht aber ſich in Erörterungen über Gegenſtände verlieren ſoll, welche noch über ihrem Geſichtskreiſe liegen. Ein Leſer, welcher mehr in die politiſche Seite unſerer Zuſtände und das, was ſich etwa aus ihnen hervorbilden wird, einzugehen wünſcht, wird in vielen, dieſen Zwecken beſonders gewidmeten, Schriften, je nach ſeiner Neigung, den geſuchten Stoff bearbeitet finden.

Das vorliegende Buch aber, das iſt mein heißeſter Wunſch, möge auch ferner dazu beitragen, die Kenntniß unſerer geſammten Geſchichte und die Liebe zu unſerm theuern Vaterlande recht wirkſam zu verbreiten!

Hannover, Ende Februar 1844.

F. Kohlrauſch.

Ueberſicht des Inhalts.

Erſte Abtheilung.

Erſter bis fünfter Zeitraum.

Von den älteſten Zeiten bis zum Ende des Mittelalters.

Einleitung.

Das alte Deutſchland und ſeine Bewohner.

Seite.

1. Die Quellen unſerer älteſten Geſchichte 3
2. Die Beſchaffenheit des Landes 9
3. Die Menſchen 12
4. Die deutſchen Stämme 14
5. Lebensart und Sitten 19
6. Die bürgerlichen Einrichtungen 24
7. Die Kriegsordnung und die Waffen 29
8. Die Religion 32
9. Künſte und Fertigkeiten 35
10. Die deutſchen Völkerſchaften, als:
    A. Niederdeutſche Völkerſchaften 37
    B. Sueviſche Völkerſchaften 46
    C. Ueberrheiniſche Völkerſchaften 54
    D. Römiſches Zehntland 55

Aeltere deutſche Geſchichte.

Erſter Zeitraum.

Von den älteſten Zeiten bis auf die Eroberung der Franken unter Chlodwig, 486.

1. Die Cimbern und Teutonen. 113—101 vor Chriſti Geburt 58
2. Cäſar und Arioviſt. 58 vor Chriſti Geb. 65

Seite.
3. Julius Cäſar am Rheine 68
4. Der Anfang der großen deutſchen Kriege 70
5. Marbod, König der Markomannen 74
6. Arminius 76
7. Fernere Kriege zwiſchen Deutſchen und Römern . . . 88
8. Die deutſchen Völkervereine 91
9. Der Verfall des römiſchen Reichs 96
10. Die Hunnen. (Anfang der Völkerwanderung. 375.) . 98
11. Einbruch der Weſtgothen, Vandalen, Sueven, Burgunder und andere Völker in das abendländiſche römiſche Reich. (Anfang des fünften Jahrhunderts.) 101
12. Attila, die Gottesgeißel. 451 105
13. Untergang der römiſchen Herrſchaft im Abendlande. 476. 110

Zweiter Zeitraum.

Von Chlodwigs Eroberungen bis auf Karl den Großen. 486—768.

14. Chlodwig, der Franken-König. 482—511 . . . 114
15. Theodorich, genannt Dietrich von Bern. 488—526 . 116
16. Die Longobarden in Italien. 568 119
17. Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Deutſchen 120
18. Das Chriſtenthum im innern Deutſchland 127
19. Der Großhofmeiſter bei den Franken 129
20. Karl Martell, gegen die Araber. 732 131

I. Die Karolinger. 752—911.

21. Pipin der Kleine. 752 132

Das Mittelalter bis zu der Reformation.

Dritter Zeitraum.

Von Karl'n dem Großen bis Heinrich I. 768—919.

22. Karl der Große. 768—814 135
23. Wie Karl das Reich vorfand 136
24. Die Kriege Karls des Großen 140
25. Das Reich Karls des Großen 147
26. Kaiſer Karls Ende. 814 151
27. Das Bild Karls des Großen 152
28. Die Zeiten Ludwigs des Frommen. 814—840 . . 163
29. Theilung des Reichs unter Ludwigs Söhne. 843 . . 165
30. Die deutſchen Könige aus dem Geſchlechte der Karolinger. 843—911 167

Seite.
31. Zuſtand der ſpäteren karolingiſchen Zeiten 170
32. Konrad I. aus Franken. 911—918 176

Vierter Zeitraum.

Von Heinrich I. bis Rudolf v. Habsburg. 919—1273.

II. Die ſächſiſchen Kaiſer. 919—1024.

33. Heinrich I. 919—936 181
34. Kaiſer Otto I. 936—973 190
35. Otto erneuert das abendländiſche Kaiſerthum. 962 . . 196
36. Otto II. 973—983 201
37. Otto III. 983—1002 204
38. Heinrich II. 1003—1024 209

III. Die ſaliſchen oder fränkiſchen Kaiſer. 1024—1125.

Konrad II. 1024—1039 212
39. Heinrich III. oder der Schwarze. 1039—1056 . . 216
40. Heinrich IV. 1056—1106 220
41. Der Streit Heinrichs mit den Sachſen 222
42. Kaiſer Heinrich IV. und Papſt Gregor VII. 226
43. Heinrich IV. und ſeine Gegenkaiſer 233
44. Kaiſer Heinrich V. 1106—1125 237
45. Der erſte Kreuzzug. 1096—1099 240
46. Kaiſer Lothar der Sachſe. 1125—1137 244

IV. Die ſchwäbiſchen Kaiſer oder die Hohenſtaufen. 1138—1254.

47. Konrad III. 1138—1152 246
48. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. 1152—1190 249
49. Kaiſer Friedrich und die lombardiſchen Städte . . . 253
50. Herzog Heinrich der Löwe 260
51. Kaiſer Friedrichs letzte Lebensjahre 263
52. Kaiſer Heinrich VI. 1190—1197 265
53. Philipp von Schwaben, 1197—1208, und Otto IV. 1197—1215 267
54. Kaiſer Friedrich II. 1215—1250 268
55. Wilhelm von Holland 1247—1256, und Konrad IV. 1250—1254 278
56. Das Interregnum. 1256—1273 278
57. Die Auflöſung der alten National-Herzogthümer und der Anfang der Vielherrſchaft im deutſchen Reiche . . . 281

Das Mittelalter.

58. Der Adel und das Ritterweſen 286
59. Die Städte 290
60. Der Bauernſtand 296

Seite.
61. Künſte und Wiſſenſchaften 298
62. Die Geiſtlichkeit und das Kloſterweſen 302
63. Das Fauſtrecht. Die Gerichtsverfaſſung. Die Femgerichte 309

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolph von Habsburg b. Karl V. 1273—1520.

V. Kaiser aus verſchiedenen Häuſern. 1223—1437.
64. Rudolph von Habsburg. 1273—91 323
65. Adolph von Naſſau. 1292—98 329
66. Albrecht von Oeſtreich. 1298—1308 330
67. Die Eidgenoſſenſchaft der Schweizer 331
68. Kaiſer Heinrich VII. aus d. Hauſe Luxenburg. 1308—1313 334
69. Ludwig von Baiern, 1314—1347, und Friedrich von Oeſtreich. 1314—1330 334
Der erſte Chur-Verein zu Renſe. 1338 338
70. Karl IV. 1347—78 340
71. Kaiſer Wenzel. 1378—1400 344
72. Ruprecht von der Pfalz. 1400—1410 349
73. Kaiſer Sigismund. 1410—1437 350
74. Johann Huß und die Huſſiten-Kriege 354
75. Kaiſer Albrecht II. 1438—39 358
76. Kaiſer Friedrich III. 1440—1493 359
77. Oeſtreichs Verbindung mit Burgund 365
78. Kaiſer Friedrichs letzte Lebensjahre 369
79. Maximilian I. 1493—1519 371
80. Innere Angelegenheiten d. deutſchen Reiches unter Maximilian 378
81. Das Ende des Mittelalters 385

Zweite Abtheilung.

Sechſter und ſiebenter Zeitraum.

Von Karl V. bis auf die neueſten Zeiten.

Sechſter Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den weſtphäliſchen Frieden. 1520—1648.

82. Wahl Kaiſer Karls V. 398
83. Die Kirchentrennung. Ihre Urſachen und ihre Bedeutung 401
84. Ausbruch der Reformation. 1517 406
85. Schnelle Verbreitung der neuen Grundſätze 409
86. Der Reichstag zu Worms. 1521 413

Seite.
87. Die erſten Religions-Unruhen 417
88. Kaiſer Karls auswärtige Händel 421
89. Die erſten Bündniſſe der proteſtantiſchen Fürſten . . 426
90. Ferdinand, römiſcher König, 1531. Einſtweilige Erhaltung des Religions-Friedens 431
91. Karl gegen die afrikaniſchen Raubſtaaten u. gegen Franz von Frankreich 435
92. Die Religions-Angelegenheiten Deutſchlands bis zum Schmalkaldiſchen Kriege. 1534—46 439
93. Vorbereitungen zum Kriege 445
94. Der Schmalkaldiſche Krieg. 1546 und 47 . . . 449
95. Die Schlacht bei Mühlberg. (24. April 1547.) . . 456
96. Der Kaiſer und Philipp von Heſſen 461
97. Das Interim 463
98. Karl V. und Moritz von Sachſen 468
99. Von dem Paſſauer Vertrage 1552, bis zum Religionsfrieden zu Augsburg, 1555 472
100. Karl V. legt die Regierung nieder. 1556 475
101. Ferdinand I. 1556—1564 478
102. Maximilian II. 1564—1576 482
103. Rudolph II. 1576—1612 484
104. Mathias. 1612—1619 490
105. Die böhmiſchen Unruhen. Anfang d. dreißigjährigen Krieges 494
106. Kaiſer Ferdinand II. 1619—1637 498
107. Kriegsunternehmungen in Deutſchland. 1621—1624 502
108. Krieg mit Dänemark. 1624—1629 504
109. Das Reſtitutionsedict. 1629 509
110. Wallenſteins Abdankung. 1630 510
111. Guſtav Adolph in Deutſchland. 1630—32 . . . 512
112. Magdeburgs Zerſtörung. 10. (20.) Mai 1631 . . 517
113. Guſtav Adolph und Tilly. Die Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld (7. (17.) Sept. 1631.) 518
114. Guſtav Adolph u. Wallenſtein. Guſtavs Tod, 16. Nov. 1632. 522
115. Fortſetzung des Krieges. 1632—1635 528
116. Frankreichs Einfluß. Tod Ferdinands II. 15. Febr. 1637. 534
117. Ferdinand III. 1637—1657. Fortſetzung des Krieges. Bernhard v. Weimar. Banner, Torſtenſon. Wrangel . 535
118. Der weſtphäliſche Friede. (Den 24. Oct. 1648.) . 537
Literatur des VII. Zeitraums 543

Siebenter Zeitraum.

Von dem weſtphäliſchen Frieden bis auf die neueſten Zeiten.

119. Allgemeine Bemerkungen 547
120. Leopold I. 1658—1705 551

		Seite.
121.	Die franzöſiſchen Reunionen	556
122.	Die Türken vor Wien. 1683	558
123.	Neuer Krieg mit Frankreich	562
124.	Erhöhungen deutſcher Fürſten	565
125.	Der ſpaniſche Erbfolgekrieg. 1701—1714	567
	Joſeph I. 1705—1711	574
126.	Karl VI. 1711—1740	580
127.	Maria Thereſia und Friedrich II. von Preußen	585
128.	Der öſtreichiſche Erbfolgekrieg. 1740—1748	588
129.	Karl VII. deutſcher Kaiſer. 1742—1745	590
130.	Franz I. deutſcher Kaiſer. 1745—1765	594
131.	Der ſiebenjährige Krieg. 1756—1763	597
132.	Das Kriegsjahr 1757. Die Schlachten bei Prag, Kolin, Roßbach und Leuthen	600
133.	Das Jahr 1758. Die Schlachten b. Zorndorf u. Hochkirch	609
134.	Das Jahr 1759. Minden, Kunersdorf, Maxen	614
135.	Das Jahr 1760. Liegnitz und Torgau	621
136.	Die Jahre 1761 u. 62. Friede mit Rußland u. Schweden	625
137.	Das Zeitalter Friedrichs des Großen	631
138.	Kaiſer Joſeph II. 1765—1790	638
139.	Die franzöſiſche Revolution	643
140.	Oeſtreich und Preußen, das Reich, Holland, Spanien und mehrere, im Kriege gegen Frankreich. 1792	646
141.	Fortſetzung des Krieges bis zum Frieden von Campo Formio. 1795—1799	654
142.	Kurze Ruhe. Dann neuer Krieg bis zum Lüneviller Frieden. 1799—1801	658
143.	Napoleon Buonaparte, Kaiſer d. Franzoſen, d. 18. Mai 1804	669
144.	Der Krieg Oeſtreichs und Rußlands von 1805	673
145.	Das Ende der deutſchen Reichsverfaſſung, 12. Juli und 6. Auguſt 1806	676
146.	Preußens und Rußlands Krieg von 1806 und 1807	679
147.	Der Spanier Beiſpiel	685
148.	Der Krieg Oeſtreichs von 1809	687
149.	Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht 1810—1812, und im Sturze 1813—1815	693
150.	Die neue deutſche Bundesakte	695
151.	Deutſchland in den Jahren 1816—1843	697
152.	Die allgemein eingreifenden europäiſchen Begebenheiten der letzten Jahrzehende:	
	1. Militair-Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Turin, 1820 und 21, und ihre Folgen	714
	2. Der Aufſtand der Griechen und die Türkei	717
	3. Die Juli-Revolution in Frankreich 1830, u. ihre Folgen	723

Bayerische Staatsbibliothek München

Seite.

Dritte Abtheilung.

Die deutſchen Freiheitskriege von 1813, 14 und 15.

Das Jahr 1813.

1. Der Zug gegen Rußland 7
2. Preußen rüſtet 9
3. Napoleons Rüſtungen 15
4. Die erſten Kriegsvorfälle 17
5. Die Schlacht b. Lützen oder Groß-Görſchen am 2. Mai 1813 20
6. Die Schlacht bei Bautzen oder Wurſchen am 20. und 21. Mai 1813 24
7. Der Waffenſtillſtand, vom 4. Juni bis 17. Auguſt . 27
8. Wiederanfang des Krieges 32
9. Das Treffen bei Groß-Beeren. Dem 23. Auguſt . . 34
10. Die Schlacht an der Katzbach. Den 26. Auguſt . . 35
11. Die Schlacht bei Dresden. Den 26. und 27. Auguſt. 37
12. Das Treffen bei Kulm. Den 29. und 30. Auguſt . 40
13. Die Schlacht bei Dennewitz. Den 6. September . . 42
14. Das Treffen bei Wartenburg. Den 3. Oktober. . . 45
15. Die Vorbereitungen zur Leipziger Schlacht 47
16. Die Schlacht bei Leipzig. Den 16., 18. und 19. Oktob. 50
17. Der Rückzug über d. Rhein, u. d. Schluß d. Jahres 1813 65

Das Jahr 1814.

18. Der Einfall in Frankreich 67
19. Die Schlacht bei Brienne oder La Rothiere. Den 1. Febr. 70
20. Die Gefahren des Februars 73
21. Der Monat März 79
22. Napoleons Abſetzung und der Friede zu Paris . . . 88

Das Jahr 1815.

23. Napoleons Wiederkunft von der Inſel Elba 90
24. Das Vorſpiel Murats 94
25. Der Kampf in den Niederlanden gegen Napoleon . . 95
26. Die Schlacht bei Ligny und das Gefecht bei Quatrebras. Den 16. Juni 97
27. Die Schlacht b. Belle Alliance oder Waterloo. Den 18. Juni 100
28. Napoleon gefangen und nach St. Helena geführt . . 108

Ueberſicht der deutſchen Geſchichte für Gedächtnißübungen 110

Bemerkung.

In mehreren Exemplaren dieſer Auflage ſind folgende Fehler ſtehen geblieben, die man zu berichtigen bittet:

Seite 98 muß es bei der Ueberſchrift heißen: Anfang der Völkerwanderung 375 (nicht 753).

— 249, Zeile 12 muß es heißen: 1152—1190 (nicht 1290).

— 456. Anſtatt der Pagina-Zahl 456 ſteht in mehreren Exemplaren 546.

— 614, Zeile 12 iſt zu leſen: Das Jahr 1759 (nicht 1559).

Erſte Abtheilung.

Erſter bis fünfter Zeitraum.

Von den älteſten Zeiten bis zum Ende des Mittelalters.

Einleitung.

Das alte Deutſchland und ſeine Bewohner.

1. Die Quellen unſerer älteſten Geſchichte.

Die Geſchichte des Urſprunges und der früheſten Schickſale unſers Volkes iſt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Keine Urkunde ſagt uns, wann und unter welchen Umſtänden unſere Vorfahren aus Aſien, der Wiege des Menſchengeſchlechts, in unſer Vaterland eingewandert ſind, welche Urſachen ſie zu der Aufſuchung des Landes im Norden getrieben haben, noch welche Stamm-Verwandte ſie in den Gegenden, aus welchen ſie kamen, zurückließen. Sparſame und dunkle geſchichtliche Spuren, ſo wie die Uebereinſtimmung mancher Sitten und Einrichtungen, am beſtimmteſten aber die Verwandtſchaft der Sprachen *), deuten auf eine Verwandtſchaft mit den Indern, Perſern und Griechen hin.

Die Dunkelheit unſerer älteſten Geſchichte kann uns nicht befremden, denn jedes Volk, ſo lange es, ohne Schrift, in einem halbrohen Zuſtande lebt, entbehrt jeder Kunde ſeiner Geſchichte, außer etwa in Sagen und Liedern, welche von Geſchlecht zu Geſchlechte gehen. Aber wie dieſe ſchon in ihrem Urſprunge das Wahre mit der Dichtung vermiſchen, ſo werden ſie noch dazu im Laufe der Jahrhunderte vielfach entſtellt, ſo daß kaum der Faden geſchichtlicher Wahrheit darin zu entdecken iſt. Und ſelbſt von jenen Liedern und Sagen, in welchen auch unſere Vorfahren, nach dem Zeugniſſe der Römer, die Thaten und Schickſale des Volkes beſangen, iſt kein Laut auf uns gekommen.

*) Nach neueren Forſchungen möchte die alte Sanſcrit- und Zend-ſprache die Stammmutter auch der deutſchen Sprache ſein, wenigſtens der gemeinſamen Urſprache am nächſten ſtehen.

So fängt unſere Geſchichte erſt mit dem Augenblicke an, da unſere Vorfahren, nachdem ſie Jahrhunderte, ja vielleicht ein Jahrtauſend, in unſerm Vaterlande gewohnt hatten, mit einem Volke in Berührung kamen, welches ſchon Geſchichtſchreibung kannte und übte. Dieſes geſchah zuerſt in entſchiedener Weiſe durch den Zug der Cimbern und Teutonen gegen das römiſche Gebiet, im Jahre 113 vor Chriſti Geburt. Aber dieſe Berührung war nur vorübergehend, und die Fremdlinge waren den Römern zu unbekannt und zu fremdartig, als daß ſie, die mit ſich ſelbſt genug zu thun hatten, und dazu auf alles Fremde hochmüthig herabſahen, ſich von deren Herkunft und Geſchichte gründlich hätten unterrichten ſollen.

Und ſelbſt die Erzählung dieſes Kampfes gegen die deutſchen Völker, ſo wichtig er für die Römer war, müſſen wir mühſam aus vielen Schriftſtellern zuſammenſuchen; denn die Quelle, aus welcher wir am reichſten würden ſchöpfen können, iſt gerade hier verſiegt; die Bücher des römiſchen Schriftſtellers Livius, welche von dieſem Kriege ausführlich handeln, ſind mit vielen andern verloren gegangen; wir haben nur, — und ſelbſt dieſes iſt ein Glück, — die dürren Inhaltsanzeigen derſelben erhalten, nach denen, namentlich des 63. bis 68. Buches, wir wenigſtens die Reihe der Haupt-Begebenheiten des Krieges verfolgen können. Außerdem ſchöpfen wir das Einzelne aus römiſchen Geſchichtſchreibern des zweiten und dritten Ranges, welche nur kurze, zum Theil verſtümmelte Nachrichten geben und ſämmtlich zu lange Zeit nach den Begebenheiten ſelbſt lebten, um als Quellen betrachtet werden zu können. Dahin gehören: 1) des Florus epit. rer. rom. (nach einigen ein Buch aus dem Auguſt. Zeitalter, nach Andern ein Werk des L. Annaeus Florus, der im Anfang des zweiten Jahrhunderts unter Hadrian lebte); 2) des Vellej. Paterculus Weltgeſchichte, in kurzen Umriſſen bis auf Tiber; (lebte um Ch. Geb.). 3) Frontinus (um 100 n. Chr.) de stratagematibus, enthält gute Notizen über den cimbriſchen Krieg. 4) des Valer. Maximus (um 20 n. Chr.) dicta et facta memorabilia, 5) des Juſtinus (um 150) Weltgeſchichte, und 6) des Eutropius (um 375) Abriß der römiſchen Geſchichte, liefern auch manches; manches andere römiſche Schriftſteller, die nicht gerade Geſchichte geſchrieben haben, gelegentlich.

Unter denen, die griechiſch geſchrieben, ſteht oben an: 1) Plutarchos (um 100 v. Chr.) in der Lebensbeſchreibung des Ma-

rius; ferner geben gute Einzelheiten: 2) Diodor von Sizilien (um Chr. Geb.) in ſeiner hiſtor. Bibliothek; 3) Appian (um 160) in ſeiner ethnographiſch geordneten Geſchichte der Römer, beſonders in den Kap. de reb. Celt. und de reb. Illyr.; 4) Dio Caſſius (um 222) in den Fragmenten, die von ſeiner römiſchen Geſchichte erhalten ſind; unter den Geographen vorzüglich Strabo (um Chr. G.).

Nach der cimbriſchen Zeit vergeht wieder ein halbes Jahrhundert, ehe die Römer von Neuem der Deutſchen erwähnen. Erſt in der Mitte des letzten Jahrhunderts vor Chr. kommt Julius Cäſar an die Gränzen des eigentlichen Deutſchlands; er ſelbſt erzählt uns, wie er mit Arioviſt in Gallien und dann mit deutſchen Völkerſchaften an der linken Rheinſeite gekämpft; wie er die Ufer deſes Stromes zweimal durch eine Brücke verbunden und den Fuß auf die rechte Seite geſetzt habe; ferner, was er durch Nachforſchungen bei Galliern, bei reiſenden Kaufleuten und bei deutſchen Gefangenen über Germaniens Beſchaffenheit und des Volkes Art und Natur in Erfahrung brachte. Seine Nachrichten ſind für uns unſchätzbar, obwohl ſie immer noch dürftig, abgeriſſen und zum Theil unzuverläſſig ſind. Denn der große Feldherr, der nach der Herrſchaft ſtrebte, der die Menſchen, — er iſt nicht davon frei zu ſprechen, — als Mittel zu ſeinen Zwecken gebrauchte, der von der Höhe einer ſchon verdorbenen Kultur den einfachen Natur-Zuſtand eines Volkes nicht zu würdigen vermochte, und der endlich, um in Allem glaubwürdig zu ſeyn, viel zu ſehr die Kunſt verſtand, die Begebenheiten zu ſeinem Vortheile darzuſtellen, — dieſer Schriftſteller darf nicht ohne einiges Mißtrauen von uns zu Rathe gezogen werden.

Nach ihm tritt wiederum ein Zwiſchenraum von bald 50 Jahren ein, in welchen das Dunkel unſerer Geſchichte faſt durch gar keinen Lichtſtrahl fremder Beobachtung erhellt wird, bis in den nächſten Jahrzehnden vor und nach Chriſti Geburt die Römer auf längere Zeit den deutſchen Boden betreten. Sie lernen das ſüdweſtliche und nordweſtliche Deutſchland ziemlich genau kennen, hätten es wenigſtens ſo kennen lernen können, wenn ihr befangener, eigenſüchtige und fremder Eigenthümlichkeit verſchloſſener Sinn dazu recht fähig geweſen wäre, und wenn nicht die vielfältige Noth, welche ſie in Deutſchland erleiden mußten, ſie theils zu ſehr beſchäftigt, theils ungerecht in ihrem Urtheile über Land und Menſchen gemacht hätte

Von denen, welche ſie Barbaren nannten, durch Gewalt der Waffen mehrmals hart beſchädigt, ſelbſt durch Klugheit und Kriegsliſt oft übertroffen, zuletzt, trotz entſchiedener Siege, deren ſie ſich rühmten, vom deutſchen Boden vertrieben, mußten ſie, um nicht mit zu großem Schimpf zu beſtehen, ihr Unglück verkleinern, das der Feinde vergrößern; dieſe oft der Hinterliſt beſchuldigen, wo vielleicht ein ganz anderes offenes Verhältniß ſtattgefunden hatte, und überhaupt auf die Deutſchen und ihr Land vielfache Beſchuldigungen häufen. Kein unpartheiiſcher Mann aus ihrer Mitte, der Augenzeuge ihrer Züge geweſen, ſchildert uns treu die Begebenheiten und unſer Volk. Der einzige Geſchichtſchreiber jener Zeit, der es gekonnt hätte, Vellejus Paterculus, Diener des Kaiſers Tiberius und Freund ſeines Günſtlings Sejan, der im Heere Tiber's in den nächſten Jahren vor und nach Chriſti Geburt ſelbſt in Deutſchland, namentlich an den Ufern der Elbe, geweſen iſt, zeigt ſich in den übrigens auch ganz dürftigen Nachrichten, die er giebt, als einen Schmeichler ſeines despotiſchen Herrn, deſſen Thaten er in einer ſchwülſtig übertreibenden Sprache bis in den Himmel erhebt.

Ein zweiter römiſcher Schriftſteller, der Deutſchland ſelbſt geſehen, iſt Plinius der ältere (ſt. im J. 79 nach Chr.); er iſt an der Nordküſte Deutſchlands, im jetzigen Oſtfriesland oder Oldenburg, bei den Chauken geweſen, ſicher aber nicht weit in's Land gekommen. Er giebt uns in ſeiner hist. natur., welche eine Encyklopädie gemeinnütziger Kenntniſſe iſt, manche ſchätzbare Nachrichten über die natürliche Beſchaffenheit unſeres Vaterlandes und die Stämme und Völker deſſelben. Doch müſſen ſeine Nachrichten und Urtheile mit Vorſicht benutzt werden, da ſein kritiſcher Scharfſinn oft zweifelhaft erſcheinen muß. Ein unerſätzlicher Verluſt für uns iſt aber der ſeiner 20 Bücher über alle Kriege der Römer mit den Deutſchen, von welchen nichts auf uns gekommen iſt. Er lebte der Zeit der That noch ſo nahe, daß er die Nachrichten ſo gut, als ſie irgend zu haben waren, ſammeln konnte. Tröſten mögen wir uns einigermaßen damit, daß Tacitus (um 100 nach Chr.), der ſeinen Vorgänger als Zeugen aufführt, des Plinius Werk benutzt hat; aber Tacitus erzählt die deutſchen Kriege nur zum Theil, und nicht als Hauptſache, und auch von ihm iſt uns viel Wichtiges verloren gegangen. Seine

Annalen, welche die römiſche Geſchichte vom Tode Auguſt's bis zum Tode Nero's erzählen, fangen erſt nach der Zeit der großen deutſchen Freiheits-Schlacht gegen Varus an, und auch von ihnen iſt das 7te bis 10te Buch verloren, und das 5te und 16te nur unvollſtändig auf uns gekommen. Gleichwohl erkennen wir in ihm bei weitem den Hauptſchriftſteller für unſere Vorzeit, und verehren ſein erhabenes Gefühl für ſittliche Würde, für Wahrheit und Recht, auch in dem, was er über den Kampf der Römer und Deutſchen, wenn gleich ohne ſeine Schuld nicht immer aus lauterer Quelle, erzählt. Am höchſten jedoch verehren wir ihn wegen des Kleinods, welches er uns in ſeiner Beſchreibung unſeres Landes und Volkes (de situ ac moribus Germ.) hinterlaſſen hat. Sein tiefes Gefühl für Sitten-Einfalt und geſunde Naturkraft hatte ihn zum warmen Freunde des deutſchen Volkes gemacht, und eine getreue Schilderung deſſelben ſchien ihm ein ſeiner würdiges Werk zu ſeyn, ſo wie ſie auch ſeinen verdorbenen Landsleuten ein Bild vor Augen ſtellen mußte, welches manches noch nicht ganz unempfängliche Gemüth zur Erkenntniß des eigenen widernatürlichen Zuſtandes bringen konnte. Er ſammelte zu dieſem Ende, was er in früheren Schriftſtellern fand und durch mündliche Nachrichten von Römern, die in Deutſchland geweſen, und Deutſchen, die in römiſchen Kriegsdienſten waren, erfahren konnte. So entſtand dieſes für uns unſchätzbare Buch, welches ein Ehrentempel des deutſchen Volks genannt werden darf und gleich einem hellen Sterne den Anfang unſerer, ſonſt dunklen, Laufbahn erleuchtet. Zwar mag einiges von ihm mit zu großer Vorliebe dargeſtellt ſein; allein wenn auch vieles abgerechnet wird, ſo bleibt doch des Ruhmwürdigen genug übrig, und daß die Hauptſache wahr ſey, dafür bürgt uns die aus allen ſeinen Schriften ſiegreich ſprechende, unbeſtechliche Wahrheitsliebe des edlen Römers.

Zu den übrigen, minder bedeutenden, Geſchichtſchreibern, welche Beiträge zu unſerer älteſten Geſchichte liefern und ſchon bei Gelegenheit des cimbriſchen Krieges genannt ſind, — Dio Caſſius iſt unter ihnen wichtig, — kommen für ſpätere Kriege noch: Suetonius (110 n. Chr., geachtet von Trajan und Hadrian), in ſeinen Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten Kaiſer; die Scriptores hist. augustae, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, unter ihnen Aelius Spartianus, Julius Capitolinus und Flavius Vopis-

cus; Aurelius Victor (330) in den Lebensbeſchreibungen der Kaiſer von Auguſt bis Conſtantius; Ammianus Marcellinus (zur Zeit der Völkerwanderung), in ſeiner Kaiſergeſchichte von Nerva bis zum Tode des Valens; Paulus Oroſius (417) in ſeiner Geſchichte. Unter den Geographen iſt, außer Strabo und Pompon. Mela (48), beſonders Claudius Ptolemäus zu nennen (140), der ein Syſtem der Geographie auf ein verlornes Werk des Tyriers Marinos baute und beſonders ſorgfältig in Beſtimmung der Längen- und Breiten-Grade iſt *).

Nehmen wir nun aber auch das Beſte zuſammen, was uns die alten Schriftſteller über unſere Vorfahren geben, und tröſten uns über die großen Lücken, welche ſie laſſen, mit dem Gedanken, daß uns doch einiges, und zwar recht Großes und Wichtiges, durch

*) Ein beſonders ſchätzbares Hülfsmittel für die alte Geographie iſt uns noch in einer ächt römiſchen Wegkarte erhalten, beſtehend aus einem etwa 20 Fuß langen und einen Fuß breiten Pergament-Streifen, auf welchem alle Hauptörter des römiſchen Reichs in ſeiner Ausdehnung, nach ihren Entfernungen von einander, aber ohne alle aſtronomiſchen und geometriſchen Verhältniſſe, verzeichnet ſind. Sie wird zum Gebrauch für die römiſchen Heere gedient haben, deren Standlager und Straßen ſorgfältig darauf angegeben ſind. Nach der Meinung einiger Gelehrten ſtammt ſie aus dem dritten, nach andern vom Ende des vierten Jahrhunderts her. Eine mit longobardiſcher Schrift im 13ten Jahrhundert gemachte Abſchrift (die ſich gegenwärtig auf der kaiſerlichen Bibliothek in Wien befindet), wurde im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts aus dem Staube einer Kloſterbibliothek hervorgezogen und erhielt von einem ihrer erſten Beſitzer, dem Augsburgiſchen Stadtſchreiber Conrad Peutinger, den Namen Tabula Peutingeriana. Kopien davon ſind mehrmals gemacht. Eine ähnliche Beſtimmung hatten die geſchriebenen Reiſe-Routen, von denen wir noch die Itineraria Antonini beſitzen.

Ebenfalls mag hier der älteſten geographiſchen Nachrichten Erwähnung geſchehen, welche über den Norden Europas exiſtiren und von dem Aſtronomen Pytheas in Maſſilia (dem jetzigen Marſeille), herrühren, welcher um das Jahr 320 vor Chr. Geb. eine Forſchungsreiſe auf einem Handelsſchiffe ſeiner Vaterſtadt in die nördlichen Meere unternahm. Leider ſind uns von dem ganzen wichtigen Reiſeberichte deſſelben nur wenige Bruchſtücke durch Strabo und Plinius erhalten. Merkwürdig für uns iſt es, daß er ſchon den Namen der Gothonen, die er Guttonen nennt, an den Oſtſee-Küſten, und eben ſo den der Teutonen, wie es ſcheint weiter im Lande, an der Weichſel, anführt. Wahrſcheinlich bezeichnet er damit überhaupt nur deutſche Völkerſchaften, und ſo wäre dieſes die älteſte Erſcheinung unſers Volksnamens in der Geſchichte.

ſie überliefert iſt, — ſo ſind es doch immer nur die Zeugniſſe Fremder, der deutſchen Natur an Bildung und Weſen fern ſtehender Südländer, unſerer Sprache unkundig und, bis auf Einen, gleichgültig oder gar feindſelig gegen uns geſinnt. Kein einziges Wort aus deutſchem Munde, das römiſche Urtheil berichtigend, oder die Fäden der Begebenheiten auseinanderlegend, welche die Römer nicht ſehen noch verſtehen konnten, redet zu uns aus jener Zeit. Wie viel reicher und ſicher noch ehrenvoller würde das Gemälde derſelben ſich vor uns ausbreiten, wenn wir auch deutſche Quellen beſäßen! Aber erſt mehrere Jahrhunderte ſpäter, nachdem vielfache Umwälzungen vorgegangen, und die meiſten Beſtandtheile der alten Zeit von ihrem Flecke gerückt waren, fangen einzelne, ſparſame Quellen der Geſchichte an aus deutſchen Zeugniſſen zu fließen von Schriftſtellern, welche mit ihrem Volke auf fremden Boden verſchlagen, die Schickſale deſſelben zu erzählen verſuchen. Ihre Namen werden im Anfange des zweiten Zeitraumes genannt werden.

Nach allem Obigen müſſen wir uns daher begnügen, aus den römiſchen und griechiſchen Schriftſtellern, und durch Schlüſſe aus ſpäteren Zeugniſſen auf frühere Zeiten, ein möglichſt getreues Bild unſerer Vorzeit aufzuſtellen, uns dabei beſcheidend, daß ſehr Vieles dunkel, abgeriſſen, in Widerſprüche gehüllt, erſcheinen muß, und daß die Meinungen über manches Einzelne wohl immer getheilt bleiben werden. Die Zeit, für welche die folgende Schilderung gehört, iſt die Zeit um Chriſti Geburt und die nächſten Jahrhunderte darnach.

2. Die Beſchaffenheit des Landes.

Unſer Vaterland war in den Zeiten, da die Römer daſſelbe zuerſt kennen lernten, nach ihrer Beſchreibung ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheurer Waldungen, Sümpfe und öder Strecken. Der große herzyniſche Wald dehnte ſich, nach Cäſar's Angabe, von den Alpen in einer Länge von 60 und einer Breite von 9 Tagereiſen weit durch daſſelbe hin, und darnach müßten alle Haupt-Gebirge und Wälder des jetzigen Deutſchlands die Ueberbleibſel dieſes ungeheuren Waldgebirges ſeyn. Allein Cäſar überträgt, nach den unbeſtimmten Nachrichten, die er erhielt, in der Unkunde der deutſchen Sprache, den allgemeinen deutſchen Gebirgs-Namen Hart oder Harz auf die ſämmtlichen Waldgebirge des Landes, die doch gewiß bei den Einwohnern ſchon durch beſondere

Namen unterſchieden wurden. Nehmen wir indeß den herzyniſchen Wald in dieſer älteſten und ausgedehnteſten Bedeutung, ſo umfaßte er den Odenwald, Speſſart, das Rhöngebirge, den Thüringer-Wald, das Erzgebirge, den Böhmer-Wald, die mähriſchen Gebirge und endlich die Karpathen, welche am längſten den Namen des herzyniſchen Waldes behalten haben. In Deutſchland machte bis zur cimbriſchen Zeit der herzyniſche Wald die Gränze zwiſchen den deutſchen Stämmen, die im Norden deſſelben, und den Celten, die im Süden wohnten. Von letzteren hatten die Helvetier damals ihre Sitze am Rhein hinunter, bis an den Main und öſtlich bis an Böhmen, der große Stamm der Bojer aber in den öſtlichen Gegenden des herzyniſchen Waldes, und ſie haben dem Lande Böhmen, Bojohemum, ſeinen Namen gegeben. Nach der Zeit des cimbriſchen Zuges wenden ſich die Helvetier nach und nach in ihre ſpäteren Wohnſitze an den Alpen, und im ſüdlichen Deutſchland erſcheint der mächtige Stamm der Sueven, den Cäſar, ein halbes Jahrhundert ſpäter, hier findet. Spätere Schriftſteller, namentlich Plinius und Tacitus, ſchränkten den herzyniſchen Wald auf die Gebirgsreihen ein, welche im Süden des Thüringer-Waldes Böhmen umſchließen und nach Oſten Mähren und Ungarn berühren. Auch nennen ſie und der ſpätere Ptolemäus manche einzelne Gebirge mit eignen Namen, z. B. mons Abnoba, der Schwarzwald (Ptolem. ſcheint darunter die Gebirge zwiſchen Main, Rhein und Weſer zu verſtehen); das Melibokos-Gebirge, der jetzige Harz; der Semana-Wald, im Süden des Harzes nach dem Thüringer-Walde zu; das Sudeta-Gebirge, ein Theil des Thüringer-Waldes; der Gabreta-Wald, der Böhmer-Wald; das Askiburgiſche-Gebirge, nach einigen das Erz-, doch beſſer das Rieſen-Gebirge; der Taunus, die Höhe zwiſchen Wiesbaden und Homburg; der Teutoburger-Wald, die Gebirgs- und Wald-Strecke, die ſich von der Weſer in das Lippiſche und weiter nordweſtlich bis nach Osnabrück ausdehnt. Cäſar nennt auch noch den Bacenis-Wald, wahrſcheinlich der weſtliche Theil des Thüringer-Waldes, der ſich bis in das Fuldaiſche erſtreckt und im Mittelalter Bocauna oder Buchonia hieß; und Tacitus nennt die silva Caesia, zwiſchen der Ems und Yſſel, wovon noch der Häſer-Wald und die Baumberge bei Coesfeld Ueberbleibſel ſind und vielleicht die Stadt Coesfeld den Namen er-

halten hat. Mehrere andere, minder wichtige oder ungewiſſe, Namen übergehen wir.

Die großen deutſchen Waldungen haben ohne Zweifel, wie jetzt, hauptſächlich aus Eichen, Buchen und Nadelholz beſtanden. Vor allem bewunderten die Römer die ungeheuren Eichen, die ihnen gleich alt mit der Erde zu ſeyn ſchienen. Plinius, der ſelbſt im nördlichen Weſtphalen, im Lande der Chauken, geweſen war, drückt ſich ſo über ſie aus: „Mit der Erde ſelber entſtanden, von den Jahrhunderten unberührt, überſteigen die ungeheuren Stämme durch ihr kräftiges Leben alle ſonſtigen Wunder der Natur.“ Unter den über den Erdboden ſich erhebenden Wurzeln dieſer uralten Eichen konnten, wie Plinius verſichert, Reiter durchreiten; und ungeheure, von dem Meere fortgeriſſene Eichenſtämme ſchreckten die Flotte des Druſus in der Nordſee.

Auch von deutſchen Flüſſen kennen die Römer ſchon die meiſten; Danubius, Donau; Rhenus, Rhein; Moenus, Main; Albis, Elbe; Visurgis, Weſer; Viadrus, Oder; Vistula, Weichſel; Nicer, Neckar; Luppia, Lippe; Amisia, Ems; Adrana, Eder; Salas (nur bei Strabo), Saale; und einige andere. Auffallend iſt es, daß die Römer die Lahn und die Ruhr, welche ſie bei ihren Feldzügen im nördlichen Deutſchland doch ſicher kennen lernten, gar nicht nennen. — Die deutſchen Ströme waren damals noch nicht durch Brücken gangbar; der Deutſche bedurfte derſelben nicht, da er jene leicht durchſchwamm und für größere Uebergänge ſeine Schiffe hatte.

Der Boden des Landes war nicht bearbeitet wie jetzt; doch nennen ihn die Römer ſtellenweiſe recht fruchtbar, und Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptbeſchäftigungen der Deutſchen. Roggen, Gerſte, Hafer, und nach Einiger Meinung auch Waizen, wurden gezogen; Flachs war allgemein verbreitet; mehrere Wurzeln- und Rüben-Arten gab es gewiß; die Römer bewunderten Rettige von der Größe eines Kinderkopfes, und nennen Spargel, den ſie freilich nicht rühmten, und eine Art Zuckerwurzel, die ihnen wohlgefiel. — Die edlen Obſtarten der Südländer, welche ſpäter auch zu uns verpflanzt ſind, mochten damals nicht gedeihen, doch erwähnt Plinius einer Kirſchenart am Rheine, und Tacitus rechnet wilde Baumfrüchte (agrestia poma), welche doch wohl beſſer als unſere Holzäpfel geweſen ſeyn müſſen, unter die Speiſen der Deutſchen.

Die Weiden waren grasreich und ſchön, und das Rindvieh, ſo wie die Pferde, wenn gleich klein und unanſehnlich, doch von ſehr guter, dauerhafter Art.

Das edelſte aller Gewürze, das Salz, quoll den Deutſchen aus ihrem vaterländiſchen Boden empor. Auch das nützlichſte aller Metalle, das Eiſen, verſagte er ihnen nicht, und ſie verſtanden die Kunſt, es zu gewinnen und zu verarbeiten. Nach Silber ſcheinen ſie noch nicht gegraben zu haben.

Der ſtärkenden Heilquellen, deren unſer Vaterland ſo viele zählt, erwähnen die Römer ſchon bei Spaa und Wiesbaden.

Das Klima war wegen der unabſehlichen Waldungen, deren Dickicht die Sonnenſtrahlen nicht durchdrangen, und wegen der unausgetrockneten Sümpfe und Moore, kälter, neblichter und rauher als jetzt; doch wohl nicht ganz ſo ſchlecht, wie die im üppigen Italien verwöhnten Römer es ſchilderten. Nach ihnen ſtanden die Bäume acht Monate im Jahre blätterlos, und die großen Ströme regelmäßig ſo feſt vom Eiſe, daß ſie Heereslaſten tragen konnten. „Nur drei Jahreszeiten,“ ſagt Plinius, „kennen die Deutſchen: Winter, Frühling und Sommer; vom Herbſt kennen ſie weder Namen noch Gaben.“ — Ueberhaupt fanden die Römer das Land ſo unfreundlich, daß ſie es für unmöglich hielten, jemand könne Italien verlaſſen, um in Deutſchland zu wohnen.

Unſere Vorfahren aber liebten dieſes Land über Alles, weil ſie als freie Männer darin geboren waren, und weil des Landes Beſchaffenheit ihre Freiheit ſchützen half. Die Wälder und Sümpfe ſchreckten den Feind; die rauhe Luft, ſo wie die Jagd der wilden Thiere, ſtärkten die Körper der Männer, und bei einfacher, natürlicher Koſt wuchſen ſie zu ſo hohen Geſtalten empor, daß die andern Völker ſie ſtaunend bewunderten.

3. Die Menſchen.

Die Römer hielten das deutſche Volk, mit Recht, für ein uraltes, reines, ungemiſchtes Stammvolk. Es war nur ſich ſelbſt gleich; und wie die gleichartigen Gewächſe des Feldes, die aus reinem Samen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, ſondern in dem geſunden, freien Boden draußen emporwachſen, durch Ausartung nicht von einander abweichen, ſo war auch unter den Tauſenden des einfachen deutſchen Stammes nur Eine, feſte, gleiche

Geſtalt. Ihre Bruſt war breit und ſtark; ihr Haar gelb, bei den Kindern im früheſten Alter blendend weiß. Auch ihre Haut war weiß, ihr Auge blau, ihr Blick durchdringend und kühn. Der ſtarke, rieſenartige Körper, welchen die Römer und Gallier nicht ohne Schrecken anſehen konnten, zeugte, welche Kraft die Natur in dieſes Volk gelegt hatte; nach den Angaben einiger Alten war ihre gewöhnliche Höhe ſieben Fuß.

Von Jugend auf härteten ſie ihren Körper auf alle Weiſe ab. Die neugebornen Kinder wurden in kaltes Waſſer getaucht, und das kalte Bad blieb für Knaben und Jünglinge, für Männer und Frauen, das Stärkungsmittel das ganze Leben hindurch. Ihr Kleid war ein weiter, kurzer Rock, mit einem Gurt befeſtigt, oder Felle wilder Thiere, die Siegeszeichen ihrer Jagden; bei beiden war ein großer Theil des Leibes unbedeckt, und auch der Winter brachte ſie nicht dahin, ſich wärmer zu kleiden. Die Kinder liefen faſt ganz nackend umher, und die verweichlichten Völker, welche ihre Kinder nur mit Mühe durch die früheren Jahre hindurchbrachten, wunderten ſich, wie die Knaben der Deutſchen ohne Wiege und Windeln in ſolcher Fülle der Geſundheit emporblüheten.

Die Römer nannten unſer Volk nach ſeiner kriegeriſchen und tapfern Sinnesart Germanen *), ein Name, den die Tungern, ein Haufe deutſcher Wehrmänner, die in früher Zeit über den Rhein gingen und ſich mit den Waffen in der Hand unter den Galliern niederließen, zuerſt führten, und der ſpäter auf alle Stammgenoſſen überging. Dieſer Name, als ein Ehrenname, wurde nun von allen Deutſchen gern anerkannt und blieb.

Der uralte Volks-Name iſt aber ohne Zweifel derſelbe, den wir bis auf den heutigen Tag führen. Er ſtammt von dem Worte Diot (Gothiſch Thiuda), her, welches Volk bedeutet. Ein Teut-

*) Am wahrſcheinlichſten von dem Worte Ger, Spieß, und dem Worte Man, der Mann, der Herr. Alſo jedenfalls ein kriegeriſcher Ehrenname, welcher die Mannhaftigkeit des Volkes bezeichnete. — Merkwürdig iſt es, daß der Name Germanen, den vor Cäſar kein römiſcher Schriftſteller nennt, auf einer im Jahr 1547 entdeckten Marmorplatte vorkommt, welche zu den berühmten Fastis Capitolinis gehört, und zwar für das Jahr 223 vor Chr. Geb. Der Conſul Marcellus trug in dieſem Jahre einen Sieg über den galliſchen Heerführer Viridomar davon, der auf der Marmorplatte ein Anführer der Gallier und Germanen genannt wird.

ſcher oder Deutſcher, je nach der härteren oder weicheren Mundart, wäre alſo ein dem Volke, welches ſich vorzugsweiſe ſo nennt, Angehöriger *).

Geſchichtlich kommt der Name des Volkes der Deutſchen aber erſt mehrere Jahrhunderte nach dem Untergange der römiſchen Herrſchaft vor; er erſcheint vor Otto I. nur in wenigen Urkunden, von denen die früheſte aus dem Jahre 813 iſt.

Daß ein Geſammtname des ganzen Volkes in frühern Zeiten vielleicht wenig oder gar nicht bei ihm ſelbſt im Gebrauch war, darf uns nicht befremden. Bei einem, in ſo viele Stämme getheilten, Volke kam im Verkehr der einzelnen Stämme gewiß nur der Name eines jeden vor, weil jeder ſich für ein Volk (Diot) hielt; und ſpäter, als ſich mehrere Völkerſchaften in Genoſſenſchaften vereinigten, nur der Name des Bundes: Sueven, Markmannen, Alamannen, Gothen, Franken, Sachſen. — Uebrigens iſt es merkwürdig genug, daß der urſprüngliche Volksname uns ſchon in dem der Teutonen, den Pytheas 300 Jahre vor Chr. Geb. anführt, und der bei dem cimbriſchen Kriege wieder erſcheint, entgegentreten will.

4. Die deutſchen Stämme.

Es werden uns von den alten Schriftſtellern die Namen vieler deutſchen Völkerſchaften genannt und ihre Wohnſitze, zum Theil genauer, zum Theil unbeſtimmter, bezeichnet. Auch reden mehrere unter ihnen von Hauptſtämmen, unter welchen die einzelnen Völkerſchaften ſich vereinigten. Allein ihre Angaben ſind weder übereinſtimmend, noch genau genug, um daraus eine feſte Ueberſicht zu gewinnen, die wir uns doch ſo gern bilden möchten. Denn wie wichtig wäre es für uns, ſchon in der Wiege unſerer Geſchichte die Stamm-Unterſchiede nachweiſen zu können, welche ſich noch jetzt finden, und durch die verſchiedenen Mundarten der deutſchen Sprache, ſo wie durch manche weſentliche Verſchiedenheit in der Lebensweiſe des Volks, beſonders des der Natur näher gebliebenen Landvolks, darthun! Aber die Nachrichten ſind zu unvollſtändig, und nur einige, immer noch wichtige, Grundzüge werden ſich als feſtes Reſultat ergeben.

*) Die Abſtammung durch das Adjectiv auszudrücken, iſt nicht ſo ungewöhnlich. Der Engländer nennt ſich: Englishman, und der Däne ſchlichtweg en Dansk.

Am dunkelſten ſteht für uns die fünffache Stamm-Eintheilung da, welche **Plinius** giebt. Von der äußerſten Nordküſte, alſo etwa an der Weichſel-Mündung, anfangend, nennt er zuerſt die **Viniler** oder **Windiler** (welche an den gothiſch-vandaliſchen Stamm erinnern); weiter weſtwärts, an der Oſtſeeküſte her, und über die cimbriſche Halbinſel hinaus, an der Nordſee bis zur Mündung der Ems, die **Ingävonen**; in den Rheingegenden bis zum Maine, und an der linken Rheinſeite noch weiter hinauf, die **Iſtävonen** (wohl richtiger Iscävonen); in der Mitte Deutſchlands, beſonders in den Hochländern an der obern Weſer, der Werra, Fulda und nach Süden zu bis in den herzyniſchen Wald, die **Hermionen**- oder **Herminonen**-Völker. Dem fünften Stamme giebt er keinen allgemeinen Namen, rechnet aber dazu die **Peuciner** und **Baſtarner** in den Nieder-Donau-Gegenden bis nach Dacien.

Tacitus kennt drei dieſer Namen auch, aber er leitet ſie von dem mythiſchen Urſprunge des Volks her. Der Sohn Tuisko's, Man, hatte drei Söhne, Ingävon, Iſtävon und Hermion (erinnert offenbar an Irmin), deren Nachkommen die drei Hauptſtämme der Ingävonen, Iſtävonen und Hermionen bildeten.

Wir möchten, wie ſchon erwähnt iſt, ſehr gern die 4 oder 5fache Stammeintheilung des Plinius mit den ſpäteren Zeiten in Verbindung bringen, und ganz ohne geſchichtliche Andeutungen ſind wir nicht. Wenn der vandaliſche Stamm ſich ſpäter in dem großen gothiſchen Bunde von ſelbſt wiederfindet; wenn die Sueven, der Kern des Alamannen-Bundes, als die Bewohner des innern und ſüdweſtlichen Deutſchlands, an die Herminonen erinnern dürfen; ſo bleiben für den Norden und Nordweſten noch die Ingävonen und Iscävonen übrig; und da offenbar zwiſchen den Anwohnern des Mittel- und Nieder-Rheines bis in die Gebirgsgegenden der Weſer und des Harzes hin ein weſentlicher Unterſchied, ja Gegenſatz gegen die Anwohner der Nordſee, die Frieſen und Chauken, ſchon in der früheren Römerzeit ſtattfindet, welcher ſich ſpäter im Franken- und Sachſenbunde ausbildet, ſo hätten wir hier den 3ten und 4ten Hauptſtamm des Plinius. Der 5te fiel ſchon bei ihm außerhalb der Gränzen des eigentlichen Deutſchland. — Noch weiter fortſchreitend, können wir die nach den Zeiten der Völkerwanderung in Deutſchland gebliebenen Reſte des gothiſchen Stammes in

den Baiern wiederfinden, ſo daß zwiſchen den ſpäteren vier Hauptvölkern in Deutſchland, Franken, Sachſen, Schwaben und Baiern, ein Zuſammenhang bis zu den Stammvölkern des Plinius ſtattfände. Gewiß haben ſolche Zuſammenknüpfungen großen Reiz; allein wir wandeln doch auf zu unſicherm Boden, um geſchichtliche Reſultate gewinnen zu können.

Beſtimmter iſt, was uns die Alten, am ausführlichſten Cäſar und Tacitus, über die Eigenthümlichkeit eines deutſchen Hauptſtammes, welcher viele einzelne Völker umfaßte, der Sueven nämlich, erzählen. Aus der Zuſammenſtellung des von ihnen entworfenen Bildes mit manchen andern Schilderungen deutſcher Sitten und Einrichtungen können wir die Eigenthümlichkeit eines zweiten Stammes mit ziemlicher Sicherheit beſtimmen, wenn gleich die Römer ihm keinen allgemeinen Namen geben. Wir ſtellen zuerſt die Sueven dar, wie Cäſar und Tacitus ſie ſchildern.

1) Die Völker ſueviſchen Stammes wohnten in einem großen Halbkreiſe vom Ober- und Mittel-Rhein und von der Donau, durch die Mitte Deutſchlands und weiter nach Norden bis an die Oſtſee, ſo daß ſie die Flußgebiete des Neckars, des Mains, der Saale, dann am rechten Elbufer der Havel, Spree und Oder inne hatten; ja, Tacitus ſetzt Sueven-Völker noch bis über die Weichſel hinaus, ſowohl im innern Lande, als an den Oſtſee-Küſten, und jenſeits derſelben in Schweden. Gründe der Wahrſcheinlichkeit laſſen zwar zwiſchen Oder und Weichſel und an letzterem Fluſſe noch einen dritten, den gothiſch-vandaliſchen Stamm, erkennen; allein wir können, da die feſten Nachrichten fehlen, nur darauf hindeuten, wovon weiter unten ein Mehreres. — Die Sueven waren, wie Cäſar berichtet, ſchon früh zu einem großen Bunde vereinigt, deſſen Grundzüge durchaus kriegeriſch waren. Die Liebe der Waffen ſollte in allen lebendig erhalten werden, auf daß ſie zu jeder Unternehmung ſtets bereit ſein möchten. Daher hatten die Einzelnen kein beſtimmtes Maaß an Länderei, ſondern die Fürſten und Vorſteher theilten den Familien jährlich ihr Land zu, wie und wo es ihnen gut däuchte; auch durften ſie nicht einmal denſelben Acker zwei Jahre hinter einander beſtellen; ſondern mußten mit andern tauſchen, damit keiner ſich an den Boden gewöhnen und den feſten Wohnplatz liebgewinnen möchte, und die Luſt des Krieges mit dem Ackerbau vertauſchte. Wenn der Einzelne ein

weites Gebiet erwürbe, ſo fürchteten ſie, möchte der Mächtige den Armen verdrängen, ſich zierliche Häuſer erbauen, und es möchten durch Begierde nach Reichthum Partheiungen und Spaltungen entſtehen. Außerdem mußten jährlich aus jedem ihrer hundert Gaue tauſend Männer in den Krieg ziehen, die übrigen aber, die zu Hauſe blieben, den Acker für dieſe mit beſtellen. Im folgenden Jahre waren umgekehrt die andern unter den Waffen, und jene zu Hauſe; ſo daß ſowohl der Feldbau als auch die Kunſt der Waffen in beſtändiger Uebung war. Sie hielten es für einen Ruhm, wenn an ihren Gränzen das Gebiet weit herum wüſt lag, zum Zeichen, daß die Nachbar-Völker ihrer Gewalt nicht hatten widerſtehen können. Auch mochte es ihnen alſo ſicherer ſcheinen gegen plötzlichen Ueberfall.

In dieſen, wenn gleich rohen, Grundzügen des ſueviſchen Bundes zeigt ſich ſchon ein großer Gedanke, und beweiſet, daß unſere Vorfahren zur Zeit von Chriſti Geburt keineswegs zu den wilden Völkern gezählt werden dürfen. Was Lykurg durch ſeine Geſetzgebung bei den Spartanern bewirken wollte, und weshalb auch er ſeinen Bürgern kein feſtes und abgeſondertes Eigenthum geſtattete, das ſollte auch die Grundlage und die zuſammenhaltende Kraft des ſueviſchen Bundes ſein: Ein ſo ſtarker, durchgreifender Gemeinſinn, daß der Einzelne ſich durchaus dem Ganzen unterordnen, nur in dem Ganzen und für daſſelbe leben ſollte. Nicht durch Eigennutz, nicht durch Partheiſucht, nicht durch Trägheit ſollte ſich irgend einer von den übrigen abſondern, oder ſein eignes Wohl für wichtiger achten, als das des geſammten Bundes.

2) Im nordweſtlichen Deutſchland, zwiſchen der Nieder-Elbe und dem Nieder-Rhein, alſo um die Aller, Leine, den Harz, die Weſer, Lippe, Ruhr und Ems, bis an die Küſten der Nordſee, nennen uns die Römer viele einzelne Völkerſchaften, ohne ſie mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen. Späterhin, im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb., kömmt in dieſen Gegenden der Name Sachſen vor, und in noch ſpäterer Zeit iſt er der herrſchende in dem oben bezeichneten Landſtriche; denn im dritten Jahrhunderte breitete ſich das Volk der Sachſen aus Holſtein über Nieder-Deutſchland aus und gab den Völkern, die es bezwang oder zum Bunde vereinigte, ſeinen Namen. Man hat den Namen der Sachſen auch für die frühere Zeit zur gemeinſchaftlichen Bezeich-

nung aller Völkerſchaften in Nieder-Deutſchland gebrauchen und durch ihn den Gegenſatz bezeichnen wollen, in welchem dieſe Völker in ihrer ganzen Lebensweiſe gegen die Sueven ſtanden. Denn wie dieſe ſich ungern an feſte Sitze binden und durch die größere Beweglichkeit in allen ihren Gliedern zu jeder kriegeriſchen Unternehmung bereit halten wollten, — ſie waren als Eroberer in die früher von Celten bewohnten Länder gekommen, und der Krieg hatte ihnen ihre Verfaſſung gegeben, — ſo hatten im geraden Gegenſatze die Völker in Nieder-Deutſchland ſich früh an feſte Wohnſitze gewöhnt und den Ackerbau zu ihrer Hauptbeſchäftigung gemacht. Sie wohnten auf Höfen zerſtreut; jeder Hof hatte ſeine Feldmark um ſich herum und war mit Hecke und Erdwall eingehegt. Der Hausvater war Herr und Prieſter in ſeinem Gehöfe und durch freiwilligen Bund mit einer Anzahl anderer Hofherrn zu einer Gemeinde verbunden; mehrere Gemeinden wieder zu einem Gau. Der Name der Sachſen, den man von Sitzen ableitete und mit Einſaſſen gleichbedeutend hielt, ſchien die Eigenthümlichkeit dieſer Völker recht treffend zu bezeichnen, ſo wie dagegen der Name Sueven, der das ſchweifende Leben der übrigen ausdrücken ſollte, ſehr gut für dieſe zu paſſen ſchien. Allein dieſe Ableitungen ſind mehr ſinnreich als geſchichtlich begründet. Der Name Sachſen iſt vielmehr, nach aller Wahrſcheinlichkeit, von den kurzen Schwertern dieſes Volkes, Saxen (Sahs) genannt, abzuleiten; der der Sueven aber iſt in ſeiner Ableitung noch nicht gründlich aufgeklärt.

Der Gegenſatz zwiſchen Sueven und Nicht-Sueven iſt übrigens nicht zu verkennen. Hier die größte Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Einzelnen; dort die Kraft und Einheit des Ganzen, in welchem ſich der Einzelne verlieren mußte; hier Familienleben in ſeiner vollen Geſchloſſenheit; dort Staatsleben in der, wenn auch noch rohen, Durchführung einer ſcharf aufgefaßten Idee.

Für die Kraft des ganzen Volkes gegen Fremde war die niederdeutſche Einrichtung nicht die günſtigſte; aber dem einzelnen Manne giebt es einen ſtarken und ſelbſtſtändigen Sinn, wenn er in ſeinem Hauſe und Hofe der alleinige Herr iſt, und Frau und Kind durch ſeine eigene Kraft beſchützen muß. In Dörfern oder gar Städten, wo er dicht unter vielen wohnt, verläßt er ſich auf den Schutz der Andern, und wird darüber gar leicht feige und träge.

Auch iſt der einzelne Wohner, in ſeiner oft trotzigen Einſamkeit, dennoch menſchlich und gaſtlich geſinnt und beut dem Nachbar und Freunde, ja ſogar dem Fremden, an ſeinem Heerde eine immer bereite Stätte. Denn er fühlt es inniger, wie der freundliche Anblick des Menſchen und die Erquickung geſelliger Rede dem Gemüthe wohlthun; da hingegen der Städter, der auf jedem Schritt einer Menge begegnet, ſich gewöhnt, an dem menſchlichen Antlitze kalt vorüber zu gehen. Wenn der Einzelwohner, mit dem Jagdſpeere in der Hand, durch Schnee und Sturm über die Haide geſchritten war, ſo lachte ihm, gleich einem glücklichen Eilande auf wüſtem Meere, die Hütte des Gaſtfreundes willkommen entgegen.

Die einzelnen Völker, welche die alten Schriftſteller aus dem einen oder andern Stamme, und noch außerdem, aufzählen, werden wir ſpäter nennen. Hier ſchien es nöthig, gleich anfangs des Einen Hauptunterſchiedes zwiſchen den deutſchen Völkern zu gedenken, weil viele Schilderungen der Alten von ihren Sitten und Einrichtungen nur auf den einen, andere nur auf den andern Stamm paſſen und ſich in ihrem Widerſpruche nur aus der Verwechſelung der Nachrichten erklären laſſen. Cäſar z. B. hat hauptſächlich die Sueven, Tacitus die niederdeutſchen Völker im Auge. Doch wird ſich bei der Darſtellung des Einzelnen, zu welcher wir uns jetzt wenden, zeigen, daß der weſentliche Grundcharakter beiden gemein war.

5. Lebensart und Sitten.

Die Deutſchen liebten das Leben in der freien Natur über Alles. Städte baueten ſie nicht, ſie verglichen ſie den Gefängniſſen. Die wenigen Oerter, welche bei den römiſchen Schriftſtellern unter dem Namen von Städten vorkommen, — der ſpätere Ptolemäus nennt die meiſten, — waren wohl nichts als die Wohnſitze der Vornehmen, etwas größer und kunſtreicher gebaut, als die der gemeinen Freien, um welche ſich die Dienſtmannſchaft angebaut hatte; das Ganze mochte noch mit Wall und Graben gegen feindliche Angriffe umgeben ſeyn.

Die niederdeutſchen Völker legten nicht einmal gern zuſammenhangende Dörfer an, ſo groß war ihre Liebe zur uneingeſchränkten Freiheit. Die Hütte lag, wie ſchon erwähnt, in der Mitte der Feldmark, die zu ihr gehörte und mit einem Gehege umſchloſſen war. Nicht künſtlich war der Bau dieſer Hütte. Mit der Axt zu

gehauene Balken wurden aufgerichtet und verbunden, die Fächer mit geflochtenen Weiden-Zweigen (Welgern), gefüllt und mit Lehm und Stroh zu einer feſten Wand beworfen. Ein Strohdach deckte das Ganze, welches (wie noch in Weſtphalen), auch das Vieh mit in ſich faßte; und zur Zierrath färbten ſie die Wände mit hellglänzenden Farben.

Wo ein Hain, wo eine Quelle ſie lockt, ſagt Tacitus, da wählen ſie ihren Wohnplatz. Alſo mochte oft der Nutzen und die Bequemlichkeit der Liebe zu der freien und ſchönen Natur nachſtehen; und auch deshalb mochten ſie ihr Vaterland ſo ſehr lieben, weil es eine ſo große Mannigfaltigkeit an Berg und Thal, an Wald und Wieſe, und an Gewäſſern aller Art ihnen darbot.

Dieſes ſtarke Natur-Gefühl, welches in unſern Vorfahren von Anfang an gelebt hat, iſt ein Grundzug des deutſchen Weſens. Es wird uns, ſo lange wir es bewahren, vor der Erſchlaffung der Sinne und der Sitten ſchützen, in welche die gebildetſten Völker des Alterthums, durch Ueberverfeinerung und Ueppigkeit, und durch das Zuſammendrängen in große Städte, verſunken ſind.

Der Deutſchen Lieblingsbeſchäftigung war, nächſt dem Kriege, die Jagd; und ſie war ſelbſt ein Krieg. Denn die Wälder bargen außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde, auch Wölfe, Bären, Auerochſen, Wiſentthiere (Biſon-Ochſen), Elenthiere, wilde Schweine und viele Arten der großen Raubvögel. Daher wurde der Knabe von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, und das war ſein feſtlicher Tag, wenn er zuerſt mit dem Vater im Walde den reißenden Thieren nachjagen durfte.

„Ackerbau und Viehzucht und die Geſchäfte des Hauſes,“ ſagt Tacitus, „überlaſſen ſie den Weibern und Knechten. Denn man mag den Germanen leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern und Wunden zu holen, als die Erde zu pflügen und die Ernte zu erwarten; ja, es ſcheint ihnen ſogar feige, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen kann.“ Allein dieſe Schilderung unſerer Vorfahren ſtellt, wie ſo oft die Darſtellungen der römiſchen Schriftſteller, das Einzelne als etwas Allgemeines auf. Der kleinere Eigenthümer mußte ohne Zweifel, wie unſer Bauer, ſelbſt mit Hand anlegen, ſeinen Acker zu bauen, während der größere Gutsbeſitzer Zeit zur Jagd, zum geſelligen Herumſtreifen mit Gaſtfreunden, und zu Feſtlichkeiten übrig behielt. — Und was die Schilderung des vorherrſchend kriegeriſchen Sinnes betrifft,

der lieber durch Blut als Schweiß des Lebens Güter gewinnen wollte, ſo iſt dieſe vorzugsweiſe von den erobernden Kriegsgefolgen kühner Anführer, wie eines Arloviſt, und den Gränzwehren der Deutſchen gegen die Römer, z. B. den Markomannen, zu verſtehen. Denn wenn bei einem Volke einmal Ackerbau und Viehzucht zum Hauptgeſchäfte geworden ſind und ohne ſie das Leben nicht beſtehen kann, ſo können ſie nicht zu den vom freien Manne verachteten Beſchäftigungen gehören, welche er nur Weibern und Knechten überläßt.

Gleichwohl bleibt unbezweifelt war, daß bei den Deutſchen der ältern Zeit kriegeriſcher Sinn und gewaltiger Trieb der Natur zu kühnen Unternehmungen, und überhaupt die ungebändigte Kraft mit ihren heftigen Fehlern, vorgeherrſcht habe. Allein durch alle dieſe Züge drängt ſich das erhebende Bild größerer Tugenden hervor Bei keinem Volke der Geſchichte zeigt ſich, neben den Fehlern der ungebundenen Naturkraft, die edle Anlage, die Zucht und Ordnung, die großartige Vaterlands=Liebe, die Treue und Keuſchheit, wie bei den Deutſchen. „Dort lächelt Niemand,“ ſo ſagt der edle Römer, der für die Würde der unverdorbenen Natur empfänglichen Sinn bewahrt hatte, — „dort lächelt Niemand über das Laſter, und verführen oder ſich verführen laſſen, heißt nicht vornehmer Ton; denn bei den Deutſchen vermögen gute Sitten mehr, als anderswo gute Geſetze.“

Dieſe ſittliche Würde der Deutſchen, welche durch alle Züge der Roheit hervorleuchtet, hatte ihren wahren Quell und Mittelpunkt in der Heiligkeit der Ehe und der daraus entſpringenden Innigkeit des Familienlebens; — wie denn überhaupt an dieſen beiden Zügen die eigentliche Sittlichkeit eines Volkes am reinſten erkannt werden kann. In der Abhärtung ſeiner rauhen Jugend kräftig herangewachſen, gleich der kernigen Eiche in ſeinen Wäldern, durch Keuſchheit und Zucht rein erhalten von entnervenden Begierden, wählte der junge Mann im reiferen Alter, wenn ſeine körperliche und ſittliche Natur ihr Gleichgewicht gefunden hatte, die Jungfrau, an Alter wenig von ihm verſchieden, zur Gattin. Nur ſeltene Ausnahmen gab es, wie Tacitus ſagt, daß etwa ein Fürſt, um durch Verbindung mit andern mächtigen Häuſern ſein eignes Anſehen zu mehren, mehr als eine Gattin nahm. —

Nicht die Frau brachte dem Manne eine Ausſteuer, ſondern dieſer bezeugte den Werth, den er auf die Verbindung mit ihr legte,

je nach ſeinem Vermögen, durch reichere oder einfachere Geſchenke; und auch in dieſer Sitte ſprach ſich die Achtung der Deutſchen gegen das weibliche Geſchlecht aus. Zu der Morgengabe der Frau gehörte, außer einem Rindergeſpann, auch ein Schlachtroß, Schild und Waffe; eine Gabe, die bei einem Volke nicht unnütz war, wo die Frau, beſonders bei großen Zügen, dem Manne oft in den Krieg folgte. Sie ſollte Tapferkeit, Krieg und Waffen nicht für etwas ihr durchaus Fremdes halten und wurde daher durch dieſe heiligen Zeichen der beginnenden Ehe erinnert, ſie komme als Gefährtin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, im Kriege, wie im Frieden, und ſo müſſe ſie leben, und ſo ſterben. Sie empfange etwas, das ſie unverletzt ihren Kindern übergeben und was ihre Schwiegertochter wiederum erhalten ſolle, um es den Enkeln zu überliefern. Und ſo war dieſe Gabe gleichſam, wie Tacitus ſagt, die geheime, heilige Weihe und die Schutzgottheit der Ehe.

Eine ſolche Verbindung, auf Liebe und Tugend gegründet, und auf feſtes Zuſammenhalten in allen guten und ſchlimmen Fällen des Lebens, bis in den Tod, berechnet, mußte heilig und unverletztlich ſeyn; und in der That war Verletzung der ehelichen Treue, nach Tacitus's Zeugniß, faſt unerhört. Die tiefſte und allgemeinſte Verachtung folgte dem ſehr ſeltenen Verbrechen.

Die Kinder aus ſolcher Ehe waren den Eltern ein theures Pfand der Liebe. Sie wurden von ihrer Geburt an als freie menſchliche Weſen geachtet. Von der tyranniſchen Gewalt des römiſchen Vaters über ſeine Kinder war in Deutſchland keine Spur. Die Mutter ernährte ihre Kinder an der eigenen Bruſt; ſie wurden nicht Ammen und Mägden überlaſſen. Dafür verehrten auch die Deutſchen die tugendhaften Frauen ſehr hoch; ja, ſie glaubten, es ſei ihnen etwas Heiliges und Ahnungsvolles eingeboren, ſo daß ſie ihren Ausſprüchen oft in entſcheidenden Augenblicken folgten.

Die Achtung des weiblichen Geſchlechts in ſeiner menſchlichen Würde, bei der ſo ſtark eingeprägten Liebe der Waffen, des Krieges und der Manneskraft, dieſer großartige Zug in der Natur des deutſchen Stammes, der ihn über die in anderer Hinſicht ſo hochbegabten Griechen und Römer erhebt, er zeigt am klarſten, wie die Natur ihren deutſchen Sohn zum ganzen Menſchen beſtimmt hatte, der durch allſeitige Ausbildung der menſchlichen Kräfte ein

neues, in dieſer Freiheit und Vielſeitigkeit Griechen und Römer übertreffendes, Zeitalter dereinſt herbeiführen ſollte.

Die Lebensweiſe der alten Deutſchen in Kleidung und Nahrung war einfach, der Natur gemäß. Der Frauen Schmuck beſtand in dem gelben langen Haare, in der friſchen Farbe ihrer reinen Haut, und in dem ſelbſtgeſponnenen und gewebten leinenen Gewande, mit einem Purpurſtreif als Gürtel verziert. Der Mann kannte keinen Schmuck als ſeine Waffen; ſeinen Schild und ſeinen Helm, wenn er einen trug, verzierte er, ſo gut er konnte. Bei den Sueven trug er das Haar in einem Büſchel auf dem Scheitel zuſammengebunden, des kriegeriſchen Ausdrucks wegen; bei den Sachſen wurde es geſcheitelt und hing, zu mäßiger Länge verſchnitten auf die Schultern herab.

Die einfache Koſt beſtand vorzüglich aus Fleiſch- und Milch-Speiſen. Aus Hafer und Gerſte bereiteten ſie ihr Lieblingsgetränk, das Bier. Auch Meth, aus Waſſer und Honig, kannten ſie; denn Honig bereiteten ihnen die wilden Bienen in den Wäldern in vorzüglicher Güte und Menge. Am Rheine verſchmähten ſie auch den von den Römern gebrachten Wein nicht.

Kein Volk ehrte die Rechte der Gaſtfreundſchaft höher, als die Deutſchen. Einen Fremden, wer er auch ſey, von ſeinem Hauſe zurückzuweiſen, wäre ſehr ſchimpflich geweſen. Ein jeder nahm ihn an ſeinem Tiſche auf, nach ſeinem Vermögen; war ſein Vorrath aufgezehrt, ſo wurde der, welcher noch eben Wirth geweſen, der Wegweiſer und Begleiter des Gaſtfreundes, und ungeladen traten beide in das nächſte, beſte Haus ein. Auch da wurden ſie gleich freundlich empfangen. Wenn der Fremde Abſchied nahm, ſo erhielt er als Gaſtgeſchenk, was er begehrte; und der Geber forderte ſeiner Seits eben ſo frei und offen. Das gutmüthige Volk hatte Freude an Geſchenken; aber ſie rechneten weder die Gabe hoch an, noch hielten ſie ſich durch diejenige ſehr verpflichtet, die ſie empfangen hatten.

Nicht ſelten rathſchlagten die Deutſchen bei ihren Gaſtmählern über die wichtigſten Angelegenheiten, über die Verſöhnung zwiſchen Feinden, über Bündniſſe und Freundſchaften, über die Wahl der Fürſten, ja über Krieg und Frieden; weil die Fröhlichkeit des Mahles und der Geſellſchaft die Geheimniſſe der Bruſt aufſchloß. Aber am folgenden Tage wurde das, was ſo an's Licht gekommen war, in endliche Ueberlegung genommen, ſo daß das

Verhältniß beider Zeiten richtig geſtellt war; ſie rathſchlagten, wenn ſie ſich nicht verſtellen konnten, und faßten den Beſchluß, wenn ſie zu ruhiger Ueberlegung fähig waren.

Bei ihren Mahlen hatten ſie eine eigene Art von Schauſpielen. Nackte Jünglinge tanzten zwiſchen bloßen Schwertern und aufgerichteten Spießen; nicht um Lohn und Gewinſt; ſondern der Lohn dieſes faſt kühnen Muthwillens war das Vergnügen der Zuſchauer und die Ehre ſolcher gefahrvollen Kunſt.

Das Würfelſpiel trieben ſie, — wie uns Tacitus voll Verwunderung erzählt, — nüchtern, als ein ernſtes Werk, und mit ſolcher Begierde um Gewinn und Verluſt, daß ſie, wenn Alles verloren war, auf den letzten Wurf ihre Freiheit und ſich ſelbſt wagten. Der Verlierende ging in die freiwillige Knechtſchaft; wenn gleich jünger und ſtärker als der Gegner, ließ er ſich doch geduldig binden und als Knecht verkaufen. So ſtandhaft hielten ſie ihr Wort, ſelbſt in einer ſchlechten Sache; „ſie nennen das Treue", ſagt der römiſche Schriftſteller.

6. Die bürgerlichen Einrichtungen.

Das ganze Volk beſtand aus Freien und Unfreien. Unter den letztern ſcheint wieder ein weſentlicher Unterſchied ſtatt gefunden zu haben. Die eine Klaſſe, welche man mit den hörigen Leuten auf dem Gute eines Grundherrn vergleichen kann, und zu denen auch des Tacitus Freigelaſſene gehören mochten, empfingen von dem Grundherrn Haus und Hof und ein Stück Land, und entrichteten ihm dafür eine beſtimmte Abgabe von Korn oder Vieh oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung ſelbſt verfertigt wurde. Die zweite Klaſſe dagegen, die eigentlichen Knechte, welche gekauft und verkauft wurden, wohl meiſtens Kriegsgefangene, mögen zu den gröbern Arbeiten des eigenen Hauſes und Feldes gebraucht ſeyn. Aber auch ihr Loos war gewiß erträglich; denn ihre Kinder wuchſen mit denen des Herrn, faſt ohne Unterſchied, heran, und ſo bildete ſich in dem einfachen Leben ein Verhältniß gegenſeitiger Anhänglichkeit. Der Waffen aber wnrde der Knecht für unfähig gehalten; ſie waren das Vorrecht und die Ehre der freien Männer.

Unter dieſen gab es vornehme Geſchlechter, nobiles, wie Tacitus ſie nennt, und gemeine Freie, ingenui. In ſpäterer

Zeit unterſcheidet die deutſche Sprache Adelinge und Frilinge. Das erſte Wort kommt wahrſcheinlich von Od, Gut, her, und würde alſo den großen Gutsbeſitzer bezeichnen, der auf ſeinem Gute Hinterſaſſen und hörige Leute zählte, und in ſeinen Gütern ſchon die Mittel beſaß, einen größern Einfluß zu üben. Der Friling war dagegen der gemeine freie Mann, der ſein kleines Gut mit eignen Händen und vielleicht wenigen Knechten bebaute. Wenn Tacitus, wie wahrſcheinlich, mit ſeinen Benennungen nobiles und ingenui. dieſen Unterſchied bezeichnet, ſo liegt darin der Urſprung des deutſchen Adels, wie er in der Natur aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe begründet iſt. Aus dem Anſehen, welches Güter und Verdienſte, eigene ſowohl als die der Vorfahren, geben, entwickeln ſich die Vorzüge vor den ärmern, unbeachteten Geſchlechtern, welche im Laufe der Zeiten, gleichſam durch Verjährung des Beſitzes, in Rechte übergehen. Die Nachrichten des Tacitus reden jedoch noch nicht von eigentlichen Rechten, z. B. auf die Vorſteher-Stellen in Gemeinden und Gauen, ſondern nur von der Gewohnheit, dieſelben aus den angeſehenen Geſchlechtern zu beſetzen.

Eine Anzahl von Höfen großer und kleiner Gutsbeſitzer nämlich, durch engere Bande vereinigt, bildete eine Gemeinde; mehrere Gemeinden eine Markgenoſſenſchaft, die in einem größeren Bezirke gemeinſchaftliches Recht der Hut und Weide übte; eine Anzahl dieſer die Hundrede oder Cent, und mehrere Hundreden die größere Genoſſenſchaft des Gaues, welche zum Schutz gegen jeden Feind, und für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums im Innern, rechtlich verbunden war.

Dem Gau ſtand ein aus den Alten und Erfahrenen gewählter Richter vor, von welchem es ungewiß iſt, ob er ſchon in den ältern Zeiten den Namen Graf geführt hat *). Den Centen oder Hundreden ſtanden die Centner oder Centgrafen vor. Sie entſchieden in kleineren Sachen; in größeren waren ſie Beiſitzer der Gaugrafen. Nicht nur die Rechtspflege, ſondern auch die Leitung anderer gemeinſchaftlichen Angelegenheiten, war Geſchäft dieſer Vorſteher; und ſie zuſammen waren die Principes des Gaues, die Vorderſten und Erſten unter den Gleichen, wovon unſer Wort Fürſt

*) Die Ableitung des Wortes Graf oder Grav iſt ungewiß. Die von grau, ſo viel als alt, iſt nicht haltbar.

herſtammt. Die Belohnung für ihre Mühe beſtand nicht in regelmäßiger Beſoldung, ſondern in Geſchenken der Hausväter.

Ueber Allen war die Volksverſammlung, welche über alle wichtigern Angelegenheiten Rath und Beſchluß faſſen mußte; und jeder freie Mann, der Vornehme wie der Geringe, war ein Glied der Volksverſammlung und hatte Theil an dem Gedeihen des Ganzen.

In früheren Zeiten mag in manchen Gegenden und bei friedlichen Verhältniſſen kein größerer Verein, als der der Gaue, ſtatt gefunden haben; äußere Gefahr aber und Verwandtſchaft der Volksſtämme hat ohne Zweifel meiſtentheils Vereine ganzer Völkerſchaften geſtiftet, welche ihrer Geſammtheit auf verſchiedene Weiſe eine Geſtalt gegeben haben mögen. Mannigfaltigkeit der geſellſchaftlichen Formen entſprach der angeſtammten Freiheits-Liebe der Deutſchen. Die meiſten dieſer Völker ſcheinen eine einfache Bundes-Verfaſſung zur Zeit des Friedens gehabt zu haben, indem die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten von der Volksgemeinde berathen und beſchloſſen wurden. In den einzelnen Gauen ging Alles nach der herkömmlichen Verwaltungsweiſe, und ſo bedurfte es keiner fortdauernden oberen Regierungsbehörde. Für den Krieg dagegen wurde der gemeinſchaftliche Herzog nach Tapferkeit und Mannes-Tugend gewählt, deſſen Amt mit dem Kriege aufhörte. (Duces ex virtute sumunt. Tac.)

Bei andern Völkern hatte auch die Friedenszeit ihre Vorſteher, urſprünglich von der Volksgemeinde aus den Verdienſtvollſten gewählt, dann, im Laufe der Zeit, da ein natürliches Gefühl den Sohn an die Stelle des Vaters brachte, durch ein beinahe erbliches Recht eingeſetzt. (Reges ex nobilitate sumunt. Tac.) Ob dieſe Vorſteher ſchon überall oder bei einigen Völkern den Königs-Namen geführt haben, iſt nicht erſichtlich; der Römer nannte ſie, weil er dieſen Namen am ſchicklichſten fand, Reges, im Gegenſatz der mit dem Kriege vorübergehenden Herzogs-Würde. — Der König konnte natürlich auch Anführer im Kriege ſein und dann war der Herzog überflüſſig. Bei kleineren Unternehmungen aber, die nicht als Volkskrieg zu betrachten waren, oder wenn der König wegen Alters oder natürlicher Schwäche es nicht vermochte, mag auch ihn ein Herzog vertreten haben.

Bei einigen Völkern ſehen wir auch einen Wechſel der Verfaſſung. So kömmt bei den Cheruskern, als ſie gegen die Römer

kämpfen, nie ein König vor; Armin iſt der von der Gemeinde anerkannte Herzog. Später aber, im Jahr 47 nach Chr. G., berufen die Cherusker ſeines Bruders Flavius Sohn, Italicus, der bei den Römern erzogen war, zu ihrem Könige, um die innern Partheiungen zu ſchlichten.

Ueberhaupt entſprach der niederdeutſchen Volksthümlichkeit mehr die freie Form der Verfaſſung, da das geſammte Volksleben von dem Bunde freier Hausväter, deren jeder ſeinen Hof nach patriarchaliſcher Weiſe regierte und vertrat, ausgegangen war. Den gemeinſamen Anführer forderte nur der Krieg, und dieſer war, bei dem ruhigern Landbauer, in der Regel nur der Vertheidigungs-Krieg, wenn ein fremder Feind angriff, und dann alſo ein Volkskrieg. Bei den Sueven dagegen, deren Verfaſſung ein kriegeriſches Ganze darſtellte, wo der Einzelne dem Ganzen anzugehören ſich früh gewöhnte, war das Königthum die natürliche Form der Verfaſſung, und ſo finden wir auch bei ihnen Arioviſt, Marbod, Vannius, als Könige eines Kriegsſtaates.

Aus dieſen Unterſchieden mögen wir uns die verſchiedenen Bezeichnungen und Formen der öffentlichen Einrichtungen erklären, deren die Römer gedenken, und die nicht immer klar zu unterſcheiden ſind, weil jene das Einzelne verwechſelten.

Bei den größeren Volksvereinen waren gewiß auch Verſammlungen des ganzen Volkes, wenn gleich ſeltener, als in den einzelnen Gauen, und nur von dieſen größeren Verſammlungen gilt manches, was die Römer erzählen, wogegen die Hauptſachen den größern und kleinern Verſammlungen gemein waren.

Ueberhaupt wurden dieſelben gern an Vollmonden und Neumonden gehalten; dieſe Zeiten hielten ſie für die glücklichſten zu irgend einem Geſchäft. Sie kamen bewaffnet, — Waffen waren das Merkmal der Freiheit, und lieber ſetzten ſie ſich der Gefahr des Mißbrauchs aus, als daß Einer ohne Waffen erſchienen wäre. Das Recht, ſie auch in Friedenszeiten als Schmuck zu tragen, wurde dem Jüngling, wenn er das Alter erreicht hatte und würdig befunden war, in der Volksverſammlung ſelbſt ertheilt; dort ſchmückte ihn einer der Fürſten, oder ſein Vater, oder ein Verwandter, feierlich mit Schild und Speer. Dieſes war bei ihnen das Männerkleid, dieſes der Schmuck der Jugend; vorher erſchienen ſie nur als Glied des Hauſes, hinfort des Vaterlandes.

Der Gemeinde ſtanden Prieſter vor; nur Gott war der allgemein gefürchtete Herr, dem zu gehorchen kein Abbruch der Freiheit war; und unter ſeinem Anſehen hielten die Prieſter die Menge in Ordnung; ſie geboten Stillſchweigen; der König, der Herzog, die Grafen, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Edlen, die von Voreltern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten ſey, die Tapferſten, die durch Kriegsthaten bei Allen in Achtung ſtanden, redeten einfach, kurz, nachdrücklich; nicht im Tone des Befehlens, ſondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorſchlag, ſo verwarf ihn die Menge durch Ziſchen und Gemurmel; gefiel er, ſo ſchlugen ſie die Waffen klirrend zuſammen; die ehrenvollſte Weiſe des Beifalls war, mit den Waffen zu loben.

Bei wichtigen Angelegenheiten rathſchlagten erſt der König und die Fürſten, ehe ſie die Sache vor das Volk brachten; und ſo geziemt es ſich für eine gute Verfaſſung, weil die Menge nur über eine einfache und klar vorgelegte Sache einen Beſchluß faſſen kann.

In dieſen wenigen Zügen uralter germaniſcher Einrichtungen zeigt ſich der verſtändige Sinn unſerer Vorfahren, welcher die Grundlage des Gemeinweſens darin ſuchte, daß in jedem Gliede des Volkes Gemeinſinn, Gehorſam gegen das Geſetz und Ehrfurcht gegen die Religion, genährt werden müſſe; ſo werde dem ganzen Gebäude eine innere Feſtigkeit gegeben, welche durch kein noch ſo künſtlich berechnetes äußeres Mittel erſetzt werden könne.

Es iſt noch übrig, auch über die größeren Vereinigungen mehrerer Völkerſchaften einige Worte zu ſagen. Sie bildeten ſich in gemeinſchaftlicher Gefahr als eine Eidgenoſſenſchaft, wenn wir ſie ſo nennen dürfen, an deren Spitze eines der ſtärkeren Völker ſtand. So der Cherusker-Bund gegen die Römer; ſo die Sueven, an deren Spitze in früherer Zeit die Semnonen ſtanden; ſo ſpäter die Völkervereine der Gothen, Franken, Alamannen. — In Allem, was den allgemeinen Bund anging, waren die Geſetze ſehr ſtreng. Jede Treuloſigkeit, desgleichen Feigheit, wurde mit dem Tode beſtraft.

Es galt der Grundſatz: „Einer für Alle und Alle für Einen, auf Leben und Tod!“ — Möge er für alle Jahrhunderte aller Deutſchen Wahlſpruch ſeyn!

7. Die Kriegsordnung und die Waffen.

Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geſchehen ſollte ſo wurden alle freien Männer zu den Waffen gerufen, und das nennen wir den Heerbann*). Er zog aus unter dem Banner des Nationalgottes, welches die Prieſter vorantrugen. Die Fürſten und die Richter eines jeden Gaues waren auch ſeine Anführer im Kriege; die Genoſſen Einer Mark und Eines Geſchlechtes fochten zuſammen, und wenn der Zug eine förmliche Wanderung war, oder der eindringende Feind Alle aus ihren Sitzen aufſchreckte, ſo ſchloſſen auch Weiber und Kinder ſich an. Auf ſolche Weiſe war alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anfeuern konnte, neben jedem Streiter ſeine nächſten Verwandten, Genoſſen und Freunde, und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Zuruf ſie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten ſie verwundet zurück, und dieſe unterſuchten und zählten unerſchrocken die Wunden. Man lieſt, wie die Weiber einige ſchon wankende Schlachten wieder hergeſtellt haben durch ihr ſtandhaftes Flehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenſchaft, ja, indem ſie ſelbſt die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurück trieben.

Außer dem allgemeinen Aufgebote des Heerbannes gab es noch eine, auf freiwilliges Zuſammentreten gegründete, Waffenfreundſchaft, die man das Gefolge nannte. Kriegsluſtige Jünglinge ſammelten ſich um den bewährten hochgeachteten Anführer, und ſchwuren, vereint mit ihm zu leben und zu ſterben. Unter dieſem Gefolge war ein großer Wetteifer, wer bei ſeinem Kriegsfürſten die erſte Stelle hätte; denn das Gefolge hatte ſeine Stufen. Nicht nur bei ſeinem Volke, ſondern auch bei dem Benachbarten war es dem Anführer eines Gefolges ein hoher Ruhm, wenn er durch die Zahl und Tapferkeit ſeiner Genoſſen glänzte; man rief ihn zu Hülfe, man ſchickte ihm Geſandtſchaften, man ehrte ihn mit Geſchenken, oft wehrte er blos durch den Ruf ſeines Namens einen

*) In der Sprache der älteren Zeit iſt Heerbann (heribannus) die Strafe, welche Demjenigen aufgelegt wurde, der beim allgemeinen Aufgebot zum Kriege ſeine Pflicht verſäumte. Indeß iſt das Wort einmal für das allgemeine Aufgebot ſo gebräuchlich und bezeichnend, und ſo ſchwer durch ein anderes zu erſetzen, daß es auch hier beibehalten werden mag.

Krieg ab. Wenn es zur Schlacht kam, ſo war es dem Führer eine Schande, an Tapferkeit beſiegt zu werden, dem Gefolge aber, es der Tapferkeit des Fürſten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben aber war es ein Schimpf, ſeinen Fürſten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu ſeyn. Die Treue war ſo groß, daß kaum ein Beiſpiel dieſer Art gefunden wurde. Den Waffenherrn vertheidigen, beſchirmen, die eigenen tapferen Thaten ſeinem Ruhme zulegen, war die heiligſte Pflicht. Die Fürſten ſtritten für den Sieg, das Gefolge für den Fürſten. Wenn der Stamm, zu welchem ſie gehörten, in langem und trägem Frieden ſaß, ſo zogen die meiſten kühnen Jünglinge mit einem ſolchen Waffenherrn freiwillig zu den Völkerſchaften, die Krieg hatten; Ruhe war ihnen verhaßt, und unter Gefahren war Ruhm und Beute des Tapfern Lohn. Auch forderte das Gefolge von ſeinem Fürſten jenes kriegeriſche Roß, jenen blutigen und ſiegreichen Speer; und ſo erhielt ſich ein großes Gefolge am leichteſten durch Krieg und Beute. — In obiger Weiſe ſchildert Tacitus dieſe kriegeriſche Einrichtung bei den Deutſchen. Er ſchrieb jedoch zu einer Zeit, wo längere Kriege und Kriegsgefahren ſchon manches an derſelben mochten geändert haben. Urſprünglich iſt das Verhältniß des Gefolges zu ſeinem Waffen-Herzog wahrſcheinlich nur für einzelne Kriegszüge bindend geweſen, und hörte mit ihrer Beendigung auf. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die auf ihre Freiheit ſo eiferſüchtigen Völker geſtattet haben, daß einzelne Fürſten ſich mit einer ſolchen Schaar, wie mit einer Leibwache, umgaben. In längerer Zeit der Kriegsgefahr aber, da es wünſchenswerth, ja nothwendig ſchien, auf jeden Fall gerüſtet zu ſeyn, blieben die Gefolge dauernd zuſammen, ſie bildeten den Kern des Heeres zum Angriff, zur Abwehr, zur Verfolgung. — In den Zeiten der Völkerwanderung ſind durch die Gefolge Reiche geſtiftet, und aus der Natur ihrer innern Gliederung ſind die Geſetze hervorgegangen, nach welchen dieſe neuen Staaten geordnet wurden. (Lehnsweſen.)

Die Haupt-Waffen der alten Deutſchen waren Schild und Speer, von ihnen Framen (framea)*) genannt, mit einem ſchmalen und kurzen Eiſen, aber ſo ſcharf und zum Gebrauche geſchickt, daß ſie mit derſelben Waffe, wie es eben Noth that, in der Nähe oder Ferne fochten. Auch lange ſchwere Lanzen kommen

*) Von framen, ramen, ſo viel als werfen.

bei der Schilderung mancher Schlachten vor. Zum Kampf in der Nähe ſind gewiß auch die Streitaxt von Stein, welche noch häufig in der Erde gefunden wird, und die gewöhnliche Keule, gebraucht worden. Aus Maugel an Eiſen trugen wenige Panzer, und kaum einer oder der andere einen Helm; ſelbſt Schwerter waren ſelten, und die Schilder nur von Holz, oder aus Weidenruthen zuſammengeflochten. Und dennoch richteten ſie mit ſo einfachen Waffen ſo Großes aus, weil der Arm und der Muth mehr thun, als die Waffen.

Ihre Pferde waren weder durch Schönheit noch durch Geſchwindigkeit ausgezeichnet, aber ſehr dauerhaft; und die Deutſchen wußten ſie ſo gut abzurichten, daß ſie oft die vollkommen bewaffnete und berittene römiſche und galliſche Reuterei über den Haufen warfen. Sie achteten dieſe gering, weil ſie Sättel gebrauchten: das ſchien ihnen unmännlich und weichlich, ſie ſelbſt ſaßen auf dem bloßen Rücken der Pferde. Doch war die Stärke der Schaaren im Fußvolk, und ſie ſtellten die hurtigſten und kräftigſten ihrer Jünglinge, vermiſcht mit den Reutern, ins Vordertreffen, um den Reihen der letzteren Feſtigkeit zu geben. Die Reuter wählten ſich dieſe ihre Gefährten ſelbſt unter den Fußkämpfern, und ſo hatten bei ihnen, in der rohen Arbeit des Krieges, auch das Gemüth und die wechſelſeitige Liebe ihre Stimme. Dieſe nun hielten zuſammen im Getümmel der Schlacht, und kamen einander zu Hülfe, wenn der Streit hart war. Sank einer mit ſchweren Wunden bedeckt vom Pferde, ſo umſtanden ihn ſchnell die Fußgänger und beſchützten ihn. Wenn man raſch und weit vorwärts oder zurück ſollte, ſo war die Geſchwindigkeit der Fußkämpfer durch anhaltende Uebung ſo groß, daß ſie, an den Mähnen der Pferde ſich haltend, dieſen im ſchnellſten Laufe gleich kamen.

Ihre Schlachtordnung war meiſtens keilförmig, damit ſie die Reihen der Feinde ſchnell durchbrechen könnten. Vor der Schlacht ſangen ſie den Schlachtgeſang von den Thaten der Vorfahren und dem Ruhme des Vaterlandes. Auch kriegeriſche Inſtrumente, Hörner aus Erz oder von Auerochſen, und große Pauken, nämlich Felle über Wagenkörbe geſpannt, ertönten zum Tact der zuſammengeſchlagenen Schilde. Die Gemüther wurden immer mehr entflammt. Im Anmarſch gegen die Feinde wurde der Geſang rauher und wilder, ein muthiges, kampfluſtiges Geſchrei, welches Barrit

genannt wurde, erſt dumpfbrauſend, dann ſtärker und voller, und im Augenblicke des Zuſammentreffens mit dem Feinde bis zum Gebrüll wachſend. Der Feldherr hoffte, oder fürchtete, je nachdem der Barrit kräftiger oder matter ertönte. Oft hielten ſie, um den Schall fürchterlicher zu machen, die hohlen Schilde vor den Mund. Dieſer furchtbare Schlachtgeſang, verbunden mit dem Anblicke der rieſigen Geſtalten und der furchtbar drohenden Augen der Deutſchen, war Römern und Galliern ſo ſchrecklich, daß ſie ſich nur ſehr ſchwer daran gewöhnen konnten.

Den Schild im Stiche zu laſſen, war eine unauslöſchliche Schande; wer ſich ſo beſchimpft hatte, durfte weder dem Gottesdienſte beiwohnen, noch in der Volksverſammlung erſcheinen, und viele, die der Schlacht glücklich entronnen waren, konnten ein ſo trauriges Leben nicht tragen, ſondern endeten es durch freiwilligen Tod.

8. Die Religion.

Der Deutſchen Gottesdienſt ſchloß ſich an die Natur an; er war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erſcheinungen; aber dabei war er viel einfacher und erhabener, als der Gottesdienſt der andern alten Völker, und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühles. Wenn gleich noch roh, trugen ſie doch die Ahnung der unendlichen und ewigen göttlichen Kraft in ihrer Bruſt, denn ſie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, ſie in Mauern einzuſchließen, oder irgend einer menſchlichen Geſtalt nachzubilden. Nicht Tempel baueten ſie, ſondern ſie weiheten Haine und Wälder, denen die Natur die Säulen gebaut hatte, und deren Decke der unendliche Himmel ſelbſt war, zu Heiligthümern, und benannten nach dem Namen der Gottheit das Geheimniß, welches ſie allein durch gläubige Andacht ſchaueten. Selbſt ihre uralten, dichteriſchen Erzählungen aus ihrer Götterwelt zeugen von der edleren Sinnesart der Deutſchen, welche nicht, wie Griechen und Römer, ihren Gottheiten alle Schwächen der menſchlichen Natur andichteten, ſondern die Bilder der Stärke, der Erhabenheit, der Tapferkeit und Großmuth in ihnen aufſtellten. Und noch mehr unterſcheiden ſie ſich von allen alten Völkern durch den feſten, heitern Glauben an die Unſterblichkeit der Seele, der bei ihnen alle Todesfurcht vertilgte. In der Hoffnung eines andern Lebens gaben ſie ſich ſelbſt

dem Tod, wenn das Leben nur durch Knechtſchaft erkauft werden konnte.

Dieſe edle Naturanlage und dieſe Reinheit ihrer Religionsbegriffe machte die deutſchen Völker ſpäterhin beſonders geſchickt zu der Aufnahme des Chriſtenthums. Sie wurden das Gefäß, welches ſich Gott für die reine Bewahrung ſeiner Lehre auserſehen hatte. Denn Juden und Griechen und Römer waren ſchon durch Sinnlichkeit und Laſter entkräftet; ſie konnten die neue Lehre nicht faſſen noch halten, wie, nach dem Bilde der Schrift, der alte Schlauch den neuen Moſt nicht halten kann.

Die alten Deutſchen verehrten gleich den Perſern, Sonne und Feuer; als oberſten Gott aber den Wodan (Guodan, den Goden, Guten, Gott). Sie nannten ihn auch mit einem ſchönen Namen Allvater. — Der Sonne hielten ſie in den heiligen Hainen weiße Pferde, welche vor den geweihten Wagen geſpannt, von dem Prieſter oder dem Fürſten geführt wurden. Dieſe achteten ſorgfältig auf ihr Wiehern, denn das galt ihnen, wie gleichfalls den Perſern *), als eine Vorbedeutung der Zukunft und als ein Zeichen des Willens der Gottheit.

Als die wohlthätigſte Göttin verehrten ſie die Mutter Erde: ſie nannten ſie Nerthus (die Ernährende?)**), und von ihrer Verehrung wird uns Folgendes erzählt: „Es war auf einer Inſel im Meere ***) ein heiliger Hain, und in demſelben ein geweihter mit Teppichen bedeckter Wagen. Bisweilen (das merkten die Prieſter), ſtieg die Göttin von den heiligen Wohnungen herab, dann fuhr der Wagen mit geweihten Kühen beſpannt, vom Prieſter in tiefer Ehrfurcht begleitet. Dann waren die Tage fröhlich, die Orte feſtlich, die ſie ihrer Gegenwart würdigte; dann zogen ſie in keinen Krieg, ergriffen keine Waffen, verſchloſſen ruhte alles Eiſen; man kannte nur Frieden und Ruhe, und liebte ſie allein, bis der Prieſter die, des Umgangs der Sterblichen geſättigte, Göttin in den Tempel zurückführte. Darauf wurde der Wagen und Teppich, und, wenn man es glauben will, die Göttin ſelbſt in einem ge-

*) Man denke an die Wahl des Darius Hyſtaspis.

**) Tacit. Germ. XL. Die Lesart Hertha iſt nur eine Conjectur, und Nerthus die urſprüngliche Lesart.

***) Manches deutet auf die Inſel Rügen; doch ſind auch bedeutende Gründe dagegen.

heimnißvollen See gebadet; Sklaven verrichteten den Dienſt, die ſogleich derſelbe See verſchlang. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwiſſenheit, was das ſeyn möge, das nur, die ſterben mußten, erblickten."

Auf Weiſſagungen und Vorbedeutungen hielten die Deutſchen viel, wie ſchon des Wieherns der heiligen Sonnen-Pferde gedacht iſt. Wenn ſie einen Krieg hatten, ſo nahmen ſie oft von dem feindlichen Volke einen Gefangenen und ließen ihn mit einem von ihren Landsleuten, jeden mit ſeinen vaterländiſchen Waffen, einen Zweikampf halten; der Sieg des einen oder des andern wurde als eine Vorbedeutung oder als ein Gottesgericht angenommen. — Der Rabe und die Eule waren ihnen unglückbringende Vögel; der Kukuk verkündete die Lebensdauer. Auch mit Stäben, aus dem Zweige eines Fruchtbaums geſchnitten, deuteten ſie die Zukunft, indem beſondere Zeichen (Runen), auf jedes Stäbchen geſchnitten und dieſe dann auf ein weißes Gewand geſtreut wurden. Dann betete, bei öffentlichen Angelegenheiten der Prieſter, bei Privatſachen der Hausvater, zur Gottheit, und nahm, mit aufgehobenen Augen, dreimal einzelne Stäbe, aus deren Zeichen die Deutung geſchah.

Sehr hoch wurden heilige Seherinnen geehrt, deren einige die Geſchichte nennt, welchen der Glaube der Völker einen großen Einfluß auf die öffentlichen Beſchlüſſe einräumte. Tacitus nennt eine Aurinia (vielleicht Alruna, mit dem Geheimniß der Runenzeichen vertraut), dann die berühmte Weleda, welche an den Ufern der Lippe von einem Thurme die Völker des Nieder-Rheins leitete; endlich eine Gauna zu den Zeiten Domitians. Auch bei dem Zuge der Cimbern und dem Heere des Arioviſt kommende weiſſagende Frauen vor.

Bei den Begräbniſſen war kein Gepränge; nur wurde der Leichnam des Vornehmen wohl mit koſtbarem Holze verbrannt, und zugleich mit ihm ſeine Waffen oder ein Streitroß. Das Grabmal, welches die Aſche und die Gebeine des Verſtorbenen deckte, war ein Hügel von Raſen. Prächtige Denkmäler verſchmähten ſie, als den Todten läſtig. Wehklagen und Thränen legten ſie bald, die Traurigkeit aber ſpät ab. Den Frauen hielten ſie die Klage für geziemend, den Männern aber Erinnerung.

9. Künſte und Fertigkeiten.

Wenn wir, nach allem Obigen, auch nach der Ausbildung der alten Deutſchen in den Künſten des Lebens fragen, ſo ſind darüber die Nachrichten der römiſchen Schriftſteller leider ſehr dürftig. Von ihrem Standpunkte verfeinerter Bildung herabſehend, hielten ſie es nicht der Mühe werth, die Anfänge von Künſten, Gewerben und Kenntniſſen zu beachten, welche ſich bei ſolchen Völkern fanden, die ihnen Barbaren hießen. Dieſes Stillſchweigen hat zu dem Glauben verleitet, die Deutſchen um die Zeit von Chr. Geb. ſeyen als Halb-Wilde, den nordamerikaniſchen Huronen ähnlich, zu betrachten. Allein die Geſchichte darf, wo ſie kein ausdrückliches Zeugniß findet, Schlüſſe ziehen aus dem, was unbeſtrittene Thatſache iſt. Und ſo dürfen wir mit voller Wahrheit alſo ſchließen: die Deutſchen um und bald nach Chr. Geb., die in Waffen und Klugheit einem Feinde die Spitze boten, der in fünfhundertjährigen Kriegen mit allen Völkern der Erde die höchſte Stufe der Kriegs- und Unterjochungs-Kunſt erlernt hatte; die Deutſchen, die ſchon weit in ihren bürgerlichen Einrichtungen vorgeſchritten waren; denen Ehe und Häuslichkeit, die Ehre des Volks und der Vorfahren heilig war; die in ihren religiöſen Vorſtellungen ein tiefes Gefühl für die höchſten Ideen des Menſchengeiſtes zeigten; die endlich durch eine edle Natur-Anlage und ſchöne Züge der Sitten, trotz unläugbarer Wildheit, ungebändigter Leidenſchafter, jenen edlen Römer zu begeiſtern vermochten, welchem ein hoher Sinn für das Tüchtige und Große in der menſchlichen Natur einwohnte, dieſe Deutſchen können nicht rohe Barbaren, nicht nordamerikaniſche Wilde geweſen ſeyn. Ihre Ausbildung ſtand ſchon, ſo weit ihr Natur-Leben und ihre zerſtreute Wohnart es erlaubten, auf einer nennenswerthen Stufe.

Ackerbau und Viehzucht in Verbindnng, alſo eine geregelte Landwirthſchaft, ſetzt die erforderlichen Geräthe voraus, wenn ſie auch noch ſo einfach waren. Der Deutſche verfertigte ſie ſich ſelbſt. Das Eiſen dazu, wie zu ſeinen Waffen, mußte er zu bearbeiten verſtehen, und die Bearbeitung des ſchwerflüſſigen Eiſens iſt nicht leicht; mochten ſie auch nur das zu Tage liegende Eiſen benutzen und nicht eigentlichen Bergbau kennen. Doch nennt Tacitus ſchon Eiſen-Gruben bei den Gothinen im jetzigen Schleſien. Daß die Verfertigung eiſerner Geräthe ſchon eine höhere Stufe der

3*

Kunſtfertigkeit bezeichnet, lehrt der ſehr häufige Gebrauch des Kupfers zu ſolchen Werkzeugen, wozu das Eiſen viel beſſer iſt, in den älteſten Zeiten der Völker. Kupfer iſt viel leichter zu bearbeiten.

Bei den Zügen und Schlachten der Deutſchen, namentlich ſchon der Cimbern und Teutonen, kommen viele Wagen und Karren vor, auf denen die Weiber und Kinder fuhren und die zur Verſchanzung des Lagers umhergeſtellt wurden. Eben ſo erſcheinen die Deutſchen auf den Flüſſen und an den Küſten ihrer Meere mit Schiffen und liefern ſogar den Römern Schlachten zu Schiffe. Völker, welche künſtliche Geräthe dieſer Art zu verfertigen verſtehen, können nicht mehr Wilde ſeyn.

Die Kunſt des Spinnens und Webens iſt ebenfalls nicht ohne zuſammengeſetzte Geräthe möglich; ſie gehörte zu den täglichen Geſchäften der Frauen.

Wenn auch die Kunſt des Häuſerbauens nicht ins Große getrieben wurde, ſo war doch gewiß die Burg des Vornehmen, deren einige in den Geſchichtserzählungen vorkommen, von der Hütte des gemeinen Mannes ſchon weſentlich verſchieden, und daß dabei ſchon das Mauern mit Steinen angewendet iſt, möchten wir aus den unterirdiſchen Gruben ſchließen, in welchen die Vorräthe verwahrt wurden und die Frauen häufig ihr Leinen webten, und welche daher wohl ausgemauert ſeyn mußten.

Handel und Verkehr war den alten Deutſchen nicht fremd; ſie kannten ſogar ſchon den Hebel alles Verkehrs, ein allgemeines Tauſchmittel, das Geld. Tacitus bemerkt, daß ſie die alten guten Münzſorten der Römer recht wohl zu unterſcheiden wußten und lieber Silber als Gold nahmen, zum Verkehr im Kleinen. Die große Menge römiſcher Münzen, die nach und nach aus deutſcher Erde gegraben ſind, beweiſet, daß der Verkehr nicht ganz gering geweſen, wenn auch Vieles bei den Niederlagen der Römer als Beute den Deutſchen in die Hände gefallen ſeyn mag. Armin bietet vor der Schlacht von Idiſtaviſus jedem römiſchen Ueberläufer täglich 200 Seſtertien.

Die Tonkunſt beſchränkte ſich wohl auf den Schlachtgeſang, und die rohen, kriegeriſchen Inſtrumente, die früher genannt ſind, und auf das Heldenlied bei feſtlichen Mahlen. Gewiß hat die deutſche Vorzeit auch ihre begeiſterten Sänger gehabt, wie die der

Griechen ihre Homeriden; das Zeugniß des Tacitus ſagt es uns, und der Sinn des Volkes für Großes und Ruhmwürdiges, wie er in den Thaten ſelbſt hervortritt, würde uns auch ohne jenes Zeugniß dafür bürgen.

Es iſt darüber geſtritten worden, ob die Deutſchen um Chriſti Geburt Schrift gehabt haben oder nicht? Tacitus ſagt ausdrücklich, daß Männer und Frauen die Schreibekunſt nicht verſtanden, (literarum ſecreta viri pariter ac feminae ignorant. Germ. 19.) Und wenn dieſe Stelle auch etwa in einem beſchränkteren Sinne gedeutet werden könnte, falls ausdrückliche Zeugniſſe für das Gegentheil vorhanden wären, ſo iſt ſie doch, bei deren Ermangelung, ſprechend genug für die Unkenntniß der Schreibekunſt bei den alten Deutſchen. Es kommen freilich Briefe von Marbod und Adganaſter, einem Katten-Fürſten, nach Rom vor; allein dieſe waren offenbar lateiniſch geſchrieben und beweiſen nur, wenn ſie von den Fürſten ſelbſt geſchrieben ſind, daß die Vornehmen, welche mit den Römern verkehrten und vielleicht in Rom ſelbſt längere Zeit lebten, der Römer Schreibekunſt ſelbſt erlernt haben mögen. Das Volk war ihrer ohne Zweifel unkundig.

10. Die deutſchen Völkerſchaften.

A. Die Wohnſitze der **niederdeutſchen Völkerſchaften** ſind ſchon im 4. Kapitel im Allgemeinen angedeutet; hier folgen die Namen und Sitze der Einzelnen: *)

---

*) Die Geographie des alten Deutſchlands iſt ſehr in Dunkelheit gehüllt. Die römiſchen und griechiſchen Geographen geben meiſtens nur zu kurze Notizen und die Geſchichtſchreiber ſtehen oft mit ihnen und unter ſich im Widerſpruche. Viele Gelehrte, alter und neuer Zeit, haben mit großem Fleiße Licht in die Verworrenheit zu bringen geſucht; dennoch iſt noch immer Vieles durchaus zweifelhaft und wird es auch wohl bleiben. Von den Gelehrten, die über alte deutſche Geographie geſchrieben haben, mögen hier nur: Cluver, Grupen, Junker, Adelung, Mannert, Barth und Reichard genannt werden. Das vollſtändigſte neuere Werk iſt: Germanien und ſeine Bewohner von A. B. Wilhelm. 1823. Aus dieſem iſt hier das Meiſte genommen. Der merkwürdigſte Theil des alten Deutſchlands aber, weil die wichtigſten Römerkriege hier geführt ſind, Weſtphalen nämlich, iſt am gründlichſten behandelt von Leop. v. Ledebur, in ſeinem Werke über das Land und Volk der Brukterer, 1827. Er hat den neuen, ſehr richtigen, Weg eingeſchlagen, die Geographie des Mittelalters, ſo viel wir von der Gau-Eintheilung wiſſen,

1. Die Sigambrer, ein angeſehenes Volk in den Gegenden der Sieg, wovon ſie wahrſcheinlich den Namen haben, und weiter landeinwärts in den Gebirgsgegenden Weſtphalens, die ſpäterhin das Süderland oder Sauerland genannt werden. Hier findet ſie Cäſar um das Jahr 56, hier Druſus im Jahr 12 vor Chr. Geb., zu welcher Zeit ſich ihr Gebiet bis an die Lippe ausdehnte. Geſchwächt durch die Angriffe der Römer, denen ſie zunächſt ausgeſetzt waren, mußte ſich ein Theil von ihnen durch Tiberius an die Mündungen des Rheins und die Yſſel verſetzen laſſen, ein anderer blieb in den alten Wohnſitzen und kämpfte mit den Cheruskern gegen Germanicus. In den folgenden Jahrhunderten erhält ſich der Name nur bei dem Theile des Volkes, der an den Rhein-Mündungen wohnte; er bildete die Saliſchen Franken, welche eben von der Yſſel, Iſala oder Sala den Namen haben, und machte ein Hauptvolk im Bunde der Franken aus *).

2. Die Uſipeter und Tenchterer, faſt immer Nachbaren und gleiche Schickſale mit einander theilend. Aus ihren Stammſitzen, wahrſcheinlich in der Wetterau, dem Landſtriche zwiſchen Main, Rhein und Lahn, um das Jahr 56 vor Chriſti Geburt von den Sueven weiter nach Norden gedrängt, wurden ſie, als ſie über den Rhein gingen, von Cäſar zurückgeſchlagen und zum Theil vernichtet. Der Reſt wurde von den Sigambrern aufgenommen; und zur Zeit des Druſus wohnen die Uſipeter in dem Landſtriche nördlich von der Lippe am Rheine; die Tenchterer aber hatten ſchon um das Jahr 36 vor Chriſti Geburt, als die Ubier an das linke Rheinufer verſetzt wurden, deren Gebiet am rechten eingenommen, ſo daß alſo beide Völker wieder Nachbaren waren, und in dem Herzogthume Berg und einem Theile von Cleve wohnten. — Zuletzt erſcheinen auch die Tenchterer als ein Theil der Franken **).

---

und die Diöceſan-Eintheilung der Bisthümer Münſter, Osnabrück, Paderborn, Cöln und Utrecht, zur Aufhellung der alten deutſchen Völkergränzen zu benutzen, und hat dadurch unſtreitig vieles in's Klare gebracht. Wir folgen ihm in Beziehung auf Weſtphalen meiſtentheils.

*) Claud. Claudianus (um 400 nach Chr.), de IV Cons. Honor., 449. Gregor von Tours II. 31. und andere. Klodwig wird bei der Taufe vom Biſchof Remigius angeredet: mitis Sicamber.

**) Gregor von Tours II. 9.

3. Die Brukterer, ein mächtiges Volk in dem Lande nördlich der Lippe, bis an die mittlere Ems, und von der Nähe des Rheins bis nahe an die Weſer, alſo recht eigentlich im heutigen Münſterlande und einigen angränzenden Landſtrichen. Nach den neueſten Unterſuchungen wird auch das Land im Süden der Lippe bis in die ſauerländiſchen Gebirge, alſo der ſogenannte Hellweg, zum Lande der Brukterer gerechnet *). Sie wurden in die großen und kleinen Brukterer getheilt, nahmen als Bundesgenoſſen der Cherusker thätigen Antheil an dem Freiheitskriege gegen die Römer, und erhielten aus der Beute nach der Varus-Schlacht einen der drei eroberten Legions-Adler. Um das Jahr 98 nach Chr. Geb. wurden ſie in einem innern Kriege von ihren Nachbaren faſt vernichtet, ſo daß Tacitus die Chamaver und Angrivarier ſich in ihr Gebiet theilen läßt. Allein dieſe Erzählung war ſicher übertrieben, denn ihr Name kommt ſpäter bei Ptolemäus in denſelben Gegenden vor, und nachher erſcheinen ſie als Theil des Frankenbundes. Nachdem der Sachſenbund ſich immer weiter über Weſtphalen ausgebreitet, wird auch das Land und Volk der Brukterer von demſelben umfaßt, ob durch Waffengewalt oder Bund, iſt nicht zu entſcheiden. — Ihren Namen mögen die Brukterer von den Brüchen in ihrem Lande erhalten haben.

4. Die Marſen, Nachbaren der Brukterer, treten ebenfalls als thätige Feinde der Römer um die Zeit von Chr. Geb. auf. In der Varus-Schlacht erbeuteten ſie einen Adler, den Germanicus nachher wiedergewann; und eben dieſer Feldherr eröffnete ſeine Feldzüge gegen Nieder-Deutſchland im Jahr 14 nach Chr. Geb. mit einem Zuge von Vetera Castra (bei Xanten) durch den Cäſiſchen Wald in das Gebiet der Marſen, wobei er das berühmte Heiligthum der Tanfana zerſtörte. Dieſe Begebenheiten zeigen uns die Marſen als ein weſtphäliſches Volk, nicht ſehr weit vom Rhein wohnend. Weiter läßt ſich nichts mit Beſtimmtheit über ihre Wohnſitze ausſagen und die Alterthumsforſcher ſind daher verſchiedener Meinung über dieſelben. Einige ſetzen ſie an die Lippe, Andere öſtlich von der Ems in das Tecklenburgſche und Osnabrückſche, was wohl die wahrſcheinlichere Meinung iſt. Das Heiligthum der Tanfana, welches an verſchiedenen Orten, unter an-

*) S. das oben angeführte Werk von Ledebur.

dern auch bei Münſter, geſucht wird, würde dann etwa im Teck=lenburgſchen zu ſuchen ſeyn.

5. Die Tubanten, ebenfalls Nachbarn der Brukterer, werden von Einigen in das Land zwiſchen Paderborn, Hamm und dem Arnsberger Wald (die Soeſter Börde), geſetzt, von Andern, und zwar mit mehr Wahrſcheinlichkeit, an die entgegengeſetzte Seite des Brukterer=Landes, nordweſtlich an den Rhein und an die Vechte, in die heutige Twente.

6. Südlich von den zuletzt angegebenen Wohnſitzen der Tu=banten am Rheine wohnten die Chamaven und ſtießen wieder ſüdlich an die Uſipeter, denen ſie einen Theil des Weidelandes an dem Rhein und der Yſſel, noch vor des Druſus Zeit, abgetreten hatten. Um das Jahr 98 nach Chr. nehmen ſie den Brukterern ein Stück ihres Landes weg, und ſpäterhin kommen ſie als Theil des Franken=Bundes vor. Im Mittelalter heißt ihr Gebiet das Hamaland. Ptolemäus nennt auch Kamaven neben den Cherus=kern am Fuße des Harzes, die aber wahrſcheinlich ein ganz ande=res Volk ſind.

7. Die Anſibarier oder Amſivarier, nördlich von den Brukterern an der Ems (daher Emsgauer oder Emsbauern). Im Jahr 59 nach Chr. wird ein Theil von ihnen durch die mächti=gen Chauken vertrieben, ſucht lange vergeblich andere Sitze bei den Nachbar=Völkern und verſchwindet endlich bei den Cheruskern. Ein Theil muß aber in den alten Sitzen geblieben ſeyn und kommt ſpäter als Theil des Frankenbundes vor.

8. Die Chaſuaren und Chattuaren waren nach Eini=gen zwei Völker, von denen die erſtern an der Haaſe, nördlich von den Marſen, wohnten, und daher Haſegauer genannt wurden, die andern aber an der Ruhr=Mündung, wo im Mittelalter noch der Gau Hatterun von ihnen zeugte, nach Andern aber nur Ein Volk, welches nördlich von den Chatten an der Diemel ſeinen Sitz hatte.

9. Die Dulgibiner werden mit Wahrſcheinlichkeit in die We=ſergegend geſetzt, vielleicht gerade in das Lippeſche, wo die Legionen des Varus vernichtet wurden. (Der Name lebt noch in der Dolger Haide.) Sie gehörten im engern Sinne zum Cheruskerbunde. Pto=lemäus kennt ſie auf dem rechten Ufer der Weſer; ſie mögen alſo wohl beide Ufer bewohnt haben. Auch nennt Ptol. in dieſer Gegend

Tulisurgium, vielleicht falſch abgeſchrieben für Teutiburgium, in der Gegend von Detmold, und Tropaea Drusi, das Siegesdenkmal des Druſus an der Weſer, vielleicht in der Nähe von Höxter.

Einige andere Oerter, welche Ptolemäus in Weſtphalen nennt, leider ohne das Volksgebiet zu bezeichnen, worin ſie lagen, und die daher von den Alterthumsforſchern ſehr verſchieden gedeutet werden, ſind:

a. Bogadium, nach Einigen Münſter, nach Andern Bochold, oder auch Beckum, nach Ledebur Bochum an der Lippe, auf der großen Römerſtraße zwiſchen Vetera und Aliſo.

b. Mediolanium — auch für Münſter genommen, aber viel wahrſcheinlicher Meteln an der Vechte.

c. Munitium — ſoll Osnabrück, oder das Schloß Ravensberg, oder Stromberg im Münſterſchen ſeyn.

d. Stereontium — Warendorf, Stromberg, Steinfurt oder Steveren, alle im Münſterlande.

e. Amasia, wahrſcheinlich derſelbe Ort mit dem Amisia des Tacitus, dem Kaſtell am linken Ufer der Ems, nicht weit von ihrer Mündung, welches Druſus anlegte.

f. Ascalingium bei Minden an der Weſer.

g. Ueber Aliso, das von Druſus im J. 11 vor Chr. Geb., nach der Nachricht des Dio Caſſius, am Zuſammenfluſſe des Aliſo und der Lippe angelegte Schloß, ſind die Meinungen inſofern einig, daß es an der obern Lippe gelegen habe, nicht ſehr weit vom Eingange des Teutoburger Waldes. Die meiſten Stimmen wiederum haben ſich für Elſen bei Paderborn, nicht weit vom Zuſammenfluſſe der Alme und Lippe, entſchieden; die neueſte, ſehr gründliche, Unterſuchung von Ledebur hat es bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit erhoben, daß Aliſo im jetzigen Kirchſpiele Liesborn gelegen habe, in dem Raume, der durch den Einfluß der Lieſe in die Glenne und der Glenne in die Lippe gebildet wird, beim Stifte Cappeln *).

h. Arbalo, wo Druſus von den Deutſchen auf der Gränze des Landes der Cherusker, Chatten und Sigambrer, ins Gedränge

*) Der einſichtsvolle Chef des Generalſtabes des 7. preuß. Armee-Corps, der verſtorbene Oberſt von Wollzogen, hat dem Verfaſſer ſchon vor mehreren Jahren aus militäriſchen Gründen dieſe Meinung für die richtige erklärt.

gebracht wurde, war höchſt wahrſcheinlich zwiſchen Rühden und Geſecke, wo das Haargebirge in die Ebenen des Hellweges ausläuft, und wo ſich im Mittelalter ein Gau Arpesfeld befand. Die Endſylbe Lo am Namen bedeutet Wald; Feld, im Gegenſatze von Wald, deutet alſo auf urbar gemachten Wald.

Dicht am linken Ufer der Weſer wohnten, außer den Dulgibinern, auch die übrigen kleinen Bundesvölker der Cherusker; und jenſeits dieſes Fluſſes:

10. Die Cherusker ſelbſt, das berühmteſte germaniſche Volk der früheren Zeit. Um Chr. Geb., zur Zeit ihrer größten Blüthe, hatten ſie ein weites Gebiet inne, von welchem jedoch nicht genau anzugeben iſt, wie viel davon ihr eigentliches Stammland, und wie viel das Land ihrer engeren Bundesgenoſſen war, welche die Römer oft ſchlechtweg Cherusker nennen. Dieſes Gebiet erſtreckte ſich vom Harze, dem Mittelpunkte deſſelben, öſtlich bis an die Saale und Elbe, nördlich bis nahe an die Aller, weſtlich bis an die Weſer, ſüdlich bis an die Werra und den Thüringer Wald. Von der Zeit des Druſus bis zur Befehlshaberſchaft des Varus, in den 20 Jahren, da die Römer in Niederdeutſchland faſt heimiſch wurden und ſchon von einer römiſchen Provinz ſprachen, hielten die Cherusker Freundſchaft mit den Römern, ihre Fürſten-Söhne traten in römiſchen Kriegsdienſt, Auguſtus hatte eine deutſche Leibwache, und alles ſchien friedlich. Allein unter Varus traten die Cherusker an die Spitze faſt aller Völker zwiſchen Rhein und Weſer; beſonders ſchloſſen ſich die kleineren Völkerſchaften an der linken Seite der Weſer an ſie an, welche die Römer oft Clienten der Cherusker, oft auch geradezu Cherusker nennen, woraus der Irrthum entſtanden iſt, als hätten die Cherusker ſelbſt an beiden Seiten der Weſer gewohnt. — Später, als Hermann gegen Marbod zog, verbanden ſich ihre mächtigen Nachbarn in Oſten, die Longobarden und Semnonen, mit ihnen. — Aber nach Hermanns Tode verfiel der Glanz der Cherusker. In langer Unthätigkeit erſchlafften ſie und wurden von den Longobarden, Chauken und Chatten nach und nach ſo geſchwächt, daß nur der Schatten ihrer vorigen Größe übrig blieb. Nur noch einmal kommt ihr Name als Beſtandtheil im Bunde der Franken vor. Ptolemäus nennt in ihrem Gebiete Lupia oder Lupta, jetzt Eimbeck? Calagia, Halle an der Saale, Bicurdium, Erfurt.

Mit den Cheruskern verſanken auch ihre Bundesgenoſſen:

11. Die Foſen, an der Fuſe, im heutigen Braunſchweigiſchen.

12. Die Angrivarier, auf beiden Seiten der Weſer unterhalb Minden, die Nachbarn und treuen Bundesgenoſſen der Chauken, mit denen ſie auch ſpäter als ein Beſtandtheil des Sachſen-Bundes, unter dem Namen der Engern, auftreten. Der ſächſiſche Landſtrich an der Weſer hieß Angaria.

13. Die Chauken wohnten an der Nordſee, von der Mündung der Ems bis zur Elbe, die Weſer umſchließend, und wurden von dieſer in die größern und kleinern getheilt *). Plinius, der ſelbſt ihr Land betreten hatte, entwirft von den Küſten-Bewohnern ein trauriges Bild: „Hier überſtrömt der Ozean zweimal des Tages einen großen Landſtrich, und bringt einen ewigen Streit in der Natur hervor, ſo daß man zweifelhaft wird, ob man dieſe Gegend Land oder Meer nennen ſoll. Das armſelige Volk bewohnt die Hügel der Küſte oder Erdhaufen, ſo hoch als das Waſſer ſteigt mit Händen aufgeworfen. Da wohnen ſie bei der Flut Seefahrenden ähnlich, bei der Ebbe Schiffbrüchigen. Die vom Meer hergetriebenen Fiſche fangen ſie mit Netzen von Binſen und Seegras. Sie haben kein Vieh und nähren ſich nicht, wie ihre Nachbarn, von Milch; nicht einmal Wild zu jagen iſt ihnen vergönnt, da kein Strauch bei ihnen zu ſehen iſt. Den mit der Hand gewonnenen Schlamm (Torf) trocknen ſie mehr an der Luft als an der Sonne, um damit ihre Speiſen zu kochen und ihre vom Nordwinde erſtarrten Eingeweide zu wärmen. Sie haben kein anderes Getränk als Regenwaſſer, in Gruben aufbewahrt. Und dennoch, wenn dieſe Völker von den Römern ſollten überwunden werden, ſo würden ſie ſagen, ſie wären Sklaven geworden!" — Tacitus dagegen, welcher das ausgebreitete Volk der Chauken, mehr im Innern des Landes, im Auge hat, rühmt ſie als das angeſehenſte Volk unter den Germanen, friedlich geſinnt und doch kriegeriſch und tapfer. Sie waren lange treue Bundesgenoſſen der Römer, die mehrmals durch ihr Land gegen die Völker an der mittleren Weſer zogen, wahrſcheinlich aus einer Stamm-Feindſchaft gegen

*) Ihr Name ſcheint von der Natur ihres Landes genommen zu ſeyn; kauken, quaken bedeutet in der niedern Mundart ſo viel als beben; der bruchige Boden des Landes bebt unter den Füßen. Quakenbrück bewahrt noch den alten Volksnamen.

die Cherusker. Ja, unter Nero's Regierung verdrängen ſie die gegen die Ems vorgeſchobene Wehrmannei des Cherusker-Bundes, die Anſibarier, und dehnen ſich weit nach Süden aus, ſo daß Tacitus ſie ſogar bis zu den Chatten hinaufreichen läßt. Im dritten Jahrhundert verheeren ſie Gallien unter dem Kaiſer Didius Julianus, und endlich verſchwinden ſie unter dem Bundes-Namen der Sachſen.

Ptolemäus nennt einige Oerter bei den Chauken: Tuderium, wahrſcheinlich Meppen; Thuliphurdum, Verden; Phabiranum, Bremen oder Bremervörde; Leuphana, Lüneburg? und andere.

14. Die Frieſen, an der Nordſee, von der mittleren Rhein-Mündung bis zur Ems, Bundesgenoſſen der Römer in den deutſchen Kriegen. Im vierten und fünften Jahrhundert erſcheinen ſie in dem Bunde der Sachſen wieder und ſchiffen mit dieſen ſogar nach Britanien über *). Die Römer nennen die Inſeln Borkum Burchana, und Ameland, Austeravia, an ihrer Küſte, und in ihrem Lande: Fleum oder Flevum, am Dollart.

15. Die Sachſen, ſpäterhin ſo wichtig, werden zuerſt von Ptolemäus in der Mitte des zweiten Jahrhunders als Bewohner des jetzigen Holſtein genannt. Sie waren ſehr geſchickte Schiffer und im vierten und fünften Jahrhundert furchtbar durch ihre Seeräubereien. Tacitus und Plinius nennen ſie nicht, wahrſcheinlich, weil ſie ſie mit unter dem Namen der Cimbern begreifen. Von dem Völkervereine, den ſie ſtifteten und mit ihrem Namen benannten, wird ſpäter die Rede ſeyn.

16. Die Cimbern werden auch mehrere Jahrhunderte nach ihrem großen Zuge, mit welchem unſere Geſchichte anfängt, noch in ihren alten Sitzen, der cimbriſchen Halbinſel, dem heutigen Jütland, genannt, beſonders ſagt Strabo **) ausdrücklich, daß ſie noch ihre alten Sitze bewohnten.

Zwiſchen den ſächſiſchen und ſueviſchen Völkerſchaften findet ſich noch eines der merkwürdigſten deutſchen Völker, welches keinem Theile anzugehören ſcheint, nämlich:

Die Chatten, höchſt wahrſcheinlich die jetzigen Heſſen. Sie ſind ſehr häufig mit den Römern, mit denen ſie gränzten, in Berührung gekommen und werden oft von ihnen genannt. Schon

*) Procop. Goth. IV. 20.
**) Geogr. VII, 2, 1.

Cäſar kennt ſie, denn die Sueven, gegen welche er die Ubier ſchützt und die er durch ſeinen Rheinübergang bedroht, müſſen, der Wohngegend nach, die Chatten geweſen ſeyn. Vielleicht gehörten ſie auch damals zum großen ſueviſchen Bunde, trennten ſich aber von demſelben, nachdem ſie ihre feſten Sitze am Mittelrhein und nach dem innern Lande zu genommen hatten. Tacitus trennt ſie ausdrücklich von den Sueven, und wir mögen ſie zur Zeit der Römerkriege am richtigſten als ein ſelbſtſtändiges, eine Scheide zwiſchen den beiden großen Volksſtämmen der Sueven und Niederdeutſchen bildendes, Volk betrachten. In dieſen Kriegen wird ihr Land oft von den Römern heimgeſucht; zu Tacitus Zeit aber, nach der gänzlichen Schwächung der Cherusker, ſcheint ihr Gebiet den größten Umfang gewonnen zu haben, denn ſie dehnen ſich von der Gegend bei Hanau und wo ſie an das römiſche Zehntland gränzten, über den Speſſart und das Rhön-Gebirge bis an den Thüringer Wald und nach Südoſten bis an die fränkiſche Saale aus; dann nach Norden bis etwas über die Gegend, wo die Werra und Fulda zuſammenfließen, und nach Nordweſt bis auf die Höhen des Weſter-Waldes.

Tacitus rühmt die Chatten beſonders wegen ihrer Tapferkeit und beſonnenen Kriegführung. Ihr Fußvolk war das beſte unter allen Germanen. Sie waren mehr, als alle andere, an Kriegszucht und Ordnung gewöhnt und wußten befeſtigte Lager aufzuſchlagen; dabei waren ſie beſonders groß, kraftvoll und unerſchrokken, und ihr kriegeriſcher Blick flößte Schrecken ein. „Schlagen können ſie Alle," ſagt Tacitus, „nur die Chatten wiſſen Krieg zu führen; und was ſehr ſelten bei barbariſchen Völkern iſt, ſie ſetzen mehr in den Feldherrn, als in das Heer. Das Glück zählen ſie unter die zufälligen, die Tapferkeit unter die gewiſſen Dinge."

Ihre Jünglinge ließen Haar und Bart lang wachſen und trugen einen eiſernen Ring, das Zeichen der Unfreien, am Arme, bis ein erſchlagener Feind ihre Mannhaftigkeit erwies; über ſeinem Leichnam und der Waffenbeute machten ſie das Geſicht wieder frei, und rühmten ſich dann erſt, den Lohn für das Leben bezahlt zu haben und des Vaterlandes und der Vorfahren würdig zu ſeyn.

In ſpäterer Zeit traten die Chatten zu dem großen Bunde der Franken *).

*) Gregor. Turon. II. 9.

Die alte Hauptſtadt der Chatten war Mattium, welches viele für Marburg gehalten haben; es iſt aber wahrſcheinlich das jetzige Dorf Maden bei Gudensberg am Fluſſe Eder.

Die Mattiaker, ein Zweig der Chatten, welche bei den Kriegszügen des Druſus und Germanicus auch nur unter dieſem Namen vorkommen, von Tacitus aber mit ihrem Special=Namen genannt werden, wohnten zwiſchen Lahn und Main bis an den Rhein, alſo im heutigen Naſſauiſchen und etwas weiter an der Lahn. Die Römer ſetzen ſich früh in ihrem Lande feſt, legen Verſchanzungen auf dem Taunusgebirge an und betrachten die Mattiaker als unterworfenes Volk. An der Empörung des Civilis nehmen ſie noch Theil und belagern Mainz. Später verſchwindet ihr Name und Alamannen nehmen ihr Land ein. Plinius kennt hier warme Quellen, die er Fontes Matiaci nennet, ohne Zweifel Wiesbaden, (Matten = Wieſen), wo viele Ueberbleibſel römiſcher Bauanlagen, Bäder u. ſ. w. gefunden werden. Arctaunum, die Römer=Kaſtelle auf der Höhe bei Homburg, deren Spuren auch noch vorhanden. Ptolemäus nennt auch Mattiacum, wahrſcheinlich das heutige Marburg.

B. Sueviſche Völkerſchaften.

1. Die Semnonen oder Senonen nennt Tacitus die älteſten und angeſehenſten unter den Sueven, und Ptolemäus beſtimmt ihre Sitze zwiſchen der Elbe und Oder, im ſüdlichen Theile des Brandenburgiſchen und in der Lauſitz, bis an die böhmiſche Gränze. Es wird erzählt, daß bei ihnen das Bundesheiligthum, ein heiliger Hain, geweſen ſey, in welchem die Bundesopfer gefeiert wurden. Sie ſelbſt ſcheinen deshalb in der älteren Zeit in beſonderer Achtung bei allen Sueven=Völkern geſtanden zu haben. Nach dem zweiten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung kommt ihr Name aber gar nicht mehr in der Geſchichte vor; die Urſachen dieſes Verſchwindens kennen wir nicht.

2. Die Longobarden, gering an Zahl, aber die kriegeriſchſten aller Sueven. Sie wohnten, als die Geſchichte ſie zuerſt nennt, um Chriſti Geburt, weſtlich von der mittleren Elbe, den Semnonen gegenüber, in der Alt=Mark und dem Lüneburgſchen, wo der Name der Stadt Bardewik, die Dörfer Barleben und Bartensleben und der Bardengau ihr Andenken erhält. Dann ziehen ſie ſich auch an das öſtliche Elbufer bis an die Havel. Mit Hermann ſtreiten ſie gegen

Marbod; ſpäter tragen ſie aber auch zur Verkleinerung der Cherusker bei, die eine Zeitlang in gewiſſer Abhängigkeit von ihnen geweſen zu ſeyn ſcheinen. Ptolemäus giebt ihnen im zweiten Jahrhundert ein ſehr großes Gebiet, von der Elbe über das Cherusker-Land und das der Tubanten und Marſer hin bis an den Rhein. Sie mögen, wenn des Ptolemäus Angabe richtig iſt, glückliche aber kurze Eroberungs-Züge gemacht haben. Dann ſchweigt die Geſchichte von ihnen, bis gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, da ſie an der Donau in Ungarn erſcheinen*); und im ſechsten gründen ſie ihr Reich in Italien.

Ihren Namen ſollen ſie nach ihrer alten vom König Rothari aufbewahrten Volksſage, von ihren langen Bärten, nach Andern von ihren Hellebarden, erhalten haben; wahrſcheinlicher wohl von ihren Wohnſitzen am Bord der Elbe, wo noch ein Landſtrich die lange Börde heißt. — Ptolemäus nennt bei ihnen Mesuium, vielleicht das jetzige Magdeburg.

3. Nördlich von Longobarden und Semnonen, im heutigen Lauenburg, Mecklenburg und Pommern, wohnten, nach Tacitus, die ſueviſchen Völkerſchaften der Variner, Angeln, Reudinger, Avioner, Eudoſen, Suardonen und Nuithonen; wenig bekannt und merkwürdig. Ihres gemeinſchaftlichen Gottesdienſtes der Göttin Nerthus iſt ſchon früher gedacht.

Der Name der Variner erinnert an den Fluß Varne im Mecklenburgiſchen, und wirklich nennt Ptolemäus in ihrem Gebiete eine Reihe von Städten, welche nach ſeiner geographiſchen Beſtimmung den Landſtrich an der Nordſeite der Elbe von Hamburg bis zum Ausfluß der Varne einnehmen. Hamburg ſelbſt ſcheint unter dem Namen Marionis vorzukommen, Lübeck unter dem von Marionis altera. Laciburgium kann Wismar, Alistus Schwerin ſeyn.

Die Angeln, Nachbarn der Variner, erſcheinen ſpäter in Verbindung mit den Sachſen, an welche ſie ſich angeſchloſſen haben in der Gegend von Schleswig und auf den benachbarten Inſeln; dann in England, welches ihren Namen bis auf den heutigen Tag ruhmvoll erhalten hat.

An der Küſte der Oſtſee weiter nach Oſten fortſchreitend, nennt Tacitus noch eine Reihe von Völkern, die er zu dem ſueviſchen Stamme rechnet; vielleicht iſt aber in demſelben noch ein dritter,

*) Procop. bell. Goth. II. 15.

nämlich der gothiſche Stamm, zu erkennen, und wir verlaſſen daher für jetzt jene Richtung, um zu den unbeſtritten ſueviſchen Völkerſchaften im innern Deutſchland uns zu wenden. Hier treffen wir zuerſt:

4. Die Hermunduren. Die Nachrichten über die Wohnſitze dieſes Volkes, welches übrigens vom Vellej. Paterculus an bis Dio Caſſius (mit Ausnahme des Ptolemäus), faſt von allen Schriftſtellern, welche der Deutſchen erwähnen, genannt wird, ſind ſehr widerſprechend, was von mehreren Veränderungen in ihren Wohnſitzen herrühren mag. Tacitus kennt ſie als Freunde und Nachbarn der Römer am nördlichen Donau-Ufer, von wo aus ſie mit den Römern im friedlichen Handels-Verkehr ſtanden, namentlich in der Hauptſtadt Rhätiens, Augusta Vindelicorum, Augsburg, und läßt ſie ferner an der fränkiſchen Saale mit den Chatten um die Salzquellen ſtreiten, ſo daß ſich alſo ihr Gebiet zwiſchen Donau und Main über das jetzige Franken erſtreckte. Hierhin waren ſie zur Zeit von Chriſti Geb. gekommen, als die Markomannen unter Marbod ſich nach Böhmen zogen; ſie waren von dem römiſchen Feldherrn Domitius Aenobarbus aufgenommen worden. Daher ihre Freundſchaft mit den Römern. Vorher wohnten ſie wahrſcheinlich weiter nordöſtlich im fränk. und böhm. Gebirgslande bis an die Elbe. — Von der Mitte des zweiten Jahrhunderts an erſcheinen die Hermunduren nur unter dem Stammnamen der Sueven, und ſie ſind es wahrſcheinlich, die denſelben, weiter nach Südweſten ziehend, als Schwaben bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Ptolemäus nennt im heutigen Frankenlande: Segodunum, vielleicht Würzburg; Bergium, Bamberg; Menosgada, Baireuth, u. a.

5. Die Narisker in der Oberpfalz, zwiſchen Hermunduren und Markomannen.

6. Die Markomannen, der wichtigſte unter den ſüdlichen Suevenſtämmen, oder wohl beſſer die vorgeſchobene Wehrmannei des Suevenbundes gegen die Gallier und ſpäter gegen die Römer, — daher Mark- oder Gränz-Mannen, — bewachten die Gränzen Germaniens zwiſchen dem Rhein, dem Main und der Donau. Bei der zunehmenden Schwäche der Gallier verſuchten ſie es, im Lande ihrer Feinde Eroberungen zu machen; Arioviſt war aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Markomanne. Wie ſie ſich um Chr. G. unter Marbod vor den Römern nach Böhmen zogen und ſpäter furchtbare Feinde der Römer waren, wird die Geſchichte erzählen. Ihr Name

verſchwindet in der Völkerwanderung wahrſcheinlich wieder in dem der Sueven, unter welchem Stamm-Namen ſie mit andern Sueven-Völkern nach Spanien gewandert ſeyn mögen.

7. Die Quaden, das ſüdöſtlichſte ſueviſche Volk, an der Donau in Oeſtreich und Mähren bis zum Granfluſſe in Ungarn, wo ſie an das ſarmatiſche Volk der Jazygen ſtießen. Sie lebten in Frieden mit den Römern bis zu dem großen markomanniſchen Kriege unter Mark Aurel, an welchem ſie Theil nahmen. Von da an immer Feinde der Römer. Im 5. Jahrhundert verſchwindet ihr Name gleichfalls wieder in dem der Sueven, unter denen ſie noch einmal in Spanien genannt werden. — Ptolemäus nennt in ihrem Lande viele Ortsnamen, da eine große Handelsſtraße von Carnuntum, Preßburg, durch das Quaden-Land führte und Leben in daſſelbe brachte. Wir nennen nur Phurgisatis, Coridorgis und Philecia, wahrſcheinlich Znaim, Brünn und Olmütz.

8. Im Rücken dieſer Völker, nach Oſten zu, zeichnen die alten Schriftſteller noch viele Namen von Völkerſchaften auf, ohne jedoch genauere Kunde von ihnen geben oder auch nur beſtimmt ſagen zu können, daß ſie deutſchen Stammes ſeyen. So die Gothiner und Oſen, in den Gebirgen, die an Mähren und Böhmen nach Ober-Schleſien hinlaufen, von denen Tacitus ſelbſt angiebt, daß jene die galliſche, dieſe die pannoniſche, alſo ſarmatiſche, Sprache redeten.

Die Marſinger nennt Tacitus allein; ihre Wohnſitze ſcheinen nach ihm in einem Theile von Nieder-Schleſien, öſtlich vom Rieſengebirge, geweſen zu ſeyn. Zweifelhaft iſt es jedoch, ob die Marſinger des Tacitus nicht ein vandaliſcher Stamm geweſen ſind. In das Gebiet obiger Völker gehören mehrere Städte-Namen des Ptolemäus, z. B. Strevinta in der Gegend von Neiſſe, Casurgis in der von Glatz.

9. Die Lygier, ein mächtiger Völker-Verein im öſtlichen Theile von Schleſien, und in dem Theile Polens, der von dem Bogen der Weichſel von ihrer Quelle bis nach Bromberg umſchloſſen wird. Tacitus hält ſie, wohl mit Recht, für Sueven, wenn gleich Sitten und Lebensweiſe ſchon ſehr an die wilden ſarmatiſchen Nachbarn erinnern, weshalb auch einige neuere Geſchichtsforſcher ſie zu dem ſlaviſchen Stamme rechnen. Sie gehörten, da wir zuerſt von ihnen hören, zu Marbods Völker-Verein, und ihre Verbin-

bung mit den Markomannen und Hermunduren ſcheint auch ſpäter fortgedauert zu haben. Im dritten Jahrhundert erſcheinen ſie mit den Burgundern am Rheine und werden vom Kaiſer Probus geſchlagen *); der Hauptſtamm aber, der im Lande zurückgeblieben war, hat ſich wahrſcheinlich zur Zeit der Völkerwanderung den Gothen angeſchloſſen; ihr Name wird nicht weiter genannt.

Von den lygiſchen Völkerſchaften nennt Tacitus die Arier, Helveconen, Manimer, Elyſier und Naharvalen; auch ſeine Burier, die er nicht zum lygiſchen Vereine rechnet, gehörten wahrſcheinlich dazu. Sie wohnten an den Oder- oder Weichſel-Quellen. Die Arier ſchildert Tacitus als die mächtigſten, aber wildeſten der Lygier. Sie färbten ihre Schilde ſchwarz, bemalten den Leib und wählten dunkle Nächte zu ihren Schlachten, und erregten durch den furchtbaren, gleichſam hölliſchen Anblick des leichenhaften Heeres Schrecken bei den Feinden.

Bei den Naharvalen war ein heiliger Hain, in welchem ein jugendliches Zwillingspaar, mit Caſtor und Pollux zu vergleichen **), verehrt und von einem Prieſter in weiblicher Kleidung bedient wurde.

Durch das Gebiet der Eliſier, die wahrſcheinlich in Schleſien gewohnt und dem Fürſtenthum Oels den Namen gegeben haben, ging gewiß eine römiſche Handelsſtraße, was die vielen römiſchen Münzen beweiſen, die man daſelbſt in der Erde gefunden hat und noch findet.

In dem großen lygiſchen Gebiete giebt Ptolemäus viele Städte-Namen an, unter andern: Budorgis, wahrſcheinlich Ratibor, Lygidunum, Liegnitz; Calisia, Kaliſch, u. a.

10. Die Gothen. Tacitus, der nur Sueven und Nicht-Sueven unter den deutſchen Völkern kennt, rechnet auch dieſes Volk welches er Gothonen nennt, zu den Sueven; Plinius dagegen der eine fünffache Stamm-Eintheilung macht, zu dem Stamme der Windiler, das iſt der vandaliſche Stamm. Daß die Völker dieſes Stammes ſämmtlich im äußerſten Oſten des alten Germaniens wohnten, darin ſtimmen dieſe, wie die übrigen Schriftſteller, welche die Namen derſelben nennen, überein. Die ſpätere Geſchichte

*) Zoſim. 1, 67.

**) Tacitus nennt das Heiligthum oder die Gottheit Alcis, wahrſcheinlich das Gothiſche Alhs.

findet mehrere dieſer Völker ebenfalls in Vereinigung, oder doch in gleichen Richtungen und Beſtrebungen; ſie ſind es, welche dem Koloß des römiſchen Reiches den Hauptſtoß verſetzen. Wenn daher auch über ſo dunkle Verhältniſſe, für deren Beleuchtung das Licht der Geſchichte fehlt, nichts Beſtimmtes ausgeſagt werden kann, ſo wird es doch auch nicht verwerflich, vielmehr zur leichteren Ueberſicht des bunten Gemiſches förderlich ſeyn, wenn wir dieſe Völker, als wahrſcheinlich einem dritten, den Sueven verwandten, Hauptſtamme zugehörig, den man den wandaliſchen mit Plinius, oder nach dem ſpätern Hauptvolke den gothiſchen, nennen mag, hier zuſammenſtellen.

a) Die eigentlichen Gothen oder Gothonen kennt Pytheas*), um das Jahr **320** vor Chr. an der Bernſtein-Küſte, in der Nähe der Weichſel-Mündung. Tacitus ſetzt ſie jenſeits der Lygier, alſo auch noch an die Weichſel, aber nicht mehr bis an das Meer reichend, denn an der Küſte nennt er Rugier und Lemovier. Ptolemäus, beinahe **50** Jahre ſpäter, ſetzt ſie ebenfalls an die Weichſel, mitten in's Land, und nennt an der Küſte die Veneden oder Wenden. Daraus dürfen wir ſchließen, daß ſchon um dieſe Zeit die große Bewegung der wendiſchen und ſlaviſchen Völker von Nordoſten nach Südweſten, wodurch die Deutſchen in derſelben Richtung fortgedrängt wurden, ihren Anfang genommen hatte. Im Anfange des dritten Jahrhunderts finden wir die Gothen ſchon wieder ſüdlicher, in Dacien nämlich, wo ſie ſich feſtſetzten. In dieſer Zeit erſcheinen ſie auch in zwei große Zweige, die Oſtro-Gothen und Wiſi-Gothen, Oſt- und Weſt-Gothen, getheilt. Ihre Schickſale zur Zeit der Völkerwanderung werden in der Geſchichte weiter erzählt werden.

Als einzelne Völkerſchaften werden noch die Gepiden, Möſogothen, Therwinger und Greuthunger genannt, Zweige des gothiſchen Stammes, über deren Verwandtſchaft und Stellung zu einander noch verſchiedene Meinungen herrſchen.

b) Die Burgundionen werden von Plinius an die Spitze des wandaliſchen Stammes geſtellt, von Tacitus gar nicht genannt. Ptolemäus weiſt ihnen als Stammſitz das Land zwiſchen Oder und Weichſel, wo die Netze und Warthe fließen, an. Von den Gepiden aus dieſen Gegenden vertrieben, wendete ſich ein Theil von ihnen nach Norden und ließ ſich auf der Inſel Bornholm (Bur-

*) Plinius, hist. nat. 37, 11.

gunda=Holm), zwiſchen Schweden und Dänemark, nieder, der größte Theil zog nach Südweſten, griff Gallien an, wurde vom Kaiſer Probus zurückgeſchlagen, wohnte eine Zeitlang in den Main=Gegenden, dann aber am Ober=Rhein, und erhielt im Anfange des fünften Jahrhunders von dem römiſchen Statthalter Aëtius Wohnſitze im ſüdöſtlichen Gallien, wo ihr Name noch fortdauerd. In ihrem alten Gebiete kennt Ptolemäus die Stadt Ascaucalis, wo jetzt Bromberg liegt.

c) Die Rugier werden von Tacitus an die Oſtſee geſetzt; er nennt neben ihnen die Lemovier, die kein Anderer nennt, und die auch in der Völkerwanderung nicht wieder erſcheinen. Der Name der Rugier lebt in der Inſel Rügen und einigen benachbarten Namen fort. Zur Zeit der Völkerwanderung kommen ſie im Heere des Attila vor, als er gegen Gallien zieht; nach ſeinem Tode laſſen ſie ſich auf der Nordſeite der Donau in Oeſtreich und Ungarn nieder, welche Gegend nach ihnen Rugiland genannt wurde, und bald darauf tritt Odoaker, König der Heruler, Rugier, Sciren und Turcilinger, — bald wird er mit dem einen, bald dem andern Namen genannt, ſeiner Geburt nach war er ein Scire, — auf und vernichtet 476 das weſtrömiſche Kaiſerthum. Die vier genannten Völker waren aller Wahrſcheinlichkeit nach nahe Stamm=Verwandte, von den Oſtſee=Gegenden zwiſchen Weichſel und Oder herſtammend, die ſich, nach mancher Trennung und nach verſchiedenen Schickſalen, von denen abgeriſſene Notizen in der Geſchichte vorkommen, unter Odoaker wieder zuſammenfanden. Die Heruler ſind, nächſt den Rugiern, die merkwürdigſten; ſie kommen als ein Theil des großen Reiches des Oſtgothen=Königs Hermanrich vor, gründen nach Attila's Tode ſelbſt ein mächtiges Reich an der Donau, und verlieren ſich zuletzt nach abenteuerlichen Schickſalen nach verſchiedenen Seiten hin *). Ein Theil ſcheint ſich mit den Bajoariern (Baiern) zu einem Volke vereinigt zu haben.

d) Die Wandalen kommen als einzelnes Volk nur beim Dio Caſſius vor, der auch das Rieſengebirge das wandaliſche nennt, in welchem die Elbe entſpringe; und wirklich finden ſich auf der Nord=Oſtſeite deſſelben die Stammſitze der wandaliſchen Völkerſchaften. Daß der Windiler=Stamm des Plinius der wandaliſche ſey, ſo wie, daß Tacitus denſelben, als von einigen angenom=

*) Procop. de bell. Goth. II. 11. und 12.

men, wirklich den wandaliſchen nennt, iſt früher angegeben; ſpätere Schriftſteller ſagen ausdrücklich, daß die Wandalen mit den Gothen eines Stammes geweſen ſeyen und gleiche Geſtalt, gleiche Geſetze und Einrichtungen gehabt haben. Ihre Schickſale zur Zeit der Völkerwanderung werden weiter unten erzählt werden.

11. Tacitus läßt ſein Sueven=Land noch nicht mit den Küſten der Oſtſee bis an die Weichſel=Mündung ſchließen, ſondern führt ſeine Leſer auch noch zu den Aeſtyern an der Bernſtein=Küſte. Sie ſollten den Sitten nnd der Tracht nach Sueven ſeyn, der Sprache nach aber den Britanniern näher ſtehen. Sie bauten mit Eifer Getraide und ſammelten den Bernſtein, den ſie Gleſum (Glas) nannten, und empfingen mit Verwunderung den hohen Preis, den die römiſche Ueppigkeit dafür darbot. Tacitus beſchreibt den Bernſtein ſehr genau und richtig.

12. Auch jenſeits der Oſtſee im heutigen Schweden wohnen ihm noch Sueven, die Suionen nämlich, „gleich ſtark, wie er ſagt, durch ihre Flotten als durch ihre Männer und Waffen. Bei ihnen herrſchen Könige mit unumſchränkter Gewalt. Jenſeits der Suionen iſt ein anderes Meer, zäh und faſt unbewegt. Daß dieſes Meer den Erdkreis begränze, glaubt man deshalb, weil der letzte Glanz der untergehenden Sonne bis zum Aufgange fortdauert, ſo hell, daß er die Sterne verdunkelt." Man hatte alſo doch Kunde von den Polarländern. Auch auf die ſtarken Nordlichter jener Gegenden ſcheint Tacitus hinzudeuten, indem er noch die Sage anführt, daß beſondere Strahlen am Himmel geſehen und dabei Töne gehört würden. — An die Suionen ſchließen ſich noch die Stämme der Sitonen an, über welche ein Weib herrſcht. „So weit," ſagt Tacitus, „ſind ſie nicht nur von der Freiheit entartet, ſondern auch in der Knechtſchaft. — Hier iſt das Ende von Suevien."

Daß die Schweden deutſchen Stammes, mag als ausgemacht, und daß ſie mit den Gothen am nächſten verwandt ſind, als wahrſcheinlich angenommen werden. Der Name der Inſel Gotland und manche Namen in Schweden reden dafür. Der gothiſche Geſchichtſchreiber Jordanis läßt die Gothen geradezu aus Skandſa (d. i. Skandinavien, der allgemeine Name der nördlichen Länder bei den Alten) zu Schiffe auswandern und ſich an der Weichſel niederlaſſen. Er giebt aber mehr eine Heldenſage, als eine Ge=

ſchichte ſeines Volks, und es mag wohl eben ſo richtig ſeyn, daß die Gothen von unſerer Küſte nach Schweden hinübergegangen ſind.

C. Ueberrheiniſche Völkerſchaften.

In Weſten war der Rhein nicht die eigentliche Gränze der deutſchen Völker, ſondern mehrere derſelben waren ſchon vor Chriſti Geburt über den Fluß gegangen und hatten ſich an ſeinem linken Ufer niedergelaſſen. Zu dieſen gehörten:

1. Vangionen, Nemeter und Tribocker, in dem Landſtrich am linken Rheinufer von Bingen unterhalb Mainz bis nach Breiſach. In ihrem Gebiete finden ſich mehrere Städte, die den Römern zum Theil ihre Entſtehung, zum Theil ihre Vergrößerung verdankten, z. B. Moguntiacum, Mainz, eine alte galliſche Stadt im Lande der Vangionen, unter den Römern ein wichtiger Waffenplatz. Schon im Jahr 70 n. Chr. brachte die 22ſte Legion, welche von der Eroberung Jeruſalems kommend hier ihr Standquartier erhielt, wahrſcheinlich das Chriſtenthum hierher. Bonconica, Oppenheim; Borbetomagus, Worms; Noviomagus, Hauptort der Nemeter, Speier; Taberna, Rheinzabern; Argentoratum, Straßburg, im Lande der Tribocker, die vorzüglichſte Waffenfabrik für Gallien.

2. Die Ubier wohnten früher an der rechten Rheinſeite, wurden aber von den Sueven ſo hart gedrängt, daß ſie den Julius Cäſar zu Hülfe riefen, und, nachdem dieſer ihnen nur kurze Zeit Ruhe verſchafft hatte, im Jahr 36 vor Chriſto ſich durch den römiſchen Feldherrn Viſpanius Agrippa auf das linke Rheinufer verſetzen ließen. Sie waren immer treue Bundesgenoſſen der Römer. Ihr Land fing am Ausfluſſe der Nahe in den Rhein an, und hier war Bingium, Bingen, der erſte Ort ihres Gebietes; ferner: Bontobrice, Boppart; Confluentes, Koblenz; Antunnacum, Andernach; Bonna, Bonn; gegenüber als Brückenkopf, von Druſus erbaut, Gesonia, das jetzige Dorf Geuſen; Colonia Agrippina, Köln, eine Hauptſtadt der Römer am Rheine, nach der Agrippina, der Tochter des Germanicus und Gemahlin des Kaiſers Claudius, ſo benannt, die in dieſer Stadt der Ubier geboren war und im Jahre 50 nach Chriſto eine Kolonie von Veteranen hierher ſchickte, um ihren Geburtsort auszuzeichnen. Konſtantin ließ hier auch eine Brücke über den Fluß ſchlagen, deren Ueberbleibſel bei niedrigem Waſſer noch ſichtbar ſind; auf der rechten Seite war Divitia, das heutige Deuz, der Brückenkopf. Novesium, Neuß;

Gelduba, oft genannt bei den Römern, das jetzige Dorf Gelb bei dem Städtchen Uerdingen.

3. Die Gugerner, nördlich von den Ubiern, nicht weit von Gelduba anfangend, am Rheine hinunter bis dahin, wo die Waal ſich von ihm trennt. Oerter: Asciburgium, Asburg bei Meurs; Vetera (castra), Xanten oder Büderich, Weſel gegenüber.

4. Die Bataver und Kanninefaten, beide chattiſchen Stammes, waren nach Tacitus durch einen Aufruhr aus ihrem Vaterlande vertrieben und hatten ſich an den Ausflüſſen des Rheins in dem von Gewäſſern umfloſſenen Lande niedergelaſſen, welches die Inſel der Bataver genannt wurde *). Sie waren Bundesgenoſſen der Römer, bis ſie ſich im Jahre 70 n. Chr. unter Civilis empörten. In ihrem Gebiete lagen: Lugdunum, Leiden; Ultrajectum, Utrecht; Noviomagus, Nimwegen.

Außer dieſen Völkern waren noch mehrere in den überrheiniſchen Gegenden, welche früher dahin ausgewandert und noch immer auf ihre deutſche Abkunft ſtolz waren, als wenn der Ruhm ihres Geſchlechtes ſie von der Aehnlichkeit und Feigheit der Gallier ſchiede. Die hauptſächlichſten unter ihnen waren: die Trevirer, Trierer, mit der Hauptſtadt Augusta Trevirorum, das jetzige Trier, die wichtigſte Stadt des römiſchen Reiches in unſern nördlichen Gegenden; und die Nervier, zwiſchen der Maas und Schelde.

Im Süden der Donau wohnten nicht mehr reine deutſche Völkerſchaften, ſondern ſolche, die aus galliſchen und andern Einwanderern gemiſcht waren. Die Donau kann als die Gränze des damaligen Germaniens angeſehen werden, und die römiſchen Provinzen an ihrer Mittags-Seite von der Schweiz bis über Kärnthen und Krain hinaus hießen: Helvetien, Rätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien.

D. Römiſches Zehntland.

Wichtiger für die alte Geographie unſeres Vaterlandes iſt aber die Betrachtung des ſüdlichen Theiles von Deutſchland, am Rheine hinunter bis etwas über den Main hinaus, nach Andern auch noch nördlicher, welcher das römiſche Zehntland agri decumates, genannt wurde. Aus dieſen Gegenden hatten ſich die Deutſchen nach und nach vor der römiſchen Uebermacht, welche ſie vom Rheine und der Donau her bedrohte, weiter in's Innere gezogen, — der Rückzug der Markomannen iſt bekannt, — und nun

*) bat=gut, uwe = Aue.

betrachteten die Römer das Land als Theil ihrer Provinz und erlaubten galliſchen und andern Koloniſten, ſich hier, gegen Entrichtung eines Zehnten, anzubauen. Davon erhielt auch das Land, welches nun als ein Vorland des Reiches gegen die Barbaren betrachtet wurde, ſeinen römiſchen Namen. Tacitus kennt daſſelbe ſchon als ſolches. Zur Sicherung gegen die räuberiſchen Einfälle der Deutſchen wurde nach und nach eine lange Reihe von Gränzbefeſtigungen, Wälle, Gräben, Mauern mit Thürmen u. ſ. w. angelegt, deren Spuren durch unermüdete Nachforſchungen im ganzen ſüdlichen und mittleren Deutſchland wieder aufgefunden ſind, ſo daß wir dieſe römiſchen Gränzwehren faſt ununterbrochen verfolgen können *).

Der Anfang derſelben findet ſich in ſehr beträchtlichen Spuren von Verſchanzungen drei Meilen oberhalb Regensburg, bei dem Einfluß der Altmühl in die Donau. Die Verſchanzung läuft von hier, dem Volke ſehr wohl bekannt unter dem Namen der Teufelsmauer und des Pfahlgrabens, zwölf Meilen ununterbrochen nach Nordweſten fort, oft drei bis vier Fuß über den Erdboden erhaben, dann wieder ſüdweſtlich und weſtlich, in's Würtembergiſche, bis in die Nähe des Neckars, und in der Entfernung einiger Meilen von dieſem Fluſſe faſt immer nördlich bis in den Odenwald. Die Mauer iſt aus den Steinen, welche der benachbarte Boden lieferte, verfertigt und alle halbe Stunden faſt regelmäßig mit Thürmen verſehen geweſen. Wenn auch hin und wieder die Spuren der Linie von der Zeit verwiſcht ſind, ſo finden ſie ſich doch bald wieder. Im Odenwalde ſind nur die Spuren einzelner Kaſtelle aufzufinden; höchſt wahrſcheinlich waren ſie hier, wo das Holz ſo reichlich war, durch eine Pfahlhecke, eine Palliſadenreihe, mit einander verbunden, deren Spuren natürlich ganz verſchwunden ſind. Wenn wir aber die Ueberbleibſel der einzelnen Verſchanzungen verfolgen, ſo ſtößt die Linie endlich bei Obernburg, öſtlich von Aſchaffenburg, an den Main, nachdem ſie von der Donau aus ungefähr eine Strecke von 40 Meilen gemacht hat.

Nördlich vom Main ſind die Spuren nur ſchwach, doch führen ſie durch das Hanau'ſche und Darmſtädt'ſche bis nördlich von Nidda, wo der Pohl- und Pfahl-Graben wieder ſichtbar beginnt und über Butzbach nach Homburg läuft. Hier liegt die Salburg,

*) Die genaue Beſchreibung ſteht in Wilhelms Germanien.

wahrſcheinlich das von Druſus auf dem Taunus errichtete Kaſtell Arctaunum. In dieſer Gegend iſt der Gränz-Wall wohl 20 Fuß hoch und mit eben ſo alten Bäumen bewachſen, als der Wald ſelbſt. Er läuft über den ganzen Taunus, dann durch die Gebirge am rechten Rheinufer bis zum Bade Ems, und von da wieder über Wald und Berg bis in die Gegend von Neuwied. Hinter dem Siebengebirge verliert ſich ſeine Spur. Bis an die Sieg bei Siegburg erſtreckte ſich die römiſche Gränzlinie wohl gewiß, vielleicht auch noch weiter nordwärts. Wenigſtens legte Tiberius, wie Tacitus erwähnt, auch im Cäſiſchen Walde einen Gränzwall, limes, an; doch iſt von einem Zuſammenhange deſſelben mit den ſüdlichern Befeſtigungen noch keine Spur gefunden. — Gewiß wurde auch unter den ſpätern Kaiſern immer von Neuem an den Befeſtigungs-Linien gearbeitet, bis die wiederholten Einbrüche alamanniſcher Kriegshaufen ſie überwältigten. Im Anfange des vierten Jahrhunderts waren die Alamannen im Beſitze des ehemaligen Zehntlandes.

Als römiſche Niederlaſſungen innerhalb der befeſtigten Gränzlinie werden außer denen, die im Norden des Maines ſchon früher genannt ſind, noch folgende angeführt:

1. Castellum Valentiniani, in der Gegend von Mannheim.

2. Civitas Aurelia Aquensis, auch blos Aquae genannt, das heutige Baden; wird zwar nicht in römiſchen Schriftſtellern genannt, allein durch aufgefundene Stein-Denkmäler iſt es ausgemacht, daß mindeſtens ſchon am Ende des zweiten Jahrhunderts hier eine römiſche Beſatzung und Bäder waren.

3. Tarodunum, bei Freiburg im Breisgau, wo noch die Mark Zarten vorkömmt.

4. Ara Flavia, Rotweil, und mehrere andere. Ueberhaupt iſt das Zehntland voll von Ueberbleibſeln römiſcher Anlagen, Kaſtelle, Tempel, Brücken, Straßen, Säulen und Bade-Anlagen.

Aeltere deutſche Geſchichte.

Erſter Zeitraum.

Von den älteſten Zeiten bis auf die Eroberungen der Franken unter Chlodwig. 486.

Die römiſchen und griechiſchen Schriftſteller, welche über dieſen Zeitraum Nachricht geben, ſind ſchon im Anfange der Einleitung genannt. Hier iſt noch der ſpäteren kleinen Chroniken von Prosper und ſeinen Fortſetzern, beſonders Marius, von Idacius und Marcellin, zu gedenken, welche von Roncallius, vetustiora Latinorum Chronica, 2 Voll., geſammelt ſind. Ferner iſt Beda venerabilis, ein ſehr gelehrter engliſcher Mönch, geſt. 735, zu nennen, der eine Chronik, de sex aetatibus mundi, bis 726, und eine hist. eccles. gentis Anglicanae hinterlaſſen hat. Endlich ſchöpfen wir auch manches aus dem, bei dem zweiten Zeitraume zu nennenden, Jordanis ſchon für dieſe frühere Zeit.

1. Die Cimbern und Teutonen. 113—101 vor Chriſti Geburt.

Man hat die Spuren von Wanderungen und Kämpfen deutſcher Stämme auf römiſchem und griechiſchem Boden in ſehr frühe Zeiten hinauf zu verfolgen, und namentlich den Einfall der Gallier unter Brennus in Italien im J. 389 v. Chr. G., und den Zug der Gallier unter einem zweiten Brennus durch Thracien und Macedonien bis nach Delphi im J. 278, auf deutſche Völkerſchaften aus den Alpengegenden zu deuten verſucht. Allein dieſe Spuren ſind viel zu dunkel und abgeriſſen, um irgend Sicherheit für die hiſtoriſche Forſchung zu gewähren, und ihre Verfolgung würde überdies keinen weſentlichen Gewinn für die Kenntniß unſerer Volksgeſchichte darbieten. Wir fangen daher den fortlaufenden Faden unſerer Geſchichte nach wie vor mit dem Zuge der Cimbern und Teutonen an.

Es war das hundert und dreizehnte Jahr vor Chr., als ein wildes und unbekanntes Volk über die Donau herangezogen kam und an den Alpen erſchien, da, wo die Römer die Zugänge nach Italien bewachten. Noch in dieſem Jahre ſchlugen ſie den römiſchen Conſul, Papirius Carbo, der hier das Heer befehligte, bei Noreja, in den Gebirgen des jetzigen Steiermark. Carbo hatte ſich treulos gegen ſie bewieſen; auf ihr Verlangen, mit ihm Freundſchaft zu halten, hatte er ihnen falſche Wegweiſer gegeben, die ſie auf längerem Wege in den Gebirgen herumführten, während er

auf kürzerem heranzog und ſie überfiel. Für dieſes Unterfangen beſtraften ſie ihn, und er würde mit allen den Seinigen umgekommen ſein, wenn ihm nicht ein ſchweres Gewitter zur Flucht behülflich geweſen wäre.

Woher die furchtbaren Schaaren urſprünglich kamen, wußte keiner; ſie nannten ſich, wie die Römer angeben, Cimbern und Teutonen. Wenn wir die abgeriſſenen Nachrichten der Schriftſteller zuſammenſtellen, ſo ergiebt ſich, daß die Cimbern ſchon längere Zeit herumgezogen waren, ſchon mit mehreren Völkern, namentlich den Bojern, geſtritten hatten, und jetzt von der Donau her an den römiſchen Gränzen erſchienen. Ob ſie als auf einer Wanderung begriffene Völkerſchaften zu betrachten ſind, oder nur als Kriegshaufen, welche auf Unternehmungen ausziehend, wie ſpäterhin ſueviſche Krieger unter Arioviſt, ſich immer mehr zu einer Volksſchaar, mit Weibern und Kindern, bildeten, und nun auch eines Vaterlandes bedurften, wo ſie ſich anbauen konnten, — dieſes Alles kann, bei dem Mangel beſtimmter Zeugniſſe, nicht unzweifelhaft entſchieden werden. Wenn die Cimbern, wie die faſt allgemeine Meinung iſt, von der von den Römern nachher ſo genannten cimbriſchen Halbinſel, dem jetzigen Jütland, herſtammten, ſo iſt ſo viel gewiß, daß nur ein Theil des Volkes ausgewandert ſein konnte, weil daſſelbe noch ſpäter dort genannt wird. Bedeutet der Name Kimber aber, wie Andere geglaubt haben, nur ſo viel als Kämpfer (Kamper, strenuus), ſo können ſie auch zu andern deutſchen Völkern, vielleicht den Sueven, gehört haben. Ueber den Namen Teutonen ſind ebenfalls die Meinungen getheilt. Einige glauben, die Teutonen ſeien Auswanderer mehrerer Völker zwiſchen der Elbe und Weichſel geweſen, welche, von dem Zuge der Cimbern, als ſie ihre nördliche Halbinſel verließen, fortgeriſſen, ſich zu einem eigenen Haufen bildeten und mit dem alten Geſammt-Namen aller deutſchen Stämme, Teuten oder Teutonen benannten. Andere ſetzen die Heimath der Teutonen in den ſkandinaviſchen Norden, wofür ſchon ihre Eiſenrüſtung zu ſprechen ſcheine. Wir folgen der Erzählung der alten Schriftſteller, welche die Teutonen immer als ein eignes Volk benennen, und erinnern uns daran, daß ſchon Pytheas, mehr als 300 Jahre vor Chr. G., den Namen der Teutonen an unſern nördlichen Küſten gehört hatte.

Nachdem die Cimbern bei Noreja geſtritten hatten, zogen ſie durch die fruchtbaren Gefilde, welche zwiſchen der Donau und den Alpen liegen, nach dem ſüdlichen Gallien, welches urſprünglich das Ziel ihres Strebens geweſen zu ſein ſcheint, und mehrere Völker aus Deutſchland, Gallien und der Schweiz verſtärkten ihren Haufen; beſonders die Ambronen aus dem Emmegau, und die Tiguriner (Zürcher), ein tapferes Volk am Fuße der Alpen. — Bei den Römern hielten ſie um ein Land an; ſie verſprachen dafür Hülfe und Zuzug in jedem Kriege. Die Römer aber verweigerten ihr

Begehren; da beſchloſſen ſie, mit Schwert und Muth zu ſuchen, was ſie durch Vertrag nicht erlangen konnten. Vier römiſche Heere nacheinander wurden von ihnen und ihren Bundesgenoſſen geſchlagen und faſt vernichtet; das eine unter dem Conſul Junius Silanus, das zweite unter dem Conſul Caſſius Longinus, der ſelbſt in der Schlacht umkam; das dritte unter dem Legaten Aurelius Scaurus, welcher gefangen wurde. Als dieſer nun in den Kriegsrath der Deutſchen geführt wurde, um von der Alpen Uebergange Kunde zu geben, mahnte er ſie von dieſem Zuge ab, und nannte die Römer unüberwindlich. Im Zorne über dieſes Wort ſtand ein junger deutſcher Fürſt, Bojorix, auf und erſchlug den Scaurus mit ſeinem Schwerte.

Die Römer, die ſchon den Erdkreis zu erobern dachten, und nun von ſolchen geſchlagen waren, deren Namen ſie kaum kannten, brachten ein neues, großes Heer unter dem Conſul Marcus Manlius zuſammen und ſchickten daſſelbe dem Conſul Cäpio, deſſen Legat Scaurus ſo eben geſchlagen worden war, zu Hülfe. Aber es war Neid und Zwietracht zwiſchen den Feldherren, und dieſes benutzten die Deutſchen wohl und brachten dem großen Heere eine ſolche Niederlage bei, daß der gefallenen Römer und Bundesgenoſſen 80,000 waren und der getödteten Knechte 40,000. Manlius fiel mit zwei Söhnen und Cäpio entkam, wie es heißt, nur mit zehn Mann. Dieſer Tag wurde hinfort von den Römern zu den unglücklichſten gezählt, und die Stadt Rom, ſo wie das ganze Land, war von Schrecken voll, ſo daß man in Rom noch lange Zeit nachher eine ganz ungemeine Beſtürzung einen „cimbriſchen Schrecken“ nannte. Die Feinde aber benutzten dieſen Augenblick nicht, — die Urſache iſt nicht bekannt; — ſtatt nach Italien zu gehen, wandten ſie ſich wieder nach dem ſüdlichen Frankreich und nach Spanien, und ließen den Römern Zeit, ſich zu erholen.

Dieſe hatten nur einen Mann, auf welchen ſie jetzt alle ihre Hoffnung ſetzten; das war Cajus Marius, ein ſtolzer und rauher Mann, aber ein tapferer Kriegsheld. Er war von niedriger Herkunft und allein durch ſeine Kraft emporgeſtiegen; deshalb haßten ihn die von alten, vornehmen Geſchlechtern; nun aber mußten ſie ihn, gegen die bisherige Ordnung und gegen das Geſetz, mehrere Jahre hinter einander zum Conſul machen, damit er ſie nur von den furchtbaren deutſchen Feinden befreiete.

Marius ſammelte ſein Heer uud führte es über die Alpen nach Gallien, an den Fluß Rhodanus (Rhone), und ſchlug ein verſchanztes Lager auf. Unter dem Heere ſtellte er die alte Zucht und Ordnung wieder her, die lange Zeit verſäumt worden, wodurch hauptſächlich ſo großes Unheil über ſie gekommen war. Dazu hielt er ſich lange ruhig in ſeinem Lager, um ſeine Krieger erſt an den Anblick der großen, rieſigen Leiber der Fremdlinge und an den Ton ihrer furchtbaren Stimme zu gewöhnen. Und wenn er eine gün-

ſtige Gelegenheit erſah; daß ein kleiner Haufen der Feinde allein war, ſo that er ſchnell einen Ausfall auf ſie mit Gewalt und Ueberzahl, damit die Seinen nur erſt im Kleinen ſiegen lernten. Solches Zaudern ermüdete die ſtreitluſtigen Deutſchen, ſie kamen oft an die Wälle des Lagers, höhnten das römiſche Heer und forderten es zum Kampfe heraus; aber Marius ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen.

Die Feinde nun hatten ſich in zwei Haufen getheilt; die Cimbern waren an dem Rhodanus hinauf, durch die Schweiz und Tyrol, nach Italien gezogen, die Teutonen aber waren gegen Marius geblieben. Als dieſe ſahen, daß er ihre Herausforderung zur Schlacht nicht annahm, brachen ſie endlich auch auf, zogen an ſeinem Lager vorbei, des Weges nach Italien hin, und riefen ſpottend den römiſchen Soldaten zu: „Ob ſie etwas an ihre Weiber zu beſtellen hätten?“ — Ihre Menge war ſo groß, daß ſie ſechs Tage lang in ununterbrochenen Reihen an dem Lager vorüberzogen.

Marius folgte ihnen zur Seite nach, ſich immer auf den Höhen haltend, damit ſie ihn nicht unverſehens angreifen konnten; dann lagerte er ſich ihnen gegenüber bei Aquae Sextiae (das iſt die jetzige Stadt Aix im ſüdlichen Frankreich). An dem Lagerplatze, den er gewählt, war wenig Waſſer; und als ſeine Krieger unwillig über Durſt klagten, zeigte er mit der Hand auf einen Fluß, welcher nahe bei des Feindes Lager floß, und ſagte: „Dort iſt euch ein Trunk für Blut feil.“ Sie erwiederten: „Warum führſt du uns denn nicht gleich gegen ſie, ſo lange unſer Blut noch flüſſig iſt?“, Er aber ſagte mit gelaſſener Stimme: „Zuerſt muß unſer Lager befeſtigt werden.“ — Und die Krieger, obwohl unwillig, gehorchten; ſo hatte der ſtrenge Feldherr die Kriegszucht herzuſtellen gewußt.

Von den Troßknechten eilte aber dennoch eine Menge an den Fluß, um für ſich und die Laſtthiere Waſſer zu ſchöpfen; ſie ſtießen auf einige wenige Feinde, welche ſich mit Baden ergötzten, und wurden mit ihnen handgemein; und indem auf das Geſchrei der Kämpfenden von beiden Seiten immer mehrere zur Hülfe herbeieilten, entſpann ſich mit den Ambronen, welche an dieſer Seite ihr Lager hatten, ein heftiges Treffen. Die Ambronen wurden bis in ihre Wagenburg zurückgeſchlagen; und da erſt entſtand noch ein harter Kampf mit den Weibern, die mit Schwertern und Beilen herausſtürzten und zugleich auf die Ihrigen, die da flohen, und auf die verfolgenden Römer loshieben. Die Nacht trennte die Fechtenden. Aber dieſe Nacht war auf mancherlei Weiſe furchtbar und grauenvoll. Aus dem Lager der Deutſchen tönte es im wunderlichen Gemiſch der Stimmen herüber, nicht wie Wehklagen und Jammern, — obgleich es eine Todtenklage über die Gefallenen ſein mochte, — ſondern gleich einem dumpfen Gebrüll, wie von wilden Thieren, daß die Gebirge umher und die Ufer des Stromes davon wiederhallten. Schrecken ergriff die Römer; ſie fürchteten, jene möchten einen nächtlichen Angriff machen, welcher Alles leicht in

Verwirrung bringt; denn ihr Lager war wegen des Gefechtes noch ohne Wall und Graben. Aber die Feinde kamen nicht, und hielten ſich auch ruhig beim Anbruch des folgenden Tages. Da traf Marius ſeine Vorkehrungen zur Schlacht. Das Fußvolk ſtellte er vor das Lager, die Reiter ſchickte er aber in die Ebene hinab, und den Unterfeldherrn Claudius Marcellus ließ er mit 3000 Schwerbewaffneten die mit Wald bewachſenen Höhen im Rücken der Feinde beſetzen, mit dem Befehle, im Augenblicke des Kampfes aus ſeinem Hinterhalte hervorzubrechen.

Als die Teutonen die Römer in Schlachtordnung herausrücken ſahen, waren ſie von ſolcher Kampfluſt entbrannt, daß ſie dieſelben nicht in der Ebene erwarteten, ſondern gegen ſie die Anhöhen hinanrannten. Aber die Römer empfingen ſie, da ſie athemlos ankamen, herzhaft und in geſchloſſenen Reihen, und trieben ſie wieder in die Ebene hinab. Dieſen entſcheidenden Augenblick verſäumte Marcellus nicht, ſondern brach mit ſeinen Dreitauſend im Laufe und mit Geſchrei aus dem Gehölze hervor, den Feinden in den Rücken, die, von beiden Seiten gedrängt, bald in Unordnung geriethen und die Flucht nahmen. Die Römer verfolgten ſie und fingen oder erſchlugen über Hunderttauſend. Es wurde auch bald nachher der Fürſt der Teutonen, Teutobod, auf der Flucht in den Gebirgen gefangen und mußte ſpäterhin des Marius Triumph in Rom zieren; ein Mann, ſo groß, nach der Römer Erzählung, daß er über alle Siegeszeichen hervorragte, und dabei ſo gewandt, daß er über vier bis ſechs Pferde wegſpringen konnte. Von den Waffen aber und der ganzen Beute verbrannte Marius dasjenige, was er nicht als das Seltenſte und Koſtbarſte für den Triumph aufbewahrte, als ein großes und prächtiges Opfer den Göttern. — Dieſe Schlacht bei Aquae Sextiae war im Jahre 102 vor Chriſti Geburt, im 11ten Jahre nach der Schlacht bei Noreja.

Des Marius und der Seinigen Freude wurde bald durch die Botſchaft getrübt, daß der Conſul Catulus in Ober-Italien von den Cimbern zurückgetrieben ſei. Dieſe waren, obgleich ſpät im Jahre, über das Alpengebirge gegangen und trieben die Römer, welche in den Gebirgspäſſen Wache hielten, vor ſich her. Staunend ſahen dieſe, wie die gewaltigen Fremdlinge, in ihrer Luſt an dem vaterländiſchen Schnee und Eiſe, ſo wie im Gefühle ihrer Abhärtung, ſich nackend beſchneien ließen, über Eis und tiefen Schnee auf die Berge ſtiegen und dann, auf ihren breiten Schilden ſitzend, von den Spitzen ſteiler Abhänge herabfuhren. — Der Conſul mußte hinter die Atheſis, Etſch, zurückweichen, ließ aber an beiden Seiten der Brücke, die er hatte ſchlagen laſſen, Verſchanzungen anlegen. Als die Cimbern, näher heranziehend, den Fluß beſichtigt hatten, fingen ſie an, Rieſen gleich, Felſen von den herumliegenden Hügeln niederzubrechen, Bäume auszureißen, und dieſe, nebſt Steinen und Erde, in den Fluß zu werfen, um ſich einen

Damm zu bilden; und die Pfeiler der römiſchen Brücke erſchütterten ſie mit großen Laſten, welche von den Fluthen krachend dagegen getrieben wurden, ſo daß die Römer in ihrem Schrecken ihre Schanzen und ihre Lager verließen und die Flucht ergriffen. Erſt hinter dem Po-Fluſſe nahmen ſie wieder eine Stellung.

Nun verbreiteten ſich die Cimbern über die reichen und ſchönen Gefilde von Ober-Italien und verſäumten dagegen, geradeswegeſ auf Rom loszugehen; die Anmuth des Landes feſſelte ſie. Statt des rauhen Lagers unter freiem Himmel gewöhnten ſie ſich an Obdach und Bequemlichkeit; ſtatt der kalten Bäder nahmen ſie warme, ſtatt des rohen Fleiſches genoſſen ſie leckere Speiſen; vor allem aber verſanken ſie in Unmäßigkeit des Weintrinkens. — Catulus wartete indeß hinter dem Po, bis Marius mit ſeinem ſiegreichen Heere aus Gallien herbeikam und zu ihm ſtieß. Hierauf rückten beide über den Fluß vorwärts. Als dieſes die Cimbern erfuhren, ſammelten ſie ihre Haufen, und in Erwartung der Teutonen, deren Unglück ſie nicht wußten oder nicht glaubten, ſchickten ſie zum Marius, um noch einmal von den Römern Land für ſich und ihre Brüder zu fordern. Als ſie ihre Brüder, die Toutonen, nannten, verſpottete ſie Marius und ſprach: „Laſſet nur die Brüder, die haben ihr Land, und ihr werdet es auch zur Genüge von uns empfangen.“ Die Geſandten ſchalten ihn wegen ſeines Spottes, und ſagten, er werde ſchon ſeine Strafe erhalten, von den Cimbern auf der Stelle, von den Teutonen aber, wenn ſie herankämen. — „Sie ſind da,“ ſagte Marius, „und es wäre nicht ſchön, euch ziehen zu laſſen, ehe ihr die Brüder gegrüßt habt.“ Und damit ließ er die gefangenen Fürſten der Teutonen in ihren Feſſeln vor ſie führen.

Da kehrten die Geſandten betroffen zurück, und die Cimbern brachen auf der Stelle auf; Bojorix, ihr Fürſt, ritt an das Lager, und forderte den Marius mit den Römern zur Schlacht an einem Platze, den er ſelbſt beſtimmen möchte. Marius erwiederte: „Die Römer ſeien zwar nicht gewohnt, ihren Feinden die Schlacht vorauszuſagen, doch wollte er auch hierin den Cimbern ſich gefällig erzeigen;“ und ſo beſtimmte er zum Platze ihres Kampfes die raudiſche Ebene zwiſchen Vercellae und Verona, und zum Tage deſſelben von da an gerechnet den dritten Tag.

Nachdem dieſe Zwiſchenzeit verfloſſen war, zogen die Cimbern in guter Ordnung aus ihrem Lager, ihr Fußvolk ſtellten ſie in ein Viereck von gleichen Seiten, ihre Reuterei aber, 15,000 Mann ſtark, wandte ſich rechts und ſuchte durch dieſe Wendung die Römer zwiſchen ſich und das Fußvolk zu bringen. Dieſe Reuter waren zum Theil auf das Prächtigſte gerüſtet; ſie trugen Helme, welche die Geſtalt von Rachen fürchterlicher Thiere oder ſonſt ſchreckliches Anſehen hatten, mit fliegenden Helmbüſchen, welche ihre rieſige Geſtalt noch vergrößerten. Ihre eiſernen Harniſche und glänzenden Schilde ſtrahlten weit hin. Jeder Reuter hatte einen doppelten

Wurfſpieß und für den Kampf in der Nähe ein großes gewichtiges Schwert. Dieſe ausgeſuchten Waffen mochten ſie auf ihren langen Zügen in ſiegreichen Schlachten erbeutet haben. So zogen ſie heran. Das Fußvolk aber ergoß ſich über die Ebene daher, wie ein unermeßliches, wogendes Meer. Da wuſch Marius ſeine Hände, hob ſie zu den Göttern empor, und gelobte ihnen ein großes Opfer, wenn er ſiegen würde; auch Catulus that, mit aufgehobenen Händen, dem Glücke dieſes Tages ein Gelübde. Und als dem Marius die Eingeweide der Opferthiere von den Prieſtern gezeigt wurden, rief er mit lauter Stimme, daß es die Menge hörte: „Mein iſt der Sieg!“

Nun begann ein harter und ſchwerer Kampf. Für die Römer kämpfte die Hitze und die Sonne, welche den Deutſchen in die Augen ſchien. Denn dieſe, in kalten ſchattigen Gegenden aufgewachſen, konnten ſehr wohl die Kälte, aber nicht die Hitze ertragen; der Schweiß entkräftete ihre Körper und ſie hielten die Schilde gegen die Sonne vor ihr Geſicht. Es war eben die heißeſte Zeit des Sommers, am 29. Juli. Auch der Staub war ihnen entgegen, der ſie ganz umhüllte und den Römern ihre Zahl wie ihren furchtbaren Anblick verdeckte, ſo daß dieſe, ohne durch das Anſchauen im Voraus erſchreckt zu ſein, nur geradezu auf die feindlichen Reihen losgingen. Es kam zu dem ſchrecklichſten Handgemenge, in welchem die Römer durch die kurzen, breiten Schwerter großen Vortheil über die Feinde hatten. Auch waren ihre Körper ſo an Kriegsarbeit gewöhnt, daß man in der erſtickenden Hitze doch nicht einen Römer Schweiß-vergießen oder außer Athem ſah. Marius hatte ferner eine neue Waffe erfunden, lange Speere mit Widerhaken, welche die Römer in der Feinde Schilde warfen und dieſe damit herabzogen, ſo daß der Mann entblößt daſtand.

Alſo geſchah es, daß der größte und ſtreitbarſte Theil der Cimbern getödtet wurde. Die vorderſte Reihe hatte ſich, um nicht auseinander geriſſen zu werden, mit langen Ketten oder Stricken, die an die Gürtel geheftet waren, zuſammengebunden; und nun lagen ſie wie an einer Schnur hingeſtreckt. Als die Römer die Flüchtigen bis in ihre Wagenburg verfolgten, erblickten ihre Augen ein ſehr trauriges Schauſpiel. Die Weiber der Deutſchen ſtanden, ſchwarz angekleidet, auf den Wagen und tödteten ſelbſt die Zurückfliehenden, ja ihre eigenen kleinen Kinder, ſie unter die Räder der Wagen und die Füße der Laſtthiere werfend, damit ſie nur nicht den Römern in die Hände fallen ſollten; und dann gaben ſie ſich ſelbſt den Tod. Auch viele der Männer tödteten ſich ſelbſt, weil ſie die Knechtſchaft mehr fürchteten als den Tod. Dennoch ſollen 60,000 gefangen und noch einmal ſo viele an dieſem Tage getödtet worden ſein.

Auf ſolche Weiſe endigte der große und ſchwere Krieg, der den Römern eben ſo gefährlich däuchte, als der frühere, vor faſt 300 Jahren, da die Gallier unter Brennus Rom verbrannten; ſie nannten

den Marius den dritten Stifter der Stadt. — Aber die Knaben und Jünglinge der Cimbern und Teutonen, die in den Schlachten gefangen und zu Sklaven weggeführt waren, rächten nachher das Blut ihrer Väter und Brüder an Tauſenden von Römern, die ſie in dem Sklavenkriege, unter Spartakus Anführung, erſchlugen.

Cäſar und Arioviſt. 58 vor Chr. Geb.

Noch nicht funfzig Jahre nach der erſten Waffenprobe der Germanen mit den Römern waren jene ſchon wieder im Anrücken gegen die römiſchen Gränzen; zwar in geringerer Zahl, als das erſte Mal, und wohl nicht mit dem deutlich gedachten Plane, bis nach Italien vorzudringen; allein der Sieg und die Ausſicht der Beute würde ihre Zahl bald vermehrt haben, und fruchtbare Triften, ſo wie die vollen Speicher der Landbewohner, hätten ſie von einer Provinz zur andern gelockt, bis der Ruf des lachenden Landes jenſeits der Alpen ihnen auch den Weg über dieſe Gränzſcheide gezeigt hätte. Aber ſie fanden einen Gegner, der den Krieg wenigſtens eben ſo gut verſtand, als Marius.

Arioviſt, ein König über Markomannen-Sueven zwiſchen Donau und Neckar, war von einem galliſchen Volke, den Sequanern, gegen ein anderes, die Aeduer, zu Hülfe gerufen worden; er war im J. 72 vor Chr. an der Spitze eines Heeres über den Rhein gegangen und hatte den Sequanern den Sieg verſchafft; allein die ſchönen Fluren des jetzigen Burgund gefielen ihm ſo ſehr, daß er ſie nicht wieder verlaſſen wollte. Gleich feindlich gegen Sieger und Beſiegte, bemächtigte er ſich einer Strecke Landes, und als ſich die Gallier gegen ihn verbündeten, ſchlug er ſie bei Magetobria (jetzt Mümpelgard) in die Flucht. Vielleicht war er Anfangs nur wie ein Herzog mit ſeinem Waffengefolge zu dieſem Abenteuer ausgezogen, nun aber fanden ſich, durch den Ruf des ſchönen Landes gelockt, immer mehr Deutſche bei ihm ein, ſo daß er bald ein Heer von 120,000 Mann zuſammen hatte. Ganz Gallien zitterte vor ihm; ſchon glaubten ſich die Völkerſchaften beſiegt, oder aus den alten Sitzen vertrieben. Die Römer aber, welche in Süd-Gallien ſchon eine unterworfene Provinz hatten, erkannten den Arioviſt als König in ſeinem eroberten Lande an und nannten ihn Freund.

Allein bald nachher erſchien Julius Cäſar, einer der größten und kühnſten römiſchen Feldherren, in Gallien. Ein flammender Ehrgeiz trieb ihn zu großen kriegeriſchen Unternehmungen, und er war in keiner andern Abſicht in dieſe Gegenden gekommen als ganz Gallien den Römern zu erobern. An dieſen wandten ſich nun die Aeduer und andere galliſche Völker und baten ihn um Hülfe gegen die Deutſchen. Cäſar ergriff mit Freuden dieſe Gelegenheit, tiefer in Gallien vorzudringen, verſprach Hülfe und ließ den Arioviſt zu einer Unterredung ffauordern.

Arioviſt antwortete ſtolz und kühn: „Wenn er etwas von Cäſar begehrte, ſo würde er zu ihm kommen; verlange jener daher etwas von ihm, ſo möge er das Gleiche thun. Uebrigens begreife er nicht, was in ſeinem Gallien, welches er durch der Waffen Gewalt bezwungen, ſo wohl Cäſar als das römiſche Volk überhaupt zu thun habe?“

Cäſar ließ ihm erwiedern: „Weil er ſeine Einladung zur Unterredung zurückgewieſen, ſo verlange er kurz von ihm dieſes: Zuerſt, daß er keine Deutſchen weiter über den Rhein führe; dann, daß er den galliſchen Völkern ihre Geißeln zurückgebe und ſie auf keine Weiſe weiter feindlich behandle. Wenn er dieſes geleiſtet, ſo werde das römiſche Volk beſtändig Frieden und Freundſchaft mit ihm halten; wenn nicht, ſo werde Cäſar die Beleidigungen der Aeduer nicht gleichgültig anſehen.“

In ſeiner Antwort hierauf berief ſich Arioviſt kühn und offen auf das Recht der Waffen, nach welchem der Sieger mit dem Beſiegten verfahren dürfe, wie es ihm gut dünke. So ſey auch das römiſche Volk gewohnt zu handeln, und verſtehe gar wohl, ſich ſeines Rechtes zu bedienen; nun möge man ihm daſſelbe geſtatten. Und auf Cäſars Wort, er werde die Beleidigungen der Aeduer nicht ungeahndet laſſen, erwiederte Arioviſt: „Es habe noch niemand mit ihm, als nur zu ſeinem Verderben, geſtritten. Wenn Cäſar wolle, ſo möge er den Streit beginnen; er werde erfahren, was unbeſiegte Germanen, in den Waffen auf's Beſte geübt, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, vermöchten.“

Wahrlich die Sprache eines Helden der Völkerwanderung, dem ſein gutes Schwert ſtatt Erbrechts und Urkunde gilt, und der mit ſeinen Waffenbrüdern unter kein Obdach tritt, bis er das geſuchte Land der neuen Heimath erkämpft hat. Bei einem andern Gegner möchte er mit dieſer kühnen Erklärung durchgedrungen ſeyn; Cäſar aber, welcher ſelbſt in Rom nicht der Zweite zu ſeyn ertragen konnte, wurde um ſo mehr gereizt, ſich mit ſolchem Feinde zu meſſen. Er rückte gegen ihn an und beſetzte Veſontio (Besançon), die Hauptſtadt der Sequaner, welche ſehr feſt und mit allem Kriegsbedarf reichlich verſehen war. Da er hier einige Tage verweilte, bemächtigte ſich plötzlich ſeines Heeres eine ſehr gefährliche Muthloſigkeit. Die Erzählungen der oft von den Germanen geſchlagenen Gallier, die Schilderungen der Kaufleute, welche ihr Land durchreiſet hatten, die Nähe des furchtbaren Feindes ſelbſt, Alles ſtellte den Römern ein ſolches Bild von der Stärke, der Tapferkeit und der Wildheit der Deutſchen, vor deren Blick man nicht einmal beſtehen möge, vor die Seele, daß viele, die dem Cäſar freiwillig gefolgt waren, ſich nicht ſcheuten, jeden Vorwand zu erfinden, um nur nach Hauſe kehren zu dürfen. Andere, welche die Scham zurückhielt, konnten ſich doch ſo wenig beherrſchen, daß ſie oft in Thränen ausbrachen und traurig in ihren Zelten ihr Unglück

beklagten. Im ganzen Lager wurden öffentlich Teſtamente gefertigt; und endlich wurden auch die von der Furcht angeſteckt, welchen die Gefahren des Krieges doch keinesweges fremd waren. Allgemein aber murrte man gegen den verwegenen Feldherrn, der ſo gefährlichen Kampf ohne Noth aufſuchte.

Dieſe Stimmung ſeines Heeres zu überwältigen, bot Cäſar alle Kraft ſeiner Beredſamkeit auf. Er verſammelte die Führer des Heeres und ſtellte ihnen vor, daß der Krieg mit Arioviſt noch keinesweges gewiß ſey; er hoffe vielmehr, dieſer werde der Stimme der Billigkeit und des Friedens nachgeben; und ſollte er dennoch aus raſender Luſt am Kampfe dieſen durchaus wollen, ſo möchten ſie nur der Beſiegung der Cimbern und Teutonen gedenken, und des eben geendigten Sklavenkrieges, in welchem auch Germanen beſiegt ſeyen, ſo wie der Helvetier, die den römiſchen Waffen nicht zu widerſtehen vermochten. — Und wenn alle dieſe Gründe ſie dennoch nicht beruhigen könnten, und niemand ihm folge, ſo werde er mit der zehnten Legion allein dem Feinde entgegen gehen, an deren Treue zweifle er nicht.

Dieſe Rede machte tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die zehnte Legion dankte ihm ſogleich für ſein Zutrauen, und die andern beeiferten ſich nun um die Wette, ihre Bereitwilligkeit gleichfalls an den Tag zu legen. Sogleich brach Cäſar auf und rückte dem deutſchen Heere näher. Eine Unterredung, die er noch mit Arioviſt, auf deſſen Verlangen, hielt, war eben ſo fruchtlos, als die frühern Verhandlungen, und nun wünſchte Cäſar nichts mehr, als eine Schlacht. Aber Arioviſt nahm eine Stellung an, in welcher er den Römern die Zufuhr abſchnitt, und ließ täglich ſeine Reuterei, die den Römern durch die Vermiſchung mit den leichten Fußgängern überlegen war, kleine Gefechte liefern; allein die Schlacht, obgleich Cäſar ſie täglich anbot, nahm er nicht an.

Da erfuhr Cäſar von den Gefangenen den Grund dieſes Zögerns, welches der Deutſchen Sitte ſonſt nicht war. Die wahrſagenden Frauen nämlich, nach deren Ausſpruch ſich das Heer richtete, hatten Unglück verkündet, wenn ſie vor dem Neumond ſtritten. Nun ſuchte Cäſar noch eifriger, als vorher, die Schlacht, und rückte zur Ausforderung dicht an der Deutſchen Lager. Da führten ſie endlich ihre Schaaren heraus und jede Völkerſchaft nahm ihren Platz ein: die Haruder, Markomannen, Tribocker, Vangionen, Nemeter, Seduſier und Sueven; ihre Schlachtordnung umringten ſie mit Wagen und Karren, auf denſelben ſaßen die Weiber mit fliegenden Haaren, die Vorüberziehenden anflehend, ſie nicht in die Knechtſchaft der Römer dahin zu geben. Die Schlacht nahm ihren Anfang. Bald war ſie allenthalben auf's heftigſte entbrannt. Die Deutſchen rannten mit ſolcher Schnelligkeit vor, daß die Römer nicht einmal Zeit hatten, die Wurfſpieße zu ſchleudern, und daß ihr linker Flügel in die Flucht getrieben wurde; aber ihr rech-

ter ſiegte ſeinerſeits, und nun zeigte ſich der Vortheil und das Uebergewicht vollkommener kriegeriſcher Ordnung. Der geſchlagene Flügel der Römer ſammelte ſich wieder, als das dritte Treffen zur Hülfe heranrückte, der der Deutſchen aber nicht, weil ihr Heer, wenn auch auf's höchſte tapfer, doch der ſtrengeren Kriegszucht und Ordnung ermangelte. So wurden ſie zuletzt auf allen Punkten in die Flucht getrieben und eilten dem Rheine zu. Aber die römiſche Reuterei holte ſie größtentheils alle ein, und nur wenige, unter ihnen Arioviſt, retteten ſich durch Schwimmen oder auf Kähnen über den Fluß. Arioviſt's beide Frauen kamen auf der Flucht um, und von ſeinen beiden Töchtern wurde die eine getödtet, die andere gefangen. Von Arioviſt ſagt die Geſchichte weiter nichts.

3. Julius Cäſar am Rheine.

Als Cäſar den Arioviſt über den Rhein zurückgetrieben hatte, begann er die Unterwerfung der galliſchen Völker, welche den Deutſchen an Tapferkeit nicht gleich waren. Er bezwang eines derſelben nach dem andern und rückte dem Nieder-Rheine immer näher. Da kam auch Botſchaft zu ihm, daß zwei deutſche Völkerſchaften vom Nieder-Rhein, die Uſipeter und Tenchterer, von den Sueven, die ſich für den Verluſt ihrer galliſchen Eroberungen in Deutſchland ſchadlos halten wollten, gedrängt über den Rhein gegangen wären, um ſich neue Wohnſitze in Gallien zu ſuchen. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte und Heerden, und alle ihre Habe mit ſich, und waren über 430,000 Köpfe ſtark. Weil Cäſar aber glaubte, Gallien gehöre ihm zu, ſo wies er ſie wieder über den Rhein zurück. Sie antworteten ihm: „Sie ſeyen von den Sueven gezwungen worden, aus ihrer Heimath auszuwandern; ſie verlangten nichts, als ein Land zum Wohnen; er möge ihnen die Felder laſſen, die ſie mit den Waffen eingenommen hätten, oder ihnen andere zutheilen. Uebrigens ſey es nicht germaniſche Weiſe, einen Krieg durch Bitten abzuwenden, ſondern dem gegenüber zu treten, der den Streit wolle; daher ſtehe es ihm frei, ihre Freundſchaft oder den Krieg zu wählen. Sie wichen niemandem, als den Sueven, denen ſelbſt die unſterblichen Götter im Kampfe nicht gleich wären; ſonſt ſey auf Erden keiner, den ſie nicht überwinden könnten."

Dennoch wurden ſie von Cäſar überwunden; aber durch wälſche Hinterliſt. Als ihre Fürſten und Aelteſten zur Unterhandlung zu ihm kamen, nahm er ſie plötzlich gefangen, überfiel das feindliche Lager und ſchlug und zerſprengte das Volk, das ohne Führe war. Einige von ihnen waren über den Rhein zurück zu den Sigambrern entflohen. Da verlangte Cäſar ihre Auslieferun. Die Sigambrer aber antworteten: „Wenigſtens ſey doch der Rhein die Gränze des römiſchen Reiches; wenn er nicht wolle, daß die Deut-

ſchen wider ſeinen Willen über den Rhein gingen, warum er ſich denn auf ihrer Flußſeite anmaße Befehle zu geben?“

Solche Sprache verdroß den ſtolzen Römer. Auch war es ihm noch im friſchen Andenken, daß die Sueven unter Arioviſt in Gallien eingefallen waren; daher beſchloß er, eine Brücke über den Rhein zu ſchlagen und den deutſchen Völkern in ihrem eigenen Lande der Römer Macht fühlen zu laſſen. Er erbaute in zehn Tagen eine große hölzerne Brücke mit vieler Kunſt im Lande der Ubier, unterhalb des Ortes, wo die Moſel in den Rhein fällt, nach Einigen bei Bonn, nach Andern bei Andernach, und ging mit ſeinem Heere über unſern vaterländiſchen Strom. Es war im J. 55 vor Chr. Er wollte den mächtigen Bund der Sueven angreiſen; dieſe aber brachten Habe und Gut, und Weiber und Kinder in die Wälder zurück, und ſammelten alle ſtreitbare Mannſchaft in der Mitte ihres Gebietes, um hier den Feind zu erwarten. Sie hatten ihren Kampfplatz ſehr gut ausgewählt, denn Cäſar hielt es nicht für rathſam, ihnen bis dahin zu folgen. Er verweilte nur 18 Tage auf der rechten Seite des Rheines, verwüſtete die Gegenden an der Sieg, wo die Sigambrer damals wohnten, durch Sengen und Brennen, und kehrte dann über den Fluß zurück. Den Ubiern, die ihm bei dieſer Gelegenheit treue Helfer geweſen waren, gab er den Namen römiſcher Bundesgenoſſen.

Die Sueven aber waren ſo wenig vor den Römern in Furcht, daß ſie bald nachher den Trevirern gegen ſie Hülfe ſchickten. Daher beſchloß Cäſar, zum zweitenmale über den Rhein zu gehen. Er baute eine zweite Brücke etwas oberhalb des vorigen Ortes, nach einiger Meinung bei Neuwied, ſetzte aber nur eben den Fuß in Deutſchland; denn die Sueven hatten ihre Anſtalten eben ſo klug getroffen, als das erſtemal.

Nach dem Zuſammenhange der Begebenheiten und der Gegend, wo Cäſar den Rhein überſchritt, müſſen die, welche er Sueven nennt, die Chatten geweſen ſeyn, und dieſe entweder damals zum ſueviſchen Bunde gehört, oder Cäſar, in der Unkenntniß der deutſchen Verhältniſſe, ſie dazu gerechnet haben.

Nach dieſer Zeit iſt Cäſar nicht wieder nach Deutſchland gekommen, wohl aber hatte er die Deutſchen als ſo ſtarke und tapfere Männer kennen gelernt, daß er aus ihnen Mannſchaft für ſeine Legionen zu werben trachtete. Dieſes gelang ihm bei dem muthigen Volke ſehr leicht, wo immer kühne Männer für Sold und Beute und Kriegsluſt auszuziehen bereit waren. Auch war Cäſar ein Held, der es wohl verſtand die Herzen ſeiner Krieger zu gewinnen; er führte ſie ſtets zum Siege. Deutſche Hülfsvölker halfen ihm von nun an ſeine Schlachten gewinnen, und bei Pharſalus, als er gegen Pompejus den letzten Kampf hatte und entſchieden werden ſollte, wer von beiden die Welt beherrſchen werde, da leiſteten ſie ihm den wichtigſten Dienſt. Nachdem lange und

hart geſtritten war, ſchickte Pompejus ſeine Reuterſchaaren gegen den Feind, damit ſie der Schlacht die Entſcheidung gäben; es waren aber die Reuter meiſtens ſtolze römiſche Jünglinge, aus vornehmen Geſchlechtern, die da glaubten, es könne ihnen niemand widerſtehen. Da gab Cäſar ſeinen deutſchen Fußvölkern Befehl, die Reuter zurückzutreiben, und rief ihnen zu: „Geſellen, hauet nur immer nach dem Geſicht!" Er wußte wohl, daß die eitlen Jünglinge aus der Hauptſtadt ihre glatten Geſichter lieber hatten, als Narben. Und die Deutſchen, die groß und ſtark genug waren, liefen gegen die Reuter an, als wären ſie zu Pferde, und die andern zu Fuß, und ſchreckten ſie ſolchergeſtalt, daß ſie ſchnell die Flucht ergriffen. Dadurch wurde die Schlacht für Cäſar gewonnen. — Von nun an blieben fortwährend deutſche Söldner im römiſchen Dienſte und die nachherigen Kaiſer bildeten ſogar aus ihnen ihre Leibwache.

4. Der Anfang der großen deutſchen Kriege.

Julius Cäſar wurde ermordet, als er ſich zum Alleinherrſcher in Rom machen wollte. Aber die Römer waren nicht mehr würdig ein freies Volk zu ſeyn; darum kamen ſie dennoch bald unter Herren, welche ſchlechter waren als Cäſar. Der erſte unter ihnen war der Kaiſer Auguſtus, und ſeine Regierung dauerte von dem Jahre 30 vor, bis 14 nach Chriſti Geburt.

Zu ſeiner Zeit hatten die Römer ſchon einen großen Theil des damals bekannten Erdbodens unter ihr Joch gebracht; von Europa waren ihnen, außer Italien, auch Griechenland und Macedonien, Hiſpanien und Gallien unterthan. Damit ließen ſie ſich aber nicht genügen, ſondern trachteten auch nach den Ländern, welche jenſeits der Alpen und des Rheines lagen; denn die Herrſchſucht und Habſucht der Römer kannte keine Gränze, und es mochte ihnen auch ſehr wünſchenswerth ſcheinen, über die kräftigen Männer des deutſchen Stammes nach Willkühr verfügen und den Kern ihrer Heere aus ihnen bilden zu können, um ſo die übrige Welt mit ihrer Hülfe im Gehorſam zu halten. Zuerſt griffen ſie die Völkerſchaften an, welche an der Nordſeite der Alpen, nach Deutſchland zu, in den Gebirgen von Graubünden, Tyrol, Salzburg und Oeſtreich wohnten; wilde Völker, theils galliſchen, theils unbekannten Urſprunges, die der Uebermacht der Römer nicht widerſtehen konnten, aber nicht ſowohl bezwungen, als ausgerottet oder zu Sklaven verkauft wurden. Im Jahre 15 vor Chr. Geb. war dieſer Kampf beendigt. — Von nun an wurde auf dieſer Seite der Donau-Fluß die Gränze zwiſchen den Römern und den Deutſchen. Von der andern Seite ſollte es der Rheinſtrom nicht mehr ſeyn; Auguſtus ſchickte ſeinen Stiefſohn Claudius Druſus nach Gallien, um die Deutſchen in ihrem eigenen Lande an-

zugreifen; und dieſer war ein Held, der Großes auszurichten im Stande war.

Druſus hatte vier Feldzüge in Deutſchland unternommen, in den Jahren 12 bis 9 vor Chr. Geb. Er hat mit den Sueven, Chatten, Sigambrern, Uſipetern, Tenchterern, Bruckterern und Cheruskern gekriegt; er iſt vom Niederrhein aus, an den Flüſſen Lippe und Ems hin, bis an die Weſer, und auf dem vierten Zuge ſogar bis an die Elbe vorgedrungen. Aber ſeine Züge waren keine Eroberungen. Die Deutſchen verſtanden es ſehr wohl, wie ſie gegen einen ſolchen Feind Krieg führen mußten; ſie wichen aus ihren einzeln liegenden Höfen zu beiden Seiten von dem Wege, den er nahm, in die Wälder, zerſtörten die Vorräthe, die ſie nicht mit ſich nehmen konnten, brachten die Ihrigen in Sicherheit und harrten bis zum Herbſt. Dann mußten die Römer wiederum den Rückweg ſuchen, weil ſie in dem öden Lande, aus Mangel des Unterhalts, nicht überwintern konnten; und das war der Augenblick, welchen die Deutſchen mit Ungeduld erwartet hatten. Nun beunruhigten ſie den Feind auf jedem ſeiner Tritte; griffen, an den gefährlichſten Stellen plötzlich aus den Wäldern hervorbrechend, ſeine einzelnen Haufen an, erſchlugen die Ermüdeten, raubten das Gepäck und den Troß, und gönnten ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe; und ſo kamen die Römer nie ohne beträchtlichen Verluſt an den Rhein zurück.

So brachten die ſchnellen und weiten Züge in Deutſchland dem Druſus zwar viel Ruhm bei den Römern, den Deutſchen aber wenig Schaden. Im Herbſt und Winter und Frühjahr wohnten ſie ruhig an den Orten, welche die Feinde wiederum verlaſſen hatten. Doch hätte Druſus wohl endlich das Mittel gefunden, ſeine Herrſchaft in Nieder-Deutſchland zu befeſtigen, wenn er länger gelebt hätte. Einen Anfang dazu hatte er gemacht. Er baute feſte Schlöſſer an den Mündungen der Flüſſe, die in den Rhein und die Nordſee fließen, damit er die Schifffahrt auf denſelben in ſeiner Gewalt hätte; denn auf einer Flotte von vielen kleinen Schiffen brachte er einen Theil des Heeres ſicherer in das Land, und führte bequem die Lebensmittel nach. Zu dieſem Ende legte er auch einen Kanal an, welcher nach ihm der Druſus-Graben hieß (noch jetzt wird er Druſus-Vaart genannt), und den Rhein zwiſchen Doesburg und Yſſelort mit der Yſſel verband. Durch dieſen Kanal wurde der Rhein mit dem Zuider-See, Flevum ostium der Alten, in Verbindung gebracht, und die Römer konnten nun aus allen ihren Anlagen am Rheine durch dieſe Ausfahrt in die Nordſee gelangen. Druſus ſelbſt hat dieſen Weg genommen, um ſich mit den Frieſen zu verbinden und zur See die Mündung der Ems zu erreichen, und an der Mündung der Ems baute er, wahrſcheinlich dem heutigen Emden gegenüber, ein Kaſtell. Am Rheine legte er wohl 50 ſolcher Kaſtelle an, befeſtigte vorzüglich Bonn und Mainz,

letzteres auf der Gränzſcheide gegen die Sueven, und verſah ſie mit Brücken und Flotten zu ihrer Vertheidigung; und auf dem Taunus-Gebirge gründete er das Kaſtell Arctaunum, gegen die Chatten gerichtet, auf der jetzigen Höhe bei Homburg. Wäre er nun mit ſolchen Befeſtigungen von Jahr zu Jahre immer nur um ein Weniges in Deutſchland vorgerückt, ſo daß er im Herbſte das befeſtigte Land nicht wieder zu verlaſſen brauchte, ſo möchte die Herrſchaft der Römer, mit ihrer Sprache und ihren Sitten, auch in unſer Vaterland eingedrungen ſein. Aber ſein Ziel ward ihm ſchon in dem vierten Jahre ſeiner ſtürmiſchen Züge geſteckt.

Wir geben eine kurze Ueberſicht dieſer Züge. Den erſten machte er, nachdem ſeine Legaten die frühere Niederlage des Lollius an den Sigambrern gerächt hatten, mit der Flotte den Rhein hinunter, durch ſeinen Kanal und die Zuider-See, in die Nordſee, und lief in die Mündung der Ems ein. Die Frieſen waren Bundesgenoſſen; die Bruckterer aber hatten eine Flotte auf der Ems geſammelt und widerſetzten ſich; ſie wurden geſchlagen. Druſus legt an der Mündung des Fluſſes ſein Kaſtell an und ſchifft dann an der Oldenburgſchen Küſte noch bis an den Ausfluß der Jade, wo ſeine Schiffe durch die Ebbe auf das Trockene geſetzt, aber mit Hülfe der Frieſen und der Fluth wieder flott gemacht werden. Der Winter nöthigt zur Rückkehr.

Im zweiten Feldzuge dringt Druſus zu Lande über die Lippe bis an die Weſer in der Gegend von Höxter; allein ein Aufſtand der Völker in ſeinem Rücken zwingt ihn zum Rückzuge. Da wurde er plötzlich bei Arbalo von den Deutſchen umringt. Nur ihre zu große Zuverſicht auf einen gewiſſen Sieg, die ſie zu einem regelloſen Angriff verleitete, und ihre Beuteluſt retteten ihn und ſein Heer. Er baute darauf, am Zuſammenfluß des Aliſo und der Lippe, das feſte Schloß Aliſo*), um hier einen Stützpunkt für ſeine Unternehmungen gegen die Völker an der Weſer zu haben.

Den dritten Feldzug machte er gegen die Chatten, die, vorher friedlich, jetzt mit den Sigambrern gegen ihn zuſammengetreten waren, weil er gegen ſie das Kaſtell auf dem Taunus-Gebirge errichtet hatte; ſie wurden beſiegt, aber nicht unterworfen.

Im vierten Feldzuge ging Druſus von dem Kaſtell auf dem Taunus in das Land der Chatten, ſchlug dieſe, ſo wie die Markomannen unter Marbod, und nöthigte die letzteren, ſich weiter nach Oſten zu ziehen. Sie werfen ſich auf die Bojer und dieſe müſſen weichen. So half Druſus ſelbſt, daß die Deutſchen die galliſchen Völker vollends vertrieben und ihre eigenen Sitze ausdehnten. — Hierauf wandte ſich Druſus wieder links gegen die Cherusker, drang über die Gebirge an die Saale und an dieſer hinunter bis an die Elbe (vielleicht in der Gegend von Barby).

*) Ueber die Lage von Arbalo und Aliſo ſ. die Einleitung.

Als er hier einſam am Ufer der Elbe ſtand, welche nach ſeinen Gedanken noch nicht die Gränze ſeines Vordringens ſeyn ſollte, erſchien ihm, ſo wird erzählt, ein wunderbares Weib und redete ihn ſo an:

„Wie weit willſt du noch vordringen, unerſättlicher Druſus! Es „iſt dir nicht beſchieden, alle dieſe Länder zu ſehen. Weiche von „hinnen! Deiner Thaten und deines Lebens Ziel iſt nahe!"

Mag nun dieſe Erſcheinung ein Werk ſeiner Einbildung, oder vielleicht die Liſt einer der weiſen, wahrſagenden Frauen unter den Deutſchen geweſen ſeyn, welche die Schickſale ihres Volkes in bekümmerter Seele erwog; Druſus ſtürzte auf dem Rückwege mit dem Pferde und ſtarb nach einigen Wochen an den Folgen dieſes Unfalls.

Nach ihm befehligte ſein Bruder Tiberius in verſchiedenen Zeiträumen die Legionen, welche gegen die Deutſchen ſtanden. Dieſer, der ein liſtiges und verſchlagenes Gemüth hatte, gebrauchte neben den Waffen noch andere, ſchlimmere Mittel gegen uns; durch Liſt entzweite er die Völker, durch Treuloſigkeit führte er ſie ins Verderben. Die Sigambrer, die eines der ſtärkſten und tapferſten Völker am Rheine waren, mochte er mit den Waffen nicht bezwingen. Da forderte er eine Geſandtſchaft von ihnen zu ſich, des Friedens halber, wie er ſagte; und als nun die Fürſten und Führer in großer Anzahl kamen, ließ er ſie gefangen nehmen und in die galliſchen Städte umher vertheilen. Und von dem Volke, welches ſeiner Führer beraubt war, verpflanzte er gleichfalls 40,000 an die Mündungen des Rheins und die Yſſel *). Die Fürſten aber, denen das Leben bei einem fremden Volke eine unerträgliche Laſt war, und die nicht wollten, daß ihr Volk ſich ihretwegen vom Rachekriege gegen die Römer enthalten ſollte, tödteten ſich ſelbſt.

Durch ſolche Mittel war es freilich nicht ſchwer, die nächſten Gegenden am Rheine und den Flüſſen, die ſich in ihn ergießen, im Zaume zu halten; ja, durch die feſten Schlöſſer an den Flüſſen und durch die Gränzwälle oder Landwehren (limites), welche das beſetzte Land einfriedigten, ſchien der nordweſtliche Theil des deutſchen Landes bis nahe an die Weſer ſchon unterworfen und eine römiſche Landſchaft zu ſeyn. Domitius Aenobarbus, Großvater des nachherigen Kaiſers Nero, der in den letzten Jahren vor Chr. Geb. den Befehl führte, drang ſogar bis über die Elbe. So weit war keiner geweſen. Eben dieſer legte auch einen künſtlichen Weg zwiſchen Rhein und Ems, pontes longi genannt, an, nämlich Dämme und Moorbrücken, welche von vetera castra bei Weſel nach der Emsgegend hin- durch Moor und Sümpfe führten **).

---

*) Dieſe Verpflanzung der Sigambrer, durch welche Tiberius das Volk zu vertilgen meinte, gereichte ihm zum Heile. Aus dieſen neuen Wohnſitzen gingen ſpäter die Yſſel-Franken hervor, welche den Grund zu der Größe des Frankenreiches legten.

**) Nach den neueſten Unterſuchungen ſind die pontes longi in der bezeich-

Als Tiberius zum zweitenmal, vom Jahr 3 nach Chr. Geb. an, in Deutſchland war, bezwang er vollends einen neuen Aufruhr der niederdeutſchen Völkerſchaften, ſchiffte auf dem Ocean bis in die Elbe=Mündungen, bekämpfte die Longobarden, und hielt unter den beruhigten Völkern ſein Winterlager nahe an den Quellen der Lippe, wahrſcheinlich bei dem feſten Aliſo. Dieſer Ort war von nun an der Mittelpunkt der Unternehmungen der Römer gegen das mittlere Deutſchland, an deſſen Gränzen ſie jetzt angekommen waren; und mit dem nächſten Volke deſſelben, den Cheruskern, hatten ſie ſchon eben die Verbindung unter dem Namen von Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft angeknüpft, welche noch ſicherer als die Waffen zur Unterwerfung der Völker zwiſchen Rhein und Weſer geführt hatte. Das Werk der innern Anordnung dieſer Provinz ſchien beginnen zu können. Aber in ſo großer Bedrängniß des Vaterlandes ſchlief der deutſche Muth nicht; wie er denn zu allen Zeiten wohl einmal gebeugt, aber niemals gebrochen worden iſt. Die Helfer erſtanden aus dem eigenen Volke.

5. Marbod, König der Markomannen.

Eine Anzahl edler, deutſcher Jünglinge war durch mancherlei Veranlaſſungen nach Rom gekommen: im römiſchen Kriegsdienſte, oder als Abgeſandte, ferner als Geißeln, einige vielleicht aus Ehrgeiz. In der Hauptſtadt der Welt aber ſahen ſie nicht Größe und Freiheit, ſondern die Knechtſchaft, welche die Sünde neben ſich führt: Erniedrigung neben dem Uebermuth, Schmeichelei, Wolluſt, Erſchlaffung und Faulheit. Von ſolchen Herren beherrſcht zu werden, als die damaligen Römer waren, deuchte ihnen das Schimpflichſte zu ſeyn. — Zugleich lernten ſie aber auch der Römer Kriegsweſen, ihre Staatskunſt, ihre Liſten kennen; und was jene zu ihrer Unterdrückung angewendet hatten, beſchloſſen ſie dagegen zur Befreiung ihres Vaterlandes zu gebrauchen.

Ein ſolcher Jüngling war Marbod, ein edler Sueve, von dem Gränzvolke der Markomannen. Von Geſtalt beſchreiben ihn die Römer als groß und adelig, an Muth trotzig, und mehr ſeiner Geburt als ſeinem Geiſte nach als einen Barbaren; mit welchem Namen ſie in ihrem Stolze alle die, welche nicht Römer oder Griechen waren, benannten. Er war früh nach Rom geſchickt und dort

neten Richtung zu ſuchen, und fanden ſich höchſt wahrſcheinlich bei Bocholt in den Niederungen der Yſſel, und dann wieder in der Gegend von Coesfeld bis in die Baumberge, die silva Caesia der Römer. Eine Hauptſtraße der Römer führte nämlich von Weſel aus durch die Gegend von Bocholt und Borken, dann durch den Cäſiſchen Wald um Coesfeld, an die Ems hin, wo Flotte und Landheer zuſammen zu treffen pflegten. Von hier aus führte dann eine Straße durch das Osnabrückſche nach der Weſer bei Minden, eine andere an der Ems hinauf in die oberen Lippe=Gegenden. Eine zweite Hauptſtraße ging von Weſel aus am Norduſer der Lippe über Lippſtadt nach Aliſo hin.

am Hoflager des Kaiſers Auguſtus vorzüglich geehrt worden. Er aber, als er genug in Rom geſehen hatte, kehrte zu den Seinigen zurück; und weil er einſah, daß ſie in ihren jetzigen Sitzen am Neckar und am Rheine ſich gegen die große römiſche Macht nicht wohl behaupten konnten, welche ſie, nach Eroberung der Alpen, von der Donau her und, nach der faſt vollendeten Unterwerfung Norddeutſchlands, auch vom Maine her bedrohete, ſo beſchloß er, nachdem ein Verſuch, in Verbindung mit den Chatten den Druſus aufzuhalten, vergeblich geweſen war, den Mittelpunkt der Markomanniſchen Macht weiter nach Oſten hin zu verlegen. Die Markomannen, durch ihre kriegeriſche Verfaſſung zu jeder Bewegung leicht fertig und entſchloſſen, gingen gern auf ſeinen Plan ein; Marbod führte ſie nach Bojohemien oder Böhmen, dem Lande, welches rund umher von Gebirgen wohl beſchützt iſt, vertrieb das galliſche Volk der Bojer, das ſchon vor Alters dort eingewandert war, unterwarf ſich viele Völker umher und ſtiftete ein großes, wohlgeordnetes, markomanniſches Reich. Seine Hauptſtadt war Bubienum, auch Marobudum genannt, nach einigen das jetzige Prag, nach andern Budweis. Die Hermunduren, Langobarden, Senonen, der Kern der Sueven, wurden abhängig, und ſo erſtreckte ſich ſeine Macht von der Donau bis über die Mitte Deutſchlands an die Elbe hin. Zu den römiſchen Kaiſern aber ſprach er von nun an nicht demüthig, als ein Schwacher, ſondern wie zu ſeines Gleichen.

So weit hatte er ſeine Sache löblich geordnet, und er hätte nun eine Vormauer für die Freiheit des ganzen deutſchen Landes ſeyn können; aber es ſcheint faſt, als hätte er in Rom zu viel gelernt. Er hatte von den römiſchen Kaiſern auch die Herrſchſucht gelernt und ihnen zugleich die Künſte abgeſehen, wodurch man die Gewalt über ſonſt freie Menſchen befeſtigen kann. Er hielt ſich eine Leibwache und führte auch im Uebrigen die römiſchen Ordnungen ein; und noch niemals war im deutſchen Volke von einem Einzelnen ſolche Gewalt geübt worden. Sein Heer war 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde ſtark, und er übte es in beſtändigen Kriegen gegen die Nachbarn, ſo daß man wohl ſehen konnte, er bereite es zu noch größeren Zwecken vor. Das aber war der große Unterſchied und der Tadel, weshalb man ihn nicht in Wahrheit einen großen Mann nennen kann, weil Alles dieſes nicht für die Freiheit und das Glück ſeines Volkes, ſondern lediglich für ihn ſelbſt geſchah, auf daß er nur groß und mächtig hieße, und geehrt und gefürchtet wäre.

Den Römern ſchien er ſchon ſo gefährlich, daß Tiberius, des Kaiſers Sohn, im J. 7 n. Chr. mit einer großen Heeresmacht gegen ihn aufbrach; er wollte ihn mit 22 Legionen von zwei Seiten angreifen; und ſchon war er in vollem Anzuge, als plötzlich Botſchaft zu ihm kam, daß in Ungarn, in Dalmatien und Illyrien ein großer Aufſtand ausgebrochen ſey, und daß alle Völker vom adria-

tiſchen bis an das ſchwarze Meer, die an der Donau und die in den Gebirgen wohnten, ſich gegen die Römer verſchworen und 200,000 Mann zu Fuß und 9000 Reuter zuſammengebracht hätten, mit denen ſie Italien ſtürmen wollten. Zu Rom war Schrecken und Furcht, und der Kaiſer Auguſtus ſagte im Senat: „Den zehnten Tag könne der Feind im Angeſicht Roms ſtehen.“

Sogleich ſchloß Tiberius mit Marbod einen Frieden, der für dieſen günſtig war, eilte mit dem ganzen Heere gegen die pannoniſchen Völker, und nach drei Jahren des hartnäckigſten Krieges wandte er die große Gefahr ab, und brachte die Völker wieder unter ſeines Vaters Herrſchaft.

Aber dieſer hatte wenig Freude an ſolchem Glücke; denn auf einer andern Seite ſeines Reiches hatten ihm die Deutſchen den größten Verluſt zugefügt und den ſchwerſten Kummer über ihn gebracht, den er in ſeinem Leben erfahren hatte.

6. Arminius.

Des Druſus Kriegszüge und Feſtungen und des Tiberius liſtig ſchleichende Künſte hatten, wie wir oben geſehen, ſchon ſo viel in Niederdeutſchland bewirkt, daß bis über die Weſer hinaus kein gerüſtetes Volk mehr offen widerſtand. Alles war gebeugt, die Bündniſſe der Völkerſchaften zerriſſen, und mancher Vornehmen Sinn durch die Lockungen der Römer vergiftet. Andere Menſchen ſchienen ſie ſchon zu werden, Gewohnheit und Umgang mit den Fremdlingen fingen ſchon an, die vaterländiſche Sitte zu verdrängen. Um die römiſchen Läger entſtanden Märkte und reizten die Deutſchen zu Kauf und Tauſch. Ja, Erde und Himmel, ſagt ein römiſcher Schriftſteller, ſchienen ſanfter und milder zu werden; denn die Wälder waren durchbrochen, durch die Sümpfe Dämme und Brücken aufgeworfen. Drei vollſtändige Legionen, die beſten des römiſchen Heeres, hielten die Wache in den vielen Kaſtellen und Lägern, und mitten in unſern hohen Eichenwäldern war eine römiſche Statthalterſchaft eingerichtet, waren römiſche Geſetze, Gerichte und Sachwalter. Vieles hatte zu dieſen Veränderungen der römiſche Statthalter Sentius Saturninus beigetragen, der in den Jahren 5 und 6 nach Chr. Geb. in Deutſchland war; ein Mann, der alt-römiſche Biederkeit mit Freundlichkeit vereinigte. Er liebte Feſte und Genüſſe und flößte auch den Deutſchen immer mehr Liebe zu der verfeinerten Lebensweiſe der Römer ein. Ihm folgte im Herbſt des Jahres 6 Quinctilius Varus, ein Mann von ſchwachem Gemüthe, der für die Geſchäfte des Friedens geſchickter war, als für den Krieg, und überdieß dem Geize ergeben. Denn es hieß von ihm, er habe die reiche Provinz Syrien, wo er vorher Statthalter geweſen, arm betreten, habe ſie aber ſo wieder verlaſſen, daß er reich und ſie arm war. Dieſem wenig ſcharfſinnigen Manne ſchienen die Deutſchen vollkommen unterworfen, weil ſie

ruhig waren, und er ſuchte die Knechtſchaft unter ihnen durch jene ſtillwirkenden Mittel zu befeſtigen, welche verderblicher ſind, als die Gewalt des Schwertes, weil ſie unſchuldiges Anſehen haben. Er ſaß unter den Germanen zu Gericht, als unter Römern, ſprach über deutſche Männer Leib und Gut, und die römiſchen Sachwalter ſuchten ſtatt der geraden und einfachen deutſchen Herkommen die feinen und verwirrenden Künſte des römiſchen Rechtsganges einzuführen. Wenn man aber einem Volke einen heimlich freſſenden, giftigen Wurm an die Seele ſetzen will, der es von allen großen Gedanken, von der Liebe des Vaterlandes und der Mitbürger, in ein kleinliches, eigenſüchtiges Treiben herabzieht, ſo muß man ihm die Liebe zu Rechtshändeln und Streitigkeiten einflößen, damit es ſich unter einander erbittere und ein jeder nichts Größeres wiſſe, als den eigenen Vortheil. Und weil die gerichtlichen Verhandlungen alle in der römiſchen Sprache geführt wurden, ſo ſollten ſie auch das Mittel ſein, dieſe unter den Deutſchen einzuführen. Denn um die Eigenthümlichkeit, die Freiheit und den ſelbſtſtändigen Sinn eines Volkes zu vernichten und es in eine fremde Geſtalt zu gießen, muß man ihm auch ſeine Sprache nehmen.

Darin aber hatte ſich Varus ſehr verrechnet, daß er glaubte, die rohen Deutſchen hätten kein Gefühl für ſolche Kunſtgriffe. Der Verſtand der Naturvölker iſt gar ſcharfſinnig gegen den, der ſie mit Netzen umgarnen will, und die Germanen waren von der Natur mit geſundem Sinn und guter Einſicht ausgerüſtet. Sehr ſcharf ſahen ſie den Quell und den Mittelpunkt des Verderbens, und vor allen Dingen wurden ſie mit innerm Grimme erfüllt bei dem Anblick der Ruthen und Beile des römiſchen Statthalters, welche die Zeichen ſeines Rechtes waren, körperliche Strafen und ſelbſt den Tod zu verhängen. Nichts war den freien Deutſchen entehrender als körperliche Züchtigung, die Schande der äußerſten Knechtſchaft, und das Recht der Todesſtrafen räumten ſie nicht einmal ihren Fürſten, ſondern nur der Gottheit ein, welche das Urtheil durch den Mund der Prieſter ausſprach.

Allein ihr Grimm durfte nicht laut werden und blieb lange in der Bruſt der einzelnen verborgen, weil keiner war, der mit kühnem Geiſte die glimmenden Funken zu einer großen Flamme vereinigte. Da mußte Rom ſelbſt den Retter deutſcher Freiheit großziehen. Es war Arminius, den wir Hermann zu nennen gewohnt ſind; der Sohn des Cherusker-Fürſten Segimer, ein Jüngling tapfern Armes und Herzens, von klarem und ſchnellem Geiſte, aus deſſen Auge das Feuer ſeiner Seele ſprach. Er hatte durch ausgezeichneten Kriegsdienſt die Würde eines römiſchen Bürgers und Ritters erlangt, und war, wohlunterrichtet und geübt in allen Künſten des Krieges und Friedens, zu ſeinem Volke zurückgekehrt. Hier ſah er die Schmach und das Verderben, welches dem Vaterlande bereitet wurde; ſein Geiſt ſann auf große Mittel. Er fand

bald die gleiche Stimmung bei den Edelſten der Cherusker und der benachbarten Völker; ſein flammendes Wort fachte ihren Muth noch mehr an; ſie entwarfen den großen Rettungs-Anſchlag, und um die Römer deſto ſicherer zu verderben, lockten ſie den Varus durch abſichtliche Empörung an den Gränzen, — ſo erzählen die römiſchen Schriftſteller, — immer weiter vom Rheine ab, in die Tiefen des großen Teutoburger Waldes, welcher die Gegenden nach der Weſer hin bedeckte.

Varus hätte ſeinem Schickſale entgehen können. Unter den Deutſchen ſelbſt war der Verräther; es war der Cherusker-Fürſt Segeſtes, ein Feind des Segimer und zugleich neidiſch auf Armins großes Anſehen, weil der viel jüngere Mann durch ſeines Geiſtes Kraft und ſeine Heldentugend die Augen der Völker auf ſich zog. Noch am Tage vor dem Ausbruche der Verſchwörung, als Varus die Fürſten bei einem Gaſtmahle vereinigt hatte, bat ihn Segeſt auf das dringendſte, den Arminius gefangen zu halten; aber eine blinde Zuverſicht auf ſeine Macht verdeckte ihm den Abgrund, der ſich vor ſeinen Füßen öffnete. Er zog noch tiefer in das mit Wald bedeckte Weſerland, und die Fürſten entfernten ſich, mit dem Verſprechen, mit ihren Hülfsvölkern alsbald zu ihm zu kommen. Sie kamen; — der Plan war groß und glücklich angelegt; mitten im Teutoburger Wald (im heutigen Fürſtenthum Lippe-Detmold), wo von allen Seiten Berge und enge Thäler waren, trafen ſie auf ihn. Nirgends ein gebahnter Weg, überall dicht verwachſenes und undurchdringliches Gehölz. Die Bäume mußten umgehauen, Gräben und Moräſte ausgefüllt und Brücken geſchlagen werden. Es war die ſtürmiſche Herbſtzeit des September-Monats; ſtarker Regen hatte den Boden ſchlüpfrich und alle Tritte unſicher gemacht und der Sturmwind ſauſte in den Gipfeln der Eichen, aus denen die alten Schutzgötter des Landes zürnend herabzudrohen ſchienen. Krieger, Laſtthiere, Gepäck und Troß, alles zog unbeſorgt, wie in völliger Sicherheit, durcheinander.

Unter dieſen Schreckniſſen der Natur erſchienen plötzlich, auf allen Höhen umher, die Deutſchen als Feinde und ſchleuderten auf die zuſammengedrängten Haufen der Römer ihre Geſchoſſe herab. Dieſe konnten ſich, in ihrer ſchweren Rüſtung, auf ſchlüpfrigem Boden und mit Waffen, die durch den anhaltenden Regen ſchon verdorben waren, wenig vertheidigen. Dennoch ſetzten ſie, unter beſtändigen Anfällen, ihren Zug fort, und gelangten am Abend zu einem Platze, wo ein Lager aufgeſchlagen werden konnte. So ermüdet alle waren, boten ſie doch die äußerſten Kräfte auf, Verſchanzungen zu errichten, die den Feind zurückhalten konnten, um ſich wenigſtens eine ruhige Nacht, vielleicht die letzte, zu verſchaffen. So wurde der Tag unter Furcht und Hoffnung erwartet. Am Morgen verbrannte man alles, was an Gepäck entbehrlich war; die Soldaten wurden dadurch leichter zum Kampf, der Troß klei-

ner; dieſen, ſo wie die Weiber und Kinder, deren eine große Menge bei dem Zuge war, weil man keinen Krieg erwartet hatte, nahmen ſie in die Mitte, und ſetzten nun ihren Rückzug, wahrſcheinlich in der Richtung nach ihrer Feſtung Aliſo zu, fort. Ihr Schickſal ſchien ſich aufzuhellen; ſie kamen auf einen freieren Raum, wo ſie ihre Reihen ordnen konnten und die Deutſchen keinen Angriff wagten; allein ihres Bleibens war hier nicht, ſie mußten weiter, und der furchtbare Wald nahm ſie widerum auf. Die Feinde erneuerten und verdoppelten ihre Angriffe; das Unwetter dauerte fort; die Deutſchen riefen: „Siehe das thut unſer Gott, der uns heute an unſern Feinden rächen will.“ Viele der tapferſten Römer erlagen vor ihren zornigen und immer kühneren Anfällen.

In ſolcher Noth erſchien die Nacht zum zweitenmale und ſie ſuchten ſich wiederum zu verſchanzen. Aber die mit Siegesgeſchrei anſtürmenden Feinde ließen ihnen nicht Zeit. Da, als Himmel und Erde entgegen und nirgends Rettung zu hoffen war, entfiel auch den Tapferſten der Muth. Varus, da er Alles verloren ſah und ſchon mehrere Wunden empfangen hatte, ſtürzte ſich in ſein Schwert; viele der Anführer folgten ſeinem Beiſpiele; das ganze Heer wurde niedergemacht oder gefangen, und nur einzelne wenige entkamen. Dieſes letzte Schlachtfeld war, nach den neueſten Unterſuchungen, höchſt wahrſcheinlich zwiſchen dem heutigen Horn und Lippſpringe, an der ſüdlichen Gränze des Lippeſchen Landes*).

So war das ſchönſte und tapferſte unter allen römiſchen Heeren, mit den Hülfsvölkern an 40,000 Mann ſtark, vernichtet. — Es war die Stunde ſchwerer Rache, die von der Wuth eines hartbeleidigten, freiheitsliebenden und noch rohen Volkes an ſolchem Tage zu erwarten war. Viele der vornehmſten Gefangenen bluteten als Opfer auf den Altären der vaterländiſchen Götter; andere, die das Leben behielten, wurden zu den niedrigſten Arbeiten gebraucht, ſo daß, wie die Römer ſelbſt berichten, mehr als Ein vornehmer Mann, dem zu Hauſe ſchon der Eingang zum Senate offen ſtand, und der die Triumphe ſeiner Vorfahren zählte, als Hüter deutſcher Heerden, oder Wächter an deutſchen Thüren, ſein trauriges Leben beſchloß. Auch wird erzählt, wie die Deutſchen ſich beſonders erbittert gegen die römiſchen Sachwalter zeigten, gleichſam in dem Gefühle, daß ihnen durch deren Künſte die größte Gefahr für Freiheit und Selbſtſtändigkeit bereitet ſey; und wie ein Deutſcher einem ſolchen Sachwalter im Zorne die Zunge ausriß, mit den bittern Worten:

„Nun höre auf zu ziſchen, Natter!“

So war der Hergang der großen deutſchen Freiheits-Schlacht nach der Erzählung der Feinde ſelbſt; in wie ganz anderm Lichte

*) Die drei Schlachttage ſind von Ed. Schmidt nicht ohne Scharfſinn auf den 9., 10. und 11. September berechnet.

noch würde ſie uns erſcheinen, wenn wir das Zeugniß auch nur Eines deutſchen Mannes über ſie hätten! Der Beſiegte beſchönigt ſeine Unfälle und ſucht oft im Verrathe der Feinde die Urſachen ſeines Unglücks, die doch in der Gewalt der Umſtände und in der Verkehrtheit ſeiner eigenen Handlungen lagen.

Das Urtheil ſteht feſt, und der Römer eigenes Geſtändniß beſtätigt es, daß unſer Vaterland dem Siege im Teutoburger Walde ſeine Freiheit verdankt, und wir die Enkel, daß noch ungemiſchtes, deutſches Blut in unſern Adern fließt, und das reine, deutſche Wort auf unſerer Zunge iſt. In Rom aber war Beſtürzung und Kummer. Während die Deutſchen frohlockten, die Feſten diesſeits des Rheines erſtürmten *), und das ganze Land von der römiſchen Art ſäuberten, war der Kaiſer Auguſtus außer ſich, rannte in der Betäubung mit dem Kopfe gegen die Wand und rief beſtändig:

„Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“

Einige Monate lang ließ er Haare und Bart wachſen, die Wachen der Stadt wurden verdoppelt, damit nicht etwa ein Aufruhr entſtände; die Deutſchen wurden aus Rom fortgeſchafft, ſogar die deutſche Leibwache übers Meer auf die Inſeln gebracht. Endlich gelobte Auguſt ſeinem Jupiter große Feſte, „wenn ſein Reich in eine glücklichere Lage käme.“ So war es auch geſchehen im Cimbriſchen Kriege.

Um den größeren Unternehmungen der Germanen, die man als gewiß erwartete, zu begegnen, mußte Tiberius mit einem ſchnell zuſammengerafften Heere an den Rhein eilen; zu ſeinem Erſtaunen fand er Alles ruhig. Die Deutſchen wollten nicht erobern, ſondern nur ihre Freiheit ſchützen; wie denn ſchon die Natur eines Bundes es mit ſich bringt, daß, nach abgewendeter Gefahr, jeder in ſeine Heimath zurückkehrt. — Tiberius hielt das wankende Gallien in Gehorſam und ging abermals über den Rhein, doch ohne tief einzudringen; und als er nach wenigen Jahren dem Auguſtus in der Herrſchaft Roms folgte, trug er ſeinem Neffen Germanikus des Druſus Sohn, den Krieg gegen die Deutſchen auf.

Germanikus und Arminius 14—16 nach Chr. Geb. Germanikus, ein junger feuriger Held, hatte das große Beiſpiel ſeines Vaters vor der Seele und beſchloß des Varus Niederlage zu rächen. Er unternahm drei Hauptzüge in Niederdeutſchland, immer in dieſelben Gegenden, wo auch früher der Krieg war, an der Lippe, und zugleich vom Meere her an der Ems hinauf, auf Weſer und Elbe zu. Deutſchland ſchwebte in neuer Gefahr; denn Germanikus war ein Kriegsheld, würdig der beſſern Zeiten Roms.

---

*) Aliſo hielt ſich am längſten. Es war ſo feſt, daß die Deutſchen, ohne Belagerungskunſt und Werkzeuge, es nicht mit Gewalt erobern konnten. Sie wollten daher den Hunger zu Hülfe nehmen; aber die römiſche Beſatzung wußte ſich durch eine Kriegsliſt, im unbewachten Augenblicke, durchzuſchleichen, und gelangte, wenn auch mit Verluſt, an den Rhein.

Aber wie Arminius gegen den ſchlechteren Feldherrn den vollſtändigen Sieg gewonnen hatte, ſo widerſtand er dem beſſeren, welcher mit großer Heeresmacht herankam, mit ſolcher Klugheit und Tapferkeit, daß er, wenn auch nicht immer ſiegreich in den Schlachten, doch nach jedem Feldzuge den Gegner zwang, ſich nach ſeinen Feſtungen am Rheine zurückzuziehen. Und ſo that er in dieſen Jahren nicht weniger für des Vaterlandes Freiheit, als in der Vertilgung der Varianiſchen Legionen.

Den erſten Feldzug im Jahr 14 nach Chr. Geb. machte Germanikus mit 12,000 Mann Römer und einer Anzahl Bundesgenoſſen vom Rheine aus, da, wo jetzt Büderich und Weſel liegen, durch den Cäſiſchen Wald, in das Gebiet der Marſen, überfiel die Ungewarnten, die ſich im tiefen Frieden glaubten und eben ein großes Feſt feierten, hinterliſtig von mehreren Seiten und verwüſtete das Land zehn Meilen weit mit Feuer und Schwert. Kein Alter, kein Geſchlecht wurde verſchont und ein weit umher berühmtes Heiligthum, der Tempel der Tanfane (nach Einigen im Teklenburgiſchen, nach Andern in der Gegend des jetzigen Münſter), wurde zerſtört. Weiter drang er nicht in Niederdeutſchland ein, denn ſchnell erhoben ſich die Bruckterer, Tubanten und Uſipeter, das Unglück der Freunde zu rächen. Der Rückzug der Römer war nicht ohne Beſchwerde; nur durch kluge und feſte Ordnung führte Germanikus die Legionen glücklich über den Rhein zurück.

Im folgenden Jahre befreite er, nachdem er zuerſt die Chatten, welche ſich dem Bunde der Völker unter Arminius angeſchloſſen hatten, überfallen hatte, den bei den Seinigen verhaßten Segeſt, der ihn um Hülfe anrief, aus den Händen ſeiner Gegner. Der Streit zwiſchen den beiden feindlichen Fürſtenhäuſern war wieder ausgebrochen. Arminius hatte Segeſt's Tochter Thusnelda, die er liebte, und die ihm der Vater verweigerte, entführt und zum Weibe genommen. Der Vater raubte ſie wieder und brachte ſie nach ſeiner Veſte *); hier belagerte ihn Arminius, um ſeine Gemahlin wieder zu befreien; aber Germanikus entſetzte den Segeſt und bekam bei dieſer Gelegenheit Armins Gemahlin Thusnelda gefangen und führte ſie nach Rom. Sie aber vergaß ihres Gemahles und der Hoheit ihres Standes niemals, und war in ihrer Geſinnung mehr ihm, als ihrem Vater, gleich. Segeſtes dagegen, der nun einen Beſchützer gefunden hatte, redete zu dem Römer in gleichem Sinne, wie zu allen Zeiten ſolche, die das Vaterland verrathen haben:

„Dieſes iſt nicht der erſte Tag meiner Treue und Beſtändigkeit gegen das römiſche Volk!" — ſo ſprach er: „Seit ich von dem göttlichen Auguſtus mit dem römiſchen Bürgerrechte beſchenkt bin, habe ich bei der Wahl meiner Freunde und Feinde nur auf

*) Nach Ledebur die zur Zeit Karls des Großen ſo berühmte Eresburg.

euren Vortheil geſehen; nicht etwa aus Haß gegen das Vaterland, — Verräther ſind ja ſelbſt denen verhaßt, zu welchem ſie übergehen, — ſondern in der Ueberzeugung, daß Römern und Germanen daſſelbe fromme, und weil ich Frieden dem Kriege, das Alte dem Neuen, und das Ruhige dem Stürmiſchen vorziehe. Zugleich kann ich nun, da ich bei dir bin, dem Volke der Deutſchen ein nützlicher Fürſprecher ſeyn, wenn es lieber Reue als Verderben will."

So redete Segeſt. Der Cäſar verſprach ihm Schutz und wies ihm einen Wohnſitz am Rheine an. Arminius aber fühlte den heftigſten Zorn in ſeiner Bruſt, und vor allem ſchmerzte es ihn auf's Tiefſte, daß das Kind, welches ſeine Gemahlin unter dem Herzen trug, in der Knechtſchaft der Römer das Licht der Welt erblicken ſollte. Er flog durch das Land der Cherusker, Krieg gegen Segeſtes, Krieg gegen die Römer ausrufend. Voll bitterer Kraft ſind ſeine Worte: „Der herrliche Vater! der große Feldherr; das tapfere Heer; deren Aller Hände ein ſchwaches Weib weggeſchleppt haben. Vor mir ſind drei Legionen und eben ſo viele Feldherren erlegen; ich führe nicht durch Verrath, und nicht gegen ſchwangere Weiber Krieg, ſondern offenbar, gegen Bewaffnete; und noch erblickt man in den deutſchen Hainen die römiſchen Paniere, die ich den heimiſchen Göttern dort aufgehängt habe. Mag Segeſt das unterjochte Rhein-Ufer bewohnen, mag er ſeinem Sohne dort wieder die Prieſterwürde verſchaffen; die Germanen werden es ihm niemals vergeſſen, daß ſie zwiſchen Rhein und Elbe römiſche Ruthen und Beile und die römiſche Toga geſehen haben. Wenn euch Vaterland und Verwandte, und die alte germaniſche Sitte lieber ſind, als Herren und neue Abkömmlinge, ſo folgt vielmehr dem Arminius, der euch zu Ruhm und Freiheit, als dem Segeſt, der euch zu Schande und Knechtſchaft führt!"

Durch ſolche Reden entflammte er die Cherusker und die verbündeten Völker; auch ſein Oheim Inguiomar, wie ihn die Römer nennen, der in großem Anſehen bei dem Volke ſtand, trat auf ſeine Seite.

Germanikus hatte ſeine Legionen ſchon wieder an den Rhein zurückgeführt; bei der Nachricht von dem neuen, großen Aufſtande der deutſchen Völker beſchloß er jedoch einen zweiten Zug in dieſem Jahre, damit ſie nicht ſelbſt einen Angriff auf den Rhein machten. Um deſto ſchneller und von mehreren Seiten in das Herz des feindlichen Landes einzudringen, führte er, nach ſeines Vaters Beiſpiele, einen Theil ſeines Heeres zur See in die Mündung der Ems; zwei andere Haufen unter Cäcina und Pedo zogen vom Rheine aus durch das Land, und ſo ſtießen Fußvolk, Reuterei und die Flotte mitten in Weſtphalen zuſammen. Leider waren die Römer nicht ohne deutſche Hülfsvölker; ſie hatten bataviſche Reuterei mit ſich; ferner Männer aus den Gebirgen von Tyrol und Salzburg, und von dem linken Ufer des Rheines. — Was zwi-

ſchen der Ems und Lippe lag, wurde verheert; die Bructerer verbrannten ſelbſt ihr Land, damit vor den Römern eine Wüſte läge; dieſe aber drangen dennoch vor, erbeuteten bei der Verfolgung der Bructerer den Adler der (neunzehnten) Legion, den jene in der Varusſchlacht gewonnen hatten, und kamen bis in die Gegend des Teutoburger Waldes, wo Varus umgekommen war. Den Germanikus ergriff die Begierde, dem gefallenen Feldherrn und Heere die letzte Ehre zu erweiſen; er ſchickte den Cäcina voraus, um die Berge und Schluchten zu erforſchen und Brücken und Dämme über die trügeriſchen Sümpfe zu legen; dann betraten ſie die traurigen, durch Anblick und Erinnerung grauſenvollen Orte. Varus erſtes Lager konnte man an dem größern Umfange, für drei volle Legionen, noch erkennen; das zweite war kleiner, der Wall halb eingeriſſen, der Graben flach; man ſah, daß die zuſammengeſchmolzenen Ueberbleibſel des Heeres ſich dort gelagert hatten, bis ſie endlich überwältigt wurden. In der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie die Haufen geflohen waren, wie ſie Widerſtand geleiſtet hatten: jene weiter auseinanderliegend, dieſe auf einen Haufen zuſammengedrängt; daneben Lanzenſplitter, Pferdeknochen, an Baumſtämme geheftete Köpfe. In den benachbarten Hainen ſtanden noch die Altäre, bei welchen die Befehlshaber und Hauptleute den Göttern geopfert waren. Und einige, welche die Schlacht überlebt hatten und aus der Gefangenſchaft entkommen waren, erzählten, hier ſeyen die Anführer gefallen, dort die Adler erobert, da habe Varus die erſte Wunde empfangen, und dort mit unſeliger Hand ſich den Todesſtoß gegeben.

Darauf beſtattete das römiſche Heer, im ſechſten Jahre nach der Niederlage, die Gebeine der drei Legionen, ohne daß Einer wußte, ob er die der Seinigen oder Fremder mit Erde bedeckte. Den erſten Raſen zu dem Grabhügel legte der Heerführer ſelbſt; und das Heer zog nun, mit vermehrtem Grimme, gegen den Feind. Arminius hatte ſeinen Vortheil wohl verſtanden und ſich wieder in die Wälder und Sümpfe gezogen; und als die Römer ihm unvorſichtig dahin nachfolgten, brach er hervor, ſchlug die feindliche Reuterei und trieb ſie auf das Fußvolk. Als aber Germanikus mit den geordneten Legionen heranzog, ließ er ab, und das Treffen blieb unentſchieden. Dennoch war der Erfolg, wie der eines Sieges; die Römer traten ſofort ihren Rückzug an; Cäcina, einer der Feldherren, die unter Germanikus dienten, mit vier Legionen quer durch das Land, nach dem Rheine zu; Vitellius, ein anderer, mit zweien an des Meeres Ufer, und Germanikus mit dem dritten Haufen auf den Schiffen.

Der Weg des Cäcina waren die obengenannten Pontes longi, oder die langen Brücken, eine ſchmale Dammſtraße, die durch unabſehliche Moräſte lief. Rings umher waren ſanft auf-

ſteigende Waldhöhen *); dieſe hatte Arminius beſetzt, von ihnen herab griff er die Römer herzhaft an, und wenig fehlte, daß Cäcina das Schickſal des Varus erlitten hätte. Der Damm und die Brücken waren vor Alter zerfallen, ſie mußten ausgebeſſert, zugleich ein Lager aufgeworfen und der Feind abgewehrt werden. Viele der Römer verſanken im Sumpf, denn die Cherusker, welche die Gegend genau kannten, trieben ſie an die gefährlichſten Stellen, und da jene gewohnt waren, zwiſchen Sümpfen zu kämpfen, bei der Länge ihrer Leiber, mit ihren ungeheuren Wurfſpeeren, die ſie ſelbſt aus der Ferne zu ſchleudern verſtanden, brachten ſie die Römer in große Noth. Nur die Nacht rettete die ſchon wankenden Legionen aus der verderblichen Schlacht. Aber auch da nahmen ſich die Feinde keine Zeit zur Ruhe, ſondern leiteten alle Quellen, welche auf den Bergen entſprangen, auf die unten gelagerten Römer herab.

Es war das vierzigſte Jahr, daß Cäcina im Dienſte gehorcht oder befehligt hatte; ihm war Glück und Unglück des Krieges gleich wohl bekannt und eben deßhalb war ſein Geiſt in allen Lagen unerſchrocken. Mit Ruhe ordnete er an, was in der Noth das Zweckmäßigſte war. Die Nacht war auf verſchiedene Weiſe unruhig; die Germanen erfüllten mit Freudentaumel und Jauchzen die unter ihnen liegenden Thäler, daß die Schluchten davon wiederhallten; bei den Römern nur einzelne, ſchwache Feuer, abgebrochene Stimmen, ſie ſelbſt zerſtreut an dem Walle liegend, oder unter den Zelten umherſchleichend, mehr weil ſie ſchlaflos, als weil ſie wachſam waren. Cäcina ſelbſt wurde durch einen böſen Traum geſchreckt. Es deuchte ihn, als ſteige Varus, mit Blut befleckt, aus dem Sumpfe empor und rufe ihn; er aber folgte ihm nicht, und als jener die Hand nach ihm ausſtreckte, ſtieß er ſie zurück.

Beim Anbruch des Tages ward der Zug fortgeſetzt, wie Cäcina ihn geordnet, indem zwei Legionen auf beiden Seiten ihn deckten. Sie verließen aber ihren Platz, als die Deutſchen mit neuer Wuth den Angriff machten, geführt von Arminius, der ihnen zurief: Hier Varus! hier die durch gleiches Geſchick beſiegten Legionen!" Der Kampf war hart und heftig; Cäcina ſelbſt ſtürzte mit ſeinem durchbohrten Pferde; er war verloren, hätte die erſte Legion ſich nicht vorgeworfen. Gepäck und Troß fielen in Feindes Hand; doch waren ſie der Römer Rettung, ſie lockten die raubbegierigen Deutſchen vom Morden ab zu der Beute, nnd die Legionen konnten endlich das freie, offene Feld gewinnen **), wo ſie lagerten. Dennoch war ihr Zuſtand jammervoll, und ſchon klagten ſie laut, daß ſo viel Tauſenden nur noch Ein

*) Wahrſcheinlich die Waldhöhen des **mons Caesius**, die ſogenannten Baumberge zwiſchen Horſtmar, Schapdetten und Coesfeld, wo ſich die Quellen der Aa, Stewer, Berckel und mehrerer Bäche befinden.

**) Wahrſcheinlich zwiſchen Coesfeld und Velen.

Tag zum Leben übrig ſei; und ſo groß war die Furcht, daß, als ein Pferd ſich losriß und einige im Wege Stehende umlief, alle glaubten, die Germanen ſeyen ins Lager gebrochen und nach dem hinteren Thore deſſelben flohen. Cäcina, ſie zum Stehen zu bringen, wandte Bitten, Befehl, Drohungen und Strafen an; vergebens. Da warf er ſich mitten im Thore zur Erde nieder, daß die Fliehenden hätten über ſeinen Körper wegſchreiten müſſen; und dieſer Anblick des alten, verehrten Feldherrn brachte ſie zur Beſinnung und hielt die Flucht auf.

Indeſſen hatten die Deutſchen das Lager umzingelt. Arminius, der die Feſtigkeit römiſcher Verſchanzungen kannte, wollte keinen Sturm wagen, ſondern die Feinde durch Mangel bezwingen; ſein Oheim Inguiomar dagegen rieth zum ſchnellen Angriff, und ſein Rath, weil er kühner erſchien, gefiel den Deutſchen beſſer. Sie ſtürmten; aber im entſcheidenden Augenblicke ließ Cäcina ſeine Römer hervorbrechen, ſchlug die Angreifenden zurück und trieb ſie in die Flucht. Arminius verließ unverwundet, Inguiomar aber mit ſchwerer Wunde die Schlacht, und die Legionen, ſo viel von ihnen übrig geblieben war, gelangten glücklich an den Rhein.

Zu dem dritten Feldzuge im Jahr 16 nach Chr. Geb. machte Germanikus noch größere Rüſtungen, als zu dem vorigen. Eine Flotte von tauſend Schiffen, größeren und kleineren, mit tiefgehendem weitem Bauche, und andere mit flachem Kiel zum Landen, wurde zuſammengebracht, um das ganze Heer, ohne die alten Schwierigkeiten des Landzuges, in das Herz von Norddeutſchland und, wenn nöthig, auch wieder zurück zu bringen. Während dieſer Zurüſtungen machte Germanikus einen raſchen Zug mit 6 Legionen, wahrſcheinlich auf der Straße von Weſel nach Lippſtadt, am Nord-Ufer der Lippe, bis nach Aliſo, um dieſe den Deutſchen wieder entriſſene und hergeſtellte Veſte, die jetzt von ihnen belagert wurde, zu entſetzen. Es gelang, denn die Feinde zerſtreuten ſich bei ſeiner Annäherung, und er befeſtigte die Heerſtraße zwiſchen Aliſo und dem Rheine mit neuen Gränzwehren und Dämmen. Da aber der Hauptangriff von einer andern Seite geſchehen ſollte, ſo kehrte er an den Rhein zurück und ſchiffte nun ſein ganzes Heer von nicht weniger als 90,000 Mann vom Rheine aus durch die fossa Drusiana in die Nordſee, und landete in der Mündung der Ems. Die Chauken mußten ein Hülfsheer ſtellen, die Angrivarier, an der Nieder-Weſer, ſich unterwerfen. Das Heer rückte bis in die Gegend des jetzigen Minden. Arminius, an der Spitze des Cheruskiſchen Bundes, ſtand ihm entgegen, und es kam zur Schlacht bei Idiſtaviſus *), an der Weſer (wahrſcheinlich zwiſchen Preußiſch Minden und Vlotho). Nach langem und hei-

*) Wohl Eidſtabwieſe, wo der Bundeseid geſtabt, d. h. geſchworen wurde.

ſem Streite mußten die Deutſchen den Römern das Feld laſſen, nachdem dieſe die Hügel gewonnen hatten, welche das Schlachtfeld beherrſchten. Sie verdankten ihren Sieg aber vorzüglich den deutſchen Hülfsvölkern von der Nordſee und den Rhätiern und Vindeliciern, die ſie von der Donau her mit ſich geführt hatten; und ſo mußte es ſchon im Anbeginn unſerer Geſchichte ſich ereignen, daß Deutſche den Fremden zur Bezwingung ihrer deutſchen Brüder halfen. In dieſer Schlacht wurde Arminius ſelbſt verwundet und entkam nur durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes und die Nachſicht der im römiſchen Dienſte fechtenden Chauken, die ihn erkannten und, eingedenk des Vaterlandes, durch ihre Reihen entfliehen ließen. So groß war das Blutvergießen, daß von Mittag an bis in die Nacht gemordet wurde, und das Land zehntauſend Schritte weit mit Leichen und Waffen bedeckt war.

Schon hatten die gebeugten Völker dieſer Gegenden beſchloſſen, ihre Sitze zwiſchen Weſer und Elbe zu verlaſſen und über den letzteren Fluß zurückzuweichen; da erblickten ſie die Siegeszeichen, welche die Römer nach der Schlacht mit dem Namen der beſiegten Völkerſchaften aufgerichtet hatten; und dieſer Anblick entflammte ihren Zorn mehr, als die eigenen Wunden und die gefallenen Freunde. Das Volk, die Großen, die Jünglinge, die Greiſe, Alle griffen zu den Waffen und rückten von Neuem gegen die Römer. Eine zweite blutige Schlacht entſpann ſich in einer waldigen Gegend zwiſchen der Weſer und dem Steinhuder See, welche bewies, daß des Volkes Kraft noch nicht gebrochen war; denn obgleich die Römer ſich wiederum den Sieg zuſchrieben, begaben ſie ſich doch gleich darnach auf den Rückweg, und das Vaterterland war gerettet. Von der Zeit an ſah die Weſer kein römiſches Heer wieder.

Den größten Theil ſeiner Krieger führte Germanikus auf dem Rückwege wieder zu Waſſer, durch die Ems in die Nordſee. Dort aber überfiel ihn ein ſchrecklicher Sturm, zerſtreute ſeine Flotte und zertrümmerte eine Menge der Schiffe an den britanniſchen Küſten. Bald darauf rief ihn Tiberius, eiferſüchtig auf ſeinen Kriegsruhm, nach Rom zurück und ſuchte ſeinen Unmuth unter den Ehren eines glänzenden Triumphs zu verſtecken. Hinter dem Siegeswagen des Germanikus ging, mit andern gefangenen Fürſten, Segeſts Sohn, und Thusnelda mit ihrem dreijährigen Knaben Thumeliko, den ſie in der Gefangenſchaft geboren hatte. Segeſt aber, von den Römern geehrt, war Zuſchauer. Germanicus indeß ſollte die Früchte ſeiner Siege nicht genießen; Tiberius ſchickte ihn nach Aſien, wo er in der Blüthe ſeiner Jahre durch Gift umkam.

Des Arminius Ende, **21** nach Chr. Geb. So ſah der deutſche Held, der im Siege wie in zweifelhaften Schlachten gleich groß war, ſein Vaterland von der Gefahr des fremden Joches befreit; die Schnelligkeit und die Kraft, mit welcher er ſich ſelbſt im

Unglück wieder emporraffte und ſeinem Volke neuen Muth einzuflößen wußte, hatten es gerettet. Und nicht etwa hatte er mit der erſt beginnenden oder ſchon geſunkenen römiſchen Macht zu kämpfen, ſondern als ſie in ihrer höchſten Blüthe und Ausdehnung daſtand. Einem ſolchen Heere, wie bei Idiſtaviſus und am Steinhuber See in ſchönſter Kriegsordnung gegen den deutſchen Landſturm kämpfte, hatten bis dahin die mächtigſten Reiche der Erde nicht widerſtanden.

Nachdem er die Gränzen geſichert wußte, wandte ſich Arminius gegen einen innern Feind, welchem der Kampf für deutſche Freiheit gleichgültig geweſen war, und den ſeine, den römiſchen Sitten nachgebildete, Herrſcherweiſe bei den Seinigen, wie bei den Nachbarn, verhaßt gemacht: das war Marbod, der Markomannen-König. Nach der Schlacht im Teutoburger Walde hatte Arminius den Kopf des Varus an Marbod geſchickt, vielleicht als beſchämendes Siegeszeichen, weil er an dem Bunde gegen Rom nicht Theil genommen, vielleicht als eine Aufforderung, in dieſem entſcheidenden Augenblicke von ſeinem, den römiſchen Kernprovinzen ſo nahen und gefährlichen, Standpunkte aus gegen die Römer loszubrechen. Marbod that es nicht. Ferner mag auch der Kaiſer Tiberius, nach ſeiner Kunſt, mehr durch Liſt als Waffen die Deutſchen zu beſiegen, das Seinige dazu beigetragen haben, die beiden deutſchen Fürſten zu entzweien. Armins Macht wurde durch die Senonen und Langobarden verſtärkt, welche, der Herrſcherweiſe des Marbod müde, ſich von ihm losſagten und zu den Cheruskern hielten; Arminius dagegen mußte ſeinen eigenen Oheim, Inguiomar, zu Marbod übertreten ſehen. Marbod ſcheint den Krieg begonnen zu haben, denn er kam aus ſeinen Gränzen hervor, wahrſcheinlich um die abgefallenen Senonen und Langobarden zu ſtrafen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher, wie Tacitus ſagt, nicht in ungeregeltem Anlauf, ſondern mit eingeübter Kriegskunſt geſtritten wurde. Der Ausgang war zum Nachtheil Marbods, er mußte in ſein Land zurückweichen, verlor dadurch noch mehr den Glauben ſeiner Völker, und floh endlich, von dem Gothen-Fürſten Katualda vertrieben, zu den Römern; ſie gaben ihm ein Jahrgehalt, vielleicht als Lohn dafür, daß er in dem Augenblicke der Entſcheidung ruhig geblieben war, und er beſchloß ſein, durch römiſche Wohlthaten gefriſtetes, Leben nach 18 Jahren unrühmlich zu Ravenna in Italien.

Ueber Armins letzte Jahre haben wir keine Nachricht, außer daß Tacitus mit wenigen Worten erzählt, er ſey ſelbſt in den Verdacht der Herrſchſucht gekommen; es ſey eine Verſchwörung gegen ihn entſtanden, an welcher ſeine Verwandten (wahrſcheinlich Segeſt und Inguiomar), Theil genommen, und er ſey im Jahr 21 nach Chr. Geb., im 37ſten ſeines Alters und im 12ten ſeiner Feldhauptmannſchaft ermordet. Allein wir dürfen nicht vergeſſen,

daß die Römer dieſe Erzählung wahrſcheinlich von Armins Mördern, vielleicht von ihrem alten Freunde Segeſt ſelbſt, hatten; denn der ganze Geiſt und Gehalt ſeines großen Lebens bürgen uns dafür, daß er für ſich gewiß nicht mehr, als Rechtens war, begehrte. Wohl aber mag er geſtrebt haben, dem norddeutſchen Bunde, deſſen Haupt er im Kriege geweſen war, auch für den Frieden Feſtigkeit und Dauer zu geben, und die Bande enger zuſammenzuziehen, damit ein neuer Feind ſie nicht unvorbereitet fände; und als darin ſeine große Abſicht verkannt wurde, benutzten ſein alter Feind Segeſt und ſein Oheim, der des jüngeren Mannes großen Ruhm beneiden mochte, die Stimmung der Gemüther zu ſeinem Untergange. Am höchſten ehrt ihn das Zeugniß des großen Geſchichtſchreibers unter ſeinen Feinden, der, nach jener kurzen Erzählung ſeines Todes, ſo von ihm redet: „Arminius war ohne Widerrede der Befreier Germaniens. In Schlachten nicht immer Sieger, blieb er im Kriege unbeſiegt. Noch wird er in Liedern bei den Deutſchen beſungen; den Jahrbüchern der Griechen iſt er unbekannt, denn dieſe bewundern nur ſich ſelbſt, auch bei den Römern ſteht ſein Ruhm nicht hoch genug, denn wir erheben nur das Alte und achten zu wenig auf das Neue."

Armins Name vermiſchte ſich in den ſpäteren Erinnerungen der Deutſchen mit der göttlichen Verehrung einer Heldengeſtalt. Irmin heißt das Große, Außerordentliche; die ſpäter ſo genannte Irminsſäule gehört hierhin; ſelbſt die Milchſtraße ward mit dem Namen des göttlich verehrten Helden benannt. Nur iſt der Zuſammenhang im Großen ſchwer genauer anzugeben.

7. Fernere Kriege zwiſchen Deutſchen und Römern.

Von dieſer Zeit an dachten die Römer nicht mehr daran, Deutſchland zu bezwingen, ſondern nur, wie ſie ſich der Einfälle der deutſchen Völker in ihre Gränzlander erwehren möchten. Sie befeſtigten daher die Ufer des Rheines und der Donau immer mehr und hielten ein anſehnliches Heer, welches aus ihren beſten Legionen beſtand, als Wache an der Gränze. Der Kaiſer Claudius ertheilte dem Hauptorte der Ubier die Ehre einer Colonie von Veteranen, und ſie hieß von nun an, ſeiner dort gebornen Gemahlin Agrippina zu Ehren, Colonia Agrippina (Köln). Das feſte Lager am Taunusgebirge, welches die Römer gleichfalls als einen der wichtigſten Punkte in den Rheingegenden anſahen, ließ Claudius auch wieder einrichten. — Im Jahr 69 brach ein neuer gefährlicher Krieg am Niederrhein aus unter Claudius Civilis, einem Anführer bataviſcher Hülfsvölker, aus königlichem Geſchlechte. Einäugig wie Hannibal, und wie dieſer überlegenen Geiſtes und voll Haß gegen die Römer, war er unter Nero in Feſſeln nach Rom geſchleppt und dort nur mit Mühe dem Tode entgangen. Als jetzt von den Batavern Zins verlangt ward, da ſie doch nur Kriegs-

dienſte zu leiſten verpflichtet waren, lud Civilis die Vornehmen zu einem Mahle im heiligen Haine, theilte ihnen ſeine Entwürfe mit, und gewann durch ſeine Beredſamkeit Alle für den Aufſtand. Man ſchickte Boten zu den Nachbaren, ja nach Britannien; ſchnell losbrechend eroberte Civilis ein römiſches Lager und gewann die Flotte auf dem Rheine; aber nicht zufrieden mit kleinem Erfolge, gelobte er, Bart und Haupthaar nicht zu ſcheren, bevor er einen großen Sieg errungen hätte. Nun vereinten ſich Kaninefaten, Frieſen und mehre ſächſiſchen Stammes mit ihm, und als er die castra vetera erobert und mehrere Legionen vernichtet oder gefangen hatte, erhoben ſich alle Deutſchen auf dem linken Ufer des Rheins; auch die Brukterer und Andere am rechten Rheinufer; denn ihre Seherin Velleda, eine brukteriſche Jungfrau von hohem Anſehen, hatte geweiſſagt, Roms Macht gehe zu Ende. Ihr ſchickte Civilis die koſtbarſte Beute; von ihrem einſamen Thurme im Walde an der Lippe lenkte ſie den Krieg. Alle Feſtungen außer Mainz wurden genommen, Köln mußte ſich verbinden und die Rheinzölle aufheben auf Velledas Ausſpruch, daß der deutſche Handel frei ſein müſſe. Auch galliſche Völkerſchaften traten zu dem Bunde. — Da ſandte der indeß auf den römiſchen Kaiſerthron gelangte Veſpaſian den Cerealis, einen gewandten Feldherrn, ab. Dieſer wußte Argwohn gegen Civilis zu verbreiten; die Gallier, nach ihrer unbeſtändigen Art, wandten ſich ab; und Civilis, zweimal geſchlagen, mußte ſich in die Sümpfe zurückziehen und die Dämme durchſtechen. Viele verließen ihn, Velleda wurde gefangen, und Cerealis, der theils durch Milde, theils durch heimliche Verſprechungen, die Gemüther gewann, bot den Frieden an. Da gab Civilis endlich nach; auf einem Fluſſe kamen die Feldherrn, nach alter deutſcher Sitte, zuſammen; der Friede ward unter den alten Bedingungen der Kriegshülfe, ohne weitere Verpflichtung, hergeſtellt. Das weitere Schickſal des Claudius Civilis iſt unbekannt.

Nach dieſer neuen Waffenprobe verſuchte es nur hin und wieder ein Kaiſer, ob er Kriegsruhm gegen die unbeſiegten Nachbarn gewinnen könnte; es gelang aber meiſtentheils ſehr ſchlecht, und um die Schande zu verdecken, mußten ſie manches zum Scheine künſtlich ausſinnen. Unverſchämter und lächerlicher aber hat es wohl keiner begonnen, als der Kaiſer Domitian, der zwiſchen den Jahren 80 und 90 regierte. Er hatte mit den Chatten Krieg angefangen, wagte es aber nicht, ſie ernſthaft anzugreifen, ſondern zog unverrichteter Sache wieder zurück, und um nicht mit Schimpf und Schande nach Rom zurückzukehren, kaufte er in Gallien große und ſtarke Sklaven, ließ ſie wie Deutſche kleiden, ließ ihnen die Haare blond färben und nach deutſcher Art ordnen, und führte ſie nun, als wären ſie deutſche Gefangene, im Triumphe in Rom ein.

Der markomanniſche Krieg. 167 bis 180. — Im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. hatten die Römer einen ſehr

ſchweren Krieg gegen die Deutſchen zu beſtehen, den ſie den markomanniſchen Krieg nennen, weil die Markomannen ihnen noch von Alters her am beſten bekannt waren, und weil die Angriffe derſelben und der übrigen mit ihnen verbundenen Donau-Völker am unmittelbarſten Italien bedroheten. Es ſcheint aber eine noch größere Völker-Verbindung ſtattgefunden zu haben, denn auch am Rheine und ſelbſt an den Küſten der Nordſee hatten die Römer Kämpfe zu beſtehen. Leider ſind aber die Nachrichten, die wir aus den ſpäteren Geſchichtſchreibern (Jul. Capitolinus, Ael. Spartianus, Dio Caſſius im Auszuge des Xiphilinus, Amm. Marcellinus, Oroſius und andern) zuſammenſuchen müſſen, ſehr unvollſtändig. — Der Kaiſer Marcus Aurelius ſah die Größe der Gefahr wohl ein; er ließ die Prieſter von allen Orten zuſammenkommen, große Opfer und Gebete anſtellen und die Orakel befragen wegen Ausgangs des Krieges. Es wird auch erzählt *), daß ein Wahrſager Alexander aus Egypten, der ſich großen Ruf erworben hatte, wegen des markomanniſchen Krieges gefragt wurde. Er antwortete, man ſollte zwei Löwen, mit Specereien und wohlriechenden Kräutern geſalbt, über die Donau in des Feindes Land ſchwimmen laſſen, dann werde der Sieg nicht ausbleiben. Es geſchah nach ſeinen Worten. Die Deutſchen aber, die dieſe Löwen für fremde Hunde hielten, ſchlugen ſie mit Keulen todt und erfochten bald darauf einen Sieg über die Römer.

Der Krieg wurde nun ſo heftig, daß der Kaiſer genöthigt war, Knechte, Fechter und andere Leute in ſein Heer aufzunehmen, die ſonſt für unwürdig gehalten wurden, die Waffen zu tragen; ſogar eine Bande Räuber aus Dalmatien wurde in Dienſt genommen, und der Kaiſer verkaufte, um das Geld zu dem ſchweren Kriege zuſammenzubringen, die Koſtbarkeiten ſeines Schatzes, ſeine Gemälde und ſein Gold und Silbergeſchirr. Zwei Monate dauerte dieſe Verſteigerung.

Dennoch drangen die Markmänner bis an die Stadt Aquileja vor, welche an der Gränze Italiens liegt, und in Rom war Schrecken und Verwirrung, wie zu der Zeit, als die Cimbern über die Alpen gekommen waren. Hätte damals ein ſchwacher Kaiſer im römiſchen Reiche regiert, ſo wäre es vielleicht ſchon jetzt um daſſelbe geſchehen geweſen. Aber Marcus Aurelius war ein verſtändiger und tapferer Mann und rettete Rom noch einmal aus großer Gefahr.

Er führte 13 Jahre lang mit den verbundenen Völkern Krieg, hatte viele und mörderiſche Schlachten zu beſtehen, mußte ſogar mit den Jazygen ein hitziges Treffen auf der gefrornen Donau aushalten; und obwohl er manche der Völkerſchaften zu einem beſondern Frieden brachte und dadurch die Feinde ſchwächte, und obwohl es auch ihm gelang, deutſche Völkerſchaften gegen deutſche aufzureizen, ſo erlebte er doch nicht das Ende des Krieges, ſondern ſtarb von den

*) Lucian in Pſeudomant.

Anſtrengungen der Feldzüge mitten im Kriege, zu Windobona, dem jetzigen Wien, im Jahr 180 nach Chr. Geb.

Sein Sohn Commodus ſollte nun das Heer gegen die Feinde anführen und hielt auch über der Leiche ſeines Vaters eine Rede an die Soldaten, welche große Dinge er auszurichten gedächte, und daß nur der Ocean ſeinen Eroberungen eine Gränze ſetzen ſollte; allein in ſeinem Herzen verlangte er nach den Annehmlichkeiten Italiens und nach den Wollüſten ſeiner Hauptſtadt. Das wußten auch ſeine Schmeichler und Höflinge wohl, und weil ſie ſelbſt der Beſchwerlichkeiten des Feldlagers müde waren, ſo redeten ſie alſo zu ihm: „Wie lange willſt Du noch Rom gegen die rauhen Ufer der Donau vertauſchen, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum und nichts, was das Leben erheitern kann, anzutreffen iſt? Wann wirſt du aufhören, gefrornes Donauwaſſer zu trinken, während andere ſich in den warmen Bädern Italiens beluſtigen?" Solcherlei Reden hörte Commodus gern, und ſprach: „Wenn ich mein Leben ſchone, ſo kann ich die Macht der Feinde allmälig und ſicherer ſchwächen, als wenn ich es im Kriege gegen ſie der Gefahr ausſetze." — Einige der Feinde waren durch ſeinen Vater ſo geſchwächt, daß ſie ſelber gern Frieden ſchloſſen, von andern aber erkaufte er ihn ſchimpflicher Weiſe durch große Geſchenke; dann kehrte er eilig nach Rom zurück. So tapfer aber hatten dieſe Völker geſtritten, daß die Quaden allein über 50,000 und die Jazygen 100,000 römiſche Gefangene beim Frieden zurückgaben; und Alles, was von den Römern durch ſo viel Blut erkauft war, beſtand darin, daß es an dieſen Gränzen des Reiches nun eine Zeitlang ruhig blieb.

8. Die deutſchen Völkervereine.

Der Römer Nachbarſchaft am Rheine, an der Donau, am Neckar hatte in den Sitten der Deutſchen nach und nach manches geändert; mit vielen neuen Dingen waren ſie bekannt geworden, guten und ſchlimmen. Durch die Römer lernten ſie Geld und manche Bedürfniſſe des Luxus kennen; die Römer hatten am Rheine Weinreben gepflanzt, Landſtraßen, Städte, Fabriken, Schauplätze, Schlöſſer, Tempel und Altäre angelegt; römiſche Kaufleute brachten ihre Waaren nach Deutſchland, und holten dagegen Bernſtein, Federn *), Pelzwerk, Sklaven, und — die Haare der Deutſchen: denn es war jetzt in Rom der Gebrauch, blonde Perücken ſtatt der eigenen Haare zu tragen. Von den Pflanzſtädten, die die Römer anlegten, ſind noch jetzt manche übrig, als Salzburg, Regensburg, Augsburg, Baſel, Straßburg, Baden, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Bonn, u. a. Im Innern Deutſchlands konnten aber

*) Die Römer rühmten die weiße deutſche Gans, die ſie ſogar ſchon mit dem deutſchen Namen Gant benennen. Plin. h. nat. X. 27.

weder die Römer noch ihre Lebensweiſe Freunde gewinnen, noch auch kamen dort Städte nach römiſcher Weiſe zu Stande.

Die wichtigſte Veränderung, die in dieſen Zeiten mit den Deutſchen vorging, war ihre Vereinigung in einige große Völkerbündniſſe. Das ältere Beiſpiel der Sueven, die ſpätere Vereinigung der Markomannen und der Cherusker, und vielleicht mehrere glückliche Verſuche auch in andern deutſchen Gegenden, vorzüglich aber der Anblick des großen römiſchen Reiches, welches bei aller Verdorbenheit durch Vereinigung doch ſo ſtark war: das Alles, ſo wie die Uebermacht einzelner Völker, und noch wohl unbekannte Urſachen mehr, brachten vier große Völkervereine hervor, die vielleicht klein entſtanden und ſchon länger vorhanden ſeyn mochten, aber erſt im dritten Jahrhundert nach Chr. Geb. den Römern bekannt und furchtbar wurden. Ihr Urſprung wird wohl immer dunkel für uns bleiben. Die römiſchen Schriftſteller verlaſſen uns hier ganz oder ſind ſo dürftig und unzuverläſſig in ihren Andeutungen, daß nicht darauf zu bauen iſt; und die Geſchichtſchreiber, welche nachher aus den deutſchen Völkern ſelbſt hervorgegangen ſind, waren mit der früheren Geſchichte derſelben ſo unbekannt, daß ſie nur alte Sagen zu geben vermochten, und dieſe oft auf die wunderbarſte Weiſe mit den Nachrichten der alten Schriftſteller in Verbindung brachten. An den trojaniſchen Krieg, an die Züge Alexanders des Großen, und andere beſonders berühmte Thaten der alten Welt knüpfte man die Urſprünge der deutſchen Völker. Die Völkervereine, wie ſie in der Geſchichte wirklich handelnd auftreten, ſind folgende:

1. Die Alamannen (wie der Name in den älteren Urkunden immer vorkommt), nachmals auch Alemannen und Allemannen genannt, zwiſchen der Donau und dem Maine, und ſpäter, nachdem ſie das römiſche Zehntland wieder gewonnen hatten, auch am Oberrhein und Neckar. Noch ſpäter dehnen ſie ſich nördlich bis an die Lahn aus. Sie waren ein Bund ſueviſcher Völkerſchaften, deſſen Bildung vielleicht von den Hermunduren ausging, und ihren Namen ſollen ſie nach der, gewiß irrigen, Meinung einiger Alten davon erhalten haben, daß ſie aus allerlei Männern zuſammengeſetzt waren. Sinnreicher iſt die Meinung, den Namen Almannen eben ſo als kriegeriſchen Bundesnamen zu betrachten, wie Markmannen die Kriegs-Mannei an der Gränze, Germanen die Heer- oder Germannei überhaupt, bedeuten, alſo Almannen die Mannei, die für das Ganze die Schutzwehr ſeyn ſoll. — Sie waren ſehr kriegeriſch, wild und tapfer, und machten den Römern nicht wenig zu ſchaffen. Dio Caſſius nennt ſie zuerſt in der Geſchichte des Kaiſers Caracalla, alſo im Anfange des dritten Jahrhunderts, und von dieſer Zeit an fielen ſie, beſonders nachdem ſie den limes durchbrochen und gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, nach Kaiſer Probus Tode, das Zehntland wirklich erobert hatten, bald in das unkriegeriſche Gallien, (welches von der Zeit an

aus Schrecken alle Deutſchen Allemands nannte), bald über die Donau und ſogar über die Alpen in Italien ein, und brachten jedesmal reiche Beute in ihre Heimath zurück. — Nordlich von dieſen wohnten:

2. Die Franken, am Niederrheine bis nach den Niederlanden und an die Nordſee hin; gleichfalls ein Völkerverein, aus verſchiedenen Völkern des nordweſtlichen Deutſchlands zuſammengewachſen: den Sigambrern, an der Yſſel, welche das Hauptvolk geweſen zu ſeyn ſcheinen (die nachherigen ſaliſchen Franken), Chamavern, Amſibariern, Tenchterern, Uſipetern, Bructerern, Chatten, Cheruskern, Tubanten und andern. Auch die Frieſen und Chauken ſchloſſen ſich ihnen Anfangs an. Der Name der Franken wird von älteren und neueren Gelehrten verſchieden abgeleitet. Die verbreitetſte Ableitung war lange Zeit die, daß ſie franke und freie Leute ſein wollten und darnach ihren Bund benannten. Viel wahrſcheinlicher aber rührte der Name Franken von ihrer beſondern Waffe her, einem mit Widerhaken verſehenen Wurfſpieße, den die Schriftſteller Franziska nennen (vielleicht die alte framea der Deutſchen). Die Geſchichte zeigt uns mit Beſtimmtheit die Franken um die Mitte des dritten Jahrhunderts. Flavius Vopiskus nennt ſie zuerſt im Leben des Kaiſers Aurelian um 242; dann der Kaiſer Julian, und mehrere ſpätere Schriftſteller. Auch ſie waren ſehr ſtark und kühn. Ihre hohe Meinung von ſich ſelbſt ſpricht ſich im Eingange des ſaliſchen Geſetzes aus, wo es heißt: „Das hochberühmte Volk der Franken, das Gott zum Urheber hat, tapfer im Kriege, tiefſinnig im Rathe, ausdauernd in Bündniſſen, edel, ſchön von Geſtalt, kühn, behend, feſt; das iſt das Volk, welches anfänglich klein an Zahl, durch Kraft und Muth das Joch der Römer gebrochen hat.“ — Sie durchſtreiften bald mehrere römiſche Länder, beſonders Gallien, von einem Ende zum andern, ſo oft ſie die Luſt nach Raub und Beute trieb. Sie ſind ſogar über die Pyrenäen in Spanien eingefallen und haben die Hauptſtadt Tarragona erobert. So weit war es ſchon im dritten Jahrhundert in dieſen Gegenden mit den Römern gekommen, daß die Franken und andere deutſche Kriegshorden, unter denen auch Burgunder und Vandalen genannt werden, an ſiebenzig angeſehene Städte in Gallien inne hatten. Da ſtand nach langen Zeiten wieder einmal ein Held unter den römiſchen Herrſchern auf, der Kaiſer Probus (276—282); der trieb die Deutſchen über den Rhein zurück, fiel ſogar in ihr Land ein und bezwang ſo viele von ihnen, daß er, um ſie zu ſchwächen, mehrere Tauſende in ganz andere Gegenden ſeines Reiches verpflanzen konnte. Von den Franken, die an der Nordſee ihre Sitze hatten, brachte er einen Haufen wohl dreihundert Meilen weit nach fremden Landen, an die Küſten des ſchwarzen Meeres. Er meinte, die deutſchen Männer ſollten ihr rauhes Vaterland hier wohl vergeſſen, wo ſie unter dem ſchönſten, warmen Himmel, in einem köſtlichen und anmuthigen Lande wohnten. Sie

aber konnten ihre kalten Küſten an der ſtürmiſchen Nordſee nicht aus dem Sinne laſſen, ſondern trachteten nur darnach, wie ſie wieder dahin kämen. Sie bemächtigten ſich einiger Schiffe und fuhren mit ihnen, unter tauſend Gefahren, durch unbekannte Gewäſſer, durch die Meere von Griechenland und Afrika, und an den Küſten von Italien, Spanien und Frankreich hin, ihrer Heimath zu. Sie mußten oft an das Land ſteigen und mit den Einwohnern um Lebensmittel kämpfen; ſie eroberten ſogar die große Stadt Syracus auf Sicilien, welche die Athenienſer in alten Zeiten drei Jahre lang vergeblich belagert hatten; und kamen endlich durch den großen Ocean in die Nordſee an ihre Küſten zurück. — Dieſes iſt geſchehen um das Jahr 280 *).

3. Der Sachſenbund, neben den Franken und aus den übrigen niederdeutſchen Völkerſchaften gebildet, die ſich nicht zu den Franken geſchlagen hatten, oder ſich wieder von ihnen trennten, wird ſchon um 288 von Eutropius genannt; dann nennt Amm. Marcellinus die Sachſen als Nachbarn der Franken um die Mitte des vierten Jahrhunderts, und ſo nach ihm mehrere. In ihrer größten Ausdehnung, welche ſie im Laufe der folgenden Jahrhunderte, bis zur Zeit Karl des Großen, erreichten, erſtreckten ſie ſich von den Dänen, von welchen ſie durch die Eider getrennt wurden, über Niederſachſen und den größten Theil Weſtphalens, und hatten die Ufer der Elbe, Weſer, Aller, Leine, Ems, Lippe und Ruhr beſetzt. Die Geſchichte dieſer Ausbreitung der Sachſen iſt uns völlig unbekannt. Wenn wir den Namen des kleinen Volkes der Sachſen feſthalten, welches nur Ptolemäus ſchon im zweiten Jahrhundert kennt und an die Mündung der Elbe und nach Holſtein ſetzt, ſo iſt das Wahrſcheinliche, daß dieſe mit den Chauken, Brukterern, Cheruskern und Frieſen, welche ſich wieder vom Frankenbunde losſagten, den Angrivariern, den Foſen und andern Völkern, einen Bund gegen die mächtige Eidgenoſſenſchaft der Franken bildeten und dieſe, die früher den größten Theil Weſtphalens und das Saalland inne gehabt hatte, weiter an den Rhein und in die Niederlande drängten. Als die Franken ſpäter in Gallien mächtig wurden, gedachten ſie der alten Wohnſitze und ſuchten ſich dieſelben wieder anzueignen; daher die langen Kriege zwiſchen Franken und Sachſen bis 803.

Die Sachſen erſcheinen ſpäter in drei Kreiſe getheilt: in die Oſtphalen, jenſeits der Weſer in den hannöveriſchen und braunſchweigiſchen Ländern, die Weſtphalen, an der Ems und Lippe, in Münſter, Osnabrück u. ſ. w. bis nach dem Rheine zu, und die Engern, in der Mitte zwiſchen beiden, in den Weſergegenden, vielleicht den Namen der Angrivarier, in abgekürzter Form, fortpflanzend. — Auch die Sachſen verſtanden die Schiffahrt ſehr wohl, ob

*) Zosimus I. 71. Eumenius in Panegyr. IV. 18.

ſie gleich in den älteren Zeiten nur ſchlechte, aus Baumzweigen zuſammengeflochtene und mit Rindshäuten überzogene Schiffe hatten, Kiele genannt *). Sie machten viele Raubzüge zur See, wie ſie denn den Römern zuerſt am Ende des dritten Jahrhunderts an den galliſchen Küſten als Seeräuber bekannt wurden. Wir werden ſpäterhin ſehen, wie ſie auch nach England hinübergefahren ſind und dort neue Reiche geſtiftet haben. Nur ſo lange Krieg dauerte, ſtellten ſie ſich unter Herzöge, die nach dem Kriege in den Adel zurücktraten. Im Frieden regierten ſie ſich durch Vertretung, indem ſie aus jedem der drei Kreiſe eine gleiche Zahl Gewählter zu ihrem Landtage ſchickten, deſſen Beſchlüſſe Gültigkeit für Alle hatten. So iſt die Idee der Vertretung, welche die alten Völker nicht kannten, eine ächt deutſche.

Aber noch mächtiger, als alle dieſe Völker, wurden:

4. Die Gothen. Ihren Namen haben wir früher an den Ufern der Weichſel gefunden. Später aber wird derſelbe von den Ufern des ſchwarzen Meeres bis zu denen der Oſtſee genannt, und es iſt offenbar ein Verein vieler, wie es ſcheint ſchon urſprünglich zum gothiſchen Stamme gehörigen, Völker untereinander, vielleicht ſchon zur Zeit des großen Krieges der öſtlichen Völker gegen Mark Aurel geſtiftet. Und wie die Alamannen und Franken und Sachſen die Länder der Römer angriffen, die nach Abend zu lagen, ſo wendeten die Gothen ſich vielmehr nach Mittag und nach Sonnenaufgang gegen das ſchwarze Meer und die Donau hin. Schon im dritten Jahrhundert hatten die Römer ſchwere Kämpfe mit ihnen zu beſtehen. Der gothiſche König Eniva fiel über die Donau in Möſien und Thracien ein, eroberte mehrere Städte, verwüſtete das Land, und als der Kaiſer Decius ihm entgegenzog, ſchlug er ihn bei Abrutum ſo auf's Haupt, daß der Kaiſer ſelbſt mit ſeinem Sohne auf dem Kampfplatze blieb. Von dieſer Schlacht im Jahr 251 an wird das Uebergewicht der Deutſchen und die Schwäche der Römer immer ſichtbarer, wenn gleich noch mehrere kräftige Kaiſer Siege über ſie erfochten haben. Schon der Nachfolger des Decius, Kaiſer Gallus, mußte den Frieden von den Gothen dadurch erkaufen, daß er ihnen alle Beute, ſelbſt die vornehmen Gefangenen, ließ und dazu einen jährlichen Tribut verſprach. — Nach dieſer Zeit haben ſie, in Vereinigung mit den Herulern, von der Nordküſte des ſchwarzen Meeres aus, viele kühne und gefährliche Raubzüge zur See gemacht und die Küſtenländer am ſchwarzen Meere und weiter hinaus am mittelländiſchen, verheert. Athen, mit vielen Denkmälern ſeiner ſchönen Zeit, die Gegend von Troja, und der prachtvolle Tempel der Diana zu Epheſus, ſind von ihnen heimgeſucht und letzterer gänzlich zerſtört worden.

*) Die Stadt Kiel führt noch ein ſolches im Wappen.

Der große Fürſt der Gothen, der ihre Herrſchaft am weiteſten ausgebreitet hat, war Armanarich oder Hermanrich, und lebte im vierten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung; er hat mehr denn zwei Menſchenalter über ſie geherrſcht und iſt hundert und zehn Jahre alt geworden. Sein Reich erſtreckte ſich vom ſchwarzen Meere und der Donau über die Moldau, Wallachei, Ungarn, Polen und Preußen bis an die Oſtſee.

Die Gothen theilten ſich ſchon früh in zwei Haupttheile, die ſpäter, nach manchen Veränderungen unter dem Namen der Oſtgothen und Weſtgothen in der Geſchichte vorkommen. Ueber die Oſtgothen herrſchten Könige aus dem Geſchlechte der Amaler (wahrſcheinlich die Reinen, ohne Maal), über die Weſtgothen der Königsſtamm der Balten (von balt, kühn). Unter den Oſtgothen waren die Greuthunger, unter den Weſtgothen die Therwinger der Hauptſtamm.

Die Gothen gehörten zu den edelſten und gebildetſten deutſchen Völkern, und hatten ſchon ſehr früh das Chriſtenthum angenommen. Schon im vierten Jahrhundert zwiſchen 360 und 380 unternahm ihr Biſchof Ulphilas oder Wulfila (Wölflein) das wahrhaft bewunderungswürdige Werk, in ihrer, zur Schrift noch wenig ausgebildeten, Sprache die Bibel zu überſetzen *), und ſo breiteten ſich, mit dem Glauben an den Heiland der Welt, mildere Geſinnungen und Sitten ſchnell unter ihnen aus.

Außer dieſen Völkervereinen fanden ſich noch einzelne Völker in Deutſchland, beſonders aber zwei, die bald mit Kraft und Anſehen unter den übrigen auftreten werden: die Burgunder, früher an der Weichſel, die Longobarden an der Elbe.

9. Der Verfall des römiſchen Reichs.

Zu derſelben Zeit, als die deutſchen Völker in ihrer Jugendkraft blüheten und ihre Macht in großen Vereinen ſammelten, wurde das alternde römiſche Reich immer ſchwächer in ſich ſelbſt, und ſeine Größe war ihm eine Laſt. — Die meiſten der römiſchen Kaiſer, vom Jahr 180 an, waren träge und in ihrer Trägheit boshaft und argwöhniſch, oder ſie waren offenbare Tyrannen und vergoſſen das Blut der beſten Männer ohne Scheu und Scham. Und fand ſich einmal ein guter Herrſcher, der auf Recht und Ordnung hielt, ſo wurde er von der wilden Rotte der Soldaten ermordet, denn dieſe waren es, die das Reich regierten. Sie ſetzten nach ih-

*) Dieſe Ueberſetzung iſt das älteſte und für uns ein unſchätzbares Denkmal unſerer Sprache. Es waren lange nur zwei Handſchriften davon vorhanden: der ſogenannte Codex argenteus (von den ſilbernen Buchſtaben) in Upſula und der Codex Carolinus in Wolfenbüttel. Sie enthalten aber nur die vier Evangelien und einen Theil des Römer-Briefes. Ulphilas hatte die ganze Bibel, mit Ausnahme der Bücher Samuelis und der Könige, überſetzt. In neuerer Zeit ſind nun noch bedeutende Theile der übrigen Ueberſetzung in Mailand aufgefunden und bekannt gemacht worden.

rem Gefallen die Kaiſer ein und wieder ab, und trieben es ſo ſchamlos, daß ſie ſogar die Kaiſerkrone öffentlich feilboten, und demjenigen aufſetzten, der ihnen das meiſte Geld gab. Im Laufe von 120 Jahren, von 180 bis 300 nach Chr. Geb., in welchen im ordentlichen Laufe der Dinge vielleicht ſechs Regenten auf einander gefolgt wären, herrſchten ihrer 36 im römiſchen Reiche, von denen 27 ermordet, 3 im Kriege gefallen und nur 6 eines natürlichen Todes geſtorben ſind. Und nicht genug, daß jeden Augenblick ein Kaiſer umgebracht wurde; die Mörder richteten meiſtentheils ſeinen ganzen Anhang mit hin, ſo daß das Blut in Strömen vergoſſen wurde und die meiſten ſich in ihrer Selbſtſucht wohl hüteten, ihren Fürſten treu und ehrlich anzuhangen. In ſolchen Zeiten mußten die Römer immer mehr ein verdorbenes, ruchloſes und nichtswürdiges Volk werden, welches nur darnach trachtete, ohne Arbeit ſeine Tage in Wolluſt und Ueppigkeit hinzubringen. Denn wenn der Menſch keine Sicherheit für die Zukunft vor ſich ſieht und nicht weiß, ob die Frucht ſeiner Arbeiten auf ſeine Kinder kömmt, ſo denkt er nur daran, wie er den Augenblick genießen will; er wird den Thieren gleich, deren Antlitz der Erde zugekehrt iſt und die auch nicht an eine Zukunft, an ein Recht und eine Vergeltung denken.

Zwar hatte ſich die Lehre Jeſu im Stillen auch unter den Römern ausgebreitet und ſicherlich Viele aus dem allgemeinen Verderben gerettet; ſogar machte ſie der Kaiſer Konſtantin, der ſeinen Kaiſerſitz von Rom nach Konſtantinopel verlegte, im Jahr 311 zur herrſchenden Religion ſeines Reiches; und wirklich ging es auch eine Zeit darnach beſſer mit den römiſchen Angelegenheiten; allein die Beſſerung war nicht gründlich. Die Römer hatten unter der Herrſchaft der Sünde die höhere ſittliche Kraft der Seele verloren, in welcher allein das göttliche Wort tiefe Wurzel ſchlagen kann; die alte Sündhaftigkeit vermiſchte ſich mit der neuen Lehre, und ſo verdarb Altes und Neues miteinander, wie in einem ſtehenden Sumpfe das gute friſche Waſſer mit dem alten zugleich verderben muß.

Bei dieſem Zuſtande der Welt iſt es leicht zu begreifen, wie die Anfälle der deutſchen Völker auf das römiſche Reich immer ſiegreicher werden mußten, und wie ſie gleichſam durch einen unwiderſtehlichen Naturtrieb gedrängt wurden, ſo elende Nachbarn zu überwältigen, von denen ſie zuerſt angegriffen waren und die ſich in ihrer Schlaffheit und Schlechtigkeit doch noch für ein edleres Menſchengeſchlecht hielten, als die unfeinen Deutſchen, welche ſie Barbaren nannten. Auch in der Natur iſt es ein Geſetz, daß da, wo ein leerer Raum geworden iſt, die lebendig bewegten Kräfte der Luft und des Waſſers ſogleich einzudringen ſtreben.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

10. Die Hunnen.

Anfang der Völkerwanderung. 753.

Um das Jahr **375**, als Kaiſer Valens in Konſtantinopel regierte und der abendländiſche Theil des Reiches unter dem Jünglinge Gratian, ſeinem Neffen, ſtand, kam ein neues und faſt unbekanntes, überaus wildes Volk aus Aſien herangezogen, welches nicht von deutſchem, ſondern von finniſchem Urſprunge war und die Hunnen geheißen wurde. Schrecken und Angſt gingen vor ihnen her und die Menſchen, die ſie geſehen hatten, beſchrieben ſie folgendermaßen *): „Das Volk der Hunnen überſchreitet jedes Maaß von Wildheit. Sie haben gedrungene, feſte Glieder und dicke Hälſe, und ihre ganze Geſtalt iſt ſo ungeſchlacht und breit, daß man ſie für zweibeinige Thiere oder für ſolche Pfoſten anſehen möchte, die man grob ausgehauen als Brückengeländer hinſtellt. Weil man ſogleich nach der Geburt in die Wangen der Kinder tiefe Einſchnitte macht, damit das Hervorkeimen der Haare durch die zuſammenlaufenden Narben gehindert werde, ſo bleiben ſie bartlos und ſehr häßlich bis zum Greiſenalter. Bei dieſer unholden und widerwärtigen Geſtalt ſind ſie ſo roh, daß ſie weder des Feuers bedürfen, noch ſich die Speiſen zubereiten; ſondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleiſch des erſten beſten Thieres, das ſie unter ſich auf des Pferdes Rücken legen und ſo ein wenig mürbe reiten, iſt ihre Nahrung. In Häuſer gehen ſie nur, wenn die äußerſte Noth ſie treibt; ſie ſcheuen ſie, als vom Leben abgeſchiedene Gräber; vielmehr Berge und Thäler unſtät durchſchweifend lernen ſie von der Wiege an Froſt, Hunger und Durſt ertragen. Sie kleiden ſich in leinene Kittel oder in Pelze, von Mäuſefellen zuſammengenäht; ihren Kopf bedecken ſie mit überhängenden Mützen, ihre Beine mit Bockshäuten. Ihre plump gemachten Stiefeln hindern ſie am freien Gehen; deshalb taugen ſie wenig für Fußgefechte; ſondern beinahe feſtgewachſen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich ſind, richten ſie auf ihnen alle ihre Geſchäfte aus. Auf dem Pferde kauft und verkauft ein jeglicher dieſes Volkes, auf ihm ißt und trinkt er, und auf den Hals des ſchnellen Thieres gelehnt, ſinkt er in tiefen Schlaf, bis zur Gaukelei der Träume; und iſt über ernſte Geſchäfte eine Rathſchlagung, ſo geſchieht auch ſie in dieſem Aufzuge.“

„Sie beginnen die Schlacht mit einem ſcheußlichen Geheul; mit Blitzesſchnelle ſind ſie da, zerſtreuen ſich abſichtlich in demſelben Augenblicke, kommen raſch wieder und ſchweifen ſo ohne geordnete Schlachtreihe im unſtäten Morden hin und her, und ehe man ſie wegen ihrer außerordentlichen Geſchwindigkeit erblickt, ſtürmen ſie ſchon den Wall oder plündern das feindliche Lager. In der Ferne

*) Amm. Marcell. XXXI. 2. Jordanis, 24.

fechten ſie mit Wurfgeſchoſſen, deren Spitzen mit ſeltener Kunſt ſehr ſauber mit Knochen beſetzt ſind, in der Nähe aber mit dem Säbel; und indem die Feinde den Hieben ausweichen, werfen ſie ihnen Schlingen über und ſchleppen ſie mit ſich fort.“

„Niemand baut bei ihnen den Acker oder rührt nur den Pflug an; denn Alle ſchweifen umher ohne feſte Sitze, ohne Heimath, ohne Geſetz und ſtehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich; die Weiber wohnen auf den Wagen, weben dort ihre groben Kleider und ziehen die Kinder groß. Auf die Frage, woher er iſt, kann bei ihnen keiner antworten; anderswo entſtanden, fernhin geboren, und weiterhin erzogen. — Treue der Verträge kennen ſie nicht und gleich den unvernünftigen Thieren wiſſen ſie kaum etwas von Recht und Unrecht; ſondern ſie fahren in ungeſtümer Wuth ihrer Begierden auf irgend ein Ziel los und ſind bei jeder neu winkenden Hoffnung wieder wankelmüthig; ja, ſind ſo veränderlich und jähzornig, daß ſie zuweilen an demſelben Tage, ohne die geringſte Beleidigung von ihren Bundesgenoſſen abfallen und eben ſo ohne alles Zureden ſich wieder ausſöhnen.“

Dieſe leichtgerüſtete und unbändige Menſchenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, brach am Aſovſchen Meere hervor, wohin ſie ſchon viel früher durch Kriege und Unruhen aus ihren alten Weideplätzen an den Gränzen Chinas vertrieben waren, fielen zuerſt auf die Alanen, welche von einigen für ein aſiatiſches Volk, von andern für einen Stamm der Gothen gehalten werden; ſie hatten blondes Haar; ein Schwert, in die Erde geſteckt, war ihr Heiligthum. Wahrſcheinlich iſt es ein Geſammt-Name, mit welchem die Römer die Völker öſtlich von den Gothen, an der Wolga und dem Don, bezeichnen, welche verſchiedenen Stammes ſeyn mochten. Die Hunnen ſollen den Geiſtern ihrer alten Fürſten die erſten gefangenen Europäer geopfert haben. Dann wälzte ſich ihr ungeheurer Schwarm auf die Gothen. Der mehr als hundertjährige, an einer ſchweren Wunde leidende, Hermanrich, da er ſah, daß er den Hunnen nicht widerſtehen könne, wollte ſeinen alterworbenen Ruhm nicht überleben und tödtete ſich ſelbſt. Sein Volk mußte ſich der hunniſchen Macht unterwerfen; und die Thervinger, welche nachher den allgemeinen Namen der Weſtgothen erhalten haben, wichen, Widerſtand für unnütz haltend, aus ihren Sitzen und ſchickten eine Geſandtſchaft au den Kaiſer Valens, mit der Bitte: „Er möge ihnen Land und Weiden geben, jenſeits der Donau, ſie wollten Hüter der Gränzen ſeyn.“ Als Vermittler wirkte hierbei wahrſcheinlich auch der gothiſche Biſchof Ulphila mit, der ſchon früher, bei einer Chriſten-Verfolgung durch heidniſche Gothen-Fürſten, mit vielen gothiſchen Chriſten auf römiſchem Boden am Fuße des Hämus Wohnſitze erhalten hatte und überhaupt 40 Jahre lang als Biſchof ſegensreich unter ſeinem Volke wirkte. Der Kaiſer nahm die Gothen auf. Von den Hunnen

wurden ſie nicht verfolgt; dieſe trieben mehr als 50 Jahre Viehzucht, Jagd und Raub in den Steppen und Wäldern vom jetzigen Südrußland, Polen und Ungarn, kamen dabei in mancherlei Berührung mit den Römern, denen ſie oft im Kriege dienten, und milderten durch den Verkehr mit ihnen, ſo wie mit den deutſchen Völkern, vieles in ihren Sitten.

Den Weſtgothen waren ihre neuen Sitze in Möſien bald zu enge und ihre Heerden lieferten ihnen nicht den nöthigen Unterhalt; ſie baten um Erlaubniß, ſich die fehlenden Bedürfniſſe erhandeln zu dürfen. Die römiſchen Statthalter aber, Lupicinus und Maximus bedienten ſich der Noth der Gothen ſo ſchamlos, daß um ein Brod und etwa zehn Pfund elendes, manchmal Hundefleiſch, ihnen ein Sklave verkauft werden mußte. Die meiſten Heerden waren hin, hin die Sklaven, Hungersnoth bewog viele, um Brod ihre Kinder zu geben. Indeß das Volk unter dieſem Jammer ſeufzte, wurde Fridigern, der gothiſche Fürſt, von dem Lupicinus in Marcianopel zu Gaſte gebeten. Er war ein tapferer Jüngling, des Heldenmuths ſeiner Ahnherren, voll; viele junge Leute, Waffenbrüder und Freunde, begleiten ihn. Während er aß, erhob ſich plötzlich das Geſchrei ſeines Gefolges draußen, welches die Römer überfallen hatten und mordeten. Er, mit rachefunkelndem Blick, ſein Schwert in der Hand, auf und hinaus, rettet ſeine Freunde und ſprengt mit ihnen fort *). Die Gothen, erbittert über der Römer Treuloſigkeit, brachen alsdann auf, ſchlugen den Lupicinus auf's Haupt und durchzogen mit Mord und Brand die nächſten Provinzen; von den Mauern Konſtantinopels ſah man ſchon die Flammen der Dörfer und Landhäuſer, die ſie angezündet hatten.

Kaiſer Valens zog mit einem Heere gegen ſie; die Hülfe, welche ihm ſein Neffe Gratian aus dem Abendlande herbeiführte, wollte er nicht abwarten, um den Ruhm des Sieges allein zu haben, und wagte vorſchnell bei Adrianopel die Schlacht. Es wurde hart geſtritten, aber das gothiſche Fußvolk warf endlich die römiſche Reuterei und dann auch die Legionen über den Haufen. Der Kaiſer floh verwundet; ſein Pferd ſtürzte; kaum vermochte er ſich in eine benachbarte Bauerhütte zu retten. Die Gothen, weit entfernt zu glauben, daß unter dieſem Strohdach der römiſche Kaiſer ſey, ſteckten dieſe Hütte, wie die andern, in Brand; Valens fand auf dieſe traurige Art ſeinen Tod. 378.

In dieſer großen Noth des Reiches ſollte der Umſturz noch einmal abgewendet werden durch den kräftigen und klugen Kaiſer Theodoſius, einen Spanier von Geburt. Er wußte die Gothen durch Partheiungen zu ſchwächen, und brachte Fridigerns Nachfolger, Athanarich, zum Frieden. Er verſprach den Gothen eine anſehnliche Lieferung an Lebensmitteln, und dieſe überließen ihm dafür 40,000 Mann an Hülfsvölkern.

*) Amm. Marcell. XXXI. 5. und Jordanis, 26.

11. Einbruch der Weſtgothen, Wandalen, Sueven, Burgunder und anderer Völker in das abendländiſche römiſche Reich.

Anfang des fünften Jahrhunderts.

Dieſer Kaiſer ſtarb aber bald, im Jahr 395, und ſeine beiden Söhne, Honorius und Arkadius, theilten das Reich unter einander; Arkadius nahm ſeinen Sitz in Konſtantinopel, Honorius in Italien, und des erſteren Antheil wurde das morgenländiſche, der des andern das abendländiſche Kaiſerthum genannt.

Die Söhne waren dem Vater nicht gleich; zu träge, die Herrſchaft ſelbſt zu führen, ließen ſie ihre Kanzler regieren, den Gallier Rufin und den Wandalen Stilicho. Rufin, welcher der Kanzler in Konſtantinopel war, verworfen und ehrgeizig, glaubte durch Krieg und Gefahren ſein Anſehn und ſeine Macht zu heben; er reizte die Gothen unter Alarich zu einem Einfall ins Reich. Die Geſchenke, die ihnen Theodoſius verſprochen hatte, wurden ihnen nicht gezahlt. Alarich verwüſtete Thracien auf's Schrecklichſte; Stilicho zog gegen ihn aus, wurde aber von dem eiferſüchtigen Rufin zurückgeſchickt. Dieſen ermordete das erbitterte Heer; Alarich aber wandte ſich gegen das damals wehrloſe Griechenland, welches ſeiner letzten Schätze und Herrlichkeiten beraubt wurde. Plötzlich kam Stilicho und bedrängte die Gothen; doch Arkadius befahl ihm, zu weichen, unterhandelte mit Alarich und machte ihn zum Feldherrn von Illyrien, d. h. räumte es ihm ein, 396. Von hier brachen die Gothen im Jahr 400 gegen Italien auf und zogen über die Alpen. Noch einmal gelang es jedoch dem Stilicho, durch einen entſchiedenen Widerſtand den gefährlichen Feind wieder über die Gränzſcheide der Gebirge zurückzubringen. Und eben ſo rettete er im Jahr 405 Italien gegen den Angriff eines großen gemiſchten Heeres deutſcher Völkerſchaften, welches unter Radagaiſus von einer andern Seite über die Alpen einbrechen wollte und vielleicht mit Alarich im Bunde war. Die Geſchichte dieſer Zeiten iſt höchſt verworren, und ſo iſt es auch nicht klar, ob jener Haufen bei Fäſulä vernichtet iſt, wie einige Schriftſteller erzählen, oder ob Stilicho es verſtanden hat, auch ihn durch Verträge und Hinweiſung auf Gallien zu entfernen. Es ſcheint, daß auch Stilicho ehrgeizige Pläne verfolgte; er hatte ſich mit Alarich zu einem Angriff auf's öſtliche Reich verbündet, wurde aber von ſeinen Feinden des Verrathes angeklagt und auf Befehl des Kaiſers Honorius, ſeines eigenen Schwiegerſohnes, im Jahr 408 ermordet. Sobald Alarich Stilicho's Tod erfuhr, zog er wiederum gegen Italien, drang durch die Päſſe der Alpen, ging über den Po und gerade auf Rom; den Kaiſer ließ er in Ravenna ſitzen, denn er verachtete den ſchwachen Fürſten. In Rom war Verwirrung und Schrecken, die Römer hatten ſeit 600 Jahren keinen Feind vor ihren Mauern und ſeit

800 Jahren keinen in denſelben geſehen, und die Stadt nannte ſich die ewige Stadt. Zwar wollten ſie den alten Hochmuth noch einmal laut werden laſſen und ſprachen zu Alarich *): „Das römiſche Volk iſt zahlreich und ſtark und iſt durch beſtändige Uebung in den Waffen ſo beherzt worden, daß es ſich nicht vor dem Kriege fürchtet.“ Aber Alarich lachte überlaut und ſagte nur: „Das dichtſtehende Gras iſt leichter abzumähen, als das dünne.“ — Darnach fragten die Geſandten nach den Bedingungen des Friedens. Er forderte alles Gold, Silber und Geräth in der Stadt, und alle Sklaven von deutſcher Abkunft. Sie fragten: „Was willſt Du uns denn übrig laſſen?“ „Die Seelen,“ antwortete er. So ſprach ein Mann, auf der Inſel Peuce, am Ausfluſſe der Donau, unter einem barbariſchen Volke geboren, zu der Stadt, welche Jahrhunderte lang den Erdboden beherrſcht hatte, und durch deren Thore und Straßen die ſtolzeſten Helden im Triumphe eingezogen waren, mit Sieg über fremde Völker gekrönt und mit Siegesbeute aus Europa und Aſien und Afrika beladen.

Darnach erboten ſich Tuskiſche Wahrſager, die in der Stadt waren, ſie wollten den Alarich durch Beſchwörungen von Rom zurücktreiben, wenn man ihnen erlaubte, den alten Göttern öffentliche Feſte und Opfer anzuſtellen. — Ueber ſolche ohnmächtige Anſchläge mag der tapfere Alarich wohl noch lauter gelacht haben.

Als nun die Römer gar keine Rettung ſahen, mußten ſie der Feinde Willen erfüllen und ihnen 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und außerdem eine Menge koſtbarer Waaren verſprechen. Es war aber ſo viel Gold und Silber bei den Einwohnern der Stadt nicht zu finden; deshalb mußte man die Zierrathen der alten Tempel zu Hülfe nehmen, und da ſoll es geſchehen ſeyn, daß unter andern Götterbildern auch das Bild der Tapferkeit zuſammengeſchmolzen wurde, und es war, als wäre damit Alles, was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, gleichfalls vernichtet.

Der Kaiſer Honorius wollte ſich mit Alarich in keinen Vergleich einlaſſen; da kehrte dieſer das nächſte Jahr wieder zurück und ſetzte in Rom einen andern Kaiſer, Namens Attalus, dem Honorius zum Widerſacher, ein; als dieſer aber auch nichtswürdig war, ſtieß er ihn nach einem Jahre wieder in den Staub, und die Stadt Rom, die ſich widerſetzte, nahm er mit Sturm ein. Dieſes geſchah den 24. Auguſt des Jahres 410. Die Gothen kamen in den kaiſerlichen Palaſt und plünderten ihn, ſo wie die Häuſer der Großen; inſofern aber mäßigten ſie ſich, daß ſie die Stadt nicht anzündeten. Es war ein großes Glück für die Römer, daß die Gothen Chriſten waren. Was ſich in die Kirchen flüchtete, wurde nicht angetaſtet. Ja, ein wunderbarer Zufall, welcher uns erzählt

*) Zosimus. V. 34.

wird, zeigt recht offenbar die fromme Sinnesart des Volkes. Ein Krieger, der bei einer chriſtlichen Frau einkehrte, fand bei ihr ſilberne und goldene Gefäße. Sie ſagte ihm, es gehören dieſelben dem heiligen Apoſtel Petrus, und ſeien ihr für die Kirche in Verwahrung gegeben; er möge nun thun, was ihm gutdünke. Da meldete es der Soldat dem Könige. Dieſer aber ſchickte ſogleich hin und ließ die heiligen Gefäße feierlich in die Kirche zurücktragen. Die Römer, begeiſtert durch ſolche Großmuth, begleiteten den Zug und ſtimmten feſtlichen, feierlichen Geſang an, und die gothiſchen Krieger, erſtaunt über das unerwartete Schauſpiel, ließen ab vom Plündern, ſchloſſen ſich mit an, und ſo ward die Wuth des Krieges durch chriſtliche Rührung in Frieden verwandelt.

Alarich blieb nur wenige Tage in Rom, dann zog er weiter nach Unteritalien, mit großen Entwürfen in der Seele; denn es ſcheint, er wollte nach der ſchönen Inſel Sicilien und von da nach Afrika hinüberſchiffen, um dieſe Kornkammern Italiens auch zu erobern. Aber der Tod ereilte ihn in Coſenza im rüſtigen Alter von 34 Jahren. Das ganze weſtgothotiſche Volk betrauerte ihn und bereitete ihm ein denkwürdiges Grab. Sie gruben dem dortigen Fluſſe, Buſento, ein anderes Bett und leiteten das Waſſer dahin ab, und nun begruben ſie den König im Grunde des Fluſſes in voller Rüſtung, mit ſeinem Streitroſſe und den Denkmälern ſeiner Siege; dann leiteten ſie den Fluß wieder darüber hin, auf daß nicht römiſcher Geiz oder Rachſucht den großen Alarich in dem Grabe, wo er von ſeinen Siegen ruhete, entweihe und ſtöre.

An ſeiner Stelle erwählten die Gothen den ſchönſten ihrer Edlen, den Jüngling Athaulf oder Adolf, den Schwager Alarichs, zum Könige. Er zog aus Unter-Italien auf Rom. Der Kaiſer Honorius mußte ihm ſeine Schweſter Placidia zur Gemahlin geben; dann erſt verließ er Italien, ging mit ſeinem Volke nach Gallien und Spanien, und er und ſein Nachfolger Wallia ſind die Stifter des großen weſtgothiſchen Reichs, welches das ſüdliche Frankreich bis zur Loire und bald auch Spanien umfaßte, und deſſen Hauptſtadt Toulouſe am Fluſſe Garonne ward. Im Jahr 419 traten die Römer das ſüdliche Gallien förmlich an Wallia ab.

So iſt der Anfang des fünften Jahrhunders durch heftige Völkerbewegungen im höchſten Grade ſtürmiſch. Faſt alle germaniſche Völker ſenden Kriegshaufen auf Raub- oder Eroberungs-Züge aus, oder ſie ſelbſt, von übermächtigen Angriffen anderer Völker gedrängt, brechen zum größeren Theile auf, um mit den Waffen in der Hand neue Wohnſitze zu ſuchen; nur etwa die Schwächeren bleiben zurück, welche ihre väterlichen Wohnſitze nicht verlaſſen können oder mögen, und verlieren ſich unter dem einrückenden neuen Volke. Außer den Gothen waren auch die Wandalen und Alanen durch die Hunnen vorwärts gedrängt und wälzten ſich von Morgen her immer weiter nach Abend zu. Auf ihrem Zuge ſchloſ-

ſen ſich die Burgunder, die ebenfalls von ihren Sitzen an der Weichſel ſchon bis an die obere Donau gerückt waren, ein Theil der Sueven, namentlich die Quaden, und andere Völker an ſie an. Von dieſem gemiſchten Völkerhaufen war es wahrſcheinlich ein Schwarm, der unter Radagaiſus oder Radegaſt im Jahr 405 jenen Sturm auf Italien wagte, welcher durch ein beſonderes Glück noch von Stilicho abgewehrt wurde. Dieſer einzelne Haufe verliert ſich, wie der Name ſeines Anführers, ohne eine Spur in der Geſchichte zurückzulaſſen. Allein in ihren Angriffen auf Gallien und Spanien waren die genannten Völker glücklicher. Stilicho hatte ihnen den Weg geöffnet, indem er die Legionen vom Rheine und aus Gallien weggezogen hatte zur Rettung Italiens. Nun verheerten ſie das Land von Straßburg bis Amiens; Trier wurde viermal geplündert, Mainz und Worms zerſtört, aus Straßburg, Speier, Rheims und andern Städten die Einwohner als Sklaven fortgeführt. Nachdem der Völkerſchwarm endlich von den Römern und Franken nach Südfrankreich zurückgedrängt war, wurde er 408 durch den aufrühreriſchen römiſchen Statthalter Gervatius nach Spanien gerufen. Bis dahin war dieſes Land in der furchtbaren Zeit verſchont geblieben; nun kam auch ſeine Reihe. Die Wandalen, Alanen und Sueven gingen über die Pyrenäen und eroberten bald den größten Theil des Landes. Von den Alanen blieb ein Theil in Gallien zurück und erſcheint ſpäter auf Seiten der Römer in der großen Schlacht gegen Attila; nachher verlieren ſie ſich. Eben ſo blieben die Burgunder unter ihrem Könige Gundikar (Günther) und ſtifteten im Elſaß zuerſt ihr Reich, welches ſich aber bald von dort in die Gegenden der Rhone und Saone und in die Schweiz zog, von wo es ſich bis Savoyen ausdehnte. Im nördlichen Gallien aber ſcheinen die Franken ſchon um dieſe Zeit ſich zu Herren gemacht zu haben, ſo daß Alles, was von Boulogne an der einen, und Köln an der andern Seite, nördlich liegt, ihnen unterworfen war. Noch vor der Mitte des Jahrhunderts blieb auch Trier, welches ſie viermal erobert hatten, in ihrer Gewalt.

Die Wandalen, die mit den Alanen im ſüdlichen Spanien ihre Sitze genommen hatten, gingen von da 420 unter ihrem Könige Geiſerich oder Genſerich, auf die Einladung des unzufriedenen römiſchen Statthalters Bonifacius nach Afrika hinüber, eroberten die ganze Nordküſte und ſtifteten dort auf ein Jahrhundert ein blühendes Reich, deſſen Hauptſtadt Karthago war. — Welche Wanderung von den Geſtaden der Oſtſee, wo dieſes Volk zuerſt in der Geſchichte erſcheint, bis an die Gränzen der afrikaniſchen Wüſten! — Geiſerich, einer der kräftigen Männer ſeiner Zeit, aber wilden Gemüthes, herrſchte fünfzig Jahre lang, von 428 bis 477. Nach ihm verfiel das Reich der Wandalen durch innere Unruhen und durch die Verweichlichung des ſonſt ſo kräftigen Vol-

kes in dem üppigen Klima des Landes. Dieſen Zuſtand benutzte der Kaiſer von Konſtantinopel, Juſtinian I., ſchickte ſeinen Feldherrn Beliſarius im Jahr 553 mit einem Heere nach Afrika, und dieſer bezwang die Wandalen in 8 Monaten. Ihren letzten König Gelimer führte er in goldenen Ketten in ſeinem Triumphzuge zu Konſtantinopel auf.

Die Sueven blieben in Spanien zurück, wurden aber von den Weſtgothen, unter Wallia und ſeinen Nachfolgern, immer mehr in die Enge getrieben, bald nur auf den nordweſtlichen Theil von Spanien und Portugal beſchränkt, und endlich 585 ganz mit dem weſtgothiſchen Reiche vereinigt.

In der Mitte des fünften Jahrhundets, 449, gingen auch die Angeln, Sachſen und Jüten nach England hinüber und ſtifſtifteten dort neue Herrſchaften. Unter dem Kaiſer Honorius und gleich nach ihm hatten die Römer Britannien gänzlich verlaſſen; ſie fühlten ſich zu ſchwach, dieſe ferne Inſel länger zu behaupten. Die Britannier aber waren unter ihrer Herrſchaft ſo verweichlicht, daß ſie nach dem Abzuge der römiſchen Beſatzung ſich unfähig fühlten, ihre Freiheit ſelbſt zu beſchützen. Ihre Nachbarn aus dem ſchottiſchen Hochlande, die kriegeriſchen Picten und Scoten, mit ungeſchwächter Kraft aus den Bergen hervorbrechend, ſetzten ihnen hart zu; ſie wußten keinen Ausweg, als wiederum Fremde zu ihrem Schutze herbeizurufen. Ihre Wahl fiel auf die Völker ſächſiſchen Stammes, welche die Küſten der Nordſee bewohnten, und deren Tapferkeit ſie ſchon oft kennen gelernt hatten, wenn dieſe mit ihren Raubgeſchwadern an die britiſchen Küſten kamen. Zwei ſächſiſche Brüder, Hengiſt und Horſt oder Horſa, Helden aus edlem Geſchlechte, welches von Wodan ſeinen Urſprung ableitete, nahmen des britiſchen Königs Vortigern Einladung an; nur mit dreien Schiffen, welche 1600 Krieger trugen, landeten ſie; aber ihr tapferer Arm erſetzte die Menge, ſie ſchlugen die Picten bei Stamfort, und bald zogen ihnen große Haufen ihrer Landsleute vom feſten Lande nach. Da hätten die Briten die neuen Gäſte gern wieder entfernt; ſie blieben aber, unterwarfen ſich ganz England bis auf das Land Wales und gründeten die bekannten ſieben angelſächſiſchen Königreiche, von denen Kent, durch Hengiſt geſtiftet, das erſte war.

12. Attila, die Gottesgeißel. 451.

In einer Ebene zwiſchen der Donau und der Theiß in Ungarn, in einem ſehr großen, von Pfahlwerk umgebenen Dorfe, welches allmälig aus einem Lager entſtanden war, erhob ſich, mitten in einem geräumigen Hofe, ein hölzernes, mit vielen Gängen und Hallen geziertes Gebäude, die Wohnung Attilas oder Etzels, Königs der Hunnen. Er hatte das, bis dahin unter vielen Oberhäuptern zertheilte, Volk zu einer Herrſchaft vereinigt und dazu nicht den

Mord ſeines Bruders Bleda geſcheut; alle, von der Wolga bis in Ungarn zerſtreuten, Stämme der Hunnen und unterworfenen Völker verehrten ſeine Gebote; er war Herr der Gepiden, Langobarden, Awaren, Oſtgothen und vieler Völker im ſüdlichen Deutſchland; doch behielten ſie ihre Sprache, ihre Sitten und Geſetze, und wurden von eignen Fürſten regiert, ſo daß ſie mehr als Bundesgenoſſen, denn als Unterthanen, zu betrachten waren; auch wurde an Etzels Hofe neben der hunniſchen die gothiſche Sprache, alſo Deutſch, geredet.

Er ſelbſt war klein von Wuchs, hatte einen großen Kopf, tiefliegende Augen, die er ſtolz umherwarf, eine breite Bruſt, ſehr viel Leibeskraft, einen Gang und eine Haltung, die zeigten, daß er in allem den Gebieter darſtelle; wie denn ſein liebſter Name Godegieſel, Geißel Gottes zur Beſtrafung der Welt, war. Aber wie man bei Herrſchern, welche große Reiche ſtiften, annehmen darf, daß ſie ihre Macht nicht blos ihrem Schwerte verdanken, ſo beſaß auch König Attila noch andere geiſtige Vorzüge, außer der kriegeriſchen Tapferkeit. Wenn er ſchrecklich gegen ſeine Feinde und im Zorne vernichtend war, ſo war er auch voll Güte gegen die, welche er einmal in Schutz genommen hatte. Und wenn er im Kriege ſeine Völker immer ſelbſt zur Schlacht führte, ſo ſaß er auch im Frieden ſelbſt vor ſeinem Palaſte zu Gericht und ſprach Allen Recht ohne Unterſchied. Er liebte die Pracht um ſich her, nur er ſelbſt lebte auf einfache Weiſe, als bedürfe ſeine Größe ſolches Zuſatzes nicht. Sein Sattelzeug war ungeſchmückt und wenig koſtbar; bei den Gaſtmälern wurden allen Gäſten goldene und ſilberne Geſchirre vorgeſetzt; er allein hatte hölzerne und aß nur wenig Gerichte von Fleiſch, indem er, nach der Sitte des Volkes, ſelbſt Brod verſchmähte. An ſeiner Tafel ging nach jedem Gerichte der Becher herum auf Attila's Wohl; Sänger prieſen dort in Heldenliedern ſeine Thaten; nach ihnen fehlte auch der Hofnarr nicht, und bei den Gäſten herrſchte Freude und Scherz; nur er verlor nie den ſtrengen Ernſt. Blos wenn ſein jüngſter Sohn Irnak eintrat, erheiterten ſich ſeine Züge und er liebkoſte ihn; denn von dieſem war ihm geweiſſagt, er allein werde Attila's erlöſchenden Stamm erhalten *).

Dieſer mächtige Herrſcher, von dem man geſagt hat, daß, wenn er ſein geheimnißvolles Schwert, — es war von einem Hirten in einer Steppe Scythiens gefunden und wurde für das Schwert des Kriegsgottes gehalten, — in die Erde ſtieß, hundert Völker erbebten und Rom und Konſtantinopel in ihren Grundfeſten erzitterten, brach im Jahre 451 mit ſeinem Heere auf und wandte ſich

*) Dieſe Schilderung von Attila und ſeinem Hofe giebt uns ein Augenzeuge, der Sophiſt Priscus, der mit einer Geſandtſchaft des Kaiſers Theodoſius II. an Attila's Hof zog, Byzant. hist. script. I. Auch Jordanis ſchildert ihn cap. 35. Beide erzählen auch von dem Schwerte des Mars.

gegen Abend. Mit 700,000 Mann zog er aus, alle unter ihm, jeder Stamm unter ſeinem Fürſten; alle Fürſten zitterten vor Attila, das ganze Heer hatte eine Seele, ſein Wink lenkte alle Bewegungen. Sein Weg hieß Vernichtung; was nicht entfliehen konnte oder nicht umkam, mußte ihm folgen. Er zog durch Oeſtreich und die allemanniſchen Lande über den Rhein, ſchlug den burgundiſchen König Gundikar (Günther), bis zur Vernichtung des Volkes (von deſſen heldenmüthigem Widerſtande ein Nachhall in den Nibelungen enthalten iſt); eroberte und plünderte die Städte Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier und andere, und gelobte nicht eher ſtill zu ſtehen, bis am Meere. Aus den Ländern, welche er durchzog, ſchloß ſich freiwillig oder gezwungen die Kriegsmannſchaft an ihn an, und der ungeheure Haufe wuchs, gleich einer Schneelawine, mit jedem Schritte.

Aber auch die Römer und mehrere deutſche Völker hatten ſich gerüſtet gegen die große Gefahr, die dem Abendlande drohte; denn es war wohl auf dem Spiele, ob Europa germaniſch oder hunniſch werden, ob deutſche Stämme auf den Trümmern des wankenden römiſchen Kaiſerthums neue Reiche gründen ſollten, oder der große Hunnen-König. Die Römer hatten noch einmal einen guten Feldherrn zu dieſer Zeit, mit Namen Aëtius, der einſt, von Valentinian verbannt, an Attila's Hofe Zuflucht gefunden hatte; der rüſtete ſich in Gallien und ſprach auch den weſtgothiſchen König Theodorich oder Dietrich, der in Toulouſe wohnte, um Hülfe an, denn auch deſſen Reich war in großer Gefahr. Da antwortete Dietrich, obwohl in früheren Jahren Aëtius ſein Feind geweſen war: „Nie hat ein gerechter Krieg einem Könige der Weſtgothen zu ſchwer geſchienen, und nie hat einer Furcht gekannt, wenn es auf eine glorreiche That ankam; eben ſo denken die Großen meines Reichs; das ganze Volk der Weſtgothen greift freudig zu ſeinen allezeit ſiegreichen Waffen.“ — Auch die Burgunder hatten Hülfe verſprochen, ferner Sangipan, der Alane, welcher an der Loire herrſchte, ein Theil der Franken, die Stadt Paris, ſelbſt ein Stamm der Sachſen, welcher an der Mündung der Loire, es iſt unbekannt in welcher Zeit, angeſiedelt war.

In der weiten Ebene in Frankreich, durch welche die Marne fließt, von den Alten die katalauniſchen Gefilde genannt, weil die Stadt Chalons in dieſer Ebene liegt, erhebt ſich bei Müry in der Nähe von Troyes, ein mittelmäßiger Hügel, welcher die Gegend beherrſcht. Hier traf das Heer der Abendländer auf die hunniſche Macht und eine große Schlacht wurde gekämpft; man kann ſie eine Völkerſchlacht nennen, denn die meiſten europäiſchen Völker ſtanden hier zum Streite gerüſtet gegen einander. Den linken römiſchen Flügel führte Aëtius, den rechten Theodorich, in die Mitte nahmen ſie den König Sangipan, dem am wenigſten zu trauen war. Unermeßlich ſchien andrerſeits das Hunnenvolk; einen

Flügel führte Ardarich, der Gepiden=König, den andern Theudemir, Widemir, Walamir, Fürſten der Oſtgothen, Attila die Mitte und das Ganze. Die Menge geringerer Könige achtete, wie Trabanten, auf ſeinen Wink und gehorchte ſtumm und ängſtlich ſeinem Befehle; er allein, der Könige König, dachte für Alle. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen ſollte, berief er die Anführer und ſprach: „Nichts Gemeines ziemt mir, euch zu ſagen, oder euch, von mir zu hören. Seyd Männer; greift an, brechet ein, werfet alles nieder; der Römer Schlachtordnung und Schilddächer verachtet! fallet auf die Weſtgothen und Alanen, in denen iſt die Kraft des Feindes. Müßt ihr ſterben, ſo werdet ihr ſterben, auch wenn ihr flieht. Richtet eure Augen auf mich, ich ſchreite voran; wer mir nicht folgt, der iſt des Todes!“ —

Beide Heere trachteten, ſich des Hügels zu bemächtigen; die Schlacht war ungemein wüthend, und es war ein fürchterliches Würgen. Die Hunnen durchbrachen ſchon das Mitteltreffen, wo die Römer flohen; auch die Weſtgothen wichen vor den Oſtgothen. Indem Theodorich zu ſeinem Volke redete, fiel er; aber ſein Tod entflammte die Seinen zur Wuth; ſein Sohn Thorismund warf durch gewaltigen Angriff die Feinde in die Flucht und gab ſo die Entſcheidung des Tages; bei anbrechender Nacht mußte Attila ſich in ſeine Wagenburg zurückziehen. Da er nicht wußte, ob der Feind ihn verfolgen würde, ließ er unzählige Pferdeſättel und hölzerne Schilde zu einem Scheiterhaufen aufthürmen, um im Nothfall ſie anzuzünden und in den Flammen zu ſterben; zuleich um die Feinde abzuſchrecken, gebot er, mit Waffen, Poſaunen, Schlachthörnern und Geſang die ganze Nacht Lärm zu unterhalten. Doch die Feinde griffen ihn nicht an. Unter den dichteſten Haufen der Gefallenen ſuchten ſie den Leichnam des Gothenkönigs und hielten ihm auf dem Schlachtfelde ein feierliches Leichenbegängniß, unter Wehklagen und Waffengetön, geſchmückt mit hunniſcher Waffenbeute, Angeſichts der Hunnen, die die Beſtattung nicht zu ſtören wagten. Thorismund folgte der Leiche des Vaters und wollte dann den Angriff gegen die Hunnen erneuern; allein Aëtius ſelbſt hielt ihn davon ab und rieth ihm, in ſein Reich zurückzuziehen, damit ſeine Brüder nicht die Krone ihm vorweg nähmen. Er wollte die hunniſche Macht nicht gänzlich zerſtören, um ſie vielleicht bei einer andern Gelegenheit gegen die Gothen gebrauchen zu können. *)

Attila, der auf ſolche Weiſe unverfolgt über den Rhein zurückgehen konnte, machte im folgenden Jahre noch einen Raubzug nach Italien und zerſtörte auf eine ſchreckliche Weiſe Aquileia,

*) So furchtbar war die Schlacht auf den katalauniſchen Gefilden, daß die Sage noch Jahrhunderte nachher erzählte, in der Nacht hätten ſich die Geiſter der Erſchlagenen erhoben und den Kampf in den Lüften drei Tage lang fortgeſetzt.

Mailand *) und andere Städte. Rom rettete vor gleichem Schickſale nur die Bitte des Papſtes Leo und das reiche Löſegeld, welches dieſer ihm bot. Mangel und Krankheiten in ſeinem Heere nöthigten ihn, über die Alpen zurückzugehen; doch drohte er, nochmals zu kommen und rüſtete ſich ſchon; aber mitten unter den Rüſtungen ſtarb er im Jahre 453. Betrauert und begraben wurde er nach der Sitte des Volkes: die Hunnen zerfetzten ihre Geſichter mit Wunden und ſchoren ſich die Haare ab, und in einer weiten Ebene, unter einem ſeidenen Gezelte, wurde ſein Leichnam gezeigt; um denſelben rannte, ſeine Thaten ſingend, die Reuterei, ſie prieſen das Glück, wie der große Attila, nach unſterblichen Siegen, in der herrlichſten Zeit ſeines Volkes ohne Schmerzen ſeine Laufbahn beſchloſſen und ſich hinüber zu den Geiſtern der alten Helden begeben. In der Nacht wurde er in einen goldenen Sarg gelegt, dieſer in einen ſilbernen, und beide in einen eiſernen; Pferdezeug, Waffen, Koſtbarkeiten, wurden mit ihm begraben, und darauf alle Arbeiter am Grabe umgebracht, damit keiner verrathe, wo der Hunnenheld ruhte.

Attila's, Etzels, Name ging ſpäter in die deutſche Sage über; er wurde mit den Gothen Hermanarich und dem ſpätern Theodorich (Dietrich von Bern), verbunden, erſcheint aber nicht als Feind der Deutſchen, ſondern als mächtiger ritterlicher Herrſcher in Oſten von Deutſchland.

Als der Schrecken ſeines Namens die Völker nicht mehr zuſammenhielt, entzweiten ſie ſich; viele verſagten den Gehorſam; nachdem der erſtgeborne ſeiner Söhne, Ellak, in einer großen Schlacht gegen Ardarich, den König der Gepiden, gefallen war, verſchwand die Macht der Hunnen ganz; ſie verloren ſich weiter nach Oſten hin. Den Kopf von einem der Söhne Attila's, — ſo wechſeln die menſchlichen Schickſale, — ſah man ſpäter in der Rennbahn zu Konſtantinopel zur Schau aufgeſteckt. — Ardarich nahm das Land an der Nieder-Donau ein und die Oſtgothen beſetzten Ungarn, bis nach Wien. Auch die übrigen, der hunniſchen Macht dienſtbar geweſenen, deutſchen Völker werden dieſen Augenblick der wiedergewonnenen Unabhängigkeit benutzt haben, ſich in ihren alten oder neuen Wohnſitzen gewiſſermaßen rechtlich zu befeſtigen; und ſo kann dieſer Zeitpunkt als entſcheidend für die Geſtalt der nächſten Zukunft angeſehen werden, bis der gänzliche Sturz der römiſchen Macht in Italien neue Umwälzungen für einen Theil Europa's veranlaßte.

*) Sucids erzählt, hier ſey dem Attila ein Gemälde in die Augen gefallen, wo Scytiſche Männer vor dem auf goldenem Throne ſitzenden römiſchen Kaiſer auf den Knieen gelegen hätten; da habe er dem gegenüber ſich ſelbſt auf dem Throne malen laſſen, zu ſeinen Füßen die römiſchen Kaiſer, Goldſäcke vor ihm ausſchüttend.

13. Untergang der römiſchen Herrſchaft im Abendlande. 476.

Das abendländiſche römiſche Reich, jetzt beinahe nur noch aus Italien beſtehend, neigte ſich immer mehr ſeinem Falle zu. Der elende Kaiſer Valentinian III. ermordete den Aëtius, der die Stütze des Reiches war, und es noch einmal in den katalauniſchen Feldern gegen Attila gerettet, mit eigener Hand, weil man ihm Verdacht gegen denſelben eingeflößt hatte. Valentinian wurde wiederum auf Anſtiften des Petronius Maximus ermordet, der nun Kaiſer wurde und des Ermordeten Wittwe Eudoxia zwang, ihn zu heirathen. Dieſe aber, aus Rache, rief den Wandalen-König Geiſerich aus Afrika herbei; er kam, eroberte 455 die Stadt Rom, und plünderte und verwüſtete ſie auf grauſame Weiſe, vierzehn Tage hindurch; gleichſam als wolle das Schickſal durch ihn Strafe üben für die grauſame Zerſtörung Karthago's durch die Römer vor ſechshundert Jahren. Darnach zog er mit vielen Schiffen voll koſtbarer Beute *) und gefangener Menſchen aus allen Ständen, die als Sklaven verkauft wurden, wieder nach Afrika.

Nach Valentinian, in Zeit von 20 Jahren, haben noch neun Kaiſer den herabgewürdigten Namen der Herren Roms geführt. Endlich ſtieß Odoaker, ein Fürſt sciriſcher Abkunft, Anführer eines verbündeten Heerhaufens von Sciren, Herulern, Rugiern und Turcilingern, ein Mann, durch Geiſteskraft und Körpergröße gleich ausgezeichnet, den letzten dieſer Schattenkaiſer, Romulus Momyllus oder Auguſtulus, der noch ein Knabe war, vom Throne, und nannte ſich ſelbſt König von Italien; des jungen Kaiſers unſchuldiges Alter, da er Purpur, Krone und Waffen ablegte und in ſein Lager kam, verſchonte er und ſchickte ihn auf ein Schloß in Campanien. Die obengenannten Völkerſchaften, die wahrſcheinlich zu dem gothiſchen Vereine gehört hatten, waren aus ihren frühern Wohnſitzen von der Oſtſee immer weiter nach Mittag gezogen, bis ſie an der Donau und der Gränze Italiens Wohnſitze fanden und den Römern häufig für Sold dienten. Dieſer kleine Haufen alſo hat endlich das große römiſche Reich niedergeworfen im Jahre unſerer Zeitrechnung 476, und im 1230ſten Jahre nach Erbauung Roms.

Auf folgende Weiſe waren um dieſe Zeit in Folge der Völkerwanderung, die hundert Jahre vorher angefangen hatte, die Länder des abendländiſchen Kaiſerthums unter die fremden Völker vertheilt:

Italien war unter der Herrſchaft Odoakers, und ſein Reich erſtreckte ſich nach Mitternacht über die Alpen bis an die Donau.

---

*) Darunter auch die Gefäße aus dem Tempel zu Jeruſalem, die Titus im Triumphe nach Rom gebracht hatte. Beliſar führte ſie ſpäter wieder aus Karthago nach Konſtantinopel, und Juſtinian ſoll ſie, wie Procop erzählt, aus Furcht vor einer Prophezeihung nach Jeruſalem geſchickt haben.

In Ungarn waren die Oſtgothen mächtig.

Im Norden der Donau, nach der Theiß zu, hatten ſich die Longobarden, aus ihren Sitzen an der Elbe ſchon längſt vorgerückt, niedergelaſſen.

In Baiern bildete ſich nach und nach, ohne daß die Geſchichte beſtimmte Nachweiſe davon geben könnte, aus Ueberbleibſeln von Rugiern, Herulern, Sciren, Turcilingern, gewiß aber aus ſueviſchen Stämmen, vorzüglich Markomannen, das Volk der Bajoarier unter dem Fürſtengeſchlechte der Agilolfen. Der Name deutet am meiſten auf die Abſtammung von den Markomannen, aus Böhmen herüberkommend, hin, indem der älteſte Name dieſes Landes Boja oder Bojos in Bojoheim, Baiheim, Beheim übergegangen iſt. Die früher in dieſes Land eingewanderten Markomannen kehrten, nachdem die Donau-Gegenden frei geworden waren, zurück, ſetzten ſich in Franken und Baiern feſt, und nannten ſich Bojoarier oder Bajovaren.

Die Alamannen wohnten in der öſtlichen Schweiz, in Schwaben und an beiden Rheinufern hinab, bis an die Lahn und bis Köln. Am linken Rheinufer wurden ſie nachher Alſaſſen genannt. Auch der Name der Sueven kömmt in dieſer Zeit wieder neben ihnen vor, und hat ſich im Namen des Landes Schwaben bis auf den heutigen Tag erhalten.

In der Mitte Deutſchlands, vom jetzigen Harzgebirge bis in Franken, herrſchten die mächtigen Thüringer, deren frühere Geſchichte ganz dunkel iſt. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts erſcheinen ſie zuerſt in der Geſchichte, ohne daß ein Schriftſteller ihres Urſprungs und ihrer früheren Geſchichte gedacht hätte.

In Niederſachſen und Weſtphalen ſaßen noch immer in den alten Sitzen und in der alten Verfaſſung die Sachſen, und neben ihnen an den Küſten der Nordſee die Frieſen.

Am Niederrhein, an der Maas und Schelde, bis in die Niederlande hin, und im nördlichen Frankreich wohnten die Stämme der Franken; die vorzüglichſten waren die Salier in den Niederlanden, und die Ripuarier, Uferbewohner am Rheine.

Neben ihnen, an der Seine, erhielt ſich noch zehn Jahre lang, nachdem ſchon kein Kaiſer in Rom mehr war, bis 486 ein römiſcher Statthalter, er hieß Syagrius. Die Nordweſtſpitze von Frankreich, das jetzige Bretagne, war ſchon früher durch Flüchtlinge aus Britannien, welche vor den Pikten gewichen waren, bevölkert, und dieſe bildeten dort, unter dem Namen von Armorika, einen Bund freier Städte.

Das ſüdöſtliche Frankreich mit Savoyen und der weſtlichen Schweiz gehörte jetzt den Burgundern. Ihre Hauptſtädte waren: Genf, Beſançon, Lyon und Vienne. Die Burgunder waren wohl die mildeſten unter den erobernden Völkern dieſer Zeit, früh für Chriſtenthum, Bildung und Kunſt gewonnen; und ihnen ver-

dankt jener Theil Frankreichs noch die vielen Ueberbleibſel alter römiſcher Kunſtwerke. In der Schweiz bezeichnet noch jetzt die franzöſiſche Sprache ihre alten Gränzen gegen die Alamannen; denn die Burgunder vermiſchten ſich mehr mit den Römern und nahmen viel von ihrer Sprache an.

Das ſüdweſtliche Frankreich, von der Loire und Rhone bis an die Pyrenäen, nebſt einem großen Theile von Spanien, war den Weſtgothen unterthan; das nordweſtliche Spanien aber den Sueven.

Die nördliche Küſte von Afrika war Wandaliſch.

In Britannien breiteten die Angeln und Sachſen ihre Herſchaft immer weiter aus.

Der öſtliche und nördliche Theil von Deutſchland war durch das Drängen und Ziehen der Völker nach Mittag und Abend hin entblößt worden, und es wanderten immer mehr ſlaviſche Völker ein, welche an jenen Gränzen von Alters her geſeſſen hatten, vielleicht auch zum Theil den Deutſchen unterworfen geweſen waren. Jetzt gewannen jene fremden Stämme das Uebergewicht, und die Ueberbleibſel der Deutſchen, welche ihre Stammſitze nicht verlaſſen wollten, wurden ihnen unterthan und verloren ſich unter ihnen.

Zweiter Zeitraum.

Von Chlodwigs Eroberungen bis auf Karl den Großen. 486—768.

Der Geſchichtſchreiber dieſes Zeitraumes ſind nur wenige, und auch dieſe von ſehr ungleichem Werthe. Was ſie über die früheren Zeiten enthalten, beruht meiſt auf Sagen und läßt ſich ſchwer mit den Nachrichten der römiſchen Schriftſteller vereinigen; für die Geſchichte ihrer und der zunächſt vorhergehenden Zeit jedoch ſind ſie von der höchſten Wichtigkeit.

1. Für die Geſchichte der Franken iſt Hauptſchriftſteller: Gregor, Biſchof von Tours (Gregorius Turonensis), geſt. 595; er nennt ſein Buch Kirchengeſchichte, beſchreibt aber allgemein die Thaten der Franken in 10 Büchern bis 591. Seine Sprache iſt wie überhaupt die ſeiner Zeit barbariſch, ſeine Darſtellung verworren, durch Wunder-Legenden unterbrochen, aber ſehr ins Einzelne gehend und für die ſpätern Jahre als die eines Zeitgenoſſen ſehr genau, wodurch er eben ſo lehrreich wird; er beſitzt Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Man hat ihn den Herodot dieſer Zeit genannt.

Fredegar, um 650, hat aus Gregors Werke einen kurzen und mit Fabeln vermiſchten Auszug, (Historia Francorum epitomata), gemacht, der bis 584 läuft, und dann die Geſchichte in einem Chronicum bis 641 weiter geführt. Dieſes Chronicum haben drei andere Männer, jedoch mit

Lücken, fortgeſetzt bis 768, arm und ohne Zuſammenhang, aber wichtig, weil die Verfaſſer meiſtens Zeitgenoſſen der Begebenheiten waren. Die **Gesta regum Francorum** ſind gleichfalls zum Theil aus Gregor geſchöpft, deſſen Darſtellung ſie bis zum Jahr 720 kurz und nicht ohne viele Unrichtigkeiten fortſetzen.

Neben dieſen und ſpäter: die Annalen, kurze Aufzeichnungen, die in den Klöſtern alljährlich von den wichtigſten Begebenheiten gemacht wurden und ſo wenigſtens zum Theil von Augenzeugen herrühren. Sie wurden ſpäter abgeſchrieben, von einem Kloſter dem andern mitgetheilt, dort oft vermehrt, ſpäter mehrere zuſammengearbeitet, und erlangten ſo einen größern Umfang und Werth. Am wichtigſten ſind diejenigen, die jetzt den einfachen Namen **Annales Laurissenses**, vom Kloſter Lorſch im obern Rheingau, führen und von 741 bis 788 gehen. Eginhardt ſetzte ſie fort von 788 bis 829. Sie ſind zum Theil in den älteren Sammlungen herausgegeben, am vollſtändigſten in der großen Ausgabe der Quellenſchriften für deutſche Geſchichte des Mittelalters, von der Frankfurter Geſellſchaft, **Monumenta Germaniae historica**, von Pertz geſammelt.

2. Für die Geſchichte der Gothen:

a) Caſſiodorus, mit hohen Staatsämtern unter Odoaker, Theodorich und deſſen Nachfolgern bekleidet, geſt. c. 565. im Kloſter Vivaroſa, hatte eine Geſchichte der Gothen geſchrieben, die leider verloren iſt. Erhalten ſind ſeine **XII Libri Variarum**, ſehr wichtig, weil ſie Edicte, Inſtructionen und Schreiben enthalten, die im Namen der Könige geſchrieben ſind: gelehrt, elegant, aber eitel und redſelig.

b) Der Mönch Jordanis (ſo, und nicht Jornandes, nennen ihn die älteren Handſchriften, und er ſich ſelbſt,) ein Gothe um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts, hat die verlorne Geſchichte Caſſiodors in einen Auszng — **de rebus Geticis** — gebracht, aber auch durch Einſchaltung alles deſſen, was er ſonſt wußte oder gehört hatte, verunſtaltet. Obſchon ohne Urtheil und geſchichtliche Kenntniſſe, iſt ſein Buch doch von dem größten Werthe, da er für ſehr viele Begebenheiten faſt unſre einzige Quelle iſt. Er geht bis 540.

c) Die Vergleichung von „**Procopii Caesarensis Vandalica et Gothica**“ kann im Einzelnen Manches aufklären, weil der Grieche von ganz andern Anſichten ausgeht, als die abendländiſchen Schriftſteller.

d) Auch Iſidor, Biſchof von Sevilla, (**Isidorus Hispalensis**) geſt. 636, hat eine kurze Geſchichte der Gothen, Wandalen und Sueven, bis 628, geſchrieben, welche aber über die frühere Geſchichte dieſer Völker nichts aufklärt und ſich eigentlich nur auf Spanien bezieht.

3. Hauptſchriftſteller für die Geſchichte der Langobarden iſt Paul Diakonus, Warnefrieds Sohn, einer der erſten Männer ſeiner Zeit, an den Höfen des Königs Deſiderius und Karl d. G. lebend, geſtorben als Mönch auf Monte Caſſino 799. **De gestis Langobardorum Libri VI.** Er ſchildert die Thaten ſeines Volkes mit großer Vorliebe und Sinn für die alte Sage; der Anfang iſt ganz unhiſtoriſch, ſpäter aber wird er ſorgfältig und genau und giebt uns ſehr ſchätzbare ausführliche Nachrichten.

4. Auch für deutſche Geſchichte von großer Wichtigkeit ſind die Lebensgeſchichten der römiſchen Päpſte, wenigſtens ſeit dem 8ten Jahrhundert von Zeitgenoſſen verfaßt; ſie gehen bis in den Anfang des 9ten Jahrhunderts.

5. Sehr wichtig ferner ſind die auf uns gekommenen Briefe angeſehener Männer aus jenem Zeitalter, beſonders die des heiligen Bonifacius, ſo wie die Lebensbeſchreibungen dieſes Mannes und anderer Heiligen (**vitae Sanctorum**,) welche oft das treuſte Bild ihrer Zeit geben und die ſchätzenswertheſten Nachrichten uns erhalten haben.

Endlich 6. ſind für die Erforſchung der Lebensverhältniſſe, der Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen ſehr wichtig die Geſetze der deutſchen Völker, welche zu dem fränkiſchen Reiche gehörten, der Salier, der Ripuarier, der Alamannen, Burgundier und Baiern (ſpäter ſind die der Sachſen und Thü-

ringer). Allein es bleibt in ihnen ſehr vieles dunkel, weil ſie hauptſächlich nur das Strafrecht dieſer Völkerſchaften enthalten und uns daher die gewünſchten Nachrichten über die ſonſtigen Verhältniſſe nicht geben können, nicht nach allgemeinen Grundſätzen geordnet ſind, nichts von der Verfaſſung des Reiches enthalten, als nur, inſofern von der Verwaltung des Rechtes die Rede iſt, und vieles in ihnen für unſer Auge ganz abgeriſſen daſteht.

---

14. Chlodwig der Franken-König. 482—511.

Während der, eben erzählten, großen Völkerbewegungen waren die Franken nicht, wie Gothen, Burgunder und andere Völker, aus ihren Wohnſitzen ausgewandert, um ſich anderswo niederzulaſſen; ſondern ſie blieben an ihrem Orte und eroberten von da aus nur den Theil Galliens hinzu, welcher im Norden des Ardennen-Waldes liegt; und dieſer Wald ſchützte ſie zugleich, daß ſie nicht mit in den großen Strom der Völkerwanderung hingeriſſen wurden. Auch verhinderte ſie ihre Zertheilung in mehrere Stämme, deren jeder ſeinen eigenen König oder Fürſten hatte, an großen gemeinſamen Unternehmungen.

Allein auch ihre Zeit kam. Um das Jahr 482 wurde Chlodwig, oder, wie wir ſagen würden, Ludwig, Childerichs Sohn, Fürſt der ſaliſchen Franken; und bald bereitete er ſich, die Entwürfe ſeines kühnen und weitſchauenden Geiſtes auszuführen, denn ſein leidenſchaftlicher Sinn ſtand nach Krieg und Eroberungen. Choldwig gehört zu denjenigen Herrſchern der Weltgeſchichte, deren Thaten und Erfolge von der Kraft ihres Geiſtes zeugen, deren Schöpfungen weit in die Geſchichte der Völker hineingreifen, deren Charakter aber uns keine Achtung abgewinnen kann. Er hat den Anfang zu der großen Vereinigung deutſcher Völkerſchaften gemacht, welche ſpäter in Karls des Großen Reiche vollendet daſteht. Allein es waren ihm alle Wege, wenn ſie nur zur Herrſchaft führten, gleich gut; und er hat den Ruf ſeiner Kriegsthaten durch die ſchmählichſte Treuloſigkeit gegen ſeine Verwandten und Bundesgenoſſen geſchändet. Zuerſt nämlich ſchloß er mit den andern Fürſten der Franken, die noch neben ihm und größtentheils ſeine Verwandte waren, Bündniſſe zum Kriege gegen andere Völker, und nachdem er dieſe mit ihrer Hülfe bezwungen hatte und mächtig geworden war, ſchaffte er nun auch die Freunde durch Gift und Dolch und Verrath aus dem Wege. Auf ſolche Weiſe wurde er gegen das Ende ſeiner Regierung König aller Franken.

Von den äußeren Feinden griff er zuerſt, als er nur einige zwanzig Jahre alt war, den römiſchen Statthalter Syagrius an, deſſen wir oben gedacht haben, ſchlug ihn bei Soiſſons (Sueſſiones) aufs Haupt, und nahm das Land bis an die Loire ein. Syagrius, welcher zu den Weſtgothen geflohen war, mußte an Chlodwig ausgeliefert werden und wurde hingerichtet. Dieſer Anfang

der Eroberungen Chlodwigs war im Jahre 486, zehn Jahre nach der Abſetzung des Romulus Auguſtulus.

Darauf zog er mit ſeinem Heere gegen die Alamannen, welche indeß in das Land der ripuariſchen Franken eingefallen waren; denn beide Völker, welche am Lahnfluſſe ihre Gränze gegen einander hatten, waren von Alters her Feinde. Bei Tulbiacum (höchſt wahrſcheinlich Zülpich im Jülichſchen) trafen ſie im J. 496 zuſammen und ſtritten hart wider einander, und der Sieg neigte ſich ſchon auf die Seite der Alamannen. Da, in der Hitze des Schlachtgetümmels, als ſeine Seele in Angſt war, fiel Chlodwig nieder und gelobte Chriſt zu werden, und als der Sieg ſich nun wirklich zu ihm gewendet hatte, ließ er ſich am nächſten Oſterfeſte zu Rheims vom Biſchof Remigius mit 3000 ſeiner Franken taufen. Dieſes war der Anfang des chriſtlichen Glaubens unter den Franken, und Chlodwig wurde hinfort der erſte Sohn der Kirche und der allerchriſtlichſte König genannt. Seine Gemahlin Chlodechildis (Klothilde), eine burgundiſche Fürſtentochter, hatte ihn ſchon lange durch die Gewalt ſanfter Ueberredungen zu dem beſſern Glauben bekehren wollen; er aber verſchmähte ihn, bis ihn die Noth der Schlacht überwältigte, und es war an ihm, wie an den Franken überhaupt, noch lange ſichtbar, daß ihre Bekehrung ein Werk der Noth geweſen. Denn Chlodwig mordete nach wie vor ſeine Verwandten, und unterjochte ein chriſtliches Volk nach dem andern; und die Franken galten noch in den folgenden Jahrhunderten als das treuloſeſte unter den germaniſchen Völkern.

Nachdem die Alamannen unterworfen waren, und das fränkiſche Reich ſich am Rheine hinauf bis in die Schweiz erſtreckte; und nachdem auch die Burgunder Tribut verſprechen mußten, wandte Chlodwig ſeine Blicke auf das Reich der Weſtgothen, welche den ſchönſten Theil Frankreichs im Süden inne hatten. Obgleich er noch vor kurzem mit ihrem Könige Alarich eine Unterredung gehabt und ihm Freundſchaft geſchworen hatte, beſchloß er dennoch ihn feindlich anzugreifen.

Der weiſe oſtgothiſche König Theodorich, der kurz vor dieſer Zeit ſeine Herrſchaft in Italien gegründet hatte, mahnte den unruhigen Chlodwig, deſſen Schweſter Audofleda ſeine Gemahlin war, auf alle Weiſe von der ungerechten Unternehmung gegen Alarich ab, und zeigte ihm, wie den chriſtlichen Völkern der Friede und die Eintracht gezieme; allein Chlodwig kannte nur die Sprache des Schwertes und der rohen Gewalt. Er berief im März bei Paris ſeine Franken, ſtellte ihnen die Nothwendigkeit des Krieges vor, warf ſeine Axt, Franzisca, weit von ſich ins Feld und gelobte, wo ſie fiele, nach dem Siege eine Kirche zu bauen. Er griff das weſtgothiſche Reich an, gewann im Jahre 507 bei Vouglé oder Vironne, in einer Ebene am Vienne-Fluß, eine große Schlacht, in welcher Alarich ſelbſt fiel, und nahm die Hauptſtädte ſeines Landes.

weg; ja er würde vielleicht das ganze Reich über den Haufen geſtoßen haben, wenn nicht der große Theodorich, mit gewaffneter Hand dazwiſchentretend, ihn zurückgewieſen hätte. Da mußte er ſich mit dem Lande zwiſchen dem Loire- und Garonne-Fluſſe begnügen.

Chlodwig lebte nicht lange mehr darnach und ſtarb zu Paris im Jahre 511, ſeines Alters im 45ſten. Das Reich wurde unter ſeine Söhne getheilt. Die Nachkommen Chlodwigs auf dem fränkiſchen Throne, die man die Merowinger nennt, waren meiſtentheils ihres Stammvaters würdig. Es war, als wenn Laſter und Tyrannei, unerhörte Grauſamkeit nnd wilde Rachbegierde in dieſem Geſchlechte erblich, und als wenn von vorn her ein Fluch über daſſelbe ausgegangen wäre. In der Zeit von vierzig Jahren kamen ſechs Merowingiſche Könige durch Gift oder Schwert um, und Ränke und Rachſucht böſer Frauen ſpielen eine Hauptrolle in dieſen Gräuelſcenen. Es kann daher auch dem Zwecke dieſer Geſchichte nicht entſprechen, in das Einzelne dieſer Begebenheiten tiefer einzugehen, welche eben ſo unerquicklich für das Gemüth, als unfruchtbar für die Erkenntniß des großen Ganzen unſerer Geſchichte ſind. Das Volk der Franken konnte unter ſolchen Fürſten nicht aus ſeiner ſittlichen Rohheit emporgehoben werden, es mußte vielmehr noch tiefer darin verſinken. Ihre Macht jedoch breiteten ſie noch weiter aus; ſie unterwarfen ſich nach und nach auch die Burgunder, und in Deutſchland das mächtige Volk der Thüringer; und die Herzöge von Baiern gaben ſich in ihren Schutz. Um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts waren alle deutſchen Völker von der Gränze der Sachſen an bis zu den Alpen mit dem Reiche der Franken vereinigt: Franken, Thüringer, Alamannen oder Schwaben, und Baiern. Nur die Sachſen und Frieſen ſaßen noch frei in ihren nordweſtlichen Sitzen.

Im Anfange des 7ten Jahrhunderts trat eine etwas beſſere Zeit im fränkiſchen Reiche ein, von welcher weiter unten die Rede ſeyn wird.

15. Theodorich, genannt Dietrich von Bern. 488—526.

Als nach König Attila's Tode das hunniſche Reich auseinander fiel, waren die Oſtgothen, wie ſchon erwähnt iſt, unter ihren Amaler-Fürſten auch wieder frei geworden und wohnten in Ungarn und den angränzenden Donau-Ländern. Sie hatten oft Streit mit den Kaiſern in Konſtantinopel, und bei ſolcher Veranlaſſung war Theodorich oder Dietrich, einer ihrer Fürſtenſöhne, als Geißel nach jener Stadt geſchickt worden, und ſah hier, wie einſt Marbod und Hermann in Rom, die Einrichtungen einer großen Herrſchaft. Zehn Jahre blieb er da und wurde in griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft unterrichtet, ſo daß kein deutſcher Fürſt ſeiner Zeit ihm an Bildung irgend gleich kam. Nach dem Tode ſeines Vaters Theodemir und ſeiner Oheime wurde er alleiniger

König der Oſtgothen, und beſchloß nun, gleich andern Herrſchern ſeinem Volke ein großes und ſchönes Reich zu ſtiften, denn ſie verlangten in beſſere Gegenden geführt zu werden, als die verödeten Länder an der Sau und Donau waren. Da wies ihm der Kaiſer von Konſtantinopel, Zeno, der ſich jetzt als den Erben des ganzen alten Reiches der Römer anſah, das Land Italien an, als Lohn für geleiſtete Dienſte und ſtatt der verſprochenen Hülfsgelder. Italien war noch unter Odoakers Herrſchaft; aber ſein Reich war nicht eigentlich als ein deutſches anzuſehen, weil ſeines Volkes, der Heruler und Rugier, nur eine geringe Anzahl war.

Theodorich brach im Jahre 488 mit dem Volke der Oſtgothen auf, drang durch die Päſſe Italiens und traf auf Odoaker bei Aquileja und bei Verona. Aber die Italiener ſtritten mit wenig Eifer für ihren König, und er wurde beide Male in die Flucht getrieben. Von der letzten Schlacht heißt König Theodorich in Sagen und Liedern, die man viel von ihm ſang, der große Held Dietrich von Bern (welches Verona bedeutet). Hierauf wurde Odoaker noch ein drittes Mal an der Adda geſchlagen, nachdem ihm ſeine eigene Stadt Rom die Thore verſchloſſen hatte, und drei Jahre lang wurde er in Ravenna belagert, bis er 493 ſich ergeben mußte, und ſein Land in Theodorichs Hände fiel. Er wurde bald darauf von Theodorich ſelbſt getödtet. Sein Reich hatte ſiebenzehn Jahre gedauert. Theodorich wurde Herr von Italien und von den Ländern jenſeits der Alpen bis an die Donau, und in den Kriegen der Franken und Weſtgothen bemächtigte er ſich der Provinzen bis an den Rhone-Fluß; ein großes und ſehr ſchönes Reich, welches lange hätte blühen können, wenn ſeine Nachkommen ihm an Weisheit und Tugend gleich geweſen wären. Seine Hauptſtädte waren Ravenna und Verona.

Er ſelbſt regierte über 30 Jahre und war nicht nur ein gütiger und milder Herr ſeiner Gothen, ſondern auch der römiſchen Unterthanen und aller, die in Italien wohnten; ſo daß dieſes Land ſeit mehreren Jahrhunderten nicht ſo glückliche Zeit erlebt hatte, als unter ihm, dem fremden Fürſten. Ackerbau und Handel blüheten wieder auf; Kunſt und Wiſſenſchaft fanden an ihm ihren Beſchützer, und alte, in Trümmern liegende, Städte wurden wiederum aufgebaut. Italien genoß unter und nach ihm einer vierzigjährigen Ruhe und wurde ſo fleißig bebaut, daß es nicht nur genug Getreide für ſich hatte, ſondern ſogar nach Gallien ausführen konnte; unter den römiſchen Kaiſern dagegen hatte man immer Zufuhr aus Sicilien und Afrika nöthig gehabt.

Seine Weisheit und Gerechtigkeit erhob ihn über alle Könige ſeiner Zeit. Wie ein großer Familienvater und Friedensſtifter ſtand er zwiſchen ihnen, und die fernſten Völkerſchaften holten ſeinen Rath ein und ehrten ihn mit Geſchenken. Den andern Königen deutſchen Stammes, welche er faſt alle durch Verſchwägerung mit

ſich verbunden hatte, ſchrieb er wie ein Vater: „Ihr alle habt Beweiſe meines Wohlwollens; ihr ſeyd junge Helden; mir gebührt euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich; es iſt mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von den Leidenſchaften beherrſchen laßt; denn Neid und Leidenſchaften der Könige ſind das Verderben der Völker; dagegen ſind ihre Freundſchaft und Einigkeit gleichſam die Adern, durch welche die Wünſche der Völker zu einander hinüber fließen."

Solche Grundſätze ſtellte er ihnen vor Augen, und bewies dadurch, daß er einen großen Bund aller chriſtlichen Völker deutſchen Stammes, die ihre Sitze in Europa genommen hatten, auf Gerechtigkeit und Weisheit gegründet, im Sinne trug; einen Bund, wie ihn die Vernunft allen Zeitaltern als ein erhabenes Bild vorhält, und von Zeit zu Zeit durch den Mund erleuchteter Männer kund thut, auf daß Recht und Ordnung und der Geiſt chriſtlicher Eintracht herrſchen, und der Haß und die Raubſucht gebändigt werden, welche, ſo oft jener Geiſt fehlte, die Länder Europa's von einem Ende zum andern verheerend durchzogen haben. Hätte Theodorich einen ſolchen großen Bund zu Stande gebrache, ſo hätte er Größeres geſtiftet, als die alten Römer, in deren Erbtheile er nun ſaß, und deren Reich er nicht durch rohe Waffengewalt, ſondern in der Geſtalt eines friedlichen Völkervereines, herſtellen wollte. Allein, wie die milde Gewalt der Wahrheit und des Rechtes immer in der Selbſtſucht derer ihren Feind findet, welche nur ihren Vortheil und ihre Leidenſchaft wollen, ſo mußte auch Theodorich erfahren, daß die Welt für ſeine großen Gedanken noch nicht reif ſey. Während er mit Ernſt und Liebe den Frieden predigte, wüthete Chlodwig, der Franke, ſein Wort verhöhnend, mit dem Schwerte, und trachtete nur darnach, recht viele Völker unter ſeine Herrſchaft zu beugen.

Der große Theodorich ſtarb im Jahre 526. Sein Reich hatte keinen Beſtand; denn ſein Sohn Athalarich war erſt zehn Jahre alt und ſtarb bald nach dem Vater; die Großen des Reichs aber waren nicht einig, ſondern erhoben und ſtürzten mehrere Könige nach einander. Auch konnten die römiſchen Unterthanen nicht vergeſſen, daß ihre Beherrſcher Gothen und dem Arianiſchen Glauben zugethan waren. Sie wünſchten ſich wieder unter die griechiſchen Kaiſer zurück, welche in Konſtantinopel wohnten und der rechtgläubigen Kirche angehörten, obgleich das Reich dieſer Kaiſer höchſt elend und zerrüttet war. Da machte ſich der Kaiſer Juſtinianus, welcher zu den vorzüglichſten in der Reihe gehört, dieſe Zwietracht zu Nutze und ſandte ſeinen Feldherrn Beliſarius und nach dieſem den Narſes nach Italien, um dieſes Land ſeiner Herrſchaft wieder zu unterwerfen. Es entſtand ein langer und ſchwerer Krieg, von den Gothen mit aller Tapferkeit, aber unglücklich, geführt, der das Land verwüſtete und beſonders Rom durch mehrere Belagerungen faſt ganz verödete, ſo daß von ſeinem alten Glanze nun keine

Spur mehr vorhanden war. Das waren wiederum ſchreckliche Zeiten. — Noch einmal erhoben ſich die Gothen, nachdem vier ihrer Könige zu Grunde gegangen waren, unter dem König Totilas, der würdig war Theodorichs Reich zu beherrſchen; allein als auch er, nachdem er 11 Jahre rühmlich gekämpft hatte, 552 in einer Schlacht gegen Narſes, und zehn Monate nachher ſein Nachfolger Tejas in der dreitägigen Verzweiflungsſchlacht bei Cumä, gefallen war, ſank das gothiſche Reich in ſolche Vernichtung, 27 Jahre nach Theodorichs Tode und im Jahre unſerer Zeitrechnung 553, daß die Oſtgothen nicht nur beſiegt, ſondern faſt gänzlich ausgerottet wurden. Nur wenige entkamen über die Alpen, um bei andern deutſchen Völkern eine Freiſtatt zu ſuchen.

16. Die Longobarden in Italien. 568.

Fünfzehn Jahre nach der Oſtgothen Untergange übte ein anderes, tapferes, deutſches Volk, die Longobarden, welches deren frühere Wohnſitze an der Donau eingenommen hatte, für ſie die Vergeltung an den Griechen. Der griechiſche Statthalter Narſes ſelbſt, da er bei dem Kaiſer Juſtinianus in Ungnade gefallen war, rief ihren König Alboin oder Albwin, der ſchon die Gepiden bezwungen hatte und jetzt in Ungarn, Oeſtreich, Krain, ja ſogar in einem Theile von Baiern herrſchte, herbei. Dieſer König hatte den Heldenmuth, welcher ſich den Herzen der Völker eingräbt; nicht nur ſein Volk, auch Sachſen und Baiern ſangen ſein Lob Jahrhunderte nach ihm.

An dem zweiten Tage des Aprils im Jahre 568 brach der König Alboin mit allen langobardiſchen Männern, Weibern, Kindern, von 20,000 Sachſen begleitet, aus Ungarn auf; ihr bisheriges Land überließen ſie ihren Bundesgenoſſen, den Avaren, welche noch Karl der Große daſelbſt fand. — Es war an einem herrlichen Morgen, als von der Höhe eines Vorberges der Alpen, welcher nachher der Königsberg genannt wurde, die ſtaunenden Fremdlinge auf das neue, ſchöne Vaterland ihre Blicke warfen. Wo Alboin durchzog, ehrte er die Kirche und ſuchte die Liebe des Volkes. Durch die Eroberung von Pavia, am Zuſammenfluß des Ticino und des Po-Stromes, gründete er ſeine Herrſchaft in Oberitalien, welches bis auf den heutigen Tag von dem Volke der Langobarden die Lombardei genannt wird, und machte ſie zur Hauptſtadt dieſer Gegenden. Auch in Unteritalien eroberte dieſes Volk ſchöne Länder und ſtiftete das Fürſtenthum Benevent, welches den größeren Theil des jetzigen Königreichs Neapel umfaßte. Rom aber und die Stadt Ravenna mit ihrem Gebiete blieben in den Händen der Griechen, welche durch Geſchenke auch die Franken gewannen, um durch ſie zu verhindern, daß die Longobarden nicht ganz Italien einnahmen und es zu einem ſtarken und mächtigen Reiche vereinigten. Und dieſe Abſicht iſt ihnen auch zum Unglück des Landes vollkommen gelungen. Ita-

lien iſt von jener Zeit an unvereinigt geblieben bis auf dieſen Tag; die Fremden haben ſich von jeher um ſeinen Beſitz geſtritten, und ſein Boden iſt mit Strömen einheimiſchen und fremden Blutes getränkt worden.

Die Longobarden übrigens bauten das neuerworbene Land ſo ſchön, daß die traurigen Spuren alter Verheerungen immer ſeltener wurden. Auch der König nährte ſich vom Ertrage ſeiner Güter, zog auf den Meiereien umher, und lebte in der Einfalt eines Hausvaters, mit der Würde eines Heerführers. Die freien Männer, wie bei den alten Römern, arbeiteten ſelbſt zur Urbarmachung der verödeten Aecker und unterſchieden ſich dadurch ſehr von andern deutſchen Stämmen. Zumal blühete der Feldbau um die Klöſter. Die Geſchichtsbücher von dieſen, ſagt ein großer deutſcher Schriftſteller, enthalten die nicht ſo glänzende, als befriedigende Geſchichte, wie man die Natur überwand, oder ihr half, und wie Fluren und lachende Triften die Trümmer des alten Italiens deckten.

17. Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Deutſchen.

Die meiſten deutſchen Völker waren in den Zeiten der Völkerwanderung in neue, von ihren alten gänzlich verſchiedene Länder gekommen, und fanden hier Einwohner von anderm Stamme, und mit andern Sprachen, Sitten und Geſetzen. Daher konnten ſie ſelbſt nicht bleiben, wie ſie in ihrer Heimath waren; und es iſt wichtig, daß wir uns die große Verſchiedenheit der, als Eroberer in fremde Länder ausgewanderten, von den, im Vaterlande und den alten einfachen Sitten gebliebenen, Stämmen, in ihren Hauptzügen vor Augen ſtellen.

Die deutſchen Eroberer fanden in Gallien, Spanien, Italien und England Einwohner, aus Römern und Landeseingebornen gemiſcht. Sie ließen ſie zwar, nachdem ſie ſich ſelbſt einen Theil der Ländereien zugeeignet, in ihren Wohnſitzen, aber größtentheils als ein unedleres Menſchengeſchlecht. Nach den fränkiſchen Geſetzen brauchte man für einen erſchlagenen Römer oder Gallier nur die Hälfte und in manchen Fällen nur den vierten Theil des Sühngeldes zu bezahlen, wie für einen freien Franken. Späterhin konnte es trotz der anfänglichen Abſonderung nicht wohl ausbleiben, daß nicht nach und nach die Deutſchen ſich mit den Landesbewohnern vermiſchten, und daß manche von dieſen, welche an Kenntniſſen, ſo wie an Liſt und Verfeinerung, den Deutſchen überlegen waren, bald zu hohen Aemtern bei ſchwachen Königen gelangten, und nun ihre vorigen Herren beherrſchten. Ja, ſie erhielten, da man Dienſte nur mit Land bezahlte, auch Grundbeſitz als Lehen und wurden dadurch Theilnehmer des Lehnsgefolges. Man hat Römer und Gallier unter den Grafen, Herzogen und Hausmeiern geſehen. Es

entſtand, wenn auch langſam, ein Gemiſch der Völker, der Sitten, der Sprachen und der Vorſtellungsweiſen.

Die alte, kräftige Natur derjenigen Deutſchen, welche in warme und üppige Länder kamen, wurde durch Weichlichkeit und Sinnenluſt geſchwächt. So waren die Wandalen in Afrika und die Oſtgothen in Italien ſchon ein paar Jahrzehende nach ihrem Einzuge faſt verwandelt und entartet, und erlagen Feinden, welche früherhin kaum ihren Anblick ertragen konnten. Die Stämme dagegen, welche in Deutſchland blieben, blieben auch hart und eiſern, und wenn ſie auch nachher allmälig milder geworden ſind, gleich wie ihr Klima, ſo wurden ihre Wälder doch ſo langſam ausgerottet, daß die Veränderung ohne zu ſchnelle und dadurch ſchädliche Uebergänge geſchah.

Die größte Veränderung bei den ausgewanderten deutſchen Stämmen ging aber mit der Sprache vor. Denn da in den eroberten Ländern hauptſächlich die römiſche oder lateiniſche Sprache geredet wurde, und dieſe damals um vieles ausgebildeter war, als die deutſche, ſo konnte ſie nicht durch dieſe verdrängt werden, ſondern es entſtand eine Miſchung von beiden, wodurch beide verwandelt wurden; und oft fand ſich noch die eigentliche alte Landesſprache vor der römiſchen Zeit als ein drittes Beſtandtheil dazu. Daher redet man in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und England romaniſche, das iſt, aus dem Römiſchen gemiſchte Sprachen, die zum Theil wohl beſſer ins Ohr fallen mögen, als die unſrige, welche aus den alten Wäldern noch manche Rauhigkeit an ſich trägt, die aber auch nicht ſo kräftig, nicht ſo treu und herzlich, nicht ſo reich an eigenthümlichen Wörtern, und dabei ſchon lange alt geworden ſind. Die unſrige iſt noch immer jung und lebendig, und kann noch alle Tage an Schönheit und Reichthum zunehmen. Sie iſt eine Urſprache, deren Wurzeln bis in den uralten Boden unſerer Volkseigenthümlichkeit zurücklaufen und ihre Nahrung aus dem reichen Quell des Lebens ziehen, mit welchem die Natur unſer Volk ausgeſtattet hat; ſie iſt noch das lebendige Gewächs in fruchtbarem Boden, und unſere Arbeit an ihr iſt nur die des Gärtners, der es pflegt und ſeiner wartet mit großer Liebe. Die durch Zuſammenſetzung aus mehreren anderen gebildeten Sprachen aber ſind Menſchenwerk, wie das künſtliche Gewebe, welches Menſchenhände aus den Gewächſen des Feldes bereiten. Zwar kann dieſes recht ſchön und künſtlich gearbeitet ſeyn, aber es iſt nun für alle Zeiten fertig, und hat keine innere Kraft des Lebens und des Wachſens mehr in ſich.

Die Verfaſſung mußte ſich bei den erobernden deutſchen Völkern gleichfalls weſentlich verändern. Zu Hauſe, in dem urſprünglichen Zuſtande, galt die königliche Gewalt im Frieden nicht viel; die Grafen, als die beſtellten Richter in jedem Gau, verwalteten die gewöhnlichen Angelegenheiten, richteten die Streitigkeiten

nach dem Herkommen, und über wichtigere, allgemeine Dinge wurde die Volksverſammlung berufen. Aber im Kriege gilt die Gewalt des Anführers über Alles; mit Recht, weil es auf ſchnelle Entſchlüſſe ankommt. Da war alſo der König oder Fürſt faſt unumſchränkter Gebieter und ihm wiederum ſtanden ſeine Getreuen, aus dem Gefolge, am nächſten. Wenn ein ſolcher Krieg bald vorüber war, ſo trat auch der Fürſt wieder in die Unbedeutenheit des Friedenszuſtandes zurück; aber in den vielen Jahren der Züge, unter ſteten Kämpfen, konnte ſich ſeine Gewalt dauernd befeſtigen. Das ganze Volk wurde zum Heere; es gewöhnte ſich an den Gehorſam, der im Kriege nothwendig iſt; die Verfaſſung des Friedens verlor viel von ihrer Kraft; und da man im Ziehen kein Vaterland hatte, ſo mußte ſich die ganze Liebe und das ganze Vertrauen auf den Anführer wenden, welcher zu Sieg und Beute und zur Erkämpfung eines neuen Erbes führte. Er war das Heil und die Hoffnung des Volkes, er war ſtatt Heimath und Vaterlandes, und diejenigen die Beglückten, welche ihm als Gefolge am nächſten ſtanden.

Dieſen wies er, wenn die Eroberung vollbracht war, von der Beute und dem Lande vor Allen ihr Theil an, wie er ihnen in der älteren Zeit nur das Pferd, die Waffen und den Unterhalt gegeben hatte; er ſelbſt aber nahm ſich ohne Zweifel das Meiſte und Vorzüglichſte, vornehmlich die Güter der bezwungenen oder getödteten Fürſten; und ſo war ſeine Macht durch den Beſitz und durch den großen Anhang begründet. Die Gothen, die Burgunder, die Longobarden, welche als wandernde Völker mit Weib und Kind kamen, mußten von den Ueberwundenen einen bedeutenden Antheil vom Grundeigenthume fordern; die Oſtgothen ließen ſich in Italien ein Drittheil der Ländereien abtreten; die Weſtgothen und Burgunder von den Galliern ſogar zwei Drittheile. Die Franken dagegen machten ihre Eroberungen von der Heimath aus, nicht ſowohl als Volk, ſondern als Gefolge des Fürſten. Ihre Zahl war nicht groß, daher brauchten ſie den Galliern und Römern keinen beſtimmten Theil ihres Landeigenthums abzunehmen, obwohl ſie, nach ihrem Begriffe vom Rechte des Eroberers, das Ganze als ihr Eigenthum betrachteten, und in vielen Fällen auch gewiß vom Privateigenthum etwas genommen haben, ſo daß das Loos der Gallier häufig um ſo ſchlimmer war, weil ſie der regelloſen Willkühr anheimfielen *). Im Ganzen jedoch fanden die Eroberer an dem, was die Römer als Staatseigenthum dort beſeſſen hatten, genug Land vor; in dem Theile Galliens ferner, den ſie den Weſtgothen abnahmen, fielen ihnen wohl die meiſten der Grundſtücke zu, welche dieſe ſich früher bei ihrer Eroberung zugeeignet hatten; denn viele von denſelben kamen im Kriege um, viele verließen auch das

*) Nec ullus muttire coram iis audebat ſagt Gregor von Tours.

abgetretene Land und zogen nach Spanien, um nicht den Franken dienſtbar zu werden. Jene ganze Maſſe der eroberten Staatsländereien (nach dem römiſchen Ausdrucke Fiscus benannt), bildete nun, nachdem der König ſeinen Hauptttheil erhalten, das gemeinſchaftliche Gut der Eroberer. Es wurde daraus, ſo lange dieſe als Heer zuſammenhalten mußten, die Unterhaltung deſſelben beſtritten; nachher, als ſie ſich unter ihren neuen Unterthanen niederzulaſſen und, der urſprünglichen Neigung germaniſcher Völker gemäß, Grundbeſitz zu erwerben wünſchten, erhielten ſie dieſen aus der Maſſe der fiskaliſchen Ländereien als Lohn (beneficium) für die Leiſtung des Kriegsdienſtes; ſie blieben dafür zum Kriegsdienſt auf das Gebot des Königs ferner verpflichtet; das Land behielten ſie nur als Lehen (Geliehenes) auf Lebenszeit. Das bis dahin privatrechtliche Gefolgeweſen wurde nun ein ſtaatsrechtliches.

Aus dieſem Anfange hat ſich die ganze, nachher ſo wichtige und einflußreiche, Verfaſſung entwickelt, welche man das Lehensweſen nennt, und deren erſte Wurzeln wir in dem Comitat des Tacitus finden. Sie iſt nach und nach in den folgenden Jahrhunderten, zu ihrer vollen Ausbildung gekommen, beſonders, als ſie ſich auch rückwärts, auf die alten Wohnſitze der Franken und die ihnen unterworfenen übrigen deutſchen Völker, ausdehnte. Das Streben nach Lehen und dem damit verbundenen Dienſtverhältniſſe zu dem Fürſten wurde immer mehr vorherrſchend; denn es gab Einfluß und Macht, und dafür gab mancher ſeine Freiheit auf. Der Dienſt war entweder mehr an die Perſon des Königs geknüpft, (Hofdienſt), oder an den Krieg. Es war jedoch ein hartes Verhältniß; der König ſah ſie eben ſo an, wie die Gallier; ſelbſt Geiſtliche wurden oft geſchlagen. Die Dienſtmannen führten den Namen Getreue (Fideles) und Leute (Leudes) des Fürſten, oder Vaſſi *). Vaſallen waren genau genommen urſprünglich die Untergebenen der Vaſſen; ſpäterhin wird es der allgemeine Ausdruck für die Lehnsträger. Der Lehnsherr hieß Senior, (davon Seigneur) oder Dominus. Der Name Antrustio bezeichnete den Getreuen als Anführer einer Schaar oder Arimanie des Geleites, in welcher Eigenſchaft er einen beſondern Eid der Treue in die Hand des Königs leiſtete und nun truste dominica ſtand. Miniſterialen hießen die Getreuen, als in einem näheren Dienſtverhältniſſe zu dem Fürſten ſtehend.

Die großen Vaſallen konnten von ihrem Gute meiſtentheils wieder Andern, minder Begüterten, ein Lehen zutheilen, die ſich in ihren Dienſt begaben und ſo Aftervaſallen wurden. Mit dieſen ihren Getreuen mußten ſie dem Heerbanne des Fürſten folgen, während der gemeine Freie, der nur ein Alode, ein freies Erbgut (im

*) Auch in ſpäterer Zeit redeten die Fürſten zu ihren Leuten mit dem Ausdrucke: „Veſte und liebe Getreue;“ ſollte Veſte nicht daſſelbe mit Vassi ſeyn?

Gegenſatz von Feode, feudum, Lehngut) *) hatte, nur zu großen Nationalkriegen, die von der Nation beſchloſſen und wozu der Heerbann im altgermaniſchen Sinne aufgeboten ward, ſich zu ſtellen brauchte. Dennoch fingen die Dienſtmannen bald an, auf den gemeinen freien Mann, wie auf einen Niedrigern, herabzuſehen und ſich für den Adel der Nation zu halten, ſelbſt wenn ſie nicht aus dem urſprünglichen Adel der Nation herſtammten, denn auch Gallier konnten Lehen bekommen; ja ſchon unter Chlodwig ragten ſie zum Theil über die Franken an Ehren hervor, denn ſie gehorchten leichter, als dieſe, und waren darum dem Könige angenehmer. Selbſt das Geſetz machte einen, die freien Eigenthümer herabſetzenden, Unterſchied. Die Getreuen (in truste dominica) hatten ein höheres Wehr- oder Sühngeld; es betrug das Dreifache von dem Wehrgelde des gemeinen Freien, und ſelbſt wenn der Getreue nur von römiſcher Herkuft war, ſo war ſein Wehrgeld doch höher, als das des freien Franken, nämlich 300 Solidi, während das des letztern 200 war.

Die Lehen waren anfänglich nicht erblich, der Lehnsherr konnte ſie einziehen und Andern verleihen; allein im Laufe der Zeiten, und beſonders unter ſchwachen Regierungen, fanden die Vaſallen Mittel, auf eine oder andere Weiſe den Beſitz erblich und faſt unabhängig zu machen; und da wurde die königliche Gewalt durch eben diejenigen wiederum eingeſchränkt, die ſie früher zu ihrer Unterſtützung erhoben hatte. Die meiſten der Vaſallen waren auch mächtig durch ihre Alode, und wer wollte dem mächtigen Manne oder ſeinem Sohne das Lehen nehmen? Eigenthum und Lehen miſchten ſich, weil derjenige, der das Eigenthum erbte, auch das Lehen erbte.

Auch war inſofern die Gewalt der Könige nicht unbeſchränkt, und die alte Freiheit nicht vernichtet worden, daß die Nation noch immer Antheil an der Entſcheidung der wichtigſten Volksangelegenheiten hatte; es wurden noch regelmäßige Volksverſammlungen gehalten, und zwar bei den Franken zuerſt im März, nachher unter Pippin dem Kleinen im Mai, woher die Benennung der März- und Maifelder kam; allein, der große Unterſchied gegen die alte Zeit war der, daß dieſe Verſammlungen nicht mehr aus der Mehrzahl aller freien Männer, ſondern größtentheils aus Lehnsmännern beſtanden, ſo daß der Adel die Entſcheidung gab.

Die Geſetze der deutſchen Völker aus dieſem Zeitalter zeigen, daß ihr Zuſtand noch ſehr roh war. Todesſtrafe war, nach der uralten Sitte, faſt auf kein Verbrechen geſetzt, außer auf Hochverrath. Der Deutſche achtete die perſönliche Freiheit ſo hoch, daß er keinem Andern das Recht über ſein Leben zugeſtehen wollte. Dagegen wurde als Wehre oder Gewährleiſtung für Leib und Leben

*) Das Wort feudum kommt jedoch vor dem 11. Jahrhundert nicht vor.

ein Wehrgeld geſetzt, welches die Angehörigen eines Erſchlagenen als Sühne und Erſatz dafür fordern konnten, weil ſie einen ihrer Wehren verloren hatten, und weil ſie, nach dem alten Rechte der Blutrache, das Blut des Beleidigers hätten fordern müſſen. Dieſem zufolge beſaß die beleidigte Familie gegen die andere das Fehderecht, bis Genugthuung gegeben war. Sühne für die nicht geübte Familienrache war alſo die urſprüngliche Bedeutung des Wehrgeldes. — Ueberdies hätte die Todesſtrafe die heftigen, gleich zu den Waffen greifenden Menſchen, welche ſehr wenig Furcht vor dem Tode hatten, doch nicht von der Befriedigung des augenblicklichen Rachegefühls abgehalten; die Geldſtrafe dagegen war für jene Zeit ſehr hoch, und daher empfindlich, und wer ſie nicht entrichten konnte, verlor die Freiheit und mußte des Beleidigten Knecht werden. Viele ärmere Freie verloren auf dieſe Weiſe ihre Freiheit, weil ihre Habe nur zu einem geringen Werthe angeſchlagen war, z. B. ein Ochſe nach dem ſaliſchen Geſetze zu 2, eine Kuh nur zu 1, ein Hengſt zu 6, und eine Stute zu 3 Solidis oder Gold-Schillingen. Dagegen koſtete ein Schimpfwort ſchon eine bedeutende Summe; wer einen andern einen Haſen ſchalt, mußte ihm 6 Schillinge oder 3 Ochſen geben, wer ihn Betrüger oder Hundsfott nannte, ſogar 15 Schillinge. Die Höhe der Strafe trug auch gewiß öfter dazu bei, daß die Parteien ſich gütlich verglichen, um einander wegen eines leidenſchaftlichen Augenblicks nicht ganz ins Unglück zu ſtürzen. — Weil ein jeder bewaffnet ging und ſich vertheidigen konnte, ſo wurde nach dem alamanniſchen Geſetz der Mord eines Mannes nur halb ſo ſchwer beſtraft, als einer Frau, die wehrlos war; Diebſtahl aber wurde mehr verabſcheut, als Mord, weil auch ein Feiger ſich an wehrloſen Dingen vergreifen kann. Nach dem ſächſiſchen Geſetz wurde, wer ein Pferd geſtohlen hatte, mit dem Tode beſtraft; jeder Mord aber, ſelbſt eines Edelmannes, konnte mit Geld gebüßt werden.

Das höchſte Wehrgeld war das eines baierſchen Herzogs, nämlich 960 Schill.; das eines Biſchofs betrug 900. Für den König war kein Wehrgeld beſtimmt; ſeine Perſon war heilig und unverletzlich. Bei den Franken war das Wehrgeld des königlichen Getreuen, Antruſtio, wenn er ein Franke war, gleich dem des Grafen, 600 Schillinge, des Freien 200, des Hörigen (Litus) 100 Schill. Für den Römer galt in derſelben Abſtufung die Hälfte dieſer Summen, alſo daß der römiſche Getreue (Romanus conviva regis) ein Wehrgeld von 300 Schill., der Romanus possessor von 100, der Romanus tributarius aber, ſtatt 50, nur 45 Schill. hatte. — Nach den Geſetzen der übrigen Völker fanden manche Verſchiedenheiten ſtatt.

Auch jede körperliche Verletzung war ſehr genau nach Geld angeſchlagen; die Verſtümmelung der Hand z. B. koſtete 100 Schill., des Daumens 45, der Naſe ebenfalls 45, des Zeigefingers 35, eines der andern nur 15.

Außer dem Wehrgelde, welches der Beſchädigte oder ſeine Angehörigen erhielten, mußte ſowohl beim Diebſtahle, als beim Morde und bei Verletzungen noch ein fredum, Friedensgeld, für den verletzten Frieden, gezahlt werden, welches die Obrigkeit erhielt.

Das Gericht wurde unter freiem Himmel an einem umzäunten Orte, der Malſtätte, oder Malberg hieß, vor einem aufgerichteten Schilde gehalten. Richter waren, unter dem Vorſitze des Grafen, und in Gegenwart der Gemeinde, welche in manchen Fällen ſelbſt entſchied, für freie Männer ebenfalls Freie, in der Gerichtsſprache *Rachimburgi*, boni homines, genannt. Sie wurden vom Grafen ernannt, in der Regel 7. In Fällen, wo die Rachimburgen das Urtheil nicht finden konnten, traten die ſogenannten Sagibarones (Sachmänner?), welche alſo vorzugsweiſe Rechtskundige ſeyn mußten, ein. — Das regelmäßige Gericht, welches zu beſtimmten Zeiten zuſammenkam, hieß mallum legitimum, echte Ding. Zu ihm kam die ganze Bevölkerung, und es entſchied darin die ganze Gemeinde, nicht die Urtheiler, (Rachimburgi), welche das Urtheil nur fanden. In den außerordentlichen oder gebotenen Gerichten aber, zu denen ſich außer dem Grafen und den Urtheilern nur Wenige fanden, entſchieden die Urtheiler zugleich; die übrigen Anweſenden traten nicht als Gemeinde auf, ſondern nur als Zuhörer, (Umſtand), und hatten als ſolche nichts zu ſagen.

Die Schuld oder Unſchuld eines Angeklagten herauszubringen, ſchien den Deutſchen, bei ihrem ſcharfen Gefühle für die Heiligkeit des Rechtes, eine der unerlaßlichſten Pflichten zu ſeyn. Sie halfen ſich daher, wenn die Wahrheit weder durch Geſtändniß noch durch Zeugen ermittelt werden konnte, mit den ſogenannten Gottesgerichten. Des Angeklagten Unſchuld ſchien ihnen dadurch erwieſen, wenn er bei den Gefahren, die im natürlichen Laufe der Dinge verletzen, unverſehrt blieb; wenn z. B. ſeine Hand oder ſein Fuß, indem er ſie in ſiedendes Waſſer oder an glühendes Eiſen hielt, keine Brandmale bekam, oder wenn er im Zweikampfe mit ſeinem Gegner obſiegte. Man hatte das Vertrauen, Gott werde die Unſchuld nicht ſinken laſſen; und gewiß ſehr oft hat, wenigſtens im Zweikampfe, das Bewußtſeyn der Unſchuld den Sieg gegeben.

Hauptvergnügungen waren noch immer die Jagd und der Krieg. Jene liebten ſie ſo ſehr und ſchätzten Alles, was dazu gehörte, ſo hoch, daß z. B. bei den Alamannen ein geſtohlener Leithund mit 12 Schillingen, ein Pferd nur mit 6, und eine Kuh mit Einem erſetzt werden mußte. Ein gemeiner abgerichteter Falke galt 3, und einer, welcher einen Kranich fing, 6 Schillinge.

Der ganze ſittliche und bürgerliche Zuſtand der deutſchen Völkerſchaften, in den erſten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, iſt in gewiſſer Hinſicht ſchlimmer, als das alte einfache Leben, da ſie den unmittelbaren Antrieben ihrer Natur folgten. Sie waren in dem Uebergange aus dem unbewußten Naturleben zu einiger

Bildung, und dieſe Zeit eines Volkes iſt die übelſte, weil das Bewußtſein der ſittlichen Würde zu erwachen anfängt, ohne daß die Kraft der Selbſtbeherrſchung da iſt, um die gewaltigen Triebe und Leidenſchaften zu überwinden.

18. Das Chriſtenthum im innern Deutſchland.

Die Gothen, Burgunder, Longobarden und Franken hatten, wie erzählt iſt, ſchon früher das Chriſtenthum angenommen, im eigentlichen Deutſchland erſchien es ein paar Jahrhunderte ſpäter. Denn obwohl die Alamannnen, Thüringer und Baiern den Franken unterworfen wurden, ſo gaben ſich dieſe noch nicht viel Mühe, die heilige Lehre unter ihnen zu verbreiten, durch welches Geſchenk ſie ihnen für den Verluſt der Freiheit einen Erſatz hätten geben können. Es ſchien, als wenn ſie, die das Chriſtenthum durch Noth und im Getümmel der Schlacht angenommen hatten, es auch nur durch das Schwert auszubreiten verſtanden. Dagegen kamen aus einem fernen Lande die Apoſtel, welche die milde Lehre in den deutſchen Wäldern pflanzten: aus England, Schottland und Irland. Die Angeln und Sachſen waren als Heiden dorthin gekommen und wurden langſam, nicht durch Gewalt, ſondern durch Belehrung und Ueberzeugung zum Chriſtenthume gebracht; und dafür ſchlug es ſo tiefe Wurzeln in ihrem Gemüthe, daß bald eine Anzahl begeiſterter, chriſtlicher Männer aus dieſen Ländern als Lehrer unter die Heiden zogen. Sie hatten nicht reiche Abteien, und nicht Ehre und Lohn bei den Menſchen, wohl aber Spott, Verachtung, Mangel und die äußerſten Gefahren zu erwarten.

Solche Männer waren: der heilige Columban und Gallus, im 6ten Jahrhundert, in der jetzigen Schweiz; im 7ten und Anfange des 8ten Jahrhunderts: Kilian in Franken (Würzburg), Emmeran in Baiern (Regensburg), Rupertus in Salzburg, Willibrod bei den Frieſenund Sachſen. Vor Allen wichtig iſt der Engländer Winfried, welcher nachher vom Papſteden ehrenvollen Namen Bonifacius (der Wohlthäter) erhalten hat. Er arbeitete vom Jahr 718 bis 755 mit unerſchütterlichem Muthe für das Chriſtenthum; in Franken, Thüringen, Heſſen, am Rhein, bei Sachſen und Frieſen, pflanzte oder verbreitete und befeſtigte ſein Eifer die göttliche Lehre, und indem er den ſittenmildernden chriſtlichen Gottesdienſt ſtiftete, ſammelte er die Gemeinden in Dörfern, dem Anfang von Städten. Zur Befeſtigung des neuen Glaubens legte er hin und wieder Bisthümer an, oder ordnete die ſchon vorhandenen, wie zu Salzburg, Paſſau, Freiſingen, Regensburg, Würzburg, Eichſtädt und Erfurt; die berühmte Abtei Fulda iſt von ſeinem Schüler Sturm geſtiftet, und zu Ohrdruf in Thüringen gründete er eine Pflanzſchule künftiger Lehrer, die, ihrer Ordensregel gemäß, nicht allein das Chriſtenthum, ſondern auch die Kunſt des Acker- und Gartenbaues eifrig verbreiteten.

Dabei ſcheute er ſich nicht, mit eigener Lebensgefahr den rohen Sinn der Völker durch ſeines Glaubens Kraft zu bekämpfen. Er ſtürzte ihnen ihre Altäre und die heiligen Bäume um, unter denen ſie ihren Göttern opferten. Einer darunter, die uralte Donner-Eiche zu Geißmar in Heſſen, war beſonders berühmt; Bonifacius aber ergriff ſelbſt die Axt und half ſie abhauen. Die umherſtehenden Heiden glaubten ſicherlich, der Gott, der in dem Baume ſey, werde alsbald mit Feuer herausfahren und den Frevler mit allen ſeinen Gefährten verzehren; aber der Baum fiel, ohne daß das Feuer erſchien, und mit ihm fiel ihre alte Zuverſicht zu ihrem Gotte.

Noch mehr, als über die Rohheit der Heiden, klagt aber Bonifacius über die ſchlechten chriſtlichen Prieſter ſelbſt, die er bei den Franken fand. Sie lebten in allen Laſtern und machten ſich kein Gewiſſen daraus, zugleich den Götzen zu opfern und auch zu taufen, wie es jemand für Geld von ihnen verlangte. Und ſelbſt die Beſſern unter ihnen hatten eben ſo viel Luſt an den Waffen und an der Jagd, als an der Sorge für ihr geiſtliches Amt. „Die Religion liegt ſeit fechzig bis ſiebzig Jahren ganz zu Boden,“ ſagt er in einem Schreiben an den Papſt Zacharias. „Die Franken haben mehr als achtzig Jahre lang weder eine Kirchenverſammlung gehalten, noch einen Erzbiſchof gehabt; die Biſthümer ſind meiſtens in den Händen geldbegieriger Laien, oder verbrecheriſcher Geiſtlichen, die auf nichts, als den zeitlichen Gewinn ſehen.“ — Daher war eine ſeiner Hauptſorgen, daß von Neuem Kirchenverſammlungen der fränkiſchen Geiſtlichkeit gehalten wurden, um gute Sitten und die alte Kirchenzucht herzuſtellen, und daß die Geiſtlichen an den Verſammlungen des Märzfeldes Theil nahmen, damit auch das Wohl der Kirche daſelbſt berathen würde; und Vieles iſt ihm rühmlich gelungen.

Im Jahr **746** wurde Bonifacius zum Erzbiſchof von Mainz ernannt, und ſtand als ſolcher an der Spitze der ganzen oſtfränkiſchen Geiſtlichkeit, welche er zum unbedingten Gehorſam gegen den römiſchen Biſchof, der nun ſchon unbeſtritten als Papſt an der Spitze der abendländiſchen Kirche ſtand, gewöhnte. Wie er ſelbſt der erſte fremde Biſchof geweſen war, welcher (**723**) dem Papſte den Eid des Gehorſams ſchwor, den bis dahin nur die Biſchöfe des römiſchen Sprengels leiſteten, ſo hatte er es auch bewirkt, daß **743** auf einem großen Concil die fränkiſche Kirche ſich förmlich dem römiſchen Stuhle unterwarf. Er war der Wiederherſteller der Synoden und ein Hauptbeförderer der Mönchsklöſter, ſo wie ebenfalls des Cölibats. Er ſelbſt gehörte dem Orden des heil. Benedict an.

Obwohl nun Erzbiſchof, wollte er doch nicht in Ruhe bleiben und ſein Alter genießen, ſondern die Bekehrung der Heiden blieb nach wie vor ſeines Lebens Arbeit und Ziel; und darüber ſtarb er

endlich den Märtyrer-Tod. Denn als er wiederum zu den Frieſen gezogen war, um einige Neugetaufte feierlich einzuſegnen, wurde er von einem bewaffneten Barbarenhaufen angefallen, welche an ihm Beute zu machen gedachten. Seine Diener ergriffen die Waffen, er aber verbot ihnen, Blut zu vergießen, und ſo wurde er mit 53 Gefährten von dem wüthenden Haufen erſchlagen.

Die Stifter, Kirchen und Klöſter, die Bonifacius und andere in Deutſchland anlegten, wurden nicht nur die Funken, von welchen das Licht der Religion und Geiſtesbildung ausging, ſondern viele von ihnen bildeten auch den Mittelpunkt für neue Städte und Dörfer, welche nach und nach um ſie herum entſtanden. Nicht nur bauten ſich die Leibeigenen der Stifter bei ihnen an, ſondern auch andere ſuchten unter ihren Mauern Schutz, und es fanden ſich Kaufleute und Krämer ein, welche von den des Gottesdienſtes wegen dort zuſammenſtrömenden Fremden Gewinn hofften. Der Name der Kirchmeſſen hat davon ſeinen Urſprung.

19. Die Großhofmeiſter bei den Franken.

Das fränkiſche Reich war in zwei Hauptheile getheilt, Neuſtrien uud Auſtraſien, oder das weſtliche und öſtliche Reich, und erſteres zerfiel öfters wieder in mehrere Theile. Im weſtlichen Reiche behielt römiſche Sitte und Sprache die Oberhand; im öſtlichen dagegen blieb das germaniſche Weſen vorherrſchend. Beide Theile waren häufig im Krieg und Unfrieden mit einander. Im Jahre 613 vereinigte Chlothar II. wiederum die getrennten Theile, trat aber doch bald Auſtraſien an ſeinen Sohn Dagobert ab, der nach des Vaters Tode im Jahre 628 wieder das Ganze zuſammenbrachte. Unter dieſen beiden Regierungen, welche zu den glücklichſten in der Reihe gerechnet werden können, kräftigte ſich das Reich, und die innern Verhältniſſe bildeten ſich durch die Bemühungen des Biſchofs Arnulph von Metz und des Majordomus Pippin von Landen, (Großvaters von Pippin von Heriſtal), zweckmäßiger aus.

Die Geſetzgebung nahm mehr einen chriſtlichen Charakter an; nach dem urſprünglich heidniſchen Rechte konnte jeder Mord, mit Ausnahme des Königsmordes, mit Geld und Gut geſühnt werden, jetzt wurde feſtgeſetzt, daß jeder vorſätzliche Mord mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Ferner erhielt die Geiſtlichkeit eine höhere uud freiere Stellung, und auch dieſes war, wenn das Chriſtenthum nicht ganz wieder ſinken ſollte, nothwendig. Damit die Biſchöfe wo möglich aus den Würdigſten genommen würden, erhielt die Geiſtlichkeit unter Mitwirkung des Volkes, clerus cum populo, das Wahlrecht. Auch die Gerichtsbarkeit der Geiſtlichkeit wurde auf der großen Synode zu Paris 614 ſicherer geſtellt, und auf den Reichsverſammlungen wurde der Einfluß derſelben bedeutender, in dem ſie mit den großen Vaſallen faſt allein auf denſelben erſchie-

nen. Die alten Volksverſammlungen waren unter Chlodwig ganz dahingeſchwunden.

Dagobert wohnte meiſtens in Paris. Unter ihm finden wir ſchon fortgeſetzte Kriege zwiſchen den Franken und Slaven, wodurch eine friedliche Verbindung der Franken und Sachſen gegen jene veranlaßt wurde. Dagobert erließ den Sachſen ihren Zins von 500 Kühen.

Nach Dagoberts Tode 637 fing der Verfall des merowingiſchen Geſchlechtes wieder an. Sieben Könige ſehen wir alle von Vormündern gelenkt, und ſo ſank das Königthum immer mehr. Die Groß-Hofmeiſter bekamen die Gewalt in ihre Hände. Urſprünglich war der Major-Domus wirklich nur Hausmeier, er ſtand an der Spitze des königlichen Hauſes und der königlichen Leute (Leudes), und war Anführer des Lehns-Gefolges im Kriege, zunächſt nach dem Könige. Der Heerbann der freien Leute ſtand nicht unter ihm. Als das Gefolge aber immer mehr den Vorrang gewann und zum eigentlichen Staate wurde, der Heerbann in Verfall gerieth und der unabhängigen freien Leute immer weniger wurden, da wurden auch die Großhofmeiſter in Wirklichkeit die erſten Reichsbeamten und unter ſchwachen Königen die eigentlichen Herrſcher. Sie nahmen auch bald den Titel: Herzog und Fürſt der Franken an. Wenn ein Krieg zu führen war, da traten die Großhofmeiſter an die Spitze der Schaaren und zeigten ſich rüſtig zu tapferer That; auch im Frieden übten ſie das Gnadenrecht, vergaben die Stellen, vertheilten erledigte Kammergüter und ließen den Königen nur die Ehre des Namens und der Krone, und die Schwelgerei im Innern des Palaſtes. Nur bei der Märzverſammlung erſchien der König öffentlich vor dem Volke. Dann ſaß er vor Aller Augen auf dem Stuhle ſeiner Väter, grüßte ſeine Großen, wurde von ihnen begrüßt, empfing das von der Nation dargebrachte Geſchenk und reichte es dem am Throne ſtehenden Großhofmeiſter; vertheilte nach deſſen Weiſung die erledigten Güter, beſtätigte die ſchon vergebenen. Dann ſtieg er auf dem Wagen, der nach alter Sitte mit vier Ochſen beſpannt war, fuhr wieder nach ſeinem Palaſt und blieb daſelbſt bis zum folgenden Märztage.

So ſah es um Chlodwig, des großen Eroberers, Nachkommen aus, noch ehe zweihundert Jahre nach ſeinem Tode verfloſſen waren. Um das Jahr 700 nach Chriſti Geburt war Pippin von Heriſtal*) bei Lüttich, nachdem er ſchon mehrere Jahre Auſtraſien als Herzog, ohne einen merowingiſchen König, regiert hatte, Großhofmeiſter über das ganze Franken-Reich, ſowohl Neuſtrien als Auſtraſien; ein ſehr kluger und rechtſchaffener Mann, der Ord-

*) Obwohl dieſe Beinamen: Pippin von Landen, von Herſtall, Karl Martell u. ſ. w. der gleichzeitigen Geſchichte fremd und erſt ſpäter gebräuchlich geworden ſind, ſo bedienen wir uns ihrer doch ſogleich hier in der Erzählung als der allgemein angenommenen.

nung und Gerechtigkeit herſtellte, die alten Märzfelder regelmäßig hielt, und die Liebe und das Zutrauen des Volkes, deſſen Rechte gegen die Leudes er gern aufrecht hielt, in ſolchem Grade gewann, daß er die Großhofmeiſterwürde in ſeinem Geſchlechte erblich machen konnte. Er ſtarb im Jahre 714, gerade 100 Jahre vor Karls des Großen Tode. Sein Sohn, Karl Martell, der nach ihm Großhofmeiſter wurde, hat die ganze Chriſtenheit von einer großen Gefahr errettet.

20. Karl Martell, gegen die Araber. 732.

Es war ein Volk von Mittag herangekommen und hatte in kurzer Zeit mit Feuer und Schwert große Länder durchzogen und ſeiner Herrſchaft unterworfen. Kein Volk konnte ihm eine Gränze ſetzen, ſein Arm war unwiderſtehlich und traf wie ein Blitz auf die Widerſacher. Dieſes Volk waren die Araber; ſie kamen aus Aſien her, und ihre große Kraft kam aus ihrem neuen Glauben. Denn der, den ſie ihren Propheten nannten, Mohamed, hatte ihnen vieles aus der Lehre Moſis und unſeres Heilandes verkündigt, und dazu hatte er dem Volke, welches die ſinnlichen Freuden über Alles liebte, große Belohnungen und immerwährenden Genuß im Paradieſe verſprochen, wenn es für den neuen Glauben begeiſtert kämpfte und ihn über alle Länder verbreitete. Mohamed lebte um das Jahr 622. Nun hatten ſie ſchnell viele Länder in Aſien und Afrika erobert, und weniger als hundert Jahre nach Mohameds Tode, 711, gingen ſie ſchon unter Tarik und Muſa über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien hinüber. Roderich, König der Weſtgothen, der Spanien beherrſchte, ſtellte ſich ihnen bei Xeres de la Frontera entgegen; er ſtritt für die Krone, für die Freiheit und die Religion der Weſtgothen; lang und hart war der Kampf; heldenmüthig focht Roderich: bis ein verrätheriſcher Graf, der die Araber über die Meerenge gerufen hatte, zu dem Feinde überging. Da fiel der König und mit ihm die Blüthe des Heeres. Das Reich der Weſtgothen wurde unter die Araber gebracht, und bald herrſchten ſie vom Meere bis an das Pyrenäengebirge, ſo daß nur ein ganz kleiner Fleck vom nordweſtlichen Spanien, in den galiciſchen Gebirgen, den Gothen als freier Beſitz übrig blieb.

Nachdem die Araber Spanien bezwungen hatten, warfen ſie ihre Augen auf Frankreich und fielen über die Pyrenäen in das Land ein. Zu gleicher Zeit waren ſie auch mit einem großen Landheere und einer Flotte vor Konſtantinopel erſchienen, ſo daß ſie das europäiſche Land von Abend und von Morgen her in ihre Mitte nahmen, um es ganz zu erdrücken und das Chriſtenthum auszurotten. Und hätten ſie an beiden Seiten den Sieg erhalten, ſo würden ſie immer weiter gezogen ſeyn, und beide große Heere wären vielleicht in Deutſchland zuſammengetroffen und hätten das Werk vollendet. Aber die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. Die

Stadt Konſtantinopel widerſtand durch ihre ſtarken Mauern und durch das griechiſche Feuer, welches die Einwohner gegen die feindlichen Schiffe gebrauchten. In Frankreich aber widerſtand ihnen der ſtarke Held Karl Martell, Pippins Sohn; Martell oder der Hammer heißt er in der ſpäteren Geſchichte, weil er wie ein Hammer die Feinde getroffen. Er ging ihnen mit ſeinen Franken bis über den Loirefluß entgegen und traf auf ſie zwiſchen den Städten Tours und Poitiers, wo ſich weite Gefilde ausbreiten. Hier geſchah die Schlacht an einem Samstag im October des Jahres 732. Eng und undurchdringlich, mit einer Vormauer von Schilden bedeckt, unerſchütterlich, ſtanden die Franken und hielten den erſten ungeſtümen Angriff der Araber aus; denn dieſer war immer der heftigſte. Plötzlich aber brachen die Franken los, ſtürzten auf die Feinde, warfen ſie nieder, und mit ihrem Feldherrn Abderrachman ſollen ihrer mehr als 300,000 gefalleu ſeyn, die das Schwert der Franken tödtete. Die, welche übrig blieben, flohen nach dem ſüdlichen Frankreich, aus welchem ſie Karl auch bald vertrieb und ihnen von dieſer Seite auf immer eine Gränze ſetzte.

Karl, der wegen dieſer That in allen Landen hoch geehrt wurde, ſtarb im Jahre 741, nachdem er die letzten Jahre ſeines Lebens ohne König das Frankenreich regiert hatte.

I. Die Karolinger. 752—911.

21. Pippin der Kleine 752.

Sein Sohn hieß Pippin der Kleine oder der Kurze; er war auch Großhofmeiſter bis zum Jahre 752, und regierte das Reich nach ſeinem Gefallen, klug und gerecht, während König Childerich III., den Pippin auf den Thron geſetzt hatte, wie ein Weib im Palaſte ſaß und ſich um das Reich nicht kümmerte. Da, als Pippin die Gemüther der Franken für ſich günſtig ſah, brachte er es auf einer Verſammlung der Franken im Jahre 751 dahin, daß eine Geſandtſchaft nach Rom mit der Frage geſchickt wurde: „Heißt derjenige mit Recht König, der die Königsgewalt in Händen hat, oder derjenige, welcher nur den Namen trägt?“

Der Papſt Zacharias antwortete: „Derjenige muß auch König heißen, der Königsgewalt hat.“

Der heilige Bonifacius hatte die Franken gewöhnt, bei beſonderen Gewiſſensſachen den Papſt, wie einen geiſtlichen Vater, um Rath zu fragen, und als Antwort auf ſolche Frage, als Rath und Gutachten, nicht aber als eine Abſetzung des Königs Childerich vermöge einer dem Papſte zuſtehenden Gewalt über die Kronen, iſt der päpſtliche Ausſpruch zu betrachten. Die Franken verſammelten ſich darauf zu Soiſſons und nahmen Childerich III., dem letzten Merowinger, die Krone ab, ſchnitten ihm das lange Haar, das Ehrenzeichen der fränkiſchen Könige ab, und hießen ihn ſeine Tage in

einem Kloſter beſchließen; und Pippin, Sohn Karl Martells und Enkel Pippins von Herſtall, wurde 752 als König der Franken vom Erzbiſchof Bonifacius geſalbt, 266 Jahre, nachdem Chlodwig, der Merowinger, auf eben dieſen Feldern bei Soiſſons durch den Sieg über Syagrius das Reich gegründet hatte.

Pippin vergrößerte durch Muth und Weisheit die Macht ſeines Volkes. Papſt Stephan, der 753 ſelbſt über die Alpen kam, — der erſte Papſt, ſeit Gründung der Kirche, der dieſen Weg machte, — rief ihn um Beiſtand gegen den Longobarden-König Aiſtulph an, welcher Ravenna erobert hatte und vom Papſte Zins und Unterwerfung forderte. Pippin verſprach ihm Hülfe und behielt ihn den Winter über in Münſter bei ſich. Der Papſt wiederholte die Salbung des heiligen Bonifacius noch einmal an dem Könige, ſalbte auch ſeine beiden Söhne Karlmann und Karl, nachdem er den 12jährigen Karl ſelbſt aus der Taufe gehoben hatte, und ſtellte das neue Königs-Geſchlecht den Franken als ihr einziges rechtmäßiges vor. Auch übertrug er dem König Pippin das Patriciat von Rom. Im Frühjahr des Jahres 754 zog der König nach Italien, ſchlug den Aiſtulph bei Suſa, eroberte die Stadt Ravenna nebſt dem Lande umher, was vorher den griechiſchen Kaiſern gehört hatte, und ſchenkte es nach einem zweiten Zuge im folgenden Jahre dem Papſte. Das iſt der Anfang des Kirchenſtaates.

Pippin ſtarb 768 im 54ſten Lebensjahre, und die Franken trauerten über ſeinen Tod, als wenn er aus dem alten Königsgeſchlechte entſprungen wäre. — Sein Körper war klein, aber ſehr ſtark. Als man einſt, — ſo wird erzählt, — bei einem Thiergefecht über ſeine Geſtalt ſcherzte, trat er auf den Kampfplatz, zog ſein Schwert und ſchlug mit einem Hiebe einem Löwen den Kopf ab. „Nicht groß bin ich,“ ſagte er, „aber ſtark iſt mein Arm.“

Seine Söhne Karl und Karlmann wurden von dem Volke der Franken in feierlicher Verſammlung zu Königen gewählt, und theilten das Reich gleichmäßig unter einander.

Das Mittelalter bis zu der Reformation.

Dritter Zeitraum.

Von Karl'n dem Großen bis Heinrich I. 768—919.

Die Thaten Karls des Großen wecken die Geſchichtſchreibung.

1. Die Annalen und Chroniken, von denen oben geſprochen iſt, vermehren ſich ſehr und werden für die Geſchichte dieſer Zeit immer wichtiger. Die durch Karl beförderte Bildung zeigt ſich auch in Sprache und Behandlung derſelben.

2. Am wichtigſten für Karls Geſchichte bleiben immer Einhard's oder Eginhard's Werke, denn ſie ſind von einem Manne verfaßt, der Karl'n nahe ſtand. Am ausführlichſten behandeln dieſe Zeit ſeine Annales von 741 bis 829, welche vollſtändiger ſind, als die bei dem vorigen Zeitraume erwähnte Fortſetzung der Annal. Laurissenses. Die Vita Caroli Magni iſt nach dem Vorbilde des Sueton geſchrieben, und ſchildert uns nach einer kurzen Ueberſicht der Kriege Karls beſonders ſein ſonſtiges Leben und Wirken; ſie wird von jedem mit Vergnügen geleſen werden. Beide Werke ergänzen einander in ihren Nachrichten. Auch Briefe haben wir von Eginhart.

3. Theganus, Biſchof von Trier, ſtarb 848, ſchrieb das Leben Ludwigs des Frommen, — de gestis Ludovici pii — zwar nicht unpartheiiſch und nur ſehr kurz, doch mit Ehrlichkeit und genauer Kenntniß.

4. Die Vita Hludovici Pii auctore anonymo iſt weit ausführlicher, von einem Hausgenoſſen des Kaiſers verfaßt, reich an Thatſachen und mit Urtheil geſchrieben.

5. Ebenfalls wichtig iſt die poetiſche Darſtellung des Zeitgenoſſen *Ermoldus Nigellus* in ſeinem elegiſchen Gedichte in honorem Hludovici Caesaris.

6. Nithard, Enkel Karls d. Gr., geſt. 858, erzählt die Zwiſtigkeiten unter Ludwigs Söhnen am vollſtändigſten in ſeinen IV Libris de dissentionibus filiorum Ludovici pii; er iſt entſchieden auf Karls des Kahlen Seite.

7. Die vita Sti. Anskarii, von *Rimbert*, Erzbiſchof von Hamburg, unter Ludwig dem Deutſchen geſchrieben, behandelt beſonders die norddeutſchen Verhältniſſe.

8. Enhard's, Rudolf's und ihrer Fortſetzer Annalen von Fulda ſind nach dem Schluſſe Einhards für die deutſche Geſchichte ſehr wichtig. Rudolf giebt in ſeiner Schrift über die Translation d. h. Alexander eine ſehr intereſſante Schilderung der Sachſen; er iſt der einzige Schriftſteller, der den Tacitus gekannt, und namentlich aus der Germania mehrere Kapitel wörtlich aufgenommen hat. Für die weſtliche Hälfte des fränkiſchen Reichs geben die Annales Bertiniani (benannt von der Abtei St. Bertinbei Gent) — 882 die beſten Nachrichten. Die letzte Hälfte iſt vielleicht vom berühmten Erzbiſchof Hincmar non Rheims geſchrieben.

9. Ein Mönch in St. Gallen, Monachus Sangallensis, hat in zwei Büchern de Gestis Car. Magni das Leben dieſes Kaiſers auf eine eigenthümliche Weiſe nach Ueberlieferungen und Volksſagen beſchrieben, meiſtens ohne geſchichtliche Treue, aber nicht ohne Anmuth.

10. Abbo, Mönch zu St. Germain, wohnte der Belagerung von Paris durch die Normannen 885 bei, und hat dieſe Begebenheiten in einem Gedichte de bellis Pariiacis recht lebendig geſchildert.

11. Der ſogenannte Poëta Saxo (900) hat das, was Einhard's Annalen von Karl d. Gr. erzählen, in Verſe gebracht und zum Theil ſehr gut dargeſtellt, wenn er auch ſelten oder nie als Quelle zu gebrauchen iſt.

12. Die Chronik des Abtes Regino (geſt. 915), die bis zum J. 907 geht, iſt beſonders für die letzten Karolinger wichtig.

13. Sehr wichtig ſind die Briefe der Päpſte, Könige, Fürſten u. ſ. w. aus dieſer Zeit, beſonders diejenigen, welche der Codex Carolinus enthält. Alsdann Alcuin's Briefe und Werke überhaupt, ſo wie die Briefe von Servatus Lupus, Eginhard's Freunde, und Hincmar, Biſchof von Rheims.

14. Endlich verſteht es ſich, daß die Capitularia Regum Francorum, d. ſ. die Reichsgeſetze und allgemeinen Verordnungen der Könige, eine Hauptquelle für die Geſchichte bilden. Sie ſind von Baluzius und neulich von Pertz im 3ten Bande der Monumenta geſammelt und herausgegeben worden.

---

22. Karl der Große. 768—814.

Wie die außerordentlichen Menſchen der Weltgeſchichte meiſtentheils ſehr verſchieden, oft entgegengeſetzt, beurtheilt werden, ſo iſt es auch Karl dem Großen geſchehen, daß er von Vielen unter die erhabenſten Helden und Weiſen des Menſchengeſchlechts gerechnet, von Einigen aber als ein blutdürſtiger Tyrann verworfen iſt, welchem nichts als Krieg und Zerſtörung im Sinne gelegen. Wahr iſt, daß er ſeine Schaaren von einem Ende ſeines großen Reiches bis zum andern in ſteten Kriegszügen geführt, daß er viele Völker mit den Waffen überzogen und ſeiner Herrſchaft unterworfen, und ſo Europa eine andere Geſtalt gegeben hat. Soll die Geſchichte ihn ſegnen, oder ihm fluchen, wegen ſo außerordentlicher Thaten?

Derjenige wird ſicherlich ein falſches Urtheil über große Männer und über die großen Schickſale der Völker fällen, welcher es nicht verſteht, ſich aus ſeiner Zeit hinweg in diejenige zu verſetzen, deren Bild entworfen werden ſoll. In Zeiten des Kampfes zwiſchen Rohheit und Bildung, wenn aus den vorhandenen Beſtandtheilen etwas Neues und Größeres aufkeimen will, wozu der ruhige, hergebrachte Ablauf der Dinge nicht hinreicht, ſchickt die Vorſehung Gewaltige aus, welche ein ganzes Zeitalter in ſeiner Entwickelung um viele Schritte weiter führen ſollen; und ſie rüſtet dieſelben mit deſto größerer Kühnheit der Seele und deſto ſtärkerer Willenskraft aus, je größer das Ziel iſt, welches durch ſie gewonnen werden ſoll. Und weil nun ſolche Geiſter nicht auf gewöhnlichen Wegen wandeln; weil vielleicht unter ihrem Fuße, während ihr Auge auf den fernen Bergesgipfel gerichtet iſt, manche Blume zertreten wird; und weil ſie in dem ungeduldigen Ringen, welches in dem kurzen Raume eines Menſchenlebens den Lauf von Jahrhunderten vorbilden ſoll, manch heiliges Recht der Gewohnheit, unbewußt, verletzen; ſo wendet ſich der ruhige, bürgerliche Sinn,

für welchen die Heiligkeit der Rechte die Grundlage des Lebens ſeyn muß, gegen das Gefäß, in welchem ſo ungeheure Kraft zuſammengedrängt war. Er wird in ſeinem Urtheile oft hart und ungerecht. Wer aber will den Bergſtrom ſchelten, daß er nicht fließt wie der Wieſenquell, ſondern Steine und Bäume in ſeinem Laufe mit ſich fortwälzt? Er ſoll vielleicht die faulen, abgeſtorbenen Stämme mit ihren Wurzeln ausreißen, damit dem jungen, friſchen Anwuchſe der lichte Himmel frei gemacht werde.

Damit ſei nun keinesweges der Gewaltthätigkeit übermüthiger Herrſcher das Wort geredet, deren Thun aus unlauterer Quelle fließt. Der Menſch iſt frei, und giebt ſich ſelbſt zum Werkzeuge der Vorſehung in ihrem großen Weltplane hin. Die Weiſe, wie er ſich hingiebt, iſt ſeine eigene, und rechtfertigt oder verdammt ihn. Nicht, daß er große Thaten verrichtet, daß unter ihm Tauſende in den Schlachten geblutet und Andere, im Jubel des Sieges, ihn wie ihren Gott verehrt haben, entſcheidet über ſeinen Werth oder ſeine Verwerflichkeit; ſondern, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke er das Außerordentliche verrichtete, ob, von großen Gedanken geleitet, für ein würdiges und großartiges Ziel, oder nur für ſeinen Stolz, ſeine Herrſchſucht und Eitelkeit; alſo, wie man es in einem Gleichniſſe ausgedrückt hat, ob aus dem Spiegel ſeines Lebens der unendliche Himmel mit ſeinen Welten, oder nur ſein eigenes ſtolzes Bild widerſtrahlt. Es iſt dieſes aus vielen Zeichen, beſonders aber daran zu erkennen, ob er die Würde der Menſchheit, als etwas Heiliges, auch in dem Einzelnen ehrt, oder ob er eine ſolche Würde nicht ſieht und erkennt, ſondern die Menſchen verachtend, ſie als bloße Werkzeuge zu ſeinen Zwecken gebraucht.

Dieſes ſoll uns der Maaßſtab des Urtheils ſein, damit es ſich weder auf der einen Seite von der bloßen Kraft ohne die Güte hinreißen laſſe, noch auf der andern gegen alle die Namen im Voraus ungerecht ſei, welche im Buche der Geſchichte vielleicht oft mit Blut und Flammen geſchrieben ſind.

23. Wie Karl das Reich vorfand.

Die Werke eines großen Mannes erhalten ihr rechtes Licht aus dem Zuſtande der Welt, in welcher er auftritt; es iſt alſo nöthig, die Lage Europa's kurz in einem Bilde zuſammen zu faſſen zu der Zeit, als Karl zur Regierung kam.

1. Das oſtrömiſche oder griechiſche Kaiſerthum ſtand noch; aber ſchon in dem wunderlichen Gemiſche von Altem und Neuem, von Glanz und Dürftigkeit, von Anmaßung und Schwäche, worin es ein Jahrtauſend lang, ein Räthſel für die Weltgeſchichte, da geſtanden hat. Denn kaum iſt es zu begreifen, wie ſich ein bloßes Schattenbild von einem Alten, Großen und Herrlichen, gleichſam der ausgeputzte Leichnam des Alterthums, wie

man jenes Reich ſehr treffend genannt hat, ſo lange Zeit, ohne inneres Leben, erhalten konnte. Der Wechſel der Herrſcher und die Unbeſtändigkeit aller Verhältniſſe waren ſo groß, daß für einen Kaiſer in Konſtantinopel kein Titel ſchmeichelhafter war, als: „Der kaiſerliche Sohn eines im Purpur gebornen Vaters“ zu ſeyn (porphyrogenitus porphyrogeniti). Denn der Thron kam abwechſelnd an Menſchen, die im niedrigſten Stande geboren waren und ihre Erhöhung einem Verbrechen verdankten. Für Karl den Großen konnte dieſes entfernte, ausgebreitete, doch ſchwache Reich zunächſt kein Gegenſtand weder der Furcht noch der Ehrſucht ſeyn. Er hat mit den griechiſchen Kaiſern Freundſchaft gehalten, und ſie haben ſich gegenſeitig mit Geſandtſchaften und Geſchenken geehrt; denn auch den Griechen lag daran, mit ihm in gutem Vernehmen zu ſeyn. Es war ein griechiſches Sprichwort: „Halte den Franken zum Freunde, doch wehr' ihn von dir als Nachbar.“

2. England war beim Anfange von Karls Regierung noch unter mehrere angelſächſiſche Könige getheilt und eine geſchloſſene Welt für ſich, ohne Einfluß auf die Völker des feſten Landes. Dennoch wurde Karls Name auch bald in England bekannt und hochgeehrt; einer ſeiner vertrauteſten Freunde, Alcuin, war ein Engländer, und durch ihn ließ er oft an die dortigen Fürſten ſchreiben und ſie ermahnen, einig zu ſeyn und die Angriffe der Dänen tapfer abzuſchlagen. Selbſt die Thane (kleinen Könige) in Schottland nannten ihn nicht anders als ihren Herrn.

3. Der Norden von Europa war noch wenig bekannt; zwar die Wiege ſehr tapferer Männer, welche das Eiſen ihres Bodens mit kräftiger Hand zu führen wußten, und die nach Karls des Großen Zeit durch ihre Seezüge und Einfälle an allen europäiſchen Küſten einen furchtbaren Namen gewannen; jetzt aber waren ſie noch ohne Gewicht für das fränkiſche Reich. Dennoch ſah Karl in ſeinem weitſchauenden Geiſte die Gefahr voraus, welche von ihnen drohte. Es wird erzählt *), wie er einſt in einer Seeſtadt (man ſagt Narbonne) geweſen, als ſich Schiffe der Küſte näherten, aber von den Anweſenden nicht erkannt wurden. Karl mit ſcharfem Auge erkannte ſie am Bau und der ſchnellen Bewegung für normänniſche Seeräuber. Sie wichen eilig zurück, als ſie vernahmen, der große Kaiſer ſey da; und er trat wehmüthig an's Fenſter, vergoß Thränen, und hub endlich an: „Ihr wollt wiſſen, meine Getreuen, warum ich geweint? Nicht aus Furcht, ſeht ihr; nein, mich betrübt's, daß ſie ſich bei meinem Leben an dieſes Ufer gewagt, und mit Schmerzen erkenne ich das Unheil voraus, das ſie über meine Nachfolger bringen werden.“

*) Der Mönch von St. Gallen. II. 22.

4. Die ſpaniſche Halbinſel war, bis auf einige weſtgothiſche Orte in den Gebirgen, den Arabern unterworfen, aber ihr Religionseifer war ſchon erkaltet, ihre Kraft durch innere Uneinigkeiten gelähmt. Von Europa's Eroberung hatte ſie Karls Großvater zurückgeſchreckt, und ſie dachten nur an ihr eigenes Beſtehen in Spanien. Aber Karl konnte die Feinde des chriſtlichen Namens nicht gleichgültig als ſeine Nachbarn ſehen.

5. Italien war unter mehrere Herrſchaften vertheilt; die langobardiſche in Ober- und einem Theile von Unter-Italien; die griechiſche in Unter-Italien und Sicilien, noch mit dem Anſpruche an Rom ſelbſt. Dies aber war in einer gemiſchten Verfaſſung, indem die Gewalt zwiſchen dem Papſt, dem Senat und dem Volke getheilt war; doch gewann der Papſt immer mehr an Anſehen. Die oberſte Schutzherrſchaft der Stadt war dadurch von den griechiſchen Kaiſern an die Könige der Franken gekommen, daß der Papſt Stephan, im Namen des römiſchen Senats und Volkes, die Würde eines Patricius von Rom dem König Pippin und ſeinen Söhnen im Jahr 754 übertragen hatte. — Zwiſchen Römern und Langobarden beſtand ein arger Haß und unverſöhnliche Feindſchaft, welche die nächſte Veranlaſſung waren, den König Karl in die Angelegenheiten Italiens hineinzuziehen. Zwar hatte er verſucht, die alte Eiferſucht, die auch zwiſchen Franken und Langobarden obwaltete, auszugleichen, indem er die Tochter des Königs Deſiderius heirathete; allein bei dieſer Gelegenheit ſchon ſchrieb ihm der Papſt Stephan: „Welcher Wahnſinn von dem vortrefflichen Sohne eines großen Königs, ſein ſo edles fränkiſches Geſchlecht durch die Verbindung mit der treuloſen und ſtinkendſten Nation der Langobarden zu beflecken, die nicht einmal in die Zahl der Völker gerechnet werden darf, und von welcher ohne Zweifel das Geſchlecht der Ausſätzigen herſtammt! Welche Gemeinſchaft hat wohl das Licht mit der Finſterniß und ein Gläubiger mit einem Ungläubigen?" — Die Langobarden erwiederten ſolchen Haß der Römer reichlich; einer ihrer Biſchöfe ſagt von ihnen: „Unter dem Namen eines Römers begreifen wir alles, was niederträchtig, furchtſam, geizig und lügenhaft iſt, ja alle Laſter zuſammengenommen." — Karls Verbindung mit dem langobardiſchen Königshauſe war nicht von Dauer; er ſchickte dem Deſiderius ſchon im zweiten Jahre die Tochter zurück, ſey es, daß der Unwille des Papſtes über dieſe Ehe, oder andere unbekannte Urſachen ihn dazu vermochten. Und bald werden wir hören, wie noch größere Veranlaſſung zur Feindſchaft zwiſchen ſie kam.

6. Im Südoſten von Karls Ländern, in Oeſtreich und Ungarn, wohnten die Avaren, ein aus Aſien gekommenes, den Hunnen verwandtes Volk, welches lange gekriegt und die Provinzen des morgenländiſchen Kaiſerthums ausgeplündert hatte, jetzt aber nur die in zwei Jahrhunderten zuſammengeraubten Schätze

ängſtlich bewachte. Dieſe lagen in neun beſondern, mit Wällen und Gräben umſchloſſenen Orten, die ſie Ringe nannten, aufgeſchüttet, und ſchienen gleichſam einen jeden einzuladen, ſie ihren Beſitzern wieder zu nehmen, welche nicht verſtanden, ſie zu genießen.

7. Den übrigen Theil der öſtlichen deutſchen Gränzen hatten die verſchiedenen Stämme der Slaven und Wenden inne; rohe Völker, von weniger edler Naturanlage, als die Germanen. Von Deutſchland beſaßen ſie das öſtliche Holſtein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, einen Theil Sachſens, die Lauſitz, Schleſien, Böhmen und Mähren. In Holſtein waren die Wagrier, in Mecklenburg die Obotriten, in einem Theile von Brandenburg die Wilzen, in einem andern die Heveller und Ukern, die Pommern in der Provinz, die von ihnen den Namen erhalten hat, — ſämmtlich Stämme der Wenden. Im Meißniſchen waren die ſlaviſchen Sorben, in den Lauſitzen die Lauſitzer, in Böhmen die Czechen, in Mähren die Morawaner.

8. In Deutſchland ſelbſt fand Karl größere Ruhe. Die den Franken unterworfenen Stämme, Alamannen, Baiern, Thüringer, hatten ſich allmälig an die fremde Herrſchaft gewöhnt, welche nicht drückend war, ſondern ihnen ihre Sitten, Geſetze und Eigenthümlichkeiten gelaſſen hatte. Nur wurden ſie, außer den Baiern, nicht mehr nach alter Weiſe durch eigene Herzöge, aus einheimiſchem Herrſcherſtamme, ſondern, der fränkiſchen Einrichtung gemäß, durch Grafen ohne erbliche Macht in den einzelnen Gauen, regiert. Daher fehlte ihnen der Vereinigungspunkt, und nur in den Baiern lebte der alte Sinn nach Unabhängigkeit noch am ſtärkſten. Sehr ergeben waren dem neuen, karolingiſchen Königshauſe die Biſchöfe in allen dieſen Provinzen.

Aber an den Gränzen ſeines Reiches im nördlichen Deutſchland wohnten Nachbarn, welche ſeiner Kraft den erſten Gegenſtand darboten, die Sachſen nämlich, unbezwungen und frei in ihren Gränzen vom deutſchen Meere bis an Thüringen, und von der Elbe bis faſt an den Rhein. Während bei den Franken die altgermaniſche Verfaſſung ſchon vielfältig geändert war, und die Kriegsleute vom Gefolge des Königs den Adel an ſich geriſſen und den Platz der freien Leute eingenommen hatten, lebten die Sachſen noch in den alten Sitten ihrer Stammväter, ohne gemeinſames Oberhaupt, ein jeder Gau unter ſeinen Vorſtehern und nur zur Zeit des Krieges unter einem ſelbſtgewählten Heerführer. Es war ein Volksſtaat freier Männer auf freien Höfen. Das Innere ihres Landes wurde durch Wälder und ſumpfige Brüche vertheidigt; an der Lippe, Ruhr, Weſer, Dimel und Elbe waren feſte Plätze zum Schutze der Gränzen angelegt. In ihren tauſendjährigen Hainen opferten ſie noch immer den Göttern ihrer Väter, während die andern germaniſchen Völker ſchon alle das Chriſtenthum angenommen hatten; ja ſie wurden beſchuldigt, ſogar noch Menſchenopfer

zu bringen; die Franken achteten ſich ihnen durch das Chriſtenthum, ſo wie durch ihre übrige Ausbildung, ſo überlegen, daß ihre Geſchichtſchreiber nicht genug von der Sachſen Rohheit und Wildheit zu erzählen wiſſen. Sie waren aber nicht ſowohl gefährliche als läſtige Nachbarn der Franken, weil ſie, gleichfalls nach altem germaniſchen Brauch, nicht Eroberungen, ſondern nur Raubzüge in das benachbarte Land machen wollten. Indeß hätte eine wohlbewachte Gränze wohl hinlänglichen Schutz gegen ſie gewährt, wie ebenfalls gegen die Slaven und Avaren; und wir ſehen überhaupt aus der ganzen, eben entworfenen Schilderung, daß Karl, gleich den Merovingern, ruhig im Beſitz ſeines angeſtammten Erbes bleiben konnte, ohne große auswärtige Kriege zu führen. Das Frankenreich ſtand in ſelbſt genügender Kraft, von den Pyrenäen bis an den Niederrhein, und von dem engliſchen Kanal bis an die Ens in Oeſtreich, da, und hatte von allen ſeinen Nachbarn nichts zu fürchten.

Allein ein ſolcher Geiſt, der ſich des ruhigen Beſitzes erfreut, war dem König Karl nicht zu Theil geworden, die innere Kraft ſollte in neue Bildungen ausſtrömen, und das war das Geſetz, ſeiner Natur eingepflanzt. Der Zuſtand der Welt forderte große, bildende Kräfte, wenn er nicht noch Jahrhunderte lang wüſt und verworren da liegen ſollte. — Wir mögen Karl nicht ſchelten, daß er dieſem Triebe ſeines Weſens folgte, ſondern die Art und Weiſe, wie er ihm folgte, und ſeine neue Schöpfungen geſtaltete, giebt den Maaßſtab des Urtheils über ihn. Hat er nach großen Gedanken gebildet, und iſt ſein eigener Sinn großartig, oder iſt er kleinlich und auf das Eitle gerichtet geweſen? — Darüber muß die Geſchichte ſeines Lebens entſcheiden

24. Die Kriege Karls des Großen.

Nachdem Karl, der in ſeinem 26ten Lebensjahre den Thron beſtieg, und ſein Bruder Karlmann einige Jahre gemeinſchaftlich regiert hatten, ſtarb der letztere 771; die Großen in Karlmanns Ländern verlangten den Bruder auch zu ihrem Könige und ſchloſſen die zwei unmündigen Söhne Karlmanns von der Thronfolge aus. Die Mutter floh mit ihnen zu dem Langobarden-König Deſiderius. So war nun Karl Alleinherr der Franken.

Darauf verſammelte er zu Worms einen großen Reichstag, 772, ſtellte der Verſammlung die ſtets wiederholten Beleidigungen von Seiten der Sachſen und das Verdienſt ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum vor, und ſo wurde der Krieg gegen die Sachſen von der Nation beſchloſſen: der erſte und der längſte Krieg, den Karl geführt hat; denn er hat, mit mehreren Unterbrechungen bis zum Jahre 803, alſo in's zwei und dreißigſte Jahr, gedauert. Karl beſiegte in dieſen Jahren die Sachſen im offenen Felde mit ſeiner Heeres-Macht oft, und zwang ſie Frieden zu ſchließen, al-

lein, wenn er ihr Land wieder verlaſſen und an ein anderes Ende ſeines Reiches ziehen mußte, ſo brachen ſie den Frieden, lehnten ſich gegen die verhaßte Herrſchaft auf, verjagten die fränkiſchen Beſatzungen und thaten oft Einfälle in das Frankenland, bis Karl wieder erſchien und ſie von Neuem zur Unterwerfung zwang.

Der erſte Zug in ihr Land, 772, war glücklich und kurz; er ging von Worms aus durch Heſſen an die Weſer und Dimel. Karl eroberte die Eresburg, der Sachſen Zufluchtsort unweit der Weſer, in unwegſamer Gegend, auf einer ſteilen Höhe; (es ſoll der Ort ſeyn, wo jetzt Stadtberg oder Marsberg an der Diemel liegt;) und zerſtörte die berühmte Irminſul oder Irmenſäule, das größte Heiligthum der Sachſen, von welchem wir nicht genau wiſſen, ob es ein Götterbild, oder vielleicht ein Denkmal Armins geweſen iſt, welches göttlich verehrt wurde. — Die Sachſen ſchloſſen an der Weſer Frieden und gaben zwölf Geißeln.

Karl war froh, ſo ſchnell einen guten Frieden gewonnen zu haben, denn ſchon rief ihn eine andere Angelegenheit nach Italien. Deſiderius, der ſich durch die Aufnahme der Wittwe Karlmanns ſchon als Feind gezeigt hatte, verlangte von dem neuen Papſte Hadrian, daß er Karlmanns Söhne zu Königen der Franken ſalbe; und als Hadrian ſich weigerte, überzog er ihn mit Krieg. Der Papſt forderte Hülfe von Karl'n, und dieſer machte ſich auf, zog über die Alpen, umging die Bergpäſſe, die Clauſen genannt, welche die Langobarden beſetzt hatten, und lagerte ſich vor Pavia, im Jahre 774. Deſiderius gedachte ſeine Hauptſtadt ſo lange zu vertheidigen, bis Krankheit und Mangel die Franken zum Rückzuge nöthigten; allein Karl war nicht der Art, ſich leicht ermüden zu laſſen; ſechs Monate ließ er ſein Heer vor Pavia liegen, ging ſelbſt zum Oſterfeſte nach Rom, welches er zum erſten Mal betrat, und beſtätigte den Schenkungsbrief ſeines Vaters. Dann kehrte er nach Pavia zurück, welches ſich bald ergab, nahm den Deſiderius gefangen, und ſchickte ihn, nachdem er ihn hatte zum Mönche ſcheeren laſſen, in das Kloſter zu Corbey in Frankreich, wo er nach einiger Zeit ſtarb. Karl nannte ſich nun König der Langobarden, und und ließ ſich zu Monza krönen. Da die Sachſen unterdeß von Neuem den Krieg angefangen hatten, ſo machte er 775, nachdem er einen Reichstag zu Düren gehalten, einen neuen Zug in ihr Land, eroberte die Sigburg*), ſtellte die von den Sachſen zerſtörte Eresburg wieder her, drang über die Weſer bis an die Oker vor, empfing dort Geißeln der Oſtfalen, und auf dem Rückwege bei Bückeburg (Buchi) auch die der Engern; Herzog Haſſi in Oſtfalen und Bruno, Heerführer der Engern, ſtellten Geißeln. Weil indeß der langobardiſche Herzog Rotgaut von Friaul,

*) Nicht Siegburg an der Sieg, ſondern Hohen Syberg am Einfluß der Lenne in die Ruhr, wo noch Ruinen einer alten Burg zu ſehen ſind.

dem er als Vaſallen ſeines Reichs die Päſſe der Alpen anvertraut hatte, den Augenblick zu benutzen trachtete und ſich empörte, war Karl ſchon wieder in Italien (776) und ſtrafte die Abgefallenen, ehe ſie ihn einmal benachrichtigt glaubten. Auch dieſesmal wollte er nach Rom ziehen; da kömmt der Bote, die Sachſen ſeyen von Neuem in Aufruhr, hätten die Eresburg wiedergenommen und belagerten die Sigburg. Er, ſchnell zurück, dringt durch alle ihre Verhaue, bis nach Lippſpring, und hier ergeben ſich die Sachſen wiederum, und viele geloben, Chriſten zu werden, und laſſen ſich taufen. Er baute eine Feſte an der Lippe, vielleicht wo das jetzige Lippſtadt iſt.

Im folgenden Jahre, 777, konnte Karl ſchon einen Reichstag im ſächſiſchen Lande, zu Paderborn, halten, wo das Volk, zum großen Theile, Treue ſchwur. Ihr kühnſter Anführer aber, Wittekind (ſächſiſch Widukind), hatte ſich zu dem normänniſchen König Siegfried geflüchtet. Auf dieſem Landtage war es, als vor Karl'n die Geſandten der arabiſchen Statthalter von Saragoſſa und Huesca in Spanien erſchienen und ſeine Hülfe gegen den König Abderrachman anflehten. Er hielt es ſeines Namens würdig, die, welche ſich in ſeinen Schutz begaben, nicht vergeblich bitten zu laſſen; auch waren ihm die Ungläubigen, welche in Europa eingedrungen waren, die verhaßteſten Feinde. Er zog gleich im folgenden Jahre, 778, nach Spanien; die kleinen chriſtlichen Fürſten in den Gebirgen von Navarra, die ſich von den Mauren unabhangig erhalten hatten, ſchloſſen ſich an ihn an; er eroberte Pampeluna, Saragoſſa, Barzellona und Girona, und das Land bis an den Ebro huldigte ihm; es gehörte von nun an, unter dem Namen der ſpaniſchen Mark, zu ſeinem Reiche und wurde für die noch übrigen Chriſten in Spanien ein Stützpunkt.

Auf Karls Rückzuge aber, als ſich, wie es dichteriſch beſchrieben wird, zwiſchen den rauhen Felſen der Pyrenäen, auf walddunklem ſchmalem Wege, ſein Heer wie eine lange, eherne Schlange hinwinden mußte, gerieth ſein Nachtrab, getrennt von dem Hauptheere, in den Bergſchluchten von Roncesvalles in den Hinterhalt der Bergbewohner; die Franken konnten in ihren ſchweren Waffen nicht fechten, und fielen mit ihrem Anführer Rutland, dem Grafen der Seeküſte am Kanal. Das iſt der berühmte Ritter Roland, welcher ſpäterhin, ſo wie ſein König Karl, in Sagen und Liedern ſo vielfach beſungen iſt.

Indeſſen hatten die Sachſen, ihrer Gewohnheit gemäß, als der König ſo weit entfernt war, wieder zu den Waffen gegriffen; ſie fielen unter Wittekind in das Land der Franken und verheerten es mit Feuer und Schwert bis nach Deuz, Köln gegenüber. Dieſer, wie die frühern Aufſtände der Sachſen, waren nicht ſowohl Kriege des Volkes, der eigentlichen Hausväter, ſondern einzelner Anführer mit ihren Gefolgen, die ſich an die Verträge nicht ge-

bunden glaubten. Karl kehrte wieder, jagte die Feinde tief in ihr Land zurück, und baute 780 ſchon Feſtungen an der Elbe, um ihnen einen ſcharfen Zaum anzulegen. Und nun glaubte er ihrer ſo gewiß ſein zu können, daß er 781 eine Reiſe nach Rom machte, um ſeinen Sohn Pippin vom Papſte zum König über Italien, und Ludwig über Aquitanien (Süd-Frankreich) ſalben zu laſſen.

Die Sachſen hatten ſich unterdeß im Ganzen ruhig verhalten; aber das Andenken der alten Freiheit wollte doch nicht in ihnen erſterben; und das Chriſtenthum, welches ihnen von den verhaßten Nachbarn mit dem Schwerte gebracht war, konnte noch keine Gewalt über ihre Herzen gewinnen. Es kam ihnen unerträglich vor, daß der Mann einen Schimpf nicht ſelber rächen, und daß ein Held nicht ſeinen beſondern Himmel haben ſollte. Auch erſchien ihnen die Abgabe des Zehnten, den ſie der Kirche entrichten ſollten, als höchſt drückend. — Als jetzt auch Wittekind zurückkam und ſich an ihre Spitze ſtellte, glaubten ſie den beſten Augenblick gewonnen zu haben, das Joch abzuſchütteln; und wie ihre Vorfahren einſt Varus im Teutoburger Walde überfallen hatten, ſo umringten ſie jetzt auf dem Berge Suntel, an der Weſer, die fränkiſchen Heerführer Geilo und Adalgis, welche gegen die an der Saale wohnenden räuberiſchen Sorben ziehen ſollten, und machten ſie nebſt einem großen Theile ihres Heeres nieder.

Dieſe That indeß entflammte den Zorn des Königs, der über ihre beſtändige Empörung ſchon im höchſten Grade unwillig war, ſo ſehr, daß er in ihr Land brach, es weit und breit verheerte, und an fünftehalb tauſend gefangene Sachſen, als ein ſchreckendes Beiſpiel für die übrigen, und als Sühnopfer für ſein, durch Verrath erſchlagenes, Heer, — ſo erſchien ihm die That der Sachſen, — bei Verden an der Aller enthaupten ließ. Ein Flecken in ſeiner Geſchichte, welcher nicht gerechtfertigt, ſondern höchſtens mit der raſchen und wilderen Art jener Zeiten, und des Königs gewaltigen Leidenſchaften, entſchuldigt werden mag.

Als Folge ſeiner harten That mußte auch Karl 783 das ganze Volk der Sachſen, unter Wittekind und Abbio *), in ſolchem Zorne und ſolcher Einigkeit aufſtehen ſehen, als nie zuvor. Es kam zu zwei harten Schlachten, bei Thietmelle, jetzt Detmold, und an dem Fluſſe Haſe im Osnabrückiſchen, die erſte unentſchieden, die zweite aber ſo unglücklich für die Sachſen, daß Karl bis an die Elbe vordrang und ſich in dieſem und im nächſten Jahre, wo er mit Frau und Kindern in Eresburg ſein Winterlager hielt, in ihrem Lande immer mehr befeſtigte. Da ſahen Wittekind und Abbio, daß der Himmel ihres Volkes Schickſal entſchieden habe, und daß ein fernerer Widerſtand es ganz vernichten werde; ſie gelobten dem gewaltigen Könige Unterwerfung, und ver-

*) Abbi oder Abbio, nicht Albion, heißt der Name bei Einhard.

ſprachen eidlich, ſelbſt nach Frankreich zu kommen und ſich zu Chriſten taufen zu laſſen. Und ſie hielten Wort. Im J. 785 kamen ſie nach Attigny, und Karl ſelbſt war Taufzeuge bei dem Sachſen Herzoge Wittekind und ſeiner Gemahlin Gera.

Von dieſer Zeit an war das Sachſenland beruhigter und ließ ſich die fränkiſchen Einrichtungen, ſo wie die chriſtlichen, beſſer gefallen; auch hat Karl zur Befeſtigung des Chriſtenthums unter ihnen nach und nach mehrere Bisthümer und Stifter gegründet, welche das Licht immer weiter umher verbreiteten, nämlich: Minden 780, Osnabrück 783, Verden 786, Bremen 788, Paderborn 795, Halberſtadt, Elze (welches 822 nach Hildesheim verlegt wurde) und Münſter 805 *). — Dennoch war der Saame der Unruhen noch nicht ganz ausgerottet; kleinere Zwiſtigkeiten entſtanden noch oft, und auch von einer größern werden wir bald hören.

Karls nächſter Streit war mit dem Herzog Thaſſilo von Baiern, aus dem alten Geſchlecht der Agilolfinger. Thaſſilo hatte noch alte Schuld auf ſich, indem er Pippin und Karl'n keine Heeresfolge geleiſtet hatte; und jetzt wurde er hart angeklagt, daß er die Avaren aus Ungarn zum Kriege gegen den König aufgereizt habe. Seine Gemahlin Liutberga, eine Tochter des langobardiſchen Königs Deſiderius, mochte Antheil an dieſem Anſchlage haben. Auf dem Reichstage zu Ingelheim, 788, wurde Thaſſilo, nachdem er auf dem Reichstage zu Worms auf des Königs Ladung nicht erſchienen war, von den verſammelten Großen zum Tode verurtheilt, von Karl'n aber begnadigt, und auf ſeinen Wunſch, mit ſeinem Sohne Theodor, in ein Kloſter verwieſen. Baiern wurde nun, gleich den andern fränkiſchen Ländern, durch königliche Grafen verwaltet, und das Bisthum Salzburg zum Erzbisthum über ganz Baiern erhoben.

Im Jahre 786 unterwarf ſich auch Arechis, langobardiſcher Herzog von Benevent in Unteritalien, des Königs Ober-Lehnshoheit. Er beherrſchte das ſchöne Land bis Neapel und Brindiſi. Zur Bedingung hatte er gemacht, daß er nicht ſelbſt nach Deutſchland zu kommen und vor Karl'n zu erſcheinen brauchte, und es wurde ihm geſtattet. Zu Salerno empfing der Herzog die Geſandten des Königs; ſein Heer umringte den Palaſt, junge Edle, die Falken auf der Fauſt, bildeten Reihen auf der großen Burgtreppe, es füllten den Saal Vorſteher der Städte und die Räthe in feſtlichem Aufzuge; der Herzog ſaß auf dem vergoldeten Stuhl, ſtand auf und ſchwur dem Könige treu zu ſeyn, Friede zu halten, und bis auf eine Stunde jenſeits der beneventaniſchen Gränze Lehnspflicht zu leiſten.

*) Die obigen, gewöhnlich angegebenen, Jahreszahlen ſind zum Theil zweifelhaft und unſicher.

Darnach faßte König Karl den Entſchluß, die Avaren in Oeſtreich und Ungarn für frühere Raubzüge heimzuſuchen. Im Jahre 791 brach er gegen ſie auf; die Franken zogen auf der Mittagsſeite der Donau, die Sachſen mit den Frieſen, die beide jetzt im Heerbann mitziehen mußten, am mitternächtlichen Ufer, und auf dem Fluſſe ſelbſt kam die Flotte mit einem andern Theile des Heeres. Dieſer Anblick ſchon trieb die Avaren voll Schrecken zurück; ſie leiſteten keinen Widerſtand, und Karl unterwarf das Land bis an die Raab ſeiner Herrſchaft.

In den folgenden Jahren ließ er nur Streifzüge gegen ſie machen; ſein Heer blieb indeſſen in Süddeutſchland ſtehen und arbeitete an einem Kanale zwiſchen dem Main und der Donau, durch Verbindung der Altmühl mit der Rednitz, der, wäre er vollendet, die Nordſee durch den Rhein mit der Donau und ſo mit dem ſchwarzen Meere in Verbindung gebracht haben würde; ein wichtiges, weit ausſehendes Werk für den Handel! Die levantiſchen Waaren würden alsdann aus ihrer Hauptniederlage zu Konſtantinopel auf dieſem Wege gerade in Karls Staaten den Weg genommen haben. Aber ungünſtige Witterung und Hinderniſſe des Bodens, vorzüglich aber die Ungeſchicklichkeit ſeiner Werkleute, die nicht einmal das Sumpfwaſſer an den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und die Wände des Kanales gegen Einſtürzen zu ſichern verſtanden, vereitelten das Werk. Karl gab daſſelbe auf, und erſt in unſeren Tagen iſt die Ehre der Ausführung ſeines großen Gedankens einem Könige deutſchen Stammes zu Theil geworden. Daß Karl nicht ſelbſt die Avaren von Neuem angriff und ſich den Weg nach Konſtantinopel öffnete, daran war ein neuer Aufſtand der Sachſen Schuld. Dieſen, die nicht lange Kriegszüge, ſondern nur ſchnelle Streifereien kannten und liebten, war die beſchwerliche Heeresfolge in ſo entfernte Gegenden überaus läſtig. Sie weigerten ſich derſelben und hinderten auch die Frieſen daran. Daher mußte der König wiederum ſeit 793 mehrere Kriegszüge in ihr Land machen, auf denen er 797 bis an den Ocean zwiſchen der Elb- und Weſermündung kam. Der Krieg gegen die Avaren wurde indeß durch ſeine Feldherren und dann durch ſeinen Sohn Pippin bis ins Jahr 796 mit Glück fortgeſetzt, der Sitz ihres Chagans (ſo hieß ihr Oberhaupt), der Haupt-Ring ihres Landes, mit allen ſeinen Schätzen, erobert und zerſtört, und das ihnen entriſſene Land, als neue Markgrafſchaft, mit Einwohnern aus andern deutſchen Ländern, beſonders aus Baiern, beſetzt. Die große Beute vertheilte Karl unter ſein Heer und durch dieſelbe vermehrte ſich plötzlich im fränkiſchen Lande die Menge edler Metalle.

Dieſe Unternehmung Karls des Gr. gegen die Avaren hatte, ſo wie diejenigen gegen die ſlaviſchen Völker, vorzüglich die Sicherung der öſtlichen Reichsgränze zum Zwecke. Es entſtanden dadurch eine Reihe von Gränzprovinzen oder Marken, welche ſich

vom adriatiſchen Meere bis zur Eider, längs der alten Gränze der Langobarden, Baiern, Schwaben, Franken, Thüringer und Sachſen hinzogen. Dieſen Provinzen wurden Markgrafen vorgeſetzt, die den Titel marchio, dux limitis, führten, und ihren Sitz urſprünglich in den äußerſten feſten Plätzen einer alten Provinz hatten. So war der Sitz der Markgrafſchaft Kärnthen, die ſich vom adriatiſchen Meere bis an die Donau erſtreckte, urſprünglich in Friaul, der Markgrafſchaft Avarien oder Heunien an der Donau in Lorch. In Regensburg wohnte der Markgraf, der die Gränze gegen Böhmen beſchützen ſollte; von Erfurt aus wurde die thüringiſche Mark gegen die Sorben jenſeits der Saale, limes Sorabicus, verwaltet. Gegen die Slaven auf dem rechten Ufer der Mittelelbe hatte Karl einen Markgrafen in Magdeburg, gegen diejenigen auf dem linken Ufer, nördlich der Ohre, in Altenzelle. Die am rechten Ufer der Niederelbe wohnenden Slaven, gegen welche der limes Saxonicus angeordnet war, wurden anfänglich von Bardewik aus bewacht. Gegen die Dänen wurden durch einen Vertrag im Jahre 811 die Eider und Schlei als Gränze feſtgeſetzt, die auch ihren Gränzgrafen hatte.

Durch den Krieg und die meiſtens oft wiederholten Empörungen in dieſen Gränzprovinzen ging die Bevölkerung derſelben zum großen Theile zu Grunde und wurde durch deutſche Anſiedler erſetzt; zum Schutze derſelben dienten die angelegten Burgen und gewährten zugleich die Möglichkeit, theils die Provinz zu erweitern, theils die benachbarten ſlaviſchen Fürſten zu unterwerfen, oder doch zu Verbündeten zu machen. Mehrere dieſer Fürſten ſind in ſpäterer Zeit in die Reihe der Reichsfürſten getreten. Karls Anregungen und Anordnungen in dieſen Gegenden wirkten weit in die folgenden Zeiten hinüber.

Die Streitigkeiten mit den Sachſen dauerten bis in den Anfang des 9ten Jahrhunderts fort, aber die Kraft des Volkes wurde immer mehr gebrochen, beſonders ſeit Karl, durch ihren hartnäckigen Widerſtand zu dieſem äußerſten Mittel genöthigt, dazu ſchritt, Tauſende der Sachſen aus ihrer Heimath weg in andere Gegenden ſeines Reiches zu verpflanzen. So kam das Volk immer mehr zur Ruhe und Karl konnte, ohne daß ein förmlicher Friede geſchloſſen wurde, — der bisher angenommene Friede zu Selz im J. 803 iſt nicht zu erweiſen, — ſeine Einrichtungen im Sachſenlande treffen. Das Chriſtenthum befeſtigte er immer mehr unter ihnen, übrigens aber geſtattete er ihnen eine größere Selbſtſtändigkeit, als Alamannen und Baiern. Sie behielten ihr altes Recht und wurden großentheils von eingebornen Grafen, die freilich von ihm gewählt waren und unter den königlichen Sendboten ſtanden, regiert. Es iſt dieſes alſo eher eine Vereinigung des ſächſiſchen Stammes mit dem fränkiſchen Reiche, wie Einhard ſelbſt ſie nennt, als eine Unterwerfung zu nennen; und ſie hatten ſolchen ehrenvollen Ausgang ihres langen

Freiheitskampfes durch die Standhaftigkeit, mit der ſie ihn geführt, wohl verdient. Aber auch Karls Beharrlichkeit iſt zu bewundern; denn wenn er auch die größere Zahl und die Ueberlegenheit der Kriegskunſt auf ſeiner Seite hatte, ſo hatten die Sachſen dagegen die Vortheile des Bodens und der Wälder und Sümpfe, wie ehemals in ihrem Kampfe gegen die Römer. — Karl, um die Ruhe bei ihnen auf immer zu befeſtigen, verpflanzte im J. 804 etwa 10,000 der Widerſpenſtigſten von der Elbe und den Küſten der Nordſee in das fränkiſche Land und nach Flandern als Anbauer auf die Königshöfe, und von dieſer Verpflanzung haben wahrſcheinlich noch Sachſenhauſen bei Frankfurt, ſo wie Sachſenheim und Sachſenflur in Franken, ihre Namen. Die leer gewordenen Gegenden an der Elbe überließ er ſeinen Bundesgenoſſen, den wendiſchen Obotriten in Mecklenburg und vagriſchen Slaven, von welchen dieſer Theil Holſteins den Namen Vagrien erhalten hat.

25. Das Reich Karls des Großen.

Wenn wir auf dieſe, mit Kriegen erfüllten, erſten dreißig Jahre von Karls Regierung einen Blick zurückwerfen, ſo iſt vor allem die Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher er von Sachſen nach Italien, von da zurück an die Weſer, darnach zweimal denſelben Weg; dann nach Spanien an den Ebro, und zurück an die Elbe; von dort nach Ungarn an die Raab, und wiederum in ſein Land eilt: — und wohin er kommt, entſcheidet ſeine Gegenwart auf der Stelle den Kampf. Das iſt das Merkmal des Helden; dieſe Kühnheit und Schnelligkeit des Gedankens, des Entſchluſſes, der That; dieſer Eindruck ſeiner perſönlichen Größe, welchem nichts widerſteht: und ſolche Größe hat niemand ihm abzuſprechen gewagt. Allein, — was mehr iſt, als dieſes, — es war nicht eigentlich die Luſt an Krieg und Eroberung, und an der Ehre ſeines Namens, welche ſeine Völker ſo athemlos durch die Länder Europas getrieben hat, ſondern ein großer bildender Gedanke waltete in ſeinen Entwürfen, für welchen er ſolche Opfer zu bringen erlaubt hielt.

Was ſchon der große oſtgothiſche König Theodorich im Sinne getragen hatte, gleichſam als eine Vorbildung künſtiger Zeiten, was ihm aber nicht beſchieden war auszuführen, nämlich: eine Vereinigung der chriſtlich-germaniſchen Vöker zu Einem Ganzen, das hat Karl der Große ausgeführt. Freilich nicht auf Theodorichs Weiſe, durch die ſanfte Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung, — auf dem Wege war das Ziel nicht zu erreichen, — ſondern nach der Weiſe ſeines Volkes und ſeines Zeitalters, durch die Furcht der Waffen. Doch kann ihm nicht Schuld gegeben werden, daß er den Krieg muthwillig, und mehr als zur Erreichung ſeines Zweckes nöthig war, geſucht habe.

Der Mittelpunkt dieſes großen, germaniſchen Reiches ſollten die ſchönen Rheingegenden ſeyn, und deshalb legte er ſeine Kö-

nigsſitze nach Ingelheim bei Mainz, nach Aachen und Nimwegen. Wohl hätte er in Italien oder Frankreich noch reichere und lockendere Gegenden finden können, um darein ſeinen Sitz zu verlegen, allein ſein treuer Sinn hing an der alten Vatergegend, die ihm theurer war, als die ſchönſten Länder der Erde. Er war kein franzöſiſcher König, wie man ihn oft hat darſtellen wollen, ſondern gehörte dem auſtraſiſchen Franken an, welches eben das Rheinland iſt, wo die Franken am meiſten mit den übrigen Deutſchen in Berührung und ſelbſt reiner geblieben waren. Dieſes Land ſollte die Mitte des Reiches bleiben und der herrliche, vaterländiſche Strom gleichſam die Lebensader ſeyn, um die verſchiedenen Theile deſſelben zu verbinden. Darauf deutete auch der Kanal hin, durch welchen er den Rhein mit der Donau in Zuſammenhang bringen wollte.

Wenn nun aber der Niederrhein, und namentlich Aachen, — wahrſcheinlich ſeine Geburtsſtadt, — der Mittelpunkt und Sitz ſeiner Herrſchaft ſein ſollte, ſo fällt es in die Augen, daß ſein Hauptkampf gegen die Sachſen ſeyn mußte, welche dieſem ſeinem Sitze zu nahe, und viel zu unruhige Nachbarn waren; um ſie da dulden zu dürfen. Er mußte die Gränzen ſeines Reiches weiter nach Norden und Nordoſten ausdehnen. Allein ſein Krieg mit den Sachſen hatte noch eine andere, und noch wichtigere Seite: er war recht eigentlich ein Religionskrieg, für die Ehre und Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens. Karl war ein eigentlicher Krieger der Kirche und auch darin ein Vorbild der ritterlichen Zeit des Mittelalters. Zwar kann und ſoll das Chriſtenthum nicht durch Feuer und Schwert verbreitet werden, und Karl hat ſelbſt genugſam erfahren, welch wenig dauerhafte Bekehrung es war, wenn er ihrer Hunderte zu gleicher Zeit in einen Fluß treten und als Zeichen der Taufe Waſſer über ſie Alle hergießen ließ; allein auch hierbei verfuhr er weniger in ſeiner eigenen, als in der Weiſe ſeines Volkes, welches ſich ſelbſt raſch, aus äußerem Antriebe, im Schlachtgetümmel, der Bekehrung hingegeben hatte. Ihm ſelbſt aber gehört der Ruhm, daß er auch die rechten Mittel, das Licht des Glaubens anzuzünden, kannte und ehrte. Außerdem, daß er Klöſter, Kirchen und Bisthümer in Sachſen anlegte, welche die, als äußere Gabe gebrachte, Lehre von Innen heraus entwickeln und befeſtigen ſollten, ließ er auch die, unter den Geißeln empfangenen, jungen Sachſen mit Andern eifrig unterrichten, damit ſie als Lehrer ihr Volk aufklären könnten. Und dieſes gelang auch ſo vollkommen, daß eben dieſes ſächſiſche Volk, welches ſo hartnäckig dem Chriſtenthum widerſtanden hatte, bald mit dem wärmſten Eifer für daſſelbe erfüllt wurde und in jeder Hinſicht ſchnell und blühend emporſtieg.

Karl, römiſcher Kaiſer, 800. — Der vertraute und geliebte Freund des Königs, Papſt Hadrian, war 795 geſtorben.

Karl trauerte über ihn, wie über einen Vater, und ließ ihm eine Grabſchrift ſetzen, welche den Ausdruck ſeiner Verehrung enthält. Der Nachfolger, Papſt Leo III., wurde in einem Aufruhr der Römer mißhandelt und ſuchte bei König Karl Schutz. Dieſer empfing ihn auf das Feierlichſte zu Paderborn, bis wohin der Papſt im J. 799 kam *), unter einem faſt unglaublichen Zulaufe des ehrerbietigen Volkes, und verſprach ihm, ſelbſt nach Rom zu kommen, um die Uebelthäter zu beſtrafen. Und dieſes geſchah auch im Jahre 800. Am Weihnachtsfeſte dieſes Jahres wohnte Karl dem Gottesdienſte in der Sanct Peterskirche in Rom bei. Faſt von allen Völkern des Abendlandes waren in der Hauptſtadt der chriſtlichen Kirche Menſchen verſammelt und eine unzählbare Menge erfüllte den Tempel. Nach dem Hochamt, welchem Karl andächtig betend beigewohnt hatte, brachte Papſt Leo plötzlich eine Kaiſerkrone hervor und ſetzte ſie ihm auf, und alles Volk rief laut: „Karolus Auguſtus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiſer der Römer! Ihm langes Leben und Sieg!" — Zugleich kniete der Papſt vor ihm nieder **).

*) Der Papſt Leo ſoll in Paderborn unter anderm den Altar des heiligen Stephan, der noch jetzt in dem Gewölbe unter dem Chore der Domkirche in der ſogenannten Kluft befindlich iſt, geweiht haben.

**) Karls Lebensbeſchreiber und Freund Einhard berichtet zwar, — und wir dürfen glauben aus Karls eigenem Munde, — dieſer habe im erſten Augenblicke den Namen Auguſtus und Imperator mit Widerwillen angenommen und habe verſichert, er würde ſelbſt an dem hohen Feſttage nicht in die Kirche gegangen ſeyn, wenn er die Abſicht des Papſtes, vorausgewußt habe; allein es iſt nicht zu denken, daß ein ſo hochwichtiger Schritt ohne Wiſſen und Willen Karls, der wahrlich ſich in ſeinen Handlungen nicht von Andern lenken ließ, geſchehen ſey. Auch geht aus andern guten Zeugniſſen (Annal. Lauris. ham.) hervor daß die Erneuerung der Kaiſerwürde vorher berathen und beſchloſſen worden war; und auch Alcuin wußte vorher davon; er gab einem ſeiner Schüler eine Bibel und einen Brief mit, beides dem Kaiſer am Weihnachtsfeſte in Rom zu überreichen, worin er ihm ad splendorem imperialis potentia Glück wünſcht. Nur daß der Papſt ihm die Krone gab, daß er ſie ſich nicht ſelbſt aufſetzte, oder vom Papſte (als ſeinem Biſchofe) aufſetzen ließ, wie die griechiſchen Kaiſer von ihrem Patriarchen, das überraſchte ihn und war ihm unangenehm, und darauf mag ſich die Aeußerung gegen Einhard bezogen haben. Wir ſehen dieſes auch daraus, daß er nachher Ludwig die Krone ſich ſelbſt aufſetzen ließ. Karl betrachtete ſich wirklich als Oberherrn von Rom, nannte in ſeinen Verordnungen die Römer ſeine Unterthanen und zählte in ſeinem Teſtamente Rom unter die Hauptſtädte ſeines Reiches. Die Päpſte hinwiederum ſetzten ſeinen und ſeiner Nachfolger Namen auf ihre Münzen und in ihre Bullen. In ſeinen Briefen nennt ſich Karl von nun an: Carolus serenissimus augustus a Deo coronatus magnus pacificus imperator Romanum gubernans imperium, qui et per misericordiam Dei rex Francorum et Langobardorum. Ihm war wichtig, auch über die andern Völker, denen er nicht angeſtammt war, noch durch etwas anders zu herrſchen, als durch die bloße Eroberung, und an den Namen der römiſchen Kaiſer knüpfte ſich noch im-

So wurde im 324ſten Jahre, nachdem Romulus Auguſtulus die römiſche Kaiſerwürde verloren hatte, dieſelbe von Karl dem Großen, der als Patricius ſchon oberſter Schutzherr Roms war, erneuert. Er ſelbſt legte ſolche Wichtigkeit auf die Kaiſerkrönung, daß alle ſeine Unterthanen, vom 12ten Jahre an, ihm von Neuem den Huldigungseid ſchwören mußten. Ueber Italien, Frankreich, Catalonien, die Balearen, auf der andern Seite bis an die Nordſee, die Elbe, den Böhmerwald, die Raab und an die Gebirge Croatiens, alſo über den größten Theil des alten Römerreiches in Europa, erſtreckte ſich ſeine Gewalt.

Durch dieſe feierliche Handlung war Karls großes Werk der äußeren Geſtalt nach vollendet. Die ganze germaniſche Chriſtenheit, bis auf England, war zu Einem großen Körper vereinigt, und Karl zu ihrem weltlichen Oberhaupte, unter dem alterthümlichen, durch Gottes Fügung erneuerten, Namen der römiſchen Kaiſer gekrönt worden. Er war als ſolcher der oberſte Schirmherr der Kirche, — eine fränkiſche Synode begrüßte ihn als „den Regenten der wahren Religion;" er war der Vorſteher des Rechts und des Friedens in Europa, unter deſſen mächtigem Schutze ſich der eben gepflanzte Keim neuen Lebens und neuer Weltbildung ſicher entfalten konnte, ohne durch den zerſtörenden Zwiſt und die Zertrümmerung der Völker, wie in den abgelaufenen Jahrhunderten, zertreten zu werden. Dieſes iſt der große Sinn der durch die Germanen erneuerten, römiſchen Kaiſerwürde, wie ihn Theodorich geahnet, Karl durch ſeine Kraft ins Daſeyn gerufen, und die edelſten und herrlichſten der deutſchen Kaiſer in ihrer Bruſt getragen haben.

Karls Reich war alſo nicht, wie man es mit einem neueren Namen hat benennen wollen, eine Univerſalmonarchie; nicht ein Reich, in welchem alle Völker und Länder, die er erreichen konnte, nur ſeinem, des Einzelnen, Willen unterthan, und alle durch einerlei Geſetz, Sitte und Sprache zu einem einförmigen, traurigen Ganzen verbunden ſeyn ſollten. Ein ſolches hat Karl nicht gewollt. Er ehrte die Eigenthümlichkeit der Völker, ließ ihnen ihre Geſetze, welche auf ihren uralten Herkommen und Lebensgewohnheiten beruhten; er ließ ihnen Sitte und Sprache, welche nicht ohne die ſchmerzlichſte Verwundung einem Volke entriſſen werden können. Ja, ſo weit war er von dem Gedanken eines,

---

mer für die germaniſchen Völker der Begriff der Herrſchaft. Auch waren gegen den Kaiſer alle, Grafen, Biſchöfe, Freie und Dienſtleute, ganz gleich und zu gleichem Gehorſam verpflichtet, während dem Könige der Freie ganz anders gehorchte, als der Lehnsmann, der Biſchof ganz anders, als der Laie. Namentlich befeſtigte es auch ſeine Stellung gegen die Geiſtlichkeit; denn der Papſt wurde nun der erſte Biſchof des Reiches, und Alcuin ſagt geradezu (Cap. 11.), die kaiſerliche Macht ſey höher, als alle andere, ſelbſt die päpſtliche.

durch den Willen eines Einzelnen ſtreng und herriſch bewegten, Reiches entfernt, daß er vielmehr noch während ſeines Lebens im J. 806, zu Dietenhofen ſeine Länder unter ſeine drei Söhne theilte, ſo daß Pippin über Italien, Ludwig in Aquitanien, und Karl in den übrigen, meiſtens deutſchen, Ländern herrſchen ſollten. Sie und ihre Nachkommen ſollten ſich aber als Glieder Eines Geſchlechtes betrachten, unter der obern Leitung des jedesmaligen Kaiſers, als des Familienhauptes, brüderlich zuſammenſtehen und ihre Völker an gleiche Eintracht gewöhnen.

So treuer und guter Gedanken war ſeine Seele voll, und Europa hätte ſehr früh aufblühen mögen, wenn ſeines Geiſtes nur ein Theil auf ſeinen Nachkommen geruht hätte.

26. Kaiſer Karls Ende. 814.

Aber Karl ſah die Vereitlung ſeines Planes zum Theil ſchon mit eigenen Augen. Seine beiden tüchtigſten Söhne, Karl und Pippin, ſtarben kurz nach einander, noch vor dem Vater, und der ſchwächſte, Ludwig, blieb übrig. Der älteſte, Karl, hatte einige glückliche Feldzüge gegen die Sorben, jenſeits der Elbe, gemacht; der Vater hoffte am meiſten von dieſem Sohne; aber er mußte ſeine Hoffnungen zu Grabe tragen.

Da Karl ſein eigenes Ende immer näher fühlte, ließ er ſeinen Sohn Ludwig im J. 813 zu ſich nach Aachen kommen, und ermahnte ihn an einem Sonntage in der Kirche zu allen Pflichten eines guten Herrſchers; dann mußte ſich Ludwig ſelbſt die goldene Krone aufs Haupt ſetzen, die auf dem Altare lag, und der Vater zeigte der Verſammlung den gekrönten Sohn als den künftigen Kaiſer aller Franken. Er wollte durch dieſe Handlung die Unabhängigkeit ſeiner Krone von dem römiſchen Stuhle darſtellen, und die Franken freuten ſich dieſer Entſchiedenheit ihres großen Fürſten am Ende ſeiner Laufbahn.

Doch war der alte Kaiſer noch immer unermüdet thätig, hielt Reichs- und Kirchenverſammlungen, und ordnete die Geſchäfte.

Im Januar des Jahres 814 wurde er von einem Fieber befallen, wozu Seitenſtechen kam. Karl, der bis zu ſeinem letzten Lebensjahren nie krank geweſen und ein Feind von Arznei war, wollte ſich durch ſein gewöhnliches Mittel, durch Faſten, heilen; aber ſein Körper war ſchon zu ſchwach. Am Morgen des achten Tages, es war der 28ſte Januar, um die fünfte Stunde, fühlte er die Nähe des Todes, hob die rechte Hand kräftig auf und drückte auf Stirn, Bruſt und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann ſtreckte er die Hände noch einmal aus, faltete ſie über der Bruſt, ſchloß die Augen und ſang mit leiſer Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ — und verſchied, im 72ſten Jahre ſeines Alters und im 46ſten ſeiner Regierung.

Noch am Sterbetage wurde der Leichnam des verſtorbenen Kaiſers feierlich gewaſchen, geſchmückt, geſalbt und unter großer Trauer des ganzen Volkes zur Gruft getragen in der von ihm erbauten Kirche. Dort ſetzte man ihn im vollen Kaiſerſchmucke, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knieen, einem Stück des heiligen Kreuzes auf ſeinem Haupte und der goldenen Pilgertaſche um die Hüfte, in aufrechter Stellung auf einen marmornen Stuhl, füllte die Gruft mit Weihrauch, Specereien, Balſam und vielen Koſtbarkeiten, und verſchloß und verſiegelte ſie.

So große Ehrfurcht vor dem Kaiſer erfüllte ſeine Länder, und ſo ſehr waren Aller Blicke nur auf ihn gerichtet, daß Alles, was in den letzten Jahren Wunderbares und Unerwartetes geſchah, auf ſeinen Tod gedeutet wurde. Sein Lebensbeſchreiber Einhard nennt uns viele Zeichen. Drei Jahre hinter einander vor ſeinem Tode waren häufige Finſterniſſe an Sonne und Mond geſehen worden; der Säulengang, den Karl zwiſchen dem Münſter und dem kaiſerlichen Palaſte zu Aachen durch mühſamen Bau aufgeführt, ſank am Himmelfahrtstage durch einen plötzlichen Einſturz bis auf die Grundlagen zuſammen. Ferner wurde die Rheinbrücke bei Mainz, die er binnen zehn Jahren mit wunderwürdiger Kunſt aus Holz gebaut, ſo daß ſie ewig dauern zu können ſchien, in drei Stunden durch Feuer ganz und gar verzehrt. Er ſelber, als er den letzten Heereszug gegen Godfried, König der Dänen, führte, und eines Tages noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen war, ſah plötzlich ein feurig leuchtendes Luftzeichen vom Himmel herabfahren und quer von der Rechten zur Linken durch die heitere Luft vorüberfliegen. In dieſem Augenblicke ſtürzte ſein Pferd gewaltſam nieder und warf ihn ſo hart zu Boden, daß die Spange ſeines Mantels zerbrach, ſein Wehrgehenk zerriß, und er von den herbeieilenden Dienern ohne Mantel und Waffen aufgehoben wurde. — Hierzu kam ein häufiges Wanken der Aachner Burg und ein unaufhörliches Knarren des Tafelwerks in den Zimmern, worin er wohnte, und viel anderer Zeichen mehr, welche ſeine Getreuen mit Angſt und Sorge erfüllten; er ſelbſt aber achtete das alles ſo wenig, ſagt Einhard, als ob nichts davon ihn irgend anginge.

27. Das Bild Karls des Großen.

Um einen außerordentlichen Mann, welchen wir bewundern müſſen, recht zu faſſen, wünſchen wir auch die äußere Geſtalt zu kennen, in welche der gewaltige Geiſt gehüllt war; wir wiſſen gern, wie das Auge die inneren Geſinnungen nach Außen wiederſpiegelte; wie Stirn und Miene ein Bild der Hoheit und Ruhe, oder der heftigen Bewegung des Geiſtes waren, und ob ſich eben ſo die Würde und Kraft des Gemüthes in der ganzen körperlichen Bildung ausdrückte? — Von Karl giebt uns ſein Freund Ein-

hard, den er als Pflegeſohn in ſeinem Hauſe erzogen hatte, eine ſchöne, mit Liebe entworfene, Schilderung.

„Von Körper war König Karl voll und ſtark,“ ſagt derſelbe, „und hohen Wuchſes; ſeine Länge betrug ſieben ſeiner Füße *). Sein Scheitel war rund, die Augen gar groß und lebhaft; die Naſe überſchritt in etwas das Mittelmaaß; ſein greiſes Haar war ſchön anzuſchauen; ſein Angeſicht fröhlich und heiter, wodurch ſeine Geſtalt beſondere Würde und Anmuth erhielt. Er hatte einen feſten Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung. Er übte ſich unabläſſig im Reiten und Jagen, der angeſtammten Volksſitte gemäß; denn kaum wird irgend ein Volk auf Erden gefunden, welches den Franken in dieſer Kunſt gleich käme. Im Schwimmen aber war er ſo geſchickt, daß ihm hierin keiner mit Recht vorgezogen werden möchte.“

„Er genoß ſteter Geſundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor ſeinem Tode häufig mit Fiebern befallen wurde, ſo daß er zuletzt ſogar auf einem Fuße hinkte. Und bei dieſen Anfällen that er denn mehr nach ſeinem Gutdünken, als nach dem Rathe der Aerzte, denen er faſt gram war, weil ſie ihm riethen, unter den Speiſen das Gebratene, welches er für das Zuträglichſte hielt, wegzulaſſen. Uebrigens war er in Speiſe und Trank mäßig, doch im Trinken am mäßigſten, weil er die Trunkenheit an jedermann, — wie vielmehr an ſich und den Seinigen, — höchlich verabſcheute. Die tägliche Mahlzeit beſtand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratſpießen aufzutragen pflegten und den er lieber als jede andere Speiſe aß. Während des Mahles hörte er gern Saitenſpiel und Geſang oder einen Vorleſer, und zwar über die Geſchichten und Thaten alter Helden. Auch erfreute er ſich an den Büchern des heiligen Auguſtin, beſonders denen vom Staate Gottes.“

„Im Sommer pflegte er nach dem Mittagseſſen etwas Obſt zu genießen und einmal zu trinken, ſodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er des Nachts gewohnt war, und zwei oder drei Stunden zu ruhen. Die Nächte ſchlief er dagegen unruhig, ſo daß er vier- oder fünfmal nicht allein erwachte, ſondern ſogar aufſtand und ſo den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens ließ er nicht bloß ſeine Freunde vor, ſondern auch wenn der Pfalzgraf ihm irgend eine Rechtsſtreitigkeit anzeigte, die ohne ſein Wort nicht entſchieden werden konnte, ließ er die Streitenden ſelbſt hereinführen, unterſuchte den Handel und fällte das Urtheil.“

„Seine Kleidung war die vaterländiſche Tracht, und noch dazu wenig von der des gemeinen Volkes verſchieden. Am Leibe trug

*) Es hat ſich noch ein Stab oder eine Lanze von Eiſen erhalten, die gerade das Maaß von Karls Größe zeigen ſoll; darnach wäre es 6 Fuß und 3 Zoll unſeres rheinländiſchen Maaßes geweſen.

er ein leinenes Hemd; darüber einen Rock, mit ſeidener Borde eingefaßt, und lange Beinkleider; die Füße waren in Schuhe eingeſchnürt; und im Winter verwahrte er Schultern und Bruſt noch durch eine Weſte aus Otterfellen. Als Oberkleid trug er einen Mantel, und ſtets war er mit dem Schwert umgürtet, deſſen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war; bisweilen trug er auch einen mit Edelſteinen beſetzten Degen, doch nur bei beſondern Feſtlichkeiten, oder wenn je zuweilen Geſandte fremder Völker da waren. Dann ging er auch wohl in einem golddurchwirkten Kleide, und mit einem Diadem, mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Ausländiſche Kleidung, ſelbſt die ſchönſte, verſchmähete er, und wollte nie mit ſolcher angethan ſein; außer daß er zu Rom einmal auf den Wunſch des Papſtes Hadrian, und das anderemal auf Bitten ſeines Nachfolgers Leo, ein langes Schleppkleid und weiten Mantel angelegt, und Schuhe nach der römiſchen Weiſe getragen."

„Der König Karl beſaß eine reiche und überſtrömende Beredſamkeit, und jegliches, was er nur wollte, vermochte er auf's Deutlichſte auszudrücken. Und er begnügte ſich nicht bloß mit der Mutterſprache, ſondern verwandte auch Fleiß auf Erlernung fremder Sprachen, unter denen er die lateiniſche ſo vollkommen kannte, daß er ſie eben ſo gut als die Mutterſprache redete; die griechiſche aber vermochte er beſſer zu verſtehen als zu ſprechen. Gewiß iſt er ſo beredt geweſen, daß er ſelbſt darin hätte Lehrmeiſter ſein können. — Die freien Künſte trieb er ſehr eifrig, und ehrte und belohnte die Lehrer derſelben außerordentlich. Bei Erlernung der Grammatik hörte er den greiſen Diakonus, Peter von Piſa; in den übrigen Wiſſenſchaften war ſein Lehrer Albin mit Zunamen Alcuin, der aus Britannien, vom ſächſiſchen Stamme, und ein in allewege gelehrter Mann war, bei dem er auch auf Erlernung der Sternkunde viel Mühe verwendete. Er verſuchte auch zu ſchreiben, und pflegte hiezu Täfelchen und Blätter ſogar im Bett, unter dem Kopfkiſſen, bei ſich zu haben, um, wenn er freie Zeit hatte, ſeine Hand im Nachbilden der Buchſtaben zu üben. Doch wenig glückte ihm die ſo ſpät angefangene Arbeit."

„Ein Denkmal ſeiner Liebe zu den Künſten, ſo wie ſeiner hohen Frömmigkeit, iſt das Münſter zu Aachen, von gar großer Schönheit, welches er erbauen ließ und mit Gold und Silber, mit Fenſtern, und mit Gittern und Thüren von gediegenem Erze ſchmückte. Zu dem Bau deſſelben ließ er die Säulen und Marmorſteine aus Rom und Ravenna herbeiholen, weil er ſie anderswoher nicht haben konnte *). — Seine Frömmigkeit bewies er

*) Dieſe Marienkirche und der kaiſerliche Palaſt ſind die erſten großen Gebäude eines deutſchen Fürſten, von denen wir wiſſen. Karls Bauten gründeten ſich auf die römiſchen Muſter in Norditalien und Südfrankreich, woher er auch ſeine Baumeiſter nahm. Der Palaſt in Aachen iſt bis auf wenige Reſte verſchwunden, die Marienkirche ſteht noch.

auch in Unterſtützung der Armen und in milden Gaben, die er ſelbſt in entfernte Lande über's Meer ſchickte, wo er nur vernommen, daß Chriſten in Armuth lebten; weshalb er auch am meiſten die Freundſchaft der jenſeits des Meeres herrſchenden Fürſten ſuchte, damit den, unter ihrem Scepter lebenden, Chriſten einige Erquikkung zu Theil würde. So unterhielt er eine herzliche Freundſchaft mit Aaron, dem König der Perſer (Haroun al Raſchid, Kalifen von Bagdad), der außer Indien faſt das ganze Morgenland inne hatte. Als er daher Abgeordnete mit Gaben zu unſers Herrn und Erlöſers heiligem Grabe ſchickte, nahm ſie Haroun nicht nur willfährig auf, ſondern geſellte auch den Heimkehrenden ſeine eigenen Geſandten bei, denen er von den Gewanden, Gewürzen und den übrigen Koſtbarkeiten der Morgenlande das Auserkohrenſte als Geſchenk für Kaiſer Karl mitgab, ſo wie er ihm einige Jahre vorher den einzigen Elephanten, den er damals beſaß, geſendet."

Aus einer andern Nachricht erfahren wir, daß dieſer Elephant, der Abulabaz (der Verwüſter) hieß, durch ſeine ungeheure, nie geſehene, Größe alle Welt in Erſtaunen ſetzte und Karls beſonderer Liebling war; auch daß unter den Geſchenken ſich ein köſtliches Zelt und ferner eine Uhr befand, aus Meſſing mit wunderbarer Kunſt zuſammengeſetzt, auf welcher ſich von Waſſer getrieben ein Zeiger durch zwölf Stunden drehte, mit eben ſo viel ehernen Kügelchen, die, wenn die Stunden voll waren, auf ein darunter befindliches ehernes Becken fielen und durch ihren Fall die Stunden anzeigten, wobei zugleich Reuter, nach der Zahl der Stunden, durch zwölf Fenſter heraustraten. Gewiß ein ſehr kunſtreiches Werk für die damalige Zeit. — Karl erwiederte dieſe Geſchenke mit ſpaniſchen Pferden und Mauleſeln, mit frieſiſchen Mänteln, die man in jenen Ländern ſelten und nur ſehr theuer hatte, und endlich mit Hunden, einzig an Behendigkeit und Wildheit, um Löwen und Tiger damit zu jagen.

Wie er auch mit den Kaiſern in Konſtantinopel, ſo wie mit den Fürſten in England und Schottland, Freundſchaft unterhielt und von ihnen hochgeehrt wurde, haben wir früher erzählt; und ſo ſpiegelt ſich der Eindruck ſeiner perſönlichen Größe in ſeinem ganzen Zeitalter wieder, ſowohl in der Schilderung derer, die ihm nahe ſtanden, als in der Ehrfurcht entfernter Völker; und mit Recht ſagt ſein eigener Enkel, Nithard, der die Zwiſtigkeiten der Söhne Ludwigs des Frommen beſchrieben hat, von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiſer genannt, ein Mann, der durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menſchengeſchlecht ſeiner Zeit ſo hervorragt, daß er Allen gleich ſchrecklich und liebenswürdig, Allen gleich bewundernswürdig zu ſeyn ſchien."

In den folgenden, von ſeiner Ehrfurcht noch erfüllten, Menſchenaltern wurde ſein Bild durch Sage und Dichtung wunderbar

verherrlicht, ſo daß ſelbſt ſeine Leibesgeſtalt rieſenartig vergrößert erſcheint. So wird er z. B. in einer plattdeutſchen Legende geſchildert: „Kaiſer Karl war ein ſchöner, langer, ſtarker Mann, mit mächtigen Armen und Beinen; ſein Antlitz war anderthalb Spannen lang, ſein Bart eines Fußes breit; ſeine Augen ſchienen ihm ſo klar, wen er ernſtlich anſah, der mußte ſich erſchrecken. Seine Stärke war ſo groß, daß er einen gewappneten Mann mit einer Hand hoch über ſein Haupt emporheben konnte.“

Und von ſeinem Zuge gegen den König Deſiderius erzählt eine alte Chronik: „Als der Langobarden-König von ſeinem Thurme zu Pavia das ganze gegen ihn anrückende fränkiſche Heer betrachtete und in jedem Haufen den König ſuchte, erſchien zuletzt König Karl auf ſeinem Streitroſſe, welches wie von Eiſen an Muth und Farbe war; er ſelbſt, mit ehernem Helm auf dem Haupte, mit eiſernen Schienen an den Armen und Beinen, und mit glänzendem Panzer die Bruſt und breiten Schultern gewappnet, in der Linken die eiſerne Lanze aufrecht haltend, und die ſtarke Rechte immer bereit das gewaltige Schwert zu faſſen; — und als nun Notker, ein von Karl vertriebener Großer, der neben dem Könige der Langobarden ſtand, hinwies und ſagte: „Siehe, da iſt der, den du geſucht haſt“, — da ſank Deſiderius faſt um und ſeufzte: „Laß uns hinabſteigen, und in die Erde uns bergen, vor dem zornigen Antlitze eines ſo gewaltigen Feindes.“ —“

Als Zeugniß, daß die Begeiſterung, welche wahre Größe einflößt, über den Raum der nächſten Zeiten weit hinaus reicht, und ſich in den ſpäteſten Zeitaltern in empfänglichen und warmen Gemüthern wiederholt, ſtehe hier auch noch das Urtheil eines Neueren *) über den König Karl: „Im ganzen Weſen des großen Königs,“ ſo heißt es dort, „kündigte ſich das Urbild ſeines kräftigen Zeitalters voll männlicher, doch heiterer Tugend an. Mit der Fülle der Kraft, die eine Welt umgeſtaltete, war eine Milde und Sanfmuth, mit aller Größe und Hoheit, Einfalt, Lauterkeit des Sinnes und tiefes Feuer des Gefühles gepaart. Die Miſchung von Strenge und kindlicher Milde in ſeinem Weſen war das Geheimniß, wodurch er alle mit Ehrfurcht zugleich und mit Liebe erfüllte, und ſelbſt in der Bruſt hart Geſtrafter treue Anhänglichkeit hinterließ, welches die That des edlen Franken Iſenbart, der aller Ehren und Güter von Karln beraubt, doch ſein unerwarteter, alleiniger Retter aus naher Lebensgefahr wurde, auf's Schönſte bewährt. Lag in dem Blitze ſeines Auges ſo große Kraft, daß ein ſtrafender Blick ſchon niederwarf und man den Spruch der Schrift auf ihn anwendete: „Der König, wenn er auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit ſitzt, verſcheucht durch den Blick ſeines Angeſichtes jegliches Unheil“, — und im Donner ſeiner Rede ſol-

*) Süvern, Abhdl. über Karl d. Gr.

che Gewalt, daß ſie die Getroffenen zu Boden ſchmetterte, ſo thronte auf ſeinem Antlitz auch wieder ſo unausſprechliche Heiterkeit und ſeine Stimme war von ſo lieblicher Klarheit, daß ein Erzähler ihn den fröhlichen Kaiſer der Germanen nennt, und verſichert, ſo voll ſey er immer geweſen aller Anmuth und Milde, daß, wer traurig zu ihm gekommen, durch ſein bloßes Anſehen und wenig Worte erheitert und froh davon gegangen ſey. Er war von den Menſchen, in deren Angeſicht die Fülle eines ruhigen und klaren Geiſtes ſich ſpiegelt, deren Anſchauen ohne Worte in die Mitte ihres reichen Weſens hineinzieht; und in allen dieſen Grundzügen ſeines Charakters iſt Karl das Ideal eines ächt germaniſchen Mannes und Fürſten; ſo wie er in Wahrheit Vater und Schöpfer des germaniſchen Zeitalters genannt werden kann, welches er auf den Schauplatz der Geſchichte führte, nachdem es im Schooße der Menſchheit zur Reife gediehen war. Und nicht nur durch ſeine Werke und äußeren Schöpfungen begründete er die germaniſche Zeit, ſondern er trug ſie ganz mit ihrer Größe und Einfalt, mit ihrem Heldenſinne und ihrer ſtillen Gemüthlichkeit, in ſeiner tiefen Seele."

Von ſeiner, auf gegenſeitige Achtung gegründeten, Freundſchaft gegen Papſt Hadrian, und ſeiner väterlichen Neigung zu Einhard iſt ſchon geredet. Keinen aber liebte er ſo zärtlich, als Angilbert oder Engelbert, einen jungen Mann aus angeſehenem Geſchlechte, der ihn auf allen Reiſen begleitete, und dem er ſeine wichtigſten Angelegenheiten übertrug. Er war ein trefflicher Dichter, eine Zeitlang erſter Miniſter Italiens; dann Karls Geheimſchreiber und auch Miſſus. (Dieſer Engelbert heirathete auch ſeine Tochter Berta, und aus dieſer Ehe ſtammte der oben genannte Geſchichtſchreiber Nithard). Ein ehrfurchtsvoller Sohn war Karl gegen ſeine Mutter Bertradis, ein treuer Bruder ſeiner einzigen Schweſter Gisla; und unter ſeinen Gemahlinnen liebte er die zweite, Hildegardis, ganz vorzüglich, welche ihm die drei Söhne gebar und außerdem noch fünf Töchter. Seine Kinder ließ er auf's Beſte erziehen, ja, er ſelbſt widmete ſich ihnen mit treuer Sorgfalt. Die Söhne lernten nicht nur alle ritterlichen Uebungen, ſondern auch die Wiſſenſchaften, die Töchter Wollarbeiten, Nähen und Spinnen, nach damaliger einfach deutſcher Sitte. Nie aß er ohne ſeine Kinder, auf allen Reiſen mußten ſie ihn begleiten; die Söhne ritten neben ihm, die Töchter folgten. An dieſen hing ſein Herz ſo ſehr, daß er es nie über ſich gewinnen konnte, ſie von ſich zu laſſen.

Um ſein Hausweſen kümmerte er ſich auf das Sorgſamſte. Dem Geſetzgeber eines der größten Reiche war es nicht zu klein, für ſeine Güter und Meierhöfe Verordnungen mit ſolcher Vollſtänkeit und Sachkunde zu geben, daß ein Hausvater daraus lernen könnte, ſein Haus zu verwalten. Wir haben noch ſolche Geſetze

von ihm, und finden darin auf das Genaueſte angegeben, wie viel auf ſeinen Meiereien von jeder Art der Hausthiere, wie viel Pfauen und Faſanen zur Zierde gehalten, wie das Bereiten des Biers und des Weines eingerichtet, wie Bienenzucht, Fiſcherei, Obſt- und Pflanzenbau getrieben werden ſolle.

„Flößt Karls übrige Größe uns Ehrfurcht und Bewunderung ein", ſo ſpricht der neuere Darſteller ſeines Lebens, „ſo bringt ihn uns dieſe, durch höhere Sorgen nicht erſtickte, Theilnahme an den kleinern Angelegenheiten des Lebens, nahe; dieſe, dem ächten Deutſchen eigene Häuslichkeit, womit er in's Leben eingewachſen iſt, wie die Pflanze in den Boden, der ſie trägt und nährt, während ſeine rege Kraft hinaus in die Welt des Schaffens und Wirkens, und ſein kühner Geiſt gen Himmel ſtrebt, ſo wie die Pflanze ihre Blüte der Sonne entgegentreibt."

Und Karls Geiſt war in Wahrheit dem Lichte zugekehrt; er war entflammt von der Liebe des Wahren und Schönen, und pflanzte ſie überall, und durch alle Mittel, die in ſeiner Gewalt waren *). Mit dem gelehrten Engländer Alcuin und andern kundigen Männern ſtand er in einem lebhaften, wiſſenſchaftlichen Verkehr, welcher um ſo freier und geiſtreicher ſeyn konnte, als die perſönlichen Verhältniſſe dabei durch einen glücklichen Gedanken Alcuins aus dem Auge gerückt waren. Es wurden nemlich in dieſem Kreiſe und ſeinen Mittheilungen nicht die gewöhnlichen Namen der theilnehmenden Perſonen gebraucht, ſondern andre bezeichnende; ſo führte Karl ſelbſt den Namen des Königs David, ſein Freund Angilbert den Homers, Alcuin den von Horaz, Einhard, wegen ſeiner Baukunde, den Namen Bezaleel, die übrigen andere, woraus der heitere, über den Feſſeln des alltäglichen Lebens frei ſchwebende, Sinn dieſer Vereinigung ſchon genugſam hervorleuchtet. Die nächſte Beſtimmung derſelben, außer der Beſchäftigung mit den beiden alten Sprachen und der gelehrten Forſchung in der Bibel, mochte wohl die ſeyn, die vaterländiſche Sprache und Dichtkunſt aus der Vergeſſenheit hervorzuziehen und neu zu beleben. Karl hat ſelbſt eine deutſche Grammatik entworfen oder entwerfen laſſen, den Monaten und den Winden deutſche Namen gegeben, und die uralten Lieder geſammelt, worin die Thaten und Kriege alter Helden beſungen waren (wie einſt Lykurg und Piſiſtratus die Geſänge Homers ſammelten). Von ſeiner eigenen Liebe zu allem Wiſſenswürdigen aber iſt kein Zug rührender, als der ſchon erzählte, wie er noch im ſpäten Alter die kräftige Hand, die nur das Schwert zu führen gewohnt war, ſo ſorgſam, und ſelbſt in den ſchlafloſen Stunden der Nacht, an die

---

*) Welche Früchte Karls Eifer für Wiſſenſchaft und Bildung trug, iſt ſchon daraus zu erſehen, daß in den Jahren von 650 bis 770 etwa 26 Schriftſteller in Deutſchland und Frankreich vorkommen, von 770 bis 850 aber in Karls Reiche über 100.

Führung des Griffels gewöhnen wollte. — Und wie er gebildete und kenntnißreiche Männer ſchätzte, davon zeugt, außer den angeführten, noch das Beiſpiel des langobardiſchen Geſchichtſchreibers, Paul Diakonus. Er war Geheimſchreiber des Königs Deſiderius und hatte, nach deſſen Beſiegung, Theil an der neuen Empörung der Langobarden; deshalb wurde die Strafe über ihn ausgeſprochen, es ſollten ihm die Hände abgehauen werden. Karl jedoch ſprach: „Aber, wenn wir dieſem die Hände abhauen, wer wird uns ſo anmuthige Geſchichten ſchreiben?“ und begnadigte ihn. Der ſchon erwähnte Alcuin, auf deſſen Beſitz Karl ſtolzer war als auf ein Königreich, war früher Vorſteher der hohen Schule zu York in England, wo faſt alle damaligen Gelehrten ihre Bildung erhalten und ihre Begeiſterung für die Wiſſenſchaften eingeſogen hatten, und wo ſich eine der wenigen damals in Weſten Europa's vorhandenen Bibliotheken vorfand. Im J. 793 ließ er ſich durch die wiederholten Bitten des Königs bewegen nach Frankreich zu kommen und die berühmte Schule in Tours anzulegen. In ſeinen letzten Jahren kam er auch nach Paris, wo er die hohe Schule gründete. So ſehr ehrte ihn Karl, daß er ihn ſeinen in Chriſto geliebteſten Lehrer nannte und ihn der glänzenden Reichs- und Kirchenverſammlung in Frankfurt als ſeinen Freund vorſtellte. Und Alcuin zeigte ſich dieſer Ehre würdig; wenn alle ſchwiegen, ſo ſagte er dem Könige offen die Wahrheit. Sehr bezeichnend iſt der Briefwechſel, den Karl mit Alcuin führte und wovon wir noch glücklicherweiſe Vieles haben. Es iſt darin Achtung und Freundſchaft von Seiten des Königs, und von der Alcuins wahre Liebe, ja oft warme Begeiſterung für ſeinen König und Freund auf das Lebendigſte ausgeſprochen. An Alcuins Unterrichte nahmen auch Karls Gemahlin, ſeine Söhne und Töchter, Antheil; von Allen ward er Meiſter und Vater genannt, er nannte Alle ſeine Söhne und Töchter.

Mit der Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten verband Karl zugleich, mit ſehr richtiger Einſicht, die Sorge für die Erziehung des Volkes; allenthalben, wo es möglich war, ſtiftete er Schulen und achtete ſelbſt auf ihren Fortgang. So wird erzählt, wie er einſt in die Schule, die er an ſeinem eigenen Hofe eingerichtet hatte, trat und die Arbeiten der Knaben durchſah. Die Geſchickten ſtellte er auf ſeine rechte, die Ungeſchickten an ſeine linke Seite, und da fand es ſich, daß die Letztern meiſt Söhne vornehmer Eltern waren. Da wandte ſich Karl zu den Fleißigen, lobte ſie ſehr und verſicherte ſie ſeines beſondern Wohlwollens; die andern ſchalt er hart und drohte, ſie trotz ihrer edlen Abkunft weit zurückzuſetzen, wenn ſie das Verſäumte nicht durch eifrigen Fleiß nachholten. Eben dieſe ſeine Schule zu Aachen und die zu Fulda zeichneten ſich beſonders aus; letztere unter dem Abte Rhabanus

Maurus, einem Schüler Alcuins und Lehrer vieler tüchtiger Männer in Kirche und Schule.

Das Studium der lateiniſchen Sprache förderte Karl ſchon der Kirche wegen; aber auch den Werth der griechiſchen erkannte er, wie er denn z. B. in Osnabrück eine griechiſche Schule gründete. In einem Rundſchreiben an alle Klöſter, in welchem er ſie ermahnt, ſich fleißig den Wiſſenſchaften zu widmen, ſagt er ausdrücklich, daß er zu dieſer Ermahnung dadurch veranlaßt ſey, daß ihre Eingaben in ſo ſchlechtem Latein geſchrieben ſeyen. Eine wichtige Folge der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Karls und ſeiner Freunde war auch die Anlegung von Bibliotheken bei den Hauptſchulen. Alcuin legte den Grund zu einer ſolchen bei der Schule in Tours, indem er Schüler nach York ſchickte, um Abſchriften der dortigen Bücher zu nehmen und ſo „die Blumen Britanniens nach Francien zu verpflanzen." Dieſes Beiſpiel wurde bald nachgeahmt, die Luſt zum Bücherbeſitz erwachte, das Abſchreiben wurde Lieblingsbeſchäftigung und Pflicht in den Klöſtern und Schulen, und was uns aus dem Alterthum erhalten iſt, verdanken wir dieſem Fleiße der Abſchreiber *).

Die Würde der gottesdienſtlichen Feier lag dem Kaiſer Karl ſehr am Herzen; beſonders gab er ſich Mühe, einen guten Kirchengeſang einzuführen, und ließ deshalb Orgelſpieler und Sänger aus Italien kommen. Zu Soiſſons und Metz errichtete er Singſchulen. — Ferner ließ er eine Anzahl guter Predigten aus griechiſchen Kirchenlehrern in's Fränkiſche überſetzen und dem Volke vorleſen**); ſo wie er überhaupt verordnete, daß die Predigten in der vaterländiſchen Sprache gehalten werden ſollten. König Karl wußte recht wohl, daß die bürgerliche Ordnung auf der religiöſen und ſittlichen Würdigkeit des Volkes beruht und ohne dieſe keinen Beſtand hat. Er ſah den Staat und die Kirche nicht als getrennt oder gar feindlich gegen einander an, ſondern glaubte vielmehr, daß ſie beide daſſelbe große Ziel, die Veredlung der Menſchen, hätten.

*) Alcuin beſonders verwandte viele Mühe darauf, gute Abſchreiber zu bilden. In Tours, Fulda und Trier gab es eigne Säle für die Abſchreiber, mit Inſchriften verſehen, die die Pflichten des Schreibers einſchärften. Die Schreibekunſt in Büchern und Urkunden erſcheint unter Karl plötzlich ganz verändert. Vorher die ſchreckliche merovingiſche Curſivſchrift, die auch noch in den erſten Jahren Karls vorkommt! dann tritt, faſt wie mit Einem Schlage, eine ſchöne runde leſerliche Schrift und Worttrennung ein, karolingiſche Minuskel genannt; ſie iſt die Geſetzgeberin und Grundlage unſerer ſämmtlichen jetzigen Druck- und Schreibſchrift, der deutſchen wie der lateiniſchen geworden. — Eben ſo zeigt ſich auch in den Münzen vom J. 774 an ein ganz auffallender Umſchwung. — So hat Karl ſelbſt in kleinen Dingen mächtig gewirkt.

) Durch Paulus Diaconus ließ er z. B. Auszüge aus den Kirchenvätern machen als eine Homilienſammlung fürs ganze Jahr. Dieſe Sammlung hat nachher von dem gewöhnlichen Anfange der Stücke „post illa**" den Namen Poſtille erhalten.

Daher knüpfte er auch in ſeinem großen Reiche das Band zwiſchen beiden immer enger. Wie Kaiſer und Papſt, ſo ſollten Biſchof und Graf vereinigt ſein. Die Archidiakonate, in welche die Bisthümer eingetheilt waren, fielen meiſtentheils mit den Gauen zuſammen. Auch die Decanate der erſteren ſtimmen häufig mit den Canton der Grafſchaften überein. Die weltliche Macht ſollte der geiſtlichen mit ihrer äußern Macht, dieſe jener mit ihrer Excommunication zu Hülfe kommen.

Schon unter den früheren fränkiſchen Königen war die Geiſtlichkeit ein weſentlicher Beſtandtheil in der Verfaſſung des Reiches; die Biſchöfe nahmen, gleich den Herzögen, Antheil an den Staatsgeſchäften und hatten Sitz und Stimme auf den Reichsverſammlungen; Karl machte dieſes zu einem feſten Grundſatze und erhob ſo den geiſtlichen Stand zu einem der Stände des Reichs. Die ſtändiſche Verfaſſung hatte nun ſchon zwei ihrer Hauptglieder, Adel und Geiſtlichkeit; der Bürgerſtand, als das dritte Glied, war noch nicht vorhanden; ſpätere Jahrhunderte brachten ihn erſt zur Reife und vollendeten damit die Ständeverfaſſung. Aber für jene Zeit war es wichtig, daß der zu mächtig gewordene Lehnsadel an dem geiſtlichen Stande ein Gegengewicht erhielt, welcher der Bewahrer der chriſtlichen Cultur durch ganz Europa ſeyn mußte, und eben dadurch auch Europa zu einem Ganzen verband. Und Karl fühlte ſich groß genug, um keinen Mißbrauch ſolcher geiſtlichen Gewalt in ſeinem Staate zu fürchten. Obgleich er die Güter und das Anſehen der Geiſtlichkeit ſehr vermehrte, ſo hielt er ſeine kaiſerliche Gewalt doch in ſolcher Ueberlegenheit über ſie, daß man ſein ſcharfes Auge überall fürchtete, und daß einer ſeiner Geſchichtſchreiber ihn den Biſchof der Biſchöfe nennt. In ſeinen Decretaten kommt häufig ein Tadel über die Geiſtlichen vor, wenn ſie ihre Gewalt zu überſchreiten anfingen, und überhaupt zielen viele ſeiner Geſetze dahin, die Zucht der Geiſtlichen zu verbeſſern, ihre Weltlichkeit zu hemmen und ſie in ihren Amtspflichten thätig und tüchtig zu erhalten. Mann kann ihm als Reformator der Geiſtlichkeit betrachten, vorzüglich wenn man an den Zuſtand der Geiſtlichen unter den Merovingern denkt. — Ueber den Zehnten, welcher der Kirche entrichtet werden mußte, beſtimmte er daß $^1/_4$ den Biſchöfen, $^1/_4$ der niederen Geiſtlichkeit, $^1/_4$ den Armen und $^1/_4$ den Kirchen ſelbſt, beſonders dem Bau derſelben, zugewieſen würde. Und da dieſe Abgaben im Ganzen, ſowohl Franken als Sachſen, verhaßt war, ſo gab er ſelbſt das Beiſpiel und ließ ſie auch von den königlichen Gütern entrichten. Gemildert wurde die Abgabe wieder dadurch, daß nach ſeinen Verordnungen kirchliche Handlungen, wie Taufe, Abendmahl und Begräbniß, unentgeltlich verrichtet werden mußten.

In Abſicht der Reichsverwaltung ſchaffte Karl die Macht der großen Herzöge, als Vorſteher ganzer Provinzen, ab, theilte

dieſelben in kleinere Bezirke und ließ dieſe durch Grafen verwalten, deren Hauptgeſchäft die Verſehung des Richteramtes war, Die Grafenwürde war nicht erblich. Die Herzöge, welche er ſelbſt ernannte, waren nur ſeine Unterbefehlshaber im Kriege, Anführer des Heerbannes einer Provinz. Außerdem ſchickte er königliche Sendboden (Missi regii) in die Provinzen, welche den Zuſtand derſelben, und wie ſie verwaltet wurden, unterſuchen und ſchriftlichen Bericht abſtatten mußten. Sie beſtanden, weil ſowohl die Verwaltung der geiſtlichen als der weltlichen Vorſteher geprüft werden ſollte, meiſtentheils aus einem Biſchofe und einem Grafen. Der Diſtrict eines Missus hieß Missaticum. Wenn Jemand glaubte, eine Rechtsverweigerung von dem Grafen erfahren zu haben, ſo konnte er an den Missus appelliren; doch gab es auch von dieſem noch eine Appellation an den Comes palatii. Die Ernennung der Richter und der Schöffen in den Gerichten ward von Karl den Grafen genommen und den Missis übertragen. — Alle ſeine Beamten, beſonders die Richter, ermahnte er ernſt und nachdrücklich zur Erfüllung ihrer Pflichten, wie denn ein Hauptbeſtreben ſeiner ganzen Regierung dahingeht, die Rechtspflege zu verbeſſern, beſonderes die Aermeren, die gemeinen freien Leute, gegen den Druck der Großen zu beſchützen. Es ſcheint, als wenn er in ſeiner letzten Zeit immer mehr die Gefahr erkannt habe, die der Gemeinfreiheit vom Lehnsweſen drohete. — Alle Rechtspflege war umſonſt. Zweimal im Jahre hielt der König ſelbſt große Reichsverſammlungen: die eine im Frühjahr das Maifeld (Campus Madius), wo der König mit den Ständen des Reiches Beſchlüſſe faßte; die zweite im Herbſt, nur mit den angeſehenſten Großen und ſeinen Vertrauten, mit denen er die dringendſten Geſchäfte abmachte und andere für den nächſten Maitag vorbereitete. Die auf dieſen Verſammlungen, beſonders den Maifeldern, getroffenen Verordnungen, welche nach ihrer Eintheilung in Kapitel Kapitularien genannt werden, hatten für das ganze Reich verbindende Kraft. Doch mußten die Sendboden in ihrem Sprengel viermal im Jahre die Volksgemeinde berufen, welche, außer ihren beſonderen Angelegenheiten, auch noch die Beſchlüſſe der großen Reichsverſammlungen, wenn ſie die Volksrechte angingen, bewilligen und beſtätigen mußte. So wenig konnte der König mit ſeinen Großen in dieſe Rechte ſelbſt Eingriffe thun. — Durch alle dieſe Einrichtungen hielt Karl, der als Geſetzgeber noch größer war, denn als Krieger, ohne ſtehendes Heer und ohne Beſatzungen, die unterworfenen Völker im Gehorſam, und ſein weites, aus ſo verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetztes, Reich in guter Ordnung. Er ſelbſt blieb in den Schranken der Verfaſſung; er ehrte die Geſetze und vernahm gern die Stimme ſeines Volkes, und zeigte, wie in Allem, ſo vorzüglich hierin, ſeinen großartigen Sinn und ſeine eigene menſchliche Würde.

28. Die Zeiten Ludwigs des Frommen 814—840.

Nachdem das Geſchlecht der Karolinger, — ein ſeltenes Beiſpiel in der Geſchichte, — vier große Männer nach einander hervorgebracht hatte, ſchien ſeine Kraft erloſchen. Ludwig der Fromme war ſeinen Vätern nicht gleich. Zwar war er, was ſein Aeußeres betraf, keineswegs unbedeutend; ſondern er wird als wohlgebildet beſchrieben, mit einnehmendem Geſicht, ſtark von Körper, und in Bogen und Lanze ſo geübt, daß ihm keiner der Seinigen gleich kam. Auch an Kenntniſſen fehlte es ihm gar nicht; aber er war ſchwach an Willen, und ſein Beiname, der Fromme, bezeichnet weniger ſeine Gottesfurcht, als eine große Hingebung an die ſchon herrſchſüchtig gewordene Geiſtlichkeit. Er war ein Spiel der Parteien, wechſelnd in ſeinen Entſchlüſſen und ohne Kraft zur Ausführung. Ein ſolcher Herrſcher war nicht geſchickt, das große Reich ſeines Vaters zuſammenzuhalten. Das größte Unglück ſeines Lebens indeß kam von ſeinen eigenen Söhnen.

Er hatte drei aus der erſten Ehe, Lothar, Pippin und Ludwig; zwiſchen denen theilte er ſchon früh ſein Reich, ſo daß er für ſich nichts als den Kaiſertitel behielt. Nun aber nahm er bald nachher eine zweite Frau, Judith, aus dem Welfiſchen Hauſe, welche ihm den vierten Sohn, Karl, gebar, eine ſtolze, herrſchſüchtige Frau, die ihrem Sohne gern Alles zugewendet hätte. Auf ihr Zureden mußte Ludwig den andern Söhnen einen Theil der Länder wieder nehmen und dem Karl geben. Darüber entſtand offenbarer Krieg zwiſchen Vater und Söhnen, und dieſe nahmen den Vater zweimal gefangen. Das letzte mal geſchah es bei Colmar im Elſaß, und weil die meiſten Großen von Ludwigs Anhange, die ihm Treue gelobt hatten, zu den Söhnen übergingen, ſo hat der Ort den Namen des Lügenfeldes erhalten. Der gutmüthige Ludwig ſprach zu denen, die bei ihm geblieben waren: „Gehet ihr auch zu meinen Söhnen; ich will nicht haben, daß meinetwegen nur ein Einziger das Leben oder ein Glied verlieren ſoll.“ — Sie weinten und gingen, und Ludwig gerieth in die Hände der Söhne. Lothar, welcher der ſchlimmſte von ihnen war und die Geiſtlichkeit auf ſeine Seite gebracht hatte, brachte ihn 833 in ein Kloſter zu Soiſſons in Frankreich und ſetzte ihm ſo lange zu, bis er ſich entſchloß, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Das that Lothar deßhalb, damit der Vater dadurch zu den Waffen unfähig würde; denn ſo war es in den Kirchengeſetzen verordnet, daß einer, der Kirchenbuße gethan, nicht wieder Waffen tragen durfte. Einen waffenloſen König aber konnten die Franken unmöglich ertragen.

Der fromme Ludwig, der ſich leicht bereden ließ, ſeine eigenen Sünden ſeyen an allem Unglück ſchuld, ließ ſich wirklich in die Kirche des Kloſters führen; nachdem er Wehrgehenk und Waffen abgethan hatte, wurde er auf einen Bußſack ausgeſtreckt und

las eine Schrift ab, in welcher ſein Sohn und deſſen Helfer alle ſeine Sünden verzeichnet hatten: „Er habe ſein Amt unwürdig verſehen, Gott oft beleidigt, die Kirche geärgert; er ſey ein Meineidiger, ein Urheber von Aergerniſſen und Unruhen, der zuletzt ſogar gegen ſeine Söhne habe Krieg führen wollen!" — Und während er ſolches Bekenntniß that, legten die Biſchöfe ihre Hände auf ihn und ſangen Bußpſalmen. Es war der Erzbiſchof Ebbo von Rheims, den Ludwig ſelbſt aus einem Knechte zum Erzbiſchof gemacht hatte, und mit ihm dreißig Biſchöfe; und Lothar ſaß daneben auf einem Thron und weidete ſeine Augen an der Erniedrigung des Vaters. Dieſer wurde alsdann im Bußgewande in eine einſame Zelle geſperrt, wo er ohne Troſt allein blieb.

Solche Mißhandlung des Kaiſers hatte ſeinen Sohn Ludwig von Baiern, welcher nachher Ludwig der Deutſche hieß, und der beſte unter den Söhnen war, entrüſtet; er vereinigte die Kräfte der Baiern, Schwaben, Sachſen und Franken unter ſeinen Fahnen, beredete ſich auch mit ſeinem Bruder Pippin, und ſie zwangen Lothar, daß er den Vater wieder losgab. Dieſer wurde auch von den Biſchöfen förmlich losgeſprochen und erhielt aus ihren Händen die Waffen zurück. Sie ſahen ſich dazu durch den vereinigten Willen der vier deutſchen Hauptſtämme gezwungen; und ſo war die erſte hiſtoriſche Handlung der vereinigteu deutſchen Nation eine Erhebung zu Gunſten des angebornen Fürſten gegen die geiſtliche Macht.

Aber Ludwig war durch das Unglück nicht weiſer geworden, ſondern ließ ſich durch die Judith ſogleich wieder dahin bringen, daß er ſeinen vierten Sohn Karl noch einmal allen andern vorzog, ihm die ſchönſten Länder gab, und ihn zum König von Neuſtrien krönen ließ. Den beſten der Söhne, Ludwig, ſetzte er am meiſten zurück. Dieſer ließ ſich durch den Unwillen darüber verleiten, die Waffen gegen den Vater zu ergreifen, und der alte Ludwig konnte nicht einmal eine ruhige Stätte zu ſeinem Sterbebette finden. Sondern, als er nach Worms ziehen wollte, um dort einen Reichstag gegen den Sohn zu halten, und eben in der Gegend von Mainz über den Rhein ging, fühlte er ſein ſchnell herannahendes Ende. Er blieb auf einer Rheininſel in der Gegend von Ingelheim, ließ ſich dort ein Zelt aufſchlagen, und legte ſich nieder zum Sterben. Dem Sohne verzieh er noch vor ſeinem Tode mit dieſen Worten: „Weil er nicht zu mir kommen kann, um Genugthuung zu leiſten, ſo thue ich das Meinige und nehme Gott und euch alle zu Zeugen an, daß ich ihm Alles verzeihe. Euer Amt aber wird es ſeyn, ihn zu ermahnen, daß, wenn ich ihm ſo oft verziehen, er nicht vergeſſe, daß er die grauen Haare ſeines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat." So ſtarb im J. 840. der König Ludwig, deſſen Wille gut war, nach

einem mühſeligen Leben, in Kummer und Trübſal, weil er nicht verſtand, ſein eigenes Haus, geſchweige ſein Reich, zu verwalten.

Das Rühmliche aus ſeinem Leben ſind ein paar geiſtliche Stiftungen, nämlich die des Kloſters zu Corvey und des Erzbisthums Hamburg. Erſteres ſtammt von dem Kloſter gleiches Namens bei Amiens in Frankreich. Hierhin hatte Karl der Große viele der gefangenen Sachſen bringen laſſen, um ſie in der chriſtlichen Religion unterrichten und zu künftigen Lehrern derſelben unter ihren Landsleuten erziehen zu laſſen. Von dieſen Sachſen ließ nun Ludwig der Fromme eine geiſtliche Colonie in ihrem Vaterlande, an der Weſer, anlegen, und den Bau des neuen Kloſters ſchon 815 beginnen. Es wurde 822 vollendet und die Abtei mit vielen königlichen Gütern ausgeſtattet. Sie wurde bald die vorzüglichſte Bildungsſchule in dieſen Gegenden.

Das Erzbisthum Hamburg, das zweite Erzbisthum auf deutſchem Boden, gründete Ludwig 831, vorzüglich zur Bekehrung des heidniſchen Nordens. Der erſte Biſchof war Ansgar, aus dem Stifte Corvey, einer der eifrigſten Verbreiter des Chriſtenthums, der ſchon in Dänemark und Schweden gelehrt hatte. Von Hamburg aus wurde die nordiſche Kirche regiert und erweitert; auch das Bisthum Bremen wurde dem Ansgar mit übergeben. Leider traf Hamburg 845 das Unglück, von den Normännern zerſtört zu werden, weshalb das Erzbisthum nach Bremen verlegt wurde.

29. Theilung des Reichs unter Ludwigs Söhnen. 843.

Die Brüder, welche gegen ihren eigenen Vater die Waffen zu führen ſich nicht geſcheut hatten, konnten noch weniger unter ſich ſelbſt einig bleiben; beſonders maßte ſich Lothar, als Kaiſer, große Vorrechte über ſeine Brüder an. — Ludwig und Karl — Pippin war ſchon geſtorben — rüſteten ſich alſo wider ihn, und da er ſich nicht zu einem friedlichen Vergleiche verſtehen wollte, kam es im J. 841. zu einer Schlacht bei Fontenay in Frankreich. Sie war ſehr blutig; vierzigtauſend, nach andern hunderttauſend, Todte bedeckten das Schlachtfeld; Lothar wurde geſchlagen, und mußte ſeine großen Forderungen fahren laſſen; und nach zwei Jahren kam ein wichtiger Vertrag zu Stande, welcher das große fränkiſche Reich theilte, und Deutſchland auf immer von Frankreich getrennt hat. Dieſer heißt der Vertrag von Verdün, geſchloſſen in in der Nähe dieſer Stadt zwiſchen dem 6. und 10. Aug. 843.

1) Ludwig erhielt das eigentliche Deutſchland bis an den Rhein, und über dem Rheine, des Weinwuchſes wegen (propter vini copiam), wie es in der Urkunde heißt, Mainz, Speier und Worms. Dadurch waren die Länder, in welchen reiner deutſcher Stamm, unvermiſcht mit den Römern, geblieben war, alle vereinigt, und wir Deutſchen müſſen die Theilung zu Verdün als ein großes Heil für uns anſehen. Denn wäre unſer Vaterland

mit Frankreich vereinigt geblieben, und hätten die Könige vielleicht ihren Sitz in Paris genommen, oder auch nur mit ihren Hauptſtädten gewechſelt; ſo möchte doch mit der Zeit eine verderbliche Miſchung der deutſchen und franzöſiſchen Sprache, Sitten, Lebensweiſe und des Volks-Charakters entſtanden ſeyn. Ueberhaupt war die Theilung des großen Reiches eine Nothwendigkeit geworden. Die Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Völkerſchaften hatte ſich ſchon ſo ſcharf geſchieden, daß nur ein ſo großer Geiſt, als Karl d. Gr., und auch dieſer kaum, ſie länger hätte zuſammenhalten können. Dieſe verſchiedene Richtung der Nationalitäten hatte ſchon in den Parteiungen von Ludwigs des Frommen Söhnen während des Lebens des Vaters, einen Hauptanſtoß gegeben, und jetzt entſchied ſie die völlige Trennung. Nur hätte dieſes Princip vollſtändiger und klarer durchgeführt werden ſollen; das geſchah aber am wenigſten bei der Beſtimmung des dem älteſten Sohne zufallenden Theiles; nemlich:

2) Lothar behielt die Kaiſerwürde und Italien, und bekam ferner einen ſchmalen, langen Landſtrich zwiſchen Deutſchland und Frankreich, von den Alpen bis in die Niederlande; nemlich das Land Wallis und Wadt von der Schweiz, dann das ſüdöſtliche Frankreich bis zum Rhonefluß, und am linken Ufer des Rheines das Elſaß und die Gegenden der Moſel, Maas und Schelde. Dieſer lange, ſchmale Landſtrich zwiſchen den beiden andern Brüdern wurde wahrſcheinlich deshalb für den Kaiſer beſtimmt, damit er beiden nahe ſei, und damit, nach dem Willen des Vaters und Großvaters, durch das kaiſerliche Anſehen die Einheit des Ganzen möglichſt erhalten werde. Auch ſchien von der Kaiſerwürde ſowohl Italien mit der alten Hauptſtadt Rom, als auch das alte Auſtraſien, nemlich die Gegenden des Rheins, die Karl der Große zu ſeinem Sitze gewählt hatte, mit der Hauptſtadt Aachen, unzertrennlich. Aber, obgleich Lothar ſehr ſchöne und fruchtbare Provinzen erhielt, ſo war ſein Theil doch der ſchwächſte; denn ſein Reich dieſſeits der Alpen hatte keine natürlichen Gränzen, weder durch Gebirge, noch durch den Volksſtamm; die Bewohner ſeiner Länder an der Rhone und dem Rheine hinunter waren aus ſehr verſchiedenen Stämmen zuſammengeſetzt. Es war keine Natur-Nothwendigkeit in dieſer Theilung, ſondern bloße menſchliche Willkür, und darum war auch kein Beſtand darin. Vielmehr iſt ſie die Quelle von ſehr vielem Unglück geworden. Nachdem der Kaiſer Lothar, wie verfolgt von dem Schatten ſeines Vaters, gegen den er am meiſten geſündigt, die Regierung niedergelegt hatte und in dem Kloſter Prüm 862 geſtorben war, ſtritten ſeine drei Söhne wiederum mit den Waffen um das Land und theilten es unter ſich; aber keiner von ihnen brachte es auf Nachkommen. Die Länder Burgund, Elſaß und die eigentliche Provinz Lothringen, welche Lothar II. erhalten hatte, und die eben von ihm den Na-

men Lotharingien bekam, theilten nach deſſen frühem Tode ſchon ſeine beiden Oheime, Ludwig der Deutſche und der franzöſiſche König Karl, unter einander, ſo daß das Land im Oſten der Maas mit den Städten Utrecht, Aachen, Lüttich, Metz, Trier, Köln, Straßburg, Baſel u. a. an Deutſchland kam. Dieſe Theilung beendigte aber den Streit um die Lothringſche Erbſchaft nicht, ſondern dieſelbe iſt durch alle Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen geweſen, und viele blutige Kriege ſind ihrenthalben geführt worden.

3) Karl der Kahle endlich erhielt den weſtlichen Theil des ganzen Reichs der Franken, und bei dieſem Theile iſt der Name Frankreich geblieben.

30. Die deutſchen Könige aus dem Geſchlechte der Karolinger. 843—911.

1) Ludwig der Deutſche, 840—876, der ein kräftiger Fürſt, von hohem Wuchſe und ſchöner Bildung, von blitzendem Auge und hellem Geiſte war, auch lebendigen Sinn für Bildung und Wiſſenſchaft beſaß, und dieſes durch Redeſchulen, die er in Frankfurt und Regensburg erbaute, bewies, hatte viel für die Ruhe ſeines Reiches zu kämpfen, indem von den öſtlichen Gränzen her die ſlaviſchen Völker Einfälle machten, von Norden und Nordweſten aber die Normänner. Dieſe kühnen Seefahrer, von altdeutſchem Stamme, wild wie ihr Meer und ihre nordiſchen Küſten, erſchienen, aus den norwegiſchen, ſchwediſchen und däniſchen Gewäſſern kommend, vom Jahre 820 an, mit der Schnelligkeit des Windes und mit allgewaltiger Tapferkeit an den Mündungen der Flüſſe, und drangen oft tief in die Länder ein. Sie ſind auf der Seine bis Paris, auf der Loire bis Orleans, auf der Garonne bis Toulouſe, und auf dem Rheine bis Köln und Bonn vorgedrungen. Und nicht allein die Ufer dieſer Flüſſe litten von ihren Verheerungen, ſondern ſie verſtanden ſogar ihre Schiffe viele tauſend Schritte weit über Land wegzuſchaffen und in andere Flüſſe zu bringen, ſo daß nirgend Sicherheit vor ihnen war. So groß war der Schrecken ihres Namens, daß der bloße Ruf vor ihnen her ſchon die Menſchen zur Flucht aufregte. Ihre Zahl war meiſtentheils klein, wie denn ein Schiffsgeſchwader überhaupt nicht große Heere fortbringen kann; aber ihr Muth, wie ihre Körper und ihre Waffen, zeugten von guter nordiſcher Kraft, und im Schwingen der gewaltigen Speere kam ihnen niemand gleich. Einige Schiffe, nebſt einigen tapfern Leuten, waren oftmals die Ausſteuer königlicher Prinzen; und wie im alten Deutſchland ein edler Anführer mit ſeinem Gefolge auf kühnen Zügen Ehre und Beute erwarb, ja wie er ſogar ſich und den Seinen den Beſitz eines Landes erkämpfte; ſo war dem verwegenen Seekönige ſein Geſchwader mit kampf- und beuteluſtigen Abenteurern bemannt, die Quelle

des Reichthums, ja bisweilen der bewegliche Boden, auf welchem er ſich ein Reich erwarb. In der Normandie in Frankreich, in Sicilien und in Rußland haben ſie ſolche Reiche gegründet. — Gegen ſie und gegen die Slaven hat Ludwig der Deutſche das Reich gut beſchützt, nicht aber

2) ſein Sohn Karl der Dicke (876—887), welcher nach dem Tode ſeiner Brüder Karlmann und Ludwig II., welche Theile des Reichs beſeſſen hatten, durch beſondere Umſtände noch einmal auf kurze Zeit die drei Theile des fränkiſchen Reiches, Italien, Deutſchland und Frankreich, vereinigte, indem auch die franzöſiſchen Großen, da der karolingiſche Erbe bei ihnen, Karl der Einfältige, ein 6jähriges Kind war, ihn zum Könige wählten. Allein, wie er überhaupt die Eigenſchaften eines Herrſchers ſo großer Länder nicht beſaß, ſo konnte er auch die nächſte Aufgabe, das Reich gegen die Normannen zu beſchützen, nicht erfüllen; er kaufte ihnen zweimal den Frieden mit vielen Pfunden Goldes ab, einmal da ſie auf der Maas bis Haslov, und das zweitemal, da ſie mit 700 Fahrzeugen auf der Seine bis Paris gekommen waren und die Stadt hart belagerten. Ein ſo ſchimpfliches Betragen und die Schwäche ſeiner ganzen Regierung brachten ihn in Verachtung, und machten, daß er im Jahre 887, auf einer großen Reichsverſammlung zu Tribur, des Reiches entſetzt wurde. Zu ſeinem Glücke ſtarb er ſchon im folgenden Jahre.

3) Ihm folgte in Deutſchland Arnulph (887—899), ein Sohn ſeines Bruders Karlmann, alſo Großſohn Ludwigs des Deutſchen, ein tapferer und würdiger König. Er ſchlug die Normannen 891 bei Löwen in den Niederlanden, wo ſie ein verſchanztes Lager errichtet hatten, und dieſer Sieg verbreitete ſeinen Ruhm durch alle Länder; denn jene Normänner waren von dem tapferſten Stamme des Nordens, und es war noch nie gehört worden, daß ſie vor dem Feinde geflohen waren. An der Südoſtgränze Deutſchlands bildete um dieſe Zeit ein ſlaviſcher Fürſt eine nicht unbedeutende Herrſchaft, der Fürſt Zwentibolt in Mähren. Um ihn zum Freunde zu machen, belehnte ihn Arnulph mit dem erledigten Herzogthum Böhmen und wählte ihn zum Pathen ſeines Sohnes, den er nach ihm benannte. Aber Zwentibold ſtrebte nach Unabhängigkeit und Arnulph ſah ſich bald in einen ſchwierigen Krieg mit ihm verwikkelt. Um Bundesgenoſſen zu gewinnen, kam er auf den Gedanken, ein Volk im Rücken der Mähren, die Magyaren, von denen bald weiter die Rede ſeyn wird, gegen Zwentibold aufzurufen; ſie folgten, fielen verwüſtend in Mähren ein, und ſetzten ſich näher an den Gränzen Deutſchlands feſt. Zwentibold ſieht ſeine Macht gebrochen und zieht ſich in ein Kloſter zurück; ſeine Söhne werden von den Magyaren, die bald als Ungarn auftreten, ihres Landes beraubt.

Die Macht ſeines Hauſes auszubreiten, benutzte Arnulph günſtige Umſtände in Lothringen, um ſeinem Sohne Zwentibold die Herzogswürde dieſes Landes zu verſchaffen; es gelang nach manchen Kämpfen mit den Großen, ja 895 nahm Zwentibold ſogar den Königstitel an; allein er konnte ſich nicht dauernd behaupten; bald nach ſeines Vaters Tode fiel er im Kampfe gegen ſeine Vaſallen.

Auch nach Italien iſt Arnulph gezogen, um dieſes uneinige Land, wo ſich ſo viele um die Oberherrſchaft ſtritten, wieder unter deutſche Hoheit zu bringen. Er drang 896 bis Rom vor; aber ſein Heer war durch Witterung und Krankheit ſehr geſchwächt; er getraute ſich nicht die ſtarken Mauern der Stadt zu brechen, und wollte wieder umkehren. Da geſchah es, daß die Römer von den Mauern herab auf die Deutſchen ſchimpften und ſie verhöhnten; dieſe, ohne Befehl zu erwarten, machten ſich auf, ſtürmten die Thore, füllten die Gräben, erſtiegen die Mauern und eroberten die Stadt. Das römiſche Volk mußte ihm Treue ſchwören. Aber es kannte die Treue nicht; weil Gewalt die ſtarke deutſche Natur nicht hatte überwinden können, ſo mußte es Gift thun. Arnulph bekam höchſt wahrſcheinlich Gift; er kehrte krank nach Deutſchland zurück und ſtarb nach langem Siechen im Jahr 899, beklagt von allen Deutſchen, und viel zu früh für ſein Reich. Denn er war noch jung, und das Vaterland hätte nie mehr, als jetzt, ſeines kräftigen Armes bedurft.

Die Madſcharen (Magyaren), welche ſich in Ungarn feſtgeſetzt hatten, fingen an, Deutſchland mit ihren Einfällen heimzuſuchen. Sie gehörten zu den aſiatiſchen Wandervölkern, finniſchen Stammes; man nannte ſie aber Hunnen (auch Ungarn, ſo wie das Land, welches ſie von nun an beſetzten), weil man ſchon gewohnt war, alles, was wild und fürchterlich anzuſehen war und von Morgen her kam, Hunnen zu benennen. Auch ſie lebten, wie jene, immer auf ihren Pferden, und waren plötzlich da, wo man ſie nicht erwartete. Bald griffen ſie an, bald flohen ſie wieder, und im Fliehen ſchoſſen ſie ihre Pfeile rückwärts und kehrten plötzlich um, wenn man ſich ſicher hielt. Ihre Pfeile ſchoſſen ſie aus hornenen Bogen mit ſolcher Gewalt und Sicherheit, daß man ihnen kaum ausweichen konnte; aber in der Nähe zu fechten und Städte zu belagern, war ihnen unbekannt. Von Körper waren ſie klein, gräßlich von Geſicht, mit tiefliegenden Augen, von barbariſchen Sitten und rauher, mißtönender Sprache, ſo daß ein alter Schriftſteller, der zu jener Zeit lebte, ſagt: man müſſe die göttliche Geduld bewundern, daß ſie ſolchen, nicht Menſchen, ſondern menſchlichen Mißgeburten, ſo koſtbares Land überlaſſen habe.

4) Dieſe furchtbaren Feinde verheerten auf eine unerhörte Weiſe die deutſchen Länder, während Arnulphs Sohn, Ludwig das Kind, der noch unmündig war, König von Deutſchland hieß,

vom Jahr 899—911. Es waren vielleicht die unglücklichſten Jahre, die jemals über unſer Vaterland gekommen ſind. Die Ungarn machten faſt jedes Jahr ihre ſchnellen und ſtürmiſchen Züge in eine Provinz, verwüſteten ſie mit Feuer und Schwert, und trieben Tauſende der Einwohner als Sklaven mit ſich weg; die Deutſchen aber, ſo tapfer ſie waren, kannten ſolche Art Krieg zu führen noch nicht, und konnten ihnen nicht wehren; dazu hatten ſie noch keine Städte mit Mauern, in welche ſie ihre Frauen und Kinder hätten flüchten können. Zuerſt wurde im Jahre 900 Baiern von den Ungarn verwüſtet und die Grafen und Edlen erſchlagen; in den folgenden Jahren kehrten ſie mehrmals wieder; im Jahre 906 erreichten ſie auch Sachſen und Thüringen; gleich darauf ward der Herzog Liutpold von Baiern, Burchard von Thüringen und viele andere Edle in den verſchiedenen Kämpfen erſchlagen, Franken und Schwaben gleichfalls verheert; König Ludwig ſelbſt wurde in einer großen Schlacht beſiegt und zum Tribute gezwungen. Und, mit Trauer muß es geſagt werden, ſelbſt durch innere Fehden wurde Deutſchland in dieſer Unglückszeit zerriſſen, wie ſich denn z. B. in Franken die Geſchlechter der Babenberger und Konradiner mit tödtlichem Haß bekämpften. — Man deutete das Unglück Deutſchlands nach dem Prediger Salomo: „Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!" — Doch dieſes Kind ſtarb zu ſeinem und des Landes Heile früh, im Jahre 911.

31. Zuſtand der ſpäteren karolingiſchen Zeiten.

Nachdem das Geſchlecht der Karolinger, welches ſo groß begonnen hatte, in Deutſchland untergegangen war, beſtand es noch einige Zeit, ſchwach und ohnmächtig, in Frankreich; dann ſchwand es auch dort dahin, gleich einem Strome, der mächtig anfängt, und zuletzt in einzelnen ſchwachen Armen im Sande verſiegt.

In Deutſchland hatte ſich indeß vieles verändert, was für alle folgende Zeiten wichtig iſt. Karl der Große machte, wie wir wiſſen, die königliche Gewalt mächtig über alle andere; er ſchaffte die großen Herzöge über ganze Provinzen ab und ſetzte königliche Beamte, mit kleinerem Umkreiſe der Herrſchaft, ein; und wären ſeine Nachfolger ihm gleich geweſen, ſo möchte es in Deutſchland eben alſo ſich gewendet haben, wie in Frankreich und andern Ländern, daß zuletzt Ein Herr mit unumſchränkter Gewalt über das ganze Reich war, und kein Fürſt außer ihm. Unſer Schickſal jedoch hat es anders geordnet und eine Vielherrſchaft unter uns aufkommen laſſen, welche manchen Gewinn für die Entwickelung und Geiſtesbildung des deutſchen Volkes gebracht hat, aber nur alsdann nicht gefährlich für uns nach Außen geweſen iſt, wenn Alle, die Deutſche heißen, in Liebe und Eintracht zuſammenhielten und in der Geſinnung Ein feſtes deutſches Reich bildeten.

Der Grund zu jener Vielherrſchaft iſt vorzüglich in den Zeiten nach dem Vertrage von Verdün gelegt worden. Faſt an allen Gränzen droheten furchtbare Feinde: die Ungarn, die Slaven und Wenden, und die Normänner; die Könige ſelbſt aber waren meiſtens zu ſchwach, um, gleich Karl dem Großen, von einem Ende des Reiches zum andern herbeifliegend, zu helfen; da mußten ſie geſtatten, daß die deutſchen Stämme zur Vertheidigung der Gränzen wiederum mächtige, bleibende Anführer aus ihrer Mitte erhielten. Das Streben nach neuer Begründung der herzoglichen Gewalt wird in der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts immer ſichtbarer, und bald erhoben ſich die königlichen Miſſi, oder die Markgrafen, oder andere begüterte und einflußreiche Männer, zur herzoglichen Würde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Entwicklung dieſer Verhältniſſe nicht überall gleich war. Oft wird der Vorſteher einer Provinz in den Urkunden noch Graf (comes) genannt, indem er von der herzoglichen Gewalt ſchon mehr beſaß, als in einer andern derjenige, welcher ſchon dux genannt wird. Die Unterſuchung über dieſen Gegenſtand iſt recht ſchwierig und die Meinungen ſind noch nicht vereinigt. So viel iſt ſicher, daß, wenn wir ganz im Allgemeinen denjenigen als Inhaber der herzoglichen Gewalt betrachten, der ein überwiegendes Anſehen in ſeiner Provinz beſaß und den König im Kriege und in der oberſten Gerichtsbarkeit vertrat, am Ende des 9ten und im Anfange des 10ten Jahrhunderts nach und nach beſtändige Herzöge bei den Sachſen und Thüringern, den Franken, Baiern, Schwaben und Lothringern wiederum auftraten.

In Sachſen gelangte, wie es ſcheint, ſchon ſehr früh das Ludolfiniſche Geſchlecht zu einer Macht, die wir eine herzogliche nennen können. Eckbert, dem Hauſe Karls des Großen verwandt, wurde von letzterem allen Sachſen zwiſchen Rhein und Weſer als Graf und Anführer des Heerbannes vorgeſetzt; ſein Sohn Ludolf bekleidete dieſelbe Würde und hatte der That nach ſchon herzogliche Gewalt. Deſſen Söhne Bruno und nach dieſes Tode 880 Otto, Vater König Heinrichs, müſſen vollſtändig als Herzöge betrachtet werden. Sachſen wurde nach und nach das mächtigſte Herzogthum, denn es umfaßte zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung das Land vom Niederrhein bis zur Oder, von der Nordſee und der Eider bis ans Fichtelgebirge und die Wetterau.

Die thüringiſche Mark hatte zwar auch Grafen, welche mitunter Herzöge (duces limitis Sorabici) genannt wurden; allein ihre Macht bildete ſich wohl wegen des häufigen Wechſels der Beſitzer nicht eigentlich zur herzoglichen aus. Burchard, welchen wir als Herzog genannt finden, fiel 908 gegen die Ungarn; ſeine Macht ging an Otto von Sachſen über, der vorher ſchon eine Gaugrafſchaft im nördlichen Theile Thüringens hatte. König Heinrich behielt Thüringen mit ſeinem Herzogthume verbunden.

In Franken, welches außer dem alten Frankenlande am Niederrhein auch Heſſen und die Gegenden des Mittelrheines begriff, mußte der Natur der Sache nach der Herzogs-Name am ſpäteſten erſcheinen, weil das Land, ſo lange die Könige aus dem fränkiſchen Stamme waren, als Königsland galt; doch wurde die Verwaltung des Landes durch mächtige Grafen beſorgt, und zwei Geſchlechter, die Babenberger im öſtlichen Theile und die Konradiner zu Worms im weſtlichen, theilten die Macht, bis ſie in tödtlichen Streit geriethen, in welchem die Babenberger gänzlich unterlagen. Der Graf Konrad, bald König Konrad I., wurde dadurch potentissimus comes in Franken und beſaß wirklich herzogliche Gewalt. Wittekind nennt ihn auch Herzog der Franken, obwohl er, ſo wie ſein Bruder Eberhard, von Andern auch comes genannt wird. Daß Eberhard unter Heinrich I. die herzogliche Würde beſeſſen hat, kann wohl nicht bezweifelt werden.

In Baiern wird Luitpold, der die Oſtmark gegen Slaven und Ungarn zu vertheidigen hatte, in einem Diplome König Ludwigs vom Jahre 901, dux genannt, und ſein Sohn Arnulph nennt ſich im Jahre 908 ſelbſt Herzog.

In Schwaben, wo die Bewachung der Gränze nicht von ſolcher Wichtigkeit war, ſcheint die herzogliche Würde ſich nach und nach an die Gewalt des königlichen Missus angeſchloſſen und ſpäter entwickelt zu haben. Unter Konrad I. erſcheint jedoch Burchard als Herzog von Schwaben.

In Lothringen endlich wurde es den Großen des Landes durch die ſchwankende Stellung deſſelben zwiſchen Frankreich und Deutſchland in den letzten karolingiſchen Zeiten leicht, eine mehr ſelbſtändige Stellung zu behaupten, und ſo finden wir ſchon 901 urkundlich einen Herzog Kebehart, und ſpäter, unter König Heinrich, den Herzog Giſilbrecht.

Die Herzöge wurden zwar nicht als Herren ihrer Völker und Länder, ſondern als Diener und Stellvertreter des Königs angeſehen, die in ſeinem Namen im Frieden Recht und Ordnung handhabten, und im Kriege das Heer ihres Stammes zur Schlacht führten; allein unter ſchwachen Königen riſſen die Herzöge, die in ihrem Herzogthume zugleich mächtige Grundbeſitzer waren und nicht mehr durch königliche Sendboten beaufſichtigt wurden, immer mehr Gewalt an ſich, indem ſie die kleineren Vaſallen unter ſich brachten; ja, ſie machten ihre Würde als Reichsbeamten eben ſo nach und nach erblich in ihrer Familie, als das Reichsgut, welches ſie urſprünglich als Beſoldung für ihr Amt erhalten hatten. So wie die großen Herzöge, ſo ſetzten ſich auch die kleineren Reichsbeamten, Grafen, Markgrafen und andere, im Laufe der Zeit immer feſter in ihren Würden und den damit verbundenen Gütern. Auch die geiſtlichen Herren, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte, waren, gleich den weltlichen Herren, Mitglieder und Vaſallen des Reichs,

indem ſich ihr weltlicher Beſitz immer mehr vergrößert hatte. Alle dieſe ſollten nach und nach aus königlichen Statthaltern Fürſten des deutſchen Volkes werden. Die Entwicklung dieſer Verhältniſſe wird die weitere Geſchichte angeben.

Ebenfalls fing bei den Einzelnen die Liebe zur Freiheit und perſönlichen Unabhängigkeit ſchon in dieſer Zeit an, oft in Zügelloſigkeit auszuarten. Wer ſich von einem andern beleidigt glaubte und die Kraft in ſich fühlte, ſich ſelbſt zu rächen, der ſuchte ſein Recht nicht auf dem ordentlichen Wege durch den beſtellten Richter, ſondern mit den Waffen und durch die Gewalt der Fauſt; und darum hat man die Zeit, da ſolche Selbſthülfe allgemein war, die Zeit des Fauſtrechts genannt. Sie fängt unter den ſpätern Karolingern ſchon in einzelnen Erſcheinungen an ſich zu zeigen, ſteigt aber erſt länger nachher auf ihre höchſte Stufe.

Das Uebel mußte wohl groß werden, weil die Sitten der Nation noch immer roh waren. Waffen und Jagd blieben die Lieblingsbeſchäftigungen. Der Degen und der Stoßvogel waren dem Deutſchen die größten Kleinode. Er konnte zuſehen, wie ein Schriftſteller ſagt, daß ihm Alles genommen wurde; nur bei dieſen war Gefahr, daß er ſie auch durch einen Meineid retten würde. — Die Jagdfeſte waren prächtig, und gehörten zu den höchſten Lebenszierden; die Frauen, auf ſchönen Zeltern, ſahen der Erlegung des Wildes zu; am Abend wurde unter Zelten im Walde geſpeiſt, und unter Hörnerſchall ging der Zug zurück. Der Jagdluſt wegen liebten Könige und Große noch immer das Landleben über Alles, und verſchmähten es, lange in Städten zu ſeyn.

Die ſpäteren Zeiten der Karolinger, mit allen äußeren und inneren Unruhen, hatten auch darin verderblich gewirkt, daß die Anfänge der Bildung, die Karl der Große durch ſeine Bemühungen für die Wiſſenſchaften und durch ſeine Unterrichtsanſtalten gepflanzt hatte, faſt ganz wieder vernichtet wurden. Keine Zeit in der deutſchen Geſchichte iſt finſterer, abergläubiſcher, unwiſſender, als die nach Ludwig dem Deutſchen unter den Karolingern, und noch eine geraume Zeit darüber hinaus. Und doch waren die Deutſchen von jeher ſo ſehr der Bildung empfänglich, und durch treuen Fleiß und tiefes Nachſinnen zu aller Kunſt und Wiſſenſchaft geſchickt. Ein Beiſpiel davon findet ſich ſelbſt in dieſer finſtern Zeit. In den Tagen Pippins und Karls des Großen waren die erſten Orgeln aus Griechenland nach Deutſchland gekommen, und Karl gab ſich alle Mühe, den lateiniſchen Kirchengeſang bei ſeinen Deutſchen einzuführen. Anfangs wollte es mit dieſer Kunſt gar nicht bei ihnen gelingen; wenigſtens klagt ein Italiener aus jener Zeit gar ſehr, daß ihre natürliche Rohheit ihnen dabei durchaus hinderlich ſey. „Groß an Leib, wie Berge,“ ſagt er, „brauſt auch ihre Stimme wie ein Donner daher und kann nicht im ſüßen Geſange ertönen; und wenn ihre barbariſche und durſtige Kehle die zarten

Uebergänge und Biegungen des Geſanges ſanft hervorbringen ſoll, ſo fahren die harten Töne gleichſam mit einem Gepraſſel heraus, faſt wie ein Wagen, der über die Steine raſſelt, ſo daß das Gefühl der Hörenden, das ſanft bewegt werden ſollte, vielmehr erſchreckt und erſchüttert wird." — So lautete zuerſt das Urtheil über ihre Fähigkeit zur Tonkunſt. Und doch hatten ſie es in kurzer Zeit durch Fleiß und Uebung ſo weit gebracht, daß der Papſt Johann VIII., der um das Jahr 870 lebte, den Biſchof Anton von Freiſingen erſuchte, ihm aus Deutſchland eine gute Orgel nach Italien zu ſchicken, nebſt einem Künſtler, der ſowohl im Stande ſey, ſie zu bauen, als auch darauf zu ſpielen.

Ein ſehr rühmliches Beiſpiel der Liebe für ſeine Mutterſprache gab in dieſem Jahrhunderte ein Schüler des Rhabanus Maurus, der Mönch **Otfried** in Weißenburg, welcher die Evangelien in deutſche Verſe überſetzte, damit ſie das Volk leſen könnte. Karl der Große hatte zwar angefangen, die deutſche Sprache zu befördern und auszubilden; aber nach ihm dachte man nicht weiter daran. Otfried eifert mit Recht gegen diejenigen, welche gleichgültig gegen ihre Mutterſprache, die Sprache der Lateiner und Griechen lieber mit vieler Mühe lernten und gebrauchten. „Sie nennen die deutſche Sprache bäuriſch, und ſuchen ſie doch nicht durch Schrift und Kunſt vollkommener zu machen, ſagt er. Sie hüten ſich, in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſchlecht zu ſchreiben, und ſcheuen es in der ihrigen nicht; ſie ſchämen ſich, in jenen auch nur durch einen Buchſtaben gegen die Kunſt zu fehlen, und in ihrer eigenen geſchieht es bei jedem Worte. Eine wunderliche Sache, daß ſo große Männer alles dieſes fremden Sprachen zu Ehren thun, und die eigene nicht ſchreiben können!"

Abnahme der freien Leute. — Unerfreulich war in dieſen Zeiten der Zuſtand der **gemeinen freien Leute**, welche ſich daher auch ſehr verminderten. Schon früher, indem das **Lehnsweſen** ſeine Folgen immer mehr entwickelte und die Vaſallen über alle diejenigen erhob, welche ihr eigenes Erbe bebaueten, hatte ihre Zahl ſehr abgenommen; die ſchlimmſte Zeit aber kam erſt nach Karl dem Großen.

Karl wußte wohl, daß die Kraft eines Volkes in dem großen Stande der **freien Männer** beſteht, und daß auf ihrem Muthe und ihrer begeiſterten Liebe des Vaterlandes die Rettung aus allen Gefahren beruht; daher wandte er große Sorge auf den **Heerbann**, der durch das Lehnsweſen ſchon einigermaßen zurückgedrängt war, und ſuchte den Heerdienſt durch beſtimmte Verordnungen zu regeln. Allein ſeine Kriege waren weniger die ächten Volkskriege, zur Vertheidigung des Vaterlandes, als vielmehr Eroberungszüge in ferne Gegenden. Dieſe waren für den gemeinen Mann ſehr drückend, indem er von dem Tage an, da das Heer das feindliche Land betrat, mit Lebensmittel auf drei Monate, ſo wie mit Kleidung und

Waffen, auf eigne Koſten, verſehen ſeyn mußte. Daher ſuchten ſich Viele der Verpflichtung des Heerdienſtes zu entziehen. Sie gaben ſich mit Leib und Gut in den Dienſt (Mundſchaft) der Kirche, oder eines Vornehmen, entweder als Unter- oder After-Vaſallen, weil ſie als ſolche dem Lehnsherrn nicht ſo viel Dienſte zu leiſten brauchten, als dem Könige im Heerbanne, oder gar als Hörige, die nun nicht mehr zu den Freien gehörten. Sie hießen die Lidi (Leute) des Herrn, und blieben zwar Beſitzer ihres Erbes, das ſie ſelbſt bebauten, aber ſie entrichteten Zins und Frohn, und durften ihr Erbe weder verlaſſen noch verkaufen, ſondern waren mit ihren Kindern und Kindeskindern an die Erdſcholle gebunden, und ein Eigenthum des Herrn. Das war hart; allein, dafür brauchten ſie auch keinen Kriegsdienſt in fernen Zügen zu verrichten, weil Unfreie der eigentlichen Waffenehre nicht würdig gehalten wurden, und waren höchſtens verpflichtet, bei größerer Bedrängniß in der Nähe ihrer Heimath als Fußvolk mit dem Knittel zu kämpfen. Lanze und Schwert waren für ſie verbotene Waffen. Hätten ſie recht bedacht, daß Männer, die keine Waffe führen dürfen, auch bald den Muth und die Kraft verlieren, und wenn ſie auch nicht vollkommene Knechte heißen, doch bald knechtiſche Geſinnungen annehmen, ſo möchten ſie wohl lieber bedrängt und arm, aber frei und Krieger geblieben ſein; allein in der Noth erſcheint die nächſte Hülfe als die beſte, und das Auge verliert die Kraft, die ſpätern Folgen zu erkennen.

Außer dem beſchwerlichen Dienſte des Heerbannes, welcher viele freie Leute in die Dienſtbarkeit brachte, waren noch andere Urſachen, welche die Anzahl derſelben immer mehr verminderten; dahin gehörten die fürchterlichen Einfälle und Verwüſtungen der Avaren, Normänner, Slaven und Ungarn, in welchen ihrer Tauſende getödtet oder als Sklaven hinweg geführt wurden; ſpäter die Unordnungen und Plagen des Fauſtrechts, welche ebenfalls viele der ärmeren freien Leute nöthigten, ſich in die Dienſtbarkeit eines Mächtigen zu begeben, um nur gegen die Räubereien derer geſichert zu ſeyn, welche aus dem Raube ein Gewerbe machten. Ferner waren die Länder in jenen Zeiten der Unordnung, da man nicht daran dachte, Vorräthe zu ſammeln, ſehr oft mit Hungersnoth und verheerenden Seuchen heimgeſucht; in ſolcher Bedrängniß gaben auch viele freie Menſchen, um nicht im Elende umzukommen, ſich, ihre Kinder und Güter an Herren und geiſtliche Stifter um Brod hin. Und endich ſind Viele den Klöſtern und Stiftern dienſtbar geworden, weil ſie ſich aus Frömmigkeit, und um ihre Seele zu löſen, Gottes Altare ſchenkten. Die Kirche behauptete ſchon in dieſer Zeit das Vorrecht, daß man ihr ſein ganzes Eigenthum übergeben und die rechtmäßigen Erben gänzlich vorbeigehen konnte.

Durch alle ſolche Urſachen geſchah es nun, daß am Ende dieſes Zeitraumes der alte freie Stolz und Muth des Volkes ge-

brochen war, und ein trauriger Verfall dem Vaterlande drohete.

Aber wenn die Noth groß war, ſo hat Gott noch immer dem deutſchen Volke eine unerwartete Hülfe geſendet. Dieſesmal mußte gerade das Unglück, welches die Ungarn verbreiteten, die Urſache ſeyn, daß zu einem neuen Aufkommen der gemeinen freien Leute, zu einem Bürgerſtande, und dadurch ſpäter auch zu dem Aufkommen des Bauernſtandes, der Grund gelegt wurde; das werden wir im folgenden Abſchnitte hören.

Vorher aber iſt noch ein deutſcher König zu nennen:

32. Konrad I. aus Franken. 911—918.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes ſahen ſich die deutſchen Stämme nach dem Würdigſten unter ihren Fürſten um, ihn zu ihrem Könige zu wählen. Die Wahl fiel auf Otto den Erlauchten, Herzog in Sachſen und einem Theile Thüringens, welcher von mütterlicher Seite mit den Karolingern verwandt uud durch die Macht ſeines Hauſes, ſo wie durch Alter und Weisheit, bei Allen in großer Achtung war. Väterlicher Seits ſtammte Otto, wie wir ſchon geſehen haben, von dem Grafen Ekbert her, welchen Karl der Große in Sachſen gegen die Normänner und Slaven ſetzte. Otto aber ſchlug die Krone aus, weil die Sorge des Reiches ſeinem hohen Alter zu ſchwer ſey, und rieth vielmehr, Konrad, der Franken-Herzog (nach Einigen war er nur Graf) zum Könige zu machen. Darüber verdient Otto großes Lob, denn Konrad war würdig, als König zu herrſchen, und der Stamm der Franken war noch immer der geachtetſte unter den deutſchen Stämmen, weil bisher aus ihm die Könige über ganz Deutſchland geboten hatten. Darum glaubte Otto, es ſey beſſer, daß das Heft des Reiches bei ihnen bleibe, und vergaß es ganz, daß Franken und Sachſen noch immer einige Feindſchaft gegen einander hegten.

Konrad wurde den 8. November 911 zu Pforzheim zum Könige gewählt. Er wird beſchrieben als der vortrefflichſte Mann zu Haus und Felde, tapfer und beſonnen, gütig und freigebig. Seine erſte Sorge war, das geſunkene königliche Anſehen wieder herzuſtellen, weil darauf die Ordnung des ganzen Reichs beruhte; aber die Verwirrung war zu groß und Konrads Regierung zu kurz, es konnte ihm nicht gelingen. Lothringen, welches ſeit Ludwigs des Deutſchen Zeit meiſtentheils zu Deutſchland gehört hatte, wurde vom Könige Karl von Frankreich in Anſpruch genommen, und Konrad konnte es nicht wieder zum Reiche bringen. Mit Heinrich von Sachſen, Otto des Erlauchten Sohne, hatte er Streit, nachdem der Vater ſchon 912 geſtorben war. Er wollte ihm, verleitet durch den Rath des Erzbiſchofs Hatto von Mainz, einige große Lehen nehmen, die er außer ſeinem Herzogthume Sachſen noch beſaß, damit kein Fürſt des Reiches übermächtig ſey; vielleicht waren es die nördlichen Gaue Thüringens, die ſchon ſein Vater Otto beſeſſen

hatte; allein Heinrich wurde durch ſeine Sachſen tapfer vertheidigt; er ſchlug des Königs Bruder Eberhard, der mit einem Heere gegen ihn heranzog, bei Eresburg, d. i. Stadtberg an der Diemel, gänzlich aufs Haupt, und behielt die Lehen in dem endlichen Vergleiche, der den Streit beilegte; ja, er ſcheint ſich auch des ſüdlichen Theiles von Thüringen bemächtigt und die herzogliche Würde über ganz Thüringen behauptet zu haben.

Den Grafen Burkhard in Schwaben beſtätigte Konrad, nach einigem Streite, als Herzog des alamanniſchen Volkes; Arnulf von Baiern aber, der ſich auch auflehnte und ſich ſo undeutſch vergaß, daß er die Ungarn zu Hülfe rief, wurde von den Fürſten als Landes-Verräther zum Tode verurtheilt und mußte zu den Ungarn fliehen.

So war die allgemeine Ruhe und das kaiſerliche Anſehen ſowohl durch kräftiges Handeln, als durch Nachgeben zu rechter Zeit einigermaßen hergeſtellt, und die Einheit Deutſchlands erhalten. Aber Konrad fühlte wohl, wie ſchwer dies ihm geworden ſey, und daß die Macht der fränkiſchen Herzöge nicht hinreiche, die übermächtigen Großen im Zaume zu halten. Auch bedurfte es noch größere Kraft, das Reich gegen die Slaven und Ungarn zu ſchützen, die immer noch ihre Einfälle wiederholten; und Konrad mochte wohl in ſeinem Bruder Eberhard, der die nächſten Anſprüche auf die Krone zu haben glaubte, die rechten Eigenſchaften eines Königs nicht erkennen. Dagegen war ſein früherer, nun verſöhnter, Widerſacher, Heinrich von Sachſen, in aller Weiſe tüchtig und untadelig, und an Geiſt wie an Macht der vorzüglichſte unter allen Fürſten. Als daher Konrad von einer Wunde, die er auf ſeinem letzten Zuge nach Baiern empfangen hatte, zu Limburg an der Lahn ſiech lag und den herannahenden Tod fühlte, gedachte er an das Beiſpiel, welches Otto der Erlauchte bei ſeiner Wahl gegeben, und alle Eiferſucht vergeſſend, nur in dem Gedanken an des Vaterlands Wohl, rief er ſeinen Bruder an ſein Sterbebette; und ſo redete er ihn an: „Wohl gebieten auch wir, mein Eberhard, über große Mittel; wir können große Heere zuſammenbringen, und wiſſen ſie zu führen. An feſten Städten und Waffen gebricht es uns nicht, noch an allem Glanz königlicher Hoheit. Doch die größere Macht, Einfluß, Weisheit iſt bei Heinrich, und auf ihm beruht des Reiches Wohlfahrt. Alſo nimm die Kleinodien, Lanze und Schwert, Geſchmeide und Krone der alten Könige, und bringe ſie Heinrich dem Sachſen, ſey im Frieden mit ihm, damit du ihn zum beſtändigen, ſtarken Verbündeten habeſt. Melde ihm, daß Konrad ſterbend allen Fürſten ihn zum Könige empfohlen habe." — Er ſtarb im December 918.

Eberhard that, wie ihm der Bruder geheißen hatte, und war der erſte, der dem König Heinrich huldigte. — Ein Reich, wo ſolche Geſinnung gefunden wurde, durfte ohne Gefahr ein Wahlreich ſeyn.

Vierter Zeitraum.

Von Heinrich dem I. bis Rudolf von Habsburg. 919—1273.

Das zehnte Jahrhundert iſt nicht reich an hiſtoriſchen Werken.

1. Die ſchon bei dem vorigen Zeitraume genannte Chronik des Regino wurde fortgeſetzt von einem Andern bis 967; kurz, aber meiſt ſorgfältig und genau, auch recht gut geſchrieben.

2. Liutprand von Pavia, Geheimſchreiber des Königs Berengar II. von Italien, dann im Dienſte Königs Otto I., zuletzt Biſchof von Cremona, ſchrieb die Geſchichte ſeiner Zeit, nicht ohne Geiſt, und beſonders in der Geſchichte Italiens ſehr belehrend, doch parteilich und leidenſchaftlich; ſein Styl iſt geſucht und ſchwülſtig, er liebt Anekdoten und Ausſchmückungen der Erzählung; ſie geht von c. 886 bis 948; ein Anhang, von 951 bis 964. In einem beſondern Werke beſchrieb Liutprant ſeine Geſandtſchaft an den Kaiſer Nicephorus.

3. Hroswitha, Nonne zu Gandersheim, ſchrieb ein Gedicht: de gestis Ottonum panegyris, von 919 bis 964, wie der Titel ſagt, Lobſchrift auf Otto den Großen, deßhalb oft der Wahrheit ungetreu und einſeitig, doch nicht ohne mannigfachen Werth. Die letzten Jahre behandelt ſie flüchtig.

4. Widukind, gewöhnlich Wittekind genannt, Mönch in Corvey, ſt. gegen 1000, ſchrieb die Geſchichte der Sachſen (Rerum Saxonicarum libri III.) bis 973, der erſte Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, ſtellt die von ihm erzählten Begebenheiten angenehm und glücklich dar, dem ſächſiſchen Hauſe ergeben, doch mit Streben nach Wahrheit, und in der zweiten Hälfte ſeines Werkes von unſchätzbarem Werth. Der erſte Theil beruht zum Theil auf Sage und Tradition des Volkes.

5. Unter den Chroniſten iſt auch für die deutſche Geſchichte, beſonders die Lotharingiſchen Verhältniſſe, wichtig Flodoard zu Rheims, der ein Chronikon von 919 bis 966 ſchrieb.

6. Richer, Mönch in St. Remy bei Rheims, ſtudirte Medizin und ward Schüler des berühmten Gesbert; von dieſem zur Geſchichtſchreibung aufgefordert, ſchrieb er zwiſchen 995 und 998 historiarum libros IV, von 888 bis 995, demſelben Gesbert gewidmet. Er iſt parteiiſch für Frankreich und entſtellt oft die Begebenheiten zu deſſen Vortheil. Gleichwohl iſt er, bei der Quellenarmuth jener Zeit, von entſchiedenem Werthe. Seine Darſtellung iſt durch das Studium der Alten gebildet. Im Mittelalter nur von Ekkehard benutzt, war er ganz verſchollen, bis Pertz die einzige Handſchrift, und zwar als Autographon, in Bamberg entdeckte und in den Monumenten herausgab.

7. Enzelne wichtige und ſehr intereſſante Nachrichten geben uns die Lebensbeſchreibungen des Erzbiſchofs Bruno von Cöln, Bruder Otto's I., des Biſchofs Udalrich von Augsburg und anderer Geiſtlichen der Zeit.

Im 11ten Jahrhundert finden ſich ſchon mehrere und wichtigere Geſchichtſchreiber, die auch in der Darſtellung vorzüglich ſind.

1. Das Leben der Königin Mathilde, auf Befehl König Heinrichs II. von einem Unbekannten, zwiſchen den Jahren 1002 und 1014 verfaßt, angenehm geſchrieben und für die Geſchichte Heinrichs I. nicht unwichtig.

2. Ditmar oder Thietmar, Biſchof von Merſeburg, ſt. 1018; Geſchichte der deutſchen Könige von 876—1018. Seine Erzählung iſt verworren, ſeine Sprache dunkel und weder rein noch angenehm, ſeine Darſtellung in den erſten Büchern wenig ſelbſtſtändig. Nichts deſto weniger iſt er für uns von der größten Wichtigkeit, reich an Nachrichten der verſchiedenſten Art, und für die Geſchichte Otto's III. und Heinrichs II. unſere Hauptquelle. Er war Freund und Verwandter der ſächſiſchen Kaiſer.

3. Außer ihm finden wir die beſten Nachrichten über das Ende des 10. und den Anfang des 11. Jahrhunderts in den Annales Quedlinburgenses — 1025, ausführlich und genau.

4. Das Leben König Heinrichs II. von Adelbold, Biſchof in Utrecht, iſt unvollendet und faſt ganz aus Ditmar entlehnt, aber gut geſchrieben. — Die vitae der beiden Biſchöfe von Hildesheim Bernward und Godehard ſind für die Geſchichte Sachſens von großer Bedeutung; auch die Meinwercs von Paderborn verdient genannt zu werden.

5. Wippo, Kaplan Kaiſer Konrads II., deſſen Leben er in edler Sprache beſchrieben hat: vita Conradi Salici. Er war ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann von achtungswerther Geſinnung.

6. Hermannus Contractus (der Lahme), aus dem Geſchlechte der Grafen von Vehringen, Benediktiner-Mönch in Reichenau; ſt. 1054; Chronik bis 1054, vom Jahre 1000 an; werthvolle Fortſetzung bis 1100 von Berthold und Bernold von Conſtanz.

7. Adam von Bremen (aus Meißen, Domherr und Schulrektor in Bremen, ſt. 1076), Kirchengeſchichte des Nordens, von der Mitte des 8ten Jahrhunderts bis 1076, gut geſchrieben; für die Geſchichte Norddeutſchlands, beſonders die Zeit Heinr. IV., wichtig.

8. Bruno von Corvey, de bello saxonico; ein leidenſchaftlicher Gegner Heinrichs IV., der vieles übertreibt und entſtellt; für die Geſchichte des Krieges dennoch nicht zu entbehren.

9. Lambert von Aſchaffenburg, Mönch in Hersfeld, Chronik von den älteſten Zeiten bis 1077; geiſtreich und gut geſchrieben; für ſeine Zeit vom Jahre 1050 an Hauptquelle, überhaupt leicht der beſte Geſchichtſchreiber des Mittelalters.

10. Marianus Scotus, ſt. 1086, Mönch in Fulda und Mainz; Chronik bis 1083; fortgeſetzt von Dodechin bis 1200.

11. Sigbert, Mönch in Gemblours, (Sigeb. Gemblacensis), ſt. 1112; Chronik, gelehrt und fleißig, reich an Nachrichten, aber verworren und unzuverläſſig. Sein Buch iſt von vielen fortgeſetzt und im ſpäteren Mittelalter ſehr viel gebraucht worden.

12. Ekkehardus Uraugienſis, Chronik bis 1126, ſorgfältig und belehrend, in der Geſchichte ſeiner Zeit von großem Werthe, unparteiiſcher als die meiſten Hiſtoriker der Zeit, die entweder für oder gegen die Kaiſer und Päpſte ſchrieben. Mehrere Fortſetzungen, die bekannteſte von dem Abte von Ursperg, Chron. Ursperg. bis 1229.

13. Recht wichtig ſind die Briefe der Päpſte und anderer bedeutender Männer, geſammelt von einem Geiſtlichen Ulrich in Bamberg im zwölften Jahrhundert.

14. Sehr wichtig auch für die Auffaſſung des Geiſtes jener Zeit, wo der Kampf zwiſchen Heinrich und Gregor den Scharfſinn zur Vertheidigung der beiden großen Parteianſichten in Bewegung ſetzte, iſt die Kenntniß der vielen Streitſchriften, welche darauf berechnet waren, die öffentliche Meinung für oder wider zu bearbeiten. Die päpſtliche Partei hatte ihren Mittelpunkt in den Klöſtern St. Blaſien, Schafhauſen und Hirſchau; für den Kaiſer ſchrieben aber auch ſehr gelehrte, achtungswerthe und unbeſcholtene Männer. Die Namen der gegenſeitigen Schriftſteller aufzuführen, iſt hier nicht der Platz; ihre Charakteriſtik findet ſich in dem vortrefflichen Werke von Stenzel: Geſch. Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern. 1827 u. 28.

15. Die Lebensbeſchreibung des osnabr. Biſchofs Benno, eines Freundes Heinrich IV., von Norbert, Abt des Kloſters Iburg, welches Benno erbaut hat, giebt wichtige Nachrichten.

16. Die Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge ſind überaus zahlreich; die Wichtigkeit des Gegenſtandes, die allgemeine Theilnahme, die Fremdartigkeit des Unternehmens und das Wunderbare der verübten Thaten reizten viele, beſonders die Theilnehmer ſelbſt, zur Aufzeichnung für die Zurückgebliebenen und Nachfolgenden. Die meiſten Schriftſteller ſind aber fremde, nur wenige und minder bedeutende Deutſche. Der größte Theil derſelben iſt geſammelt von Bongars unter dem von einem der Geſchichtſchreiber entlehnten Titel: **Gesta Dei per Francos, Hanoviae 1611 fol.**

Im 12. und 13. Jahrhundert wirkte der Aufſchwung, welchen die Kreuzzüge dem Geiſte gaben, auch bald vortheilhaft auf die Geſchichtſchreibung. Es zeigt ſich ſchon Wahl und Anordnung des Stoffes, die Anfänge der hiſtor. Kunſt. Oben an ſteht:

1. Otto, Biſchof von Freiſingen, ſtarb 1158, Sohn des Markgrafen Leopold von Oeſtreich, philoſophiſch gebildet, freimüthig und beredt. Schrieb a) eine allgem. Geſch. bis zum Jahre 1152, gut fortgeſetzt bis 1209 von Otto **de St. Blasio**; — b) das Leben Kaiſer Friedr. I. bis 1156, welches der Freiſingiſche Kanonikus Radewich bis 1160 fortgeſetzt hat; beide ebenſo intereſſant als belehrend und mit Einſicht geſchrieben.

2. Die Geſch. Friedrichs I. enthält bedeutende Aufklärung durch die Chron. Vincenz's v. Prag 1140—67, Otto's und Acerbus Morena Geſch. v. Lodi 1153—78, die Geſch. Romualds, Erzb. v. Salerno—1168, das Gedicht Günthers: **Ligurinus** und das Buch des ſogenannten Sire Raul von Mailand **de rebus gestis Friderici in Italia.**

3. Chronik der Slaven v. Helmold, Pfarr. bei Lübeck, bis 1170, und Arnold, bis 1209; wichtig für die Geſch. Heinr. des Löwen und des welf. Hauſes.

4. Für dieſelbe giebt wichtige Nachrichten Gerhard, Propſt v. Steder-burch in ſeiner Chronik des Kloſters, und der Mönch von Weingarten in ſeinem Buch **de Guelfis** und ſeiner Chronik.

5. Der ſogenannte Annaliſta Saxo und Chronographus Saxo, meiſt Compilation, doch jener für das 11., dieſer für das 12. Jahrhundert im Einzelnen wichtig. — Faſt alle Biſthümer, Kirchen und Klöſter Deutſchlands erhalten jetzt ihre Geſchichtſchreiber, die mehr oder minder auch die allgemeinen Angelegenheiten berühren und oft wichtiger ſind als die allgemeinen und für die Bekanntmachung beſtimmten Chroniken. Solche ſind:

6. von Alb. v. Stade, bis 1256, von fremder Hand fortgeſetzt bis 1324, ebenfalls meiſt Compilation.

7. von Gottfried von Viterbo — 1186, dem Mönch Alberich, **Joh. Vitoduranus** u. a. m., die im Einzelnen manches Schätzbare enthalten.

8. Wichtig ſind die Briefſammlungen berühmter Männer aus jener Zeit, vor allen:

a) Die Briefe Papſt Innocenz III. und

b) die Sammlung, die den Namen des Petrus de Vinea, Kanzlers Kaiſer Friedr. II., (ſtarb 1249) trägt.

9. In Rom im vaticaniſchen Archiv hat ſich von dieſer Zeit an die vollſtändige Sammlung der Briefe an und von den Päpſten, der Verhandlungen ihrer Geſandten und ähnlicher Acten erhalten, die, wie man leicht ſieht, von der größten Bedeutung für die Geſchichte dieſer Zeit, aber ſehr ſchwer zugänglich ſind. Ein großer Theil iſt in Rom von Pertz abgeſchrieben, und der Anfang der Bekanntmachung im 4ten Bande der **Monumenta Germaniae historica** gemacht worden.

10. Für die Geſch. Kaiſer Friedr. II. iſt von hoher Wichtigkeit die Geſch. des Engländers Mathäus Paris, welche neben der engl. vom J. 1066—1259 auch die der übrigen europäiſchen Völker umſtändlich berührt.

So auch mehrere italieniſche Geſchichtſchreiber, von denen hier nur Richard de St. Germano und Nicolaus de Jamſilla als die wichtigſten genannt werden mögen (beide bei Muratori).

Geſammelt ſind die Quellenſchriftſteller in den großen Sammlungen von du Cheſne, Bouquet (für Frankreich), Muratori (für Italien), Schard, Reuber, Urſtiſius, Piſtorius, Freher, Goldaſt, Schilter, Meibom, Leibnitz, Eccard u. A. (für Deutſchland).

11. So wie für die vor. Zeiträume die älteſten Geſetze der Franken und der ihnen unterworfenen Völker, ſo ſind für das Mittelalter im engeren Sinne wichtig die ſpäteren Rechtsſammlungen, welche unter dem Namen des Sachſenſpiegels, des Schwabenſpiegels und des Kaiſerrechts bekannt ſind.

II. Die ſächſiſchen Kaiſer. 919—1024.

33. Heinrich I. 919—936.

Die Erzählungen über die Wahl des Königs Heinrich ſind vielfach entſtellt worden. Wenn wir, wie es richtig iſt, der Erzählung der älteſten Berichterſtatter, Widukind und Thietmar, folgen, ſo geſchah die eigentliche Wahl ſo, daß die Fürſten und Aelteſten der Franken, durch den Rath des ſterbenden Königs Konrad gewonnen, auf den Ruf ihres Herzogs Eberhard ſich im Anfange des Jahres 919 zu Fritzlar verſammelten und vor dem verſammelten Volke der Franken und Sachſen den Herzog Heinrich zum Könige erhoben. Die Rechte zum Himmel erhebend, begrüßte die verſammelte Menge mit ſtarkem Zuruf den Namen des neuen Königs. Die eigentliche Wahlhandlung geſchah alſo von den Großen der Franken; die Sachſen ſtimmten natürlich gern in die Wahl ihres Herzogs ein. Was die übrigen Stämme thun würden, war noch ungewiß; wir werden aber hören, wie Heinrich die Schwaben und Baiern auch bald zur Anerkennung ſeiner Würde gebracht hat. — Erſt viel ſpätere Erzählungen bringen die Sage zum Vorſchein, daß die Geſandten, welche dem Herzog Heinrich die Königskrone anbieten ſollten, ihn auf ſeinen Gütern am Harze, und zwar am Vogelherde, beſchäftigt gefunden hätten, woher ſein Beiname der Vogelſteller oder der Finkler entſtanden ſey. Mochte eine ſolche Sage ſich im Volke erhalten haben, was immer ſchon an ſich ein eigenthümliches Intereſſe hat, die älteſten Quellen wiſſen nichts von derſelben, und erſt in der Mitte des 11. Jahrhunderts kommt jener Beiname, Heinricus auceps, in den Chroniken und Geſchichtswerken vor.

König Heinrichs Regierung fing zwar auch mit innern Unruhen an, aber ſie waren bald beigelegt; denn darin wurde Otto des Erlauchten und König Konrads ſehnlicher Wunſch erfüllt, daß Franken und Sachſen unter einander einig blieben. Herzog Burchard von Schwaben dagegen und Herzog Arnulf von Baiern, der von den Ungarn zurückgekehrt war, verweigerten Anfangs den Gehorſam; Heinrich aber brachte ſie ſchnell durch Waffen und die Gewalt der friedlichen Rede zu ihrer Pflicht zurück. Vom Jahre 921 an gehorchte ganz Deutſchland dem Könige Heinrich und ſtörte kein innerer Krieg die Ruhe des Reiches. Lothringen aber, welches noch immer zwiſchen Frankreich uud Deutſchland hin uno her ſchwankte, gewann Heinrich, nach manchen Kämpfen, und befeſtigte ſpäter die Verbindung dadurch, daß er deſſen Herzoge Giſilbrecht oder Giſelbert ſeine Tochter Gerberge zur Gemahlin gab; und ſieben Jahrhunderte lang blieb von nun an dieſes ſchöne Land mit dem deutſchen Reiche verbunden.

Jetzt konnte Heinrich auch an die auswärtigen Feinde, die Slaven und Ungarn, denken. Die Ungarn vermeinten ihr altes Spiel mit den deutſchen Landen nach wie vor treiben zu können, und zuerſt mußte Heinrich auch ihren ungeſtümen Angriffen weichen, als ſie im Jahre 924 wieder einen Raubzug bis tief in Sachſen machten; dann aber glückte es ihm, bei einem Ausfalle aus dem feſten Schloſſe Werle oder Werlaon*), einen ihrer vornehmſten Fürſten gefangen zu nehmen; und für deſſen Loslaſſung und das Verſprechen eines Tributes ſchloſſen die Ungarn einen Waffenſtillſtand auf 9 Jahre und verſprachen, ſo lange gar nicht in des Königs Lande einzufallen. Sie mochten wohl denken, nachher das Verſäumte doppelt einzuholen; aber der König benutzte die neun Jahre ſo gut, daß ſie, als ſie nun wiederkamen, eine Gegenwehr fanden, welche ſie nicht erwartet hatten.

Zuerſt wehrte er mit aller Strenge den innern Unruhen und Räubereien, damit man deſto eifriger ſich gegen die Reichsfeinde rüſten konnte, In den ſpäteren Zeiten der Karolinger war, wie wir ſchon geſehen haben, in den innern Fehden der Sinn für Gewaltthat und Raub ſelbſt in Vielen des Adels genährt worden. Heinrich ſtrafte die Räuber, wo ſie ergriffen wurden, denen aber, in welchen der beſſere Geiſt wieder zu erwecken war, ſchenkte er die Strafe, und gab ihnen Waffen und Land an den öſtlichen Gränzen des Reiches, damit ſie ihre Kampfluſt gegen die Reichsfeinde wenden möchten. Bei Merſeburg erhielt eine ſolche Schaar ihren Standpunkt, und ſo ward dieſe Stadt eine Vormauer gegen die Slaven, bis Heinrich in das eigne Land derſelben weiter vordrang.

*) Die Lage von Werle (bei Widukind Werlaon) iſt vielfach beſprochen; man hat es in Weſtphalen, im Braunſchweigiſchen, Hildesheimiſchen und ſonſt finden wollen; am wahrſcheinlichſten iſt es die Königspfalz des Namens bei Goslar, welche im Sachſenſpiegel vorkommt.

Ferner übte der König ſeine Krieger, die bis dahin hauptſächlich nur zu Fuß zu fechten verſtanden, in der Kunſt des Reutergefechtes, damit ſie den flüchtigen Ungarnſchwärmen deſto beſſer widerſtehen könnten; und die Deutſchen, die von jeher zu aller Waffenkunſt willig und geſchickt waren, lernten auch dieſes ſehr ſchnell. Er übte ſie, in geſchloſſenen Gliedern anzugreifen, den erſten Pfeil des Feindes abzuwarten und mit dem Schilde aufzufangen, und alsdann raſch auf ihn loszuſtürzen, ehe er den zweiten abſchießen könnte. An dieſe Bildung einer Reuterei knüpfte er auch eine ſtrengere Kriegsordnung; der älteſte Bruder in jedem Hauſe mußte, ſo ſcheint es, den Reuterdienſt verſehen; zum allgemeinen Aufgebot waren, nach der alten Verpflichtung, die er erneuerte, alle Waffenfähigen verbunden.

Endlich, da er wohl einſah, daß die Feinde dennoch Schaden genug anrichten könnten, wenn man ſie auch einmal in die Flucht ſchlüge, indem ſie, wie ein Sturmwind, bald hier, bald da erſchienen und raubten und mordeten, und ſchon wieder fort waren, ehe man ſie einholen konnte, ſo befeſtigte er mit großem Fleiße in der Zwiſchenzeit eine Anzahl von ſchon vorhandenen Oertern in Sachſen und Thüringen, und legte manche neue dazu an, damit die Einwohner der Landſchaft bei der erſten Nachricht vom Feinde ſich und ihre Habe dahin flüchten könnten. Feſte Plätze zu belagern, verſtanden die Ungarn nicht, und wenn ſie nicht recht viele Beute bei ihrem Zuge machen konnten, ſo kamen ſie nicht leicht wieder. Heinrichs Erblande, wie überhaupt das nördliche Deutſchland, waren arm an größeren Oertern, die man mit Städten vergleichen könnte; die zerſtreute Wohnart der Deutſchen war hier am längſten vorherrſchend. Doch kommen einige Namen ſchon vor Heinrichs Zeit vor, und unter ihm, ſo wie gleich nach ihm, werden andere genannt, z. B. Quedlinburg, welches Heinrich, nach Ditmars Zeugniſſe, von Grund aus erbaute; Merſeburg, welches er mit einer Mauer umgab; Goslar, deſſen Gründung ſpäter faſt einſtimmig auf ihn zurückgeführt wird; ferner Nordhauſen, Duderſtadt und Gronau, welche er, nebſt Quedlinburg und Pölde im Jahre 929 ſeiner Gemahlin Mathilde zum Witthum verlieh. Auch Meißen, Wittenberg und Soeſt werden in Heinrichs Zeit verſetzt. Daß aber Magdeburg, Erfurt und Bardewik ſchon unter Karl des Großen vorkommen, iſt bekannt. — Tag und Nacht war man, wie Widukind erzählt, mit Erbauung der Burgen beſchäftigt und die Anwohner, ohne Rückſicht auf Stand und ſonſtige Abhängigkeitsverhältniſſe, wurden zur Theilnahme gezwungen.

Um nun aber auch Beſatzungen in dieſen Städten und Burgen zu haben, verordnete er, daß von den Landbewohnern, die zum Kriegsdienſte verpflichtet waren, immer der neunte Mann in die Stadt ziehen ſollte, dieſer mußte für die Gebäude ſorgen, die ihm

und den übrigen acht bei feindlichen Ueberfällen zum Zufluchtsorte dienen ſollten, und jene mußten ihm dafür den dritten Theil ihrer Früchte jährlich liefern, damit er ſelbſt zu leben hätte und das Uebrige auf die Zeit der Gefahr für Alle aufbewahrte.

Als Heinrich einige Jahre mit dieſen Vorkehrungen zugebracht hatte, beſchloß er, ſeine Krieger auf eine ernſthaftere Art zu üben, indem er die Nachbarn Deutſchlands im Oſten und Norden, die zwar nicht ſo gefährlich als die Ungarn, aber doch feindlich genug geſinnt waren, zu Paaren trieb. Die Slaven in der Mark Brandenburg, die Heveller (an der Havel) ſchlug er und eroberte ihre Stadt Brennaburg (Brandenburg) nach einer Belagerung im härteſten Winter, indem er auf dem Eiſe der Havel ſein Lager aufſchlug. — Dann unterwarf er die Daleminzier, die das Ufer der Elbe von Meißen bis nach Böhmen hin bewohnten. Auch gegen Böhmen unternahm König Heinrich einen Zug, belagerte den Herzog Wenzeslaus in ſeiner Hauptſtadt Prag und zwang ihn zur Unterwerfung. Von dieſer Zeit an forderten die deutſchen Könige von den Herzogen in Böhmen die Lehnspflicht.

Dieſe Begebenheiten fallen wahrſcheinlich in die Jahre 928 und 929. In dieſem letzteren Jahre aber, vielleicht aufgemuntert durch die Abweſenheit des Königs auf dem böhmiſchen Zuge, empörte ſich das ſlaviſche Volk der Redarier, die benachbarten Stämme der Slaven erhoben ſich faſt ſämmtlich, und ein allgemeines Aufgebot der Sachſen mußte gegen ſie geſendet werden. Die Feldherren des Königs belagerten die Stadt Lukini (Lenzen), nahe der Elbe. Ein großes Heer der Slaven rückte zum Entſatze heran; es kam zu einer blutigen Schlacht, welche mit dem gänzlichen Untergange der Feinde endigte. Wittekind nennt 200,000 Erſchlagene. Wenn auch die Zahl weit übertrieben ſeyn mag, ſo iſt doch ſicher, daß dieſer Sieg die Slaven dauernd der ſächſiſchen Herrſchaft unterwarf.

Zur Sicherung dieſer Fortſchritte erweiterte König Heinrich ohne Zweifel die ſchon beſtehenden Einrichtungeu an der ſlaviſchen Gränze und aus dieſen bildeten ſich nach und nach die Markgrafſchaft Nordſachſen, die heutige Altmark, und an der Elbe die Markgrafſchaft Meißen, wo Heinrich die gleichnamige Stadt und Veſte gründete. Die wirkliche Einrichtung beider Markgrafſchaften kann wohl nicht ſchon dem Könige Heinrich zugeſchrieben werden, ſondern ſie fällt in die Zeit der Ottonen; allein ſie folgte aus ſeinen Gründungen. Ebenfalls iſt es nicht erwieſen, daß Heinrich zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Slaven ſchon Biſthümer gründete; die Unruhe der Zeiten mochte ihn in den wenigen noch übrigen Jahren ſeiner Regierung daran verhindern; aber ſein Sohn Otto führte das, was der Vater ſchon im Sinn gehabt hatte, durch kirchliche Stiftungen in jenen Gegenden aus.

Unterdeß kam der neunjährige Waffenſtillſtand mit den Ungarn ſeinem Ende nahe. Dieſe ſchickten eine Geſandtſchaft und forderten den gewöhnlichen Tribut. Der König aber, im Vertrauen auf ſeine getroffenen Einrichtungen und ſein neu geübtes Heer, beſchloß den Kampf gegen die Erbfeinde zu unternehmen. Er verſammelte ſein Volk und ſprach ſo zu demſelben:

„Ihr wiſſet, von welchen Gefahren unſer vormals zerrüttetes Reich jetzt frei iſt, denn es war durch innere Unruhen und durch auswärtige Kriege zerriſſen. Jetzt iſt, durch Gottes Schutz, durch unſere Bemühungen und durch eure Tapferkeit der eine Feind, die Slaven, zur Unterwerfung gebracht; nichts bleibt uns übrig, als eben ſo gemeinſchaftlich gegen die allgemeinen Feinde, die Avaren (ſo nennt er die Ungarn), uns zu erheben. Bisher haben wir alles das Unſrige hingeben müſſen, ſie zu bereichern, jetzt müßte ich die Kirche plündern; denn das Uebrige alle haben ſie. Wählet nun ſelbſt. Wollet ihr, daß ich hinwegnehme, was zum Dienſte Gottes beſtimmt iſt, und uns damit von den Feinden Gottes den Frieden erkaufe? Oder wollen wir, wie es Deutſchen geziemt, feſt vertrauen, daß er uns erlöſen werde, der in Wahrheit unſer Herr und Erlöſer iſt?“

Da erhob das Volk die Stimme und die Hände zum Himmel und ſchwur zu ſtreiten.

Darauf wurden die Geſandten der Ungarn, welche den Tribut fordern ſollten, leer in ihr Land zurückgeſchickt. Spätere Erzählungen laſſen den König Heinrich den Geſandten einen an Ohren und Schwanz verſtümmelten, räudigen Hund, ein althergebrachtes Zeichen des äußerſten Schimpfes, ſtatt des Tributes überreichen. Ergrimmt rüſteten ſich die Ungarn mit großer Macht, um eine bittere Rache zu nehmen. Sie kamen in zwei großen Schaaren herangezogen. Die eine wandte ſich nach Thüringen und verheerte das Land, ſoweit die feſten Städte daſſelbe nicht ſchützten, bis in die Wesergegenden. Aber ein aus Sachſen und Thüringern gebildetes Heer griff dieſen weſtlichen Haufen an, ſchlug denſelben, tödtete die Anführer, und trieb ihn flüchtig durch ganz Thüringen. Die Herumirrenden kamen theils durch Hunger und Kälte, theils durchs Schwert um.

Das andere Heer der Ungarn, welches in den öſtlichen Gegenden geblieben war, erfuhr die Niederlage der Brüder, als es gerade den Sitz von Heinrichs, an den Thüringer Wido vermählten, Schweſter belagerte. Welche Stadt dieſes geweſen, iſt leider nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Einige haben Merſeburg angenommen, welches Liutprand als den Lagerplatz der Ungarn nennt, andere Wittenberg. Der König lagerte, wie Widukind erzählt, bei dem Orte Riäde, deſſen Lage aber ebenfalls nicht ſicher zu beſtimmen iſt. Doch ſcheint ſo viel als das Wahrſcheinlichſte feſtzuſtehen, daß

die Schlacht in den Gegenden der Saale, nicht weit von Merſeburg, im Haßgau, vorgefallen iſt.

Als die Ungarn das Anrücken des Königs erfuhren, verließen ſie das Lager und zündeten, ihrer Gewohnheit nach, große Feuer an, um ihre zum Plündern zerſtreuten Haufen durch die Flamme und den Rauch zu verſammeln. Am folgenden Morgen rückte Heinrich mit ſeinem Heere heran. Mit feurigen Worten ermahnte er die Seinigen, für das Vaterland und ihre Erſchlagenen und als Knechte weggeführten Verwandten heute Rache zu nehmen; zugleich ſahen die ermuthigten Krieger ihn ſelbſt, den König, wie er, mit der heiligen Lanze *) in der Hand, bald zu den erſten, bald zu den mittleren und wieder zu den letzten Reihen flog, und vor ihm das Hauptbanner des Heeres wehte, welches der Engel hieß, weil es mit dem Zeichen des Erzengel Michael geſchmückt war. Da fühlten die deutſchen Streiter die Zuverſicht des Sieges in ihrer Bruſt und erwarteten das Zeichen der Schlacht. Der König aber, der es ſchon an den Bewegungen der Feinde erkannte, daß ſie nicht Stand halten würden, ſchickte einen Theil der Thüringiſchen Landwehr mit wenigen geharniſchten Rittern voraus, damit die Feinde dieſen beinahe unbewaffneten Haufen verfolgen möchten und ſo bis an ſein Hauptheer herangelockt würden. Dieſes geſchah; aber dennoch ergriffen ſie bei dem Anblicke der deutſchen wohlgerüſteten Reihen ſo ſchnell die Flucht, daß es kaum zu einer ordentlichen Schlacht kam. Mehrere wurden noch auf der Flucht niedergemacht oder gefangen, das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen wurde erbeutet, und was das Rührendſte und Erfreulichſte war, die Gefangenen, welche die Ungarn ſchon als Sklaven zuſammengetrieben hatten, ſahen ſich ſo unerwartet befreit. Da fiel Heinrich mit dem Heere nieder und dankte Gott für den Sieg; den Tribut, den er den Feinden früher zahlen mußte, beſtimmte er dem Dienſte der Kirche und zu milden Gaben für die Armen; und der König ſelbſt, ſagt Widukind, wurde von den begeiſterten Kriegern hinfort „Vater des Vaterlandes" und „allgebietender Herr" und „Imperator" genannt, und der Ruhm ſeiner Tugend und Tapferkeit verbreitete ſich durch alle Lande.

Dieſes war die gewöhnlich ſogenannte Merſeburger Schlacht, oder die Schlacht des Haßgaues, im Jahre 933. Zu ihrem Andenken ließ Heinrich, wie Liutprand erzählt, ein Gemälde der Schlacht in dem Speiſeſaale ſeiner Pfalz zu Merſeburg anfertigen, welches den Sieg in lebendiger Wahrheit darſtellte.

---

*) Dieſe heilige Lanze hatte Heinrich einſt vom Könige Rudolf von Burgund zum Geſchenke erhalten: ſie war mit einem Kreuze aus Nägeln verſehen, mit welchen, wie man glaubte, die Hände und Füße des Heilandes an's Kreuz geſchlagen waren. Der König Heinrich und ſeine Nachfolger hielten das Heiligthum ſehr hoch und trugen es an wichtigen Tagen.

Das Jahr 934 gab dem König Heinrich noch Gelegenheit zu einem ruhmvollen Zuge gegan die Dänen, welche die Küſten Frieslands und Sachſens räuberiſch verheerten. Er drang mit einem Heere in ihr eignes Land ein, zwang den König Gorm, gewöhnlich der Alte beigenannt, zum Frieden, ſetzte bei Schleswig die Gränzen des Reiches feſt, ſetzte dort einen Markgrafen ein und ließ eine Colonie von Sachſen dort ſich niederlaſſen. Ja, einer aus dem königlichen Geſchlechte, — vielleicht Gorms Sohn Knud, nach Andern ſein zweiter Sohn Harold, — wurde für den chriſtlichen Glauben gewonnen. So wurde die, ſchon zur Zeit der Karolinger zum Schutze der Reichsgränze beſtehende, Markgrafſchaft an der Schlei und Trenne, welche in der Zeit der Zerrüttung den Dänen wieder heimgefallen war, durch Heinrich hergeſtellt, und dieſer ſah am Abend ſeines ruhmvollen Lebens auch den Feind im Norden des Vaterlandes, der ein Jahrhundert hindurch alle Länder Europa's mit Schrecken erfüllt hatte, vor ihm in ſeine Gränzen zurückweichen und ſein Uebergewicht anerkennen. (Dieſer Landſtrich zwiſchen Schlei und Eider blieb von da an faſt hundert Jahre mit Deutſchland vereinigt, bis Kaiſer Konrad II. denſelben an den König Knud wieder abtrat.)

Auch in ſeinem Hauſe war König Heinrich ein glücklicher, mit den Tugenden eines frommen und würdigen Hausvaters geſchmückter, Mann. Seine Gemahlin, die fromme und ſanfte Mathilde, war ein Muſter der Frauen. Sie vermogte viel über den König und bewirkte oft, wo es möglich war, Gnade für den Strafbaren. Es ſchmerzte ihn, wenn die öffentliche Gerechtigkeit ihn nöthigte, ihr eine ſolche Bitte abzuſchlagen. — Fünf Kinder gebar ſie ihm, Otto, Gerberga, Haduin, dann ſpäter Heinrich und Bruno. Von ſeiner erſten Gemahlin Hathberga, die früher dem Kloſterleben beſtimmt, nicht als rechtmäßige Gemahlin anerkannt und bald von ihm getrennt wurde, war ein Sohn Thankmar vorhanden, der aber eben deshalb nicht als ächtgeboren gelten konnte.

Seinen Erſtgebornen aus der zweiten Ehe und Nachfolger Otto vermählte Heinrich mit der Edgitha, Tochter des Königs Edward von England, und gab dadurch das erſte Beiſpiel, welches die Könige des ſächſiſchen Stammes mehrfach befolgten, ſich mit den übrigen Königshäuſern in Europa zu verbinden. Es war ein großartiges Streben in dieſem Geſchlechte.

Gegen das Ende ſeines Lebens ſoll Heinrich, nach Widukinds Zeugniſſe, nachdem ſein hohes Ziel, dem Reiche Ruhe im Innern und Anſehen und Würde nach Außen zu verſchaffen, ſo rühmlich gelungen war, auch die Abſicht gehegt haben, nach Italien zu gehen, und die Verbindung dieſes Landes mit dem Reiche der Deutſchen herzuſtellen. In wie weit dieſe Angabe gegründet iſt, kann nicht dargethan werden; wenn der König die Abſicht gehegt hat, ſo wurde er doch durch Krankheit an der Ausführung verhindert.

Im Herbſt 935 wurde er zu Bothfeld von einem Schlagfluſſe gerührt und lag lange krank darnieder. Als er ſich wieder im Stande fühlte, die letzten Geſchäfte zur Sicherung der Ruhe des Reiches vor ſeinem Ende vorzunehmen, berief er eine Verſammlung der Großen nach Erfurt. In ſeinem erſtgebornen Sohne von der Mathilde, Otto, erkannte er die Kraft und Geiſtesgröße, welche dem Herrſcher geziemen; die Mutter begünſtigte den zweiten Sohn, Heinrich, welcher ſanfter war, als der oft harte und leidenſchaftliche Bruder, und dadurch, daß er geboren war, als der Vater ſchon die Königswürde bekleidete, einen Anſpruch auf die Nachfolge machen zu können ſchien. Allein der Wille des Vaters vermogte die Großen, Otto als Nachfolger ſchon vorläufig anzuerkennen.

Beruhigt ging Heinrich von Erfurt nach Memleben. Hier wiederholte ſich der Schlagfluß und nachdem er ergeben und gerührt von ſeiner Gemahlin Abſchied genommen hatte, ſtarb er an einem Sonntage, am 2. Juli 936, in einem Alter von 60 Jahren, in Gegenwart ſeiner Söhne und mehrerer Fürſten des Reiches. In der Stadt, die er ſelber gegründet, zu Quedlinburg in der Kirche des heiligen Petrus, vor dem Altare, wurde Heinrich begraben.

Er hatte nur 18 Jahre regiert, und gleichwohl in dieſer Zeit ſein Reich aus tiefem Verfalle zu Kraft und Anſehen erhoben. Gegen die Feinde war er ſtark und gewaltig, gegen Freunde und Unterthanen gerecht, freundlich und mild, und durch beides das Muſter eines deutſchen Königs. Er wird geſchildert als von ſchöner, ritterlicher Geſtalt, ein kühner und glücklicher Jäger, und ſo geſchickt in den Uebungen des Körpers und der Waffen, daß er in den Kampfſpielen allen Gegnern ein Schrecken war. Beim Mahle war er heiter, wußte aber immer die königliche Würde ſo zu bewahren, daß jeder in den Schranken der Ehrerbietung blieb.

Die Stiftungen König Heinrichs. Wir nennen den König Heinrich mit Recht einen der größten unter unſern Fürſten. Das iſt das Merkmal wahrhaft großer Männer, nicht daß ſie nur Thaten verrichten, über welche die Welt ſtaunt, ſondern daß ſie Werke zurücklaſſen, welche den lebendigen Keim einer neuen Zukunft in ſich tragen. Leider ſind die älteſten und ächten Nachrichten über König Heinrich zum Theil ſo dürftig und lückenhaft, daß Vieles, was ihm die Folgezeit zugeſchrieben hat, nicht mit Sicherheit zu erweiſen iſt; aber ſchon dieſes, daß er von den Schriftſtellern des Mittelalters als Stifter ſo vieler wichtigen Dinge genannt wird, als Begründer des Ritterſtandes und Veredler des Adels, und eben ſo als Stifter der Städte und des Bürgerthums in denſelben, daß die Stiftung von Markgrafſchaften und Bisthümern auf ihn zurückgeführt wird, die doch erſt nach ihm entſtanden — das Alles iſt ein Beweis, wie wichtig ſein Wirken geweſen, und wie groß ſein Bild ſich im Andenken der Menſchen erhalten hat.

Laſſen wir alles auch fahren, was nicht als geſchichtlich erwieſen gelten kann, ſo bleibt doch immer ſo viel übrig: König Heinrich iſt ein Wohlthäter des nördlichen Deutſchlands dadurch geworden, daß er durch die Anlegung und Beförderung von Städten in dieſen Gegenden das Emporkommen des Bürgerſtandes möglich machte. Der Stand der gemeinen freien Leute war, wie ſchon früher erzählt iſt, am Ende der karolingiſchen Zeit außerordentlich geſchwächt. Schon wurde das Land zum großen Theile nur von dienſtbaren Leuten bebaut; die bürgerlichen Gewerbe und der Handel waren in den Gegenden, wo es noch wenig Städte gab, ganz in ihrer Kindheit; in den Theilen Deutſchlands aber, wo von der Römer Zeit her größere Städte beſtanden, in den Gegenden des Rheins und der Donau, waren faſt alle Geſchäfte des Lebens, welche Gewinn brachten, — kaum möchten wir das Uebel in ſo früher Zeit ſuchen, — in den Händen der Juden. Der Adel hielt dieſe Geſchäfte unter ſeiner Würde, ja er wurde vielfältig von den Juden, welche bereits unermeßliche Reichthümer erworben hatten, abhängig, weil er oft in der Noth ihres Geldes bedurfte. Schon in den letzten Zeiten des römiſchen Kaiſerthums waren die Juden durch die Geſetze ſehr begünſtigt und durch Honorius unter anderm ganz vom Kriegsdienſte befreit worden. Ihr Hauptſitz waren die Städte Cöln, Coblenz, Trier, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Baſel, Conſtanz, Regensburg, Paſſau u. ſ. w., und in dieſen Städten lebten ſie in ſo großer Anzahl, daß ſie auch hier das ſchnelle Emporkommen eines begüterten freien Handels- und Gewerbſtandes verhindert hatten.

Nun aber baute oder befeſtigte König Heinrich, wie wir geſehen haben, eine Anzahl von Städten in Sachſen und Thüringen und ſetzte Einwohner vom Lande hinein, gewiß nicht blos, wie Manche gemeint haben, für die Zeit des Krieges, ſondern zum dauernden Aufenthalte; und er wußte zugleich Mittel zu finden, den alten Widerwillen der Sachſen gegen das Stadtleben zu überwinden. Er gewährte denen, welche hineinzogen, Sicherheit der Rechtspflege; nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß jede Stadt ihren eigenen Grafen erhielt, der im Kriege der Anführer, im Frieden der nächſte Richter und Vorſtand war, wenn er gleich unter dem Grafen des Gaues, in welchem die Stadt lag, geſtanden haben mag. Ferner verordnete er, wie Widukind ausdrücklich berichtet, daß alle Berathungen, Verſammlungen und Feſte von den Einwohnern der benachbarten Gegend in den Städten gefeiert werden ſollten. Daß Jahrmärkte ſich an dieſelben anſchloſſen und Gewerbe und Verkehr in den Städten ihren Mittelpunkt fanden, liegt in der ganz natürlichen Entwicklung der Sache. Was vorher durch die Mitglieder der Familie auf dem Lande, oder durch Leibeigne, in jedem Hauſe einzeln angefertigt war, wurde bald viel vollkommner von den Handwerkern und Künſtlern der Städte, von Meiſtern und Geſellen,

im Großen verfertigt. Solche Vertheilung der Arbeit iſt die Grundlage aller höheren Ausbildung bei den Völkern. Bedarf es auch noch der Auseinanderſetzung, wie gewiß in den Städten, welche ja als Wehrplätze von Heinrich errichtet waren, ſich auch auf natürlichem Wege Waffenübungen unter den Bürgern einfanden, um ſie zur Vertheidigung ihrer Mauern immer geſchickt zu erhalten, und damit auch Waffenluſt und Waffenfeſte, wozu der Deutſche immer den Antrieb in ſich ſelber gefunden hat? — Durch dieſes Alles wurden nicht nur immer mehr Menſchen in die feſten Plätze gelockt, ſondern, da mehrere derſelben gewiß urſprünglich nur von beſchränktem Umfange waren, ſo bauten ſich immer mehr Anwohner um die Burg herum an, und es entſtand eine Stadt außerhalb der Burg; und auch dieſe wurde ſpäter, zur Vertheidigung gegen feindliche Anfälle, mit Mauern umgeben.

Das hier Geſagte ſoll jedoch nicht ſo verſtanden werden, als habe Heinrichs Stiftung ſogleich das ganze Leben im nördlichen Deutſchland geändert und einen großen freien Bürgerſtand geſchaffen; vielmehr ging es bei dem Widerwillen der Sachſen gegen das geſchloſſene Leben in Städten, wie auch die Folgezeit lehrt, nur langſam damit. Aber der Grund ward durch ihn gelegt, und der Anſtoß wurde gegeben, und ſo viel nur vermag der Einzelne. Sein Verdienſt iſt, daß er die Forderungen der Zeit erkannte und ihren Fortſchritt förderte; der Gang der menſchlichen Entwicklung mußte im Großen das Angefangene fortführen. Aber dieſer Gang wird auch nicht nach Jahren, ſondern nach Jahrhunderten gemeſſen, und ſo offenbaren ſich die Folgen von Heinrichs großartigen Gedanken erſt in der Blüthe des Städtelebens im fernern Laufe des Mittelalters.

34. Kaiſer Otto I. 936—973.

Schon vor König Heinrichs Tode hatten ihm die Fürſten, wie wir geſehen haben, für ſeinen Sohn Otto die Nachfolge im Reiche verſprochen; nun wurde die Ernennung auf einer großen Verſammlung zu Aachen beſtätigt und Otto feierlich gekrönt. Zwei der großen Erzbiſchöfe am Rheinſtrome ſtritten um die Ehre der Krönung. Der von Köln begehrte ſie, weil die Stadt Aachen in ſeinem Kirchſprengel liege; der von Trier, weil ſein Erzbisthum das älteſte ſey. Da wurde endlich beſchloſſen, daß keiner von ihnen, ſondern der Erzbiſchof Hildebert von Mainz die Krönung verrichten ſolle. Der Herzog Giſelbrecht von Lothringen, in deſſen Herzogthume Aachen lag, hatte für die Wohnung und Bewirthung der Fremden geſorgt; es war ihrer eine große Menge verſammelt. Der Herzog Eberhard von Franken verwaltete die Tafel und das Eſſen; Herzog Hermann von Schwaben ſorgte für den Wein, und Herzog Arnulf von Baiern für die Pferde und das Lager.

Man hat hierin die erſten Spuren der nachherigen Erzämter des Reiches gefunden.

Als nun das Volk an dem großen Dome zu Aachen verſammelt war, führte der Erzbiſchof den jungen König an der Hand hervor und ſprach ſo zu dem Volke: „Sehet, hier ſtelle ich euch den von Gott erwählten, vom König Heinrich vorgeſchlagenen, nun aber von allen Fürſten ernannten König Otto vor. Wenn euch dieſe Wahl gefällt, ſo erhebet zum Zeichen deſſen eure rechte Hand zum Himmel!“

Alsbald erhob das ganze Volk die Hände, und rief dem neuen Könige Glück zu. Dann trat der Erzbiſchof mit ihm zum Altare, auf welchem die königlichen Kleinodien lagen, das Schwert mit dem Gürtel, der Kaiſermantel mit den Armbändern, und der Stab mit Scepter und Krone. Das Schwert überreichte er ihm mit dieſen Worten: „Nimm hin das Schwert, alle Feinde Chriſti zu vertreiben und den Frieden aller Chriſten auf das Stärkſte zu befeſtigen!“ — und alſo auch mit ähnlichen Anreden die andern Stücke. Dann ſetzte er ihm die Krone auf, führte ihn zum Throne, der zwiſchen zwei ſchönen Marmorſäulen errichtet war; und hier ſaß Otto, bis das feierliche Hochamt vollendet war. Staunend waren Aller Augen auf den jungen König gerichtet, deſſen Anblick einen jeden mit Ehrfurcht erfüllte. Die hohe fürſtliche Geſtalt, die breite männliche Bruſt, das große ſtrahlende Auge, das lange, blonde Haar, welches von ſeinem Scheitel herabwallete; Alles ſchien den gebornen Herrſcher zu verkündigen. Und als nun Otto, nach Beendigung der Feſtlichkeiten, die Regierung mit jugendlicher Kraft anfing, da zeigte ſich bald, daß der äußere Schein nicht gelogen hatte.

Aber ſo milde Gewalt über die Herzen der Menſchen, wie ſein Vater Heinrich, gewann Otto nicht. Man hat ihn, ſeines ernſthaften, oft ſchreckbaren, Anſehens wegen einen Löwen genannt, und gleich dem Löwen warf er auch alle Feinde nieder, ſo oft und ſo viele ihrer in und außer Deutſchland gegen ihn aufſtanden. Er wurde ein großer und mächtiger Fürſt, und galt bald als der erſte in der Chriſtenheit: er brachte die Kaiſerkrone Karls des Großen auf ſein Haupt, und machte das deutſche Reich und den deutſchen Namen ſo groß unter allen Völkern, daß ſich keines mit ihm vergleichen mochte. So gewaltige Dinge kann ein gewöhnlicher Mann, welcher einzig den Frieden und die Ruhe liebt, nicht ausrichten; ſondern nur derjenige, welchem der Ruhm ſeines Volkes als ein hohes, ſtrahlendes Bild vor Augen ſchwebt. Und wenn auch dem Kaiſer Otto der Stolz ſeiner Seele viele Feinde zuzog, und wenn er auch in dem Zorne, der ſeine männliche Bruſt oft gewaltig bewegen konnte, ſtreng mit dem Widerſacher verfuhr, ſo iſt er doch auch in ſeinem Edelmuthe dem Löwen zu vergleichen, daß er des Schwächern ſchonte, und dem bittenden Feinde nicht Einmal, ſondern wohl oftmals verzieh; wie er denn überhaupt im Grunde des

Gemüthes leutſelig und freundlich war und eines Vergehens nie wieder gedachte, wenn er einmal vergeben hatte. Dabei führten ihn der Zorn und die Strenge nie über die Gränze der Gerechtigkeit hinaus; das Geſetz galt ihm über Alles.

Unſer Vaterland, welches vor den beiden großen Königen Heinrich und Otto, im Innern zerrüttet und auf dem Wege zur Auflöſung, nach Außen aber von höhnenden Feinden umgeben war, die daſſelbe nach Willkühr durch Raubzüge verheerten, ſtand nach zwei ſolchen Herrſchern neugeboren da. Nicht nur waren die Feinde zu Boden geſchlagen, ſondern ſogar neue Länder erworben; und alle andern Völkern, die noch eben ihren Uebermuth an Deutſchland ausgelaſſen hatten, beugten ſich vor ihm.

Zwar lehnten ſich gleich im Anfange ſeiner Regierung viele Fürſten gegen den vierundzwanzigjährigen König auf: die Franken unter Eberhard und die Lothringer unter Giſelbrecht, die es noch immer nicht vergeſſen konnten, daß ein Sachſe die Königswürde beſaß; ſein Halbbruder Thankmar, ja ſein eigener jüngerer Bruder Heinrich, der Mutter Liebling, welcher mehr als Otto die höchſte Würde verdient zu haben glaubte. Allein Thankmar kam in dem Streite ſelbſt um; die Franken und Lothringer wurden durch die Waffen zur Ruhe gebracht, nachdem die Herzoge Eberhard und Giſelbrecht ebenfalls umgekommen waren; und Heinrich, der mit ihnen verbunden geweſen, warf ſich zu Frankfurt in der Weihnachtsnacht **941** ſeinem Bruder auf dem Wege in die Kirche zu Füßen und erhielt vollkommene Verzeihung, obwohl er ſich dreimal gegen ihn empört und ſogar an einer Verſchwörung gegen das Leben des Königs Theil genommen hatte. Ja Otto gab ihm im Jahre **945** das erledigte Herzogthum Baiern, und ſie ſind von da an treue Freunde geblieben bis an ihren Tod. Das Herzogthum der Franken aber beſetzte Otto nach Eberhards Tode nicht wieder, damit der Widerſtand dieſes ſtolzeſten Stammes ſeinen Mittelpunkt verlöre. Das Herzogthum Lothringen dagegen gab er **943** dem treuen Grafen Konrad, ſpäter von Worms beigenannt, und vermählte denſelben **947** ſeine einzige Tochter Luitgard. (Beide ſind die Stammeltern des jetzigen lothringiſch-oeſtreichſchen Hauſes). Und das Herzogthum Schwaben endlich verlieh er **949**, nach Herzog Hermanns Tode, ſeinem eigenen Sohn Ludolf.

Nicht weniger beſchäftigten die äußeren Feinde den König. Mit den nordöſtlichen Nachbarn, den Slaven, hatte er langwierige und blutige Kriege führen müſſen; doch machte er ſie bis an die Oder zinsbar und ſtiftete Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg, um auch das Chriſtenthum unter ihnen zu befeſtigen, und unterwarf ſie ſpäter dem erzbiſchöflichen Stuhle, zu Magdeburg, den er im Jahre **968** zugleich aus den Bisthümern Merſeburg, Zeiz und Meißen errichtete. Die Herzöge von Böhmen und Polen mußten ſeine Obergewalt anerkennen, und

durch die Stiftung der Bisthümer Prag und Poſen ſuchte er auch bis in dieſe fernen Gegenden die milde chriſtliche Lehre zu verbreiten. — Die Dänen, welche kürzlich die von ſeinem Vater geſtiftete Markgrafſchaft Schleswig verwüſtet hatten, trieb er bis in die Spitze von Jütland zurück; und von ihm ſoll freilich wohl nach einer ſpäteren Sage, ein Meeresarm an dieſer Küſte, in welchen er ſeine Lanze warf, den Namen Ottenſund erhalten haben. Der König Harald ließ ſich, nebſt ſeiner Gemahlin Gunilde und ſeinem Sohn Sveno, taufen, und in Schleswig, Ripen und Aarhuus wurden Bisthümer angelegt. Otto fühlte die Beſtimmung eines chriſtlich-germaniſchen Königs in ſich, wie Karl der Große; er verbreitete das Chriſtenthum mit germaniſcher Bildung, indem er auch deutſche Colonien in die eroberten Länder verpflanzte.

So hatte der König Otto in den erſten 15 Jahren ſeiner Regierung das Werk ſeines Vaters ſo kräftig fortgeführt, daß die Zerſpaltung Deutſchlands um ein Großes vermindert und die großartige Weltſtellung, welche daſſelbe einzunehmen beſtimmt war, vorbereitet war. Der Widerſtand der Franken, Lothringer und Baiern war gebrochen; das fränkiſche Herzogthum war gar nicht hergeſtellt, Sachſen und Thüringen vereinigte der König in ſeiner eignen Hand, und die Herzogthümer Baiern, Lothringen und Schwaben waren in den Händen ſeiner nächſten Blutsverwandten. Wie Otto die Nachbarn in Oſten und Norden theils bezwungen, theils lehnspflichtig gemacht, haben wir geſehen; dazu hatte er eine Kette von Bisthümern rund umher bis in die Spitze von Jütland angelegt, die mit den Waffen der Religion und Geſittung eine eben ſo ſtarke Schutzwehr gegen die Barbaren aufführten, als die überall ſich aneinander reihenden Marken mit ihrer kriegeriſchen Einrichtung. — Auch nach Weſten zu hatte der König ſeinen ſtarken Einfluß ausgebreitet. In den Kämpfen der mächtigen Vaſallen in Frankreich gegen den ſchwachen Karolinger Ludwig IV. gab er oft die Entſcheidung; ſein Einfluß glich nicht ſelten der Herrſchaft. Es kam nun auch die Zeit, da der Süden die Kraft des deutſchen Königs wiederum kennen lernen ſollte.

Otto's erſter Zug nach Italien 951. Der Zuſtand Italiens nemlich mußte des, die Zeiten Karls des Großen erneuernden, Königs Augen nach dieſem ſchönen Lande hinwenden. Hier war, ſeit dem Erlöſchen des karolingiſchen Stammes ein unglücklicher Wechſel von Herren geweſen, der das Land zerrüttete, und dazu hauſten in vielen Gegenden räuberiſche Fremde, oder durchzogen plündernd das Land. Sarazenen hatten ſich auf dem Felſen der Küſte hin und wieder eingeniſtet, und durch die ſchönen Gefilde Ober-Italiens zogen häufig die Schwärme der Magyaren oder Ungarn. Im ſüdlichen Theile Italiens beſtand noch, bis in die Nähe Roms, die Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer, deren Söldlinge, aus vielen Völkern zuſammengelaufen, eine Geißel des Landes waren.

In Oberitalien hatten ſich bald einheimiſche Fürſten, bald die Könige von Burgund, der Herrſchaft bemächtigt und zum Theil ſogar den kaiſerlichen Namen geführt. Im Jahre 950 ſtarb der letzte König aus burgundiſchem Stamme, Lothar, und der Markgraf Berengar von Ivrea riß die Gewalt an ſich. Um ſich deſto mehr in derſelben zu befeſtigen, wollte er Lothars junge und ſchöne Wittwe, die Königin Adelheid, mit ſeinem Sohne Adelbert vermählen. Adelheid weigerte ſich ſtandhaft, und wurde vom Könige gefangen geſetzt; ſie entfloh mit Hülfe eines Geiſtlichen zum Biſchof Adelhard von Reggio. Dies gab dem König Otto Veranlaſſung ſich in die italieniſchen Verhältniſſe zu miſchen, mehrere Große, vielleicht Adelheid ſelbſt, ließen ihn um Hülfe bitten. Er zog 951 über die Alpen, nahm Pavia ein, und vermählte ſich, da ſeine erſte Gemahlin Edgitha ſchon 946 geſtorben war, mit der ſchönen, ritterlich erkämpften, Adelheid. Mit Berengar verſöhnte er ſich im folgenden Jahre zu Augsburg, und ließ ihm Lombardien als Lehen unter deutſcher Hoheit. Nur die Mark Verona und Aquileja mußte er an Heinrich von Baiern abtreten.

Zunächſt gaben jedoch dieſe Ereigniſſe die Veranlaſſung zu neuen Unruhen in Deutſchland. Adelheid und Heinrich, der Herzog von Baiern, erlangten das größte Anſehen beim Könige; Ludolf, Otto's Sohn aus erſter Ehe, fühlte ſich zurückgeſetzt und fürchtete, durch die Kinder Adelheids von der Thronfolge ausgeſchloſſen zu werden; mit ihm verbanden ſich der Tochtermann Otto's, Herzog Konrad von Lothringen, der Erzbiſchof Friedrich von Mainz, der Pfalzgraf Arnulf von Baiern und mehrere Große, vorzüglich, wie es ſcheint, aus Haß gegen Heinrich von Baiern, deſſen ränkevoller Charakter ſie erbittert hatte. Nur mit großer Mühe unterdrückte Otto die Empörung im Laufe der Jahre 953 und 954. Es wurde in Sachſen, Lothringen, Franken und Baiern hartnäckig gekämpft; vergebens belagert Otto ſeine Gegner in Mainz, vergebens darauf in Regensburg; ſelbſt die Ungarn erneuerten ihre verwüſtenden Einfälle, und wurden von den Empörern in ihrem Unternehmen unterſtützt; ſie durchzogen Baiern, Franken, Lothringen, einen Theil von Frankreich, und kehren zuletzt durch Burgund und Italien zurück. Allein gerade dieſe durch den Erbfeind des Reiches verübten Greuel führten das Ende der Zwietracht herbei. Konrad und der Erzbiſchof Friedrich, von ihrem Gewiſſen geſtraft, demüthigen ſich vor dem Könige, und werden in Gnaden wieder angenommen, und wenn gleich Ludolf in ſeinem ſtarren Sinne doch eine Zeitlang den Kampf fortſetzt, ſo unterwirft er ſich doch auch endlich, nachdem der Pfalzgraf Arnulf vor Regensburg gefallen war, dem durch die Vermittlung der Fürſten beſänftigten Vater. Aber in ihre verlornen Herzogthümer wurden Konrad und Ludolf nicht wieder eingeſetzt; das Herzogthum Lothringen bekam Otto's getreuer Bruder Bruno, welcher unterdeß auch das Erzbisthum Köln erhalten

hatte, und zum Herzoge von Schwaben wurde **Burchard**, der Schwiegerſohn Heinrichs von Baiern, erhoben.

Die Ungarnſchlacht auf dem Lechfelde. So war glücklicherweiſe die innere Ruhe hergeſtellt, als die **Ungarn** im J. 955 aufs Neue mit größerer Macht als je zuvor, in Baiern einfielen und Augsburg belagerten. Heldenmüthig vertheidigte der Biſchof Udalrich die Stadt, bis der König zur Hülfe herbeizog und ſich am Lech-Fluſſe lagerte. Das Heer war in acht Haufen getheilt; die drei erſten machten die Baiern aus, den vierten die Franken unter Konrad, der fünfte war aus den jugendlichen Streitern des ganzen Heeres gewählt, und bei ihm befand ſich Otto ſelbſt; die Schwaben bildeten den ſechsten und ſiebenten, und bei dem achten waren tauſend auserleſene böhmiſche Reuter zur Bewachung des Gepäckes. Von dieſer Seite erwartete man keinen Angriff. Aber kaum erblickten die Ungarn das Heer, als ſie ihre zahlloſen Reuter-Schwärme ausbreiteten, durch den Lech ſchwammen, und das Lager im Rücken des Heeres angriffen; die Böhmen und die Schwaben geriethen in Unordnung, das Gepäck ging verloren. Der tapfere Konrad aber mit ſeinen Franken eilte herbei und ſtellte die Ordnung wieder her. Am folgenden Tage, es war der heilige Lorenztag, der 10. Auguſt, ſollte die Hauptſchlacht geſchehen. Das ganze Heer bereitete ſich durch Gebet darauf vor; der König empfing das heilige Abendmahl; und er und das Volk ſchwuren treu bei einander zu halten bis in den Tod. Dann erhob Otto die heilige Lanze; das Banner des Engels, welches bei Merſeburg zum Siege geführt hatte, wehete auch jetzt voran; der König gab das Zeichen und ſtürzte zuerſt auf den Feind. Vom Morgen bis gegen Abend wurde hart geſtritten, aber der König ſelbſt mit ſeiner auserleſenen Schaar, und Konrad, der das Andenken ſeines Aufruhrs durch glänzende Thaten wieder gut machen wollte, gaben den Ausſchlag. Ein großer und herrlicher Sieg wurde erfochten, die Feinde niedergemacht, zerſtreut, gefangen, und drei ihrer Anführer gleich Räubern aufgeknüpft. Ihr eigener Schriftſteller, Keza, verſichert, daß von zweien ihrer Herrhaufen, die aus 60,000 Mann beſtanden, nur Sieben mit abgeſchnittenen Ohren zurückgekehrt ſeyen. Uebrigens war der Sieg der Deutſchen theuer erkauft. Viele tapfere Anführer fielen, und auch der heldenmüthige Konrad, als er bei der großen Hitze, um Luft zu ſchöpfen, den Harniſch lüftete, wurde von einem daher fliegenden Pfeile tödlich am Halſe verwundet und ſtarb; mit ſeinem Blute bezahlte er die Schuld gegen ſein Vaterland. Die Ungarn aber wagten ſeit dieſer Schlacht nicht wieder in Deutſchland einzufallen; und das ſchöne Land an der Donau, die nachmalige Markgrafſchaft Oeſtreich, wurde ihnen entriſſen und nach und nach wieder von den Deutſchen bevölkert, ſo daß ſie herrlich aufblühte. —

Ein faſt nicht weniger bedeutender Sieg wurde in demſelben Jahre von Otto über die Slaven erfochten, die in Verbindung mit mehreren unzufriedenen Sachſen ihre Angriffe immer wiederholten, gegen die aber der Markgraf Gero, einer der wichtigſten Männer unter Otto I. Regierung, der viele Jahre hindurch die Oſtmark gegen die Slaven geſchützt hat, und der tapfere Hermann Billung einen entſchiedenen Widerſtand leiſteten, bis der König ſelbſt herankam und die Feinde am 16. Oct. in einer Schlacht, die mit der von Augsburg verglichen wurde, völlig beſiegten. — Hermann Billung wurde ſpäter von Otto zum Herzoge über Sachſen geſetzt, ohne daß er doch die Herrſchaft des ganzen Landes und die volle Macht der übrigen Herzöge erlangt zu haben ſcheint.

35. Otto erneuert das abendländiſche Kaiſerthum. 962.

Unterdeſſen hatte der undankbare König Berengar von Italien ſich von Neuem gegen ihn aufgelehnt und Alle, die es mit dem Könige der Deutſchen hielten, auf das Grauſamſte verfolgt. Da flehten ſie Otto um Hülfe an. Zuerſt zog ſein Sohn Ludolf mit einem Heere über die Alpen; es war zwar nur klein, aber doch wurde Berengar geſchlagen, und es ſcheint, er wäre verloren geweſen, wenn nicht Ludolf in der Blüthe der Jahre, vielleicht durch Gift, geſtorben wäre, 957. Einige Jahre vergingen; da, im J. 961 zog Otto ſelbſt, von Papſt Johann, dem Erzbiſchof von Mailand u. a. aufgefordert, in Begleitung ſeiner Gemahlin Adelheid, zum zweitenmal nach Italien, nachdem er ſeinen Sohn Otto, noch ein Kind, zum Könige hatte wählen und krönen laſſen. Berengar verbarg ſich in ſeinen Feſten, ſein Sohn Adelbert floh nach der Inſel Korſika, Otto aber zog nach der Hauptſtadt Rom. Alle Orte öffneten dem gewaltigen Könige der Deutſchen die Thore, und die Bewohner Italiens ſtaunten die großen ſtarken Körper an, wie zu den Zeiten der Cimbern und Teutonen. Der König Otto fand es ſeiner und des deutſchen Volkes Würde angemeſſen, am 2. Februar 962 die römiſche Kaiſerkrone, die Karl der Große an die Deutſchen gebracht, wiederum auf ſein Haupt zu ſetzen und dadurch Zeugniß vor aller Welt abzulegen, daß die Kraft und die Macht bei den Deutſchen, und ihr König der Erſte aller chriſtlichen Herrſcher ſey. Unter ſeinem Schutz und Schirm ſolle die Kirche und ihr geiſtliches Oberhaupt, der Papſt, ſtehen, und jeder Feind der Ordnung und des Rechtes ſolle an ihm, dem Kaiſer, einen ſtrengen Richter finden. So hatte Karl der Große das römiſche Kaiſerthum neu begründet, ſo wurde es von Otto I. überommen. Freilich war der Zuſtand von Europa ſeit Karls Zeiten verändert; damals waren faſt alle chriſtlichen Völker auch unter Karl's Herrſchaft; jetzt aber waren der ſelbſtſtändigen Könige mehrere, die dem der Deutſchen Könige nicht unterworfen waren. Aber doch konnte ſich keiner mit ihm vergleichen; immer war die Kaiſerkrone als den Deutſchen angehörig

betrachtet worden und die Vorfahren Otto's alle hatten nie den Anſpruch aufgegeben. Otto war der Schirmherr des chriſtlichen Glaubens gegen Norden und Oſten; er gebot in Burgund; ſein Anſehen war das herrſchende in Frankreich, wo ſein Bruder Bruno von Lothringen aus als ein von Allen anerkannter Schiedsrichter auftrat; jetzt hatte er auch Italien ſich unterworfen, darum gebührte ihm die Würde eines Kaiſers der abendländiſchen Chriſtenheit.

Es haben Viele gegen die Erneuerung des Kaiſerthums geredet und insbeſondere den König Otto getadelt, daß er auf Deutſchland dieſe große Aufgabe wälzte. Die Verbindung beider Länder ſey eine Urſache großer und mannigfacher Uebel für Deutſchland geworden, welches ſo viele Menſchen dem fremden Lande geopfert habe und indeß ſelbſt von ſeinen Herrſchern vernachläſſigt ſey. — Allein, was Gott als eine große Wendung in dem Schickſale eines Volkes bereitet, und was eine Menge trefflicher Männer in vorigen Zeiten als gut und nothwendig erkannt haben, mag nicht durch das Urtheil der ſpätern Nachkommen verworfen werden. Derſelbe Fall iſt mit dem Papſtthum, gegen welches gleichfalls Viele geeifert haben, als habe es nur dazu gedient, Finſterniß, Aberglauben und geiſtige Knechtſchaft zu verbreiten. Solche aber vermengen in ihrem Urtheile die Zeitalter, und vermögen nicht, ſich in dasjenige zu verſetzen, wo Kaiſerthum und Papſtthum als nothwendige Glieder in die große Kette der geſchichtlichen Entwickelungen gehörten.

Es iſt dem vorurtheilsfreien, offenen Gemüthe nicht ſchwer, die großen Gedanken zu erkennen, welche ihnen beiden zum Grunde lagen. In einer Zeit, da noch die rohe Gewalt vielfach ihre Herrſchaft übte, ſollte der Kaiſer, mit der Waage der Gerechtigkeit in der Hand, als Richter zwiſchen den chriſtlichen Völkern walten und für den äußern Frieden der Welt ſorgen; dagegen der Papſt das Reich des innern Friedens leiten. Weil das Leben noch rauh, und die bürgerlichen Einrichtungen noch nicht ſo weit gediehen waren, daß der Staat die geiſtige Bildung unter ſeine Aufſicht nehmen konnte, ſo ſollten Kirchen und Schulen, Geiſtliche und Lehrer, unter dem Oberhaupte der Kirche ſtehen, deſſen Sorge es ſeyn mußte, daß die Wahrheit und die Milde des göttlichen Wortes allen chriſtlichen Völkern leuchtete, und ſie zu Einem Reiche des Glaubens verbände.

Gegen die Gefahr, daß die eine dieſer Gewalten den Leib mit dem Schwerte unter ihre Herrſchaft bringen, und fordern möchte, was nicht Rechtens ſey; und die andere die Gewiſſen unterjochen, daß ſie nicht der Wahrheit, ſondern nur dem Worte glauben ſollten, konnte hauptſächlich das Eine ſchützen, daß die Macht des Kaiſers, wie des Papſtes, weniger eine äußere als eine innere war, die ſich nur auf die Ehrfurcht der Völker gründete; und eine ſolche Gewalt kann niemals dauernd gemißbraucht werden, ohne ſich in ſich ſelbſt zu zerſtören.

Zwar haben nicht alle Kaiſer den Gedanken ihrer Würde recht und ganz aufgefaßt, oder es kamen ihnen ſo große Hinderniſſe in den Weg, daß ſie ihn nicht ausführen konnten; und eben ſo haben die Päpſte ſich nicht immer in den Gränzen derjenigen Rechte gehalten, welche ihnen im Reiche der Kirche allein zuſtanden; ſondern beide Gewalten, welche in Eintracht zuſammen wirken und eine die andere ergänzen ſollten, haben ſich endlich in Feindſchaft ſelbſt zerſtört. Allein, — dieſes iſt der Hauptpunkt, — ein großer Gedanke muß vor allen Dingen von ſeiner Ausführung wohl unterſchieden werden. Je herrlicher er iſt, in deſto größerem Widerſpruche wird er mit der Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur und der niedern Richtung mancher Zeiten ſtehen; und das Mißlingen ſeiner Ausführung darf ſeiner eigen Hoheit, ſo wie der Hoheit derer, welche für ihn gekämpft haben, nicht Abbruch thun.

Was endlich das Aufopfern der Menſchen in den italieniſchen Zügen betrifft, ſo kömmt es dabei auf die Frage an, ob der Zweck ſelbſt ein großer und wichtiger war, oder nicht. War er es, ſo kann das Opfer nicht in Anſchlag kommen, wenn anders Kampf und Krieg überhaupt für einen hohen und nothwendigen Zweck erlaubt ſind; und die Kaiſer, welche dieſes Opfer wirklich für die Idee des Kaiſerthums und die Ehre ihres Volkes, in großartiger Geſinnung, gebracht haben, ſind deßhalb nicht zu tadeln. Der edle Stolz der Deutſchen aber, daß ſie und ihr Herrſcher der Mittelpunkt für die Chriſtenheit ſeyen; das Gefühl der Kraft, indem geringe Schaaren der Ihrigen über die Alpen ziehen durften, und durch das Uebergewicht ihrer Natur einem zahlreichen Volke Geſetze gaben; das Andenken dieſer alten Herrlichkeit unſers Volkes noch in uns, den ſpäten Enkeln, — dieſes Alles iſt der Lohn für die gefallenen Opfer.

Andere, unmittelbar ſichtbar werdende, Vortheile der Verbindung Deutſchlands mit Italien wird die Geſchichte in ihrem Fortlaufe zeigen; wir erwähnen hier nur im Voraus des großen Einfluſſes, den das Beiſpiel der freien italieniſchen Städte, und beſonders der von dort her aufblühende Handel, auf das Emporkommen der deutſchen Städte gehabt hat; ein Vortheil, deſſen Bedeutung nicht hoch genug angeſchlagen werden kann.

Otto nun übte die Rechte eines Schirmherrn der Kirche und oberſten chriſtlichen Herrſchers bald gegen denſelben Papſt aus, der ihn gekrönt hatte. **Johann XII.** hatte Berengars Sohn wiederum gegen den Kaiſer aus Korſika herbeigerufen und wurde überdies vom römiſchen Volke und der Geiſtlichkeit der ſchwerſten Verbrechen wegen angeklagt. Johann ſtammte aus einem ſehr verdorbenen Geſchlechte, und war ſchon im achtzehnten Jahre Papſt geworden. Otto verſammelte daher im November **963** in Rom ein Concilium aus **40** Biſchöfen und ſiebenzehn Kardinälen, und als Johann auf des Kaiſers Vorladung vor dieſen verſammelten Kirchenvätern nicht erſchien, wurde er ſeiner Würde entſetzt und **Leo VIII.**

erwählt; das römiſche Volk aber, ſo wie die Geiſtlichkeit, ſchwur, keinen Papſt ferner ohne Einwilligung des Kaiſers zu wählen. Die Päpſte nannten von dieſer Zeit an den Kaiſer, zur Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft, wiederum ihren Herrn, ſetzten ſeinen Namen auf ihre Münzen und bezeichneten ihre Bullen mit ſeinen Regierungsjahren.

Die Römer vergaßen ihren Schwur jedoch ſehr bald wieder, vertrieben den Papſt Leo, im Anfange des J. 964, riefen den abgeſetzten Johann zurück, und wählten nach deſſen baldigem Tode einen zweiten Gegenpaſt Benedict. Da riß endlich der Faden der Geduld dem Kaiſer, er kehrte mit ſeinem Heere zurück, verheerte die Umgegend von Rom, ſchloß die Stadt ein und zwang die Römer, ihm am 23. Juni die Thore zu öffnen und den Papſt Benedict auszuliefern. Er wurde in einer großen Verſammlung von Biſchöfen und Geiſtlichen in der Kirche des Lateran der päpſtlichen Inſignien entkleidet und aus Rom verwieſen; Leo aber beſtieg wieder den päpſtlichen Stuhl. Unterdeß war auch Berengar mit ſeiner Gemahlin Willa von des Kaiſers Feldherrn gefangen genommen. Sie wurden nach Bamberg geführt und ſtarben hier bald nachher in der Gefangenſchaft. Der Kaiſer aber kehrte, nachdem er ſo ſeine Herrſchaft befeſtigt hatte, im Anfange des J. 965 nach Deutſchland zurück und feierte in Köln, bei ſeinem geliebten Bruder Bruno, mit ſeiner Mutter, ſeinem Sohne Otto, ſeinen Neffen und einer zahlreichen Menge von Großen des Reiches die Freude des Wiederſehens nach langer und mühevoller Abweſenheit.

Otto wirbt für ſeinen Sohn um eine griechiſche Prinzeſſin. — Doch ſchon im nächſten Jahre 966 riefen ihn Unruhen, von Berengars Sohne Adelbert erregt, und Aufruhr der Römer gegen ihren Papſt, nach Italien zurück. Seine Gegenwart führte bald Alles zum Gehorſam zurück und Otto konnte nun ſeine Blicke auf Unteritalien richten, wo der griechiſche Kaiſer noch ſeinen Statthalter hatte, und auf Sicilien, von wo aus die Sarazenen Italien bedrohten. Otto wünſchte mit dem griechiſchen Hauſe in Verwandtſchaft zu treten, um dadurch ſeinem eignen Hauſe Ausſicht auf Unter-Italien zu eröffnen, zugleich auch, um die Ungläubigen deſto kräftiger abwehren zu können.

Er hieß ſeinen Sohn Otto aus Deutſchland kommen und vom Papſte zum künftigen Kaiſer krönen, und ſchickte dann eine Geſandtſchaft nach Konſtantinopel, um für denſelben die griechiſche Kaiſertochter Theophano zur Gemahlin zu begehren. Von dieſer Sendung berichtet Liutprand, den Otto zum Biſchof von Cremona gemacht hatte, wenn auch, aus Haß gegen die Griechen, mit ſichtbarer Uebertreibung, einige merkwürdige Umſtände. „Im Juni ſind wir hier angekommen“, erzählt er; „man gab uns fortan Ehrenwachen, ſo daß wir keinen Schritt ohne ihr Beiſeyn thun konnten. Am zweiten Tage nach unſerer Ankunft ritten wir zur

Audienz. Der Kaiſer Nicephorus iſt ein kurzer, dicker Mann, ſo braun, daß man in einem Walde vor ihm erſchrecken würde. Er ſprach: „Er bedaure, daß unſer Herr die Kühnheit gehabt, ſich Rom zuzueignen, und Berengar und Adalbert, würdige Männer, umzubringen; worauf er Feuer und Schwert ſelbſt in griechiſche Lande getragen; er wiſſe, daß wir unſerm Herrn dazu gerathen." — Wir ſprachen: „unſer Herr, der Kaiſer, hat Rom von Tyrannen und Sündern befreit, und iſt hiezu vom Ende der Erde nach Italien gekommen, indeſſen andere auf ihrem Throne eingeſchlafen, ſolche große Unordnung keiner Beachtung gewürdigt. Es ſind Ritter mit uns, die das Recht und die Tugend unſers Herrn in biederm Zweikampfe jederzeit erhärten werden; doch ſind wir in friedlichen Abſichten, und wegen der Prinzeſſin Theophano gekommen." — Aber der Kaiſer ſprach: „es iſt nun Zeit zur Prozeſſion zu gehen, das andere wollen wir zu gelegener Zeit vornehmen." — Seine Soldaten waren wie Bürgersleute; da waren keine Hallbarden zu ſehen. Der Kaiſer ging in einem langen Mantel, unter beſtändigem Zurufe des Volkes, langſam zwiſchen den Reihen durch. — Bei Tafel wollte er unſere Kriegsweiſe tadeln: er nannte unſere Waffen zu ſchwer, und meinte die Deutſchen ſeyen nur tapfer, wenn ſie getrunken hätten, die wahren Römer ſeyen in Konſtantinopel. Hierbei gab er mit der Hand ein Zeichen, daß ich ſchweigen ſollte. — Ein andermal fing er an von Kirchenſachen zu ſprechen, und fragte ſpöttiſch, ob denn in Sachſen nie ein Concilium gehalten ſey? Ich antwortete: „wo die meiſten Krankheiten zu Hauſe ſind, findet man auch die meiſten Arzneien; alle Ketzereien ſind bei den Griechen entſtanden, darum ſind auch bei ihnen Kirchenverſammlungen nöthig geweſen. Indeß weiß ich doch von einem Concilio bei den Sachſen, auf welchem ausgemacht iſt, daß es rühmlicher ſey, mit dem Degen, als mit der Feder zu ſtreiten." — Der Kaiſer iſt von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt ſchwimmt in Wolluſt, ſelbſt an Feſttagen ſind Schauſpiele. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, ſondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig und auf ruſſiſchen Seeleuten. — Ich meine, daß vierhundert Deutſche auf freiem Felde das ganze griechiſche Heer in die Flucht ſchlagen würden."

Der Kaiſer Nicephorus wollte die Heirath nicht zugeben. Otto ſuchte als Kaiſer ſeine Herrſchaft über ganz Unteritalien, das unter den Griechen, Saracenen und den einheimiſchen Fürſten getheilt war, auszubreiten. Die Geſchichte dieſer Unternehmungen iſt wenig aufgeklärt; im Ganzen waren die kaiſerlichen Waffen ſiegreich, aber dauernde Vortheile konnten in dem ſchwierigen Lande nicht gewonnen werden; und als im Decbr. 969 der Kaiſer Nicephorus in einem Aufſtande ermordet wurde, ſchloß ſein Nachfolger ſehr gern die Verbindung mit dem deutſchen Kaiſerhauſe. Theophano wurde im Jahr 972 vom Papſte Johann XIII. in Rom gekrönt und mit

dem jungen Otto vermählt. Der Kaiſer ſelbſt kehrte nach 6jähriger Abweſenheit in dieſem Jahre nach Deutſchland zurück, um noch einer kurzen Ruhe, am Abend eines thatenreichen Lebens, zu genießen. Die große Bedeutung, welche Otto in der ganzen abendländiſchen Welt erlangt hatte, zeigten noch die letzten Monate ſeines Lebens den deutſchen Völkern, als vor ihm in Quedlinburg, wo er das Grab ſeiner theuren Mutter Mathilde beſuchte, die Herrſcher der Polen und Böhmen, Mjesko und Boleslaw, erſchienen, um ihre Angelegenheiten von ihm entſcheiden zu laſſen; als eben dahin die Geſandten der Römer, Beneventaner, Griechen, Bulgaren, Slaven, Dänen und Ungarn, und bald darauf nach Merſeburg eine Geſandtſchaft der Sarazenen aus Africa kamen.

Aber zugleich erſchütterte ihn tief der Tod ſeines treuen Herzogs Hermann von Sachſen, der in Quedlinburg am 27. März 973 ſtarb. Betrübt über den Hingang dieſes beſten Mannes, ſagt Widukind, wandelte er durch jene Orte. Wie viele ſeiner Lieben waren ihm ſchon vorangegangen und erinnerten ihn an ſein Alter!

Als er am 6. Mai nach Memleben kam, wo auch ſein Vater geſtorben war, fühlte er ſich ſchwach. Doch beſuchte er am andern Morgen die Meſſe, reichte den Armen nach ſeiner Gewohnheit Gaben und ruhte dann wieder. Doch am Mittage erſchien er zur beſtimmten Zeit heiter und vergnügt an der Tafel. Dann beſuchte er die Vesper. Während derſelben fühlte er Fieberhitze und ſetzte ſich in einen Seſſel, den die herumſtehenden Fürſten ihm boten. Sein Haupt neigte ſich; er fühlte das Herannahen des Endes und forderte das heilige Abendmahl; nachdem er es empfangen, übergab, wie Widukind ſagt, er ohne Seufzer mit großer Ruhe ſeinen letzten Hauch dem Erbarmen ſeines Schöpfers. Es war am Mittwoch vor Pfingſten, den 7. May 973, im 61. Jahre ſeines Alters und dem 38. ſeiner Regierung. Sein Körper wurde nach Magdeburg, ſeinem Lieblingsorte, gebracht und in einem Marmorſarge, in der Kirche des heiligen Mauritius, an der Seite ſeiner geliebten Edgitha, wie er es gewünſcht hatte, beigeſetzt.

36. Otto II. 973—983.

Es war eine große Aufgabe auf die Schultern des 18jährigen Jünglings Otto gelegt, das gewaltige Reich ſeines Vaters, welches von den Gränzen der Dänen bis nahe an die Enden von Unteritalien reichte, auf ſeiner Höhe zu erhalten. Im Norden und Oſten waren Dänen und Slaven unwillige Unterthanen oder Nachbarn, im Weſten die franzöſiſchen Herrſcher eiferſüchtige Gegner, im Süden Italiens lauerten die Griechen und Araber auf Gelegenheit, ihre Macht auszudehnen; im Innern Deutſchlands ſtanden noch viele Parteien ſtreitluſtig gegen einander.

Die Kraft fehlte dem jungen Kaiſer nicht; ſie ſprach ſich ſchon in ſeiner, zwar kleinen, aber gedrungenen Geſtalt und in der ho-

hen Jugendröthe ſeiner Wangen aus, welche ihm den Beinamen des Rothen erwarb. Aber die Weisheit und das Maaß waren noch nicht in ſeinem Weſen; es mochte ihm geſchadet haben, daß er ſchon als Kind den königlichen Namen trug; denn er wurde ſtolz und heftig; die That war häufig zu raſch, und ſein Betragen ungleich; Gutherzigkeit konnte mit Härte abwechſeln und ſeine Freigebigkeit gränzte oft an Verſchwendung. Aber wenn dieſe Fehler der Jugend ſich gemäßigt und die Erfahrungen des Lebens ſeine ſchönen Eigenſchaften mehr gereift hätten, ſo würde er vielleicht zu den vorzüglichen Herrſchern unſeres Vaterlandes gezählt worden ſeyn. Allein das Schickſal riß ihn in der beſten Blüte ſeines Alters, ſchon im 28. Lebensjahre, dahin.

Gleich die erſten Jahre ſeiner Regierung waren voll Arbeit, denn es entſtanden manche Unruhen und Spaltungen im Reiche, beſonders durch Otto's Vetter, den zweiten Heinrich, Herzog von Baiern, mit dem Beinamen der Zänker, welcher eine Empörung gegen den jungen Kaiſer verſuchte, aber gefangen genommen und ſpäter ſeines Herzogthums entſetzt wurde; ferner durch einen Kriegszug Otto's gegen den Dänenkönig Harald, der nur unwillig ſeine Abhängigkeit von der deutſchen Herrſchaft trug. Aber auch er mußte ſich beugen.

Bald nachher machte Frankreich einen Verſuch, das Lothringiſche Land, welches durch die Theilung von Verdün zwiſchen Deutſchland und Frankreich in die Mitte gelegt, jetzt aber mit Deutſchland verbunden war, an ſich zu bringen. Der König Lothar rüſtete ſich heimlich und drang, als Otto unbeſorgt am Johannisfeſte 978 in der alten Kaiſerpfalz zu Aachen Hof hielt, plötzlich, ohne den Krieg anzuſagen, in das Land ein und zog in Eilmärſchen gegen Aachen, um ſich wo möglich des Kaiſers ſelbſt zu bemächtigen. Zum Glück erfuhr dieſer die Annäherung des Feindes noch eben früh genug und eilte einen Tag vor deſſen Ankunft von Aachen weg. Lothar nahm die Stadt ein, ließ ſie ſchmählich plündern und den Adler auf Karls des Großen Pfalz nach Abend hinkehren, zum Zeichen, daß Lothringen zu Frankreich gehöre. Aber Kaiſer Otto berief ſchnell einen Fürſtentag auf Dortmund, ſtellte den verſammelten Großen die Treuloſigkeit des franzöſiſchen Königs mit ſeiner eindringlichen Beredſamkeit vor und forderte ſie zum Zuge in des übermüthigen Feindes Land auf. Einmüthig verſprachen ſie, jedes innern Haders vergeſſend, ihre Hülfe, — denn es galt die Ehre des Vaterlandes.

Am 1. October brach ein anſehnliches Heer in Frankreich ein und drang, ohne erheblichen Widerſtand zu finden über Rheims und Soiſſons bis Paris vor. Am rechten Ufer der Seine, um den Montmartre, ſchlugen die Deutſchen ihr Lager auf und ihre Reiter ſchwärmten verwüſtend weit in der Gegend umher. Die

Stadt war von dem Herzog Hugo Capet beſetzt; die Seine trennte die beiden Heere; aber das franzöſiſche wagte ſich nicht zur Schlacht heraus. Doch konnte auch Otto die wohlbefeſtigte und beſetzte Stadt nicht einnehmen; und da der Winter herannahte, — es war ſchon Ende Novembers, — und zugleich Krankheiten in ſeinem Heere ausbrachen, trat er den Rückweg an. Dieſer Zug im J. 978 war einer der erſten Züge der Deutſchen nach Paris; der treuloſe Angriff des franzöſiſchen Königs war beſtraft, und er wagte keinen neuen Einfall in das deutſche Land. In dem ſpäter abgeſchloſſenen Frieden wurde Lothringen für immer bei Deutſchland beſtätigt.

Im J. 980 machte Otto ſeinen erſten Zug nach Italien, von welchem er nicht wiederkehren ſollte. Die Beſitzungen in Unteritalien, welche die griechiſchen Kaiſer dort noch inne hatten und auf welche Otto durch ſeine Heirath mit Theophano Anſprüche machte, hoffte er in ſeine Gewalt zu bringen. Die Griechen aber vereinigten ſich mit den Sarazenen, deren Herrſchaft auf Sicilien ihren Sitz hatte. Anfangs gewann Otto Vortheile. Er eroberte nach einer Belagerung von 42 Tagen Salerno; dann Bari und Tarent in Apulien, und drang im Frühjahre 982 in das gebirgigte Calabrien ein. Bei Roſſano ſchlug er das Heer der Griechen und Araber, welches ihn in einer feſten Stellung erwartete; zum erſten Male; dann wieder bei Coterna; und verfolgte daſſelbe bis Squillace, wo ein neuer und entſcheidender Kampf bereitet wurde. Er begann am 13. Jul. 982. Mit Ungeſtüm drang das kaiſerliche Heer in die Reihen der Griechen ein; ſie widerſtanden bis zum Mittage im heißen Kampfe; da wichen ſie nach Squillace zurück. Zu früh überließ ſich das ſiegende Heer der Siegesfreude und der Luſt nach Beute; die Krieger legten die Waffen ab und zerſtreuten ſich an den Ufern des Fluſſes Corace. Da brach plötzlich der Hinterhalt der Araber, der ſich in den Bergſchluchten umher verborgen gehalten hatte, hervor; unabſehbare Schwärme dieſer ſchnellen Krieger griffen die Zerſtreuten von allen Seiten an; dieſe wurden von dem Schwerte der Feinde niedergehauen, oder in den Fluß geſprengt, oder gefangen; nur wenige entkamen. Wie durch ein Wunder entrann der Kaiſer ſelbſt, indem er ſich auf ſeinem Roſſe in die Wellen des Meeres ſtürzte und nach einem griechiſchen Schiffe ſchwamm. Die Griechen erkannten ihn nicht, hofften aber von dem angeſehenen Ritter, für welchen ſie ihn anſahen, ein reiches Löſegeld zu erhalten. Mit Hülfe eines Slaven, der mit auf dem Schiffe war, und ihn erkannte aber nicht verrieth, rettete er ſich zum zweiten Male bei Roſſano durch Schwimmen an's Land und kam zu ſeiner Gemahlin in dieſe Stadt.

Auf dem Schlachtfelde waren viele Edle aus Italien und Deutſchland gefallen, von dieſen: Udo, der Heerführer der Franken, die Markgrafen Berthold und Günther, der Biſchof Heinrich

von Augsburg, der in der Schlacht mitgefochten hatte, und Viele Andere. Die eroberten Landſchaften Unteritaliens fielen meiſtens wieder in Feindes Hand. Voll Trauer und Unmuth ging Otto nach Ober-Italen, um ein neues Heer zu ſammeln. In Verona hielt er eine große Verſammlung deutſcher und italieniſcher Fürſten; auch ſeine Mutter, ſeine Gemahlin und ſein dreijähriger Sohn Otto waren zugegen. Es gelang ihm, dieſen von den verſammelten Fürſten zu ſeinem Nachfolger erwählt zu ſehen. Der Knabe ſollte von dem Erzbiſchof Willigis von Mainz nach Deutſchland zurückgeführt und am Weihnachtsfeſte 983 in der alten Kaiſerſtadt Aachen gekrönt werden. Der Kaiſer ſelbſt aber zog, nachdem er die Angelegenheiten Oberitaliens geordnnt hatte, nach Rom. Hier leitete er die Wahl ſeines Kanzlers Peter von Pavia zum Papſte (Johann XIV.). Es war ſeine letzte öffentliche Handlung. Mit großen Entwürfen zu ſeinem neuen Feldzuge nach Unteritalien im Herzen, zugleich aber verzehrt durch die Regungen ſeines heftigen Gemüths bei den Unglücksfällen des vorigen Jahres und den mannigfachen Sorgen der Regierung, unterlag er in wenigen Tagen einem hitzigen Fieber, welches er durch Uebermaß im Genuß der Arznei noch verſtärkt hatte. Er ſtarb nachdem er das Abendmahl genoſſen und die Abſolution erhalten hatte, im Beiſeyn ſeiner trauernden Gemahlin, des Papſtes und vieler Getreuen am 7. Decbr. 983, im 28. Jahre ſeines Lebens. Im Vorhofe der Peterskirche, der heiligſten Grabesſtätte, die je ein Kaiſer erhalten hat, wurde er beigeſetzt. Die Nachricht ſeines Todes kam nach Aachen einen Tag nachher, als die Krönung ſeines unmündigen Sohnes in der Verſammlung der Fürſten geſchehen war.

37. Otto III. 983—1002.

Das unmündige Alter des neuen Königs wäre ein großes Unglück für Deutſchland geweſen, wenn nicht ſeine Mutter Theophano, — eine Frau von ausgezeichneten Geiſtesgaben, — mit Klugheit und großartigem Sinne in die öffentlichen Angelegenheiten eingegriffen hätte, und wenn nicht in einem großen Theile der deutſchen Fürſten die Treue gegen das Kaiſerhaus und die Liebe für Recht und Ordnung im Vaterlande lebendig geweſen wäre. Denn gleich nach Otto II. Tode trat der abgeſetzte Herzog Heinrich von Baiern, nachdem ihn der Biſchof Poppo von Utrecht, in deſſen Verwahrſam er gegeben war, in Freiheit geſetzt hatte, mit ſeinen Anſprüchen wieder auf und verlangte ſogar, als naher Verwandter des jungen Königs, die Vormundſchaft über denſelben. Der Erzbiſchof Warin von Köln, bei welchem der junge Otto war, lieferte denſelben wirklich an Heinrich aus und dieſer hat ihn länger als ein Jahr in ſeinen Händen gehabt. Die Mutter Theophano, welche nach des Verſtorbenen Kaiſers Willen die Vormundſchaft führen ſollte, war noch in Italien, und als ſie zurück kam, hatte Hein-

rich ſchon ſeine Partei ſo ſehr verſtärkt, daß er mit den Gedanken umging, ſich ſelbſt der Herrſchaft zu bemächtigen. Schon verhandelte er mit den ihm ergebenen Großen darüber, unter welchen Bedingungen ſie ihn auf den Thron heben wollten. Zu gleicher Zeit hatte der franzöſiſche König Lothar, die Uneinigkeit in Deutſchland benutzend, von Neuem ſeine Hand nach dem Beſitze Lothringens ausgeſtreckt und die bedeutende Stadt und Feſtung Verdün erobert. Die Slaven an den nördlichen und öſtlichen Gränzen, die in den Jahren, als Otto II. in Italien war, durch vereinte Anſtrengung die deutſche Herrſchaft zum großen Theile abgeworfen, das Heidenthum hergeſtellt, und glückliche Raubzüge in die benachbarten deutſchen Länder gemacht hatten, und ferner die Herzöge von Polen und Böhmen, verſprachen dem Empörer Heinrich ihren Beiſtand. Die Lage des deutſchen Reiches war recht bedenklich geworden.

Aber gerade die Verbindung Heinrichs mit den Barbaren erweckte in den ſächſiſchen und thüringiſchen Großen, welche bisher aufs Heinrichs Seite geweſen waren, die Beſinnung; ſie wendeten ſich zum großen Theile von ihm ab und verſtärkten die Partei der Herzoge Konrad von Schwaben, Bernhard von Sachſen und des von Otto II. eingeſetzten neuen Herzogs von Baiern, Heinrichs des jüngeren, aus dem Babenbergſchen Hauſe, welche alle nebſt dem Erzbiſchof Willigis von Mainz die Treue gegen den jungen König und ſeine Mutter bewahrt hatten. Auch in Lothringen hatte ſich eine Partei für beide erhoben, deren Seele der berühmte Geiſtliche Gerbert war, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, erfahren in allen Wiſſenſchaften, vor Allem auch in die Naturkunde ſo tief eingeweiht, daß man ihn für einen Zauberer hielt. Zugleich war er aber auch mit großer Einſicht in politiſchen Dingen begabt und hat dem jungen Könige, deſſen Lehrer er wurde, mit ſeinem Rathe treulich beigeſtanden deſſen ganzes Leben hindurch.

Durch das Zuſammenwirken ſo vieler Freunde des kaiſerlichen Hauſes wurde Heinrich der Zänker gezwungen, auf dem Reichstage zu Rora (die Lage dieſes Ortes iſt ungewiß), im Juni 984 den Knaben Otto wieder in die Hände ſeiner Mutter und Großmutter, welche beide zugegen waren, zurückzugeben. Und in demſelben Jahre wurde die Einigkeit zwiſchen der Vormundſchaft und Heinrich auf dem Reichstage zu Worms gänzlich hergeſtellt; Heinrich und ſeine Freunde gelobten Treue, und er hat ſie von dieſem Tage an gehalten, ja, er hat ſich ſogar durch ſein frommes, ruhiges und wohlthätiges Leben, ſtatt des Beinamens der Zänker, den des Friedfertigen erworben. Im nächſten Jahre erhielt er ſogar ſein lange erſehntes Herzogthum Baiern wieder; Heinrich der jüngere aber, der es abtrat, wurde mit Kärnthen, welches wieder von Baiern getrennt wurde, und der veroneſiſchen Mark entſchädigt. Andere Große wurden durch Geſchenke und Güter an die neue Herrſchaft

gebunden, die Marken gegen die Slaven und Ungarn wurden von Neuem befeſtigt und mit treuen Hütern beſetzt; die Herzoge Mjesko von Polen und Boleslaw von Böhmen kehrten in ihr Abhängigkeitsverhältniß zu Deutſchland zurück; und ſo ſtellten die beiden Kaiſerinnen durch Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit den verworrenen Zuſtand des Innern und die achtunggebietende Stellung des deutſchen Reiches nach außen wieder her.

Auch mit Frankreich kam es 987 zum Frieden, nachdem König Lothar geſtorben war; ſein Sohn und Nachfolger Ludwig V. gab den Biſchofsſitz Verdün wieder heraus. Er war der letzte Karolinger auf dem franzöſiſchen Throne; als er in demſelben Jahre ſtarb, beſtieg denſelben mit Hugo Capet das Haus der Capetinger.

In Rom war, nachdem die Kaiſerin Theophano nach Deutſchland gegangen war, große Unordnung ausgebrochen, und beſonders übte der Patricier Crescentius eine wahre Tyrannei in der Stadt aus. Jetzt, im J. 988, da die Kaiſerin Deutſchland beruhigt und die Herrſchaft ihres Sohnes befeſtigt ſah, kehrte ſie nach Rom zurück und wies mit der ihr eigenen Kraft und Klugheit die Gewalt des Crescentius in die geſetzmäßigen Schranken zurück. Leider ſtarb dieſe ansgezeichnete Frau ſchon im J. 991 zu Nimwegen.

Die Erziehung des jungen, jetzt 11jährigen Königs kam von nun an noch mehr in die Hände des trefflichen Bernward von Hildesheim, eines für ſeine Zeit hochgebildeten Mannes, den ſchon Theophano ihrem Sohne zugeſellt hatte. Er behandelte den Knaben mit Güte, aber zugleich mit Feſtigkeit, und gewann ſein ganzes Vertrauen. Bernward iſt für die Regierungsverhältniſſe der folgenden Zeit von entſcheidender Wichtigkeit, beſonders nachdem er im J. 993 Biſchof von Hildesheim geworden war; denn an den nördlichen Gränzen des Reiches gab es faſt Jahr für Jahr mit den Slaven oder Normannen zu kämpfen, indem entweder ihre Einfälle abgewehrt, oder zur Strafe derſelben Züge in ihr eignes Land gemacht werden mußten.

Als der junge König in ſein 16tes Jahr getreten war, trug die betagte Kaiſerin Adelheid Verlangen, das Haupt ihres Enkels auch mit der Kaiſerkrone geſchmückt zu ſehen. Im Februar 996 trat dieſer daher ſeinen erſten Römerzug an und alle Stämme der Deutſchen, Sachſen, Franken, Baiern, Schwaben und Lothringer leiſteten ihm die Heeresfolge. Am Himmelfahrtstage, den 21. Mai, wurde er vom Papſte Gregor V., dem erſten Papſte aus deutſchem Geſchlechte auf dem päpſtlichen Stuhle, welcher mit deutſchem Ernſte die verworrenen römiſchen Verhältniſſe zu ordnen beſtrebt war, zum Kaiſer gekrönt. Dem Patricius Crescentius verzieh er ſein bisheriges gewaltthätiges Verfahren. Aber kaum war er nach Deutſchland zurückgekehrt, als der undankbare Crescentius ſich von Neuem empörte und den Papſt Gregor aus Rom ver-

trieb. Der Kaiſer Otto mußte daher am Ende des Jahres 997 den Weg nach Italien zum zweiten Male antreten; er führte den Papſt nach Rom zurück, belagerte den Crescentius in der Engelsburg und nahm dieſelbe mit Sturm ein; der Empörer wurde auf dem Dache der Burg vor alles Volkes Augen enthauptet.

Im Jahre 999 ſtarb der Papſt Gregor und es gelang dem Kaiſer Otto, ſeinen theuren Lehrer Gerbert zum Papſte wählen zu laſſen, welcher den Namen Sylveſter II. annahm. Otto, der eine große Vorliebe für Rom und Italien überhaupt hatte, wäre gern länger dort geblieben, allein er konnte die erſchlaffende Luft dieſes heißen Landes nicht ertragen. Ueberhaupt war ſeine Geſundheit nicht ſtark, und dazu entwickelte ſich in den Jahren, da ſeine Jugend in das Mannesalter zu treten begann, ein Zug von Schwermuth in ihm, welcher oft bis zur religiöſen Selbſtpeinigung ſtieg. So machte er jetzt eine Luſtwallfahrt nach dem Monte Gargano in Apulien und wohnte unter ſtrengen Bußübungen einige Zeit im Kloſter des heiligen Michael. Von da beſuchte er den heiligen Nilus, der mit ſeinen Mönchen in ärmlichen Hütten bei Garta gleich einem Einſiedler wohnte. Auch hier demüthigte er ſich in Gebet und Buße. Später finden wir ihn auch in Ravenna in tagelangen einſamen Bußübungen, und einſt ſoll er ſogar mehrere Wochen lang ſich mit Einſiedlern in Höhlen verſchloſſen und in Gebet und Faſten zugebracht, und in der Verzückung des Geiſtes ſelbſt Erſcheinungen gehabt haben.

Es waren wohl eben jene italieniſchen Mönche, namentlich der heilige Nilus, ein 90jähriger Greis, welche dem jungen Kaiſer dieſe trübe Lebensanſicht gaben und den lebhaften Jüngling, wenigſtens zeitweiſe, mit entſagender Schwermuth erfüllten. Vorzüglich eng war er auch mit dem heiligen Adalbert, dem Apoſtel der Preußen, befreundet, welcher nach der Zeit des erſten Römerzuges ſein ſteter Geſellſchafter ward, und Tag und Nacht das kaiſerliche Gemach nicht verließ, und darauf, zum Theil auf des Kaiſers Wunſch, nach dem Norden ging, um den heidniſchen Preußen das Evangelium zu predigen. Hier ſtarb er im Jahre 999 den Märtyrertod. Als nun Otto im Anfange des folgenden Jahres aus Italien nach Deutſchland zurückgekehrt war, trieb ihn die Liebe zu ſeinem Freunde, das Grab deſſelben in Gneſen zu beſuchen. Als er dieſe Stadt von fern liegen ſah, ſtieg er vom Pferde und trat mit nackten Füßen ſeine weitere Wallfahrt zu Adalberts Grabe an. In heißen Thränen verrichtete er ſeine Andacht bei demſelben und erhob darauf, zum Andenken ſeiner Anweſenheit, das Biſthum Gneſen zum Erzbisthum, welchem er die Bisthümer Breslau, Cracau und Colberg unterordnete. Zum Erzbiſchof erhob er Adalberts Bruder Gaudentius.

Neben den Regungen der chriſtlichen Demuth und Weltentſagung finden wir aber auch in Otto's Seele, die überhaupt den

verſchiedenartigſten Regungen unterworfen geweſen zu ſeyn ſcheint, einen hochaufſtrebenden Sinn und beſonders eine hohe Idee von der Erhabenheit der kaiſerlichen Würde. Als Sohn eines römiſch-deutſchen Kaiſers und einer griechiſchen Kaiſertochter; von den erſten Jahren ſeines Bewußtſeins an ſchon ein regierender König und bald auch mit der Kaiſerkrone geſchmückt; gebildet durch die gelehrteſten und feinſten Geiſter ſeiner Zeit, einen Gerbert, Bernward, Meinwerk von Paderborn, und den calabriſchen Griechen Johannes von Placentia, hielt er ſich ſelbſt ſehr hoch, höher als die ſeiner Meinung nach noch rohen Deutſchen. Er ermahnte ſie, ihre ſächſiſche Rohheit abzulegen und ſich nach ſeiner griechiſchen Feinheit zu bilden; ja, er fing an, griechiſche Sitten und Gebräuche einzuführen, z. B. an einer erhöhten Tafel allein zu ſpeiſen. Auch griechiſche Titel und Ehrenſtellen ordnete er an. Sein Lehrer Gerbert hatte die hohe Idee des Kaiſerthums ſelbſt gefaßt und nährte ſie in dem jungen Gemüthe. „Du biſt unſer Cäſar, Imperator und Auguſtus," ſchreibt er ihm, — „aus dem höchſten Blute der Griechen entſproſſen übertriffſt Du ſie an Macht und Herrſchaft" u. ſ. w. Otto faßte den Gedanken, das Reich der Römer in ſeiner ganzen Herrlichkeit wieder herzuſtellen, und wahrſcheinlich hätte er auch, wenn er nur das Klima hätte ertragen können, Rom zum Mittelpunkte deſſelben und zu ſeinem Sitze gemacht.

Den Stifter des deutſch-römiſchen Kaiſerthums, den großen Karl, ſah er als ſein erhabenes Vorbild an, und als er im Jahre 1000 in Aachen war, wollte er ſich ſelbſt an dem Anblicke ſeiner irdiſchen Ueberreſte erheben. Er ließ die Gruft des Kaiſers öffnen und ſtieg in Begleitung zweier Biſchöfe hinab. Man fand den einbalſamirten Körper noch ſitzend auf dem goldenen Stuhle, im kaiſerlichen Schmucke, mit Scepter und Schild. Otto beugte ſeine Kniee zum Gebet, nahm das goldene Kreuz von der Bruſt des Kaiſers und legte es auf die ſeinige. Dem Leichnam ließ er neue Gewänder anlegen und die Gruft wieder verſchließen. *)

Die Liebe zu Italien zog ihn noch in demſelben Jahre dorthin zurück. Rom und die Römer erſchienen ihm in dem Glanze der alten Weltherrſchaft. Sie aber vergalten ihm ſeine Vorliebe mit Undank. Als er im Frühjahr 1001 in Rom verweilte, empörten ſich die Römer gegen ihn, weil er gegen ihre alten verhaßten Feinde, die Tiburtiner, Milde geübt hatte, ſchloſſen ihn drei Tage in ſeinem Palaſte auf dem Aventin ein, ſo daß weder Speiſe noch Trank hinein konnte. Da erfuhr Kaiſer Otto, daß die deutſche Treue und rauhe Tugend doch beſſer ſey, als die glatten Worte und das feinere Weſen der Welſchen. Der Biſchof Bernward von Hildesheim ſtellte ſich mit der heiligen Königslanze unter das Haus-

*) Kaiſer Friedrich I. ließ die Gruft im J. 1165 noch einmal öffnen und die Gebeine in ein prächtiges Grab legen.

thor und donnerte ganz entſetzlich, wie ſein Lebensbeſchreiber ſich ausdrückt; und durch des Biſchofs Entſchloſſenheit und die Hülfe ſeiner Getreuen, wurde der Kaiſer aus der Römer Händen gerettet. Er verſöhnte ſich zwar mit denſelben noch einmal, aber bald empörten ſie ſich von Neuem. Da machte er ſich bereit, Strafe an dem falſchen Volke zu nehmen; aber ſein Gemüth war gebrochen und ſeinen Körper ſchwächte er noch durch nächtliches Wachen und Beten; oft faſtete er die ganze Woche mit alleiniger Ausnahme des Donnerſtags. Am 13. Januar 1002 ward er von einer hitzigen Krankheit ergriffen, nach Thietmar von den Blattern, und ſtarb den 23. Januar in Caſtell Paterno, noch nicht 22 Jahre alt. Sein Leichnam wurde von den deutſchen Fürſten, die den Kaiſer begleitet hatten, nur mit großer Mühe, unter wiederholten Angriffen der treuloſen Italiener auf das Trauergeleit, Italien hinauf nach Deutſchland gebracht und in Aachen beigeſetzt.

So war Otto's des Großen ganze männliche Nachkommenſchaft, ſeine beiden Söhne, Ludolf und Otto II. und beide Enkel, Otto III. und Ludolfs Sohn Otto, in der Blüthe ihrer Jahre in Italien geſtorben; und es war von dem ſächſiſchen Kaiſergeſchlechte nur noch der Urenkel Heinrichs des Erſten, Herzog Heinrich von Baiern, als Herzog der Dritte dieſes Namens, übrig. Die Deutſchen waren dieſem baieriſchen Geſchlechte gar nicht geneigt, aber Heinrich, welcher ſchon die Geiſtlichkeit durch ſeine Freigebigkeit auf ſeiner Seite und die Reichskleinodien in ſeinen Händen hatte, wußte auch die einzelnen deutſchen Stämme nach einander zu gewinnen, daß ihm ein jeder, ohne allgemeine Wahlverſammlung, mit der heiligen Lanze die Königswürde übertrug.

38. Heinrich II. 1003—1024.

Heinrich hat den Namen des Heiligen erhalten, von ſeiner ſtrengen, frommen Lebensart, und von ſeiner ſchon erwähnten Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen. Dieſe hatten ſich unter den ſächſiſchen Kaiſern, welche ſämmtlich ſehr freigebig gegen ſie waren, große Güter erworben, und waren zu mächtigen Reichsfürſten angewachſen. Die Könige ſahen, gleich Karl dem Großen, ihre Macht gern, um ſie als ein Gegengewicht gegen die weltlichen Großen zu gebrauchen, und in dieſer Zeit hielten ſie es auch meiſtentheils mit den Königen. Schon Otto I. begann, die Grafſchaften mit den Biſthümern zu verbinden; Heinrich II. übertrug mancher Kirche 2, auch 3, der Gandersheimiſchen ſogar die Grafſchaft in 7 Gauen. Die Biſchöfe ſtrebten von nun an immer mehr, die geiſtliche und die weltliche Gewalt in ihren Diöceſen mit einander zu vereinigen. — Des Kaiſers Heinrich II. Willfährigkeit gegen die Geiſtlichkeit wurde freilich von manchen mißbraucht; gleichwohl gab es unter den Geiſtlichen dieſer Zeit auch Männer, welche die eigentliche Würde ihres Berufes vollkommen erkannten, und für das geiſtige Wohl ihrer Gemeine, ſo wie für das Fortſchreiten des menſchli-

chen Geiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft und jeder ächten Bildung, eifrig ſorgten; wie dann überhaupt das zehnte Jahrhundert ſchon mehrere helle Punkte darbietet. Der Biſchof Bernward von Hildesheim, der ſchon oft von uns genannt iſt, war ein Mann von hellem Geiſte und von dem herrlichſten Sinne für alles Gute und Schöne. Auf ſeinen vielen Reiſen, beſonders in Italien, nahm er junge Leute mit ſich, die ihren Geſchmack an der Anſchauung ſchöner Kunſtgebilde üben und ſie nachahmen ſollten. Er ließ die Fußböden und Kirchen mit muſiviſcher Arbeit verzieren, und koſtbare Gefäße von ſchöner Geſtalt in Metall gießen, wozu ihm die unter Otto I. entdeckten Bergwerke des Harzes Gold und Silber lieferten. So ſorgte Bernward auf eine edle Weiſe für ſeinen Kirchſprengel, und die Schule zu Hildesheim war eine der berühmteſten der damaligen Zeit.

Einen zweiten Beinamen Huffeholz, oder der Lahme, ſoll Kaiſer Heinrich in Italien erhalten haben. Da waren nach Otto's III. Tode neue Unruhen entſtanden, und die Italiener hatten einen Markgrafen Arduin zu ihrem Könige gemacht. Heinrich, um die Ordnung herzuſtellen, zog im Jahr 1004 dahin, trieb den Arduin in die Flucht, und ließ ſich in Pavia die eiſerne Krone aufſetzen. Aus Schonung für die Stadt, und um den Bürgern ſein Vertrauen zu beweiſen, hatte er nur eine geringe Leibwache bei ſich behalten, und das übrige Heer außer der Stadt in's Lager gelegt. Sogleich aber wandte ſich der wankelmüthige Sinn der Italiener wieder, ſie machten einen Aufruhr, ſtürmten den Palaſt des Kaiſers und drohten ſeinem Leben. Damals ſoll er durch einen Sprung aus dem Fenſter den lahmen Fuß davon getragen haben. Seiner Begleiter waren nur wenige, aber deſto tapfere Männer; ſie ſchlugen die Angriffe der Feinde auf den Palaſt ſo lange glücklich ab, bis die Deutſchen außerhalb der Stadt, nachdem ſie das Getöſe innen gehört hatten, die Mauern ſtürmten, nach hartem Gefechte eindrangen, ſich den Weg zum Palaſte bahnten und den König retteten. In den Straßen und Häuſern, von welchen herab die Einwohner noch immer Steine und Geſchoſſe ſchleuderten, dauerte der Kampf und wüthete das Feuer, bis der König ſelbſt dem Zorne der Seinigen Einhalt that und die noch übrigen Einwohner rettete. Bei dieſem Gefechte geſchah es, daß der Königin Bruder, Giſelbert, ein tapferer Jüngling, von den Lombarden getroffen niederſank; da ſprang der Ritter Wulfram, ſein Waffenbruder, mitten in den Haufen der Feinde und that einen gewaltigen Hieb auf ihrer einen, daß er ihn durch den Helm hindurch den Kopf bis auf die Schulter ſpaltete; dann zog er ſich unverletzt wieder unter die Seinigen zurück.

Dem von Natur treuherzigen und redlichen Könige flößte dieſes Betragen der Paveſaner großen Widerwillen gegen Italien ein;

er war nicht zu bewegen, länger dort zu bleiben, und kehrte zurück nach Deutſchland.

Hier waren auch viele Unruhen während ſeiner Regierung; denn der Kaiſer, der bei guten Eigenſchaften zu ſchwach war, konnte ſein Anſehen nicht gehörig aufrecht halten. Beſonders viel machte ihm der benachbarte polniſche Herzog Boleslav zu ſchaffen, ein ehrgeiziger, unruhiger Mann, der Böhmen und Schleſien eroberte und zum Theil auch behielt. Dafür leiſtete er zwar dem deutſchen Kaiſer die Lehnspflicht, erhielt ſich übrigens aber unabhängig, und machte ſich auf der andern Seite ſogar den Ruſſen und den griechiſchen Kaiſern furchtbar.

Erſt im Jahre 1013 ging Heinrich zum zweitenmale nach Italien, ſtellte den Papſt Benedict VIII. her, leiſtete ihm den Eid auf treuen Schutz und wurde zum Kaiſer gekrönt. Nach Deutſchland zurückgekehrt, beſchäftigte ihn vorzugsweiſe die Stiftung des Biſthums Bamberg, ſeines Lieblingsſitzes, das er reich ausſtattete und für ſich und ſeine Gemahlin Kunigunde zum Denkmal der Frömmigkeit beſtimmte. Im Jahre 1020 hatte er die große Freude, daß der Papſt Benedict nach Deutſchland kam und ſelbſt ſein geliebtes Hochſtift Bamberg einweihte.

Der Grund zu der Reiſe des Papſtes war hauptſächlich der, den Kaiſer Heinrich zu einer neuen Fahrt nach Italien zu bewegen, um die Griechen, welche von Unteritalien aus Rom bedrohten, von der Eroberung dieſer Stadt abzuhalten. Und Heinrich, der die Kirche des Abendlandes in Gefahr ſah, von den andersgläubigen Griechen ihres Mittelpunktes beraubt zu werden, zog wirklich im Jahre 1021 zum dritten Male nach Italien, trieb die Griechen leicht bis in ihre unterſten Beſitzungen in Unteritalien zurück, eroberte Benevent, Salerno, Neapel, und ward überall als König und Herr begrüßt. Aber in Italien weilte er nie gern längere Zeit; im Jahre 1022 ging er wieder nach Deutſchland zurück und widmete ſich den Uebungen der Andacht und friedlichen Werken.

Heinrich ſtarb im Jahre 1024 auf ſeiner Burg Grone im Leingau (bei Göttingen), welche oft der Sitz der ſächſiſchen Kaiſer war, im 52. Jahre ſeines Lebens. Seine Leiche wurde nach Bamberg gebracht. Papſt Eugen III. hat ihn 122 Jahre ſpäter in die Zahl der Heiligen geſetzt. Mit ihm erſtarb das ſächſiſche Haus, welches gleich dem karolingiſchen groß angefangen hatte und ſchwächer endigte. Deutſchland bedurfte wieder kräftiger und großgeſinnter Herrſcher, wenn es nicht im Innern zerfallen und unter den andern Völkern ſein Anſehen verlieren ſollte; denn während der Minderjährigkeit Otto's III. und unter Heinrich II. hatten die Reichsvaſallen ſich manche Verletzung der kaiſerlichen Rechte erlaubt. Die Söhne der mit königlichen Lehen begabten Großen behaupteten ſich darin, als beſäßen ſie dieſelben durch Erbrecht, und viele Streitigkeiten wurden durch blutige Fehden ausgekämpft, ohne daß des

Kaiſers Obergerichtsbarkeit geachtet wurde. Dieſe Kriege hatten beſonders das ſüdliche Deutſchland zerriſſen.

Der chriſtlichen Länder indeß, über welche, mit dem Reiche der Kirche, ſich auch die Achtung des kaiſerlichen Namens verbreitete, waren mehrere geworden. Gegen das Jahr 1000 wurde das Chriſtenthum in Ungarn, Polen, Rußland, Norwegen und Schweden zuerſt eingeführt oder doch feſter gegründet.

III. Die ſaliſchen oder fränkiſchen Kaiſer. 1024—1125.

Konrad II. 1024—1039.

Zur Wahl eines neuen Kaiſers verſammelten ſich die deutſchen Völkerſchaften, eine jede unter ihrem Herzoge, an den Ufern des Rheines zwiſchen Mainz und Worms, bei Oppenheim. Der Herzöge waren acht, Konrad der jüngere, der die herzogliche Gewalt in Franken im Namen des Königs bekleidete, — Franken wurde noch immer als das eigentliche Königsland angeſehen, — Friedrich von Oberlothringen, Gozelo von Niederlothringen, Bernhard von Sachſen, aus Hermann Billungs Geſchlechte, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, (dem unter Otto II. von Baiern getrennten Herzogthume, welches die Päſſe nach Italien in ſich hielt), der junge Ernſt von Schwaben, und Othelrich oder Ulrich von Böhmen. Die Sachſen, die Oſtfranken, die Baiern und Schwaben, nebſt den Böhmen, lagerten ſich dieſſeits des Rheines, die rheiniſchen Franken nnd die Nieder- und Oberlothringer jenſeits. Eine herrliche und zahlreiche Verſammlung ſpiegelte ſich in den Wellen des großen deutſchen Stromes.

Die Stimmen neigten ſich zu Gunſten des fränkiſchen Stammes, und aus ihm ragten zwei Konrade an Tugend und Anſehen vor Allen hervor, Graf Konrad der Aeltere, oder der Salier, und Konrad der Jüngere; ſie waren Söhne zweier Brüder und ſtammten von Konrad dem Weiſen, dem Tochtermanne Otto's I., her, welcher in der Ungarnſchlacht am Lechfluſſe fiel; beide waren ihres Ahnherrn würdig und zugleich von weiblicher Seite mit dem ſächſiſchen Kaiſerſtamme verwandt. Zwiſchen ihnen ſchwankte die Wahl. Da zog der ältere Konrad den jüngern bei Seite und ſprach zu ihm: „Laß uns nicht durch Zwietracht die Sache ſelbſt und unſere Freundſchaft ſtören. Hadern wir mit einander, ſo möchten die Fürſten einen dritten wählen, und die Nachwelt würde

ſagen: Beide waren der Krone unwürdig. Mich aber dünkt, es treffe nun die Wahl dich oder mich, ſo werde ich in dir und du in mir geehrt. Iſt die Krone dir beſtimmt, ſo bin ich der Erſte dir zu huldigen. Lieber, gelobe mir ein Gleiches!" Der jüngere gelobte es ihm.

Als nun die Wahl anfing, und der Erzbiſchof Aribo von Mainz ſeine Stimme zuerſt geben ſollte, nannte er Konrad den Aeltern. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe folgten. Unter den weltlichen Fürſten war der Franken Herzog der Erſte in der Reihe; und der jüngere Konrad erhob ſich und wählte mit lauter Stimme ſeinen Vetter; dieſer aber faßte ihn bei der Hand und ſetzte ihn neben ſich. Die übrigen Fürſten ſtimmten auch bei, das Volk jauchzte ſeinen Beifall. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbiſchof Piligrim von Köln waren unzufrieden und verließen die Verſammlung; doch da ſie die Einigkeit der übrigen und des jüngeren Konrads Zuſtimmung ſahen, kehrten ſie zurück und huldigten ebenfalls.

Der neue König wurde nun nach Mainz geführt, um dort feierlich geſalbt und gekrönt zu werden. Auf dem Wege zur Kirche wurde der Zug durch die Menge der Bittenden aufgehalten, die den König um Gerechtigkeit anſprachen. Die Biſchöfe waren unwillig; Konrad aber hörte die Bitten geduldig und ſprach: „Gerechtigkeit üben, es ſey mir bequem oder nicht, iſt die erſte meiner Pflichten." Das Wort wurde freudig gehört; man fing an, große Hoffnungen von dem neuen Könige zu faſſen, und Konrad hat ſie nicht getäuſcht. Er fing ſeine Regierung damit an, daß er alle Gegenden Deutſchlands durchreiſete, Gerechtigkeit übte, die Ordnung herſtellte und ſolchen Ernſt mit ſolcher Güte zeigte, daß man von ihm ſagte, kein König nach Karl dem Großen habe ſo ſehr verdient, deſſen Stuhl zu beſteigen, als er; Räuber belegte er mit harten Strafen, es herrſchte wiederum Sicherheit mehr als ſeit langen Zeiten, und der Handel blühete auf. Sich und ſeinem Geſchlechte ſicherte er die Stimme des Volkes dadurch, daß er das Emporkommen des Bürgerſtandes in den Städten durch kräftige Mittel förderte.

So waltete er im Innern. Nach Außen arbeitete er gleichfalls glücklich für Deutſchlands Anſehen und Größe. Bald nach ſeinem Regierungsantritt im Jahre **1026** zog er nach Italien und wurde in Mailand zum König von Italien und am Oſterfeſte des folgenden Jahres in Rom zum Kaiſer gekrönt. Das Feſt wurde verherrlicht durch die Gegenwart zweier Könige, des Königs Rudolph von Burgund und des großen Königs C a n u t von Dänemark und England. Mit dieſem ſchloß Konrad enge Freundſchaft, welche ſich ein Jahrhundert lang unter beider Nachkommen erhielt, vermählte ſeinen Sohn Heinrich mit deſſen Tochter Kunihild, und ordnete auch nachher mit ihm die Gränze zwiſchen Deutſchland und Dänemark, ſo daß der Eider-Fluß, zwiſchen Holſtein und Schleswig,

beide Länder trennen ſollte. Er gab dadurch die Markgrafſchaft Schleswig auf; allein dies Land war doch ſchwer zu vertheidigen; und Konrad gewann dagegen auf andern Seiten. Schon Heinrich II. hatte einen Erbvertrag mit ſeinem Oheime, dem kinderloſen König Rudolph von Burgund, geſchloſſen, daß nach deſſen Tode Burgund an Deutſchland kommen ſollte. Konrad erneuerte den Vertrag, und nachdem Rudolph 1032 geſtorben war, nahm er das Land wirklich ein, obgleich ein Theil der Burgunder den mächtigen Grafen Odo von Champagne herbeigerufen hatte. Er demüthigte dieſen und ward 1038 als König von Burgund anerkannt. Zur Verwaltung des Landes ſchickte er Konrad von Zähringen dort hin, deſſen Nachkommen längere Zeit die Rechte der Verwaltung Burgunds ausübten. Dieſes Königreich begriff die ſchönen Landſchaften des ſüdöſtlichen Frankreichs, die nachher Provence, Dauphiné, Franche Comté und Lyon hießen, nebſt Savoyen und einem Theile der Schweiz, und ſetzte Deutſchland durch die wichtigen Städte Marſeille und Toulon mit dem Mittelmeere in Verbindung. Eine wichtige Erwerbung, die aber nachher, in den Zeiten ſchwacher Kaiſer, vernachläſſigt und von den Franzoſen in Beſitz genommen iſt.

Die Erwerbung Burgunds wurde für den Kaiſer Konrad die Urſache eines Kummers, den er in ſeiner eigenen Familie erleben mußte. Sein Stiefſohn, Ernſt, Herzog von Schwaben, aus der früheren Ehe ſeiner Gemahlin Giſela mit dem Herzog Hermann von Schwaben, glaubte das erſte Anrecht auf die Krone Burgunds zu haben, weil ſeine Mutter die Schweſtertochter des Königs Rudolph von Burgund war. Unzufrieden mit Konrads Schritten zur Erwerbung dieſes Landes für das deutſche Reich, verließ er denſelben auf dem italieniſchen Zuge, ſtiftete Unruhen in Deutſchland an und hoffte mit Hülfe ſeiner Freunde Burgund einzunehmen. Allein der Kaiſer eilte ſchnell zurück, vereitelte ſein Unternehmen, und da Herzog Ernſt die ſchwäbiſchen Vaſallen nicht zum Abfalle von dem Kaiſer bewegen konnte, mußte er ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Vater ſchickte ihn 1027 gefangen auf das Felsſchloß Giebichenſtein in Thüringen. Nach faſt dreijähriger Gefangenſchaft ſetzte er ihn in Freiheit und bot ihm ſein Herzogthum wieder an, wenn er ihm ſeinen Rathgeber und Freund, den Grafen Werner von Kyburg, den Hauptanſtifter der Unruhen, ausliefern wollte. Des weigerte ſich Ernſt als eines Treubruches gegen ſeinen Freund; da wurde er ſeines Herzogthumes entſetzt und auf einer Reichsverſammlung mit allen ſeinen Anhängern in des Reiches Acht und Bann gethan. Er floh mit dem Grafen Werner und andern Treugebliebenen zu dem Grafen Odo von Champagne, ſeinem Vetter, kehrte aber bald zurück, als ſein Vater nach Ungarn gezogen war, verbarg ſich in den Schluchten des Schwarzwaldes, und ſuchte wieder Anhang in Schwaben zu gewinnen. Allein der

Biſchof von Conſtanz, als Verweſer des Herzogthums für Giſela's minderjährigen zweiten Sohn, Hermann, welchem der Vater daſſelbe gegeben hatte, ſandte den Grafen Mangold von Vehringen gegen ihn; beide Schaaren kämpften 1030 in einem blutigen Gefechte, bis Ernſt und Werner, wie auch Graf Mangold, erſchlagen wurden. Die Schickſale des Herzogs Ernſt wurden ein Gegenſtand mannigfacher Sagen und Lieder; wunderbare Thaten in dem Heere wurden an ſeinen Namen geknüpft und das Ganze von ſpäteren Dichtern zu einem großen Gedichte bearbeitet. — Der Zug des Kaiſers Konrad gegen Ungarn war glücklich; er brachte den König Stephan zu einem günſtigen Frieden.

Auch gegen die Polen führte er Krieg und unterwarf ſie wieder unter die deutſche Oberhoheit, indem er den Herzog Micislaw nöthigte, dem Reiche die Huldigung zu leiſten.

Die ſlaviſchen und wendiſchen Völker, die noch an der Oder und nordwärts an der Elbe ſaßen, zwang Konrad gleichfalls zum alten Gehorſam. Hamburg, welches ſie zerſtört hatten, richtete ſich nach und nach aus ſeinem Schutte wieder auf.

Unter dem Kaiſer Konrad entſtand auch zuerſt die Einrichtung, wodurch die Kirche der rohen Gewalt des Fauſtrechts, welches ſeit einiger Zeit ſo ſehr überhand genommen hatte, einigermaßen Schranken zu ſetzen ſuchte, der Gottesfrieden nämlich. Von Mittwoch Abend, vom Untergange der Sonne an, bis zum Sonnenaufgang am Montag Morgen, ſollten alle Fehden ruhen, kein Schwert gehoben werden, und allgemeine Sicherheit die Geſchäfte des Lebens beſchützen. Wer gegen dieſen Gottesfrieden (treuga oder treva dei) frevele, der ſollte mit dem ſchwerſten Banne belegt ſeyn. Dieſe eigenthümliche Einrichtung wurde zuerſt 1034, nach mehreren Jahren ſchrecklicher Hungersnoth und alles damit verbundenen Elendes, in Burgund und Lothringen von der Geiſtlichkeit getroffen und vor Allen durch den Abt Odilo von Clügny befördert, ſo daß ſie ſich bald über Frankreich und ſogar England verbreitete. In Deutſchland fand ſie nicht ſogleich Eingang, allein Heinrich III. bewirkte auch in Deutſchland zehn Jahre ſpäter ihre Einführung in der Geſtalt von Land- und Reichsfrieden.

Von dem zweiten Zuge nach Italien, wohin ihn innere Unruhen, und beſonders der Uebermuth des ſtolzen Erzbiſchofs Heribert von Mailand im Jahre 1037 gerufen hatten, wo aber Seuchen ſein Heer wegrafften, und ſein eigener Stiefſohn Hermann von Schwaben und ſeines Sohnes Heinrich junge Gemahlin, des Dänenkönigs Tochter, ſtarben, brachte Konrad Kränklichkeit zurück. Er genas nicht ganz wieder und ſtarb den 4. Juni 1039 zu Utrecht. Sein Leichnam wurde nach Speier in den herrlichen Dom gebracht, den er daſelbſt gegründet hatte. Sein Lebensbeſchreiber Wippo ſagt von ihm: „Man ſetzt ſich dem Verdachte der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie ſtandhaft,

wie unerſchrocken, wie ernſt gegen die Schlechten, wie gütig gegen Bürger und wie ſtreng gegen die Feinde, wie unermüdet und nachdruckſam in Geſchäften er geweſen, wenn es des Reiches Wohl erheiſchte."

Seine Gemahlin, Giſela, eine der edelſten deutſchen Frauen, die ihn auf das zärtlichſte liebte, verſchmähte jeden Troſt und beweinte den Gemahl in dem Kloſter Kaufungen bei Kaſſel bis an ihren Tod.

Dieſer Kaiſer hatte offenbar den Gedanken gefaßt, welcher der Grundgedanke des ganzen ſaliſchen Kaiſergeſchlechts genannt werden kann, nämlich, die deutſche Königsmacht zu möglichſt unumſchränkter Herrſchaft zu erheben, die Macht der Fürſten in enge Gränzen zurückzuweiſen, und um dieſes zu vollbringen, die Hülfe der kleineren Vaſallen, die jenen beinahe ſchon dienſtbar geworden waren, durch jede Begünſtigung zu gewinnen. — Dahin zielte vorzüglich das wichtige Lehnsgeſetz (constitutio de feudis), welches Konrad im Jahr 1037 auf ſeinem zweiten Zuge nach Italien für dieſes Land gab, welches aber bald auch auf Deutſchland überging, — daß nämlich Lehnsgüter, welche die Väter beſeſſen, den Söhnen nicht willkührlich, ſondern nur wegen Verbrechen, durch das Gericht von Genoſſen, genommen werden könnten. Dadurch bereitete er den kleinen Vaſallen die vollen Rechte des Eigenthums, ſo daß aus ihnen ein eigener freier Reichsſtand, zur Stütze des Kaiſers gegen die großen Vaſallen, entſtehen mußte. Dieſe dagegen, beſonders die Herzöge, ſuchte er wieder in das alte Verhältniß von bloßen Reichsbeamten zurückzubringen; ja, er gab ſogar nach und nach bei Erledigungsfällen die Herzogthümer Baiern, Schwaben und Kärnthen ſeinem eigenen Sohne Heinrich, der ganz geeignet ſchien, ſeinen großen Herrſcherplan weiter zu führen. Wäre derſelbe gelungen, ſo würde Deutſchland früh geworden ſeyn, was Frankreich ſpäter ward, ein eigenes kräftiges Königthum. Aber das ſaliſche Geſchlecht wurde mitten auf ſeinem Wege, theils durch eigene Schuld, theils durch das, mit wunderbarer Kraft und Schnelligkeit ſich erhebende, Reich des römiſchen Stuhles aufgehalten, deſſen Sieg über ſeinen Enkel der mächtige Konrad wohl nicht geahnet hatte.

89. Heinrich III. oder der Schwarze. 1039—1056.

Konrads Sohn, Heinrich, den die Deutſchen bei des Vaters Leben gewählt hatten, war erſt 22 Jahr alt, aber die Hoffnung von ihm war groß, und ſie zeigte ſich nicht unbegründet. Er war gleich dem Vater, von hohem Geiſte und entſchloſſenem Willen, ernſt und ausdauernd, dabei auch beredt und wohl unterrichtet; denn die kluge Giſela hatte ihn früh angehalten, ſeinen Geiſt auszubilden, beſonders durch Leſen von Büchern, welches damals ſehr ſelten war. Kein Kaiſer ſeit Karl dem Großen hat kräftiger, als er, die

Kaiſerwürde in Italien, Deutſchland und den angränzenden Ländern aufrecht erhalten und gewaltiger in allen Gränzen ſeines weiten Reiches geherrſcht. Beſonders ward es ihm zum Ruhme angerechnet, daß er die wilden Ungarn, die noch vor hundert Jahren der Schrecken Deutſchlands waren, ſo demüthigte, daß ihm der ungariſche Adel, nach einer verlorenen Schlacht bei Raab, in der Hauptſtadt Stuhlweißen **1044** den Eid der Treue leiſtete, und der von Heinrich wieder eingeſetzte König Peter das Land durch Empfang einer vergoldeten Lanze als Lehen annahm. Zwar war das keine dauernde Unterwerfung, allein, daß es Einmal geſchehen, war ſchon ein Ruhm, und Heinrich hatte bei dieſer Gelegenheit auch einen Theil Ungarns, vom Kahlenberge bis zur Leitha, gewonnen und mit der Mark Oeſterreich vereinigt.

Dann wandte ſich der König **1046** nach Italien, um die großen Unordnungen dort zu ſchlichten. Es waren drei Päpſte auf einmal aufgeſtanden, Benedikt IX., Sylveſter III. und Gregor VI. Heinrich, um gegen keinen parteiiſch zu ſeyn, berief eine Kirchenverſammlung nach Sutri; hier wurden ſie alle drei, als unrechtmäßig eingedrungen, entſetzt, und dann in Rom durch Heinrich ſelbſt, der, in ſeinem und ſeiner Nachkommen Namen, wie Karl der Große, die Patricierwürde angenommen hatte, auf Verlangen der verſammelten Geiſtlichkeit und des Adels, ein Deutſcher, der Biſchof Suidger von Bamberg, zum Papſte gemacht; er nahm den Namen Clemens II. an und krönte Heinrich am Weihnachtsfeſte **1046** zum Kaiſer. Nach dieſem hat Heinrich den Römern noch drei andere deutſche Biſchöfe, die edelſten und würdigſten Männer, zu Päpſten gegeben, denn ſie hatten ihm von Neuem verſprechen müſſen, gleichwie Otto I., keinen Papſt ohne kaiſerliche Einwilligung zu ernennen. Nach dieſen folgten noch zwei deutſche Päpſte auf dem päpſtlichen Stuhle, und dieſe **6** Päpſte von deutſchem Geſchlechte, Clemens II., Damäſus II., Leo IX., Victor II., Stephan IX. und Nicolaus II., welche zwar raſch, aber in ununterbrochener Reihe, auf einander folgten, haben in gleichem tüchtigen Sinne für das Wohl der Kirche gewirkt und dieſelbe aus dem Verderben, in welches ſie durch die Uneinigkeit in Rom ſelbſt, durch Sittenverderbniß in vielen Geiſtlichen, und durch das Einkaufen geiſtlicher Stellen für Geld, gerathen war, wieder emporgehoben. Sie haben ſo den weltbeherrſchenden Planen vorgearbeitet, welche Gregor VII. nachher zur Ausführung brachte. Bei der Geſchichte dieſes berühmten Papſtes wird davon weiter die Rede ſeyn; hier aber müſſen wir es ſogleich zum Ruhme dieſer deutſchen Päpſte ſagen, daß ihr Streben aus tüchtiger Geſinnung und wahrem Eifer für Reinheit und Hoheit der Kirche hervorgegangen iſt. Beſonders iſt Leo IX., früher Bruno, Biſchof von Toul und Verwandter Kaiſer Heinrich III., als ein Mann von der höchſten Sittenreinheit und wahrem Adel der Geſinnung zu preiſen. Seine Demuth war ſo groß, daß er nach ſeiner Wahl zum

Päpſte als Pilger zu Fuß, von ſeinem Bisthume Toul nach Rom wanderte, in Begleitung des mit dem abgeſetzten Papſte Gregor VI. nach Deutſchland gekommenen Kaplans Hildebrand, in welchem Leo ſchon den außerordentlichen Geiſt erkannte.

Sein Eifer für die Reinigung der Kirche trieb ihn ſogleich gegen die Simonie und das unſittliche Leben der Geiſtlichen zu wirken; er führte auf drei Concilien, zu Rom, Rheims und Mainz, welche dieſem Zwecke gewidmet waren, den Vorſitz, und brachte in einem Jahre ſchon die bedeutendſten Verbeſſerungen zu Stande. Dann reiſte er von einem Lande der Chriſtenheit in das andere, wo ſeine Gegenwart am nöthigſten war, um überall die Reinigung der Kirche perſönlich zu betreiben. Im Jahre 1054 ſtarb er, zu früh für ſein großes Werk; aber ſeine Nachfolger wirkten in ſeinem Sinne fort.

Der Kaiſer Heinrich waltete unterdeß in Deutſchland als weiſer und kräftiger Herrſcher. Er vergab zwar die Herzogthümer, die er ſelbſt beſaß, wieder, aber eigentlich nur an Statthalter von ſehr beſchränkter Vollmacht, die zwar den Namen, aber nicht die alten Rechte der Herzöge erhielten; nämlich Baiern an Heinrich, aus dem Hauſe Luxemburg, nachher an Konrad aus dem Hauſe der Pfalzgrafen vom Rhein; Kärnthen an Welf, Sohn des ſchwäbiſchen Grafen Welf; Schwaben an den Pfalzgrafen bei Rhein, Otto. In Schwaben war das welfiſche Haus mächtig und hätte deshalb gern auch das Herzogthum beſeſſen; aber gerade deshalb ſetzte Heinrich den Grafen Welf nach Kärnthen, damit der Herzog nicht zugleich großes Erbgut im Lande habe, und zugleich ſchwächte er das Herzogthum dadurch, daß er die Steiermark, die Mark Krain und Iſtrien, davon trennte und einem eignen Markgrafen verlieh. So verfuhr er mit den großen Reichswürden ganz nach ſeinem Wohlgefallen, während er die Erblichkeit der kleineren Lehnsgüter begünſtigte. Ober-Lothringen kam durch ihn an den Grafen Albert von Longwy, einen Ahnherrn des jetzigen öſterreichiſchen Hauſes. Darüber gerieth der Kaiſer in Streit mit dem Herzog Gotfried, der abgeſetzt nach Italien ging und die Wittwe des Heinrich feindlichen Markgrafen Bonifaz von Tuscien heirathete. Die Familie ſtand in der Folge dem fränkiſchen Geſchlechte ſtets feindlich entgegen.

Heinrich gab auch eine Probe ſeines perſönlichen Muthes. Als er im Jahre 1056 mit dem Könige Heinrich von Frankreich zu einer Unterredung zu Ivois in der Gegend von Metz zuſammengekommen war, entſtand ein Streit zwiſchen ihnen, denn der König warf ihm Wortbrüchigkeit vor. Wie es ſich geziemte, antwortete Heinrich nur dadurch, daß er dem Könige den Fehdehandſchuh hinwarf; und dieſer machte ſich in der folgenden Nacht davon in ſeine Gränzen. Nichts war den Deutſchen erfreulicher, als ſolche Ritterlichkeit ihres Kaiſers.

Heinrich ging nach Sachſen zurück, wo ſein Lieblingsſitz Goslar am Harze war, welches er zu einer anſehnlichen Stadt erhoben hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ein König aus fränkiſchem Stamme ſeinen Sitz im ſächſiſchen Lande nahm; er that es wohl ſeiner reichen Bergwerke wegen, die nahe bei Goslar am Harze lagen. Bergwerke gehörten in der älteren Zeit zu den ausſchließlichen Beſitzthümern der Kaiſer. In Goslar ließ Heinrich eine Burg, einen Palaſt, Kirchen und Feſtungsmauern anlegen, und dabei mußten die umherwohnenden Sachſen ſchwere Frohndienſte verrichten. Das vermehrte ihren Unwillen, den ſie ſchon über den Bau einer kaiſerlichen Burg in ihrem Lande fühlten; und wenn auch derſelbe unter einem ſo ſtrengen und ſtarken Kaiſer nicht laut werden durfte, ſo trug er doch ſeinem Sohne ſpäterhin deſto bittere Früchte. — Heinrich ſtarb plötzlich zu Bothfeld, dei Blankenburg, am Fuße des Harzes, wohin er ſich auf die Jagd begeben hatte, den 5. October 1056, mitten in ſeinen beſten Lebensjahren, da er nur 39 Jahre alt war, unter großen Entwürfen für die Zukunft.

Dieſer Kaiſer war bei aller Geiſteskraft und Strenge ſehr fromm; er ſetzte nie ſeine Krone auf, ohne vorher gebeichtet, und dann von dem Beichtiger die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Auch unterwarf er ſich oft den Kirchenſtrafen, und ließ ſie an ſeinem eigenen Leibe mit Geißelhieben durch Prieſter ausüben. Die kräftig einfache Art jener Zeiten verſchmähte nicht, ſelbſt durch körperlichen Schmerz die Heftigkeit der Leidenſchaften zu zügeln.

Heinrich III. iſt auch unter den Kaiſern zu nennen, welche die eigne Bildung durch Liebe zu den Wiſſenſchaften, durch Gunſt gegen ausgezeichnete Männer, und durch Förderung der Bildung im Allgemeinen bewieſen haben. Die Aufforderung des Lebensbeſchreibers ſeines Vaters, Wippo, in einem eigenen an ihn gerichteten lateiniſchen Gedichte, daß er auch die Kinder der weltlichen Großen in den Wiſſenſchaften unterrichten laſſen möge, hat er durch Sorge für die Schulen eifrig in Erfüllnng gebracht. Es blüheten unter ihm vorzüglich die Schulen zu Lüttich, Lobbes, Gemblours, Fulda, Paderborn, St. Gallen, Reichenau u. a. In den beiden zuletztgenannten Schulen bildete ſich einer der größten Gelehrten der damaligen Zeit, Hermann der Contracte, von Jugend auf ſo gelähmt, daß er nur in einem Tragſeſſel von einem Orte zum andern gebracht werden und nur mit großer Mühe ſchreiben konnte, ja ſo ſchwer mit der Zunge, daß ſeine Schüler erſt langſam ihn verſtehen lernten, und doch ſo geſucht und geehrt von ihnen, daß ſie aus allen Ländern zu ihm ſtrömten. Seine Chronik gehört zu den vorzüglichſten Quellen der Geſchichte der erſten Hälfte des 11ten Jahrhunderts.

Wiſſenſchaft und Kunſt blüheten ſchon nicht unbedeutend unter Heinrich III., und wenn auch Vieles unter der langen und unruhigen Regierung Heinrichs IV. wieder verfiel, ſo war doch der

Grund zu dem herrlichen Aufblühen gelegt, welches die Zeit der Hohenſtaufen uns darſtellt.

40. Heinrich IV. 1056—1106

Die Fürſten hatten dem Vater die Nachfolge des Sohnes ſchon zugeſagt, als dieſer eben geboren war. Bei ſeinem Tode nun war der junge König, zum Unglück des Reiches, erſt ein ſechsjähriger Knabe.

Seine Erziehung und die Reichsverwaltung waren zuerſt in den Händen ſeiner vortrefflichen Mutter Agnes, die aber nicht im Stande war, die Großen des Reichs in der Abhängigkeit zu erhalten und ſo des Vaters Werk zu vollführen. Vielmehr ſuchte ſie durch Begünſtigung einiger derſelben ihrer Reichsverwaltung Stützen zu verſchaffen, und gab deshalb das Herzogthum Schwaben und zugleich die Regierung von Burgund an den Grafen Rudolph von Rheinfelden, Baiern aber an Otto von Nordheim, und zwar mit dem gefährlichen Zuſatze, daß dieſe Würden ihren Häuſern erblich bleiben ſollten. Vorzüglich beſaß ihr Vertrauen der Biſchof Heinrich von Augsburg; aber eben dieſes erregte bald Neid und Eiferſucht. An der Spitze der Unzufriedenen ſtand der Erzbiſchof Anno von Köln, ein ehrgeiziger und kluger, aber finſterer und ſtrenger Mann. Dieſer, den jungen König und dadurch die Reichsverwaltung in ſeine Hände zu bekommen, begab ſich auf Oſtern 1062 nach Kaiſerswerth am Rheine, wo gerade das Hoflager der Kaiſerin war, und nach dem Eſſen beredete er den zwölfjährigen Knaben, ein eben erbautes, beſonders ſchönes und merkwürdiges Schiff zu beſehen. Kaum aber war er hineingeſtiegen, als die Schiffsleute, auf den Wink des Erzbiſchofes, vom Lande ſtießen und mitten in den Rhein ruderten. Darüber erſchrack der Knabe unmäßig und ſprang plötzlich in den Rhein; er wäre ſicherlich ertrunken, wenn nicht der Graf Eckbert von Braunſchweig raſch nachgeſprungen wäre und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Man ſprach ihm Muth zu und gab ihm viel Worte, und ſo wurde er nach Köln geführt. Die Mutter war ſehr erſchrocken und betrübt; und als ſie ſah, daß die deutſchen Fürſten kein Vertrauen mehr zu ihr hatten, beſchloß ſie ihr Leben in ſtiller Zurückgezogenheit zuzubringen, und ging nach Rom.

Der Erzbiſchof Anno, damit er nicht das Anſehen hätte, als wollte er die höchſte Gewalt allein in Händen haben, machte eine Verordnung, daß der junge König ſich abwechſelnd in den verſchiedenen Landſchaften Deutſchlands aufhalten, und daß immer der Biſchof, in deſſen Sprengel er ſich befände, die Vormundſchaft und Reichsverwaltung haben ſollte. Im Grunde jedoch dachte er den Prinzen am meiſten zu lenken. Aber er war nicht fähig, das Herz des Knaben zu gewinnen; denn er war ſtreng, hochfahrend, gebieteriſch; und da er, wie man erzählt, ſogar deſſen Vater, dem

gewaltigen Heinrich dem Schwarzen, ſehr unſanft mit der Geißel die Kirchenſtrafe gegeben hatte, ſo mochte er um ſo mehr den Knaben oft ſehr unſanft behandeln. Unter den übrigen Biſchöfen dagegen fand ſich ein ganz anderer Mann, eben ſo ehrgeizig als Anno, aber fein und einſchmeichelnd, und ſelbſt von perſönlicher Anmuth und Schönheit, der den Knaben dadurch zu gewinnen wußte, daß er ihm in Allem den Willen ließ; das war der Erzbiſchof Adalbert oder Albert von Bremen. Dieſer ehrſüchtige Mann hätte gern das ganze nördliche Deutſchland in eine große geiſtliche Herrſchaft vereinigt und ſich als ein zweiter Papſt an ihre Spitze geſtellt, wie er denn wirklich beinahe ſchon die Würde eines Patriarchen des Nordens bekleidete; denn durch ſeine eifrigen Bemühungen für die Verbreitung des Chriſtenthums im Norden waren mehrere Biſthümer in den ſlaviſchen Ländern, z. B. zu Ratzeburg und Mecklenburg (ſpäter Schwerin) und Kirchen in Dänemark, Norwegen und Schweden errichtet worden. — Er haßte die weltlichen Fürſten, weil ſie dieſen Abſichten im Wege ſtanden, und um ſie zu unterdrücken, wünſchte er die kaiſerliche Gewalt zu unumſchränkter Alleinherrſchaft zu erheben. Im ſchärfſten Gegenſatze gegen ihn ſtanden auch in dieſer Hinſicht Anno von Köln und ſein Anhang; ſie ſtrebten, auf den Trümmern des kaiſerlichen Anſehens eine Landeshoheit der Fürſten zu errichten. Beide Parteien griffen mit Leidenſchaft nach dem Aeußerſten, und wußten das Maaß des Rechten nicht zu halten; und ſo zeigt ſich ſchon in jener frühen Zeit der Streit, der unſere Geſchichte zerrüttet hat, in ſeiner verderblichen Geſtalt. Als Anno einſt eine Reiſe nach Rom machte und lange abweſend war, bemeiſterte ſich Adalbert gänzlich des jungen Fürſten. — Schlimmeres hätte dem Knaben nicht widerfahren können, als der Einfluß ſo verſchiedenartiger Männer, und dieſe Abwechſelung zwiſchen ganz entgegengeſetzter Behandlung. Von der größten Strenge kam er auf einmal in Ausgelaſſenheit und Sinnenluſt.

Heinrich war ein Knabe von hohen Anlagen, wie des Geiſtes, ſo des Körpers; er hatte einen feurigen Muth, große Schnelligkeit des Entſchluſſes, und ritterlichen Sinn, der auf das Größeſte hätte gelenkt werden mögen, aber nun wurde ſein ſchnelles und feuriges Weſen zum Jähzorn und zur Rachſucht, und der hohe Sinn in Stolz und Herrſchſucht umgewandelt. Dazu liebte er die ſinnlichen Genüſſe, und wurde dadurch oft läſſig und ſorglos. Ein gutes Zeichen und ein löblicher Augenblick wechſelten ſchnell bei ihm mit den ſchlechten, weil ſeinem Leben die große, leitende Idee fehlte; die feſte Ruhe und Mäßigung, welche die höchſte Majeſtät der Könige iſt, hat er niemals gewinnen können; und ſo ſpiegelt ſich in ſeinem ganzen Weſen die Ungleichheit, ja der Gegenſatz ſeiner Erzieher wieder.

Ebenfalls zeigte es ſich als eine große Wahrheit an Heinrich IV., daß, wie unſer Gemüth und unſer Inneres, ſo auch unſer Schickſal iſt. Iſt jenes in ſich einig und feſt, ſo nimmt ſicherlich auch unſer Leben einen feſten Gang. Heinrichs Schickſal aber iſt ſo ungleich, als ſein Gemüth; Glück wechſelt mit Unglück, Höhe mit Tiefe, Erhebung mit Erniedrigung, Uebermuth mit Kleinmuth, bis zu dem letzten Augenblicke ſeines Lebens.

41. Der Streit Heinrichs mit den Sachſen.

Zwei heftige Abneigungen hatte Adalbert aus ſeiner Seele in die ſeines Zöglings hinübergepflanzt; einmal gegen alle Fürſten, und dann gegen die ſächſiſchen, namentlich das Billungſche Herzogshaus, insbeſondere, ſo wie gegen das ganze ſächſiſche Volk, mit welchem er ſehr viele Streitigkeiten wegen ſeines Erzbisthumes Bremen gehabt hatte. Darum prägte er dem jungen König ein: die Fürſten ſtrebten nach Unabhängigkeit, am meiſten die ſächſiſchen, er ſolle ſie wohl in Gehorſam halten und bei Zeiten niederdrücken. — Dieſe Grundſätze haben des Königs ganzes Leben verbittert und zerrüttet; denn obwohl der herrſchſüchtige Adalbert, nachdem er den jungen König am Oſterfeſte 1065 zu Worms für mündig erklärt hatte, ſchon im folgenden Jahre durch die Fürſten von Heinrich entfernt wurde, ſo vergaß dieſer ſeine Lehren doch nie, und ſchon im Jahre 1069 erſchien der herrſchſüchtige Erzbiſchof wieder an des Königs Hofe, und übte ſeinen alten Einfluß auf deſſen Gemüth und Handlungsweiſe.

Die Sachſen erkannten ſehr bald des Königs Abſicht, ihr Land zu einem unmittelbaren königlichen Lande zu machen. Er wohnte meiſtentheils zu Goslar, und fing an, in den Bergen des Harzes und in Thüringen eine Menge von Burgen anzulegen und mit Beſatzung zu verſehen, um durch ſie das Volk deſto beſſer zügeln zu können. Derſelbe Benno (nachher Biſchof von Osnabrück), der die Sachſen ſchon unter Heinrich III. bei dem Baue in Goslar zu Frohndienſten gezwungen hatte, leitete auch jetzt dieſe Bauten. Die vorzüglichſte der Feſten war die Harzburg, bei Goslar, Heinrichs Lieblingsort, den Sachſen ein Abſcheu. Man klagte unter einander, daß die Freiheit der Vorfahren zu Grunde gehe. Auch ging die Sage im Lande, der König habe von einem Berge in Sachſen umherſehend geſagt: „Sachſen ſey ein ſchönes Land, aber die es bewohnen, ſeyen verworfene Knechte.“

Noch zwei Urſachen kamen dazu und mehrten die Unzufriedenheit. Heinrich war ſchon als Kind durch ſeinen Vater mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Suſa in Italien, verlobt worden und hatte ſie nachher geheirathet; allein er war ihr gram, weil ſie ihm aufgedrungen war, und wollte nachher von ihr geſchieden ſeyn, und weil er dazu der geiſtlichen Fürſten bedurfte, ſo ſuchte er die Gunſt des Erzbiſchofs Sigfried von Mainz vor Allen zu ge-

winnen. Aber, wie ihn immer ſeine Leidenſchaftlichkeit blind zu dem Ziele hintrieb, nach welchem er gerade ſtrebte, ſo wählte er auch dieſesmal ein verderbliches Mittel; er befahl den Thüringern, dem Erzbiſchofe den Zehnten von ihren Gütern zu entrichten, worauf derſelbe Anſpruch machte, und welchen ſie ihm verweigerten. Nun hatte er die Thüringer ſich doppelt zu Feinden gemacht. Von der Königin aber wurde er wegen des Widerſtandes von Seiten des Papſtes, doch nicht geſchieden; und nachher, durch das würdige und edle Benehmen ſeiner Gemahlin beſiegt, wendete er ſein Gemüth wieder zu ihr, und ſie hat jederzeit Leid und Freude treu mit ihm getheilt.

Ferner behandelte Heinrich den ſächſiſchen Grafen Otto von Nordheim, dem ſeine Mutter das Herzogthum Baiern gegeben hatte, ſo, daß alle weltlichen Großen, beſonders aber die Sachſen, dadurch entrüſtet wurden. Dieſer Herzog Otto war ein Freund des Erzbiſchofs Anno, und mochte vielleicht ſchon dadurch dem Könige verhaßt ſeyn; oder dieſer wandte den Haß gegen alle kräftige Fürſten, welchen ihm Adalbert eingeflößt hatte, beſonders gegen Otto, auf deſſen Arm das ſächſiſche Volk vorzüglich vertraute. Und als nun ein, wahrſcheinlich dazu gebungener, Kläger, Egino, gegen den Herzog auftrat und ihn beſchuldigte, er habe ihn zur Ermordung des Königs bereden wollen, und Otto den Zweikampf mit ihm verweigerte, weil er nicht ebenbürtig und dazu ein übel berüchtigter Menſch war, ſo entſetzte ihn Heinrich durch ungerechten Spruch ſeines Herzogthums Baiern und verwüſtete ſeine Erbgüter in Sachſen mit Feuer und Schwert, (bei welcher Gelegenheit er auch den Hanſtein belagerte und zerſtörte). Das Herzogthum Baiern gab er 1070 dem jungen Welf IV., dem Sohne des italieniſchen Markgrafen Azzo, dem Stifter des jüngeren welfiſchen Hauſes; denn das ältere war 1055 mit dem Tode des Herzogs Welf von Kärnthen erloſchen.

An Otto von Nordheim hatte er ſich aber auf Lebenszeit einen ſehr tapfern Feind erweckt. Otto begab ſich zu dem Grafen Magnus von Sachſen, Sohn des Herzogs Ordulf, einem edlen Jünglinge, kühn und tapfer in den Waffen, und verband ſich mit ihm; ſie mußten aber beide, durch die königliche Macht bedrängt, ſich Heinrich gefangen geben. Nach einem Jahre ließ der König den Otto wieder frei, den Magnus aber hielt er auf der Harzburg im Gefängniß, weil dieſer ſich weigerte, auf Heinrichs Verlangen ſeinem Rechte an ſeines Vaters Herzogthum zu entſagen; und obgleich ſich Otto edelmüthig erbot, für ſeines Freundes Befreiung wieder in den Kerker zurückzukehren, ſo fand er doch kein Gehör. Da mußte man wohl glauben, des Königs Abſicht ſey keine andere, als das Herzogthum Sachſen an ſich zu nehmen und den Prinzen im Gefängniſſe ſterben zu laſſen.

Alle dieſe Umſtände ſind der Urſprung der heftigen Feindſchaft zwiſchen Heinrich und den Sachſen, welche dem Könige die bitterſten Schickſale bereitet und beide Theile zu Thaten des äußerſten Haſſes verleitet hat. Eine ſo traurige Erbſchaft hinterließ der Erzbiſchof Adalbert dem Könige, als er 1072 ſtarb.

Die Sachſen, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, ſchloſſen eine enge Verbindung mit einander; es gehörten dazu alle ſächſiſchen und thüringiſchen Großen, weltliche und geiſtliche, und unter vielen andern der Biſchof Burkhard von Halberſtadt, der ein Neffe des Erzbiſchofs Anno war, und von dieſem den Haß gegen alle kaiſerliche Uebermacht eingeſogen hatte. Es war noch die Zeit, da die Geiſtlichen ſelbſt mit in's Feld zogen und oft an der Spitze der Schaaren fochten.

Ganz unerwartet, als Heinrich in Goslar war, im Jahr 1073, kam eine Geſandtſchaft der Sachſen zu ihm, welche Folgendes von ihm forderte: „Er ſolle ſeine Schlöſſer in ihrem Lande niederreißen; Magnus, den Erben des ſächſiſchen Herzogthums, aus der Gefangenſchaft loslaſſen; ſich nicht allezeit in Sachſen aufhalten; des Landes alte Verfaſſung in Ehren halten; und in den Reichsſachen nicht ſchlechten Rathgebern folgen, ſondern ſich mit den Ständen berathen. Wenn er dieſe Bitten erfülle, ſo ſolle kein Volk in ganz Deutſchland ihm treuer und ergebener erfunden werden, als ſie." — Heinrich wies die Abgeordneten verächtlich zurück. Da machten die Sachſen aus ihren Drohungen Ernſt und rückten mit 60,000 Mann vor Goslar; Heinrich floh mit ſeinen Schätzen auf die ſtarke Harzburg, und als die Feinde ſchnell nachrückten, rettete er ſich, unter großen Gefahren, durch die Gebirge des Harzes. Drei Tage mußte er faſt ohne Speiſe und Trank, mit wenigen Begleitern, unter Führung eines Jägers, in der Wildniß umherirren, und glaubte bei jedem Geräuſch des Windes in den hohen Gipfeln der Tannen die Fußtritte der Verfolger zu hören. Endlich erreichte er Eſchwege am Werra-Fluſſe. Von dort ging er an den Rhein nach Tribur, und ſandte Boten durch das Reich, daß man gegen die Sachſen rüſten ſolle. Die Sachſen aber benutzten klüglich die Zeit, brachen eine ſeiner Burgen nach der andern, und bekamen auch das feſte Lüneburg mit der geſammten Beſatzung in ihre Gewalt. Dieſen glücklichen Umſtand benutzten ſie zur Befreiung ihres Herzogs Magnus. Sie forderten nämlich vom Kaiſer ſeine Loslaſſung unter der Drohung, daß ſie die ganze Beſatzung von Lüneburg als Räuber mit dem Tode beſtrafen würden; und Heinrich mußte unwillig nachgeben und Magnus, gegen 70 in Lüneburg gefangene Ritter, aus der Harzburg entlaſſen. Damit war indeß Heinrichs Demüthigung noch nicht beendet. Auch die Fürſten aus Süd-Deutſchland, und ſogar der Erzbiſchof von Mainz, wegen deſſen er ſich ſo viele Feinde zugezogen hatte, fielen von ihm ab. Wie einſtmals Egino gegen Otto von Nordheim aufgetreten war und ihn des

beabſichtigten Königsmordes angeklagt hatte, ſo erhob ſich unerwartet ein Ritter Reginger, ſonſt einer von Heinrichs Günſtlingen, und ſagte aus: „der König habe ihn gedungen, die Herzöge Rudolph von Schwaben und Berthold von Kärnthen zu ermorden.“ Das mochte nun ein ähnlicher Kunſtgriff der Feinde gegen ihn ſeyn, wie er früher gegen Otto von Nordheim gebraucht hatte, um die öffentliche Meinung gegen ihn zu ſtimmen. Und das gelang auch. Man ging ſogar damit um, einen neuen König zu wählen und der undankbare Erzbiſchof Sigfried berief die Fürſten ſchon dazu nach Mainz.

In dieſer Noth, da alle Freunde den König verlaſſen hatten, blieben ihm nur die Bürger von Worms getreu; ſie öffneten ihm wider den Willen des Erzbiſchofs die Thore, boten ihm Mannſchaft und Waffen an, und richteten ſeinen niedergeſchlagenen Sinn durch ihre treue Anhänglichkeit wieder auf. Und ſo gut es ihre Kräfte verſtatteten, erhielten ſie ihn auch ganz allein, da niemand zu ſeinem Unterhalte etwas geben wollte. Zu dieſer Zeit fingen ſchon die Städte in Deutſchland an, in den Reichsſachen etwas zu bedeuten; ſie waren die Hauptſtützen der kaiſerlichen Gewalt gegen die Fürſten; und wir ſehen daraus, wie ſie durch Fleiß und Betriebſamkeit an Menge der Einwohner und an Wohlhabenheit gewachſen ſeyn mußten. Aber gegen ſolche Gewalt des Mißgeſchicks, wie diesmal über Heinrichs Haupte hereingebrochen war, konnten ihn die treuen Wormſer nicht vertheidigen; er mußte, um nur die Krone nicht zu verlieren, 1074 einen harten Frieden zu Gerſtungen mit den Sachſen eingehen und alle Feſten, ſogar die geliebte Harzburg, ihnen ausliefern. Wehmüthig betrachtete er ſie zum letztenmal, als er in der Sachſen Mitte nach Goslar ritt; er bat ſogar recht inſtändig, noch einmal für ihre Erhaltung; allein die ſtolze Burg ſollte fallen, und bei der Zerſtörung wüthete der Haß ſo ſehr, daß der erbitterte Pöbel, ohne Wiſſen und gegen den Willen der Fürſten, ſogar die Kirche und Altäre plünderte und verbrannte, das kaiſerliche Familiengrab aufriß, und die Gebeine von Heinrichs Bruder und verſtorbenem Söhnlein umherſtreute.

Dafür mußten die Sachſen erfahren, daß der gefährlichſte Feind im Glücke der Uebermuth des eigenen Herzens iſt. Und in Heinrichs Leben tritt auf einmal einer von den merkwürdigen Wechſeln des Schickſals ein, welche daſſelbe auszeichnen. Er hatte nun wohl begriffen, daß die Menſchen anders behandelt werden müßten, als Adelbert ihn gelehrt hatte, und daß, um ein Volk zu bezwingen, es nicht hinreiche, einige feſte Schlöſſer in ſeinem Lande zu bauen. Er fing an, die deutſchen Fürſten auf ganz andere Weiſe anzuſprechen, als bisher; er ſuchte ſie einzeln zu gewinnen, weil ihre Verſammlungen ihm ſtets nachtheilig geweſen waren, wendete bei dem Einen dieſes, bei dem Andern jenes Mittel an; beſonders aber klagte er bei Allen wegen der ſchimpflichen und empörenden Zerſtö-

rung der Harzburg; und als nun die Stimmung für ihn günſtiger war, erließ er ein allgemeines Aufgebot gegen die Sachſen. Dieſesmal folgte der Gehorſam auf der Stelle; ſchnell war ein ſtarkes Heer von Rittern und Lehnsleuten aus allen Theilen des Reiches, ſogar aus Böhmen und Lothringen, verſammelt, ein Heer, wie es ſeit langen Zeiten nicht geſehen worden war, und die Sachſen, die nur in der Eile ihre Haufen zuſammengerafft hatten, und noch dazu durch des Königs Künſte uneinig unter ſich ſelbſt gemacht waren, wurden 1075 bei Hohenburg, nicht weit von Langenſalza an der Unſtrut, hart geſchlagen. Heinrich verfolgte die Fliehenden bis nach Magdeburg und Halberſtadt, und ließ ihr Land mit Feuer und Schwert verwüſten. Die Rache war furchtbar, wie Heinrichs Leidenſchaften immer. Im Herbſte dieſes Jahres traten aber die andern Fürſten dazwiſchen, die es nicht leiden konnten, daß das arme Volk ganz zertreten würde. Heinrich gewährte den Sachſen einen Frieden, nachdem ihre Großen ſich im Angeſichte ſeines Heeres vor ihm gedemüthigt hatten; aber ſtatt durch volle Begnadigung die rechte Verſöhnung möglich zu machen, behielt er, gegen das durch ſeine Abgeordneten gegebene Wort, viele der ſächſiſchen Großen in der Haft, und vergab ihre Lehen ſeinen Vaſallen. Dem gefährlichſten von Allen, Otto von Nordheim, erlaubte er auf ſeine Güter zu gehen, ja, er ſetzte ihn ſogar zum Verweſer über Sachſen. Die zerſtörten Burgen, auch die Harzburg, ließ er wieder aufbauen, errichtete neue und verſah ſie mit Beſatzungen, welche, wie in früherer Zeit, durch Erpreſſungen und Uebermuth aller Art das Land umher drückten. Durch dieſes Alles war der Saame neuer Empörung für die Zukunft ausgeſtreut. Zugleich ſtand ihm von einer andern Seite ein viel mächtigerer Feind auf, als die Sachſen waren, der mit neuen Waffen gegen ihn kämpfte.

42. Kaiſer Heinrich IV. und Papſt Gregor VII.

Hildebrand (nachher Gregor VII.) war der Sohn eines Zimmermanns zu Saone, einer toskaniſchen Stadt. Er trat in den geiſtlichen Stand, und da er ſehr vorzügliche Geiſtesgaben zeigte, — (vom Körper war er klein, pusillus), — ſo wurde er vom Papſte Leo IX., unter Heinrichs III. Regierung, aus dem Kloſter zu Clugny mit nach Rom genommen und dort zum Subdiakonus der römiſchen Kirche und nachher zum Kanzler gemacht; und von nun an lenkte er die Schritte der Päpſte und war die Seele des römiſchen Hofes. Sein Ziel war die Erhöhung des Papſtes über alle Fürſten und Könige der Erde, wie er denn ſchon als Kanzler ſofort anfing, das Zählen nach Regierungsjahren der Kaiſer in den päpſtlichen Bullen wegzulaſſen. Und er hat ſein Ziel mit ſolcher Klugheit, Beharrlichkeit und Kraft ſein ganzes Leben hindurch verfolgt, daß man ihn zu den außerordentlichen Menſchen der Weltgeſchichte zählen muß. Es waren zu ſeiner Zeit große Mißbräuche unter der

hohen und niedern Geiſtlichkeit eingeſchlichen; die Meiſten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch alſo auch Unwürdige an wichtige und hohe Plätze gelangen konnten; Unſittlichkeit, Ausſchweifung, Laſter mancherlei Art, waren unter den Geiſtlichen nichts Seltenes; und ſo wie ſie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren, ſo hingen ſie auch durch die Liebe des irdiſchen Beſitzes an den weltlichen Fürſten, von welchen ſie mit ihren Gütern belehnt wurden. Da beſchloß Hildebrand, der von dem brennendſten Eifer für die Freiheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geiſtlichen Standes erfüllt war, dieſen Uebeln die Axt an die Wurzel zu legen.

Zuerſt eiferte er, und mit vollem Rechte, gegen das Erkaufen geiſtlicher Aemter durch Geld, welches man das Verbrechen der Simonie nannte und als eine Sünde gegen den heiligen Geiſt betrachtete (mit Beziehung auf die Geſchichte Simons des Zauberers in der Apoſtelgeſchichte 8, 18—24, der die Gabe des heil. Geiſtes für Geld erkaufen wollte). Mit welcher ſittlichen Kraft und Geiſtesüberlegenheit Hildebrand dabei auf die Menſchen zu wirken wußte, zeigt das Beiſpiel eines Erzbiſchofs in Frankreich, welcher auch jenes Vergehens angeklagt war, aber ſchlau ſeine Ankläger durch Geld gewonnen hatte. Hildebrand, ſo lautet die Erzählung, ſaß als Legat des Papſtes über die Sache zu Gericht. Da trat der Erzbiſchof keck in die Verſammlung und ſprach: „Wo ſind die, die mich anklagen? Trete auf, wer mich verdammen will!" — Die beſtochenen Kläger ſchwiegen. Da wandte ſich Hildebrand an ihn, und ſprach: „Glaubeſt du, daß der heilige Geiſt mit Vater und Sohn ein Weſen ſey?" Jener erwiederte: „ich glaube es." Nun befahl er ihm zu ſagen: „Ehre dem Vater und Sohn und heiligen Geiſt!" Und dabei ſah er ihn mit ſo durchdringendem Blicke an, daß dem Erzbiſchof ſeine Schuld ſchwer auf's Gewiſſen fiel; denn er vermochte die Worte: „dem heiligen Geiſt" nicht zu ſagen, wiewohl er es mehrmals verſuchte. Dies galt als göttliches Gericht. Der Erzbiſchof fiel ſeinem Richter zu Füßen, bekannte ſich der Simonie ſchuldig und werth, der Prieſterwürde entſetzt zu werden; und darauf konnte er dieſelben Worte mit deutlicher Stimme ausſprechen. Dieſe Begebenheit wirkte ſo ſtark auf die Gemüther der Menſchen, daß noch 27 andere Kirchenvorſteher und viele Biſchöfe unangeklagt ihr Amt niederlegten, weil ſie es durch Geld erkauft hatten.

Sollte nun ferner die Geiſtlichkeit überhaupt von der weltlichen Macht frei werden, ſo mußte vor allen Dingen das Haupt der Kirche nicht mehr von dem Kaiſer geſetzt, ſondern durch freie Wahl ernannt werden. Das war noch eben anders beſtimmt worden, da Heinrich III. ſich das Verſprechen geben ließ, daß die Römer keinen Papſt ohne kaiſerliche Einwilligung erkennen wollten; und unter dieſem Kaiſer möchte Hildebrand ſeine Abſichten auch wohl nicht durchgeführt haben. Nun aber benutzte er die Zeit, da

der neue Kaiſer noch ein Kind war, und bewirkte, daß im Jahr **1059**, unter Papſt Nicolaus II., ein Geſetz gegeben wurde, ein jeder Papſt ſolle von den Kardinälen gewählt werden, jedoch ſo, daß des Kaiſers Einwilligung oder Beſtätigung hinzukäme; erſt die ſpätere Zeit hat auch dieſe Beſtimmung aufzuheben und die Verordnung des Papſtes Nicolaus ſelbſt zu verfälſchen geſucht.

Als der Kanzler Hildebrand durch dieſe und andere Anordnungen Alles für ſeine größern Abſichten vorbereitet hatte, wurde er im Jahr **1073** ſelbſt zum Papſt gewählt, und nannte ſich Gregor VII., (um zugleich die Abſetzung Gregors VI. durch Heinrich III. für ungültig zu erklären.) Kaiſer Heinrich, der nun ſchon das Reich ſelber verwaltete, ſchickte ſeinen getreuen Grafen Eberhard nach Rom und ließ die Römer zur Rede ſtellen, daß ſie ohne ſeine Einwilligung einen Papſt gewählt hätten. Gregor, der in dieſem Augenblicke noch nicht den Streit mit dem Kaiſer anfangen wollte, entſchuldigte ſich: das Volk habe ihn gezwungen, die päpſtliche Würde anzunehmen; er habe aber die Weihe nicht angenommen und werde ſie nicht annehmen, bevor er die Einwilligung des Kaiſers und der deutſchen Fürſten erhalten werde. Mit dieſer Entſchuldigung war Heinrich zufrieden, und der Papſt wurde beſtätigt.

Nun trat Gregor zuerſt mit neuen, ſehr ſtrengen Geſetzen gegen die Simonie und gegen die Ehe der Prieſter hervor. Er verlangte, gleich früheren Päpſten und Kirchenvätern, der Prieſter der Kirche ſolle ſich ganz dem göttlichen Dienſte weihen, und nicht einmal durch das Band der Ehe an die Liebe des Irdiſchen feſſeln. Zwar fand dieſes Verbot ſowohl in Italien, als in Frankreich, Deutſchland und in allen übrigen Ländern, bei den Geiſtlichen zuerſt den heftigſten Widerſtand, denn viele von ihnen, beſonders im niedern Klerus, waren verheirathet: aber Gregor fand in dem Volke ſelbſt die Helfer zur Ausführung ſeines Geſetzes. Das Volk, gegen die verheiratheten Prieſter aufgereizt, zwang dieſe, zum Theil durch die äußerſten Mißhandlungen, ſich von ihren Frauen zu trennen; doch dauerte es noch wohl ein Jahrhundert, bis die Eheloſigkeit der Geiſtlichen ganz allgemein eingeführt war. — Für die Ausführung von Gregors weitſchauenden Planen war dieſe Sache von der größten Wichtigkeit. Wenn die Geiſtlichen in allen chriſtlichen Ländern gar nicht durch die Sorge für Haus und Kinder gebunden und von den weltlichen Fürſten abhängig waren, ſo hatte der Papſt ſo viele Tauſende der eifrigſten Diener gewonnen, welche nur auf ſeinen Befehl hörten und die Herrſchaft der Kirche über alle weltliche Macht feſt begründeten. Aber dieſe Diener ſollten noch freier ſeyn, und nicht einmal ihre weltlichen Beſitzungen als Lehen aus den Händen der Fürſten empfangen. Wie nämlich der weltliche Lehnsmann zum Zeichen ſeiner Belehnung eine Fahne erhielt, ſo ertheilten die Fürſten den Biſchöfen und übrigen hohen Geiſtlichen als ſolches

Zeichen einen Ring und einen Hirtenſtab, und man nannte dieſes die Inveſtitur. Auch dieſe verbot nun Gregor den Geiſtlichen aus den Händen der Großen anzunehmen; ſie ſollten einzig ihre Erhebung dem römiſchen Stuhle verdanken und nur dem Papſte den Eid des Gehorſams ſchwören. — Nach dieſem Grundſatze mußte der Papſt Herr über den dritten Theil aller Güter der chriſtlichen Länder werden.

Dieſes iſt der Anfang des langen und heftigen Inveſtitur-Streites, und überhaupt des Kampfes zwiſchen Kaiſer und Papſt, zwiſchen Staat und Kirche, welcher nach und nach beide geſchwächt und zerrüttet hat. Wir haben früher ſchon die Bedeutung ſowohl der päpſtlichen als der kaiſerlichen Würde in ihren Grundgedanken geſehen, und wie ihr friedliches Zuſammenwirken das Heil der Völker begründen konnte. Nun aber fängt die Zeit an, da ſich die eine immer über die andere erheben, da der Papſt nicht nur in geiſtlichen, ſondern auch in weltlichen Dingen über alle Fürſten und Könige herrſchen, Kronen abreißen und Kronen verſchenken wollte, und wo wiederum die Kaiſer oft auch nicht in billigen und vernünftigen Sachen das Anſehen des Papſtes gelten ließen, ſondern glaubten, mit der Schärfe des Schwertes über die unſichtbaren, geiſtigen Kräfte und über das Gewiſſen der Menſchen herrſchen zu können. Die Gewalten, welche im Frieden zuſammen die Welt beglücken konnten, zerſtörten einander ſelbſt, und ſo geſchah es, daß nach anderthalbhundertjährigem Kampfe, und nach unſäglicher Verwirrung von Deutſchland und Italien, die Kaiſerwürde ihren alten Glanz und ihre inwohnende Kraft verlor, und daß Oberhaupt der Kirche äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Große Männer haben in dieſem Kampfe einander gegenüber geſtanden, welche ihre Kräfte ungleich wohlthätiger hätten gebrauchen können; aber auch dieſer Kampf gehörte in den großen Plan der Weltgeſchichte, und es ſind Entwickelungen dadurch vorbereitet, die ſonſt nicht hätten erfolgen können.

Papſt Gregor ging in ſeinen Grundſätzen immer weiter. Nicht genug, daß er den Anfang gemacht hatte, die Kirche mit allen ihren Gütern der weltlichen Herrſchaft ganz zu entziehen; er erklärte nun auch feierlich, daß Kaiſer und Könige und Fürſten, mit aller ihrer Macht, dem Papſte unterworfen ſeyen. In ſeinen eigenen Briefen finden ſich ſeine Grundſätze ausgeſprochen: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter," ſagt er, „durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So iſt die apoſtoliſche Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieſer ſein Licht von jener hat, ſo ſind Kaiſer und Könige und Fürſten nur durch den Papſt, weil dieſer durch Gott iſt. Alſo iſt die Macht des römiſchen Stuhles größer, als die Macht der Throne, und der König iſt dem Papſt unterthan und ihm Gehorſam ſchuldig. — Wenn die Apoſtel im Himmel binden und löſen können,

ſo müſſen ſie auch auf der Erde Kaiſerthümer, Königreiche, Für-ſtenthümer, Grafſchaften, und eines jeden Güter geben und neh-men können nach Verdienſt. Und wenn ſie über das Geiſtliche als Richter beſtellt ſind, ſo müſſen ſie es um ſo eher über das Weltliche ſeyn; wenn ſie endlich über die Engel, die über die hoch-müthigen Monarchen herrſchen, zu richten haben, um wie viel eher werden ſie über die Knechte dieſer Engel Urtheil ſprechen kön-nen. — Der Papſt aber iſt der Nachfolger der Apoſtel und der Stellvertreter auf dem Stuhl Petri; er iſt Statthalter Chriſti und über Allen."

Dieſe Grundſätze beſchloß Gregor zuerſt an dem Kaiſer ſelbſt, dem Haupte der Fürſten, auszuüben, und dadurch ihre Kraft vor aller Welt zu beweiſen. Heinrich, weil er mit ſeinen Unterthanen in Zwieſpalt lebte, hatte weniger wirkliche Macht, als ein anderer König, aber ſein Name war größer, und daher mußte der Sieg über ihn glänzender ſeyn; zugleich war es leicht, ſeiner leidenſchaft-lichen Handlungsweiſe wegen, an ihm eine Urſache zu finden. Es kamen von vielen Seiten Klagen über den Kaiſer nach Rom; auch die Sachſen beklagten ſich bitter, weil er viele ihrer Fürſten noch immer gefangen hielt. Da ließ Gregor dem Kaiſer entbieten: „Er ſolle ſich in den nächſten Faſten vor der Synode zu Rom ſtellen, und wegen der Verbrechen, die ihm zur Laſt gelegt wür-den, verantworten; ſonſt ſolle er wiſſen, daß er ohne Verſchub durch den apoſtoliſchen Bannfluch aus der Kirche werde verſtoßen werden."

Heinrich wurde mehr erzürnt als erſchreckt durch ſolche Worte; die unſichtbare Kraft des päpſtlichen Bannfluchs war noch wenig erprobt worden. Er verſammelte die deutſchen Biſchöfe im Januar des Jahres 1076 nach Worms, und ließ dort mit leichtſinniger Haſt die Abſetzung über den Papſt ausſprechen, womit dieſer ihn bedroht hatte; dann ſchrieb er ihm einen Brief, folgenden Inhalts:

„Heinrich nicht durch Gewalt, ſondern nach Gottes frommer „Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papſt, ſon-„dern den falſchen Mönch."

„Dieſen Gruß haſt du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht haſt. Du haſt die Re-gierer der heiligen Kirche wie die Knechte, die nicht wiſſen, was ihr Herr thut, unter deine Füße getreten, und durch ihre Zertre-tung haſt du dir Gunſt vom Munde des gemeinen Haufens er-worben. Wir haben das lange geduldet, weil uns daran lag, die Ehre des römiſchen Stuhles zu erhalten. Allein du haſt unſre Demuth für Furcht genommen und dich erfrecht, dich ſelbſt gegen die von Gott uns zugeſtandene königliche Würde zu erheben, und gedroht, ſie uns zu nehmen, gleich als hätten wir unſre Herrſchaft von dir erhalten. Du biſt auf den Stufen emporgeſtiegen, die da Liſt und Trug heißen und verflucht werden, haſt durch Geld Gunſt,

durch Gunſt eiſerne Gewalt, durch dieſe den Stuhl des Friedens gewonnen, und von dieſem herab den Frieden geſtört, indem du Untergebene gegen Vorgeſetzte bewaffneſt. Der heilige Petrus, der wahre Papſt, ſagt ſelbſt: „Fürchtet Gott, ehret den König!" Weil du aber Gott nicht fürchteſt, ehrſt du mich, ſeinen Geſandten, nicht. Du alſo, mit Fluch behaftet, und durch unſer und aller Biſchöfe Gericht verdammt, ſteige herab! Verlaß den angemaßten apoſtoliſchen Stuhl! Es ſoll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri ſteigen, der nicht mit dem göttlichen Worte ſeinen Uebermuth umhüllt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unſere Biſchöfe ſagen dir: „Steig herab! Steig herab!""

Darauf hielt auch der Papſt ein Concilium, und ſprach nicht nur über Heinrich den Bannfluch aus, ſondern entſetzte ihn des Reiches mit folgenden Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes unterſage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaiſers Heinrich, der ſich mit unerhörtem Hochmuth gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des deutſchen und italieniſchen Reiches, und entbinde alle Chriſten des Eides, den ſie ihm geleiſtet haben oder leiſten werden, und verbiete, daß ihm jemand als einen König diene. Und an deiner Statt, heiliger Petrus, binde ich ihn mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker erfahren, daß du der Fels ſeyeſt, auf den der Sohn Gottes ſeine Kirche gegründet hat."

Als Heinrich am Oſterfeſte **1076** zu Utrecht die Nachricht ſeiner Bannung erhielt, ließ er auf der Stelle durch den heftigen Biſchof Wilhelm von Utrecht auch ſeinerſeits den Papſt mit dem Bannfluche belegen, und die lombardiſchen Biſchöfe, Feinde des Papſtes, wiederholten dieſen Bannfluch auf einer Kirchenverſammlung zu Pavia, unter dem Vorſitze des Erzbiſchofs Wibert von Ravenna. Der Eindruck dieſer unerhörten Ereigniſſe war verſchieden; je nachdem die Gemüther verſchieden geſtimmt waren. Die Sachſen jubelten, denn ihre Sache wurde jetzt die Sache der Kirche, und ihr gewöhnliches Feldgeſchrei war von dieſer Zeit an: „Heiliger Peter!" Aber auch rings im ganzen Reiche trennten ſich die Parteien; überall hieß es: „für den Papſt," oder „für den König." Es war eine ſchwere Zeit des Zwieſpaltes, und Haß erfüllte die Welt. Wäre der König ein untadeliger Mann geweſen, mit der Seelengröße, welche die Gemüther binden und beherrſchen kann, ſo hätte ihn die Macht des bloßen Wortes nicht überwältigt; denn dieſes Wort erhielt ſeine Gewalt erſt durch die öffentliche Meinung. Aber nun hatte er ſchon viele und arge Feinde, und ſein Uebermuth nach Beſiegung der Sachſen hatte ihre Zahl noch vermehrt. Außer den Sachſen war auch der Herzog Rudolph von Schwaben feindlich, und die päpſtlichen Legaten wirkten nach allen Kräften auf die Gemüther. Daher geſchah es, daß die größere Hälfte der deutſchen Fürſten ſich zu Tribur am Rheine verſammelte und damit

umging, einen neuen König zu wählen. Heinrich eilte ſelbſt in die Nähe nach Oppenheim, und durch vieles Bitten und Geloben der Beſſerung erlangte er, daß ihm ein Jahr Friſt geſtattet wurde. Man wollte den Papſt bitten, im Februar des nächſten Jahres nach Augsburg zu kommen und ſeine Sache genau zu unterſuchen; ſey Heinrich aber binnen Jahresfriſt nicht vom Banne losgeſprochen, ſo ſolle ohne Verzug zu einer neuen Wahl geſchritten werden. In der Zwiſchenzeit müſſe er als Privatmann, ohne alle Zeichen der kaiſerlichen Würde, in Speier leben und ſich aller Reichsgeſchäfte enthalten.

Heinrich in Kanoſſa. 1077. — In dieſer verzweifelten Lage faßte Heinrich einen ganz unerwarteten Entſchluß. In der Beſorgniß, daß auf der Fürſtenverſammlung zu Augsburg, wo ſeine Feinde die Mehrzahl ausmachten, nichts Gutes über ihn beſchloſſen werde, brach er ſelbſt, obgleich er gar keine Mittel hatte, und faſt ſeinen Unterhalt erbetteln mußte, und obgleich die Fürſten alle Päſſe zwiſchen Deutſchland und Italien beſetzt hatten, nur von ſeiner Gemahlin und Einem Getreuen begleitet, nach Italien auf. Er ſchlich ſich durch Savoyen, wo er von ſeiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid von Suſa, noch einiges Gefolge erhielt; und da es Winter war, und zwar ein ſo harter Winter, daß der Rhein von Martini bis zum erſten April feſt zugefroren ſtand, ſo war die Reiſe über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge mit unſäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; die Kaiſerin mußte ſich, in eine Ochſenhaut gewickelt, über die ſteilen Eisfelder des Cenis-Berges durch gemiethete bergkundige Eingeborne herabſchleifen laſſen. — Endlich langte er in Italien an, und zu ſeinem Erſtaunen wurde er mit Jubel empfangen; denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, der Kaiſer komme, den ſtolzen Papſt durch die Gewalt des Schwertes zu demüthigen. In Ober-Italien war lange ſchon ein Haß gegen den Papſt; die weltlichen Großen waren durch ſeine neuen Anordnungen beleidigt, und unter den Geiſtlichen waren viele, die ſeine Geſetze gegen Simonie und Prieſterehe zu ſeinen Feinden gemacht hatten. Viele Italiener, ſelbſt die Erzbiſchöfe von Mailand und Ravenna, waren im Banne. Wäre Heinrich nur nicht allzuſehr niedergeſchlagen geweſen durch das, was er in Deutſchland erfahren hatte, ſo hätte er in Italien ſchnell einen großen Anhang gewinnen mögen, um ſeinem Gegner Trotz zu bieten; aber er hatte nur Ausſöhnung mit ihm im Sinne. Der Papſt war eben auf der Reiſe nach Deutſchland zum Augsburger Reichstage, wo er über den Kaiſer zu Gericht ſitzen ſollte; da er von Heinrichs plötzlicher Ankunft in Italien hörte, und noch nicht wußte, ob er ſich Gutes oder Böſes von ihm verſehen ſollte, begab er ſich ſeitwärts von ſeinem Wege in das feſte Schloß Kanoſſa, zur Gräfin Mathilde, der Erbtochter des reichen Markgrafen Bonifacius von Toskana, welche

eine eifrige Freundin des römiſchen Stuhles war, ja gerade in dieſem Augenblicke ihr ganzes Erbgut demſelben heimlich vermacht hatte. Mathilde war die mächtigſte Fürſtin Italiens, herrſchte in Toskana und der Lombardei gleich einer Königin, und zeichnete ſich eben ſo ſehr durch Geiſt und Kühnheit, als durch Gottesfurcht und weibliche Tugend aus. Für die Idee der päpſtlichen Hoheit, welche ſie mit der ganzen Kraft ihres Geiſtes gefaßt hatte, hat ſie dreißig Jahre hindurch mit aller ihrer Macht gekämpft, denn die ſtrengen Grundſätze Gregors VII. entſprachen der ſtrengen Hoheit ihres eigenen Geiſtes. Sie war mit dem Herzog Gozelo von Niederlothringen vermählt; allein ſie lebten getrennt, weil ihre beiderſeitigen Grundſätze verſchieden waren; ſie beherrſchte ſelbſt in Italien die großen Erbgüter ihres Vaters und ihrer Mutter, und wirkte für Gregors Sache, während ihr Gemahl in Deutſchland für ſeinen Kaiſer focht. — An die Gräfin Mathilde wandte ſich jetzt Heinrich, daß ſie bei dem Papſte für ihn reden ſollte. Dieſer wollte Anfangs nichts von einer Ausſöhnung wiſſen, ſondern berief ſich auf die Entſcheidung des Reichstages; endlich, auf vieles Bitten, erlaubte er, daß Heinrich in der Kleidung eines Büßenden, im härenen Hemde, mit nackten Füßen, in die Burg eingelaſſen wurde. So wie er in das Thor der mit dreifachen Mauern umgebenen Burg getreten war, wurde es zugeſchloſſen; ſein Gefolge mußte zurückbleiben, und er war nun allein im innern Hofe. Es war mitten im härteſten Winter, im Januar 1077. Drei Tage lang mußte der Kaiſer nüchtern und barfuß vom Morgen bis Abend im Hofe harren. Alle im Schloſſe waren gerührt; Gregor ſelbſt ſchreibt in einem Briefe, die Anweſenden hätten ihn hart getadelt und geſagt, ſein Betragen ſähe eher einer tyranniſchen Grauſamkeit, als einem apoſtoliſchen Ernſte gleich. Die Gräfin Mathilde flehete mit heißen Thränen, und Heinrich verlangte am Ende nur, man ſolle ihn wenigſtens wieder herauslaſſen. — Am vierten Tage endlich ließ ihn der Papſt vor ſich und ſprach ihn vom Banne los. Doch mußte Heinrich harte Bedingungen eingehen. Er mußte verſprechen, ſich an dem Tage und Orte einzufinden, den ihm der Papſt beſtimmen würde, um zu hören, ob er König bleiben ſolle oder nicht! indeſſen ſolle er ſich aller königlicher Ehrenzeichen und der Ausübung königlicher Gewalt enthalten.

43. Heinrich IV. und ſeine Gegenkaiſer.

Mit Schaam und Zorn im Herzen zog Heinrich von dannen, und ſobald die Italiener dieſe Stimmung gegen den Papſt in ihm merkten, verſammelten ſich ſeine alten zum Theil noch mit dem Banne belegten Freunde wieder um ihn und er blieb den Winter in Italien. Zum erſtenmale in dieſem Lande der Zwietracht und des feilen Eigennutzes, ſah er mit ſeinem überwiegenden Scharfſinne bald ein, daß die päpſtliche Macht nirgends auf ſchwächeren

ihm einlaſſen, wenn er zuvor Gott und der Kirche Genugthuung geleiſtet hätte. Da mußte ſich Heinrich mit ſeiner Gemahlin von dem Gegenpapſte Clemens krönen laſſen, am Oſterfeſte 1084; darauf zog er ab. Der Papſt Gregor aber wurde von den Römern noch immer in der Engelsburg belagert, bis er durch den normänniſchen Herzog Robert Guiscard, ſeinen Freund, der in Unter-Italien herrſchte, befreit wurde. Dieſer eroberte die Stadt unter Brand und Plünderung und nahm dann den alten unbiegſamen Papſt, der auch im Unglücke keine von ſeinen großen Anſichten aufgeben wollte, mit nach Unter-Italien, wo er im folgenden Jahre zu Salerno geſtorben iſt. Seine Partei wählte zwar Viktor III. zu ſeinem Nachfolger, allein er hatte nicht Gregors Geiſt und Kraft, und auch Clemens III. behauptete ſich neben ihm, hatte ſogar meiſtentheils in Rom die Oberhand.

Nun ſchienen dem Kaiſer Heinrich glückliche und ruhige Zeiten anzubrechen. Der Nachfolger Rudolphs von Schwaben, Hermann von Luxemburg, den die Fürſten ihm zum zweiten Gegner aufgeſtellt hatten, konnte ſich nicht behaupten und legte von ſelbſt 1087 ſeine Würde nieder; ein dritter, Eckbert von Thüringen, der auch nach der Kaiſerwürde ſtrebte, ſtarb durch Meuchelmord; und die Sachſen, des ewigen Krieges müde, nachdem Otto von Nordheim geſtorben, und der unverſöhnliche Biſchof Burchard von Halberſtadt von ſeinen eigenen Landsleuten getödtet war, als er ſie zum vierzehntenmale aufwiegeln wollte, unterwarfen ſich auch gutwillig dem, durch viele Leiden nun milder gewordenen, Kaiſer. Aber das Schickſal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. In ſeinen letzten Lebensjahren mußte er ſehen, daß 1093 ſein eigener Sohn Konrad, und nachdem dieſer 1101 geſtorben war, Heinrich, von der päpſtlichen Partei gewonnen, ſich gegen ihn auflehnten. Beide Nachfolger Viktors, Urban II. und Paſchal II. hatten den Bannfluch gegen Heinrich erneuert, und nun erklärte der Sohn, er könne mit einem, auf dem der Bannfluch ruhe, keine Gemeinſchaft haben. Ja, als der Vater zu einer großen Fürſtenverſammlung nach Mainz ziehen wollte, vertrauend auf die mit Eiden bekräftigte Verſöhnung mit ſeinem Sohne, wußte ihn dieſer mit Liſt und Verrath zu entwaffnen, ſetzte ihn gefangen, zwang ihn, die Reichsinſignien herauszugeben, und darauf am 31. Dec. 1105 zu Ingelheim förmlich dem Reiche zu entſagen. Er ſelbſt ließ von den zu Mainz verſammelten Fürſten ſeine Wahl erneuern und trat die Regierung an.

Der alte Kaiſer fand jedoch Gelegenheit, von Ingelheim zu entfliehen, und begab ſich voll tiefen Unmuthes zu ſeinem Freunde, dem Biſchofe Otbert von Lüttich. Dieſer und der Herzog Heinrich von Lothringen ſammelten ein Heer für ihn und ſchlugen den entarteten Sohn, als er den Vater verfolgte, beim Uebergange über die Maas bei Viſet zurück. Nicht lange darnach aber ſtarb

zu Lüttich der Kaiſer Heinrich, niedergedrückt von einem unruhvollen und kummerbeladenen Leben, am 7. Aug. 1106. Die Zahl der Schlachten, die er in ſeinem Leben gefochten hatte, giebt Zeugniß, von welcher Art daſſelbe geweſen; denn es waren ihrer 65, theils in Deutſchland, theils in Italien.

Der Biſchof von Lüttich beerdigte den Kaiſer, wie es ſich gebührte; ſo weit aber ging der Haß, daß man den Leichnam wieder ausgrub, nach Speier brachte, und dort noch fünf Jahre lang in einer abgelegenen, ungeweihten Kapelle, in einem ſteinernen Sarge über der Erde ſtehen ließ, bis endlich im Jahr 1111 der Papſt Paſchal den Bannfluch von ihm abnahm. Da ward er prächtiger begraben, als je ein Kaiſer begraben iſt.

44. Kaiſer Heinrich V. 1106—1125.

Im erſten Regierungsjahre Heinrichs V. ſtarb mit Herzog Magnus der Herzogsſtamm der Billungen in Sachſen aus; Heinrich ertheilte das Herzogthum dem Grafen Lothar von Supplingenburg.

Obgleich vom Vater abgefallen, handelte Heinrich in den kirchlichen Angelegenheiten doch nach deſſen Grundſätzen; er ertheilte, den päpſtlichen Geſetzen zum Trotze, noch immer die Inveſtitur mit Ring und Stab, welche, wie er dem Papſte erklärte, ſeine Vorgänger ſeit Karl d. Gr. 300 Jahre lang unter 63 Päpſten rechtmäßig geübt hätten, und brach ſchon im Jahre 1110 mit einem großen Heere von 30,000 Rittern, ohne ihre Knechte und das Fußvolk, nach Italien auf, um ſich die Kaiſerkrone aufſetzen zu laſſen, und nöthigenfalls ſeine Rechte mit dem Schwerte zu behaupten. Er war ein viel gefährlicherer Feind, als ſein Vater, denn neben der Gewalt wußte er auch Verſchlagenheit und Heuchelei zu gebrauchen. Da trat ihm der Papſt Paſchal II. mit einem Vorſchlage entgegen, der freilich den Streit auf einmal würde geendet haben, wenn er hätte ausgeführt werden können Er ließ dem Kaiſer entbieten: „Weil er ſeine Anſprüche wegen der Inveſtitur doch nur auf die Güter gründe, welche die Kaiſer der Kirche geſchenkt hätten, die Städte, Herzogthümer, Grafſchaften, Münzen, Zölle, Meierhöfe und Schlöſſer, ſo ſolle er das Alles wieder zurücknehmen; die Kirche möge blos die Geſchenke der Privatperſonen und die Zehnten und Opfer behalten. „Denn“, ſagt er in ſeiner Urkunde, „es iſt ſowohl durch das göttliche Geſetz, als die Kirchengeſetze, befohlen, daß die Geiſtlichen ſich nicht mit weltlichen Dingen befaſſen, ja nicht einmal nach Hofe kommen ſollen, als um etwa einen Bedrängten zu erretten. Im römiſchen Reiche aber ſind die Biſchöfe und Aebte ſo ſehr mit weltlichen Geſchäften überhäuft, daß die Diener des Altars Diener des Hofes geworden ſind.“

Es mochte dem Papſte mit dieſem Vorſchlage Ernſt ſeyn; denn er war ein ſtreng geſinnter Mann und glaubte auf ſolche

Weiſe aller Ausartung der Geiſtlichkeit vorzubeugen und ſie zu ihrer erſten einfachen Beſtimmung zurückzuführen. Allein Heinrich ſah wohl voraus, daß die Geiſtlichen ſelbſt, beſonders die, welche durch ihre Güter in den Rang der Reichsfürſten erhoben waren, ſich niemals eine ſolche Zurückgabe würden gefallen laſſen; dennoch verſprach er in einem zu Sutri abgeſchloſſen Vertrage, durch eine förmliche Acte der Inveſtitur entſagen zu wollen, wenn der Papſt durch eine Bulle den Biſchöfen befehlen würde, daß ſie alle Reichsgüter, die ſie von Karl d. Gr. und den ſpäteren Kaiſern empfangen hätten, dem Reiche zurückgeben ſollten. Dann zog er nach Rom, und der feierliche Vertrag über die Sache ſollte zwiſchen ihm und dem Papſte, in großer Verſammlung der Biſchöfe, in der Peterskirche abgeſchloſſen und dann die Kaiſerkrönung vollzogen werden. Aber als nun von der obigen Bedingung die Rede kam, da erhob ſich der heftigſte Widerſpruch der deutſchen und italieniſchen Biſchöfe, und ein langes Gezänk entſtand. Da rief einer der gegenwärtigen deutſchen Ritter: „Was braucht's viel? Ihr ſollt wiſſen, daß unſer Herr, der Kaiſer gekrönt ſeyn will, wie ehemals Karl der Große, Ludwig und die übrigen Kaiſer." Der Papſt antwortete noch einmal, er könne nicht, bevor Heinrich dem Inveſtitur-Rechte mit feierlichem Schwur entſagt habe; da rief Heinrich, auf Anrathen ſeines Kanzlers Adelbert und des Biſchofs Burchard von Münſter, ſeine Wache herbei, und ließ den Papſt ſammt den Kardinälen gefangen nehmen. Wüthend über dieſe Gewalthandlung griffen die Römer am folgenden Tage die Deutſchen an, welche um die Peterskirche gelagert waren. Schnell beſtieg der König ſein Streitroß, ſprengte verwegen die Marmorſtufen der Peterskirche hinab unter die Menge, durchbohrte 5 Römer mit der Lanze, fiel aber ſelbſt verwundet vom Pferde. Ihn rettete der mailändiſche Graf Otto, der ihm raſch ſein eigenes Pferd gab, aber dafür von den Römern gefangen und in Stücken gehauen wurde. Ein mörderiſcher Kampf dauerte den ganzen Tag, bis gegen Abend der Kaiſer die Seinigen zu einem letzten kühnen Angriffe ermunterte; nun erlitten die Römer eine völlige Niederlage und wurden theils in die Tiber, theils über die Brücken in die eigentliche Stadt gedrängt. Die Leo'sſtadt mit der Peterskirche blieben in der Deutſchen Händen. Doch auch dieſe verließ der Kaiſer mit ſeinen Gefangenen, um die Umgegend von Rom auf das Furchtbarſte zu verwüſten. Da geriethen die Römer in immer größere Noth, und baten den Papſt flehentlich, mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen. Ein und ſechzig Tage war der Papſt in Gefangenſchaft; da bequemte er ſich zu einem Vergleiche, daß der Kaiſer die Inveſtitur mit Ring und Stab behalten ſolle, und verſprach zugleich, ihn nie dieſes Vorganges wegen in den Bann zu thun. Der Vergleich wurde von vierzehn Kar-

dinälen und in des Kaiſers Namen von vierzehn Fürſten beſchworen, und Heinrich ſelbſt am 13. April 1111 feierlich von Paſchal in der Peterskirche zum Kaiſer gekrönt.

Kaum aber hatten die Deutſchen Rom verlaſſen, als die ganze Geiſtlichkeit den Papſt hart tadelte und ihn dahin brachte, ein Concilium im Lateran zu verſammeln, welches über den Vertrag zwiſchen ihm und dem Könige, als durch Gewalt erzwungen, den Bannfluch ausſprach; — denn Heinrich ſelbſt durften ſie, dem päpſtlichen Worte nach, nicht mit dem Banne belegen. Somit ging der Streit von Neuem an, und dauerte auch mit den folgenden Päpſten Gelaſius und Calixt II. noch über 10 Jahre lang fort. So lange Paſchal lebte, wurde der Kaiſer zwar von dieſem nicht in den allgemeinen Kirchenbann gethan, allein ſowohl die päpſtlichen Legaten, als auch viele obere Kirchenvorſteher, ſprachen in ihren Sprengeln den Bann über ihn aus und gaben dadurch Veranlaſſung zu neuen Spaltungen und Unruhen in Deutſchland. Ein großer Theil der Reichsfürſten verſagte dem Kaiſer den Gehorſam; eigenmächtige Fehden, Raub, Verwüſtung und Mord nahmen überhand. — Am treueſten hingen dem Kaiſer ſeine nahen Verwandten, die Hohenſtaufen, an, und er ſelbſt hob ihr Haus noch mehr empor. Als der erſte Herzog Friedrich, dem ſein Vater das Herzogthum Schwaben verliehen hatte, ſtarb, gab er dieſes Herzogthum deſſen älteſtem Sohne Friedrich, (dem Einäugigen) wieder, und bald nachher dem zweiten Sohne Konrad das Herzogthum Franken. Die Wittwe Herzog Friedrichs, ſeine Schweſter Agnes, vermählte er an den Markgrafen Leopold von Oeſterreich, aus dem Hauſe Babenberg, den Vater desjenigen Leopold, welcher nachher Herzog von Baiern wurde, und zu der Hauptſtadt Wien den Grund legte. Im ſüdlichen Deutſchland erwarb ſo der Kaiſer das Uebergewicht. Im nördlichen dagegen konnte er keine dauernde Gewalt erlangen; hier wirkte der von ihm erhobene Erzbiſchof Adalbert von Mainz (früher ſein eigner Kanzler, der zu der Gefangenehmung des Papſtes Paſchal gerathen hatte, jetzt ſein unverſöhnlicher Gegner), am eifrigſten ihm entgegen und reizte einen Fürſten nach dem andern gegen ihn auf. Der Mittelpunkt des Widerſtandes war wiederum, wie zu ſeines Vaters Zeit, Sachſen. Der Kaiſer zog im Jahr 1115 mit Heeresmacht in das ſächſiſche Land, allein in der Schlacht am ſogenannten Welfesholze, nicht weit von Eisleben, wurde er von den ſächſiſchen Fürſten gänzlich geſchlagen.

Ein Zug nach Italien, den er im J. 1116 unternahm, brachte ihn zwar in den Beſitz der Güter der großen Gräfin Mathilde, welche im Jahre vorher geſtorben war, nachdem ſie die Schenkung derſelben an die römiſche Kirche erneuert hatte, und gab ihm ſogar auf einige Zeit das Uebergewicht in Rom, zog ihm

aber dagegen 1118 den allgemeinen Kirchenbann des neuen Pap- ſtes Gelaſius II. zu, den auch deſſen Nachfolger Calixt II. beſtä- tigte. Der Hauptgegenſtand des Streites war noch immer das Inveſtitur-Recht.

Endlich, im Jahr 1122, ſchloſſen beide Parteien, des langen Streites müde, auf dem Reichstage zu Worms einen feierlichen Vertrag, in welchem beide etwas nachgaben. Der Kaiſer geſtattete die freien Wahlen der Biſchöfe und Aebte durch die Geiſtlichkeit, und that auf die Inveſtitur mit Ring und Stab, als Zeichen der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, Verzicht; dagegen ſollten die Wahlen in des Königs oder ſeiner Bevollmächtigten Gegenwart geſchehen, er ſollte in zweifelhaften Fällen und bei Uneinigkeit der Wählen- den den Ausſchlag geben, und endlich die Belehnung über die welt- lichen Güter mit dem Scepter ertheilen. Die geiſtliche Weihe der Erwählten ſollte in Deutſchland erſt nach der Belehnung durch den Scepter geſchehen, in Italien aber derſelben vorausgehen.

Nachdem die Urkunden öffentlich verleſen waren; gab der päpſtliche Legat dem Kaiſer den Friedenskuß und hernach die Kom- munion. Die Freude der friedlich Geſinnten über die Verſöhnung war ſehr groß; Alle gingen, wie die Urkunden ſagen, mit einem unendlichen Vergnügen auseinander.

Nur noch wenige Jahre regierte Kaiſer Heinrich, zwar im Frieden mit der Kirche, aber nicht ohne fortwährende Unruhen im deutſchen Reiche, welches wiederholt der Schauplatz der Gewalt und der Verwüſtung durch Feuer und Schwert war. Selbſt der heilig beſchworene Gottesfriede wurde nicht gehalten und die Waf- fen wütheten ſelbſt an den Feſttagen. — Unter Entwürfen, die kaiſerliche Macht zu ſtärken, und jenen Unruhen kräftiger entgegen- treten zu können, ſtarb Kaiſer Heinrich zu Utrecht 1125 an einem krebsartigen Geſchwüre, im 44ſten Jahre ſeines Alters. Er ſtarb kinderlos, und das ſaliſche Kaiſerhaus ging mit ihm zu Ende; die meiſten ſeiner Erbgüter kamen an ſeine Neffen, die Herzöge Fried- rich und Konrad von Hohenſtaufen. — Heinrich hat ſich die Liebe ſeiner Zeitgenoſſen nicht zu erwerben gewußt; er war herrſchſüchtig, hart, ja oft grauſam. Auf der andern Seite iſt nicht zu läugnen, daß er auch große Eigenſchaften beſaß: Thätigkeit, Kühnheit, Stand- haftigkeit im Unglück, und einen großartigen Sinn; die Behaup- tung des kaiſerlichen Anſehens gegen jeden Feind deſſelben erſchien ihm ſtets als die größte Aufgabe ſeines Lebens. — Er wurde in Speier neben ſeinen Ahnherren begraben.

45. Der erſte Kreuzzug. 1096—1099.

Während die beiden Kaiſer Heinrich IV. und V. in heftigem Streite mit den Päpſten begriffen waren, folgten Hunderttauſende aus den chriſtlichen Ländern dem Rufe der Kirche und ihrer eigenen

Begeiſterung, um das Grab des Erlöſers und das Land, wo ſein Fuß gewandelt, den Ungläubigen zu entreißen.

Schon ſeit den älteſten Zeiten war es eine fromme Sitte, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, an den heiligen Stätten zu beten, und ſich in dem Waſſer des Jordans zu baden, welches durch Jeſu Taufe geweihet war. Der erſte römiſche Kaiſer, welcher ſich zum Chriſtenthume bekannte, Conſtantin der Große, ſo wie ſeine Mutter Helena, ließen die heiligen Oerter Paläſtinas reinigen und ausſchmücken, das verſchüttete Grab des Heilandes am Fuße des Berges Golgatha wieder herſtellen, und darüber ein hohes Gewölbe auf ſchönen Säulen, und neben demſelben ein köſtlich geſchmücktes Bethaus aufrichten. Gegen Morgen von der Grabeshöhle wurde ein noch größerer, prächtigerer Tempel erbaut. Conſtantin feierte ſein dreißigſtes Regierungsjahr durch die Einweihung dieſes Tempels, bei welcher er ſelbſt zugegen war; und eben ſo wallfahrtete die fromme Helena noch im hohen Alter nach dem gelobten Lande und erbaute zu Bethlehem, bei der Geburtsſtätte des Erlöſers, und auf der Spitze des Oelberges, ein Paar Kirchen.

Von dieſer Zeit an wurden die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande häufiger; und ſelbſt als das Land im ſiebenten Jahrhundert unter die Herrſchaft der Araber kam, wurden die Pilgrime nicht geſtört. Die Araber freuten ſich des Vortheils durch den Beſuch ſo vieler Fremden, und ließen den Patriarchen von Jeruſalem und die chriſtliche Gemeine ungekränkt. Allein nachdem im Jahr **1073** die ſeldſchukiſchen Türken, ein rohes, barbariſches Volk, dieſe Länder eingenommen hatten, ſo kamen Klagen über Klagen nach Europa, wie grauſam die andächtigen Wallfahrer mißhandelt und wie empörend die geweihten Oerter beſchimpft würden. Und im Jahr **1094** erſchien vor Papſt Urban II. ein Einſiedler, Peter von Amiens genannt, der von einer Wallfahrt nach Paläſtina zurück kam, mit einer Bittſchrift des Patriarchen von Jeruſalem, und mit der rührendſten Schilderung von den unerhörten Leiden der dortigen Chriſten, ſo wie der dahin wallenden Pilgrime. Der Papſt lobte ſeinen Eifer und ſandte ihn mit Schreiben an die Fürſten der chriſtlichen Länder umher, um die Gemüther zu einer großen Entſchließung vorzubereiten. Peters begeiſterte Reden, das Feuer, das aus ſeinen tiefliegenden Augen ſtrahlte, und die abgezehrte, hagere Geſtalt, welcher die ausgeſtandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefſten Eindruck, und wohin er zog, ergriff gleiche Begeiſterung Hohe und Niedere.

Darauf berief der Papſt im J. **1095** eine große Kirchenverſammlung nach Piacenza in Italien und eine andere nach Clermont in Frankreich, auf welcher letzteren, außer **14** Erzbiſchöfen, **225** Biſchöfe, **400** Aebte und eine große Menge Fürſten und Ritter erſchienen. Und als hier Peter der Einſiedler und der Papſt auftraten, und mit hinreißendem Feuer zu der Befreiung

des heiligen Grabes aufriefen, da erſcholl es aus tauſend Kehlen: „Gott will es! Gott will es!" Und nach geendigter Rede drängte ſich zuerſt der Biſchof Ademar von Puy zu dem Papſte hin, warf ſich nieder, und bat um die Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen; viele Geiſtliche und Weltliche folgten ſeinem Beiſpiel und hefteten, zum Zeichen ihrer Weihung zu dem frommen Unternehmen ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Als der Verſammlungstag des großen Zuges wurde der 15. Auguſt 1096 feſtgeſetzt.

Es ſammelten ſich unzählbare Schaaren aus Italien, Frankreich, Lothringen, Flandern und der Normandie, wo in den Nachkommen der Normannen noch mit dem alten Heldenfeuer die Liebe zu fernen, abenteuerlichen Zügen lebte. — Nicht nur Ritter und Edle, ſondern das ganze Volk kam in Bewegung; denn da auch in Frankreich der härteſte Druck auf den dienſtbaren Leuten laſtete, zogen viele von dieſen aus, weil nach des Papſtes Befehl durch die Weihe des heiligen Kreuzes auch die Freiheit erworben werden konnte. Deutſchland, welches in ſich ſelbſt und mit dem Papſte in Streit war, wurde von dieſer erſten Bewegung am wenigſten ergriffen. — Schon mit Anfang des Frühjahres brach Peter der Einſiedler an der Spitze eines Volkshaufens, der die feſtgeſetzte Zeit nicht abwarten konnte, in Geſellſchaft eines Ritters Walther ohne Habe, auf; allein ihrem Heere fehlten Ordnung und regelmäßige Waffen. Ehe ſie nach Aſien kamen, wurden die meiſten von ihnen, ihrer Räubereien wegen, von den Ungarn und Bulgaren erſchlagen; und der Haufe, welcher unter Peters und Walthers Anführung bis nach Kleinaſien, in das erſte türkiſche Land kam, wurde von den Türken ſo übel empfangen, daß er faſt ganz vernichtet wurde; nur Peter von Amiens kam mit Wenigen in traurigem Zuſtande in die Heimath zurück. Ein zweiter, noch roherer, Haufe fing ſeine Arbeit für das Kreuz Chriſti damit an, daß er in den rheiniſchen Städten die Juden erſchlug; in Mainz allein ſollen neunhundert umgekommen ſeyn. Es zeigte ſich darin der allgemeine Haß des Volkes gegen die Juden, welchen ſie durch ihren Wucher, und die damals erworbenen unermeßlichen Reichthümer, in vollem Maaße auf ſich geladen hatten. — Uebrigens kamen dieſe und einige andere Horden der Kreuzfahrer nur bis Ungarn.

So unglücklicher Anfang hätte leicht den Muth zu allen weiteren Verſuchen niederſchlagen können, wenn man nicht gewußt hätte, daß dieſe erſten Haufen zum großen Theile aus den Auswurfe des Volkes beſtanden, und daß es ihren Anführern an Klugheit, Erfahrung und Anſehen fehlte. Um die beſtimmte Zeit, in der Mitte des Sommers, ſammelte ſich daher ein treffliches, wohlgeordnetes und gerüſtetes Heer, und am 15. Auguſt 1096 brach es zu ſeiner Beſtimmung auf. Kein König war als Anführer der geſammelten Heerſchaaren zugegen; aber unter den Fürſten und

Edlen ragte Gottfried, Herzog von Niederlothringen, den man nach ſeinem Stammſchloſſe Gottfried von Bouillon nannte, und der mehrmals in den Heeren Heinrichs IV. gefochten hatte, durch jegliche Heldentugend hervor; er wurde der Anführer eines Heeres von 90,000 Mann, und nahm mit demſelben den Weg durch Ungarn und die Länder des griechiſchen Kaiſers, während andere Fürſten durch Italien nach Konſtantinopel zogen. Mit der muſterhafteſten Ordnung brachte er ſein Heer durch die Länder, in denen ſchon ſo viele Kreuzfahrer den Tod gefunden hatten, vereinigte ſich mit den andern Fürſten, und rückte im Frühjahr 1097 in das türkiſche Land ein. Das vereinigte Heer der Kreuzfahrer beſtand aus 300,000 auserleſenen Streitern, und mit Weibern, Kindern, Knechten, gewiß aus einer halben Million Menſchen. Aber es fand in den Seldſchuken einen ſehr ſtreitbaren und dabei liſtigen und verſchlagenen Feind, und noch größere Hinderniſſe an den wüſten, durch die Türken noch mehr verödeten, Gegenden, die es von Klein-Aſien an durchziehen mußte. Hunger und Krankheit rafften mit jedem Tage eine Menge Menſchen und Pferde hin; auch die Tapferſten fingen an zu verzagen; ohne Gottfrieds großſinnige, heldenmüthige Standhaftigkeit hätte vielleicht auch dieſer Zug ein unglückliches Ende genommen.

Endlich im Mai 1099 betraten die Füße der aus tauſend Gefahren Uebriggebliebenen das gelobte Land, und am 6. Juli erblickten ſie, von einer Anhöhe bei Emaus, das Ziel ihrer Sehnſucht, Jeruſalem. Ein unendliches Jubelgeſchrei erfüllte die Luft und Freudenthränen ſtürzten ans Aller Augen. Kaum konnte Gottfried ihren Eifer ſo weit zügeln, daß ſie nicht tollkühn auf die Mauern der Stadt losſtürmten. Die Eroberung derſelben war nicht leicht, und die Beſatzung war an Zahl viel ſtärker als die Kreuzfahrer, denn nur etwa 40,000 waren von dieſen noch übrig. Mit vieler Mühe mußte man Kriegsmaſchienen und Sturmleitern in der holzarmen Gegend zuſammenzimmern, und am 14. Juli wurde der erſte allgemeine Sturm gewagt. Er mißlang; die Beſatzung der Stadt kämpfte mit großer Tapferkeit. Am folgenden Tage aber ſtürmten die Chriſten von Neuem, und Gottfried war einer der erſten, der von ſeinem Kriegsthurme auf die feindliche Mauer ſprang. Sein Schwert bahnte den Uebrigen den Weg; bald war die Mauer von allen Seiten bezwungen, die Thore geöffnet, das ganze Heer ſtürzte in die Stadt. Ein fürchterliches Blutbad begann; in der erſten Wuth würgte das Schwert alles Lebendige in der Stadt und nur wenige der Einwohner blieben übrig. Dann, als die Beſinnung zurückkehrte, reinigten die Krieger ihre Waffen von Blut und eilten mit entblößtem Haupt und barfuß nach den heiligen Oertern; und die Stadt, welche noch eben von dem wildem Geſchrei des Mordes erſchallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgeſängen zur Ehre Gottes.

Darauf dachte man an die Wahl eines Königs für das neue Königreich Jeruſalem; Gottfried von Bouillon erſchien Allen als der Würdigſte; allein er weigerte ſich, da eine Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter der Dornenkrone geblutet habe, und nannte ſich nur den Beſchützer des heiligen Grabes. Aber als er ſchon im folgenden Jahre, 1100, ſtarb, nahm ſein Bruder Balduin den Namen eines Königs an.

Von den ſpätern Kreuzzügen zur Behauptung der chriſtlichen Herrſchaft in Paläſtina, an welchen auch deutſche Kaiſer Theil nahmen, wird unſere Geſchichte künftig reden.

46. Kaiſer Lothar der Sachſe. 1125—1137.

Nach dem Ausſterben des fränkiſchen Hauſes war wieder ein Augenblick gekommen, da die deutſchen Fürſten, wenn ſie unabhängige und ſelbſtſtändige Herrſcher ſeyn wollten, keinen neuen Kaiſer über ſich zu ſetzen brauchten; allein ein ſolcher Gedanke war ihnen fremd, und ſie wollten lieber Einem aus ihrer Mitte gehorchen, den ſie ſelbſt auf die höchſte Stufe der Ehre erhoben, als daß Deutſchland in viele kleine Herrſchaften zerfallen ſollte.

Die deutſchen Völkerſchaften lagerten ſich wiederum in der Gegend von Mainz an den Ufern des Rheines, und zehn ausgewählte Fürſten aus jedem der vier Hauptſtämme: Sachſen, Franken, Baiern und Schwaben, verſammelten ſich in Mainz zur erſten Wahl. Es wurden drei Fürſten in Vorſchlag gebracht: Herzog Friedrich von Schwaben, der mächtige und tapfere Hohenſtaufe, Lothar von Sachſen und Leopold von Oeſtreich. Die beiden letzteren baten fußfällig und weinend, ſie mit ſo ſchwerer Laſt zu verſchonen; Friedrich aber dachte in ſeinem ſtolzen Sinne, es gebühre die Krone keinem andern als ihm; und ſolche Gedanken konnte man auf ſeinem Geſichte wahrnehmen. Da legte der Erzbiſchof Adelbert von Mainz, der den Hohenſtaufen abhold war, allen dreien die Frage vor: „Ob ein jeder bereit ſey, ſich demjenigen, den man wählen werde, freiwillig zu unterwerfen?“ Die beiden andern antworteten ſogleich mit ja; Friedrich zauderte und begab ſich aus der Verſammlung weg, unter dem Vorwande, daß er mit ſeinen Freunden rathſchlagen müſſe. Das verdroß die Fürſten, und Adelbert brachte ſie nun dahin, daß ſie Lothar von Sachſen, faſt wider ſeinen Willen, erwählten.

Aber mit den beiden mächtigen hohenſtaufiſchen Herzögen, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, brach bald die Feindſchaft aus und verheerte faſt die ganze Regierungszeit des neuen Königs hindurch die ſchönen Länder von Schwaben, Franken und Elſaß, bis ſich die beiden Herzöge doch genöthigt ſahen, ſich vor der kaiſerlichen Majeſtät zu demüthigen. In dieſem Streite hatte Lothar, um ſeinen Anhang ſtark zu machen, ein Mittel gebraucht, welches die Urſache hundertjähriger Unruhen und Zerrüt-

tungen geworden iſt. Er vermählte ſeine einzige Tochter Gertrud an den ſchon mächtigen Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem welfiſchen Hauſe, und gab ihm außer Baiern noch das Herzogthum Sachſen. Ja, er belehnte ihn ſogar mit Zuſtimmung des Papſtes und unter der Bedingung, daß ſie nach Heinrichs Tode an die römiſche Kirche zurückfalle, mit der reichen Mathildiſchen Erbſchaft in Italien, auf die Heinrich Erbanſprüche hatte, ſo daß ſeine Macht ſich von der Elbe bis weit über die Alpen erſtreckte und größer war, als die des Kaiſers ſelbſt; denn außer ſeinen Erbgütern in Schwaben und Baiern, hatte er von ſeiner Mutter die Hälfte der großen Billungſchen Stammgüter in Sachſen geerbt, und nun brachte ihm ſeine Gemahlin Gertrud auch noch die Supplinburgſchen, Nordheimiſchen und altbraunſchweigſchen Erbgüter zu. — Die, für Deutſchland und Italien verderbliche, Eiferſucht zwiſchen dem welfiſchen und hohenſtaufiſchen Hauſe, welches letztere auch nach der Burg Weibling an der Rems, die Weiblinger (von den Italienern in Ghibellini verwandelt) genannt wurde, iſt in dieſen Zeiten geſtiftet, und der Partei-Name der Welfen und Gibellinen ertönte bald Jahrhunderte lang vom Aetna und Veſuv bis an die Küſten der Nord- und Oſtſee. — Schon Lothars Regierung iſt theils durch den Streit gegen die Hohenſtaufen, theils durch einige italieniſche Züge ſo zerſplittert, daß von den Hoffnungen, die er durch ſein ritterliches, kluges und frommes Weſen von ſich erregt hatte, gar wenige in Erfüllung gehen konnten.

Auf ſeinem zweiten übrigens ruhmvollen Zuge nach Italien, im Jahr 1137, wurde Lothar krank, und ſtarb auf dem Rückwege in dem Dorfe Breitenwang zwiſchen dem Inn und dem Lech, im wildeſten Tyroler Hochgebirge. Sein Leichnam ward in dem von ihm geſtifteten Kloſter Königslutter in Sachſen begraben.

So wie die beiden großen deutſchen Fürſtenhäuſer, die Welfen und Gibellinen, von nun an die Blicke auf ſich ziehen; ſo iſt auch noch zu einem dritten durch Lothar der Grund gelegt worden, indem er die Markgrafſchaft Nordſachſen, welche damals die jetzige Altmark begriff, Albrecht dem Bären aus dem Hauſe Anhalt gab, einem der merkwürdigſten Männer ſeiner Zeit. Er eroberte die Mittelmark, ſo wie die um den Ukerſee gelegene Mark, nebſt der Prignitz, von den Wenden und erwarb die Stadt Brandenburg. Um den Fleiß der Landbenutzung und Gewerbe auf die Marken zu verpflanzen, zog er viele Anbauer aus der in Flandern blühenden Volksmenge in ſein Land. Er kann als der eigentliche Stifter der Mark Brandenburg angeſehen werden; und unter ihm, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, ward auch zuerſt der Name Berlins genannt, welches alſo zu der nämlichen Zeit ſeinen Anfang nahm, als Leopold von Oeſtreich zu Wien den Grund legte.

IV. Die ſchwäbiſchen Kaiſer oder die Hohenſtaufen. 1138—1254.

47. Konrad III. 1138—1152.

Auch dieſesmal fiel die Wahl des neuen Königs nicht auf den, der die Krone am ſicherſten erwartete, nämlich nicht auf Lothars Tochtermann, den mächtigen Heinrich von Baiern und Sachſen, der noch dazu die Reichskleinodien in Händen hatte; ſondern die Fürſten, durch ſeinen Stolz zurückgeſtoßen, wählten den 22. Febr. 1138 den hohenſtaufiſchen Herzog Konrad von Franken, den das Unglück weiſe gemacht hatte, und dem der ältere Bruder Friedrich, der mit Lothar um die Krone geſtritten, jetzt gern den Vorrang abtrat. Heinrich der Stolze wollte ſich dem neuen Könige nicht beugen; da ward er in die Acht erklärt, ſeine beiden Herzogthümer wurden ihm genommen, und Baiern wurde dem Markgrafen Leopold von Oeſtreich, dem Halbbruder König Konrads von mütterlicher Seite, Sachſen aber Albrecht dem Bären von Brandenburg gegeben. Heinrich ſelbſt ſtarb bald darauf und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den nachher ſo berühmten Heinrich den Löwen, welchem Albrecht, auf Konrads Verlangen, das Herzogthum Sachſen, welches er noch nicht hatte erobern können, — ſo treu hing es an dem welfiſchen Hauſe, — förmlich wieder abtrat, und dagegen ſeine Erbgüter in der Mark als eine, von dem Herzogthum unabhängige, gefürſtete Markgrafſchaft, beſitzen durfte.

Auch in Baiern kämpfte der Graf Welf von Altorf, der Bruder Heinrichs des Stolzen, noch immer gegen das Haus Oeſtreich und nicht ohne Glück. Als er aber im Jahr 1140 wagte, ſich dem König Konrad ſelbſt bei Weinsberg entgegenzuſtellen, wurde er in einer Schlacht beſiegt. In dieſer Schlacht ſoll der Name der Welfen und Weiblinger zuerſt als Partei=Name gehört ſeyn; denn das Feldgeſchrei der Schaaren war auf der einen Seite: Hie Welf! und auf der andern: Hie Weiblingen! — Nach der Schlacht mußte ſich auch die ſchon lange belagerte Stadt Weinsberg ergeben. Der über ihren langen Widerſtand erbitterte König hatte beſchloſſen, ſie mit Feuer und Schwert zu zerſtören; doch geſtattete er den Frauen in der Stadt, vorher auszuziehen und ihre liebſten Kleinodien mitzunehmen. Und ſiehe, als der Tag herannahete und die Thore aufgethan wurden, zogen die Frauen in langen Reihen hervor, und eine jede trug ihren Eheherrn oder ſonſtigen lieben Anverwandten auf dem Rücken. Dieſes Schauſpiel

rührte den König ſo ſehr, daß er nicht nur die Männer, ſondern auch die ganze Stadt verſchonte *).

Als König Konrad eben nach Italien gehen wollte, um dort das kaiſerliche Anſehen von Neuem zu befeſtigen; kam die Nachricht in Europa an, daß die Ungläubigen das heilige Land bedrohten und ſchon die feſte Stadt Edeſſa, eine Schutzwehr der Gränze, erobert und zerſtört hätten. Da ſandte der Papſt Eugen III. Ermahnungsſchreiben an alle Könige und Fürſten, daß ſie den Chriſten im Morgenlande zu Hülfe kämen; und ein frommer und eifriger Mann, der Abt Bernhard von Clairvaux in Frankreich, den ſeine Zeitgenoſſen wie einen Heiligen verehrten, zog umher und predigte ſo gewaltig, daß viele Tauſende ſich das Kreuz anheften ließen. Als er vor dem Könige Ludwig VII. von Frankreich redete, war die Menge derer, die das Kreuz annahmen, ſo groß, daß Bernhard auch noch ſeine Kleider zerſchneiden mußte, um Kreuze daraus zu verfertigen; und auch der König nebſt ſeiner Gemahlin Eleonore beſchloſſen den Zug. Nun wandte ſich Bernhard nach Deutſchland, um den König Konrad zu bewegen. Der weigerte ſich lange, und zog von dem Abte weg von Frankfurt nach Speier, weil er bedenken mochte, wie viel noch in ſeinem eigenen Reiche zu ordnen ſey. Aber Bernhard ließ nicht ab von ihm und zog ihm nach gen Speier, und hier geſchah es, daß mitten in ſeiner Predigt Konrad plötzlich aufſtand und mit weinenden Augen ausrief: „Ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will mich nicht länger weigern, ſondern bin bereit, ihm zu dienen, weil ich doch von ihm ſelbſt dazu ermahnt werde.“ — Bernhard heftete ihm ſogleich das Kreuz an und übergab ihm die auf dem Altare liegende Fahne. Auch Friedrich, Konrads Bruderſohn, der nachherige Friedrich I., und ſogar der alte Herzog Welf, der ſich mit Konrad verſöhnte, nahmen das Kreuz. — Es wurde ein ſehr großes Heer verſammelt, ſo daß allein 70,000 Gewappnete gezählt wurden.

Aber ein glänzender Anfang menſchlicher Unternehmungen verbürgt nicht immer das glückliche Ende. Lauter Unfälle bezeichneten den großen Zug. Als ſich (1147) das Heer bei Konſtantinopel, nahe an einem Bache in höchſt anmuthiger Gegend, gelagert hatte, um ſich von den Beſchwerden des Weges zu erholen und das Feſt der Geburt Mariä zu feiern, ſchwoll in der Nacht durch plötzlichen Regen der Bach ſo an, daß das ganze Lager überſchwemmt wurde und viele Menſchen und Pferde ertranken. Und als man nun über die Meerenge nach Aſien hinübergeſetzt war, führten treuloſe griechiſche Wegweiſer das Heer in Gegenden, welche die Türken vorher verwüſtet hatten; was man mitgenom-

*) Dieſe Erzählung haben wir von einem Zeitgenoſſen im Chron. St. Pantaleonis.

men hatte, war bald aufgezehrt, und die Städte, an welche der Zug kam, ließen Niemand ein. Da flehte dann mancher zu denen, die auf der Mauer waren, um Brod und zeigte ſein Geld; und jene ließen Stricke herab, zuerſt das Geld heraufzuziehen. Dafür gaben ſie ſo viel ſie Luſt hatten; oft aber auch gar nichts, und oft nur ein wenig Mehl, welches mit Kalk vermiſcht war. So mußten Tauſende in Hunger und Elend umkommen; und noch mehrere erreichte das Schwert der leichten türkiſchen Reuter, welche den Deutſchen nicht Tag noch Nacht Ruhe geſtatteten, und ſich doch auch nicht in einen regelmäßigen Kampf mit ihnen einließen, wonach dieſe herzlich verlangten. Alſo kam Konrad nach tauſend Gefahren nachdem er 14 Tage und Nächte die Rüſtung nicht abgelegt hatte, nur mit dem zehnten Theile ſeines Heeres auf ſeinem Rückzuge nach des Meeresküſte in der Gegend von Edeſſa zu dem Heere des Königs Ludwig von Frankreich, welches indeß nachgerückt war. Man beſchloß, daß der kleine Reſt des deutſchen Kreuzheeres mit den Franzoſen ziehen ſollte, der König Konrad aber kehrte für die Wintermonate zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nach Konſtantinopel zurück. Es war ſchon ſpät im Herbſte, als das vereinigte Heer weiter zog und ſtatt mitten durch Kleinaſien zu gehen, auf welchem Wege die Deutſchen ſo unglücklich geweſen waren, den Weg an der Seeküſte hin auf Smyrna und Epheſus wählte. Allein es ging dieſem Heere nicht beſſer, als dem deutſchen. In den Gränzgebirgen zwiſchen Phrygien und Pamphylien erlitt der Hauptheil des Heeres, bei welchem König Ludwig ſelbſt war, eine gänzliche Niederlage durch die Türken, weil die Vorhut zu weit vorgerückt war und die Höhe des Bergpaſſes nicht beſetzt hatte; und faſt nur durch ein Wunder entkam der König mit wenigen Begleitern zu dem andern Theile ſeines Heeres. Und auch dieſer Theil wurde durch Hunger und Krankheiten bald ſo geſchwächt, daß der König ſich entſchloß, von der Seeſtadt Attalea aus mit einer auserwählten Schaar zu Schiffe nach Antiochien zu gehen. Der übrige Theil der Kreuzfahrer ſollte, nach einem Vertrage, von den Griechen zu Lande weiter geführt werden; allein durch die Treuloſigkeit derſelben und die Waffen der Türken ging er faſt gänzlich zu Grunde.

Im Anfange des Jahres 1148 kamen endlich der König Konrad von Konſtantinopel aus zu Schiffe und der König Ludwig von Antiochien aus nach Jeruſalem und wurden von dem Könige Balduin mit großer Feierlichkeit empfangen. In Andacht und Gebet beſuchten ſie die heiligen Orte, aber dieſes war auch der einzige Gewinn von der großangelegten Kreuzfahrt. Denn die letzte Unternehmung, die man mit Hülfe der einheimiſchen chriſtlichen Fürſten und einiger aus Frankreich und Italien nachgekommenen Schaaren wagte, die Belagerung von Damaskus, mißlang ebenfalls durch die traurige Eiferſucht der orientaliſchen Landesfürſten.

Konrad kehrte nach zweijähriger Abweſenheit zurück und ſtarb bald darauf im Jahr 1152 zu Bamberg, als er ſich eben zu einem Zuge nach Italien rüſtete, um dort auch die Kaiſerkrone auf ſein Haupt ſetzen zn laſſen. Er war ein tapferer, großherziger und edler Mann, der von Allen geachtet wurde. Zu ſeinem Nachfolger empfahl er nicht ſeinen jungen Sohn Friedrich, der dem Reiche noch nicht vorſtehen konnte, — ſein älteſter Sohn Heinrich war kurz vor ihm geſtorben, — ſondern ſeinen tapfern Neffen, Friedrich von Schwaben, der auch den Kreuzzug mitgemacht hatte und im kräftigen Mannesalter, im 31. Jahre, ſtand. Er wurde einſtimmig zu Frankfurt erwählt.

48. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. 1152—1190.

Dieſer Friedrich, der erſte ſeines Namens, war einer der gewaltigſten unter den alten Kaiſern, hochgeſinnt, tapfer, mit eiſernem, unbiegſamen Willen und trotziger Kraft. Auch in ſeinem Körper zeigte ſich der großartige Geiſt. Seine Geſtalt war männlich kraftvoll, die Gliedmaßen wohl gebaut und ſtark; blonde Locken bedeckten die hohe Stirn, und unter ihr blickten die ſcharfen, durchdringenden blauen Augen. Die feinumriſſenen Lippen und das kräftige Kinn ſchmückte, nach alter Sitte, ein hochgelber Bart, und nach ihm hat er ſeinen Beinamen Barbaroſſa, auf Deutſch Rothbart, erhalten. Jugendlich friſche Röthe und natürliche Freundlichkeit gaben dem Geſichte den heitern Ausdruck, welcher die Gemüther anzieht; aber der feſte, ſtolze Gang und die ganze Haltung des Körpers zeigten wiederum den gebornen Herrſcher.

Schon als Jüngling hatte er Thaten verrichtet, die den großen Mann verkündigten; dazu gehörte er von väterlicher Seite zu den weiblingiſchen, von mütterlicher zu dem welfiſchen Geſchlechte; man hoffte von ihm, er werde den Streit beider Häuſer vergeſſen machen, und wirklich war auch eine ſeiner erſten Handlungen in Deutſchland zu Gunſten des welfiſchen Hauſes. Er ſprach nämlich 1154 das Herzogthum Baiern Heinrich dem Löwen, dem Sohne Heinrich des Stolzen, wiederum zu, ſo daß derſelbe von Neuem Sachſen und Baiern zuſammen beſitzen ſollte, wodurch er der mächtigſte Fürſt in Deutſchland wurde. Der Markgraf Heinrich, genannt Jaſomirgott, von Oeſtreich, welcher nach ſeines Bruders Leopolds Tode Herzog von Baiern geworden war, wollte dieſes Land zwar nicht abtreten; allein 1156 brachte ihn Friedrich doch zur Entſagung und entſchädigte ihn dadurch, daß er Oeſtreich, dieſe altbaieriſche Markgrafſchaft, von Baiern getrennt zu einem eigenen Herzogthume erhob und mit großen Rechten und Freiheiten beſchenkte. Das Herzogthum ſollte nicht nur in männlicher, ſondern ſogar in weiblicher Linie erblich ſeyn und der Herzog zu den erſten Reichs-

fürſten gehören *); er brauchte ſich nur in ſeinem eigenen Lande belehnen zu laſſen und nur an Reichszügen gegen die Ungarn Theil zu nehmen; ohne ſeine Einwilligung galt keine fremde Rechtspflege in Oeſtreich u. ſ. w. Die Ausſöhnung der erſten Fürſtenhäuſer in Deutſchland erregte allgemeine Freude, und Friedrich baute nun um ſo feſter auf die Hülfe ſeines Jugendfreundes, Heinrichs des Löwen, zu ſeinen Unternehmungen. — Auch in den andern Angelegenheiten des Reichs trat der neue Kaiſer ſogleich mit Kraft auf, brach die Burgen der Raubritter, ließ dieſe ſelbſt hinrichten, und zeigte ſich überall als einen Beſchützer der Ordnung und des Rechtes im deutſchen Volke. Ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ſagt daher von ihm: „Es habe geſchienen, als gäbe er Menſchen, Himmel und Erde eine neue, friedlichere Geſtalt.“ —

Die Nachbarländer Deutſchlands boten ihm ebenfalls Gelegenheit dar, den kaiſerlichen Namen mit neuem Ruhme zu umgeben. — Auf ſeinem erſten Reichstage zu Merſeburg 1152 entſchied er den Streit der beiden däniſchen Fürſten Sven und Knud um das Königreich Dänemark; Knud erhielt Seeland, Sven aber die Krone, die ihm Friedrich ſelbſt aufſetzte, und der König gelobte ihm dafür Lehnspflicht. — Daſſelbe mußte 1157 der König Boleslaus von Polen von Neuem thun, den er durch einen kräftigen Feldzug nach Schleſien dazu zwang. — Den Herzog Wladislaus von Böhmen erhob er, wegen ſeiner treuen Lehnsfolge in dem eben genannten polniſchen Feldzuge zum Könige, — ſolchen Titel konnte nur der Kaiſer ertheilen. — Der König Geiſa von Ungarn erneuerte ſeine Lehnspflicht und erfüllte ſie auf Friedrichs zweitem italieniſchen Zuge. — In Burgund endlich, welches dem deutſchen Reiche ziemlich entfremdet worden war, befeſtigte Friedrich deſſen Einfluß von Neuem durch ſeine eigene Heirath mit der Erbtochter von Hochburgund Beatrix, wodurch er zugleich dieſen Theil des burgundiſchen Reiches an ſein Haus brachte. Alle burgundiſche Große huldigten dem deutſchen Reiche, und ſo ſtieg die alte Würde des Kaiſerthums in neuem Glanze durch den kräftigen Herrſcher der Deutſchen empor.

Nur in Italien, dem alten Sitze der Weltherrſchaft, war das Anſehen des Kaiſers geſunken, und Friedrich hat es durch die heldenmüthigſten Kämpfe nicht ganz wieder herſtellen können. Die großen Städte in dieſem Lande waren ſeit der ſchwachen und verworrenen Regierung Heinrichs IV. übermüthig geworden, und übten nur mit Widerwillen ſelbſt den billigen Gehorſam gegen den Ober-Lehnsherrn; vor Allen war das Haupt der lombardiſchen Städte, das mächtige Mailand, hochfahrend und trotzig. Mailand ſtrebte

*) Er ſoll den alten archiducibus gleich ſeyn, ſteht in der Urkunde. Von dieſem Ausdrucke nannten ſich die ſpäteren Herzöge von Oeſtreich Erzherzöge. Dies that zuerſt Friedrich III. im J. 1453.

ſeit dem Anfange des 12. Jahrhunderts mit ſolcher Kraft und Beharrlichkeit empor, daß man glauben konnte, das alte Rom habe ſeinen Geiſt hierher verpflanzt. Es unterwarf ſich nach und nach mehrere der benachbarten Städte, namentlich Lodi und Como, und verachtete dabei die Befehle der Kaiſer mit ſolchem Uebermuthe, daß man ſogar einem kaiſerlichen Schreiben, welches Friedrich im Jahre 1153 erließ, die Siegel abriß und ſie mit Füßen trat. Da zog der Kaiſer 1154 über die Alpen und hielt, nach alter Sitte der langobardiſchen Könige, auf den roncaliſchen Feldern am Po-Fluſſe den erſten großen Reichstag; und als nun die Klagen vieler anderen Orte gegen die Bedrückungen jener ſtolzen Stadt ſich erhoben, die ſich ſogar weigerte, darauf zu antworten, da entbrannte er in ſeinem Zorne und beſchloß, harte Strafe an ihr zu üben. Sie ſelbſt zu belagern, unternahm er dieſesmal noch nicht, weil er zu ſo wichtigem Kriege nicht gerüſtet war; aber er brach mehrere ihrer Burgen und eroberte die mit ihr verbündeten Städte Aſti und Tortona.

Zu Pavia ließ er ſich zum König der Lombardei krönen und rückte dann ſchnell gegen Rom. Hier war Uneinigkeit zwiſchen dem Papſt und dem Volke, welches in einem Taumel der Freiheit unter dem kühnen Geiſtlichen Arnold von Brescia die alte römiſche Republik wieder herſtellen wollte. Keine von beiden Parteien wußte, wem zu Gunſten der Kaiſer komme. Der Papſt Hadrian IV. flüchtete nach dem wohlbefeſtigten Caſtellana, kam aber bald, als der Kaiſer ihm Sicherheit zugeſchworen, ins deutſche Lager. Bei ſeiner Ankunft erwartete Hadrian, (der als Bettelknabe aus ſeinem Vaterlande, England, gewandert war, und ſich bis zum Papſte aufgeſchwungen hatte), Friedrich werde ihm, wie frühere Kaiſer dem Papſte gethan, den Steigbügel halten; und als er es nicht that, flohen die den Papſt begleitenden Kardinäle eilends nach Caſtellana zurück, indem ſie ſolche Verſäumniß als ein böſes Zeichen der kaiſerlichen Geſinnung anſahen. Hadrian aber ſtieg von ſeinem Maulthiere und ſetzte ſich auf den bereitſtehenden Seſſel; und nun warf ſich Friedrich vor ihm nieder und küßte ſeine Füße. Da faßte der Papſt wieder Muth und machte dem Kaiſer Vorwürfe, daß er ihm vorhin die ſchuldige Ehrerbietung nicht erzeigt; und dieſer, der ſeine Ehre in größeren Dingen ſuchte, gab in der Kleinigkeit gern nach, als ſeine Fürſten ihn verſicherten, daß auch der Kaiſer Lothar dem Papſte Innocenz II. gleiche Ehre erwieſen habe. Die Ceremonie des Abſteigens wurde daher am folgenden Tage wiederholt; der Kaiſer ging dem Papſte entgegen und hielt ihm den Steigbügel. — So erzählen römiſche Urkunden. Deutſche Schriftſteller dagegen, namentlich Otto von Freiſingen und Helmold, berichten, der Kaiſer habe gleich beim erſten Abſteigen dem Papſte den Bügel gehalten, aber aus Verſehen ſtatt des rechten den linken, und der Papſt habe ihm deshalb den Friedenskuß verweigert. Auf

die Entſchuldigung des Kaiſers, daß er aus Unwiſſenheit gefehlt, weil er eben nicht viel Fleiß auf's Bügelhalten verwendet habe, erwiederte der Papſt: „Wenn der Kaiſer aus Unwiſſenheit das Kleinere vernachläſſigt, wie wird er das Wichtigere beobachten?" — Auf Zureden der Fürſten gab der Kaiſer nach und beide umarmten ſich als Freunde.

Friedrich ging darauf nach Rom und wurde den 18. Juni 1155 in der Peterskirche als Kaiſer gekrönt. — Mit den Römern kam es noch zum Kampfe, denn ſie wollten ſich weder dem Papſte noch dem Kaiſer unterwerfen; die Gewalt der Waffen, beſonders die Tapferkeit Heinrichs des Löwen, brachte ſie aber bald zur Ruhe.

Dann zog Friedrich unter wiederholten Kämpfen mit der Treuloſigkeit der Italiener zurück nach Deutſchland. Es entſtanden aber bald wieder Streitigkeiten mit dem Papſte, welcher im Vertrauen auf den Beiſtand des normänniſchen Königs Wilhelm von Neapel und Sicilien dem Kaiſer einen Brief voller Vorwürfe ſchrieb; und ſein Legat, der Kardinal Roland (der nachherige Papſt Alexander III.) ſprach ſogar in der deutſchen Fürſten-Verſammlung die anmaßenden Worte: „Von wem hat denn der Kaiſer das Reich, wenn nicht vom Papſte?" Da wollte der erzürnte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, welcher dem Kaiſer das bloße Schwert vortrug, dem Legaten den Kopf ſpalten, weil er der deutſchen Fürſten-Ehre hart gekränkt glaubte; Friedrich aber hielt ihn von ſolcher That des Zornes zurück; jedoch gebot er den Geſandten, in der Frühe des folgenden Tages nach Rom zurückzukehren. Auf die Beſchwerde des Papſtes antworteten die deutſchen Biſchöfe: Sie hätten ſich alle Mühe gegeben, die Sache auf die beſte Weiſe zu vermitteln; der Kaiſer habe ihnen aber mit feſtem Ernſte die Antwort gegeben: „Zwei Dinge ſind, nach welchen unſer Reich muß regiert werden: die Geſetze der Kaiſer und der gute Gebrauch unſerer Vorfahren; die Gränzen wollen wir weder noch können wir überſchreiten. Unſerm Vater, dem Papſte, erzeigen wir gern die ſchuldige Ehrerbietung, unſere freie Krone des Reichs aber ſchreiben wir bloß einer göttlichen Wohlthat zu." Sie bäten nun den heiligen Vater inſtändig, den Zorn ihres Herrn, des Kaiſers, nicht noch mehr zu reizen.

Der Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt dauerte indeß nach kurzer Ausſöhnung fort, bis zu Hadrians Tode 1159; und von da an wurde die Sache noch verwickelter, weil die kaiſerliche Partei Viktor III., die entgegengeſetzte aber Alexander III. wählte, denſelben, welcher als Kardinal auf der Reichsverſammlung ſo kühne Worte geſprochen hatte. Beide Päpſte ſprachen gegen einander den Bann aus und ſuchten ihre Parteien durch alle Mittel zu verſtärken.

49. Kaiſer Friedrich und die lombardiſchen Städte.

a. Der Kampf mit Mailand. — Schon im Jahre 1158 hatte Kaiſer Friedrich einen neuen großen Heereszug nach Italien bereitet, nachdem die Mailänder in dem vorhergehenden Jahre die, dem Kaiſer ergebene, Stadt Lodi in einen Aſchenhaufen verwandelt hatten. Alle deutſchen Fürſten; ſo auch die Ungarn und der neu ernannte König von Böhmen, leiſteten die Heeresfolge, ſo daß ein Heer zuſammen kam, wie noch nie ein Kaiſer nach Italien geführt hatte; es war 100,000 Mann zu Fuß und 15,000 zu Pferde ſtark. Um Pfingſten brach es aus dem großen Lager bei Augsburg auf und zog über die Alpen. Faſt alle Städte Nord-Italiens demüthigten ſich bei dem Anblicke einer ſolchen Macht und ſchloſſen ſich an den Kaiſer an; das ungehorſame Mailand aber wurde in die Acht gethan und mußte ſich nach kurzer Belagerung dem zürnenden Herrſcher unterwerfen. Demüthig flehend erſchienen die Mailänder vor ihm, in einem den Deutſchen ungewohnten Aufzuge: Geiſtliche und Weltliche kamen barfuß und in ſchlechter Kleidung gezogen, die erſtern indem ſie Kreuze in die Höhe ſtreckten, die Konſuln und der Adel mit Schwertern auf dem Nacken, die übrigen mit Stricken um den Hals; ſo fielen ſie dem Kaiſer zu Füßen, und dieſer, welcher nur ihre Unterwerfung wollte, verzieh ihnen, indem er ihnen ſagte: „ſie möchten nun erkennen, daß er leichter durch Gehorſam als durch Waffen zu beſiegen ſey.“ Darauf ließ er ſie Treue ſchwören und verſprechen, daß ſie die kleineren Städte nicht an ihrer Freiheit kränken wollten, nahm dreihundert Geißeln, und ſetzte ihnen einen kaiſerlichen Adler auf ihren Domthurm.

Allein ihre Demuth war nur äußerlich und ein Werk der Noth geweſen, und dauerte ſo lange als des Kaiſers Macht ſie ſchreckte. Denn als er nun, den noch ſo eben auf einem großen roncaliſchen Reichstage mit Hülfe der berühmteſten Rechtslehrer aus Bologna erörteten und beſtätigten, kaiſerlichen Rechten gemäß, im folgenden Jahre die Bürgermeiſter in Mailand ſetzen wollte, fielen die Bürger über ſeinen Kanzler Rainald, den Pfalzgrafen Otto, und die übrigen Geſandten mit ſolcher Wuth her, daß dieſe nur mit genauer Noth das Leben retten konnten. Zur Rechtfertigung aufgefordert, brachten ſie lauter nichtige Entſchuldigungen vor, und auf die zweite und dritte Vorladung erſchienen ſie gar nicht. Da ſprach der Kaiſer von Neuem des Reiches Acht über Mailand aus, und gelobte in ſeinem Zorne, ſo lange ſeine Krone nicht wieder auf das Haupt zu ſetzen, bis er die übermüthige Stadt zertrümmert habe.

Der Krieg begann mit aller Erbitterung der damaligen Zeit. Er zog ſich indeß in die Länge, theils weil Friedrich mit der ſtreitigen Papſtwahl ſehr beſchäftigt war, theils weil die kaiſerlichen Heere, wenn der Aufenthalt in Italien mehrere Jahre dauerte, ſich ſchnell durch das Zurückziehen der Vaſallen verminderten. — Die Mailänder ſuchten, — ſo wurde ihnen allgemein Schuld gegeben,

— ſelbſt in Mordverſuchen gegen den ſie bedrohenden, mächtigen Kaiſer ihre Rettung. Gewiß iſt wenigſtens, daß ein überaus ſtarker Mann den Kaiſer plötzlich anfiel, als er in einer ſchönen, einſamen Gegend an der Adda ſein Morgengebet verrichtete, und ihn in den Fluß zu ſtürzen ſuchte. Im Ringen fielen beide zur Erde und auf das Rufen des Kaiſers kamen ſeine Diener herbei. Der Mörder wurde ſelbſt in die Fluthen geſtürzt. — Bald darauf ſchlich ſich ein alter ungeſtalteter, ſchielender Mann mit vergifteten Waaren, deren Berührung ſchon tödtlich ſeyn ſollte, in's Lager. Der Kaiſer, gewarnt, ließ ihn ergreifen und hinrichten. — Sein Heer hatte ſich indeß wieder verſtärkt, und mit dieſem belagerte er zuerſt **1160** die Stadt Crema, welche mit Mailand im Bunde war und ſtandhaft den Gehorſam verweigerte. Sieben Monate vertheidigten ſich die Einwohner mit beiſpielloſer Hartnäckigkeit, dann mußten ſie ſich ergeben. Die Stadt wurde der Erde gleich gemacht, und die Einwohner mußten in andere Orte wandern.

Die ſtarke Stadt Mailand aber konnte Friedrich erſt im dritten Jahre des Krieges, **1162**, bezwingen, nachdem viel Blut von beiden Seiten gefloſſen war. Seine Langmuth war erſchöpft, die Gnade hatte die kühnen Bürger nur noch übermüthiger gemacht; er beſchloß, durch ein hartes Strafgericht den Geiſt der Widerſpänſtigkeit zu ſchrecken. An dreien Tagen, den 1ſten, 3ten und 6ten März zogen die Konſuln und Vornehmen der Stadt in immer größerer Zahl, und am dritten mit ihnen das ganze Volk in hundert Schaaren abgetheilt, in das kaiſerliche Lager vor Lodi, und wiederholten im Angeſichte dieſer, von ihnen verachteten und gemißhandelten, Stadt das Schauſpiel ihrer Demüthigung mit Kreuzen, mit Schwertern und Stricken am Halſe und mit bloßen Füßen. Mehr als hundert Fahnen der Stadt wurden am letzten Tage vor dem kaiſerlichen Throne niedergelegt, und zuletzt das Hauptbanner der Stadt, das Carocium *), herangefahren. Der hohe Baum deſſelben, mit ſeinen eiſernen Blättern, wurde zum Zeichen der tiefſten Demüthigung vor dem Kaiſer niedergebeugt; die neben ihm ſitzenden Fürſten und Biſchöfe ſprangen auf, aus Furcht, von dem mächtigen Baume erſchlagen zu werden; Friedrich aber riß den Saum der Fahne herunter. Da ſtürzte alles Volk mit lautem Jammer zu Boden und flehte um Gnade. Die Konſuln der Stadt, ſelbſt Große aus des Kaiſers Gefolge, flehten für die Stadt; allein der Kaiſer blieb unbewegt und ließ durch ſeinen Kanzler Rainald

*) Auf einem, mit Eiſen bſchlagenen, Wagen erhob ſich ein eiſerner Baum mit eiſernen Blättern; die Spitze des Baumes ſchmückte ein großes Kreuz, auf deſſen Vorderſeite der ſegnende Ambroſius, Mailands Schutzheiliger, abgebildet war. Die Farbe des Wagens war roth, und die vier Paar Stiere, welche ihn zogen, ebenfalls mit rothen Decken behangen. Vor dem Auszuge wurde auf dem Wagen ſelbſt ein Hochamt gehalten; das ganze Heiligthum war eine Nachahmung der Iſraelitiſchen Bundeslade.

die Urkunde vorleſen, durch welche ſich die Stadt auf Gnade oder Ungnade ergab. Dann ſprach er: „Ihr habt nach dem Geſetze das Leben verwirkt; das will ich euch ſchenken. Das Schickſal der Stadt aber werde ich ſo beſtimmen, daß ihr künftig nicht wieder ähnliche Verbrechen begehen könnt.“ Darauf zog er nach Pavia, um auf einer großen Verſammlung deutſcher und italieniſcher Biſchöfe, Herren und ſtädtiſcher Abgeordneter das Schickſal Mailands zu entſcheiden.

Der Spruch ging dahin: „Mailand ſoll geſchleift werden und die Einwohner binnen 8 Tagen auswandern, um ſich an vier Flecken ihres Gebietes, immer zwei Meilen auseinander, niederzulaſſen, wo ſie unter der Aufſicht kaiſerlicher Beamten leben ſollen.“ — Nun hatte die Stadt Mailand in ihrem Uebermuthe viele andere Städte hart gekränkt: Como, Lodi, Pavia, Vercelli, Novara und andere; die baten es ſich jetzt zu beſonderer Gnade aus, daß ſie die Mauern der ſtolzen Stadt niederreißen durften; und ſo geſchah es, daß durch die Stärke ihres Haſſes in ſechs Tagen vollbracht wurde, worauf gedungene Arbeiter wohl Monate verwendet hätten. Denn, wenn gleich die größeren, palaſtähnlichen Häuſer und die Kirchen wohl nicht niedergeriſſen wurden, wie ſpätere, übertriebene Berichte geſagt haben, ſo wurden doch die mächtigen Mauern und Thürme der Stadt zerſtört, die Feſtungsgräben ausgefüllt, und die lebendige, prachtvolle Stadt glich, nach der Vertreibung der jammernden Einwohner, einem Todtenhauſe *). Da ſetzte Kaiſer Friedrich am Oſterfeſte, bei einem glänzenden Mahle zu Pavia, ſeine Krone wieder auf und verließ bald darauf Italien.

b. Der lombardiſche Städtebund. 1167. — Aber auch an Friedrich ſollte offenbar werden, daß des Glückes Wechſel ſelbſt den Mächtigſten treffen kann, und daß keine Gewalt es zu feſſeln vermag, außer der eigenen Weisheit und Mäßigung im Gemüthe. Die Strafe war zu hart geweſen; und wenn auch dieſes mit der Rauhigkeit und den ſtärkern Leidenſchaften jener Zeit entſchuldigt werden kann, ſo fehlte doch Friedrich darin, daß er die Mailänder und die andern Städte in Norditalien von nun an nicht gelinde und nach billigen Geſetzen behandeln ließ. Seine Statthalter drückten das Land ſchwer, vielleicht ohne ſeinen Willen; aber er achtete der Klagen, die vor ihn gebracht wurden, nicht gehörig. Zugleich ſetzte er den Kampf gegen die immer mächtiger werdende Partei des Papſtes Alexander über die Gebühr fort, indem er den Tod ſeines Papſtes Victor 1164 nicht zur Verſöhnung mit Alexander benutzte, ſondern auf einem dritten italieniſchen Zuge die

*) Bei dieſer Verwüſtung von Mailand ſind auch manche Heiligthümer aus den verödeten Kirchen hinweggeführt. Unter andern brachte der Erzbiſchof Rainald die Gebeine der heiligen drei Könige mit großer Feierlichkeit über die Alpen nach der Stadt Köln. Der König von Böhmen nahm die Leuchter aus dem Jeruſalem'ſchen Tempel mit ſich.

Wahl eines neuen Gegenpapſtes Paſchals III. beſtätigte. Friedrich bedachte nicht, daß ſeine Gegner durch die vereinigte Begeiſterung für bürgerliche Freiheit und für ihre kirchliche Partei eine unbeſiegbare Kraft erhielten. Die lombardiſchen Städte verbanden ſich immer enger unter einander und ſelbſt ſolche neigten ſich vom Kaiſer ab, die vorher Mailands Feinde geweſen waren; denn jetzt, da ihre Feindin zu Boden lag, fühlten ſie Mitleid mit ihr. Der gefährlichſte Feind des Kaiſers war aber der kühne und ſtaatskluge Papſt Alexander, dem es nach zweijährigem Aufenthalte in Frankreich gelungen war, die Römer für ſich zu gewinnen und in ſeine Hauptſtadt zurückzukehren. Daher zog Friedrich im Jahre 1166 zum vierten Male nach Italien, und nachdem er das Nöthigſte in Norditalien geordnet hatte, 1167 gegen Rom. Die Römer wurden leicht aus dem Felde geſchlagen, und die Stadt ſelbſt belagert. Man kämpfte vorzüglich um die Kirchen, die gleich Feſtungen vertheidigt wurden, und in der Hitze des Streites geſchah es, daß die Deutſchen Brandfackeln in die Marienkirche, die dicht an der Peterskirche lag, warfen, und daß die Flammen bis an die letztere drangen, welche in der allgemeinen Beſtürzung von dem ſchwäbiſchen Herzog Friedrich eingenommen wurde. Der Papſt Alexander floh heimlich, in der Kleidung eines Pilgrims, aus der Stadt, als die Römer über ſeine Beharrlichkeit zu murren anfingen; man ſah ihn am dritten Tage bei einem Brunnen, unfern Circello; dann entkam er nach Benevent. Friedrich aber wurde, nebſt ſeiner Gemahlin, am 1ſten Auguſt 1167 von ſeinem Papſt Paſchalis in der Hauptkirche der Chriſtenheit gekrönt. Aber gleich darauf brach eine Seuche unter den Deutſchen aus, ſo furchtbar, daß ein großer Theil des Heeres und eine Menge der Vornehmſten weggerafft wurden. Es war an einem Mittwoch im Auguſtmonat, als die Krankheit ausbrach; die Hitze war ſchon lange außerordentlich angreifend und verzehrend geweſen; an dieſem Tage war am Morgen heller Sonnenſchein, dann kam plötzlich ein Regen, und darauf wieder glühende Hitze. Die daraus ſich erhebenden Dünſte erzeugten die ſchreckliche Seuche. Die Menſchen ſtarben ſo plötzlich, daß ſie oft, wenn ſie den Morgen noch geſund waren, am nämlichen Tage, während des Gehens auf der Straße, todt niederfielen; ja manche, welche die Todten begruben, ſtürzten plötzlich mit in die Gruft. Man zählte acht Biſchöfe, unter ihnen den Erzbiſchof Rainald von Köln, des Kaiſers tüchtigen Kanzler, vier Herzöge, unter denen des Kaiſers Vettern, Friedrich von Rothenburg und Welf der jüngere waren, und mehrere Tauſende edler Grafen und Herren. Da ſchrie das Volk: „Das iſt Gottes Strafe für die Flammen der Peterskirche!" — Der Kaiſer war genöthigt, nach Pavia zurückzuziehen und im nächſten Frühjahr, mit wenigen Begleitern, heimlich und verkleidet, wie ein Flüchtling Italien zu verlaſſen. Die Städte aber erhoben ihr Haupt. Schon hatten ſie in demſelben Jahre

1167, faſt im Angeſichte des Kaiſers, während er vor Rom lag, einen förmlichen Bund mit einander geſchloſſen; ja, ſie wagten es, die Mailänder wieder in ihre alte Stadt zurückzuführen. Schnell waren Gräben und Wälle und die alten Mauern hergeſtellt, und darinnen arbeitete ein jeder, ſich ſeine Wohnung neu einzurichten. Denn ſo groß und ſtark war die alte Stadt geweſen, daß bei der Zerſtörung doch noch Theile der Mauer, viele Häuſer, und die Kirchen faſt alle ſtehen geblieben waren. Wie einſt Athen nach der Zerſtörung durch die Perſer, ſo erhob ſich auch jetzt Mailand durch die Hülfe der übrigen Städte ſchöner und ſtärker als vorher. Nachdem dieſes geſchehen, baute der lombardiſche Bund eine neue Stadt als Feſtung gegen den Kaiſer, in einer fruchtbaren Gegend, von drei Flüſſen und von tiefen Sümpfen umgeben, und nannte ſie, dem Kaiſer zum Trotz und ihrem Papſt zu Ehren, Alexandria. In Jahresfriſt war die Stadt von 15,000 Kriegsmännern bewohnt. Die mächtigſten Städte nahmen an dem lombardiſchen Bunde Theil: Venedig, Mailand, Verona, Vicenza, Padua, Ferrara, Brescia, Cremona, Piacenza, Parma, Modena, Bologna u. a. m.

Friedrich war indeſſen in Deutſchland nicht unthätig. — Faſt ſieben Jahre verweilte er im Vaterlande, hielt das kaiſerliche Anſehen mit der ganzen Kraft ſeines hohen Geiſtes aufrecht, ſchlichtete die innern Unruhen, namentlich den großen Streit in Norddeutſchland zwiſchen Heinrich dem Löwen und ſeinen Gegnern, wovon weiter unten ausführlicher die Rede ſeyn wird, und vermehrte zugleich die Macht ſeines Hauſes durch mehrfache rechtmäßige Erwerbungen für ſeine fünf aufblühenden Söhne. Heinrich, der älteſte, obgleich erſt 15 Jahre alt, wurde zum römiſchen Könige gewählt; Friedrich erhielt das Herzogthum Schwaben und die Länder Welfs des älteren, welche dieſer, nach dem Tode ſeines einzigen Sohnes, dem Kaiſer vermacht hatte; — eine der Urſachen der jetzt entſtehenden Kälte zwiſchen Heinrich dem Löwen und Kaiſer Friedrich; — und ſeinem Beiſpiele folgten viele andere Grafen und Edle in Schwaben. — Konrad, der dritte Sohn, erbte die Länder des kinderloſen Herzogs von Rothenburg; dem vierten Sohne Otto beſtimmte Friedrich die Statthalterſchaft von Burgund und Arles, und dem jüngſten, Philipp, welcher noch in der Wiege lag, mehrere eingezogene Krongüter und übernommene kirchliche Lehen. Das Geſchlecht der Hohenſtaufen ſtand, wie ein kräftiger, äſtereicher Baum, feſtgewurzelt da.

c. Die Schlacht bei Lignano. 1176. — Nun richtete Friedrich ſeine Blicke wieder auf das noch immer ungehorſame Italien. Zwar wurden die deutſchen Fürſten immer ſchwieriger, nach dieſem wenig Heil bringenden Lande zu ziehen, aber durch ſeine ſiegende Beredſamkeit und unermüdete Thätigkeit brachte er doch wieder ein Heer zuſammen, und erſchien im Herbſte 1174 zum

fünftenmale in Italien. Er belagerte die Stadt Alexandria, welche ihm den Weg verſperren ſollte. Sieben Monate lag er vor der Stadt, wobei die Seinigen wiederum durch Krankheiten und Ungemach, im Lager auf ſumpfigen Boden, den Winter hindurch ſehr litten. Indeß hatten auch die lombardiſchen Städte ein Heer zum Entſatze geſammelt; wohlgerüſtet zog daſſelbe gegen Oſtern 1175 heran. Der Kaiſer beſchloß einen letzten Verſuch gegen die Stadt und ließ am Donnerſtage vor Oſtern ſtürmen. Schon drangen die Deutſchen durch einen unterirdiſchen Gang mitten auf dem Marktplatze der Stadt aus der Erde hervor; aber die tapfere Beſatzung verlor den Muth nicht. Zu ihrem Glücke ſtürzte der unterirdiſche Weg zuſammen, die Eingedrungenen wurden übermannt und die von Außen Stürmenden zurückgeſchlagen. Da mußte der Kaiſer die Belagerung aufgeben und ſo eilig eine andere Stellung ſuchen, daß er genöthigt war, das eigene Lager in Brand zu ſtecken.

Es ward darauf eine Zuſammenkunft der Parteien zum Vergleiche nach Pavia verabredet. Der Kardinal von Oſtia erſchien im Namen des Papſtes. Des Bannes wegen begrüßte er den Kaiſer nicht, aber er bezeugte ihm ſeinen Schmerz darüber, indem er die Bewunderung ſeiner großen Eigenſchaften ausſprach. Beide Theile waren indeß noch zu wenig geneigt, von ihren Forderungen etwas nachzugeben. Beſonders erhob es den Muth der Lombarden, daß gerade in dieſem Augenblicke der mächtige Herzog Heinrich der Löwe, auf welchen der Kaiſer vorzüglich gerechnet hatte, dieſem ſeine Hülfe verſagte. So zerſchlugen ſich die Verhandlungen wieder und die Lombarden erſahen ſich den günſtigen Augenblick und lieferten dem Kaiſer, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambroſius von Mailand, die entſcheidende Schlacht bei Lignano, am 29. Mai 1176. Sie waren die Stärkeren an Zahl und hatten eine gute Stellung; ihr Heer war von einer Seite durch einen Graben umſchloſſen, der jede Flucht unmöglich machte. Als ſie den Kaiſer heranziehen ſahen, traten ſie in Schlachtordnung; der Mailänder Carocium ſtand in der Mitte, umgeben von 300 Jünglingen, die ſich auf Leben und Tod verbunden hatten, es zu beſchützen. Auch die Schaar des Todes, 900 Reuter, die einander den Todesſchwur geleiſtet, ſtanden zum Schutze bereit. — Die Schlacht begann, und bald wankte der eine lombardiſche Flügel; auch die Ordnung der Mailänder kam in Verwirrung. Der Kaiſer drängte gerade auf die Mitte los, um das Carocium zu gewinnen; die Schutzſchaar wich, der Deutſchen Muth wuchs, ſie bemeiſterten ſich des Carociums und riſſen die Feldzeichen herab. Allein in dieſem Augenblicke ermannte ſich die Todesſchaar wieder und ſtürmte von Neuem heran. Des Kaiſers Fahnenträger ſank an ſeiner Seite nieder, die Heerfahne mit ihm; doch der Kaiſer in glänzender Rüſtung kämpfte noch den Seinigen voran. Plötzlich ſtürzte auch er mit dem Streitroſſe und verſchwand. Da ergriff Alle Schrecken

und Verwirrung; Friedrichs Heer litt eine gänzliche Niederlage, er ſelbſt entkam nur mit wenigen Getreuen in dem wilden Getümmel, unter dem Schutze der Nacht. Faſt alle Bürger von Como, ſeine Bundesgenoſſen, von alten Kriegen wider Mailand erbittert, blieben auf dem Schlachtfelde. Zwei Tage hielt man den Kaiſer für todt und ſelbſt die Kaiſerin legte Wittwen-Trauer an. Da erſchien er zu Aller Freude in Pavia.

Hierauf begehrte der Kaiſer den Frieden, indem er ſeinen Gegenpapſt Calixt aufgab, und Alexander äußerte: „Daß ihm nichts erwünſchter ſey, als von dem größten Helden der chriſtlichen Welt Frieden zu erhalten; er bitte um das Einzige, daß er ihn auch den Lombarden ertheile; er ſelbſt wolle ſich in jene Lande begeben.“ — Die beiden großen Gegner hatten ſich gegenſeitig achten gelernt; Friedrich wünſchte eine Unterredung mit dem Papſte, und dieſer begab ſich nach Venedig. Seine Reiſe dahin glich einem Triumphzuge; man ſah ihn als den Retter der Freiheit, als den Vater der italieniſchen Freiſtaaten an. Auch Friedrich kam im Juli 1177 dahin, und indem, wie ein alter Geſchichtſchreiber ſagt, Gott ſein Herz lenkte, daß er plötzlich den löwenartigen Stolz ſeines Gemüthes ablegte, und mild und ſanft wurde, wie ein Lamm, warf er ſich vor den Füßen des Papſtes, der ſeiner am Eingange der St. Marcus-Kirche wartete, nieder, und küßte ſie; und der Papſt hob ihn mit Thränen auf und gab ihm den Friedenskuß; und die Deutſchen ſangen dazu: „Herr Gott dich loben wir!“ Da nahm der Kaiſer den Papſt bei der Hand, und führte ihn in die Kirche, und dieſer ertheilte ihm den Segen. Am folgenden Tage aber hielt der Papſt, auf ausdrückliches Verlangen des Kaiſers, das Hochamt; und Friedrich, nachdem er ſelbſt, gleichſam als Kirchendiener, dem heiligen Vater den Weg durch die Menſchen gebahnt hatte, begab ſich unter den Chor der deutſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, und hörte andächtig die Meſſe.

So milderten in dieſen Tagen religiöſe Gefühle den ſtrengen Sinn des Kaiſers, ohne daß er ſeiner Majeſtät etwas vergab; denn ſeine Demuth war freiwillig und erwarb ihm deshalb die allgemeine Achtung; und ſein Betragen war aufrichtig, und daher die Ausſöhnung mit dem Papſte vollkommen und dauernd. Mit den Lombarden wurde, weil noch nicht alle Punkte des Vergleichs berichtigt werden konnten, zunächſt ein Stillſtand auf ſechs Jahre geſchloſſen. Es mußten alle Rechte und Herkommen unterſucht, die gegenſeitigen Forderungen abgewogen, das Verhältniß der italieniſchen Städte zum Kaiſer und Reiche neu geordnet werden; dazu bedurfte es der Zeit.

Der Kaiſer ging 1178 nach Arles, wo er ſich förmlich zum Könige von Burgund krönen ließ, und kehrte von da nach Deutſchland zurück, wo ſeiner eine andere Angelegenheit wartete.

50. Herzog Heinrich der Löwe.

Wie das hohenſtaufiſche Haus in dieſen Zeiten an ſeinem Kaiſer ein mächtiges, hochſtrebendes Haupt beſaß, ſo das welfiſche an Heinrich dem Löwen, Herzoge von Baiern und Sachſen; und während Friedrich im Süden den großen Kampf gegen die italieniſchen Städte führte, erweiterte Heinrich ſeine Macht im Norden durch glückliche Kriege gegen die Wenden. — Heinrich war ſeinem Jugendfreunde Friederich an Tapferkeit, Ausdauer und ritterlichem Sinne ähnlich; auch er war durch ſein Aeußeres ſchon ausgezeichnet, und ſein kräftiger, durch jegliche Waffenübung abgehärteter, Körper drückte den kühnen Muth ſeiner Seele aus. Doch, wie Friedrich in Haar und Farbe das Abbild ſeiner ächtgermaniſchen Abkunft an ſich trug, ſo Heinrich das ſeiner Verwandtſchaft mit dem ſüdlichen Geſchlechte der Welfen. Seine Farbe war dunkler, ſein Haar und ſein ſtarker Bart ſchwarz, und von derſelben Farbe die Augen in dem wohlgebildeten offnen Geſichte. — Sein Name wurde bald fruchtbar in den nordiſchen Gegenden. Er eroberte einen großen Theil von Holſtein und Mecklenburg bis in Pommern, und bevölkerte das Land, wie Albrecht der Bär mit den Marken gethan, durch Anbauer aus Brabant, Flandern und Deutſchland; er legte Biſthümer und Stifter an, ſetzte allenthalben in dieſen Landen Grafen und Richter, ſchuf Wälder und Sümpfe in fruchtbares Feld um, uud wurde ſo, indem er ſeine eigene Macht vergrößerte, Beförderer der Kultur im deutſchen Norden. Lübeck, 1140 angelegt, der Sitz eines Biſchofs, blühete herrlich auf, Hamburg von den Wenden zerſtört, ward wieder aufgerichtet. So erſtreckten ſich ſeine großen Beſitzungen von den Ufern der Oſt- und Nordſee bis über die Donau in die ſüdlichen Gebirge und waren anſehnlicher, als ſelbſt die unmittelbaren Beſitzungen von den Ufern der Oſt- und Nordſee bis über die Donau in die ſüdlichen Gebirge und waren anſehnlicher, als ſelbſt die unmittelbaren Beſitzungen des Kaiſers. Auch München in Baiern hat er geſtiftet im J. 1157.

Heinrichs Plan war, aus ſeinen beiden Herzogthümern ein politiſches Ganze zu bilden, und wenn dieſes gelingen ſollte, ſo mußten die Rechte der geiſtlichen und weltlichen Großen in ſeinen Ländern möglichſt eingeſchränkt werden. Es ging dabei nicht ohne Ungerechtigkeiten ab. So hatte der Graf Adolph III. von Holſtein, der für das Aufblühen ſeines Landes ſorgte, Salzwerke zu Oldesloe angelegt; Heinrich ließ ſie durch Hinzuleitung von wildem Waſſer zerſtören, weil ſein Salzwerk zu Lüneburg dadurch litt.

Als nun die Eiferſucht und Unzufriedenheit der Großen, beſonders der geiſtlichen Fürſten in ſeinem Gebiete, welche er in dieſelbe Abhängigkeit von ſich, wie von dem Kaiſer, bringen wollte, immer lauter wurde, ließ er, als Warnungszeichen, einen roßen, aus Erz gegoſſenen, Löwen vor ſeiner Burg in Braun-

ſchweig aufrichten. Sie verſtanden das Zeichen, und obwohl ſie einzeln zitterten, verſuchten ſie es doch noch einmal, durch einen großen Bund ſeinen Fortſchritten Einhalt zu thun; die Erzbiſchöfe von Köln, Bremen und Magdeburg, die Biſchöfe von Hildesheim und Lübeck, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Brandenburg mit mehreren Grafen und Rittern, gehörten zu demſelben. Aber Heinrich, raſch wie das königliche Thier, deſſen Bild er ſich gewählt hatte, brach los, eroberte Bremen wieder, verheerte mit Feuer und Schwert Thüringen und das Erzſtift Magdeburg, vertrieb den Biſchof Konrad von Lübeck, und demüthigte alſo die Feinde. — Als Kaiſer Friedrich **1168** aus Italien zurück kam, ſtellte dieſer durch ſein Anſehen die Ruhe wieder her, und beide Theile mußten ihre Eroberungen herausgeben.

Der edle Welfe, dem Ruhe verhaßt war, machte darauf **1172** eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande; aber als er wiederkehrte, entſpannen ſich die Unruhen von Neuem, und nun zog er ſich an dem Kaiſer ſelbſt einen übermächtigen Gegner zu. Dieſer, der bis dahin ſein Freund geweſen war und ihm in einer Reihe von Jahren nichts als Gutes erwieſen hatte, rechnete vorzüglich auf ihn, als er, nach Aufhebung der Belagerung von Alexandria im J. **1175**, alle Kräfte zur ernſten Entſcheidung mit den Lombarden ſammelte. Und gerade nun verweigerte auf einmal Heinrich, dem dieſe fernen Züge zuwider ſeyn mochten, und der lieber zu Hauſe für die Vergrößerung ſeiner eigenen Macht arbeiten wollte, ſeinen Beiſtand. Er ſchützte ſein Alter vor, obwohl er erſt **46** Jahre und jünger als der Kaiſer war, und berief ſich auf nöthige Geſchäfte in ſeinem eigenen Lande. Friedrich hoffte ihn durch eine Unterredung zu gewinnen und lud ihn an die Gränze Italiens ein; der Herzog kam, und die beiden Herrſcher trafen ſich in Chiavenna am Comer-See. Der Kaiſer erinnerte ſeinen Freund an ihren Bund, an ihre nahe Verwandtſchaft, an ſeine Ehre und Fürſtenpflicht; aber Heinrich blieb unerbittlich. Da ſtand der Kaiſer in großer Gemüthsbewegung auf, umfaßte des Herzogs Kniee und bat noch dringender; ſo wichtig war ihm deſſen Hülfe in dieſem Augenblicke. Heinrich war beſtürzt und ſuchte den Kaiſer aufzuheben, aber von ſeiner Weigerung ließ er nicht ab. Da trat die Kaiſerin hinzu und ſprach: „Lieber Herr, ſtehe auf, Gott wird dir helfen, wenn du einſt dieſen Hochmuth beſtrafeſt *).“ — Der Kaiſer ſtand auf, der Herzog aber zog zurück, und ſeiner Abweſenheit hatte Friedrich wohl am meiſten das Unglück bei Lignano zuzuſchreiben. — Das konnte er ihm nicht vergeſſen; und als er nun nach dem Frieden von Venedig **1178** nach Deutſchland zurückkehrte, und von allen

*) So iſt der wahrſcheinliche Hergang dieſes, auf verſchiedene Weiſe erzählten, Vorfalles.

Seiten neue Klagen gegen den Herzog ertönten, forderte er ihn auf einen Reichstag nach Worms. Heinrich erſchien nicht; ein zweiter ward ihm nach Magdeburg angeſetzt; auch da erſchien er nicht; und als er nun auf dem dritten und vierten zu Goslar und Würzburg auch nicht kam, ſaß der Kaiſer im J. 1180 über ihn zu Gericht, und die Fürſten erkannten ſeine Entſetzung von allen ſeinen Reichswürden und Lehen als Strafe für ihn. Da ſprach Friedrich die Acht aus, und vertheilte ſeine Lehen unter andere Fürſten. Das Herzogthum Sachſen, welchem er nur den Schatten ehemaliger Größe ließ, — er hatte die Gefahr allzugroßer Herzogthümer erkannt, — wurde in zwei Hälften, die öſtliche und weſtliche, getheilt; die öſtliche, als Herzogthum Sachſen, ſprach Friedrich dem zweiten Sohne Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt, zu, aber es bedeutete wenig. Außer Köthen und Bernburg beſaß Bernhard nur das Wittenbergiſche Gebiet zwiſchen der Havel und Elſter, und einige ſlaviſche Landſchaften an der Unterelbe. Er iſt Gründer des Schloſſes Lauenburg. Die herzogliche Gewalt in den weſtlichen Ländern, ſo weit der kölniſche und paderbornſche Sprengel reichte (Mark, Limburg, Arnsberg, Paderborn, ein Theil von Ravensberg), gab Friedrich dem Erzbiſchofe Philipp von Köln, der ſich von nun an Herzog von Weſtphalen nannte, aber nur in einem Theile dieſer Länder behaupten konnte. Es entſtanden in dem alten mächtigen Herzogthume Sachſen eine Menge von Einzelherrſchaften. Die Biſchöfe von Magdeburg, Halberſtadt, Hildesheim, Paderborn, Bremen, Verden und Minden benutzten dieſe Zeit, ſich nicht nur vom Herzogthume unabhängig zu machen, ſondern auch ihre Beſitzungen zu vergrößern. — Die Stadt Lübeck erhob ſich ſchon zur Hoffnung der Reichsfreiheit, und in Pommern, welches nun mit dem Reiche verbunden wurde, machte Friedrich die Brüder Caſimir und Bogislaus zu Herzögen. — Das Herzogthum Baiern, welches ebenfalls verkleinert wurde, erhielt der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der neue Kriegsgefährte des Kaiſers.

Der Sturz Heinrichs des Löwen bildet den Wendepunkt für die alten National-Herzogthümer; ihre gänzliche Auflöſung beginnt, und damit die Vielherrſchaft im deutſchen Wahlreiche.

Die Feinde griffen auf des Kaiſers Richterſpruch gern und raſch zu den Waffen, um ſich ihren Theil der Beute zu nehmen; allein der alte Löwe wehrte ſich tapfer. Sie konnten nichts gegen ihn ausrichten, und wurden ſogar wiederholt geſchlagen, bis Friedrich ſelbſt mit einem Heere kam. Die Ehrfurcht vor dem kaiſerlichen Namen und die Scheu, einem Geächteten anzuhangen, entwaffnete des Herzogs Freunde; er mußte ſein Erbland verlaſſen, ſeine Hauptſtadt Braunſchweig belagert, eine ſeiner Hauptfeſtungen, Bardewick, erobert ſehen, und fand zuletzt nicht einmal hinter der Elbe Schutz, als ſich auch das mächtige Lübeck dem Kai-

ſer ergab. Aufs Aeußerſte gedrängt, warf er ſich endlich 1181 auf dem Reichstage zu Erfurt dem Kaiſer zu Füßen. Die Demüthigung des alten Freundes und Waffenbruders, deſſen ſtolze Seele nun gebrochen war, preßte Friedrichen Thränen aus; er verzieh, aber, damit der Feinde Haß durch die Zeit beſänftigt werden möchte, rieht er ihm, auf drei Jahre Deutſchland zu meiden und bei ſeinem Schwiegervater, dem Könige von England, zu verweilen; ſeine Erbländer Braunſchweig und Lüneburg blieben ihm. So geſchah es, gleichſam durch ein wunderbares Vorſpiel des Schickſals, daß der Herzog eine Zeitlang als Verbannter in dem Lande wohnte, wo ſeine Nachkommen einſt einen glänzenden Thron beſteigen ſollten. Ja, ſeine Gemahlin Mathilde gebar in England denſelben Wilhelm, der der Stammvater der engliſchen Könige aus dem Hauſe Hannover geworden iſt.

51. Kaiſer Friedrichs letzte Lebensjahre.

Dieſes große Beiſpiel kaiſerlicher Obergewalt in Deutſchland mochte auch auf das Gemüth der Italiener wirken; und als im folgenden Jahre, 1183, der ſechsjährige Waffenſtillſtand mit den Lombarden abgelaufen war, und der Kaiſer ſich überdies als ein gnädiger Herrſcher zeigte, kam der Friede zu Koſtnitz mit ihnen zu Stande, der von nun an als Grundgeſetz zwiſchen dem Kaiſer und Ober-Italien galt. Der Kaiſer behielt große Rechte, er ſetzte die von den Bürgern gewählten Bürgermeiſter durch ſeine Grafen ein, erneuerte ihre Würde von fünf zu fünf Jahren, behielt die oberrichterliche Gewalt, bezog noch manche Abgaben, beſonders die Lieferungen für ſein Heer bei den italieniſchen Zügen, und alle Bürger von funfzehn bis ſiebenzig Jahren ſchwuren ihm den Eid der Treue. In ſo weit erhielten die Städte die volle bürgerliche Freiheit innerhalb ihrer Mauern, daß ſie nach ihren Gewohnheiten und Geſetzen leben und neue Einrichtungen machen konnten, wie ſie wollten; und ihr Bund untereinander durfte beſtehen.

Nun konnte Friedrich zum letztenmal 1184 in Frieden nach Italien ziehen; und wie in ſeinem Innern Ruhe und Zufriedenheit war, ſo bewegte ſich auch Alles um ihn herum in Freude und Jubel. Die Lombarden empfingen ihn, als wenn nie Feindſchaft zwiſchen ihnen geweſen wäre. Er ließ ſeinem Sohne Heinrich die eiſerne Krone der Lombarden aufſetzen, und vermählte ihn unter großen Feſtlichkeiten 1186 zu Mailand, welches um dieſe Ehre beſonders gebeten hatte, mit der Conſtantia, der letzten Erbin von Neapel und Sizilien aus dem normanniſchen Königsſtamme, wodurch dem hohenſtaufiſchen Hauſe neue und große Hoffnungen aufgingen. Denn wenn es, im Beſitze von Nord-Italien, nun auch das untere Italien beſaß, ſo mußte bald die Halbinſel ihm unterworfen ſeyn; und ihre Unterwerfung konnte zu der von Deutſchland führen, — ſo ſchien es. — Das ahnete dem alten

noch jugendlich hoffenden Kaiſer nicht, daß er durch dieſes letzte und glänzende Gelingen ſeines großartigen Lebens den Grund zu dem Untergange ſeines Hauſes legte!

Kreuzzug und Tod 1190. — Es ſchien, als wenn das Schickſal, nachdem es alle Stürme dem alten Helden beſchwichtigt hatte, ihm nun den Ruhm eines ſchönen Todes in einem heiligen Unternehmen bereiten wollte. Es kam plötzlich die Nachricht in Europa an, daß Jeruſalem nach der unglücklichen Schlacht bei Hittin oder Tiberias im Jahr 1187, durch den Sultan Saladin von Aegypten den Chriſten wieder entriſſen ſey. Papſt Urban III. ſtarb aus Schmerz über dieſe Nachricht, und ſeine Nachfolger, Gregor VIII. und Clemens III., forderten durch dringende Briefe die europäiſchen Fürſten zur Befreiung der heiligen Stadt auf. Alſo ſchifften ſich zuerſt alle durch Europa zerſtreuten Tempelherren und Johanniter ein; die Italiener ſammelten ſich unter den Erzbiſchöfen von Ravenna und Piſa; es rüſtete ſich die Macht der Normannen; funfzig Schiffe von Dänemark und Friesland, 37 von Flandern; Richard Löwenherz, König von England, Philipp Auguſt von Frankreich, vor Allen Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. An der Spitze von 150,000 wohlgerüſteten Streitern zog der greiſe Held im Mai des Jahres 1189 aus. Die Griechen, die gleiche Treuloſigkeit gegen ihn üben wollten, wie gegen Konrad III., züchtigte er und brach ihre Städte; den Sultan Kilidſch Arslan von Cogni oder Iconium in Kleinaſien, der ihm ſeine Freundſchaft angetragen hatte und ihn darnach doch verrieth, ſchlug er in die Flucht und eroberte ſeine Hauptſtadt. Bei allen dieſen Kämpfen glänzte er noch als Greis in ſeiner Heldenkraft Allen voran, und wirklich führte er ſein Heer durch alle Gefahren hindurch bis an die Gränzen von Syrien. Allein hier war das Ziel ſeiner hohen Laufbahn gekommen. Als am 10. Juni 1190 das Heer von Seleucia aufbrach und über den Fluß Kalykadnus oder Seleph zog, ſprengte der kühne Greis, welchem der Zug über die Brücke zu langſam ging, mit ſeinem Pferde in den Strom, um ſchneller zu ſeinem, den Vortrab führenden, Sohne Friedrich zu kommen. Aber der reißende Fluß ergriff ihn und führte ihn fort, und als man ihm zu Hülfe kam, war er bereits erſtarrt. Der Jammer des Sohnes, der Fürſten, des ganzen Heeres, war unbeſchreiblich. Ihm hatte das Schickſal einen bittern Schmerz erſpart; ſein hoher Geiſt ſollte den unglücklichen Ausgang eines ſo großen Unternehmens nicht ſehen. Denn das deutſche Heer wurde zum großen Theile vor der Stadt Antiochia durch Krankheit aufgerieben, und des Kaiſers zweiter Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, ſtarb bei der Belagerung der Stadt Akkon oder Ptolemais *). Jeruſalem wurde nicht wieder erobert.

*) Dieſe Belagerung iſt eine der merkwürdigſten und blutigſten in der Geſchichte. Die Könige von England und Frankreich erſchienen auch

Welche Trauer Kaiſer Friedrichs Tod im ganzen Abendlande erregte, bezeugt ein franzöſiſcher Schriftſteller der damaligen Zeit, welcher nach ſeiner Weiſe alſo darüber redet: „Ein ſo tödtlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf hat mich verwundet, daß mir zum Leben alle Luſt und Hoffnung vergangen iſt. Denn ich habe vernommen, daß jene unbewegliche Säule des Reichs, Deutſchlands Grundveſte, und jener Morgenſtern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertraf, Friedrich nämlich, im Orient das Leben geendigt. Nun iſt jener ſtarke Löwe nicht mehr, deſſen majeſtätiſches Angeſicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüſtungen abgeſchreckt, die Rebellen unterjocht und die Räuber zur Ruhe gebracht hat!" — Und zu welchem Anſehen das Kaiſerthum überhaupt durch ihn wiedergebracht war, drücken die Worte ſeines Kanzlers Rainald auf einem Reichstage zu Beſançon aus, indem er dort ſagte: „Deutſchland habe einen Kaiſer, das übrige Europa aber nur Landkönige."

52. Kaiſer Heinrich VI. 1190—1197.

Friedrichs älteſter Sohn Heinrich, der ſchon bei des Vaters Lebzeiten zum Nachfolger ernannt war und während ſeiner Abweſenheit die Regierung des Reichs geführt hatte, war dem Vater nicht ungleich an Geiſteskraft, Ritterlichkeit und großen Entwürfen; allein ſein Sinn war dabei hart, oft grauſam, und um große Plane des Ehrgeizes durchzuführen, ſtand ſein Begehren nach vielem Gelde. Das zeigte ſich bei einer Begebenheit, die ihm nicht zum Ruhme gereicht. König Richard Löwenherz von England hatte ſich bei der Belagerung von Akkon im gelobten Lande, von der wir ſchon geredet haben, mit dem Herzoge Leopold von Oeſtreich entzweit; denn als die Deutſchen nach der Einnahme der Stadt auch ein Quartier derſelben beſetzten, ließ Herzog Leopold, gleich den Königen von England und Frankreich, auf einem Thurme das deutſche Banner aufpflanzen; aber der ſtolze König ließ es herunterreißen, und es ward von den Engländern in den

---

vor der Stadt und nahmen Theil an der Belagerung; und wirklich wurde die Stadt nach langer und tapferer Gegenwehr genommen; aber durch das Schwert und durch Krankheiten war das, aus allen Ländern Europa's zuſammengekommene, Heer der Kreuzfahrer ſo zuſammengeſchmolzen, daß an weitere größere Unternehmungen nicht zu denken war, Erzbiſchöfe und Patriarchen, 12 Biſchöfe, 40 Herzöge und Grafen, 500 vom hohen Adel, eine große Zahl von Rittern und unzählbare Schaaren des Volkes waren umgekommen. Philipp Auguſt von Frankreich kehrte bald nach Europa zurück. Richard von England ſetzte zwar den Krieg mit großer Anſtrengung fort und erwarb ſich den Ruhm des tapferſten Ritters ſeiner Zeit; allein Saladin war ein ſehr beſonnener, großſinniger Gegner, und Richard wurde endlich durch die Gefahren ſeiner eigenen Länder nach Europa zurückgerufen. Er ſchloß Frieden mit Saladin und ließ ihm Jeruſalem. Den Chriſten blieb ein ſchmaler Landſtrich am Meere von Joppe bis Akkon.

Koth getreten. Das war eine Beſchimpfung des ganzen deutſchen Volkes und verdiente hart geahndet zu werden; aber die Rache, die der Herzog und der Kaiſer Heinrich ſpäter an dem Könige nahmen, war unedel. Richard wurde nämlich auf ſeiner Rückreiſe aus dem gelobten Lande 1192 durch einen Sturm an die italieniſche Küſte bei Aquileja geworfen und wollte nun ſeinen Weg durch Deutſchland nehmen; aber obgleich er ſich als Pilger verkleidet hatte, wurde er in Wien durch ſeinen Aufwand und die Unvorſichtigkeit ſeines Dieners erkannt, gefangen genommen, und dem Herzoge, der früher zurückgekehrt war, ausgeliefert; und dieſer übergab ihn dem Kaiſer Heinrich. Nun wurde der edle ritterliche König, der Schwager Heinrichs des Löwen, zu Trifels über Jahresfriſt in ſtrengem Gefängniſſe gehalten, bis er vor der deutſchen Fürſtenverſammlung zu Hagenau förmlich als Angeklagter geſtanden und ſich verantwortet hatte, und bis die Engländer ein Löſegeld von einer Million Thaler, für die damalige Zeit eine unmäßig große Summe, für ihn bezahlten. Dann erſt wurde er losgelaſſen und kehrte nach England zurück. Heinrich verfuhr in dieſem Allen nach der alten, großen Idee des Kaiſerthums, wonach daſſelbe über alle Könige der Chriſtenheit geſetzt war und der Kaiſer über ſie zu Gericht ſitzen konnte. Aber die Art, wie er ſich hierbei zeigte, war des Kaiſerthums nicht würdig.

Mit Heinrich dem Löwen, welcher nach ſeiner Rückkehr aus England neuer Kriege Urſache geworden war, ſchloß Heinrich einen dauerden Vergleich, und die Heirath, welche deſſen Sohn, Heinrich der Schlanke, mit der pfälziſchen Prinzeſſin Agnes, der Nichte Kaiſer Friedrichs I., ſchloß, befeſtigte die Verſöhnung der beiden berühmten Häuſer. Heinrich der Löwe verlebte ſeine letzten Lebensjahre ruhig in Braunſchweig und ſtarb den 6. Aug. 1195.

Des Kaiſers Heinrich Hauptbeſtreben war fortwährend darauf gerichtet, nach dem Ausſterben des normänniſchen Mannesſtammes Neapel und Sizilien, die Erbſchaft ſeiner Gemahlin Conſtantia, ſeinem Hauſe zu verſichern; aber die Habſucht und Grauſamkeit, mit welcher er dabei verfuhr, wandte der neuen Unterthanen Gemüther nur noch mehr von ihm ab, und vermehrte den Haß gegen die Deutſchen. Denn nicht nur führte er das Gold und Silber und die Koſtbarkeiten der alten normänniſchen Könige in ſolcher Menge von dannen, daß 160 beladene Laſtthiere damit nach dem Schloſſe Trifels am Rheine zogen, ſondern er ließ auch den Großen, die ſich empört hatten, die Augen ausſtechen, ſie, gleichſam zum Hohne dafür, daß ſie nach Königs-Stühlen und Kronen geſtrebt, auf Stühle von glühendem Eiſen ſetzen, und mit ähnlichen Kronen martern. Da wurden die übrigen freilich ſo erſchreckt, daß ſie Gehorſam gelobten, aber es kam nicht von Herzen, und Heinrichs Nachkommen haben ſeine Grauſamkeit ſchwer büßen müſſen.

Er ſelbſt, in der Kraft des Lebens, ſann auf die größten Entwürfe, welche, wären ſie ausgeführt, dem ganzen Kaiſerreiche eine andere Geſtalt gegeben hätten. Er bot nämlich den deutſchen Fürſten Erblichkeit aller Lehen, auch auf weibliche Nachkommen, an, verſprach allen kaiſerlichen Rechten auf den Nachlaß der Biſchöfe und übrigen Geiſtlichen zu entſagen, und verlangte dafür das Aufgeben des Wahlrechtes von ihrer Seite und die Erblichkeit der Kaiſerkrone in ſeinem Geſchlechte. Neapel und Sizilien verſprach er mit dem Reiche ganz zu vereinigen. — Viele Fürſten willigten gern in dieſe Vorſchläge, die ihnen vortheilhaft ſchienen; einige der größern widerſprachen, und auch der Papſt hielt ſeine Einwilligung zurück. Da mußte Heinrich die Ausführung ſeines großen Planes auf gelegenere Zeiten verſchieben. Die Angelegenheiten ſeiner Erbländer riefen ihn wieder nach Sizilien und hier ſtarb er plötzlich 1197, im 33. Jahre ſeines Alters, und in dem höchſten Aufſchwunge ſeiner Entwürfe; denn er ging ſogar mit dem Gedanken um, das griechiſche Kaiſerthum zu erobern und ſo den Kreuzzügen einen ſichern Erfolg zu bereiten *).

Sein Sohn Friedrich war erſt drei Jahr alt, und die beiden Parteien in Deutſchland, die hohenſtaufiſche und welfiſche, trennten ſich wieder ſo ſehr, daß die eine Heinrichs Bruder Philipp, die andere den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, durch Tapferkeit und Leibesſtärke ausgezeichnet, erwählte, und Deutſchland alſo wieder zwei Könige hatte.

53. Philipp von Schwaben, 1197—1208, und Otto IV. 1197—1215.

Bei dieſer unglücklichen Spaltung iſt Deutſchland mehr als zehn Jahre hindurch der Schauplatz von Zerrüttung, Raub und Mord geweſen, und beide Fürſten, die mit guten Eigenſchaften begabt waren, konnten nichts für das Reich thun; im Gegentheil, in ihrem Streben, ein jeder für ſich den Papſt zu gewinnen, vergaben ſie dem klugen Innocenz III., unter welchem das Papſtthum auf die höchſte Stufe der Macht gelangte, viele von ihren Rechten. Ja, Otto IV. erkannte ſogar des Papſtes Anſpruch an, aus eigener Machtvollkommenheit das Kaiſerthum zu verleihen, und nannte ſich in Briefen an den Papſt einen Römiſchen König aus Gottes und ſeiner (des Papſtes) Gnade. Ebenfalls erkannte er den Kirchenſtaat als unabhängigen weltlichen Beſitz der Päpſte an. Dafür, und weil er ein Welfe war, begünſtigte ihn Innocenz, und als Philipp, der eben ſeine Herrſchaft in Deutſchland ziemlich befeſtigt hatte, 1208 durch Otto von Wittelsbach, einen Bruders-

*) Nach faſt 600 Jahren hat man Heinrichs Grabmal in Palermo eröffnet und den Leichnam wohlerhalten gefunden. In den Zügen des Geſichts war noch immer Trotz und Härte zu erkennen.

ſohn deſſen, dem Friedrich I. das Herzogthum Baiern verliehen hatte, auf dem Schloſſe Altenburg bei Bamberg ermordet war, — aus Rache, ſo erzählt man, weil er ihm ſeine Tochter, die er ihm verſprochen hatte, nicht gab, — wurde Otto IV. allgemein anerkannt und in Rom feierlich gekrönt. Allein die Freundſchaft mit dem Papſte dauerte nicht lange, weil Otto einſah, daß er in ſeiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen ſey, und nicht alle Rechte des Reiches dahin geben dürfe; der Papſt ſetzte ihm daher den jungen Friedrich, Heinrichs Sohn, der unterdeß in Sizilien herangewachſen und deſſen Vormund er nach dem Tode ſeiner Mutter Conſtanze geweſen war, als König entgegen. Friedrich gewann bald Anhang und ward 1215 in Aachen gekrönt, und Otto, welcher ſeine Macht ſehr unpolitiſch durch eine Verbindung mit Johann ohne Land von England gegen Philipp von Frankreich geſchwächt und in der unglücklichen Schlacht von Bouvines ſeine beſten Schaaren verloren hatte, lebte zuletzt verlaſſen und unthätig in ſeinen Erblanden, bis er 1218 ſtarb.

54. Kaiſer Friedrich II. 1215—1250.

Dieſer Enkel Friedrichs I. war ſeines großen Geſchlechts würdig durch Heldenſinn, Feſtigkeit des Willens und Kühnheit des Geiſtes, und durch Milde und Anmuth bei ſolcher Erhabenheit, daß der Eindruck ſeiner perſönlichen Größe noch lange nach ſeinem Tode blieb. Dabei liebte er Aufklärung durch Kunſt und Wiſſenſchaft; er übte ſelbſt die Dichtkunſt, und es war Empfindung, Leben und Wohlklang in ſeinen Werken. Sein kühner Blick traf beſonders die Thorheiten ſeines Zeitalters, und er ſtrafte ſie oft mit ſcharfem Spotte; dagegen ſah er in jedem, wer, woher, welches Glaubens er war, nur den Menſchen, und ehrte ihn, wenn er tüchtig war.

Und dennoch hat dieſer Kaiſer wenig Großes verrichten können; ſeine beſte Kraft iſt in dem neu aufwachenden Kampfe der kaiſerlichen gegen die päpſtliche Gewalt verzehrt worden, welcher nie verderblichere Folgen gehabt hat, als unter ſeiner Regierung; und Deutſchland insbeſondere hat ſich ſeines Kaiſers wenig zu erfreuen gehabt, weil ſein Blick noch mehr, wie der der übrigen Hohenſtaufen, auf Italien gerichtet war. Der Geburt und der Erziehung nach mehr Italiener als Deutſcher, lag ihm ſein ſchönes Erbreich beider Sizilien vorzüglich am Herzen; und in Deutſchland konnte ſich die Vielherrſchaft der Vaſallen indeß immer feſter begründen, zu derſelben Zeit, als in Frankreich die königliche Macht durch Einziehung beträchtlicher Lehen ihren Sieg über das Lehnsweſen vorzubereiten anfing.

Friedrichs Streit mit den Päpſten hatte vorzüglich dreierlei Urſachen: Zuerſt konnten dieſe es nicht ertragen, daß er, außer Nord-Italien, auch Sizilien und Neapel beſaß, und dadurch

ihr Reich von zweien Seiten erdrücken konnte; zweitens, daß er die großen Vorrechte, die ihnen der ſchwache Otto IV. eingeräumt hatte, nicht unbedingt wollte gelten laſſen; drittens aber, was ihren Zorn am heftigſten erregte, daß er in der Erbitterung des Streites oft die Schärfe ſeines Spottes gegen ſie wandte, und ſie ſowohl lächerlich als verächtlich zu machen ſuchte.

Der Anfang des Streites kam indeß durch eine beſondere Veranlaſſung. Friedrich hatte bei ſeiner Krönung zu Aachen die Pflicht eines Kreuzzuges zur Befreiung Jeruſalems freiwillig auf ſich genommen, und dieſes Verſprechen bei der Kaiſerkrönung zu Rom 1220 erneuert. Nun aber fand er in ſeinen italieniſchen Erbländern, ſo wie an der Widerſetzlichkeit der lombardiſchen Städte, die nach Friedrichs I. Zeit wieder übermüthig geworden waren, ſo viel zu thun, daß er immer von Neuem einen Aufſchub vom Papſte begehren mußte. Der friedliebende und billige Honorius III. gewährte ihm denſelben, und zwiſchen ihm und dem Kaiſer war überhaupt noch ein freundliches Verhältniß, ja perſönliche Zuneigung. Mit dem leidenſchaftlichen Gregor IX. aber brach ſchnell und heftig der alte Streit zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht wieder aus. Gregor drängte zur Kreuzfahrt. Im J. 1227 ſegelte Friedrich wirklich mit einer Flotte ab, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, weil er krank geworden war; und der ganze Kreuzzug ward zu nichts. Da erzürnte Gregor, und that ihn, ohne auf ſeine Entſchuldigung zu achten, in den Bann, indem er behauptete, ſeine Krankheit ſey erdichtet geweſen. — Um alle ſolche Beſchuldigungen durch die That zu widerlegen, ging der Kaiſer im folgenden Jahre wirklich nach Paläſtina; allein darüber ſchalt ihn der Papſt nur noch härter als zuvor, weil ein mit dem Bannfluch Beladener ein ungeſchicktes Werkzeug zum Dienſte Gottes ſey. Und damit Friedrich nichts Großes im gelobten Lande verrichte, ſchickte er Befehle dahin, daß weder die dortige Geiſtlichkeit, noch die Ritterorden, mit ihm Gemeinſchaft haben ſollten; ja, er ſelbſt ließ ſeine Truppen in Friedrichs Erbländer in Italien einfallen und eroberte einen Theil von Apulien.

Friedrich aber kam im gelobten Lande ſchnell zu einem glücklichen Ende; der Sultan von Aegypten, Al Kamel, theils durch den großen Ruf, den die kaiſerliche Majeſtät ſelbſt im Morgenlande genoß, theils durch perſönliche Achtung gegen Friedrich bewogen, zum Theil aber auch geſchwächt durch Familienzwiſte, ſchloß mit ihm einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre und gab Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth wieder heraus. Da zog der Kaiſer in die heilige Stadt ein und betrat die Stelle des heiligen Grabes; aber der Patriarch von Jeruſalem und die Prieſter, dem Befehle des Papſtes gehorſam, wollten keinen Gottesdienſt in ſeiner Gegenwart halten. Er verrichtete deſſen ungeachtet ſeine Andacht und ſetzte ſich ſelbſt, in Gegenwart ſeiner Großen, die Krone

eines Königs von Jeruſalem auf; denn er hatte die Jolantha, die Tochter des Titular-Königs Johann von Jeruſalem, geheirathet und dadurch ſeine Anſprüche erworben *). — Dann wandte er ſich ſchnell nach Italien zurück. Seine Gegenwart ſtellte bald Alles wieder her, was verloren war, und der Papſt ſah ſich genöthigt, 1230 Frieden zu ſchließen und den Bann zu löſen.

Es ſchien ein ruhiger Augenblick in Friedrichs Leben einzutreten; allein das Schickſal ergriff ihn von einer andern Seite. Sein eigener Sohn Heinrich, den er als Reichsverweſer in Deutſchland gelaſſen hatte, empörte ſich gegen ihn, wahrſcheinlich durch Ehrgeiz und ſchlechte Rathgeber aufgereizt. Nach fünfzehnjähriger Abweſenheit kehrte Friedrich nach Deutſchland zurück, und mit blutendem Herzen mußte er den eignen Sohn mit Gewalt überziehen, ihn gefangen nehmen, und nach Apulien ins Gefängniß führen, wo er nach ſieben Jahren geſtorben iſt.

Bei dieſer Gelegenheit hielt auch Friedrich im J. 1235 einen großen Reichstag zu Mainz, wo 64 Fürſten und überhaupt 12,000 Edle und Ritter erſchienen. Es wurden hier ſchriftliche Geſetze über den Landfrieden, über ein höchſtes Reichsgericht unter dem Vorſitze eines judex curiae, und manche andere Anordnungen gemacht, welche dem Reiche die hohe Einſicht ſeines Kaiſers zeigten. Auch in ſeiner Pracht und in der Fülle jener ſchmuck- und genußreichen Zeiten ſah ihn das Vaterland. Noch vor dem Reichstage feierte er in Worms ſeine Vermählung mit ſeiner dritten Gemahlin, der engliſchen Königstochter Iſabella. Die kaiſerliche Braut wurde auf den Gränzen des Reichs von einem glänzenden Geleite von Rittern und Edeln eingeholt; in allen Städten, durch die ſie zog, kam ihr unter Geſang und Glockengeläute die Geiſtlichkeit entgegen, und in Köln, deſſen Straßen feſtlich geſchmückt waren, wurde ſie empfangen von zehntauſend Bürgern zu Pferde, in ſchönen Kleidern und Waffen. Wagen mit Orgeln, in Geſtalt von Schiffen, indem Räder und Pferde mit Purpurdecken verhüllt waren, ließen eine harmoniſche Muſik ertönen, und die ganze Nacht hindurch ſangen Chöre von Jungfrauen unter den Fenſtern der Kaiſersbraut. Bei der Vermählung in Worms waren vier Könige, eilf Herzöge, dreißig Grafen und Markgrafen zugegen. Die heimkehrenden engliſchen Geſandten beſchenkte Friedrich auf das Reichſte; und unter andern koſtbaren Geſchenken und Seltenheiten aus dem Morgenlande ſchickte er dem Könige von England auch drei Leoparden mit, weil Leoparden zum engliſchen Wappenſchilde gehören.

Von dieſen friedlichen Geſchäften mußte Friedrich im folgenden Jahr ſchon wieder zu ſehr ernſthaften nach Italien zurückkeh-

---

*) Der Titel „König von Jeruſalem" erbte von Friedrich auf die Könige von Neapel und Sizilien.

ren. Die lombardiſchen Städte waren es, die ſeine Gegenwart forderten; ſie hatten ihren alten Bund erneuert, und wollten ihm nicht den Gehorſam leiſten, den er als Kaiſer fordern durfte. Friedrich war aber auch nicht ohne Schuld an dem neuen Streite, denn er wollte die Beſtimmungen des Koſtnitzer Friedens nicht in ihrem ganzen Umfange gelten laſſen. Anfangs zwar war der Kampf für ihn glücklich; mit Hülfe ſeines tapfern Feldherrn, des Ritters Ezelin de Romano, eroberte er mehrere der verbündeten Städte, und ſchlug die Mailänder 1237 bei Cortenuova ſo aufs Haupt, daß ſie ſich gern demüthigen wollten, wenn er nur leidliche Bedingungen bewilligte; er aber, ungewarnt durch das Beiſpiel ſeines Großvaters, verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade, und ſie, die gleichfalls der früheren Zeit gedachten, wollten lieber, wie ſie ſagten, unter ihren Schilden ſterben, als durch den Strang, durch Hunger und Brand umkommen. — Von dieſer Zeit fängt das Unglück in Friedrichs Leben recht an; er hatte, nach dem Ausdruck eines Schriftſtellers, die Gunſt vieler Menſchen verloren, weil er ſo unerbittlich ſich gezeigt. Auch ſein alter Feind, Gregor IX., ſtand wiederum gegen ihn auf, verband ſich mit den Städten, und that ihn von Neuem in den Bann. Ja, die Feindſchaft zwiſchen beiden ging ſo weit und artete ſo ſehr in perſönlichen Eifer aus, daß der Papſt den Kaiſer in einem Schreiben an die übrigen Fürſten mit: „jenem apokalyptiſchen, vom dem Meere aufſteigenden Ungeheuer verglich, welches voll Namen der Gottesläſterung ſey, und buntſchäckig wie ein Leopard;" und Friedrich darauf mit einer andern Stelle der Schrift antwortete: „Es ging ein anderes rothes Pferd vom Meere aus, und der darauf ſaß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander ſelbſt erwürgeten."

Aber eine große Gewalt war in jenem Zeitalter auf des Papſtes Seite und kämpfte gegen Friedrich; — das war die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Papſt warf die ſchwere Beſchuldigung auf den Kaiſer, daß er ein Verächter der Religion und der heiligen Kirche ſey, und ſich zu dem Unglauben der Sarazenen neige; — Friedrich hatte in ſeinem Heere gegen die lombardiſchen Städte auch 10,000 Sarazenen gebraucht, und dieſen Umſtand benutzte der Papſt ebenfalls zur Begründung jener Beſchuldigung. Obgleich Friedrich mehrmals, ſchriftlich und mündlich, auf das Feierlichſte verſicherte, daß er ein wahrer Chriſt ſey, und als ſolcher leben und ſterben wolle; ja, obgleich er ſich von mehreren Biſchöfen förmlich in der Religion prüfen und ein Zeugniß über ſeine Rechtgläubigkeit ausſtellen ließ, ſo fanden des Papſtes Beſchuldigungen doch immer mehr Eingang bei den Menſchen. Friedrichs kecker und muthwilliger Witz hatte zu oft, unbedachter Weiſe, ſelbſt das Heilige verletzt; auch war ſein Leben nicht rein und tadellos, ſondern von Ausſchweifungen der Sinnlichkeit befleckt. Er ſank

immer mehr in der allgemeinen Achtung, und dieſes war es, was die letzte Zeit ſeines Lebens verbittert und ihn endlich in Gram verzehrt hat.

Auf den in faſt hundertjährigem Alter 1241 geſtorbenen Gregor IX. und den bald nach ſeiner Wahl geſtorbenen Papſt Cöleſtin folgte Innocenz IV., welcher ein noch heftigerer Feind des Kaiſers war, als Gregor. Da Friedrich in Italien noch immer die Obergewalt hatte und ihn ſelbſt in Rom bedrängte, begab er ſich nach Genua und von da nach Lyon in Frankreich. Hier erneuerte er 1245 auf einer großen Kirchenverſammlung den Bann gegen Friedrich, obgleich dieſer ſich zu Frieden und Freundſchaft und Ausgleichung aller Klagepunkte erbot, und obgleich ſein Geſandter Thaddäus von Sueſſa, auf das Kräftigſte für ſeinen Herrn redete. Ja der Papſt ging ſo weit, daß er feierlich die Abſetzung von allen ſeinen Reichen und Würden über den Kaiſer ausſprach. Als die Bannbullen in Deutſchland verbreitet wurden, benutzten mehrere der geiſtlichen Fürſten die dadurch aufgeregte Stimmung der Gemüther und wählten 1245 zu Würzburg den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen zum Gegenkönig. Dieſer konnte indeß kein rechtes Anſehen gewinnen, und ſtarb ſchon im folgenden Jahre; weil Friedrich aber in Italien blieb, in beſtändigen Kriegen verwickelt, ſo wählten die geiſtlichen Fürſten einen andern Gegenkönig, den Grafen Wilhelm von Holland, einen zwanzigjährigen Jüngling, welcher, um Haupt der Ritterſchaft ſeyn zu können, erſt feierlich vom Knappen zum Ritter geſchlagen wurde. Wilhelm verband ſich durch eine Heirath mit der Tochter Otto's des Kindes von Braunſchweig und Lüneburg mit dem Welfiſchen Hauſe; in Süddeutſchland aber, wo Friedrichs Sohn Konrad die Sache ſeines Vaters aufrecht hielt, konnte er kein Anſehen gewinnen. — Es herrſchte die größte Verwirrung in Deutſchland, wie in Italien. „Nachdem der Kaiſer Friedrich in dem Banne war," ſagt ein alter Geſchichtſchreiber, „freuten ſich die Räuber, und frohlockten über die dargebotene Beute. Die Pflugſchaaren wurden in Schwerter und die Senſen in Lanzen umgewandelt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei ſich trug, um ſogleich Feuer und Brand ſtiften zu können."

In Italien dauerte der Parteikampf, beſonders mit den lombardiſchen Städten, ebenfalls ununterbrochen fort. Des Kaiſers Waffen waren noch oft glücklich, aber ſein Geiſt war gebeugt, und zuletzt verließ ihn auch einigemal das Waffenglück, ſo daß ſogar im Jahr 1249 ſein eigener Sohn Enzius, den er zum Könige von Sizilien gemacht hatte, der ritterlichſte und ſchönſte ſeiner Söhne, in einem unglücklichen Treffen bei Foſſalta von den Bologneſern gefangen wurde. Die erbitterten Bürger wieſen alle Vorſchläge zur Auslöſung des Königsſohnes zurück und verurtheilten ihn zu ewiger Gefangenſchaft, in welcher derſelbe noch zwei und zwanzig

Jahre lang alle Söhne und Enkel Friedrichs, die durch Gift, Schwert und Henkersknechte fielen, überlebt hat.

Außer dem bittern Kummer über ſeines Sohnes Unglück ſollte der Kaiſer in ſeinen letzten Jahren auch noch den Schmerz haben, ſeinen langjährigen Freund und Kanzler, Peter von Weingarten, Petrus de Vineis, welchem er die wichtigſten Angelegenheiten ſeines Reichs anvertraut hatte, in den Verdacht ſolcher Untreue fallen zu ſehen, daß er ſogar beſchuldigt wurde, ſeinem Herrn durch Gift nach dem Leben getrachtet zu haben. Als gewiß wenigſtens wird von Mathäus Paris erzählt, daß Peters Arzt dem Kaiſer einen Gifttrank als Arznei überreichte, den dieſer, weil er Verdacht geſchöpft hatte, nicht nahm. Der Kanzler wurde ins Gefängniß geworfen und geblendet, und tödtete ſich ſelbſt, indem er mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte. Ob Peter ſchuldig, oder ob nur der Schein gegen ihn geweſen, den er nicht zu heben vermochte, iſt bei der Unvollſtändigkeit der Nachrichten nicht zu entſcheiden. Aber der Kaiſer überlebte die ſchmerzlichen Ereigniſſe nicht lange; er ſtarb im Jahr 1250, in den Armen ſeines Sohnes Manfred, auf dem Schloſſe Fiorentino oder Firenzuola, an der Ruhr, im 56. Jahre ſeines Lebens.

Wenn wir nach der Betrachtung aller der Stürme, die dieſes Kaiſers Leben bewegt haben, wiederum einen Blick auf ſeine herrlichen Eigenſchaften, auf ſeinen Sinn für alles menſchlich Schöne und Große, und auf das, was er in ſeinen Erbländern für Wiſſenſchaft und Aufklärung gethan hat, zurückwerfen, ſo muß uns von Neuem tiefe Trauer ergreifen, daß dieſes Alles wie eine flüchtige Erſcheinung, ohne dauernde Frucht, vorübergegangen iſt; vorzüglich aber, daß Friedrich es verſchmäht hat, mit Liebe und Hingebung ein eigentlich deutſcher König zu ſeyn. Seit Karl dem Großen und Alfred von England war kein Herrſcher geweſen, der ſo wie Friedrich II. Bildung, im weiteſten Sinne, liebte und förderte. An ſeinem Hofe ſammelten ſich, wie um Karl den Großen, die vorzüglichſten Geiſter der Zeit; durch ſie ließ er eine Anzahl griechiſcher Werke, beſonders von Ariſtoteles, aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche überſetzen; er ſammelte eine, für jenes Zeitalter ſehr beträchtliche, Bibliothek, theils durch Nachforſchungen in ſeinen eigenen Staaten, theils bei ſeinem Aufenthalte in Syrien und durch ſeine Verbindung mit arabiſchen Fürſten. Dabei behielt er dieſe Schätze nicht etwa neidiſch für ſich, ſondern theilte gern davon mit, wie er z. B. der Univerſität zu Bologna, obwohl die Stadt ihm meiſtentheils feindlich geſinnt war, die Werke des Ariſtoteles mit folgendem Schreiben ſchenkte: „Die Wiſſenſchaft muß der Verwaltung, der Geſetzgebung und der Kriegskunſt zur Seite gehen, weil dieſe ſonſt, den Reizungen der Welt und der Unwiſſenheit unterliegen, entweder in Trägheit verſinken, oder zügellos über alle erlaubten Gränzen hinausſchweifen. Deshalb haben wir von

Jugend auf die Wiſſenſchaft geſucht und geliebt, wodurch die Seele des Menſchen ſich aufhellt und kräftiget, und ohne welche ſein Leben der Regel und der Freiheit entbehrt. Weil nun das edle Beſitzthum der Wiſſenſchaften durch Mittheilung ſich nicht etwa mindert, ſondern deſto fruchtbarer heranwächſt, ſo wollen wir die gewonnenen Früchte mancher Anſtrengung nicht verbergen, ſondern den eigenen Beſitz erſt dann für recht erfreulich halten, wenn wir ein ſo großes Gut Andern mitgetheilt haben. Niemand aber hat darauf ein näheres Recht, als diejenigen Männer, welche aus den alten, reichen Behältern neue Bäche ableiten und durſtigen Lippen den ſüßen Labetrunk darreichen. Deshalb möget Ihr die Werke, als ein Geſchenk Eures Freundes, des Kaiſers, gern annehmen u. ſ. w.“

Ein vorzügliches Denkmal ſeines großartigen Geiſtes iſt ſeine Geſetzgebung für ſein Erbreich Neapel und Sizilien, welche er vorzüglich durch Peter von Vinea ausarbeiten ließ. Nach Art der wahrhaft großen Geſetzgeber ließ er es ſich dabei nicht in den Sinn kommen, etwas durchaus Neues zu erſchaffen, ſondern er bauete auf das Vorhandene, benutzte oder ließ weg, was und wie es für ſeinen Hauptzweck nöthig ſchien, und brachte ſo ein Ganzes zu Stande, welches ihm, dem Herrſcher, die rechte Gewalt in die Hände gab, um den feſten Grund zu der Wohlfahrt ſeines Volkes zu legen. Leider haben die Stürme ſeines ſpäteren Lebens und der darauf folgenden Zeit dieſes große Werk gar nicht zur Entwickelung ſeiner Folgen kommen laſſen.

Friedrich ſelbſt beſaß ungewöhnliche Kenntniſſe. Er verſtand Griechiſch, Lateiniſch, Italieniſch, Franzöſiſch, Deutſch und Arabiſch. Unter den Wiſſenſchaften liebte er vorzüglich die Naturkunde, und hat ſich durch ein Werk über die Kunſt mit Vögeln zu jagen als einen Meiſter darin bewährt; denn daſſelbe zeigt nicht nur die genaueſte und gründlichſte Forſchung über die Lebensweiſe, Nahrung, Krankheiten, Züge und ganze Natur der Vögel, ſondern auch über den Bau und die einzelnen innern und äußern Theile derſelben. — Die Liebe zur Gründlichkeit in der Naturwiſſenſchaft hatte den glücklichſten Einfluß, beſonders auf die Arzneikunde. Die Aerzte mußten vor allen Dingen Anatomie ſtudiren; ſie wurden auf das fleißige Studium des Hippokrates und des Galenus verwieſen, und nicht eher zur Ausübung ihrer Kunſt zugelaſſen, als bis ſie von der mediciniſchen Facultät zu Salerno oder Neapel ein rühmliches Zeugniß erhalten und außerdem eine Prüfung vor dem Reichsgerichte durch Sachverſtändige beſtanden hatten.

Die Univerſität zu Neapel gründete Friedrich 1224 neu; die mediciniſche Facultät zu Salerno beförderte er ſehr. Auch entſtanden an beiden Orten durch ſeinen Eifer die erſten Kunſt=

ſammlungen, die leider in den Stürmen der folgenden Zeit wieder vernichtet wurden *).

So wie von Karl dem Großen wird auch von Friedrich II. erzählt, wie die morgenländiſchen Fürſten ſich beeiferten, ihm kunſtreiche Werke zum Zeichen ihrer Freundſchaft zu ſchicken. So ſchenkte ihm der Sultan von Aegypten ein Zelt von wunderbarer Arbeit: Sonne und Mond ging darin, durch verborgene Triebfedern bewegt, auf und unter, und zeigten die Stunden des Tages und der Nacht in richtigem Verhältniß an.

An dem Hofe des Kaiſers wurden oft Wettſpiele der Künſte gehalten und Siegeskränze ausgetheilt, und Friedrich glänzte dabei als Dichter, der ſogar mehrere künſtlich verſchlungene Versmaße erfunden und ſehr glücklich ausgeführt hat. Sein Großrichter, Peter von Vinea, der Bearbeiter des Geſetzbuches, hat auch das älteſte Sonnet in italieniſcher Sprache gedichtet. Die Geiſter entfalteten und bewegten ſich in der Nähe des großen Kaiſers im freieſten Spiele aller Kräfte.

Seine eigene Perſönlichkeit war ſo ausgezeichnet, daß er andere vorzügliche Männer ohne Eiferſucht neben ſich dulden durfte, — worin immer die wahre Größe zu erkennen iſt. Seine heftigſten Feinde haben ihm die Bewunderung ſeiner großen Eigenſchaften nicht verſagen können. Auch ſein Aeußeres war zugleich Ehrfurcht gebietend und einnehmend. Gleich ſeinem Großvater war er blond, und an Wuchs nicht groß, aber wohl und feſt gebaut, und in allen körperlichen Uebungen ſehr geſchickt. Stirn, Naſe und Mund trugen das Gepräge der feinen und doch ſcharfen Bildung, die wir an den Kunſtwerken der Griechen bewundern und nach ihnen benennen, und das Auge drückte in der Regel die freundlichſte Heiterkeit, bei ernſthaften Veranlaſſungen aber auch Ernſt und Strenge aus; wie denn überhaupt die glückliche Vereinigung der Heiterkeit mit dem Ernſte in ſeiner kräftigen Lebenszeit deeſes Kaiſers beſondere Auszeichnung iſt.

Durch ſeinen Tod wurde die Unordnung in Italien wie in Deutſchland nur noch größer. In Deutſchland ſtanden von Neuem zwei Könige gegen einander, indem die hohenſtauſiſche Partei gegen Wilhelm von Holland Friedrichs Sohn Konrad, den ſchon bei Lebzeiten des Vaters erwählten römiſchen König, anerkannte, und aufrecht hielt.

Bevor wir jedoch die Geſchichte dieſer beiden Gegenkönige erzählen, müſſen wir einen Blick auf die Länder im Oſten und Nordoſten von Deutſchland werfen.

*) Auf der Brücke über den Vulturnus in Capua ſtand, nebſt andern, die Bildſäule Kaiſer Friedrichs II. und erhielt ſich bis in die neueſten Kriege, da ſie frech zerſtört wurde. Doch iſt nach ihr der Kopf des Kaiſers auf einem Ringe geſtochen, (nach welchem das treffliche Bildniß des Kaiſers in der Geſchichte der Hohenſtaufen von F. v. Raumer.)

Ausbreitung der Deutſchen und des Chriſtenthums in die ſlaviſchen Länder. — Europa wurde um dieſe Zeit von einem furchtbaren Feinde von Oſten her bedroht, eben ſo furchtbar als in früheren Zeiten von den Hunnen. Es waren die Mongolen, die vom Jahre 1206 an unter Dſchingis-Khan Aſien durchſtürmt hatten, und unter ſeinen Söhnen bis in Mähren und Schleſien vordrangen. Im Jahre 1241 gewannen ſie eine große Schlacht bei Liegnitz, gegen die Schleſier, unter der Anführung Heinrichs II. von Liegnitz, der ſelbſt ritterlich kämpfend fiel und durch die Tapferkerkeit, mit welcher er den Feinden den Sieg ſtreitig gemacht hatte, dieſen die Luſt benahm, weiter nach Weſten vorzudringen. Sie wandten ſich nach Ungarn. So rettete Heinrich der Fromme ſelbſt in ſeiner Niederlage Europa (und zwar auf demſelben Schlachtfelde von Wahlſtadt, auf welchem am 26. Auguſt 1813 die Schlacht, welche von der Katzbach benannt wird, ſiegreich gefochten wurde). — In dieſer Noth fühlte Friedrich wohl ſeine Pflicht als erſter chriſtlicher Fürſt, und ermahnte auch die übrigen Könige ſehr dringend zu ſchneller Hülfe gegen den gemeinſchaftlichen Feind; aber die allgemeine Verwirrung war zu groß, ſein Wort verhallte ohne irgend einen Erfolg. — Für Schleſien und Ungarn hatte der Einfall der Mongolen die Folge, daß in die verwüſteten und entvölkerten Gegenden ſehr viele deutſche Anbauer zogen; ja Niederſchleſien wurde von jetzt an mehr ein deutſches als ſlaviſches Land. Auch noch andere Nachbarländer wurden um dieſe Zeit von den Deutſchen beſetzt und bevölkert, das waren die Küſtenländer der Oſtſee: Preußen, Liefland, Eſthland und Kurland. Schon zur Zeit Friedrich Barbaroſſas, etwa um 1156, war durch Meinhard, einen Chorherrn des Kloſters Segeberg, zu Yxkäll in der Nähe des heutigen Riga eine Kirche gegründet und durch Papſt Clemens III. bald darauf ein Biſthum geſtiftet. Von dieſem Punkte ging die Verbreitung des Chriſtenthums in jenen Gegenden aus. Bald aber miſchte ſich die Gewalt in dieſe friedlichen Beſtrebungen; der Widerſtand der heidniſchen Liven brachte den Papſt Cöleſtin III. dahin, daß er einen Kreuzzug gegen ſie predigen ließ, und nun ſtürmte bald eine Menge von Menſchen aus dem nördlichen Deutſchland nach dieſen Ländern; es bildete ſich ein geiſtlicher Ritterorden unter dem Namen der Schwertritter, und mit der chriſtlichen Lehre verbreitete ſich die harte Herrſchaft des Ordens nach und nach über Liefland, Eſthland und Kurland; die Eingebornen, die in dem verheerenden Kampfe übrig blieben, wurden in drückende Knechtſchaft gebracht, welche erſt in unſern Tagen durch den Kaiſer Alexander gemildert worden iſt.

Auch in Preußen verbreitete das Schwert zugleich mit dem Chriſtenthum deutſche Obergewalt. Ums Jahr 1208 war ein Mönch aus dem Kloſter Kolwitz in Pommern, mit Namen Chri-

ſtian, über die Weichſel gegangen und hatte den heidniſchen Preuſsen das Evangelium gepredigt. Als er aber vom Papſte zum Biſchof gemacht wurde und eine förmliche Kirchenherrſchaft einrichten wollte, begann ihr Kampf gegen ihn, in welchem bald die Schwertritter, der Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau und viele Kriegsleute aus den benachbarten Ländern, dem neuen Biſchofe Hülfe leiſteten. Es wurde indeß wenig ausgerichtet, bis der Biſchof, auf den Rath Herzog Heinrichs, die Ritter des deutſchen Ordens herbeirief, welcher aus einer norddeutſchen Stiftung entſtanden war. Im Jahre 1229 zog der erſte Landmeiſter Hermann Salza mit nicht mehr als 28 Rittern und 100 Knechten nach Preußen, fing ſein Werk klüglich mit Anlegung von feſten Plätzen an, unter welchen Thorn an der Weichſel, gleichſam das Thor des Eindringens, der erſte war, und Culm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg u. a. folgten. Selbſt über Liefland verbreitete ſich die Herrſchaft des deutſchen Ordens, da die Schwertritter ſich nach einer harten Niederlage gegen die Litthauer 1273 in denſelben mit aufnehmen ließen; und 1255 wurde auf den Rath Ottokars von Böhmen, der einen Kreuzzug gegen die Preußen mitgemacht hatte, — auch Rudolph von Habsburg zog damals unter Ottokars Paniere mit, — die jetzige Hauptſtadt des Landes angelegt, und ihm zu Ehren Königsberg genannt. Die Städte blüheten durch ihre zum Handel günſtige Lage wieder auf und die Landbauer befanden ſich in einem viel glücklicheren Zuſtande als ihre liefländiſchen Nachbaren, da ihre Dienſte und Abgaben mäßiger und die eigentliche Knechtſchaft nur Strafe des Abfalls für Einzelne war.

Wenn wir zu dieſem Allen die ſchon etwas früher angefangene deutſche Bevölkerung der wendiſchen Länder Brandenburg, Mecklenburg und Pommern rechnen, und die vielen blühenden Städte betrachten, die in denſelben von deutſchen Bürgern erbaut wurden, ſo können wir das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert wiederum eine Zeit deutſcher Völkerzüge nach Norden und Oſten nennen, wie das vierte und fünfte Jahrhundert nach Chriſti Geburt die Zeit der Völkerwanderungen nach Weſten und Süden heißen. Ja, berechnen wir endlich die Hunderttauſende von Menſchen, die Deutſchland zu derſelben Zeit mit den Kreuzzügen nach dem Morgenlande, und mit den hohenſtaufiſchen Kaiſern nach Italien ſchickte, ſo müſſen wir wahrlich erſtaunen über die Volksmenge, die unſer Vaterland erzeugte, und können eine ſolche Zeit des regſten Lebens wohl nicht, wie früher oft geſchah, eine durchaus arme, knechtiſche und unerfreuliche Zeit nennen.

Hätte Kaiſer Friedrich die Kräfte Deutſchlands recht erkannt und durch Vereinigung noch ſtärker zu machen gewußt, ſo konnte damals der ganze Oſten und Norden Europas deutſch werden. Er

hatte aber ſeine Augen nur auf Italien gerichtet und verſchwendete dort fruchtlos ſeine Kraft.

55. Wilhelm von Holland 1247—1256, und Konrad IV., 1250—1254.

Konrad IV. war ebenfalls mehr um ſeine Erbländer als um Deutſchland beſorgt; er ging ſchon 1251 nach Italien und ließ in Deutſchland ſeine Gemahlin zurück, die im folgenden Jahre den unglücklichen Konradin gebar, den er nie geſehen hat. König Konrad im Banne des Papſtes, wie ſein Vater, eroberte zwar Neapel, machte ſich aber die Einwohner dadurch zu den unverſöhnlichſten Feinden, daß er dem auf dem Markte aufgeſtellten Pferde, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zaum anlegen ließ. — Er ſtarb ſchon im folgenden Jahre 1254 und ſprach noch kurz vor ſeinem Tode: „Wehe mir Unglücklichen! Warum haben mich meine Eltern geboren, nur um ſo viel Ungemach auszuſtehen! Die Kirche, die meinem Vater und mir ein Mutterherz hätte zeigen ſollen, iſt vielmehr eine Stiefmutter geweſen; und das Reich, das ſchon vor Chriſti Geburt bis auf dieſe Zeit geblühet, verwelkt nun, und nahet ſich dem Untergange!“ — Für ſein Geſchlecht hatte er die Wahrheit verkündet, er war der letzte König aus den Hohenſtaufen. Friedrich II. hatte zwar noch einen Sohn Heinrich aus ſeiner Ehe mit Iſabella, einen Sohn Manfred aus ſeiner Ehe mit der Italienerin Blanka, und zwei Großſöhne von ſeinem unglücklichen älteſten Sohne Heinrich, hinterlaſſen, allein ſämmtlich ſtarben ſie in der Blüte ihrer Jahre, und bei Konrads IV. Tode war von dem hohenſtaufiſchen Geſchlechte nur noch ein Sohn Konradin und ſein Bruder Manfred übrig. Beider Schickſal werden wir im folgenden Kapitel erfahren.

Der König Wilhelm lebte nur einige Jahre länger, als Konrad; und zwar in ſo geringem Anſehen, daß ein gemeiner Bürger zu Utrecht mit einem Steine nach ihm warf, und ein Edelmann ſeine Gemahlin auf der Landſtraße ausplünderte, und als er im Januar des Jahres 1256 gegen die Weſtfrieſen zu Felde zog und bei Medenblick über das Eis ſetzte, brach es unter ihm; er blieb mit ſeinem ſchweren Streitroſſe im Sumpfe ſtecken, und die Frieſen erſchlugen ihn, obwohl er eine ſehr große Summe für ſein Leben bot.

Nach ſeinem Tode ſteigt die Verwirrung aller Dinge in Deutſchland noch höher als zuvor.

56. Das Interregnum. 1256—1273.

Kein deutſcher Fürſt wollte jetzt die Kaiſerkrone annehmen, außer etwa der ehrgeizige König Ottokar von Böhmen, deſſen man aber nicht begehrte; den meiſten war mehr daran gelegen, nur ihre eigenen Erbländer zu verwalten und wo möglich zu vergrößern, als

die ſchwere Pflicht auf ſich zu nehmen, in den faſt verwilderten deutſchen Landen Friede und Ordnung herzuſtellen, und mit Selbſtentſagung alle Kräfte dem allgemeinen Beſten zu widmen. Da fielen die Geiſtlichen Churfürſten auf den unwürdigen Gedanken, einen Ausländer zum Kaiſer zu machen. Und noch dazu waren ſie nicht einig; die eine Partei wählte den engliſchen Grafen Richard von Cornwallis, den Bruder des Königs Heinrichs III., die andere den König Alfonſus von Caſtilien in Spanien, den man wegen ſeiner Kenntniſſe in der Himmelskunde den Weiſen nannte, der aber nicht einmal ſein eigenes Land zu regieren verſtand. Beide hatten den Reichsfürſten viel Geld geboten, und Richard kam ſogar, wie einige erzählen, mit 32 Wagen nach Deutſchland, jeden mit 8 Pferden beſpannt, und darauf ein, drei Ohm haltendes, Faß mit Sterlingen (einer alten engliſchen Geldmünze,) angefüllt. Er hatte reiche Zinngruben in Cornwallis, damals faſt die einzigen in der Welt, und daher ſo großen Reichthum. Mit ſolchen Waffen eroberte er bald vieler Herzen, und wurde auch im Jahr 1257 feierlich zu Aachen gekrönt. Dann kehrte er bald nach England zurück, von mehreren angeſehenen Deutſchen begleitet. In England aber, der Heimath des Nationalſtolzes, ward er nicht anders als jeder Engliſche Große behandelt, und das verdroß die Deutſchen, die mit ihm waren, ſo ſehr, daß ſie unwillig nach Hauſe zurückkehrten. — Seit der Zeit iſt Richard noch dreimal nach Deutſchland gekommen, aber jedesmal nur auf kurze Zeit, und Alfons iſt niemals in Deutſchland geweſen. In ſolcher Zeit mußten wohl Unordnung und Gewaltthätigkeit von Tage zu Tage größer werden, ſo daß große und kleine Fürſten, Grafen und Ritter und Städte, in beſtändigen Fehden mit einander lebten, und daß die Recht und Ruhe liebenden Menſchen von ganzer Seele nach einem Kaiſer ſeufzten, der ihr Schutz und Schirm ſeyn könnte.

Das unglücklichſte Schickſal erfuhr in dieſen Zeiten der letzte Sprößling des großen hohenſtaufiſchen Geſchlechts:

Konrad von Schwaben, der Sohn Kaiſer Konrads IV., den man, weil er ſo jung ſein Schickſal erfüllte, nach dem Beiſpiele der Italiener, den jungen Konrad oder Konradin genannt hat. Dieſer war nach ſeines Vaters Tode in Baiern und nachher in Schwaben, wo er noch einige geringe Erbgüter hatte, aufgewachſen, während ſein Oheim Manfred, zuerſt als Verweſer für ihn, dann ſelbſt als König, die Erbländer Neapel und Sizilien verwaltete. Die Päpſte aber, unverſöhnliche Gegner des hohenſtaufiſchen Geſchlechtes, ſuchten ihm dieſen Beſitz auch noch zu entreißen, und als ſie dieſes durch eigene Kraft nicht vermochten, beſchloß Clemens IV. dem verhaßten Manfred einen Gegenkönig entgegenzuſtellen. Er rief den franzöſiſchen Herzog Karl von Anjou herbei, und dieſer machte ſich wirklich im Jahre 1265 auf; eine große Menge franzöſiſcher Ritter folgte ihm, weil es auf die-

ſem Zuge Beute zu machen gab. König Manfred hatte das Unglück, ſeine Flotte, mit welcher er dem Angriffe Karls zuvorkommen wollte, durch einen Sturm zu verlieren; und als er darauf in der Schlacht bei Benevent am 26. Febr. 1266 auch von einem Theile ſeiner treuloſen Vaſallen verlaſſen wurde, wählte er den Heldentod ſtatt ſchmählicher Gefangenſchaft, ſtürzte ſich in den Feind und fiel. Seine Söhne wurden in Feſſeln geſchlagen und bis an ihren Tod darin gehalten.

Als nun der junge Konrad größer wurde und der Länder gedachte, welche ihm gebührten, und wovon eine einzige Stadt reicher war, als alle ſeine deutſchen Beſitzungen, erwachte der kühne Sinn ſeiner Ahnen in ihm, und er beſchloß, den Räuber aus ſeinem Erbe zu vertreiben. Im Jahre 1268 zog er aus mit ſeinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden; es folgten ihm treue Ritter aus Deutſchland: in Italien ſtrömten ihm die zahlreichen Anhänger der gibelliniſchen Partei zu; die Römer, ihrem Papſt Clemens zum Trotz, der den Franzoſen herbeigerufen hatte, führten ihn im Triumph in ihre Stadt ein; bald ſtand er dem Gegner mit einem ſtarken Heere bei Tagliacozzo in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht war ihm das Glück Anfangs günſtig, die Feinde wurden in die Flucht getrieben; aber bei der Verfolgung wich die Ordnung aus ſeinem Heere, zu früh fiel es über die Beute des feindlichen Lagers her, und in dem Augenblicke brach der franzöſiſche Hinterhalt auf die Plündernden hervor. Sie wurden gänzlich geſchlagen, und Konrad floh mit ſeinem Freunde Friedrich, nachdem ſie lange ritterlich gekämpft hatten, nach dem Meere zu. Schon hatten ſie zu Aſtura ein Schiff beſtiegen, um nach Piſa zu entfliehen, da wurden ſie durch einen Grafen Frangipani eingeholt und gefangen vor Karl von Anjou geführt. Und ſo unverſchämt, lügneriſch und grauſam war dieſer, daß er den Konradin einen Empörer gegen ihn, den rechtmäßigen König nannte, und beide Fürſten in einem Alter von 16 Jahren öffentlich auf dem Markte von Neapel, am 28. Oct. 1268, enthaupten ließ *).

Mit dem unglücklichen Konrad endigte das mächtige Haus der Hohenſtaufen, und zwar durch eben die Beſitzungen, durch welche Friedrich I. demſelben den größten Glanz zu geben vermeinte. Die Erbgüter in Schwaben aber zerfielen in viele Theile und kein Land in Deutſchland war nachher in ſo viele kleine Herrſchaften zerſtückelt, als Schwaben. Da das Herzogthum nicht wieder hergeſtellt wurde, ſo gehörten die geſammten Stände dieſes Landes von nun

*) Konradin hatte vor ſeiner Enthauptung ſeine Rechte an Manfreds Tochter Conſtanzia übertragen, und Conſtanzia iſt gewiſſermaßen die Rächerin der Hohenſtaufen geworden. Als Gemahlin Peters von Aragonien begünſtigte ſie die Vertreibung der Franzoſen durch die ſogenannte Sizilianiſche Vesper im J. 1282, wodurch Karl von Anjou Sizilien verlor.

an unmittelbar dem Reiche zu. Nicht nur die Biſchöfe, Grafen und größeren Freiherren, ſondern auch der mittlere Adel, Städte, Klöſter und ſogar Bauerſchaften, welche zuvor Vaſallen und Unterthanen des Herzogs geweſen waren, wurden reichsunmittelbar: doch hatten ſie die Reichsſtandſchaft nicht einzeln, wie die größeren Reichsſtände, ſondern nur als vereinigte Körperſchaft. Der Kaiſer zog von ihnen bedeutende Einkünfte und die Verwaltung dieſes Reichsgutes wurde Landvögten übertragen, ſo daß alſo, ſtatt des alten ſchwäbiſchen Herzogthums, die Reichslandvogteien: Helvezien oder Schweiz, Elſaß und Schwaben, welches in Gaue getheilt war, entſtanden. Dieſe Einrichtungen wurden unter der Regierung des nächſten Kaiſers Rudolph getroffen.

57. Die Auflöſung der alten National-Herzogthümer und der Anfang der Vielherrſchaft im deutſchen Reiche.

Das Schickſal des Herzogthums Schwaben führt uns darauf, der entſcheidenden Veränderungen zu gedenken, welche überhaupt im Innern Deutſchlands durch die Auflöſung der alten National-Herzogthümer entſtanden ſind. Den Wendepunkt macht, wie wir ſchon oben geſehen haben, die Entſetzung Heinrichs des Löwen im Jahre 1180. Wenn auch der Raum und Zweck dieſer allgemeinen deutſchen Geſchichte nicht geſtattet, die einzelnen Fürſtenhäuſer genauer zu verfolgen, die ſich auf den Trümmern der Herzogthümer bilden, ſo wird doch eine allgemeine Ueberſicht der Hauptveränderungen an ihrem Orte ſeyn.

A. Von dem Herzogthum Sachſen war ſchon durch Albrecht den Bären die wichtige Markgrafſchaft Brandenburg getrennt worden; der Markgraf zog mit eignen herzoglichen Rechten zu Felde und hatte ſogar ein Wahlrecht als Erzkämmerer bekommen. Zwar wurde ſein Sohn Bernhard zum Herzog von Sachſen ernannt, allein mit einem ganz unbedeutenden Gebiete, und ſelbſt dieſes ſpaltete ſich noch durch Theilungen in Bernhards Hauſe wieder in Lauenburg und Wittenberg, welche mit einander über den Beſitz des Erzmarſchallamtes ſtritten. Der lange Streit wurde erſt unter Karl IV. zu Gunſten Wittenbergs entſchieden.

Die herzogliche Gewalt des Erzbiſchofs von Köln im weſtlichen Theile Sachſens konnte ſich ebenfalls zu keiner Bedeutung erheben; die Herren ſeines Gebietes machten ſich nach und nach unabhängig, wie beſonders die geiſtlichen Fürſten des geſammten alten Herzogthums dazu das Beiſpiel gegeben hatten. Außerdem beſaß der Erzbiſchof von Bremen die Grafſchaft Stade; im Lande der Ditmarſchen bildete ſich eine eigene Bauernherrſchaft aus; der Graf von Oldenburg wollte dem Herzogthum nicht mehr angehören; die wichtige Stadt Lübeck wurde von Friedrich II. zur Reichsfreiheit erhoben; und auf dem berühmten Reichstage zu Mainz im Jahre 1235 ſtellte eben dieſer Kaiſer das welfiſche Haus wiederum

feſt, indem er dem Herzoge Otto (dem Kinde) von Braunſchweig und Lüneburg das von demſelben in ſeine Hand übergebene Erbland ihm als ein Lehen des Reiches, alſo als reichsunmittelbares Herzogthum zurückgab. Nun wollte dieſes mächtige Haus natürlich von einem anhaltiſch-ſächſiſchen Herzoge nichts wiſſen.

Die wichtigen thüringiſchen Lande waren ſchon längſt abgeſondert. Hier waren, nachdem die ſächſiſchen Herzöge Kaiſer geworden, wiederum eigene Grafen aufgeſtellt. Es iſt von einer nord- und ſüdthüringiſchen Mark die Rede. Beide vereinigte der tapfere Markgraf Eccard von Meißen. In der hohenſtaufiſchen Zeit wurde, als die Gauverwaltung zu Ende ging, aus der Markgrafſchaft eine Landgrafſchaft Thüringen. Die Landgrafen reſidirten in Eiſenach und auf der Wartburg. Ihre Macht dehnte ſich durch manche Allodial-Erwerbungen auch über das ſpätere Niederheſſen, mit den Städten Münden, Caſſel, Marburg und andern, und ſelbſt bis an den Rhein aus. Mit ſolcher Macht ſtand im Anfange des 13ten Jahrhunderts Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der Gemahl der heiligen Eliſabeth, da. Mit dem kinderloſen Heinrich Raspe ſtarb 1247 der alte Mannesſtamm des thüringiſchen Hauſes aus. Ein 7jähriger Erbfolgekrieg entſtand zwiſchen zwei Deſcendenten der weiblichen Linie, und bei der Theilung 1264 fällt das Lehen von Thüringen an Heinrich den Erlauchten von Meißen, die Allodien dagegen, alſo die heſſiſchen Länder, an einen andern Heinrich; Sohn der verwittweten Sophie von Braband. Jener Heinrich von Meißen iſt der Stammvater des jetzigen ſächſiſchen Hauſes, Heinrich von Heſſen aber der Landgrafen von Heſſen.

Im Norden Deutſchlands machten die Grafen von Holſtein auf Reichsunmittelbarkeit Anſpruch. In Mecklenburg herrſchten theils die Grafen von Schwerin, deutſchen Stammes, theils Obotriten-Fürſten; und ſie, wie die Herzöge von Pommern, gingen unmittelbar vom Kaiſer zu Lehen.

Das alte Herzogthum Sachſen war für immer dahin.

B. Das Herzogthum Baiern war, als es 1180 von den Welfen an die Wittelsbacher überging, auch nur noch dem Namen nach das alte Herzogthum. Schon zur Zeit der ſächſiſchen Kaiſer war Kärnthen, ſeit 1156 auch Oeſtreich und Steiermark, von Baiern getrennt. Otto von Wittelsbach verwaltete ſein Herzogthum zwar kräftiger, als Bernhard von Sachſen das ſeinige, allein die Biſchöfe entzogen ſich dennoch ſeiner Hoheit; die Stadt Regensburg wurde reichsunmittelbar; und im ſüdlichen Baiern dehnte der Graf von Andechs, als Erbe des ausgeſtorbenen Hauſes der Grafen von Dachau, die ſich von einem Landſtriche an der Dalmatiſchen Küſte Herzöge von Meran nannten, dieſen Titel auf ſeine fränkiſchen Güter aus und behauptete ſeine Unabhängigkeit. Im Jahre 1248 ſtarben auch die Andechs aus, und da gelang es dem ſchwäbiſchen Hauſe der Hohenzollern, den Burggrafen

von Nürnberg, einen großen Theil der Andechſiſchen Beſitzungen an ſich zu ziehen, die Grundlage der ſpäteren Herzogthümer Ansbach und Baireuth.

Das Haus Wittelsbach dagegen erwarb außer dem Herzogthume Baiern im Jahre **1227** einen andern wichtigen Beſitz, die Pfalzgrafſchaft am Rheine, und zwar durch die Heirath Otto's des Erlauchten mit der pfälziſchen Erbtochter aus dem welfiſchen Hauſe. Doch ſchwächten ſie ihre Macht wieder durch Theilung nach dem Tode Ludwigs des Strengen im Jahre **1294**. Sein älterer Sohn Rudolph erhielt die Rheinpfalz, der jüngere, Ludwig, der nachherige Kaiſer, das Herzogthum. Der Pfalzgraf am Rheine beſaß das Erztruchſeßamt und damit die erſte weltliche Wahlſtimme; Baiern ſtritt mit Böhmen um das Erzſchenkenamt, das Heinrich der Löwe oder ſein Vater, die zwei Herzogthümer beſaßen, hatte aufgeben müſſen, und das es ſpäter auf immer verlor.

Die Erzämter waren nach und nach in den Beſitz des Wahlrechtes gekommen, nachdem die urſprüngliche Wahl durch die Hauptvölker des Reiches Veränderungen erlitten hatte. Bei der Wahl Otto's **I.** finden wir **5** Hauptvölker: Lothringer, Franken, Schwaben, Baiern, Sachſen. Da Otto von Sachſen ſelbſt gewählt wurde, ſo verſahen die Herzöge der übrigen Hauptvölker die Erzämter: Kämmerer, Truchſeß, Schenk, Marſchall. Schon bei der Wahl Otto's **III.** war die Vertheilung eine andere. Bei der Wahl Konrads **II.** erſchienen zwar **7** Völker, indem Lothringen in **2** Theile getheilt und Kärnthen neu hinzugekommen war; allein ſchon bei der Wahl Lothars von Sachſen ſind Lothringen und Kärnthen nicht mehr zugegen, weil jenes überhaupt in einer loſeren Verbindung mit dem Reiche und Kärnthen nur für kurze Zeit in den erſten Rang eingetreten war. Ein beſtimmtes ausſchließliches Wahlrecht ſtand in den älteren Zeiten den Herzögen aber niemals zu, alle Fürſten, die ganze verſammelte Menge nahm Theil an der Ernennung des Königs. Allmälig, als eine beſtimmtere Form ſich feſtſetzt, wurde das Wahlrecht mehr und mehr mit dem Erzamt verbunden, und ging mit dieſem nach Lage der Verhältniſſe an andere Fürſten über. So entſchädigte Konrad **III.** den Markgrafen Albrecht den Bären, für die Wiederabtretung des Herzogthums Sachſen, auch mit dem ſchwäbiſchen Erzkämmerer-Amte, welches er ſelbſt als Hohenſtaufe beſaß; dagegen behielten die Hohenſtaufen das fränkiſche Truchſeßamt, da die Ueberreſte des fränkiſchen Herzogthums an ihr Haus übergingen. Dieſes Amt wurde dann mit der Rheinpfalz verbunden, und wie vormals der Herzog von Oſtfranken der erſte unter den weltlichen Herzögen geweſen, ſo behielt auch der Pfalzgraf die erſte weltliche Wahlſtimme. Wie das Schenkenamt unter den Welfen an Böhmen gekommen, haben wir eben geſehen; das Marſchallamt aber war bei Sachſen geblieben. Die böhmiſche Wahlſtimme war aber lange beſtritten,

weil die Deutſchen einem ſlaviſchen Fürſten das Wahlrecht nicht zuerkennen wollten, und ſo ruhte zu der Zeit, wovon wir reden, das Recht zur Königswahl eigentlich nur auf 6 Stimmen, den 3 geiſtlichen von Mainz, Trier und Köln, welche ſich mit Hülfe des päpſtlichen Einfluſſes in dieſes Primat zu ſetzen gewußt hatten, und den 3 weltlichen: Sachſen, Brandenburg und Pfalz.

Wenn wir nun auch noch die übrigen Herzogthümer betrachten, ſo war:

C. in Schwaben, wie wir ſchon geſehen, nach dem Falle der Hohenſtaufen, jeder Anſpruch derſelben ausgegangen; ihre reichen Güter waren in der letzten Zeit verſchleudert oder verſchenkt; die letzten Beſitzungen übergab Konradin bei ſeinem Zuge nach Italien an Baiern. Es konnte von da an nur die Frage ſeyn, wer in Schwaben am Bedeutendſten daſtehe. Dies waren die Grafen von Würtemberg, die ſchon Stuttgart zu ihrer Reſidenz gewählt hatten. Ferner gewannen die reichen Grafen von Baden, aus dem Hauſe Hochberg, von dem 1218 ausſterbenden Hauſe der Zähringer, welche Konrad II. nach Burgund geſetzt und Friedrich I. auf Burgund dieſſeits des Jura beſchränkt hatte, die Landgrafſchaft Breisgau. Die badenſche Macht fing an ſich zu bilden. Ein anderer Theil des Zähringiſchen Erbes, welcher in der Schweiz gelegen, fiel an die Grafen von Kyburg und nach deren Ausſterben an die Grafen von Habsburg, die dadurch an Bedeutung wuchſen. Der Grafen von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, iſt ſchon oben gedacht worden.

D. In Franken war das Herzogthum ſchon mit dem Ausſterben des ſaliſchen Kaiſerhauſes erloſchen und unter die geiſtlichen und weltlichen Herren getheilt worden; denn die Hohenſtaufen, die man Herzöge von Franken genannt hat, ſind es in dem alten Sinne des Herzogthums nicht geweſen, ſondern haben nur als die mächtigſten Herren im fränkiſchen Lande und Inhaber der Pfalzgrafſchaften in demſelben, einen Theil der herzoglichen Gewalt beſeſſen, indem ſie manchen Grafen und Ritter durch das Lehnsverhältniß in derſelben Abhängigkeit hielten, als die früheren Herzöge. Am Ende dieſes Zeitraumes finden ſich, außer der mächtigen Pfalzgrafſchaft am Rheine, im alten Frankenlande die Landgrafen von Heſſen, die einen Theil davon beſitzen, die Grafen von Naſſau, der Biſchof von Würzburg und Andere.

Der Titel der Pfalzgrafen verſchwindet in Deutſchland, bis auf die Pfalz am Rheine, weil das Reichsgut ſo ſehr vermindert wurde; dagegen tritt der der Burggrafen hervor, die ſich, da die Pfalzgrafen über ihnen wegfallen, als unmittelbar unter dem Könige ſtehend betrachten.

E. Was endlich Lothringen betrifft, ſo kam Oberlothringen unter die Grafen von Elſaß, und das Herzogthum von Niederlothringen, welches an die Grafen von Löwen kommt, beſchränkt

ſich auf die eignen Beſitzungen derſelben; ſie nennen ſich deshalb auch Herzöge von Braband. Andere Grafen, z. B. die von Holland, Seeland, Friesland, Jülich, Cleve, Geldern, Luxemburg u. ſ. w., betrachten ſich als reichsunmittelbar.

Alle Fürſten fangen an, ſich nicht blos mit den Ländern, welche ſie verwalten, als belehnt zu betrachten, ſondern mit dem erblichen Verwaltungsrechte derſelben, welches ſie in ihrem eignen Namen üben. Die Belehnung erhält einen neuen Sinn; nicht das Land, ſondern das Fürſtenamt wird durch die Inveſtitur zu Lehen ertheilt; und da ſich die Gewalt der Fürſten wirklich ſchon zur Landeshoheit erhoben hatte, — obgleich der Name ſelbſt noch nicht vorkommt, — ſo wurde die ganze Landeshoheit lehenbar.

Wenn wir eine kurze Ueberſicht der Zahl der Stände im ganzen Reiche geben wollen, die jedoch wegen der Unklarheit mancher Verhältniſſe nur eine annähernde ſeyn kann, ſo iſt ſie etwa folgende:

Das deutſche Reich zählte um dieſe Zeit 6 Erzbisthünmer; Mainz als das größte, welches 14 Bisthümer zu ſeinem Sprengel rechnete: Worms, Speier, Straßburg, Conſtanz, Chur, Augsburg, Eichſtädt, Würzburg, Olmütz, Prag, Halberſtadt, Hildesheim, Paderborn und Verden; Köln mit 5 Bisthümern: Lüttich, Utrecht, Münſter, Osnabrück und Minden; Trier mit 3 Bisthümern: Metz, Toul und Verdun; Magdeburg mit 5 Bisthümern: Brandenburg, Havelberg, Naumburg, Merſeburg und Meißen; Bremen mit 3 Bisthümern: Oldenburg, ſpäter Lübeck, Meklenburg, ſpäter Schwerin, und Ratzeburg; endlich Salzburg mit 5 Bisthümern: Regensburg, Paſſau, Freiſingen, Brixen und Gurk; Dazu kamen noch: Bamberg, das unmittelbar unter dem Papſte ſtand, und Cambrai, unter dem franzöſiſchen Erzbiſchof von Rheims. Rechnen wir zu dieſen 37 Bisthümern noch die eignen Sprengel der 6 Erzbisthümer, ſo waren 43 geiſtliche Sprengel in Deutſchland. — Außerdem gab es etwa 70 Prälaten und Aebtiſſinnen, dazu 3 geiſtliche Ritterorden, alſo über 100 geiſtliche Stände.

Die weltlichen Reichsſtände waren: 4 Churfürſten, wenn Böhmen mitgezählt wird, worunter 1 König, 1 Herzog, 1 Pfalzgraf, 1 Markgraf; 6 größere Herzöge: Baiern, Oeſtreich, Kärnthen, Braunſchweig, Lothringen, Braband-Limburg; gegen 30 gefürſtete Grafen, darunter einige mit dem Herzogstitel, dann Markgrafen, Landgrafen und Burggrafen; beinahe 60 Reichsſtädte, freilich mehrere noch erſt im Uebergange zur Reichsfreiheit; im Ganzen ebenfalls etwa 100 weltliche Reichsſtände; mit den geiſtlichen zuſammen über 200 Glieder des Reiches.

Das Reichsgebiet im Großen hatte ſich übrigens bis zu dem Ende des Zwiſchenreichs an einigen Seiten vermindert; es ging verloren die Lehnshoheit über Dänemark, über Ungarn und Polen;

Burgund wurde zum großen Theile entfremdet; die lombardiſche Krone ging während des Zwiſchenreichs verloren, die Kaiſerkrone wurde hintenangeſtellt. Nur Preußen war hinzugekommen.

Es wird bei dem hier genommenen Ruhepunkte der Betrachtung der Ort ſeyn, einen Blick auf die Hauptzüge des ganzen Mittelalters zu werfen; denn was man über die Charakteriſtik dieſes wilden, und doch wieder in vielen Erſcheinungen ſo herrlichen, Zeitalters Gutes und Böſes geſagt hat, es gilt am Treffendſten von dem Zeitraume, in welchem wir mitten inne ſtehen.

Das Mittelalter.

---

58. Der Adel und das Ritterweſen.

Man hat das Mittelalter auch die Ritterzeit genannt; und in der That iſt es das Ritterthum, welches eine der glänzendſten Seiten deſſelben bildet. Durch die Ausbreitung des Lehnsweſens über ganz Deutſchland war, wie ſchon gezeigt iſt, der Adel an die Spitze der Nation getreten. Die Kriege wurden hauptſächlich durch den Adel und ſeine Leute geführt; er kämpfte nur zu Pferde, war mit ſchweren, eiſernen Waffen bedeckt, und von Jugend auf darin ſo geübt, daß er ſie nicht nur tragen, ſondern die Glieder frei und kräftig darin bewegen konnte. Ein ſo geharniſchter Mann zu Pferde war den gemeinen Kriegern, die zu Fuße dienten und ſchlechter bewaffnet waren, ſehr weit überlegen; und bald zählte man ein Heer nur nach der Menge ſeiner Ritter. Um ſolche Vorzüge zu behaupten, mußte die Erziehung des Adels ganz kriegeriſch ſeyn. „Die in Deutſchland gebornen Knaben lernen eher Reiten als Reden, ſagt ein alter Schriftſteller, die Pferde mögen laufen, wie ſie wollen, ſo bleiben ſie unbeweglich ſitzen; ſie führen ihren Herrn die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, ſind ſie durch keine Arbeit zu ermüden. Das Tragen der Waffen kommt den Deutſchen eben ſo leicht an, als das ihrer eigenen Glieder, und es iſt eine erſtaunenswürdige und faſt unglaubliche Sache, wie geſchickt ſie ſind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuſchießen, und Lanze, Schild und Schwert zu gebrauchen.“

Bei dieſer ausſchließlichen Richtung auf die Ausbildung körperlicher Kraft, da die geiſtigen Beſchäftigungen, welche in ſpäte-

ren Jahrhunderten als Hauptheil der Erziehung zu gelten anfingen, ſo gut als unbekannt waren, hätten die erſten Stände unſers Volkes in tiefe Barbarei der Sitten verſinken müſſen, wenn nicht die edle Naturanlage der germaniſchen Völkerſtämme und die Entwicklung des Ritterthums in ſeiner großartigen Richtung ein Gegengewicht gebildet hätten. Wir müſſen, um dieſe Entwicklung zu verſtehen, etwas genauer in die Standesverhältniſſe des Mittelalters eingehen.

Dieſe Standesverhältniſſe bildeten ſich vorzüglich durch die Veränderungen des Reichsheerdienſtes, von König Heinrichs I. Zeit an, aus, als der Kriegsdienſt immer mehr Reuterdienſt wurde, und nach und nach ganz in die Hände des Adels kam, der denſelben mit ſeinen Dienſtleuten leiſtete. So wurde kriegeriſche Ehre in ihrem vollen Umfange ausſchließliches Erbtheil dieſes Standes. Er theilte ſich in zwei Klaſſen, die ſog. Semperfreien (eig. ſendbar Freien) und die Mittelfreien. Jene, die in der älteren Zeit allein den Rang des Adels im engeren Sinne in Anſpruch nahmen und in den Rechtsbüchern der Zeit ingenui heißen, waren die Reichsunmittelbaren, welche nach der Auflöſung der Herzogthümer ihre Reichsfreiheit, d. h. die Unabhängigkeit von irgend einer Landeshoheit, retteten, und nur unter dem Reiche ſtanden. Die hohe Geiſtlichkeit gehörte auch dazu, aber ſie erhielt nicht, wie die Weltlichen, durch die Geburt, ſondern durch ihr Amt, den Adel.

Den zweiten Stand bildeten die Mittelfreien, nämlich erſtens diejenigen Freien, welche urſprünglich durch ihr Gut zum Ritterdienſte verpflichtet waren, ſich aber nicht von der Landeshoheit hatten frei erhalten können, ſondern dieſer die Heeresfolge leiſten mußten, und zweitens diejenigen, welche in dem Verhältniſſe der Miniſterialität zu dem hohen Adel des Reiches ſtanden, und unter ihm als milites minores den Heeresdienſt zu Roß verrichteten. Dieſe Mittelfreien machten bald auch auf den Adelstitel Anſpruch, wie ſie denn überhaupt ſehr in Anſehen ſtiegen, ſeit Konrad II. auch die Erblichkeit der niederen Lehen feſtgeſtellt hatte. Es entſtand auch auf dieſe Weiſe nach und nach ein höherer und niederer Adel.

Für beide Klaſſen wurde die Abſtammung von ebenbürtigen Eltern feſtgehalten; war die Ehe ungleich, ſo folgten die Kinder der ärgeren Hand. Doch blieb auch dem Könige das Recht, in den Adelſtand erheben zu können.

Auf ſolche Weiſe bildete der Adel, ſeit das ganze Kriegsweſen auf ſeinen Ritterdienſt gegründet war, einen eigenen Stand, und in dieſem Sinne iſt das Ritterthum ſchon unter den ſächſiſchen und ſaliſchen Kaiſern in ſeinem Weſen vorhanden. Allein im 12ten Jahrhundert bildet ſich daſſelbe zu einem eigenen Inſtitute aus, welches vereinigend eintrat zwiſchen den höheren und niederen Adel, indem es Semperfreie und Mittelfreie zu einer beſonderen Innung,

militaris ordo, mit einem militäriſch-religiöſen Gelübde, verband. Auf die Bildung dieſes Inſtitutes haben die Kreuzzüge den wichtigſten Einfluß gehabt. Durch die Kreuzzüge erhielt das Ritterthum einen neuen, höheren Schwung; im Dienſte Gottes und des Erlöſers konnte das tapfere Schwert den höchſten, irdiſchen Ruhm erwerben. Das Ziel, welches erkämpft werden ſollte, lag weit in fernen Himmelsſtrichen; die Einbildungskraft wurde viel wunderbarer aufgeregt, und die Erzählungen derer, die aus dem Morgenlande zurückkehrten, waren ganz geeignet, dem Bilde noch lebhaftere Farben zu leihen. Dadurch wurden dieſe Zeiten ſo kühn und ſo ſchwärmeriſch begeiſtert, daß ihnen keine Unternehmung zu ſchwer dünkte, und Heldenthaten verrichtet ſind, die uns wie eine Dichtung erſcheinen. Vor allen Dingen feſſelten die drei geiſtlichen Ritterorden, welche durch die Kreuzzüge ihr Daſeyn erhielten, durch ein hohes Gelübde den Ritter an die große Sache der ganzen Chriſtenheit: zuerſt die Tempelherren, welche durch eine Verbindung einiger franzöſiſchen Ritter zum Schutze der nach dem heiligen Lande fahrenden Pilger entſtanden. Sie leiſteten die drei Mönchsgelübde des Gehorſams, der Armuth und der Keuſchheit, zu welchem ſie noch ein viertes kriegeriſches hinzufügten, nämlich stratas publicas custodire. Der König Balduin II. von Jeruſalem räumte ihnen einen Theil des Palaſtes, neben dem templum Salomonis, ein, woher ſie Tempelritter heißen. Zwei Jahre ſpäter entſtanden die Hospitaliter-Ritter, zur Pflege kranker Pilgrime, welche bald von ihrem Schutzpatrone, Johannes dem Täufer, den Namen der Johanniter-Ritter annahmen. Ihr Gelübde war ebenfalls mönchiſcher Art. Die deutſchen Ritter vereinigten ſich ſpäter.

Dieſe Beiſpiele wirkten auch auf das Abendland; und da der ganze Geiſt der Zeit zu engerer Verbindung zwiſchen Perſonen von gleicher Lebensart und Beſchäftigung trieb, ſo bildete ſich das ganze Ritterthum in der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts als eine geſchloſſene Innung (Einigung) aus, zu welcher man durch gewiſſe Stufen emporſtieg, jedoch mit Aufgebung der mönchiſchen Gelübde der Keuſchheit und Armuth. Die religiöſe Weihe blieb.

Nun knüpfte ſich die ganze Erziehung des Adels an die Stufen und das Ziel des Ritterthums an. Sobald der Knabe der erſten häuslichen Pflege entwachſen war, wurde er zu einem geachteten befreundeten Ritter gebracht, welchem er als Bube oder Edelknabe (junior), und ſpäter, nachdem er durch Ueberreichung eines Schwertes wehrhaft gemacht war, als Knappe (famulus, armiger) diente, und welchen er als Vorbild für ſein künftiges Leben betrachtete. Er begleitete ſeiner Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geſchäfte, zu der Luſt der Jagd, der Feſte und Waffenſpiele, ſo wie in den Ernſt der Schlacht. Die treueſte Anhänglichkeit und Sorge für den Herrn war ſeine erſte Pflicht, und wenn er ihn gar im heißen Streite mit Schild und Schwert gedeckt und

ihm das Leben gerettet hatte, ſo trug er den höchſten Ruhm davon, den er als edler Jüngling nur erwerben konnte. So wurde die Treue die erſte Tugend, die mit aller Kraft der täglichen und ſtündlichen Uebung ſich dem jugendlichen Gemüthe feſt einprägte, ja mit ihm in unauflöslicher Verzweigung feſt zuſammenwuchs. Nach mehrjähriger, rühmlich beſtandener Knappſchaft, gewöhnlich im 21ſten Jahre, wurde der Jüngling, unter der Weihe der Religion, durch den Ritterſchlag in die ebenbürtige Kampfgenoſſenſchaft ſelbſt aufgenommen. Es wurden dazu gern feierliche Gelegenheiten, große Feſte, Krönungstage, und dergleichen mehr gewählt, und oft erhielten Viele zuſammen den Ritterſchlag. Faſten und Beten ging voraus, und nachdem der Jüngling die Sacramente genoſſen hatte, empfing er aus den Händen der Ritter oder Edelfrauen, Sporen, Panzer und Handſchuhe. Dann kniete er nieder und einer der Ritter, oft auch ein König oder Fürſt, gab ihm mit entblößtem Schwerte drei Schläge auf die Schulter, wobei er durch feierlichen Eid gelobte, allen Pflichten eines ehrenwerthen Ritters getreu zu leben, dem Kaiſer Gehorſam zu leiſten, die Wahrheit zu reden, das Recht zu ſchützen, und ſein Schwert zur Vertheidigung der Religion, der Wittwen und Waiſen und der verfolgten Unſchuld, vor allen aber gegen jeden Ungläubigen, zu führen; zuletzt empfing er auch Helm, Schild, Lanze und Schwert *). So wurden, in der begeiſtertſten Stunde des Jünglingslebens, durch feierlichen Eid die männlichen Tugenden nochmals zum unverbrüchlichen Geſetze des ganzen Lebens erhoben, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Frömmigkeit; und und als der Inbegriff und zugleich der Lohn der vollkommenen Uebung dieſer Tugenden ſtand die Ehre, gleich einem leuchtenden Sinnbilde, welchem er bis zu dem letzten Athemzuge treu bleiben ſollte, vor den Augen des jungen Ritters. — So hoch wurde dieſe feierliche Weihe des Mannes durch den Ritterſchlag gehalten, daß der Graf Wilhelm von Holland, wie wir in ſeiner Geſchichte geſehen haben, vor ſeiner Königskrönung erſt Ritter werden mußte.

Rittervorrecht war, von nun an einem engeren Kreiſe anzugehören, zu welchem niemand Eintritt erhielt, als nur durch den Ritterſchlag; ebenfalls das Recht, den Ritterſchlag ertheilen zu können; und ferner das Ehrenrecht an den Ritterſpielen (torneamenta, Turney, Turnier), Theil zu nehmen, die im 12ten Jahrhundert aus Frankreich nach Deutſchland kamen. Dieſe Spiele wirkten ebenfalls als wahrhafte Erziehungsanſtalten des Adels. Denn indem keiner, deſſen Ehre und guter Name irgend befleckt war, an ihnen Theil nehmen durfte, und doch alles Dichten nud

*) Der hier beſchriebene Gang der Bildung eines jungen Ritters war der vollſtändig und kann als die Regel gelten. Doch hatte nicht jeder Knappe Gelegenheit, einem einzelnen Ritter zu dienen, und mancher, dem etwa die Mittel zur Selbſtſtändigkeit fehlten, gelangte auch nie zur Ritterwürde.

Trachten des Knaben und Jünglings von Jugend auf nach ihnen und ihrem hohen Waffenruhme gerichtet war, wurde die Ritterſchaft eine Pflegeſchule der Ehre und Sittlichkeit, ſo wie jeglicher Heldentugend. Es bewährte ſich an dieſem ganzen Zeitalter, daß Sitte und Tugend nicht ſowohl durch den Begriff erlernt werden, als vielmehr des Beiſpiels und der großen Antriebe im Leben bedürfen, um ein Geſchlecht zu beherrſchen.

In ſo ſchönem Lichte muß uns die Idee und der Sinn des Ritterthums erſcheinen, in den Zeiten, da es am herrlichſten blühte; und wenn auch eine Idee nie vollkommen in das Leben übergehen kann, ſo daß man ſagen könnte, hier oder dort ſey ſie ganz und rein vorhanden; wenn auch in der beſten Zeit des Ritterthums Rohheit und Ungebühr noch häufig genug erſcheinen; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß ſehr viel von den erhabenen Gedanken, die dem Ritterthume zum Grunde lagen, in das Leben getreten iſt. Und ſchon dieſes iſt etwas Großes, was das chriſtliche Mittelalter in ſittlicher Hinſicht über Griechen und Römer ſtellt, daß eine ſo großartige Idee nur gefaßt und aufgeſtellt, und von Tauſenden mit dem ganzen Feuer der Seele geliebt wurde.

Für die Geſammtheit der chriſtlichen Nationen iſt das Ritterthum von der höchſten Wichtigkeit dadurch geweſen, daß es, als ſchon das Kaiſerthum ſeine Kraft verloren hatte, und das Anſehen der Kirche zu wanken anfing, doch noch durch die Grundſätze der Ehre, der Gradheit und des männlichen Wortes ein ſittliches Verhältniß unter den Völkern möglich machte; ein feſter Pfeiler gegen das Einbrechen neuer Barbarei.

59. Die Städte.

Indem ſich der Adel des deutſchen Volkes alſo kräftig ausbildete und das Schwert für die Ehre des Glaubens wie des Vaterlandes führte, arbeiteten die Bürger in den Städten in Emſigkeit und Fleiß für ſeinen Wohlſtand. Die deutſchen Städte wuchſen in dieſem Zeitraume zu immer größerer Volksmenge und Reichthum heran, und die Quelle des Allen war der Handel. Auch für ihn haben die Kreuzzüge die heilſamſten Folgen gehabt. Der Geiſt großer Unternehmungen wurde geweckt; die koſtbaren Waaren der mittäglichen Länder kamen häufiger nach Europa; beſonders führten die italieniſchen Seeſtädte, Venedig, Genua und Piſa, die Waaren des Morgenlandes herbei, und dann gingen ſie, wie die Erzeugniſſe Italiens ſelbſt, auf den alten Handelsſtraßen über die Päſſe der Alpen nach Deutſchland, verbreiteten ſich dort auf Landſtraßen und Flüſſen, und was nicht im Lande ſelbſt gebraucht wurde, wanderte immer weiter nach Norden, bis zu den Ländern der Nord- und Oſtſee. Alles, was jetzt über die Meere nach den nördlichen Ländern gebracht wird, nahm damals den Weg durch Deutſchland; und bei ſo ausgebreitetem Zwiſchen-Handel, wozu

auch der Verkehr mit den Erzeugniſſen des eigenen deutſchen Fleißes kam, blüheten die alten Städte des Reiches auf das Herrlichſte. Augsburg, Straßburg, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Worms, Speier, Mainz und Frankfurt im ſüdlichen Deutſchland; im nördlichen Köln, Erfurt, Braunſchweig, Lüneburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, und viele andere, erhoben ſtolz ihre Thürme, und eine fleißige, muntere Menſchenmenge wogte in ihren Straßen. Ihr Reichthum gab vielen von ihnen bald die Mittel in die Hände, ſich von aller Oberherrſchaft einzelner Fürſten frei zu machen und eine Selbſtſtändigkeit zu erreichen, welche ſie nach und nach in die Reihe der wirklichen Reichsglieder brachte.

Dieſes Emporſteigen ging freilich langſam und hatte nicht überall den gleich günſtigen Erfolg. Der erſte Schritt dazu geſchah ſchon im 10ten Jahrhundert, da, außer der Vermehrung der Zahl der Städte im öſtlichen Deutſchland und der Belebung ihres ganzen innern Zuſtandes durch Heinrich I., auch, nach dem Beiſpiele der älteren römiſchen Städte im weſtlichen und ſüdlichen Theile, die Biſchofsſitze zu Immunitäten erhoben wurden, in welchen die gräfliche Gewalt auf biſchöfliche Vögte überging. Nach dem Beiſpiele dieſer biſchöflichen Städte erhielten dann auch viele andere Orte einen kaiſerlichen Vogt und wurden dadurch von den Landgerichten eximirt. Die Verfaſſung einer biſchöflichen Stadt wurde mit dem Ausdrucke Wicbildrecht bezeichnet; (wic iſt sanctus; die Gränzen der Immunität wurden durch das Bild des Stiftsheiligen bezeichnet, daher der Ausdruck Wicbild (Weichbild) für den Diſtrict, und ſpäter für das Recht ſelbſt *). Der Vogt einer biſchöflichen Stadt hieß advocatus casae dei, daher Kaſtvogt). Der Name Weichbild und Weichbildrecht dehnte ſich nach und nach auch auf die nichtbiſchöflichen Städte aus.

Der fernere Fortſchritt einer Stadt aus der Immunität zur wirklichen Selbſtregierung ging ſo, daß der Vogt, als Richter an der Stelle des Grafen, ſich ſeine Schöffen aus dem Gemeinderathe nahm, deſſen Mitglieder vor dem 12ten Jahrhunderte cives, in der vorzugsweiſen Bedeutung, ſpäter, nach dem Beiſpiele der lombardiſchen Städte, consules, Rathmannen, hießen; ihr Vorſteher hieß proconsul, oder magister consulum, Bürgermeiſter. Die angeſehenen Geſchlechter, aus welchen die Rathmannen gewöhnlich genommen wurden, bildeten eine ſtädtiſche Ritterſchaft, die man patriciſche Geſchlechter nannte. Da dieſes Collegium auch die Verwaltung des Gemeindegutes und der ſtädtiſchen Polizei hatte, ſo iſt es leicht begreiflich, wie ſein Einfluß immer ſtärker werden, wie er endlich zu einer unabhängigen Verwaltung aller

*) Es iſt eine der vielen Erklärungen des zweifelhaften Wortes, die Manches für ſich zu haben ſcheint; Andere nehmen Wic in der Bedeutung Stadt und geben verſchiedene Erklärungen der Endung bild.

ſtädtiſchen Angelegenheiten im Innern und nach Außen ſich ausdehnen mußte, und die Bürgermeiſter dem herrſchaftlichen Vogt wenig Mitwirkung ließen. Er mußte froh ſeyn, wenn ihm nur noch die Gerichtsbarkeit blieb; und ſelbſt dieſe bei günſtiger Gelegenheit an ſich zu bringen, fehlte es den Gemeinderäthen nicht leicht an Mitteln.

Es blieb aber nicht bei den Rathmannen, ſondern es bildete ſich noch ein anderes Element aus den Verbindungen der Handwerker in den Städten, den Zünften und Innungen, und erhob ſich zur Theilnahme an der Verwaltung. Sie bringen es durch die aus der Gewerbethätigkeit und dem blühenden Verkehr ganz natürlich in ihnen anwachſende Kraft dahin, daß ſie bei den Angelegenheiten der Stadt mit befragt werden mußten; und welche Geltung ſie erlangt haben, offenbart ſich in vielen Städten in ihrem oft ſiegreichen Kampfe gegen die patriciſchen Geſchlechter.

So fehlt nun endlich nur noch, daß man es dahin brachte, den Vogt, der früher Alles vermocht hatte, ganz aus der Stadt zu vertreiben, und auch dieſe Stufe wurde, hier früher, dort ſpäter, hier durch Gewalt, dort durch Kauf oder auf anderm Wege rechtlicher Abtretung, erreicht, ſey es vom Kaiſer, oder dem Biſchofe, oder dem Fürſten. Wo die Landeshoheit blieb, haben wir Landesſtädte, wo ſie entfernt wurde, freie Städte des Reichs.

Sehr wichtig war es nun natürlich für jede Stadt, ſich in dem Beſitze der errungenen Rechte ſchützen zu können. War die Stadt nicht gleich bei Ertheilung des Weichbildes befeſtigt worden, ſo erfolgte dies doch gewiß bald nachher. Zwar war die Befeſtigung oft nur ſchlecht, wie denn z. B. Augsburg und Ulm noch im 14ten Jahrhunderte blos von einem Pfahlwerke umgeben waren; allein das rege Leben und die wachſenden Mittel der Stadt ſchufen bald, was der vollkommeneren Kriegsart der Zeit gemäß war.

Auch dadurch ſuchten die Städte ihre Macht zu vermehren, daß ſie Grundeigenthum umher und Ausbürger oder Pfahlbürger, (davon benannt, daß ſie außerhalb des Pfahlwerks wohnten) aufnahmen. Freie Leute, ſogar ritterlichen Geſchlechts, ſetzten häufig Meier auf ihr Gut und zogen in die Stadt, wo ſie Schutz und ſichern Aufenthalt fanden; ja mancher erhielt ſogar, ohne Veränderung ſeines Wohnortes, das Bürgerrecht, gegen Uebernahme der Bürgerpflichten, beſonders zur Vertheidigung der Stadt. Auf ſolche Weiſe bildet ſich eine Reihe von freien Gemeinden, welche in den Kreis der unabhängigen Reichsglieder zu treten fähig waren; und die Kaiſer hatten ein ganz natürliches Intereſſe, — nur die Hohenſtaufen haben es, aus Haß gegen die übermüthigen lombardiſchen Städte, verkannt, — dieſe Reichsglieder zu fördern und ſie als Gegengewicht gegen die ſo mächtig emporſtrebende Landeshoheit der Fürſten zu gebrauchen. Gefährlich konnte die ſtädtiſche Macht dem Kaiſerthum nicht werden, weil ſie immer den kaiſer-

lichen Schutz gegen den Adel brauchte. Auf der andern Seite konnten ſich aber auch die Städte nicht getrieben fühlen, einen willkürlichen Despotismus der kaiſerlichen Gewalt zu fördern, und ſo bildeten ſie eine ſehr nützliche Mittelmacht zum Schutze der Reichsverfaſſung.

Die Stellung, welche die Städte gegen die weltliche und geiſtliche Fürſtengewalt in Deutſchland einzunehman anfingen, nöthigte ſie augenſcheinlich, ſich eine kriegeriſche Verfaſſuug zu yeben und ihren innern Organismus nach dieſer Seite hin einzurichten; und dieſes war ein wichtiger Fortſchritt für ſie. Denn wären Handel und Gewinn einzig das Ziel des bürgerlichen Treibens in den Städten geweſen, ſo würden ſicherlich bald alle die Uebel entſtanden ſeyn, welche nicht ausbleiben, wenn ſich der Menſch in dieſen Beſtrebungen mit ſeinem Gemüthe verliert; die Bürger hätten die Freiheit und den Stolz des Herzens in dem Trachten nach irdiſchem Gute dahin gegeben. Aber nun ſtand ihnen, in den Zeiten des Fauſtrechts, der ganze Adel der Nation gegenüber; Fürſten, Grafen und Ritter ſowohl, als die Biſchöfe und Aebte, eiferſüchtig auf die wachſende Macht der Städte, beachteten genau ihr Thun und Treiben, und warteten nur auf Gelegenheit, ihrer Freiheit Abbruch zu thun.

Wollten die Städte ſo vielen Feinden nicht erliegen, ſo mußten ſie auch die Waffen zur Hand nehmen, und den männlichen Muth in der Bruſt bewahren, welcher der Schild der Freiheit iſt. Von den Nürnberger Patriciern heißt es in einer alten Schilderung: „Die Geräthe ihrer Häuſer beſtehen größtentheils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in's Auge, als Schwert, Harniſch, Streitkolbe, und die Pferde, die ſie beſonders als Merkmale ihres Adels und alten Geſchlechtes aufſtellen. Aber auch der gemeine Mann hat ſeine Waffen in guter Ordnung in ſeinem Hauſe, um bei der erſten Bewegung ſogleich mit denſelben an den ihm angewieſenen Lärmplatze zu erſcheinen" — Die ganze ſtädtiſche Ordnung und beſonders auch die der Zünfte war mit auf den Krieg berechnet, und bei einer Gefahr der Vaterſtadt verſammelte ſich jede Zunft an ihrem Platze und zu ihrem Banner, zog zuſammen aus, und kämpfte vereint in der Schlacht. Das war eine ſchöne Einigung, die durch Krieg und friedliche Beſchäftigung feſt geknüpft wurde; und der Wetteifer der Zünfte in der Tapferkeit hat oft einer bedrängten Stadt den Sieg errungen. Die Bürger der Städte insgeſammt verloren ſich nun nicht in der Verweichlichung des ſitzenden Lebens im eingeſchloſſenen Raume des Hauſes, ſondern ſie wurden an Leib und Seele kräftige Männer und ein freigeſinntes Geſchlecht. Und trotz ihres Reichthums, trotz des außerordentlichen Aufwandes bei großen Feſtlichkeiten, welchen die Ehre forderte, war in der älteren, beſſeren Zeit ihr tägliches Leben ſehr einfach und mäßig, durch das Bedürfniß künſtlicher Genüſſe nicht

verdorben; daher blieben ihre Körper ſtark und ihr Wohlſtand dauerhaft. Denn des Wohlſtandes Quelle und Stütze iſt nicht ſowohl der reiche Erwerb, als die Mäßigkeit, welche das Erworbene zu erhalten weiß. „Daß die Deutſchen reich ſind, ſagt der Italiener Machiavelli in ſeiner Schrift Ritratti della Alamagna, kommt daher, daß ſie wie Arme leben. Es iſt ihnen genug, Ueberfluß an Brod und Fleiſch zu haben und eine Stube, wohin ſie ſich vor der Kälte flüchten können. So geht kein Geld aus ihrem Lande, es kommt vielmehr Geld in ihr Land für die Waaren, die ſie ſelbſt verfertigen. — Die Macht Deutſchlands beruht auf ſeinen freien Städten; ſie ſind der Nerv der Provinzen, denn bei ihnen iſt Geld und Ordnung.“

Die Städte-Vereine. — In dieſer Zeit des gehobenen ſtädtiſchen Lebens entſtanden mehrere Bündniſſe deutſcher Städte unter einander zum Schutz des Friedens und der allgemeinen Sicherheit und zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit und ihres Handels. So errichteten im Jahre 1254 ſiebenzig Städte im ſüdlichen Deutſchland zu Mainz den rheiniſchen Bund zum Schutz und Trutz, und widerſetzten ſich kräftig den Anmaßungen des Adels. Nachher entſtand der ſchwäbiſche Städtebund, der gleichfalls ſehr zahlreich war, und mehrere andere.

Der größte Bund unter allen war aber die Hanſa. Schon früh im Mittelalter hatten deutſche Handelsſtädte Verbindungen in den großen Handelsplätzen anderer Länder angeknüpft, und daſelbſt Waarenlager und Faktoreien angelegt. Solche Faktoreien führten den Namen Hanſe, wahrſcheinlich von dem Worte hansa, welches Handelsabgaben bedeutet (mit dem ſpäteren römiſchen Worte ansaria verwandt); und indem nun mehrere ſolcher Hanſen in fremden Staaten ſich vereinigten, ſo entſtand eine gemeinſchaftliche deutſche Hanſe daſelbſt. Schon ſehr früh finden wir in London deutſche Hanſen von Köln, Hamburg, Lübeck, Bremen und andern Städten, und vielleicht iſt ihre Vereinignng eine Hauptveranlaſſung zu der Bildung des ganzen Bundes geweſen. Eben ſo iſt für ſeine Bildung ſehr wichtig das Bündniß, welches 1241 die Städte Lübeck und Hamburg mit einander ſchloſſen, und welches gewöhnlich als der erſte Anfang des ganzen Bundes angeſehen wird. Beide Städte ſollten Schiffe rüſten und Bewaffnete ſtellen, um die Landſtraße zwiſchen der Trave und Elbe, und die Gewäſſer, auf denen beide ihre Waaren in's Meer ſchickten, gegen jede Räuberei zu beſchützen. Bald ſchloſſen ſich mehrere nördliche Städte an den Bund an; um das Jahr 1300 zählte er ſchon ſechzig Städte, vom Niederrhein bis nach Preußen und Liefland, ſpäterhin bis hundert, und in der Mitte des 14ten Jahrhunderts findet ſich der Name Hanſa allgemein verbreitet. In Deutſchland gehörten, außer Lübeck und Hamburg, noch Bremen Stade, Kiel, Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswalde, Stettin,

Kolberg, Stargard, Salzwedel, Magdeburg, Braunſchweig, Hildesheim, Hannover, Lüneburg, Osnabrück, Münſter, Coesfeld, Dortmund, Soeſt, Weſel, Duisburg, Köln, und viele andere dazu; und außer Deutſchland Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Narva, Calmar, Whisby, Stockholm u. ſ. w. Sie zogen den Handel in der Oſtſee ganz und auch den in der Nordſee großentheils an ſich, und hatten vier Waaren-Niederlagen: zu Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern, und zu London. Ihr Hauptgeſchäft war ein überaus großer Zwiſchen-Handel. Aus dem Norden holten ſie die wichtigen Schiffsbau-Materialien, Hanf, Flachs, Theer, Pelzwerk, geräucherte und getrocknete Fiſche, welche bei den ſtrengen Faſtengeſetzen der katholiſchen Chriſtenheit in nicht zu berechnender Menge gebraucht wurden. Die Heringsfiſcherei war faſt ganz in ihren Händen. Aus England holten ſie Zinn, Wolle und Tücher, die ſie roh ausführten und zum Theil in Deutſchland färben und zubereiten ließen. Brügge in Flandern, eine der wichtigſten Handelsſtädte jener Zeit, war die Niederlage für die aſiatiſchen, italieniſchen und weſteuropäiſchen Waaren, welche die Hanſeaten von dort nach dem Norden Europa's führten: Gewürze aller Art, Seidenwaaren, Gold- und Silberwaaren, Südfrüchte u. ſ. w. Auch auf den Abſatz der deutſchen Erzeugniſſe übte dieſer Handel den wohlthätigſten Einfluß aus: Leinewand, Tuch, Metallwaaren, Korn, Mehl, Bier, dieſes damals noch nicht vom Branntwein, Kaffee und Thee verdrängte Lieblingsgetränk, Rheinwein, und der vor dem Gebrauche des Indigo ſo ſtark geſuchte Waid, der in Deutſchland viel gebaut wurde, und ſo vieles Andere fand durch die Hanſa den Weg in fremde Länder. Bei ſolchen Quellen des Reichthums kann es uns nicht wundern, daß der Bund, wenn er ſeine Kräfte vereinigte, reicher und mächtiger war, als die nordiſchen Königreiche. Er konnte ganze Flotten und Heere zuſammenbringen, ſelbſt wenn auch nur eine Anzahl ſeiner Städte ſich zuſammenthat; man bewarb ſich um ſeine Freundſchaft; er zwang den König Philipp IV. von Frankreich, den Engländern alle Handlung auf den franzöſiſchen Küſten zu verbieten, und nöthigte England, den Frieden mit ihm um 10,000 Pfund Sterling zu erkaufen; eroberte in den vielen Kriegen mit Dänemark viermal Kopenhagen und übte mehrmals einen entſcheidenden Einfluß auf die Königswahl aus, wie er denn überhaupt die nordiſchen Reiche lange in ſeiner Abhängigkeit erhalten hat. Die Stadt Lübeck konnte ſtolz ſeyn, das Haupt eines ſolchen Bundes zu heißen. Er theilte ſich in vier Klaſſen: 1) die wendiſche, wovon Lübeck noch beſonders das Haupt war; 2) die weſtphäliſche, mit Köln an der Spitze (Köln wetteiferte mit Lübeck um den Vorrang; es trieb ſtarken Seehandel, und ſtiftete in London das berühmte deutſche Haus; ſein Seehandel verfiel aber, als Dortrecht ſein drückendes Stapelrecht erhielt); 3) die

ſächſiſche Klaſſe, Hauptort Braunſchweig, und 4) die preußiſche und liefländiſche mit Danzig an der Spitze.

Wie groß und volkreich die Städte waren, gerade in den Zeiten, da das Fauſtrecht am ärgſten tobte, bezeugen viele Urkunden. Im vierzehnten Jahrhundert z. B. hatte Aachen 19,826 wehrhafte Männer; Straßburg 20,000 Bewaffnete; Nürnberg 52,000 Bürger, und jährlich 4000 Geborne. Bei einem Aufſtande der Lübecker Bürgerſchaft bewaffnete der Rath allein 5000 Kaufleute und deren Diener, und noch 1580, als die Zeit ihrer höchſten Blüte längſt vorüber war, zählte die Stadt noch zwiſchen 50 und 60,000 wehrhafte Männer und an geſammter Bevölkerung über 200,000 Menſchen. Und neben dieſen und andern großen Orten war das deutſche Land mit einer Menge Städte von mittlerer Größe bedeckt, welche gleichfalls in Wohlſtand und Volksmenge blüheten, jetzt aber zum Theil nur noch als Schatten ihrer ehemaligen Blüte daſtehen; wie z. B. die vielen Reichsſtädte in Schwaben.

Von dem Reichthum der deutſchen Städte redet noch Aeneas Sylvius im funfzehnten Jahrhundert, als ihr Glanz doch ſchon zu ſinken angefangen, mit großer Bewunderung. „Die Könige von Schottland möchten wünſchen, ſagt er, ſo zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg. Wo iſt ein Gaſthaus bei euch, wo man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht ſagen vornehme, ſondern auch nur bürgerliche, Frau iſt nicht mit Gold geziert? Was ſoll ich von den Halsketten der Männer und von den Pferdezäumen ſagen, die aus dem reinſten Golde gemacht, und von den Sporen und Scheiden, die mit edeln Steinen bedeckt ſind?“

Die Quelle ſolches Reichthums an edeln Metallen in Deutſchland waren, außer dem Handel, auch die nach und nach entdeckten Bergwerke. Im Jahre 1477 z. B. ſpeiſte Herzog Albrecht von Sachſen in dem Bergwerke zu Schneeberg im Erzgebirge auf einer gediegenen Silberſtufe, aus welcher nachmals vierhundert Zentner Silber gewonnen ſeyn ſollen.

60. Der Bauernſtand.

Die Blüte und Macht der deutſchen Städte iſt auch eine Hauptſtütze des wieder emporkommenden freien Bauernſtandes geworden. Auch in den Bewohnern des Landes, welche unter dem Drucke der Leibeigenſchaft das Feld für einen Herrn bauen mußten, oder auch in einem gelindern Grade der Unfreiheit ſtanden, erwachte bei dem Anblicke der blühenden freien Städte die Liebe der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, und wenn dieſe einmal recht geweckt iſt, ſo ruhet ſie nicht, bis ſie ihre Bürde von ſich geworfen hat. Doch darf das allmälige Emporkommen des Standes freier Landbauer nicht etwa aus Einer Quelle abgeleitet werden; ſondern es war eine Folge vielfach zuſammenwirkender Urſachen,

welche hier früher, dort ſpäter, hier auf die eine, dort auf die andere Weiſe, einem Einzelnen, oder einer Familie, oder einer ganzen Ortſchaft, Freiheit und Grundbeſitz verſchafften. Auch in dieſer Hinſicht haben die Kreuzzüge die wichtigſten Folgen gehabt.

Auf den Befehl des Papſtes mußte jedem Knechte, welcher das Kreuz nahm, um mit in das gelobte Land zu ziehen, von ſeinem Herrn die Freiheit gegeben werden; und Tauſende von ihnen zogen aus und wurden frei. In einem andern Falle ſchenkte der Herr, ehe er ſelbſt den Kreuzzug antrat, aus Frömmigkeit ſeinen Knechten die Freiheit, oder er kam nicht wieder zurück, hatte auch keine nahen Erben, und in der Verwirrung des Erbſchaftsſtreites machten ſich viele ſeiner bisher dienſtbaren Leute unabhängig. Am leichteſten konnte ihnen, ſo wie überhaupt den Unterthanen des Adels, dieſes gelingen, wenn ſie in der Nähe großer Städte wohnten. Sie begaben ſich in deren Schutz und zogen entweder in dieſelben, oder blieben auf ihrem Erbe, hießen nun Pfahlbürger oder Ausbürger der Stadt, und wenn ihr Herr ſie zur Dienſtbarkeit zwingen wollte, hatte er es mit der mächtigen Stadt oder gar mit dem ganzen Bunde zu thun, zu welchem ſie gehörte. Nun iſt nicht zu läugnen, daß dabei gewiß manche Stadt in ihrem bürgerlichen Uebermuthe ihrem adeligen Nachbar Unrecht that, indem ſie ohne einen Rechtsgrund ſeine Unterthanen gegen ihn in Schutz nahm; allein ſie gedachte wohl an das Unrecht, welches ihr der Ritter ſelbſt oder ſeine Vorfahren zugefügt hatten; denn Unrecht gebiert Unrecht; oder ſie war mit ihm in offenbarer Fehde und glaubte ihm auf alle Weiſe ſchaden zu dürfen. Als nun die Herren ſich in Gefahr ſahen, alle ihre Unterthanen, einen nach dem andern, zu verlieren, wenn ſie ſie mit Gewalt in der Dienſtbarkeit erhalten wollten, gaben ſie ihnen lieber ſelbſt, unter billigen Bedingungen, gegen leichtere Dienſte und beſtimmte jährliche Abgaben, die Freiheit. Und viele endlich mögen auch wohl von ſelbſt, aus guter Geſinnung und durch die Aufklärung der Zeiten, eingeſehen haben, daß es ſowohl edler, als auch ſelbſt vortheilhafter ſey, ſein Land durch freie Arbeiter bauen zu laſſen, welche im Gefühle, daß ſie für ſich und ihre Nachkommen fleißig ſind, alle Kräfte des Geiſtes und des Körpers gebrauchen, als durch Knechte, welche zur Arbeit getrieben werden müſſen.

Auf ſolche Weiſe wurde, beſonders in dem Zeitraume, von welchem wir jetzt reden, durch hundert verſchiedene, bald leiſer bald offenbarer wirkende, Urſachen der Anfang gemacht, den Stand gemeiner freier Landleute, der in manchen Gegenden Deutſchlands ſehr zuſammengeſchmolzen war, und der doch die Grundkraft der neueren europäiſchen Staaten werden ſollte, wiederum aufzubauen.

Doch iſt bei keiner Veränderung mehr, als bei dieſer, der Grundſatz feſtzuhalten, daß eine ſolche Umbildung der Grund-Ver-

hältniſſe eines Volkes durchaus nur langſam geſchehen kann; ſo daß erſt nach Jahrhunderten die freien Landbauer anfingen, als ein eigener Stand gelten zu können.

61. Künſte und Wiſſenſchaften.

Wenn das menſchliche Leben bis zu einer gewiſſen Stufe des Wohlſeyns erhoben iſt, ſo wendet ſich die Kraft nicht mehr allein auf die Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe, ſondern ſie ſtrebt auch nach der Erzeugung des Schönen, welches dem Leben einen höhern Schmuck gewährt; und auch diejenigen Theile der Erkenntniß werden ausgebildet, welche ein freieres Spiel der geiſtigen Kräfte befördern. Daher mußten die Städte mit ihrem wachſenden Reichthume bald die Wiege deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft werden. Dazu kam die höchſte Erregung der Einbildungskraft und der Schwung, den die Kreuzzüge dem ganzen Zeitalter gaben. Neue, weite und außerordentliche Ideen erfüllten die Welt, hoben den Geiſt über das alltägliche Leben hinaus und erfüllten ihn mit Bildern, welche er in ſchönen Kunſtgebilden darzuſtellen ſich getrieben fühlte. Wenn wir auch keinen andern Beweis für die Herrlichkeit des Mittelalters hätten, als den Anblick der Kunſtwerke aller Art, die aus jenen Zeiten zu uns reden, ſo hätten wir ſchon an ihnen eine hinreichende Widerlegung der Anſichten, welche das Mittelalter ohne Weiteres finſter, barbariſch und unglücklich nennen. Eine finſtere und unglückliche Zeit kann ſo erhabene Werke nicht hervorbringen, wie die Münſter in Straßburg, Wien und Ulm, die Dome in Köln, Magdeburg, Speier, Freiburg, und ſo viele andere Kirchen in deutſchen und niederländiſchen Städten; denn die Kunſt gedeiht einzig in dem Licht der Freiheit und in der Wärme des freudigſten Lebensgefühles.

Wir haben hier Beiſpiele aus der Baukunſt genommen, und in der That iſt kaum eine andere Kunſt, die den ächten deutſchen Geiſt ſo eigenthümlich ausdrückte, als dieſe. Was wir die gothiſche Baukunſt nennen, und beſſer mit dem allgemeinen Namen der deutſchen bezeichnen ſollten, iſt eine Vereinigung der höchſten Kühnheit und Erhabenheit des Gedankens, aus religiöſer Begeiſterung und tiefem Naturgefühle entſprungen, mit dem bewundernswürdigſten Fleiße in der Ausführung des Einzelnen. Bei der Betrachtung jener außerordentlichen Gebäude wird unſer Herz groß und die Bruſt weit, und wir verlieren und vergeſſen uns ſelbſt ganz in der Größe des Werkes; es iſt als wenn der Geiſt an dem kühnen Gebilde mit gen Himmel emporgetragen würde und die irdiſche Schwäche ablegte. Das iſt aber das rechte Probezeichen von allem, was in der Natur und unter den Werken der Menſchen in Wahrheit erhaben iſt. Und wenn das Auge, nachdem es ſich von dem erſten, überwältigenden Eindrucke des Ganzen geſammelt hat, auch das Einzelne betrachtet, ſo findet es keinen Stein an

dem ungeheuern Gebäude, welcher in ſeiner rohen Geſtalt eingefügt wäre; ſondern faſt ein jeder trägt irgend eine künſtliche Arbeit an ſich, welche in die Verzierung des Ganzen hineinpaßt. Wie in Gottes Schöpfung kein Grashalm iſt, welcher nicht ſeine eigene Schönheit und Zierde hat, und wie dieſer Halm mit den Millionen ſeines Gleichen und mit Bäumen und Felſen und Seen zuſammen ein großes reiches Bild darbietet; ſo dieſe Werke deutſches Fleißes und deutſcher Kunſt, die treu in dem Kleinſten und erhaben in dem Gedanken des Ganzen, in ſolcher Vereinigung der beiden Endpunkte von den Werken keines Volkes der Erde übertroffen ſind. Es iſt ein ewiger Ruhm unſers Volkes und jener Zeiten, daß es zu ſolchen Werken den Fleiß, die Geduld und die Koſten nicht geſcheut, während die ſpäteren Geſchlechter nur allzu häufig ihre Kraft an Dinge verſchwendet haben, welche keine Spur auf Erden zurücklaſſen. — Von dem Münſter in Straßburg merken wir uns noch, daß er der höchſte Thurm in Europa, und 594 Fuß hoch iſt; Biſchof Werner hat angefangen, das Fundament zur Kirche im Jahre 1015 zu legen, ſie wurde aber erſt 1275 vollendet. Darnach entwarf der treffliche Werkmeiſter Erwin von Steinbach den Plan zu dem Thurme; im Jahr 1277 wurde der Bau deſſelben begonnen, und 1439 durch den Werkmeiſter Johann Hülz aus Köln vollendet; alſo daß an dem Werke 424 Jahre gearbeitet iſt. — Von dem Kölner Dome, welcher in ſeiner Anlage (durch den Erzbiſchof Konrad von Hochſteden 1248) noch großartiger iſt, iſt nicht einmal die Kirche ſelbſt, geſchweige der Thurm, fertig geworden, obgleich der Bau 250 Jahre gedauert hat. Darüber werden wir uns nicht verwundern, wenn wir die Tauſende von Bildern ſehen, die in dieſen Steinen ausgehauen ſind (Es iſt eins der guten Zeichen des 19ten Jahrhunderts, daß man den Muth gefaßt hat, an den Rieſenbau des Kölner Domes von Neuem Hand anzulegen).

Um die Entſtehung, und noch mehr die gediegene Ausführung jener Wunder der Baukunſt, durch ſo viele Menſchenalter hindurch, nach gleichem großartigen Plane, einigermaßen zu begreifen, müſſen wir bemerken, daß nicht einzelne Baumeiſter mit wechſelnden, bald guten bald ſchlechten, Werkleuten, wie in unſerer Zeit, ſolche Werke unternahmen, ſondern daß es eine große, über ganz Deutſchland, ja über die meiſten Länder Europa's, ausgebreitete Geſellſchaft von Bauleuten gab, welche durch feſte Ordnung, durch Religion und Standesehre zuſammen gehalten wurden. — Schon unter den Römern gab es Baugeſellſchaften von großer Ausdehnung; Ueberreſte derſelben erhielten ſich ſpäter in den Klöſtern, beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Bau der Kirchen, und bildeten ſo den höheren Styl der chriſtlichen Baukunſt aus. Auch weltliche Bauleute wurden wohl in die Geſellſchaften aufgenommen; und als mit dem 11ten Jahrhundert die

Kraft des Mönchsweſens im Wohlleben der erworbenen Reichthümer zu erſchlaffen anfing, gewannen die weltlichen Bauleute nach und nach die Oberhand und bildeten nun die großen Genoſſenſchaften von welchen jene bewunderswürdigen Werke vollführt ſind. Sie behielten geheimnißvolle Zeichen und Gebräuche bei, durch welche die Geſellſchaften der höheren Baukunſt von den gemeinen Handwerkern geſchieden wurden. Jede Genoſſenſchaft hatte ihren Schutzpatron, nach welchem ſie ſich benannte, und wo ein großes Werk ausgeführt werden ſollte, da ſammelten ſie ſich aus vielen Gegenden, ſo daß ihre Kunſt als ein Gemeingut über die meiſten chriſtlichen Länder verbreitet wurde. Dieſe wichtigen Geſellſchaften erhielten von Kaiſern und Königen Freibriefe und ſogar ihre eigene Gerichtsbarkeit, welche von dem oberſten Baumeiſter ausgeübt wurde. Neben dem Bauplatze eines großen Werkes, an welchem Jahrhunderte gebaut wurde, war gewöhnlich eine hölzerne Hütte errichtet, im Innern anſtändig ausgeziert, in welcher der Baumeiſter, mit dem Gerichtsſchwerte in der Hand, unter einem Baldachin ſaß und Recht ſprach. Eine beſondere Wichtigkeit erhielt die Hütte in Straßburg bei dem großen Baue des Münſters. Sie wurde bald als die vornehmſte in Deutſchland angeſehen, ihre Einrichtungen wurden nachgeahmt, und oft holten ſich die andern Hütten von ihr Rath und Entſcheidung in Streitſachen.

Aber auch in dieſen Verbindungen ging der großartige Sinn mit dem Abſterben des ganzen Geiſtes des Mittelalters am Ende deſſelben zu Grunde. Die großen Bauunternehmungen hörten auf; die Kräfte der Menſchen zerſplitterten ſich nach allen Richtungen; das Kriegsweſen nahm die Mittel der Staaten ſo ſehr in Anſpruch, daß für große Denkmäler der Kunſt wenig mehr geſchehen konnte, wie im Verlaufe der Geſchichte ſich künftig näher entwickeln wird *).

Zur Ausſchmückung der Kirchen und anderer heiligen Oerter wurde auch die Malerkunſt fleißig geübt; und auch von ihr ſind unſere alten Städte noch herrlicher Werke voll. Die deutſche Kunſt iſt ernſt, keuſch und ſinnvoll, wie des Volkes ganze Art; das Bedeutungsvolle iſt das Vorherrſchende. In den Geſichtern der heiligen Apoſtel oder ehrwürdiger Biſchöfe, ſo wie andächtiger Männer und Frauen, die in frommer Betrachtung und im Gebete dargeſtellt werden, drückt ſich der höchſte Ernſt der Seele und eine Tiefe des Gemüthes aus, welche wohl vergeblich in den Kunſtwerken eines andern Volkes geſucht wird, obwohl andere in An-

*) Seit Straßburg 1681 unter franzöſiſche Herrſchaft kam, hörte die Verbindung der übrigen deutſchen Hütten mit der Haupthütte in Straßburg nach und nach ganz auf, und die Streitigkeiten der übrigen Haupt- und Nebenhütten veranlaßten endlich 1731 einen kaiſerlichen Befehl, wodurch die Vorrechte der Baugeſellſchaften vor andern Handwerkern ganz aufgehoben wurden.

muth und Fülle der Farben und in täuſchender Darſtellung Vorzüge haben mögen. In dieſen Gemälden zeigt ſich ebenfalls der unermüdete deutſche Fleiß, welcher auch die kleinſte Verzierung des Gewandes oder des Geräthes nicht zu gering achtet, die Treue und Wahrheit daran zu bewähren. Zwar iſt die Malerkunſt bedeutend ſpäter auf ihre eigentliche Höhe gelangt, und die Namen der berühmteſten deutſchen und niederländiſchen Maler, welche in gleichem Geiſte gearbeitet haben, gehören dem 15ten und 16ten Jahrhundert an; allein auch in früherer Zeit wurden ſchon herrliche Gemälde aus der heiligen Geſchichte für die Kirchen gemalt, deren Meiſter unbekannt ſind. Am berühmteſten wurden ſpäter Joh. von Eyck, aus Brügge, geſtorben 1441, der für den Erfinder der Oelmalerei gehalten wird, ſein Landsmann, Hans Hemling, Martin Schön, von Culmbach in Franken, Michael Wohlgemuth aus Nürnberg, und vor Allen der Nürnberger Albrecht Dürer, geboren 1471, geſtorben 1528, deſſen Geiſt und hoher Ernſt aus allen ſeinen Werken ſpricht; Lukas Kranach endlich, geboren 1470 und geſtorben 1553.

Eine dritte herrliche Kunſt des Mittelalters, welche in der Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer vorzüglich blühte, iſt die Dichtkunſt. Auch ſie zog aus der Begeiſterung des ganzen Zeitalters der Kreuzzüge ihre Lebenskraft, und war bei Großen und Niedrigen in hohen Ehren. Die berühmten Sänger, welche der Menſchen Herzen mit dem Geſange der großen Thaten alter Helden zu erheben wußten, oder durch ſanfte Klage rührten und wieder erheiherten durch anmuthigen Scherz, waren bei jedem Feſte willkommen, und zogen reich beſchenkt von dem Hofe der Fürſten und Grafen in die blühenden Städte, und von einem Orte des deutſchen Landes zum andern. Bisweilen wurde ein Wettkampf der Kunſt angeſtellt, gleichwie die Ritter um den Preis der Waffen ſtritten, und vor einer Verſammlung ausgeſuchter, kundiger Richter ertönten die Lieder in den ſinnreichſten Weiſen *). Einige der berühmteſten Dichter und Sänger aus dieſer Zeit ſind: Heinrich von Veldeck um 1170, Wolfram von Eſchenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Oſterdingen, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide und Konrad von Würzburg. Aber auch Kaiſer und Fürſten und edle Ritter übten die Dichtkunſt. Unter den Namen aller Hohenſtaufen ſind uns Gedichte aufbewahrt; der Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Herzog Johann von Braband, Graf Rudolf von Neuenburg, Kraft von Toggenburg und viele andere zeichneten ſich dadurch aus. — Eines der größten und herrlichſten deutſchen Gedichte iſt das Nibelungenlied,

*) Wie z. B. der merkwürdige Krieg zu Wartburg, unter dem großſinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen, im Jahre 1207.

welches, wenn auch nicht urſprünglich in dieſer Zeit gedichtet, doch damals in ein großes Ganze und in eine neue Geſtalt gebracht iſt; ein Gedicht, ſo erhaben und tiefſinnig, als lieblich und rührend, ſo daß es mit Recht mit den homeriſchen Geſängen verglichen werden darf. — Das große Heldenbuch, welches auch aus der ſchwäbiſchen Zeit herſtammt, enthält gleichfalls die erhabenſten Dichtungen; und um das Jahr **1300** ſammelte ein Züricher Rathsherr, Rüdger von Maneſſe, die Gedichte von **140** Minneſängern.

In den Wiſſenſchaften kann vielleicht das Mittelalter den ſpäteren Zeiten nicht gleichgeſtellt werden, wie es dagegen in den bildenden Künſten im Ganzen über denſelben ſteht; weil die Wiſſenſchaften eine Frucht ernſten Nachdenkens und langer Erfahrung ſind, und ein Zeitalter auf dem Grunde fortbauen kann, welchen die früheren gelegt haben; die Kunſt dagegen mehr eine freie Blüte der Natur, und ein Werk glücklicher Begeiſterung iſt, und nicht ſowohl erlernt, als durch die Eindrücke eines bewegten Zeitalters erweckt wird. Doch wurden auch die Wiſſenſchaften nicht verachtet, ſondern vielmehr von den hohenſtaufiſchen Kaiſern eifrig befördert. Als der Biſchof Otto von Freiſingen dem Kaiſer Friedrich I. ſeine Chronik überreicht hatte, ſagte ihm der Kaiſer: „Die Chronik, ſo du weislich in guter Ordnung verfaßt, und was du, da es verdunkelt und verborgen war, zu Licht und Einklang erhoben haſt, nehme ich mit außerordentlichem Vergnügen an, und freue mich, wenn ich der Kriegsmühen überhoben bin, mit Leſung derſelben, indem ich durch der Kaiſer glänzende Thaten mich ſelbſt zur Vortrefflichkeit anleite.“ — Wie Kaiſer Friedrich II. für die Wiſſenſchaften ſorgte, haben wir ſchon bei ſeiner Lebensbeſchreibung geſehen. Und wenn auch ſeine Sorge hierin vorzüglich auf ſeine italieniſchen Staaten und Univerſitäten gerichtet war, ſo muß doch die Rückwirkung von dort auf Deutſchland in Anſchlag gebracht werden, wie denn alle Zeichen darthun, daß Deutſchland ſelbſt in der regſten Entwickelung der Wiſſenſchaft und Kunſt begriffen war. Keine Zeit des Mittelalters kann ſich darin mit der der Hohenſtaufen vergleichen, und Friedrichs II. Geiſt hat ohne Zweifel auch bei uns kräftig eingewirkt.

62. Die Geiſtlichkeit und das Kloſterweſen.

Die Wiſſenſchaft hielt ſich vorzüglich in jenem Zeitalter im Kreiſe der Geiſtlichen. Die Geiſtlichen waren durch ihr unabhängiges, vom Erwerbe abgewendetes, Leben zum freien Bilden und Bewahren der Wiſſenſchaften berufen. Man hat ſich gewöhnt, die Klöſter nur als die Sitze der Trägheit und Unwiſſenheit, der Heuchelei und Ueppigkeit, und wie vieler anderen Laſter, zu betrachten. In dieſem Urtheile iſt wiederum die Ausartung mit der Sache ſelbſt verwechſelt, und, was im Abfluſſe der Zeiten, durch die veränderte Lage aller Dinge, untergehen mußte, zugleich in

ſeiner früheren, lebendigen Geſtalt gänzlich verkannt. In Zeiten, da die kriegeriſche Gewalt im Leben vorherrſchte und einen jeden, der ſich ihrer nicht kräftig erwehren konnte, beugte oder zu Boden warf, waren die Klöſter nicht nur eine Zuflucht für tauſend Einzelne, welche in ihnen die erſehnte Ruheſtätte fanden, ſondern auch für die ſtillen, nach Innen gekehrten, Beſchäftigungen des Geiſtes, welche im leiſen, allmäligen Werden die Wiſſenſchaften erzeugen. Ohne die Klöſter beſäßen wir von dem Schatze der alten Literatur, den ſie hauptſächlich uns aufbewahrt haben, ſehr wenig; ja wir würden über unſere eigene Vorzeit nichts wiſſen und eine ſehr junge und kurze Geſchichte haben. Vor Erfindung der Buchdruckerkunſt war das Vervielfältigen von Schriften ſo mühſam, daß ohne den Fleiß ſo vieler tauſend Mönche in den Klöſtern, welche mit bewunderungswürdiger Geduld, in mühſamer Schrift und mit künſtlich ausgemalten Anfangsbuchſtaben, ganze Werke abſchrieben, aus der alten und mittlern Zeit faſt Alles verloren ſein würde. Dazu waren die Verfaſſer der geſchichtlichen Werke ſelbſt faſt durchgängig Geiſtliche. Ihre Namen finden ſich im Anfange dieſes und des folgenden Zeitraumes, und wenn wir ihre Werke leſen, ſo müſſen wir von Achtung vor der ehrenwerthen, deutſchen Geiſtlichkeit des Mittelalters erfüllt werden.

Uebrigens wirkte der kriegeriſche Geiſt des Mittelalters auch bedeutend auf die Sitten vieler Geiſtlichen ein. Der Erzbiſchof Chriſtian von Mainz, der öfters des Kaiſers Friedrich I. Heere in Italien angeführt, und unter andern **1174** die ſehr hartnäckige Belagerung von Ancona geleitet hat, war ein eben ſo tapferer Krieger, als gewandter Staatsmann. In ſechs Sprachen wußte er zu reden: deutſch, lateiniſch, franzöſiſch, brabandiſch, griechiſch und lombardiſch. Als Geiſtlicher vor dem Altare ſtellte er ſich in voller prieſterlicher Würde dar. Aber eben ſo ſicher tummelte er ſein Roß; unter dem hyazinthfarbigen Oberkleide trug er einen eiſernen Harniſch, auf dem Kopfe einen vergoldeten Helm, in der Hand eine dreikantige Keule. Man erzählte von ihm, er habe in den verſchiedenen Schlachten, in welchen er focht, neun Feinde mit eigener Hand getödtet.

Die **Klöſter**, von deren wichtigen Bedeutung für das ganze Mittelalter ſchon die Rede geweſen iſt, verdienen noch eine genaue Betrachtung. Sie verdanken ihre erſte Entſtehung derjenigen Geſinnung, welche das Himmliſche höher ſchätzt, als das Irdiſche und durch ſtrenge Entſagung, Büßung und Bezwingung aller ſinnlichen Reizungen ſchon auf der Erde ſich möglichſt der Seligkeit eines reineren Lebens würdig zu machen ſucht. Zuerſt entflohen ſo geſtimmte Gemüther dem Getümmel der Welt und gingen in einſame Gegenden; und als ſich mehrere Gleichgeſinnte zuſammenfanden, vereinigten ſie ſich in Genoſſenſchaften, mit Verabredung gleicher Strenge und Entſagung. Antonius und Pachomius ſtif-

teten auf dieſe Weiſe um die Mitte des vierten Jahrhunderts, in den Wüſten von Oberägypten, die erſten Klöſter. Nach und nach folgte man in mehreren Gegenden ihrem Beiſpiele, und auch in Europa wurden, ſeit Athanaſius die erſten Mönche aus Aegypten nach Rom gebracht hatte, Klöſter gegründet.

Im Anfange des 6ten Jahrhunderts (515), gab Bendict von Nurſia durch die ſeinem Kloſter zu Monte Caſſino gegebene und bald überall nachgeahmte Regel dem ganzen Mönchsweſen eine neue Geſtalt, und dieſes Kloſter, auf hohem Berge in der ſchönſten Gegend Unter-Italiens gelegen, kann als das Muſterkloſter für die abendländiſche Chriſtenheit angeſehen werden. Dreizehnhundert Jahre hat es beſtanden und gewirkt; über 30 Päpſte und eine große Menge von Kardinälen, Biſchöfen und geiſtlichen Vorſtehern aller Art ſind aus dem Benedictiner-Orden hervorgegangen. — Ueberall entſtanden nun Klöſter, theils, indem fleißige Mönche ſich in einer vorher unbebauten Gegend anſiedelten, dieſelbe urbar machten und ſo Rechte auf das Land umher erwarben; theils, indem Könige und Fürſten, hohe Geiſtliche und adelige Familien, als ein Gott wohlgefälliges Werk Klöſter erbauten und ihnen Grund und Boden ſchenkten. Auch in den Städten entſtanden Klöſter, oder Dörfer und Städte bildeten ſich um Klöſter herum. Der Eifer der älteren Zeit für die Klöſter, und die Zahl der Schenkungen, welche einzelne von ihnen erhielten, war faſt unglaublich. Vom Kloſter Ebersberg in Oeſtreich ſind deren allein 228 bekannt. Man glaubte keinen wohlthätigern Gebrauch von ſeinem irdiſchen Gute machen zu können, als indem man daſſelbe einem Kloſter vermachte, und die Mönche hatten beſonders am Krankenbette Gelegenheit genug, dieſen Glauben zu unterhalten. Eine fleißige Bewirthſchaftung und wohlfeiler Ankauf, zu gelegener Zeit, vermehrte das Gut. Am günſtigſten war dazu die Zeit der Kreuzzüge. Die Adeligen, welche die Koſten zum Zuge nach dem fernen Lande nicht zuſammenbringen konnten, verkauften ihre Güter wohlfeil, oder liehen auf dieſelben; und wenn ſie nicht zurückkehrten, oder der Pfandſchilling nicht zurückgezahlt werden konnte, ſo blieb das Gut in den Händen des Kloſters. Ferner gaben ſich in der Zeit der Gewalt viele freie Leute mit ihrem Gute in die Hörigkeit der Klöſter, um ihres Schutzes zu genießen. Endlich war auch dieſes für die Klöſter ſehr einträglich, daß ſie im 13. Jahrhundert vom Papſte das Recht erhielten, Erbſchaften von den verſtorbenen Verwandten ihrer Kloſterbrüder an ſich zu ziehen, wogegen ein Mönch oder eine Nonne niemals einem Dritten etwas vermachen konnten, ſondern ihr ganzes Erbgut dem Kloſter hinterlaſſen mußten. Ja, die Klöſter nahmen wohl reiche Perſonen als Mönche oder Nonnen auf, um ſie zu beerben, und erlaubten ihnen, nach wie vor außer dem Kloſter zu leben. Wenn man alles dieſes zuſammennimmt, ſo iſt es leicht begreiflich, wie die

Klöſter nach und nach zu großen, einige zu übermäßigen, Reichthümern gelangen konnten. Das Beiſpiel reizte, und ihre Zahl wuchs auf unglaubliche Weiſe. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zur Zeit des zweiten großen Kreuzzuges lebte, gründete allein 160 Klöſter; und einzelne Städte hatten ihrer Hunderte. Das Zudringen zur Aufnahme in dieſelben war außerordentlich; viele ſuchten dieſelbe aus freiem innerm Antriebe; viele, um Lebensunterhalt zu finden; viele endlich, durch ihre Verwandten überredet und gezwungen. Um Letzteres zu verhüten, ſetzten die Kirchengeſetze zwar feſt, daß Niemand durch Gefängniß oder irgend einen andern Zwang zum Gelübde gebracht werden ſollte; ferner, daß immer ein Prüfungsjahr der wirklichen Einkleidung vorausgehen müſſe; endlich daß Niemand vor vollendetem 14ten Jahre als Mönch, oder vor vollendetem 12ten als Nonne, das Gelübde ablegen dürfe; allein dieſes Alter war offenbar noch zu unmündig, und Tauſende haben gewiß das Gelübde abgelegt, ohne zu wiſſen, was ſie thaten. Manche Orden ſetzten auch ein ſpäteres Alter feſt.

Die Beſchäftigungen der Kloſter-Brüder ſollten, nach Benedicts Regel, in ländlicher Arbeit, wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, Unterricht der Jugend, Abſchreiben von Büchern, Krankenpflege, Gebet und gottesdienſtlichen Uebungen beſtehen. Die Lebensweiſe ſollte ſtreng, die Kleidung ſehr einfach, die Nahrung auf das Nothdürftigſte eingeſchränkt ſeyn; häufiges Faſten gehörte zur Heiligung. Spätere Orden, welche jene Regel zum Grunde legten, aber noch ſehr ſchärften, legten ihren Mitgliedern die härteſten Büßungen auf, mit Wachen, Faſten und körperlichen Kaſteiungen. Die Karthäuſer, deren Orden 1084 durch einen Deutſchen, Bruno, vorher Chorherrn zu Rheims, in einem rauhen Felſenthale bei Grenoble gegründet wurde, gehörten zu den ſtrengſten. Ihre Kleidung beſtand nicht nur in einem rauhen, härenen Gewande auf bloßer Haut, wie bei mehreren Orden, ſondern die Regel gebot ausdrücklich, daß es ein ſtechendes ſeyn ſollte; dabei keine Bedeckung des Kopfes, keine Strümpfe oder Schuhe. Sie faſteten wöchentlich dreimal, in den 8 heiligen Wochen genoſſen ſie nichts als Waſſer und Brod, und Fett aller Art, Butter, Oel u. ſ. w. war gänzlich verboten. Die gottesdienſtlichen Uebungen wurden Tag und Nacht nicht unterbrochen, Einſamkeit und finſteres Schweigen erhöhten die Härte der Lebensweiſe. Wer ſollte es glauben, daß trotz dieſer Strenge der Orden, zweihundert Jahre nach ſeiner Stiftung, ſchon 211 Mönchs- und Nonnenklöſter zählte? — Solche Beiſpiele können uns ein Beweis ſeyn, daß der Geiſt des Kloſterweſens jenen Zeiten nicht widerſtreitend, daß er vielmehr aus einem tiefen Bedürfniſſe derſelben entſprungen war, die ſpätere Ausartung deſſelben in weltliche Beſtrebungen und der ganz veränderte Geiſt der Zeiten dürfen das Urtheil der Geſchichte nicht verwirren.

Vorſteher des Mönchskloſters, welchem unbedingter Gehorſam gebührte, war der Abt; ihm zunächſt ſtand der Prior; dann der Dechant, der Kellermeiſter, der Dekonom, der Kantor u. ſ. w. Im Nonnenkloſter waren unter der Aebtiſſin ähnliche weibliche Würden; doch hatte jedes Nonnenkloſter auch einen Prior für den Gottesdienſt, die Predigt, die Beichte u. ſ. w., weil dieſe Geſchäfte einer Frau nicht übertragen werden konnten. Auch Laienbrüder fanden ſich in den Klöſtern, welche, ohne das volle Gelübde der Mönche abgelegt zu haben, die äußeren Geſchäfte verrichteten, damit jene die Klauſur, das iſt den innern, verſchloſſenen Raum des Kloſters, nicht zu verlaſſen brauchten.

Urſprünglich ſtanden die Klöſter, nach alter Ordnung der kirchlichen Verfaſſung, unter den Biſchöfen und Erzbiſchöfen ihres Sprengels, die Aebte wurden von ihnen geweiht, ſie gaben die Bewilligung zur Anlegung von Klöſtern, zu Schenkungen, zu Ankauf und Verkauf von Grundſtücken u. ſ. w. Allein der Ehrgeiz und das Streben nach größerer Unabhängigkeit regte ſich nach und nach auch in den Klöſtern; ſie wollten bald nur vom Papſte abhängig ſeyn, und die Päpſte ſahen es nicht ungern, daß ſich ihr unmittelbarer Einfluß auf dieſe Weiſe vermehrte. So wie die Städte in Deutſchland und Italien ſich von der Herrſchaft der Fürſten frei zu machen ſuchten und nur unter dem Kaiſer ſtehen wollten, ſo ging es mit den Klöſtern in Beziehung auf die Biſchöfe und den Papſt. Auch mit der Weltgeiſtlichkeit, den Pfarrern und Seelſorgern, traten die Klöſter nach und nach in einen ſcharfen Gegenſatz. Anfänglich hatten ſie mit den Geſchäften der Seelſorge nichts zu thun. Bald wandten ſich aber viele Einzelne an ein Kloſter, um dort zu beichten, taufen zu laſſen u. ſ. w. Die Pfarrer beſchwerten ſich darüber und mehrere Päpſte verboten jenen Eingriff in die Sprengel derſelben. Allein im Laufe der Zeit gewannen die Mönche auch in dieſer Hinſicht immer größere Freiheiten durch Begünſtigung von Biſchöfen und ſpäteren Päpſten, und übten meiſtens die Pfarrgeſchäfte in einem weiten Umkreiſe umher aus.

Eine dritte große Ausdehnung ihrer Macht erwuchs daraus, daß vom zehnten Jahrhundert an die, bis dahin einzeln daſtehenden, Klöſter ſich in größere Genoſſenſchaften oder Congregationen vereinigten. Im Jahr 910 entſtanden die Cluniacenſer vom Kloſter Clugny in Burgund aus, durch den heil. Odo; 1018 die Kamaldulenſer durch Romuald; 1086 die Karthäuſer; 1098 die Ciſterzienſer; 1122 die Prämonſtratenſer u. ſ. w. Dieſe Orden erhielten an dem Hauptkloſter einen Mittelpunkt und eine Oberleitung. Alle Klöſter ſchickten ihre Abgeordneten zu den Hauptverſammlungen im Mutterkloſter; hier wurden die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten berathen und Beſchlüſſe gefaßt; der Abt des Mutterkloſters, dem die übrigen Aebte und

Pröpſte Gehorſam gelobten, führte ſie aus, viſitirte die Klöſter, ordnete an, und übte ſo die biſchöflichen Rechte aus.

Die Congregationen waren ſehr mächtige Verbindungen, und gaben dem ganzen Mönchsweſen neue Feſtigkeit und neuen Glanz. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts, alſo 200 Jahre nach der Stiftung der Cluniacenſer, waren dem Mutterkloſter zu Clugny 2000 andere unterworfen; der Abt deſſelben erhielt biſchöfliche Rechte, und ſtellte in allen abhängigen Klöſtern nur Prioren aus ſeinen Mönchen an; er ſelbſt wurde von dieſen gewählt. In Clugny ſelbſt lebten 460 Mönche; und dennoch brauchte keiner von ihnen aus ſeiner Zelle zu weichen, und kein zum öffentlichen Gebrauch beſtimmtes Zimmer brauchte geräumt zu werden, als im J. 1245 der Papſt Innocenz IV. mit mehreren Kardinälen und Biſchöfen, der König von Frankreich, mit Mutter, Schweſter und Bruder, der Kaiſer von Konſtantinopel, die Söhne der Könige von Kaſtilien und Arragonien, alle mit ihrem Hofſtaate, in dieſem prächtigen Kloſter als Gäſte wohnten. — Der Orden der Prämonſtratenſer, vom heil. Norbert von Xanten zu Premontre bei Laon in Frankreich gegründet, — (Norbert wurde nachher Erzbiſchof von Magdeburg, und führte ſeine Regel in den Stiftern zu Magdeburg, Havelberg, Brandenburg u. ſ. w. ein und der Orden verbreitete ſich nach Böhmen und Schleſien,) — zählte 80 Jahre nach ſeiner Stiftung 24 Provinzialen oder Landſchaftsmeiſter, 1000 Aebte, 300 Pröpſte und 500 Nonnenklöſter.

Im Gegenſatz dieſer reichen Orden, welche eben durch ihren Reichthum den Keim der Ausartung und Erſchlaffung ſelbſt gelegt hatten, wurden im Anfange des 13ten Jahrhunderts die Orden der Bettelmönche geſtiftet, deren erſtes Geſetz war, kein feſtes Eigenthum, außer ihren Kloſtermauern, zu erwerben, und ihren Unterhalt durch milde Gaben zu ſuchen. Entſagung, Armuth, Demuth und harte Lebensweiſe ſollten dem Sinne des ganzen Kloſterweſens gemäß, hier ganz einheimiſch und durch keinen verführeriſchen Beſitz geſtört werden. Franz von Aſſiſi, ein Italiener, ſtiftete 1210 den Franziskaner-Orden; Dominikus Guzmann, ein Spanier, 1215 die Dominikaner, welchen nachher vom Papſte beſonders die Inquiſition übertragen wurde; 1238 kamen die Karmeliter, welche im Orient, auf dem Berge Karmel, ihren urſprünglichen Sitz gehabt hatten, nach Europa, und um eben dieſe Zeit, unter Papſt Gregor IX., bildeten ſich, nach Auguſtins Regel, die Auguſtiner. Alle dieſe Orden breiteten ſich ebenfalls ſehr ſchnell aus; ihre rechte Wirkſamkeit fällt aber erſt in die folgenden Jahrhunderte.

Auf ſolche Weiſe hatte ſich das ganze kirchliche Reich in zwei große Hälften getheilt; auf der einen Seite die ganze Kloſtergeiſtlichkeit, auf der andern die Weltgeiſtlichkeit. Beide vereinigten ſich,

zwar in ihren verſchiedenen Stufen, durch ihre Obern, in dem gemeinſchaftlichen Oberhaupte, dem Papſte; allein dennoch war dieſe Theilung der Kirche nicht wohlthätig Neid, Eiferſucht und viele ärgerliche Streitigkeiten ſind dadurch hervorgebracht worden. Die nähere Aufſicht der Biſchöfe hätte die Klöſter in beſſerer äußerer Zucht und Ordnung erhalten können. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zu den Ciſterzienſern gehörte, — die Ciſterzienſer waren die einzigen, die ſich der biſchöfl. Aufſicht nicht entzogen, — ſchreibt: „Der Papſt kann nach ſeiner Gewalt den Biſchof der Aufſicht des Erzbiſchofs, den Abt der Aufſicht des Biſchofs entziehen; aber es ſoll nicht geſchehen, denn die Biſchöfe werden dadurch nur anmaßender und die Mönche zügelloſer. Jede Aufſicht, jede Furcht wird aufgehoben, das Gebäude der Hierarchie, welches in weiſer Ordnung zum Papſte empor ſteigt, wird untergraben. Hinter demüthigen Aeußerungen verſteckt ſich der hochmüthige Sinn der Aebte; ſie plündern die Kirchen, um ſich von der Aufſicht der Biſchöfe loszukaufen, und ſie kaufen ſich los, um dem Gehorſam zu entfliehen, der ihre Zierde ſeyn ſollte. Indem jeder dem Papſte der Nächſte ſeyn möchte, löſt ſich das Ganze auf.“

Im Laufe der Zeit zeigte ſich auch immer, wie die aus innern Beweggründen erwachſene, ihrer Zeit angemeſſene, Stiftung, welche, in den rechten Schranken gehalten, nach wie vor ihre Beſtimmung hätte erfüllen können, ausartete; als die weltlichen Beſtrebungen die geiſtigen gänzlich überwogen, und als die Zahl der Klöſter um das Zehn- und Hundertfache zu groß geworden war. Denn ſo viele wirklich begeiſterte und von allem Weltlichen abgekehrte Gemüther, welche das Kloſterleben befriedigte und wirklich läuterte, waren nicht vorhanden; Tauſende waren wider oder ohne Willen, oder aus niedrigen Beweggründen, in dieſes Leben getreten, welches ſie nun auf immer gefeſſelt hielt. Dieſe Mehrzahl brachte den Keim des Verderbens in die ganze Stiftung. Die Klagen über die Ausartung der Lebensweiſe in den Klöſtern, über Ueppigkeit, Ausſchweifungen und andere Laſter, wurden immer häufiger. Die alte Ehrfurcht vor dieſen Ruheſtätten frommer Andacht, was ſie früher geweſen waren, verſchwand immer mehr. Die Bürger der Städte, die früher durch Schenkungen und Begünſtigungen die Klöſter in ihren Mauern gehoben hatten, wurden jetzt ihre Gegner, als ſie zu weit um ſich griffen, und unter andern Anmaßungen auch die Freiheit von allen ſtädtiſchen Laſten für ſich und ſogar für ihre Handwerker und Arbeiter verlangten. Zwiſchen Fürſten und Adeligen auf einer, und den Klöſtern auf der andern Seite, entſtand ebenfalls Eiferſucht, Streit, Ungerechtigkeit. Zum Schutz gegen äußere Gewalt, und zur Ableiſtung des Reichsdienſtes, mußten die Klöſter einen Schutz- oder Kaſtvogt, meiſtentheils aus dem mächtigen Adel der Gegend, annehmen und ihm dafür eine beträchtliche Abgabe entrichten. Aber zwiſchen dem Vogte und dem

Kloſter entſtanden ſelbſt oft Streitigkeiten, und manches Kloſter wurde von ſeinem eignen Vogte hart gedrückt. Der Streit kam nicht ſelten auch in das Innere der Klöſter; die Mönche lehnten ſich gegen ihre Obern auf, mißhandelten und vertrieben ſie, die Laienbrüder gegen die ganze Kloſtergeiſtlichkeit, und Mord und Blutvergießen befleckten die dem Frieden geweihten Mauern. — So iſt das Loos alles Menſchlichen, wenn es aus den rechten Schranken ſeiner Beſtimmung heraustritt!

Doch fügen wir noch zuletzt die Bemerkung hinzu, daß die getadelten Ausartungen des Kloſterweſens weniger in dem hohenſtaufiſchen Zeitalter, als in den folgenden Jahrhunderten, wo alle Einrichtungen des Mittelalters ihrem Verfalle entgegeneilten, dem Auge ſichtbar werden.

63. Das Fauſtrecht. Die Gerichtsverfaſſung. Die Femgerichte.

Es bleibt uns bei der Schilderung des Mittelalters noch übrig, von demjenigen zu reden, was man ihm zum größten Vorwurfe macht: das iſt der Mißbrauch der Gewalt, um ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, oder gar, auch ohne das mindeſte Recht, zu beleidigen. Man nennt dieſe Zeiten eben deshalb die des Fauſtrechts, weil die Fauſt ſo häufig ſtatt des Wortes entſchied, und Gewalt ſtatt des Rechtes galt. Jeder Fürſt hatte ſeinen befeſtigten Sitz, jeder Ritter ſeine feſte Burg, oft auf unzugänglichem Felſen, jede Stadt ihre ſchützende Mauer; und im Vertrauen auf dieſen Zufluchtsort trotzte ein Jeder den Forderungen des Andern, oft auch, wenn er Unrecht hatte, bis er mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen wurde oder ſelbſt zu Grunde ging. Auf den Ausſpruch des Richters wurde wenig gehört, ſelbſt das kaiſerliche Wort ſehr oft nicht geachtet; und ſo geſchah es, daß während das Reich nach Außen tiefen Frieden hatte, im Innern die heftigſten Kriege, kleine und große, an vielen Orten zugleich wütheten; und daß in dem Zuſtande, den ſie einen ganz gewöhnlichen nannten, jährlich Tauſende in Deutſchland durchs Schwert umkamen. Ein ſolcher Zuſtand dünkt uns greuelvoll, und wir begreifen nicht, wie es noch Einen heitern und fröhlichen Menſchen in ſolchen Zeiten gegeben. Denn nur die gewaltſam und räuberiſch Geſinnten, ſo ſcheint es, hatten die Herrſchaft, und die friedlichen, ruhigen Menſchen lebten in beſtändiger Furcht und Todesangſt. Ein ſo einſeitiges Urtheil jedoch würde wiederum den Geiſt jenes Zeitalters verfehlen; die nähere Betrachtung wird die grellen Farben des Bildes um vieles milder machen.

Der Adelige lebte in den Waffen, war jeden Augenblick bereit, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben; es gehörte zu den Rechten ſeines Standes, ſein Recht in offner Fehde auf Leib und Leben zu verfechten, und eben dazu ritterliche Waffen zu führen, welche

dem nicht Ritterbürtigen verſagt waren. Daher fühlte er ſich nicht aus den Fugen gerückt, wenn er angegriffen wurde; oft war es ihm eine Freude, auf ſolche Weiſe aus der Ruhe geweckt zu werden. Es war eine Ehrenprobe, die er beſtehen ſollte; und wie der Ehre wegen ſelbſt die beſten Freunde in den Ritterſpielen recht ernſthaft eine Lanze mit einander brachen, ſo war umgekehrt bei der ernſthafteſten Fehde, in der beſſeren Zeit des Ritterthums, ſtets die Ehre der leitende Stern. Nicht mit ſolcher Erbitterung und eigentlichem Haſſe, wie in ſpäteren Zeiten, ging man gegen einander in den Kampf, ſondern dieſer war oft nur ein ernſthaftes Waffenſpiel, in welchem die Gegner auf Tod und Leben ihre Kräfte mit einander maßen. Es war ein Gottesgericht, eine offene und kräftige Weiſe, den Streit zu entſcheiden, den Gründe nicht mehr ſchlichten konnten; und in der Entſcheidung ſah man die Stimme des Rechts.

Daß ferner die Städte eben durch die Befehdungen der Fürſten und des Adels zu rechter Entwickelung ihrer Kräfte geweckt wurden, und neben dem Erwerbfleiße den Muth, die Mannestugend und das Gefühl der Bürgerehre entwickelten, haben wir ſchon früher geſehen. Sie hatten ſich, gleich dem Adel, das Fehderecht bewahrt, und führten auch, obgleich mit vielem Widerſpruche des Adels, ritterliche Waffen, ſo viel die Vermögensumſtände eines Jeden es geſtatteten. In der Spannung aller Kräfte lag erhöhtes Lebensgefühl. Wenn der Bürger zu Hauſe war, fand er Sicherheit und Zuverſicht in dem Muthe ſeiner Mitbürger; auf Reiſen ſchützte er ſich, ſo viel wie möglich, durch Waffen und zahlreiches Gefolge.

Der Landbauer endlich litt bei den Fehden freilich am meiſten, und ſein Stand war überhaupt der Unglücksträger in jenem Zeitalter. Der Kampf wurde häufig auf ſeinem Grund und Boden geführt, ſeine Saaten zertreten, und er ſelbſt war wehrlos und nicht einmal der Waffen würdig geachtet, wenn er nicht ein ganz oder doch halb freier Mann war. Allein das ſchützte ihn wieder in vielen Fällen, daß es gegen die Ritterehre gehalten wurde, den wehrloſen Mann zu beſchädigen, und er ſelbſt hatte gewiß darin einen großen Erſatz, daß er mit ſeinen Söhnen nicht in den Krieg zu ziehen brauchte. Dazu war das Unglück viel kleiner an Umfang und ging ſchneller vorüber, als bei unſeren Kriegen; denn was ſind wohl alle jene kleinen Unfälle gegen das unſägliche Elend, welches ein einziger, heutiger, großer Krieg verbreitet!

Auch würden wir ſehr irren, wenn wir annehmen wollten, daß in der Zeit des Fauſtrechts das Recht gar nicht verwaltet, kein Richter beſtellt, kein Gericht gehalten und Alles der Willkühr überlaſſen geweſen ſey. Vielmehr ſchloß ſich das Fauſt- oder beſſer das Fehderecht, ſeinem eigentlichen Sinne nach, als Vollſtreckung der Strafe an die Rechtsverwaltung ſelbſt an. Um dieſes aber ein-

zuſehen, müſſen wir in die Natur des alten deutſchen Gerichtswe-ſens zurückgehen und ſeine Entwickelung im Mittelalter verfolgen.

Das deutſche Gerichtsweſen beruhte, wie jedweder Rechtszuſtand, welcher einer bürgerlichen Gemeinſchaft Ordnung und Beſtehen verſchaffen ſoll, auf dem Grundgedanken, daß Friede zwiſchen allen Gliedern derſelben ſeyn ſoll. Gegen den, welcher durch Mord, Brand, Raub u. ſ. w, den Frieden bricht, — ſo urtheilte die gerade, die raſche That liebende, Natur der Deutſchen, — braucht nicht vor Gericht geklagt zu werden; ſondern der Beleidigte kann Vergeltung an ihm üben, bis er ſich ſühnt durch Wehrgeld oder ſonſtige Sühne. Dieſes uralte Recht des freien Mannes liegt dem geſammten Fehdeweſen zum Grunde. Auf handhafter That, das heißt noch an demſelben Tage, da ſie geſchehen, durfte man ſich jedes Friedebruchs mit Gewalt erwehren, und ſpäterhin, da das Fehderecht weiter ausgebildet war, auch nach vorhergegangener dreitägiger Ankündigung die Strafe dafür ſelbſt üben. Wenn ſich aber der Beleidiger zu Ehren und Rechte, das heißt zu gerichtlicher und gütlicher Ausgleichung erbot, ſo fand gegen ihn keine gerechte Fehde ſtatt.

In den früheren Zeiten des germaniſchen Alterthums, wo jedes Gericht unmittelbar auf dem kräftigen Gemeindeverbande aller freien Männer beruhte, gab es kein anderes Gericht, als das Volksgericht, welches der Graf mit der Gemeinde ſeines Gaues, der Centgraf mit der Hundrede, und der Dekanus mit der Dekanie, dem einzelnen Dorfe, hegte. Regelmäßig hielt jeder Richter zu gewiſſen Zeiten des Jahres ſein echte Ding. Jeder Gerichtspflichtige mußte erſcheinen, die Klagen wurden angebracht, von dem Richter das Urtheil der Gemeinde gefordert, und was dieſe durch ihren, vom Richter aufgerufenen, Sprecher erklärte, das ſprach jener als Urtheil aus. Alſo die Gemeinde fand das Recht, welches dadurch auch für folgende ähnliche Fälle Geſetz wurde, und jeder freie Mann nahm an der Rechtsfindung Theil. Durch Karl den Großen wurden erſt beſtimmte Schöffen eingeführt, die jederzeit zur Urtheilsfindung im Gerichte zu erſcheinen verpflichtet waren. — Wenn der Verurtheilte dem Urtheil den Gehorſam weigerte, ſo hatte der Richter die Pflicht auf ſich mit der Folge der ganzen Gerichtsgemeinde daſſelbe zu vollſtrecken. Dies ganze Gerichtsweſen beruhte auf gleichmäßiger Kraft der Einzelnen und feſtem Verbande der Gemeinde. Karl der Große wußte durch ſein Anſehen jene Ordnung noch kräftig aufrecht zu halten und die Selbſthülfe zu verhindern. Unter ihm wurde von keiner Fehde gehört. Aber ſchon Ludwig der Fromme gab mit ſeinen Söhnen im Großen das Beiſpiel der Gewalthätigkeit, und unter den ſpätern Karolingern verfiel die Gewalt der Grafſchaft, als Gerichtsbehörde, und mit ihr die Kraft des Gemeindeweſens, immer mehr; denn auf der einen Seite entzogen ſich kirchliche Stifter, Klöſter und der hohe Adel mit ihren Dienſt-

mannen und Hinterſaſſen, durch beſondere Privilegien ſowohl dem echte Ding (Gemeindegerichten), als auch der Pflicht, Ungehorſame zur Befolgung des Richterſpruchs anzuhalten; und auf der andern Seite wurde überhaupt das Gleichgewicht des Gemeindeweſens durch das Uebergewicht der Fürſten, Grafen und Herren zerſtört. Da war eine höhere Macht eines Einzelnen erforderlich, um die Kraft der Gerichte wieder herzuſtellen. Dieſe Macht lag im Herzogthum. Seit die erſten ſächſiſchen Kaiſer, Heinrich und Otto, das Herzogthum zu ſeiner rechten Bedeutung erhoben hatten, war auch der Rechtszuſtand wieder mehr befeſtigt, der Herzog konnte den Gerichtsſprüchen durch das Aufgebot ſeines Sprengels und ſeiner eigenen Dienſtmannen die gebührende Achtung verſchaffen.

Die erſten ſaliſchen Kaiſer arbeiteten zwar ſchon wieder dahin, das Herzogthum zu ſchwächen und der kaiſerlichen Gewalt mehr unmittelbaren Einfluß auf Alles zu verſchaffen; allein eben in dem perſönlichen Anſehen dieſer kräftigen Kaiſer fanden auch Recht und Ordnung ihre Stütze. Aber die lange, unglückliche Regierung Heinrichs IV. gab wieder das Recht aller Gewaltſamkeit preis, da der Kaiſer ſelbſt in ſteter Fehde mit den Sachſen, mit ſeinen Gegenkönigen, und endlich mit ſeinen eigenen Söhnen lebte.

Die meiſten Hohenſtaufen hatten zwar Anſehen und perſönliche Kraft genug, aber dieſe Kraft war gegen Italien gerichtet; in Deutſchland konnte die Neigung zur Selbſthülfe um ſo mehr überhand nehmen, da die Macht des Herzogthums durch die Eiferſucht der Kaiſer, namentlich Friedrichs I., gebrochen war. Die Kaiſer ſuchten nun zwar ſich ſelbſt mehr unmittelbar an die Spitze des Gerichtsweſens zu ſtellen und durch die Inhaber deſſelben, die Fürſten und Grafen, zu wirken; Friedrich I. ſtiftete zu dem Ende 1187, und Friedrich II. 1235 ihre Landfrieden; allein die Verwirrung der fürſtlichen Rechte und Gebiete war ſchon zu groß, die einzelnen Fürſten und Herren bekämpften ſich ſelbſt in beſtändigen Fehden, welche durch Friedrichs I. Geſetz noch mehr ein rechtmäßiges Anſehen erlangt hatten, wenn ſie nur drei Tage vorher angekündigt waren; und ſo fand auch der einzelne Ritter immer mehr Gelegenheit, ſich gegen die Gerichtsgewalt ſeines Oberherrn ſicher zu ſtellen.

Aus einem ſolchen Zuſtande mußte ſich die Rechtsweigerung und die Fehde als regelmäßiges Verhältniß ausbilden, während ſie in früherer Zeit, bei größerer Kraft der Verfaſſung, nur Ausnahme geweſen war. Die Unordnung nahm überhand zur Zeit des Interregnums. Der edle Geiſt der Ehre und Tugend, der unter den Hohenſtaufen noch herrſchte, verſchwand auch immer mehr aus dem Ritterthum, die rohe Gewalt wurde immer verderblicher und drückender.

Mehrere der Kaiſer, welche der nächſte Abſchnitt unſerer Geſchichte nennen wird, haben daran gearbeitet, dieſen Uebeln zu

ſteuern; **Rudolph von Habsburg** erneuerte auf mehreren Reichstagen den Landfrieden und ſuchte denſelben durch **Verbindungen** einzelner Gegenden, z. B. von Weſtphalen, Niederſachſen, Thüringen, Heſſen, Baiern und Schwaben, zu verſtärken. Es war dieſes ein neues Mittel, dem Reichszuſtande Kraft zu geben, nachdem die alte Grafſchaft, das Herzogthum, und ſelbſt die kaiſerliche Gewalt nicht hatten ausreichen wollen. Allein wo viele kleine Herren waren, da dienten auch dieſe Verbindungen nur gar zu leicht dem Parteigeiſte und dadurch der Ungerechtigkeit. Die weltlichen Großen und Ritter benutzten ihre Bündniſſe, beſonders im ſüdweſtlichen Deutſchland, zur Bekämpfung der mächtig gewordenen Städte, welche auch unter ſich ihre Bündniſſe geſchloſſen hatten. Dazu kamen ſtreitige Kaiſerwahlen und Erbfolgeſtreitigkeiten in mehreren Ländern, in der Mark, Lüneburg, Heſſen, Tyrol u. ſ. w., wodurch der Adel ein größeres Gewicht erhielt und ſich den Gerichten entziehen konnte. Der Kaiſer **Wenzel** und ſeine Nachfolger ſuchten jene Bündniſſe und Landfrieden in einen **Reichsfrieden** zu vereinigen und eine oberſte Gewalt herzuſtellen, aber vergebens. Erſt mit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, als der Adel ſich ſich immer mehr der Gewalt der Landesherren unterwerfen mußte, und überhaupt die Kraft des Ritterthums durch die Entwickelung einer neuen Zeit gebrochen war, wurde endlich durch den **allgemeinen Landfrieden** Maximilians die Herrſchaft des Rechtes auf dauernden Grundlagen errichtet.

Ueber **die Form des Gerichtsweſens und der Geſetze** im Mittelalter merken wir uns ebenfalls die Hauptzüge. — Urſprünglich war nur in dem Gerichte der eigentlichen Grafſchaft im Namen des Königs, oder **unter Königsbann**, die obere Gerichtsbarkeit über Grundeigen, Leibeigen und Leben ausgeübt. In den Centgrafſchaften (die in Niederſachſen und Weſtphalen Gogerichte hießen), galt nur niedere Gerichtsbarkeit; es erſchien vor ihnen aber auch kein edler (ſemperfreier) Mann; denn durch das ganze Mittelalter herrſchte der Grundſatz, daß ein jeder, in welchem Range er ſtand, nur von der Genoſſenſchaft, in welche er gehörte, von ſeines Gleichen, gerichtet werden konnte; ſo wie überhaupt die Rechtfindung durch die Gemeinde, vom Höchſten bis zum Kleinſten, die Grundlage aller deutſchen Verfaſſung blieb. Der Kaiſer mochte kein Urtheil ſprechen, das ihm nicht Fürſten und Herren gefunden hatten, und in der Bauerngemeinde, in der Zunft der Bürger, ſelbſt an den Höfen der Herren unter Lehnmannen und Hörigen, konnte kein Herr, keine Obrigkeit, irgend ein willkürliches Recht ſprechen; es mußte von der Gemeinde gefunden ſeyn. Dadurch blieb das Recht lebendiges Eigenthum des Volkes, es bildete ſich, durch Gewohnheit und Herkommen, aus dem Zuſtande deſſelben hervor; ja, man fürchtete ſich ſogar vor geſchriebenen Geſetzen, weil dieſe das Recht bald in die Hände der **Rechtsgelehrten** brin-

gen. Nach geſchriebenenem Geſetze, und zwar nach dem römiſchen, lebte nur die Kirche. Wo außerdem einzelne geſchriebene Rechte ſich fanden, Privilegien, Weisthümer, Rechtsbriefe für Städte, oder im Landrecht für einzelne Länder, da waren ſie, in ihrer Unvollſtändigkeit, doch nicht Geſetze in unſerm Sinne, d. h. Quelle des Rechts, ſondern nur Zeugniſſe über das im Volke lebende Recht.

Eine größere Sammlung deutſcher Rechte legte erſt zwiſchen 1215 und 18 ein ſächſiſcher Edelmann, Epke oder Eike von Repgow, an, welche unter dem Namen des Sachſenſpiegels bekannt iſt. Es war eine bloße Privatarbeit; aber weil die Sammlung vollſtändiger war, als die übrigen ſogenannten Geſetze, und als Zeugniß über das geltende Recht denſelben Werth hatte, als jene, ſo kam ſie auch nach und nach in allgemeine Geltung, beſonders im 14. und 15. Jahrhundert. Der Verfaſſer benutzte das römiſche Recht ſo gut als gar nicht, und richtete ſich weder in Form noch Stoff nach demſelben; aber die ſpäteren Ueberarbeiter brachten mehr aus dem römiſchen und kanoniſchen Rechte hinein. Zu den ſpäteren Bearbeitungen gehört der ſogenannte Schwabenſpiegel und das Kaiſerrecht, welches letztere vorzüglich die Lehnsverfaſſung enthält.

Das römiſche Recht iſt offenbar zuerſt durch die Kirche in Deutſchland eingeführt und in den kirchlichen Gerichten gebraucht. Im 15ten Jahrhundert fing man auch zuerſt an, in ſtädtiſchen Gerichten ſich auf daſſelbe zu berufen. Das wiedererwachte Studium des römiſchen Alterthums überhaupt brachte auch die römiſchen Geſetzbücher in allgemeine Achtung, beſonders auf den Univerſitäten, und man fing an, in zweifelhaften Rechtsfällen, wie von andern Obergerichten, ſo auch von den Doctoren der Univerſitäten Rechtsbelehrungen einzuholen. Welchen Einfluß die allmälige Einführung des römiſchen Rechts auch auf die öffentlichen Angelegenheiten Deutſchlands gehabt hat, werden wir im weiteren Laufe der Geſchichte ſehen.

Hier betrachten wir noch, ehe wir die Schilderung des Gerichtsweſens im Mittelalter ſchließen, eine der allermerkwürdigſten Erſcheinungen deſſelben, nämlich:

Die Vehm- oder Femgerichte *), welche ſich in Weſtphalen ausbildeten, und einen tiefen Blick in das Weſen jener Zeit thun laſſen. Doch müſſen wir gleich im Voraus bemerken, daß wir dabei, des Zuſammenhanges wegen, auch in die Geſchichte des nächſten Zeitraumes vorgreifen müſſen.

In Weſtphalen nämlich war die Landeshoheit der Fürſten und Herren durchgehends auf die Gogerichte (die alte Centgrafſchaft) ge-

*) S. Wigands vortreffliches Werk über das Femgericht Weſtphalens Hamm, 1825.

gründet. Aber auch die alte Grafſchaft, als oberes königliches Gericht, hatte ſich erhalten, wenn gleich in großer Zerſtückelung. Unter der Grafſchaft ſtanden nur die Geſchlechter des hohen Adels und die Ueberreſte der alten freien Grundbeſitzer, die nicht in die Dienſtmannſchaft von Herren gekommen waren; und aus dem Kreiſe dieſer konnten auch nur die Schöffen bei dieſen Gerichten ſeyn, welche deshalb Freiſchöffen, ſo wie die Gerichte ſelbſt Freigerichte oder Freigrafſchaften genannt wurden.

Da das Recht der Freigerichte ſich urſprünglich an die alten Bezirke und Dingſtätten des Grafengerichts knüpfte, an die Freiſtühle, ſo hieß nun derjenige Fürſt, Herr, Graf, Ritter, Stadt u. ſ. w., der als Gerichtsherr einen ſolchen Gerichtsbezirk beſaß, — denn die Landesherren betrachteten die in ihrem Gebiete liegenden Freiſtühle als zu demſelben gehörig, wenn gleich nur als Lehen des Reiches, — der Stuhlherr, und hatte dafür zu ſorgen, daß an ſeinen Stühlen ordentlich gerichtet wurde. Er ſetzte zu dem Ende einen Freigrafen, dem alsdann der Kaiſer, oder der Herzog und nach dem Falle Heinrichs des Löwen der Erzbiſchof von Köln als Erbe des Herzogthums in Weſtphalen, den Königsbann verlieh. Der Freigraf ſtand zum Stuhlherrn im Verhältniß des Richters zum Gerichtsherrn; die Freiſchöffen aber waren nicht Diener des Richters, ſondern ſie bildeten die alte richtende Gemeinde, und der Freigraf war nur der Vorſitzer, der auf Ordnung hielt. Alle gegenwärtigen Freiſchöffen konnten auf Theilnahme am Gericht Anſpruch machen; unter ſieben durften ihrer nicht ſeyn; waren aber zu viele, daß ſie nicht alle unmittelbar Theil nehmen konnten, ſo bildeten die übrigen die Zuhörer oder den Umſtand, deren in der ſpäteren glänzendſten Zeit der Gerichte, bei wichtigen Gelegenheiten, Hunderte, ja Tauſende geweſen ſeyn ſollen. Außerdem hatte jeder Freigraf ſeine Gerichtsdiener, welche Fronboten hießen, und wirkliche Diener, nicht Theilnehmer des Gerichts waren.

Der oberſte Freiſtuhl war zu Dortmund, weil die Stadt eine freie Stadt des Reiches war und keine Stuhlherrſchaft eines Landesherrn anerkannte, auch wohl wegen des Alters und Ruhmes ihres Gerichts; vielleicht auch nach uralten, ſchon zu Karls des Großen Zeit erlangten Privilegien. Er hieß der Spiegel, oder auch die kaiſerliche Reichskammer. In Dortmund kamen jährlich alle Freigrafen zum General-Kapitel zuſammen, fanden Weisthümer (Rechtsgrundſätze,) übten Aufſicht und beſtätigten oder verwarfen Urtheile einzelner Freigerichte, wenn Appellation eingelegt war.

Aus der Entſtehung der Freigerichte aus dem alten Grafengericht ergiebt ſich ſchon, daß dieſelben ſowohl über die gewöhnlichen Rechtsſtreitigkeiten in ihrem Bezirke, welche wir zur bürgerlichen Gerichtsbarkeit rechnen, als über die peinlichen Sachen, die ein Verbrechen vorausſetzen, richten konnten. Doch war dieſer letzte Theil ihrer Beſtimmung der wichtigſte und wurde es immer mehr

im Laufe der Zeit, weil die Gewaltthätigkeiten Hoher und Niederer ſie aufforderten, dem Hange zu ſchweren Vergehungen gegen Eigenthum, Leben und Ehre ihre ganze Kraft entgegenzuſtellen. Und da ſie im Namen des Kaiſers, unter Blutbann richteten, ſo glaubten ſie in allen peinlichen Sachen ihre Gerichtsbarkeit bald auch über die Gränzen Weſtphalens hinaus auf jeden, der vor ihnen belangt wurde, ausdehnen zu können, um ſo mehr, da man kaum vor einem andern Gerichte des Reichs ſein Recht finden und daſſelbe gegen den Angeklagten durchſetzen konnte. Ja, es gab am Ende keine, ſelbſt bürgerliche, Streitſache mehr, die nicht vor ihre Entſcheidung gebracht werden konnte, wenn ſich nämlich der Angeklagte weigerte, ſeinem Kläger zu Ehren und Recht zu ſtehen, denn er wurde nun ein wirklicher Verbrecher gegen die Heiligkeit des Rechts.

So dehnte ſich beſonders im 14ten und 15ten Jahrhundert die Gewalt der Freigerichte über alle Theile Deutſchlands, ja, bis nach Preußen und Liefland aus, obgleich der deutſche Ritterorden, als ein geiſtlicher Orden, durch kaiſerliche und päpſtliche Privilegien von der Gerichtsbarkeit der Feme ausgenommen war und ſeine Unterthanen, meiſtens auch mit Erfolg, dagegen zu ſchützen ſuchte. Alle Klagen, auch aus den entfernteſten Gegenden, mußten vor einem weſtphäliſchen Freiſtuhle angebracht werden, und auf weſtphäliſchem Boden, (auf rother Erde nennt es der gerichtliche Sprachgebrauch,) mußte der Beklagte erſcheinen. Außer Weſtphalen durfte kein Freiſtuhl beſtehen und als Kaiſer Wenzel es verſuchte, dergleichen in Böhmen einzurichten, erklärten die Freigrafen die Theilnahme an einem ſolchen Freiſtuhle für todeswürdig. Eben ſo ſollten urſprünglich nur Weſtphalen, und zwar nur die alten gebornen Freiſchöffen oder Stuhlfreien, die Richter im Freigerichte ſeyn; allein im 13ten Jahrhundert wurde es Gebrauch, auch andere freie, unbeſcholtene und ehrenwerthe Männer zu Schöffen anzunehmen; und ſo wie die Gerichte ſelbſt ihre Gerichtsbarkeit über die Gränzen Weſtphalens ausdehnten, wurden auch freie Männer aus allen Ländern deutſcher Zunge, Freiſchöffen, — und Fürſten und Grafen, Ritter und Bürger drängten ſich zu dieſer Ehre, um an den Privilegien der Freiſchöffen Theil nehmen zu können. Ein Freiſchöffe konnte nur vor einem Freigerichte belangt werden, und ſeinem Worte und Eide wurde ein großes Gewicht beigelegt. Aber man war auch ſehr vorſichtig bei der Wahl eines Freiſchöffen; er mußte darthun, daß er frei und ehelich geboren, nicht mit Miſſethat berüchtigt und vollkommen an ſeinem Rechte ſey, und darüber zwei Freiſchöffen zu Bürgen ſtellen. Nur in Weſtphalen durfte die Aufnahme geſchehen, ſelbſt der Kaiſer durfte nur auf rother Erde Freiſchöffen machen an den Freiſtühlen. Sie hatten unter ſich eine uralte heimliche Loſung und Schöffengruß, woran ſie ſich erkannten; davon, oder vielleicht auch von ihrer Rechtskunde, wurden ſie Wiſſende

genannt, und Jemanden wiſſend machen hieß daher, ihn unter die Schöffen des Freigerichts aufnehmen.

Selbſt Kaiſer unterwarfen ſich dieſer Aufnahme. Im Jahr **1429** wurde Kaiſer Sigismund am Freiſtuhl zu Dortmund feierlich unter die Wiſſenden aufgenommen. Wir können in dieſer glänzendſten Zeit der weſtphäliſchen Gerichte, da faſt alle Fürſten und ritterlichen Männer Freiſchöffen wurden, die Verbindung derſelben als einen wirklichen Bund über ganz Deutſchland betrachten, der in der Zeit, wo die übrigen Gerichte ihre Kraft verloren hatten, einzig der rohen Gewalt des Verbrechens einen Damm entgegenſetzte. Ein feierlicher Eid hielt alle Mitglieder gebunden, und ſie durften nicht einmal in der Beichte ein Geheimniß der Feme entdecken. Geiſtliche ſelbſt wurden nicht aufgenommen.

Den nichtwiſſenden Mann zog man urſprünglich nicht ſogleich vor das geſchloſſene Freigericht, ſondern vor das alte Gemeindegericht, das echte Ding; aber es waren dieſelben Perſonen, die daſſelbe bildeten; nur waren die Formen weniger ſtreng und jedermann konnte dabei zugegen ſeyn. Erſchien der Geladene aber nicht, ſo zog man ihn vor das geſchloſſene oder heimliche Gericht, ſo genannt, weil dabei nur Wiſſende erſcheinen durften. Ein Nichtwiſſender, der hier ſich einzuſchleichen wagte, wurde ſofort gehenkt. Der Name heimlich heißt hier alſo nur ſo viel als geſchloſſen, und deutet nicht auf furchtbare Geheimniſſe, welche das Licht der Sonne hätten ſcheuen müſſen.

Eben ſo iſt es eine Fabel, daß die Freigerichte in der Nacht, in Wäldern, Felſenhöhlen und unterirdiſchen Gewölben gehalten ſeyen, — (wenn dies auch in ſpäteren Zeiten, da dieſe Gerichte ſchon ausgeartet waren, in einzelnen Fällen einmal geſchehen ſeyn mag,) — ſondern der Malplatz war die uralte Gerichtsſtätte der Grafen, meiſtens auf Bergen und Anhöhen, wo man das Land überſah, unter dem Schatten einiger Linden, beim Lichte der Sonne. Der Freigraf beſtieg den Stuhl; vor ihm lag das Schwert, das Zeichen der höchſten Gerichtsbarkeit, zugleich durch die Form ſeines Griffes das Kreuz Chriſti darſtellend, und die Wyd oder der Strick, als Zeichen des Rechts über Leben und Tod. Dann hegte und ſchloß der Graf das Gericht, d. h. er berief die Schöffen um ſich und ließ den Platz von den Gerichtspflichtigen, dem Umſtand, umgeben. Dieſe mußten mit entblößtem Haupte ſtehen und durften weder Waffen noch Harniſch tragen. Mit dem Ausſpruch des Richters, daß das Gericht gehegt werde, wurde Friede gewirkt und geboten zum erſten, zum zweiten, zum dritten Mal. Von nun an herrſchte tiefe Stille; Keiner wagte Geſpräch oder gar Streit, denn er verging ſich am Gerichtsfrieden. Der Geladene, welcher ebenfalls unbewaffnet erſcheinen mußte, von ſeinen Eideshelfern begleitet, wenn er deren hatte, trat vor. Die gegen ihn erhobene Klage wurde ihm vom Richter vorgehalten. Schwor er den geſetzlichen

Reinigungseid auf das Kreuz des Schwertes, ſo war er frei. „Dann ſoll er einen Kreuzpfennig nehmen, ſagt ein altes Weisthum, ihn vor den Grafen werfen, ſich umkehren, und ziehen ſeine Straße. Wer ihn dann antaſtet, das wiſſen alle Freien wohl, der hat des Königs Frieden gebrochen.“ — So war das alte Verfahren mit den ächten Freiſchöffen, welche beſondere Vorrechte genoſſen, und denen man ſtrenge Liebe der Wahrheit und der Ehre zutraute. Mit andern, als Schöffen, oder auch in ſpäterer Zeit, ſcheint jene einfache, gerade Weiſe verändert zu ſeyn, denn wir leſen in andern Weisthümern, daß der Ankläger den Reinigungseid des Beſchuldigten mit drei Eideshelfern widerlegen, dieſer dagegen mit ſechs auftreten, der Ankläger dieſen **14** entgegenſetzen, und der Angeklagte endlich mit **21** ſich frei ſchwören konnte, welches das höchſte Zeugniß war. — Bekannte der Beklagte die angeſchuldete That, oder wurde er vom Kläger durch Eid und Eideshelfer überführt, ſo ſprachen die Schöffen das Urtheil. War es die Todesſtrafe, ſo wurde ſie auf der Stelle vollzogen. Der Verbrecher wurde an den nächſten Baum gehenkt. Gelindere Strafen waren Landesverweiſung und Geldbuße.

Erſchien der Angeklagte aber auf dreimalige Ladung nicht im Gericht, und konnte auch binnen verſtatteter Friſt keinen hinreichenden Grund ſeines Ausbleibens vorbringen, ſo wurde er als geſtändig ſeines Unrechts, oder als einer, der Frieden und Recht verachte und ſich ſelbſt aus demſelben ſetze, betrachtet, und es wurde die Feme über ihn ausgeſprochen, das iſt die Acht des Freigerichts, welche der Verurtheilung gleich galt. Von dieſer Acht haben dieſe Gerichte den Namen Femgerichte erhalten.

Furchtbar lautete der Spruch des Grafen:

„Da nun von mir verklagt, verfolgt und verwunnen iſt N., der ſich ſchreibt u. ſ. w., den ich um ſeiner Miſſethat willen habe heiſchen und laden laſſen, und in der Bosheit ſo verhärtet iſt, daß er nicht Ehre noch Rechts pflegen will, und das höchſte Gericht des heiligen Reichs verſchmähet, ſo verfeme ich ihn hier von Königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht iſt und Königsbann gebietet, und ſetze ihn aus dem Frieden und Rechten und Freiheit, ſo er je hatte, ſeit er aus der Taufe gezogen wurde, in Königsbann und Wette, in den höchſten Unfrieden. Und ich weiſe ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menſchen zu Troſt gegeben und gemacht hat, und weiſe ihn forthin echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, ſicherlos, mißthätig, fempflichtig, leiblos, alſo daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem andern verfemten und verweiſeten Manne thut. Und er ſoll nun forthin unwürdig gehalten werden und keines Gerichts und Rechts genießen, und keine Freiheit noch Geleit haben in keinen Schlöſſern noch Städten, außer an geweihten Stätten. Und ich vermaledeie hier ſein Fleiſch und ſein Blut, auf daß es nimmer zur Erde beſtattet werde

der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weiſe ſeinen Hals dem Rape (Stricke,) und ſeinen Leichnam den Vögelu und den Thieren in der Luft, die Seele aber unſerm lieben Herrgott, wenn ſie derſelbe zu ſich nehmen will."

Nach einigen Gewohnheiten mußte der Graf, nachdem er einen Strick, über ſich weg, aus den Schranken des Gerichts geworfen hatte, dieſe Worte dreimal ausſprechen und jedesmal mit ſämmtlichen Schöffen ausſpeien, wie es Sitte war, wenn einer wirklich gerichtet wurde. Der Name des Verurtheilten wurde in das Blutbuch geſchrieben. Dann nahm der Freigraf wieder das Wort und ſagte:

„Ich gebiete allen Königen, Fürſten, Herren, Rittern und Knappen, allen Freigrafen und allen freien echten Schöffen, nnd allen denjenigen, die dem heiligen Reiche zugehören, daß ſie dazu helfen mit voller Macht, daß über dieſes verfemten Mannes Leib gerichtet werde, als des heiligen Reichs heimlicher Acht Recht iſt. Und ſie ſollen das nicht laſſen um Lieb noch um Leib, um Freund noch um Verwandte, noch um keines Dinges in all dieſer Welt."

Der Verfemte war nun im Zuſtande des zum Tode verurtheilten Verbrechers, auf den nur die Vollſtreckung lauerte. Wer ſich ſeiner annahm, ja ihn nur warnte, wurde ebenfalls vor das Gericht des Freigrafen gezogen. Durch einen furchtbaren Eid und bei ſchwerer Todesſtrafe waren die Theilnehmer des Gerichts verpflichtet, die Feme, die gegen jemanden ergangen war, zu hehlen, d. h. keinem andern, als einem Wiſſenden bekannt zu machen; ja, wäre der Verfemte Vater oder Bruder geweſen, er durfte nicht gewarnt werden. Dazu war jeder Wiſſende, dem das Urtheil glaubhaft kund gethan wurde, verbunden, daſſelbe vollſtrecken zu helfen. Es wurde gewöhnlich dem Kläger ein Achtsbrief, mit dem Siegel des Freigrafen und von ſieben Freiſchöffen, eingehändigt, um damit den Schuldigen zu verfolgen; aber auch das eidliche Wort von drei Schöffen reichte hin, die Feme zu bekräftigen. Wo der Verfemte gefunden wurde, im Hauſe oder auf der Straße, oder draußen im Walde, wenn die Diener des heimlichen Gerichts ſeiner habhaft werden konnten, wurde er an dem nächſten Baume oder Pfoſten aufgehenkt. Zum Zeichen, daß er von der heiligen Feme gerichtet und nicht etwa von Räubern gemordet ſey, ließen ſie ihm Alles, was er an und bei ſich trug und ſteckten ein Meſſer neben den Hingerichteten. Ja, den Schöffen des heimlichen Gerichts wurde ſogar das Recht beigelegt, jeden auf handhafter That ertappten Miſſethäter auf der Stelle, ohne Gericht, am nächſten Baume aufzuhenken, wenn ſie nur, den Geſetzen der Ehre getreu, nichts von dem nahmen, was ſie bei ihm fanden, und das Femzeichen zurückließen.

Wir erſtaunen, wenn wir dieſe furchtbare Macht des Schöffen=Bundes bedenken, und begreifen zugleich, wie ſich im Munde des Volkes die wunderbarſten Sagen über das heimliche Gericht, deſſen Name ſchon die Einbildungskraft aufregen mußte, über ſeine nächtlichen Zuſammenkünfte, die geheimnißvollen Gebräuche bei der Aufnahme der Wiſſenden, bei dem Hergange des Gerichts, und bei der Verdammung und Hinrichtung des Verurtheilten, erhalten haben. Schon die hiſtoriſche Wirklichkeit iſt ſtaunenswerth genug. Ein Bund vieler tauſend Männer durch ganz Deutſchland, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, wenn er nur ein freier Mann war, — wir finden Beiſpiele, daß gemeine freie Männer, Handwerker und Bürger, die Würde eines Freigrafen bekleideten, und Fürſten und Ritter ſich nicht ſcheuten, als Schöffen unter ihrem Vorſitze zu richten; — ein ſolcher Bund, deſſen Mitglieder ſich durch geheime Zeichen erkannten und durch feierlichen Eid verpflichtet waren, einander beizuſtehen, welcher richtete und ſtrafte im Namen von Kaiſer und Reich, welcher den Verbrecher, wenn auch erſt nach Jahren, in ſeinen geheimſten Schlupfwinkeln erreichte, keiner Rechenſchaft unterworfen, wenn nur das ſchauerliche Meſſer ſeinen Arm bezeugte; — welche Kraft hatte dieſer Bund gegen die Schlechten, welche Stütze konnte er ſeyn dem Frieden und dem Rechte im Reiche! Der Fürſt oder Ritter, der ſich dem Spruche der kaiſerlichen Hofgerichte leicht entzog, und hinter ſeinen feſten Mauern ſelbſt dem Kaiſer trotzte, er mußte erbeben, wenn der Ruf der Freiſchöffen durch die Stille der Nacht an ſeinem Burgthor erklang, und wenn ein Freigraf ihn an die alten Malplätze, unter die Linde, an eines Flüßchens Ufer, auf weſtphäliſchen Boden lud *)!

Und daß die Macht der Freigerichte nicht etwa durch die Furcht vor ihnen in der Sage vergrößert und in der Wirklichkeit vielleicht doch unbedeutend geweſen ſey, beweiſen hundert durch Urkunden und Zeugniſſe belegte Beiſpiele, daß, Fürſten, Grafen, Ritter und angeſehene Bürger der Städte von den Schöffen des heimlichen Gerichts ergriffen worden ſind.

*) Wir holen über die Ladung hier noch nach, daß ſie in der Regel durch zwei Schöffen geſchah, welche den Ladebrief des Freigrafen überbrachten. Konnten ſie den Beklagten nicht ſelbſt treffen, weil er in einer Stadt oder Burg war, wo ſie kein ſicheres Geleit hatten, ſo durften ſie die Ladung auch bei Nacht verrichten. Sie ſteckten den Brief mit einem Königspfenning in den Riegel des Burgthores, ſchnitten drei Spähne aus demſelben, um ſie dem Freigrafen zum Wahrzeichen zu bringen, und riefen dem Wächter dann zu, daß ſie ſeinem Herrn einen Brief mit einer Königsurkunde in den Grendel geſteckt hätten. War der Beklagte ein Landſtreicher und wußte man nicht, wo er ſeinen Aus= und Eingang hatte, ſo verbotete man ihn auf vier Kreuzwegen, d. h. man ſteckte die Ladungen nach allen vier Weltgegenden auf und legte zu jedem Briefe eine Königsmünze. — Von dieſen aufgeſteckten Ladebriefen kommt vielleicht der Name Steckbrief.

So große Gewalt jedoch in Menſchenhände gelegt, ohne die Schutzwehr der Oeffentlichkeit und Verantwortung, konnte nicht lange Zeit ohne Mißbrauch bleiben. Bei der großen Ausdehnung des Bundes konnte es nicht fehlen, daß nicht auch Unwürdige aufgenommen wurden, welche die ihnen anvertraute Gewalt zur Befriedigung ihrer Leidenſchaft und Rache mißbrauchten. Schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts wurden harte Klagen von vielen Seiten des Reichs, beſonders von Geiſtlichen, gegen die Freigerichte erhoben, und noch mehr als dieſe Beſchuldigungen über einzelne Vorgänge ſtrebte der ganze Geiſt der neuen Zeit ihnen entgegen. Die Gewalt der Landesherren hatte ſich immer mehr gehoben und befeſtigt, ſie konnten es nicht ertragen, daß ihre Unterthanen durch ein fremdes, wenn auch urſprünglich kaiſerliches, Gericht ſollen gerichtet werden. Es entſtanden Bündniſſe von Fürſten, Städten und Rittern gegen die weſtphäliſchen Gerichte; und als nun der ewige Landfriede, das Reichskammergericht und eine neue peinliche Gerichtsbarkeit eingeführt, die Rechtsgelehrſamkeit an die Stelle der Kunde alter Gewohnheitsrechte getreten war, als die Verbrechen gegen den Landfrieden und die Rechtsverweigerung aufhörten, da erloſch die Gewalt der heimlichen Gerichte, ohne förmliche Aufhebung, von ſelbſt, und ihr Ende läßt ſich eben ſo wenig als ihr Anfang an ein beſtimmtes Jahr knüpfen *).

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolph von Habsburg bis Karl V. 1273—1520.

Die Quellen der Geſchichte dieſes Zeitraumes ſind wieder dürftiger als die der reichen hohenſtaufiſchen Zeit, mehr Specialchroniken als allgemeine Geſchichtsbücher, meiſt ohne höhere Auffaſſung der Begebenheiten; noch ſind die meiſten derſelben in lateiniſcher Sprache abgefaßt. Zuerſt ſind die allge-

*) Im 16ten Jahrhundert kämpften ſie noch um ihre Vorrechte; im 17ten dauerte der Kampf, aber ſchwächer, nur noch in Weſtphalen fort; im 18ten kommen nur noch einzeln ſtehende Spuren, die Ruinen der Vergangenheit, von ihnen vor; aber noch immer lebt ihr Andenken und ſelbſt ihre alte Loſung in einigen Gegenden Weſtphalens im Munde des Landmanns in einigen alten Freigerichtsbezirken. Zu Gehmen im Münſterſchen wurde das noch immer fortgehegte Freigericht durch die franzöſiſche Geſetzgebung 1811 aufgehoben. Aber noch immer kommen einige Freidankbauern, welche den Schöffeneid geſchworen haben, jährlich

meinen Geſchichtsbücher zu erwähnen, welche meiſtens in der Form von Chroniken oder Annalen abgefaßt ſind und für die deutſche Geſchichte nur theilweiſe Ausbeute geben. Die vorzüglichſten ſind:

1. Die Chronik von Hermann, Mönch in Altaich, verfaßt, auch unter dem Namen Henricus Sterv bekannt, von 1147—1300.

2. Annales Colmarienses, von 1211—1303, bei Urſtiſius.

3. Mathias von Neuenburgs Chronik bis 1353, fortgeſetzt von Albert von Straßburg, (Albertus Argentinensis,) bis 1378; bei Urſtiſius.

4. Joh. Vitoduranus, (von Winterthur) Chronik von 1215 bis 1348, bei Eccard.

5. Gobelinus Perſona, Dechant zu Birkefeld und Offizial zu Paderborn, ſchrieb ein Kosmodromium bis 1418, ed. Meibom.

6. Dietrich Engelhuſen aus Eimbeck; Chronik bis 1420; bei Leibnitz und Menken.

7. Andreas, Presbyter zu Regensburg; Chronik bis 1422; bei Eccard.

8. Werner Rolewink aus Laer, Kartheuſer in Köln; Chronik bis 1476, fortgeſetzt von Hans Lindner bis 1514; bei Piſtorius.

9. Hermann Korner, Domin. in Lübeck; Chron. bis 1435; bei Eccard.

10. Hartmann Schedel, Arzt in Nürnberg, Chronik bis 1492; beſonders gedruckt.

11. Johann Naukleruś, Prof. in Tübingen, Weltgeſch. bis 1500; beſonders gedruckt.

12. Noch wichtiger die Werke von Johann von Trittenheim (Joannes Trithemius,) aus der Gegend von Trier, Abt zu Sponheim und nachher zu Würzburg, ſtarb 1516. Sie ſind von Freher herausgegeben. Das wichtigſte iſt aber die Chronik des Kloſters Hirſchau (zu S. Gallen 1630 erſchienen) im Würtembergiſchen, (Chronic. Hirsaugiense) von 830—1514, worin der Verfaſſer die Geſchichte von ganz Deutſchland einflicht.

13. Albrecht Kranz, Domherr zu Hamburg, ſtarb 1517, hat die Geſchichte des nördlichen Deutſchlands in drei Werken beſchrieben: Metropolis, Saxonia und Vandalia; gelehrt und in ſeiner Zeit nicht ohne eignes Urtheil.

Als Specialquellen ſind merkwürdig:

14. Kaiſer Rudolps I. Staatsbriefe, mehrmals herausgegeben, von Gerbert, 1772, und Bodmann 1806.

15. Die Lebensbeſchreibung Kaiſer Rudolphs I. und Albrechts I., welche Gottfried von Ensningen, im Auftrag des Straßburger Bürgers Magnus Engelhard, geſchrieben hat.

16. Albert Muſſatus, (Prof. in Padua, ſtarb 1330,) de gestis Henrici VII. Imp. und Geſchichte Italiens nach dem Tode Heinrichs VII.

17. Caroli IV. commentarius de vita sua ad filios.

18. Die Schriften von Aeneas Sylvius Piccolomini, nachherigem Papſte Pius II.; ſtarb 1464. Er ließ:

a. durch ſeinen Geheimſchreiber, Joh. Gobelin aus Bonn, die Geſchichte ſeiner Zeit, von 1405—63 aufzeichnen;

b. ſchrieb ſelbſt die Geſchichte der Basler Kirchenverſammlung;

c. die Geſchichte Kaiſer Friedrichs III.

d. Kleinere Schriften, worunter die descriptio de ritu, situ, mori-

---

am Freiſtuhl zuſammen, und die geheime Loſung zu offenbaren, hat man ſie nicht bewegen können. Das Hauptzeichen beſteht in den Buchſtaben S. S. G. G., welche heißen, Stock, Stein, Gras, Grein. Die Bedeutung derſelben iſt aber nicht entziffert.

bus et conditione Germaniae, und viele Briefe, welche geſammelt und mehrmals gedruckt ſind.

19. Mehrere Quellenſchriften zur Geſchichte der öſtreichiſchen Kaiſer ſind in Pez Samml. von Script. rerum Austriac. zuſammengeſtellt.

20. Die wichtigſten Reichstags-Verhandlungen unter Friedrichs III. und Maxim. I. hat geſammelt Joh. Joach. Müller in ſeinem deutſchen Reichstagstheater und Reichstagsſtaat. Jena 1709 u. fg.

Im 14. und 15ten Jahrhundert werden nun auch Geſchichtswerke in deutſcher Sprache häufiger:

21. Ottokar von Hornegk ſchrieb eine Reimchronik, welche die Zeit des Interregnums und die Geſchichte der Kaiſer Rudolph, Adolph, Albrecht und Heinrich VII. bis 1309 enthält; zwar kein ſtreng geſchichtliches Werk, aber doch ſehr wohl für die Geſchichte jener Zeit zu gebrauchen. Iſt abgedruckt in Pez öſtreich. Geſchichte.

22. Jakob von Königshoven, Geiſtl. in Straßburg, ſtarb 1420, Chronik von Elſaß und Straßburg in ſchwäbiſcher Mundart, 1698 von Schilter mit Anmerkungen in Druck gegeben.

23. Eberhard Windeck aus Mainz, Geheimſchreiber Kaiſer Sigismunds, hat das Leben deſſelbeu beſchrieben; bei Menken.

24. Johann Rothe, Dominikaner in Eiſenach, thüringiſche Chronik in niederſächſiſcher Mundart, bis 1434; von einem andern fortgeſ. bis 1440.

25. Limpurger Chronik, von 1336—89, enthält viel Specielles zur Sittengeſchichte, mehrmals gedruckt.

26. Konrad Bothe, Chronecken der Saſſen, bis 1489, niederdeutſch; bei Leibnitz.

27. Diebold Schilling (gegen 1480) von den burgundiſchen Kriegen; ſehr gut geſchrieben.

28. Melchior Pfinzing, (aus Nürnberg, geb. 1481, kaiſerl. Rath und zuletzt Domprobſt in Mainz,) beſang die Geſchichte Kaiſer Max. I. unter dem fingirten Namen: die Geuerlichkeiten und Geſchichten des löblichen, ſtreitbaren Helds und Ritters Tewrdanks. Nürnb. 1517; nachher oft gedruckt.

29. Marcus Treizſauerwein, Geheimſchreiber Kaiſer Max., erzählt ebenfalls deſſen Thaten, nach des Kaiſers eigner Angabe, im Weiskunig. 1514.

30. Bilibald Pirkheimer (auch Eichſtädt, geb. 1470 Rathsherr in Nürnberg, zuletzt kaiſerl. Rath, ſtarb 1530,) hist. belli Helvetici; und Currus triumphalis, honori Max. I. inventus; nebſt vielen andern Schriften.

31. Noch iſt zu nennen Sebaſt. Franks (geb. 1500, ſt. 1545) Zeitbuch 1531, und Teutſche Chronik 1538.

V. Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern. 1223 — 1437.

64. Rudolph von Habsburg. 1273 — 91.

Die Unordnung in Deutſchland wurde je länger je größer; und als 1272 Richard in England geſtorben war, und Alphons ſich gar nicht um das deutſche Reich bekümmerte, hielten endlich die Fürſten im Jahr 1273 einen Reichstag zu Frankfurt, um ei-

nen Kaiſer zu wählen, der nach Aller Sinn wäre. Er ſollte ſtark und weiſe ſeyn, um das kaiſerliche Anſehen herzuſtellen, aber auch nicht mächtig, damit die Fürſten für ihre eigene Macht nichts von ihm zu befürchten hätten. Beides war ſchwer mit einander zu vereinigen; aber das Schickſal lenkte die Wahl glücklich zu des Vaterlandes Beſten. In der Schweiz und im Elſaß lebte der Graf Rudolph von Habsburg, der nicht gar mächtig an Land und Leuten war, aber durch Muth, Klugheit und Rechtſchaffenheit die Achtung der Großen und des Volks erworben hatte. Früherhin war er ein Gefährte und Freund Kaiſer Friedrichs II., der ihn ſelbſt im Jahr 1218 aus der Taufe gehoben, und auf einem ſeiner Züge nach Italien, vielleicht nach der glücklichen Schlacht bei Cortenuova, zum Ritter geſchlagen hatte. Während der wilden Zeit des Interregnums lebte er auf ſeinen Stammgütern und ſchützte, ſo weit ſein Arm reichte, jeden Hülfsbedürftigen gegen Unrecht und Frevel der Raubritter. Seinen erſten Kriegsruhm erwarb er ſich in einem Kreuzzuge gegen die heidniſchen Preußen unter dem Banner Ottokars von Böhmen. Lange war er Schirmvogt und Hauptmann der Städte Zürich und Straßburg, und der im Eingang der Gotthard-Alpen gelegenen Waldſtädte. In ſeinen Sitten war die zwangloſe Einfalt und Offenheit eines großen Mannes; und in einem Schreiben an den Papſt ſagt der Erzbiſchof von Köln von ihm, daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathſchlägen und Frömmigkeit ſey, bei Gott und Menſchen beliebt, von einer angenehmen Geſichtsbildung, (er hatte eine große gebogene Naſe, und ein blaſſes, ernſtes Geſicht, welches aber eine Zutrauen erweckende Freundlichkeit überzog, wenn er redete,) am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Treuloſen glücklich.

Vor Allen aber hielt ihn der Erzbiſchof Werner von Mainz in hohen Ehren. Als dieſer nach Rom reiſte, um von dort ſeinen Erzbiſchofs-Mantel zu holen, und ihm der Weg durch die Gebirge der Schweiz nicht ſicher däuchte, erſuchte er den Grafen Rudolph, ihm von Straßburg bis an die Alpen und rückwärts das Geleit zu geben. Das that Rudolph mit aller ritterlichen Treue. Auf der Reiſe lernte der Erzbiſchof ſeine großen und einfachen Tugenden kennen, und beim Abſchiede ſprach er zu ihm: Er wünſchte nur ſo lange zu leben, bis er ihm ſeinen Dienſt einigermaßen vergelten könnte. Dazu kam nun die Gelegenheit. Er empfahl den Grafen Rudolph von Habsburg ſo dringend zur Kaiſerwürde, daß die deutſchen Fürſten ihn auf den Thron des Reiches erhoben.

Rudolph, der an ſolche Erhebung keinesweges dachte, war eben mit der Stadt Baſel im Kriege, um die vertriebene Partei des Adels, die ſich die Sterner nannten, gegen die andere, die Pſittiche, wieder in die Stadt einzuſetzen. Mitten in einer Nacht kam der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Rudolphs

Schwager, mit der unerwarteten Botſchaft im Lager an. Anfangs glaubte ihm Rudolh nicht; dann, als auch der Reichsmarſchall Heinrich von Pappenheim ankam, ſandte er den Burggrafen in die Stadt, um den Bürgern, weil er nun der Mächtigere war, den Frieden anzubieten. Sie nahmen ihn mit Freuden an und waren die Erſten, die ihm zu ſeiner Erhebung Glück wünſchten. Darauf ging er nach Frankfurt und von dort nach Aachen, wo er feierlich gekrönt wurde. Nach der Krönung ließen ſich die anweſenden Reichsfürſten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiſer mit ihren Würden belehnen. Zufällig war aber kein Scepter vorhanden, vielleicht, weil durch die fremden Kaiſer und den Wechſel der Herrſchaften die Reichskleinodien zerſtreut waren; es entſtand großes Bedenken, womit der Kaiſer die Belehnung vornehmen möge. Da trat Rudolph ins Mittel, ergriff ein Crucifix und gebrauchte es ſtatt des Scepters. „Denn," ſagte er, „ein Zeichen, durch welches die Welt erlöſet iſt, mag doch wohl leichtlich die Stelle des Scepters vertreten." Dieſe Rede gefiel allen Anweſenden ſehr wohl. — Dann fing der neue Kaiſer die Regierung an mit Ernſt und mit väterlichem Wohlwollen, welches der Geringſte vom Volke bei ihm fand. Die neue Krone änderte nichts in ſeinem großen und feſten Charakter; ſelbſt im Aeußeren blieb er ſo einfach, als er zuvor geweſen. So wenig hielt er auf äußeren Schein und prächtige Kleidung, daß er, beſonders auf langen Feldzügen, ſich nicht ſcheute, mit ſeinen Kriegsgefährten einen ſchlechten Mantel zu tragen und ſein graues Wams ſelbſt zu flicken. Nur einmal findet ſich, daß er bei der erſten Zuſammenkunft mit dem Papſte eine bedeutende Summe verwendet habe, um ſich und ſeine Gemahlin und Kinder zu kleiden.

Um die Gebrechen des Reiches ſogleich in ihrer Wurzel zu heilen, ſandte er folgendes Schreiben an alle Vaſallen und Getreuen des Reichs: „Nun gedenke er mit Gottes Hülfe dem ſchon lange zu Grunde gerichteten gemeinen Weſen den Frieden zu verſchaffen, und die bis daher Unterdrückten gegen die Tyrannei in Schutz zu nehmen, wozu er ſich der Stände kräftige Mitwirkung verſpreche."

Und mit den Worten vereinigte er die That, zog durch Franken und Schwaben und am Rheinſtrom umher, und wo ein Friedensſtörer war, der ſich nicht in die Ordnung fügen wollte, den ſtrafte er nach der Strenge des Geſetzes. Das geſchah gegen die kleineren Räuber und Ruheſtörer; aber Rudolph ſah wohl ein, daß wenn das kaiſerliche Anſehen ganz in ſein altes Recht eintreten ſollte, auch die großen Fürſten zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur ſchuldigen Ehrfurcht angehalten werden müßten. Nun war aber der König Ottokar von Böhmen, der von ſolcher Unterwerfung unter den Kaiſer nichts hören wollte; er war ein viel mächtigerer Fürſt, als der Graf von Habsburg, er beſaß außer Böhmen auch die öſtreichiſchen Erbländer, die er nach dem Ausſterben des

herzoglichen Hauſes Babenberg, theils durch Verwandtſchaftsrecht, theils durch Waffen und Geld, an ſich gebracht hatte, und glaubte keineswegs gehorchen zu müſſen. Dazu kam, daß die öſtreichiſchen Stände bittere Klagen gegen den König Ottokar erhoben, wie er ſie bedrücke und viele Ungerechtigkeit übe. Alſo ließ Rudolph zuerſt den König einladen, daß er auf dem Reichstage zu Nürnberg 1274 erſcheinen und von Rechtswegen den Lehnseid leiſten ſolle. Aber der König kam weder dieſesmal, noch auf einem zweiten Tage zu Würzburg; und auf einen dritten zu Augsburg, im Jahr 1275, ſchickte er nur den Biſchof Bernhard von Seckau als ſeinen Geſandten, und dieſer war ſo dreiſt, vor den verſammelten Fürſten eine lateiniſche Rede anzuheben, worin er beweiſen wollte, daß Kaiſer Rudolphs Wahl ungültig ſey. Rudolph unterbrach ihn, und ſprach: „Herr Biſchof, wenn Ihr etwas mit meinen Geiſtlichen abzumachen habt, ſo redet aller Dinge lateiniſch, wenn's aber mich oder die Reichsrechte angeht, ſo redet, wie es der Brauch iſt.“ Und die Fürſten, da ſie inne wurden, der Biſchof wolle Rudolphs Kaiſerwahl antaſten, enthielten ſich kaum, daß ſie ihn nicht zur Thüre hinaustrieben; aber der Biſchof kam ihnen durch freiwilliges Abtreten zuvor und reiſete eilig von Nürnberg ab.

Nun wurde die Reichsacht gegen den widerſpenſtigen Ottokar ausgeſprochen; aber ſo übermüthig und ehrvergeſſen war dieſer, daß er die Herolde des Reichs, welche ihm die Achtserklärung überbrachten, an den Thoren von Prag aufknüpfen ließ. Bald erreichte ihn jedoch die Strafe. Rudolph drang im Jahre 1276 ſchnell in Oeſtreich ein und brachte das Land in ſeine Gewalt, bis auf die Stadt Wien, die er belagerte. Ottokar ſtand an der andern Seite der Donau und hielt ſich durch den großen Strom für geſichert; aber Rudolph ſchlug zu Aller Erſtaunen ſo ſchnell eine Brücke über denſelben, um den König in ſeinem Lager anzugreifen, daß dieſer erſchrocken den Frieden anbot. Er mußte Oeſtreich, Steiermark, Kärnthen und Krain abtreten, und zur Befeſtigung des Friedens ward eine Heirath zwiſchen dem böhmiſchen Kronprinzen Wenzeslaus und einer von Rudolphs ſechs Töchtern, und zwiſchen einem kaiſerlichen Sohne und einer böhmiſchen Prinzeſſin, verabredet. Dann kam Ottokar zu Rudolph ins Lager, um die Belehnung ſeiner Länder zu erhalten. Dieſer Auftritt ging nicht ohne des ſtolzen Königs Beſchämung ab. Er hatte gehofft, durch die Pracht ſeines königlichen Gefolges den einfachen Kaiſer zu verdunkeln; allein gerade dieſes benutzte Rudolph zu ſeiner Demüthigung. „Der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht“, ſagte er, „heute ſoll mein graues Wams über ihn lachen.“ Und nun empfing er ihn in ſeiner ſchlechten Tracht, auf dem kaiſerlichen Stuhle ſitzend, den in Gold und Purpur ſtrahlenden König, welcher vor aller Biſchöfe und Fürſten Augen fußfällig vor ihm

Abbitte thun und um die Belehnung mit Böhmen und Mähren anhalten mußte. Dieſe wurde ihm denn auch gewährt.

Hierauf gingen die Reichsfürſten, wie gewöhnlich nach beendigtem Feldzuge, nach Hauſe zurück; Rudolph aber, der dem ſtolzen Könige dennoch nicht trauete, blieb mit ſeinen getreuen elſaſſiſchen und ſchwäbiſchen Rittern, die ihm noch von der Zeit anhingen, da ſie mit ihm als Grafen von Habsburg ſo manche Fehde ausgefochten hatten, in Oeſtreich. Und bald fing auch Ottokar den Streit von Neuem an, als er glaubte, Rudolph habe keine hinreichende Macht mehr bei ſich. Allein dieſer ging ihm mit ſeinem kleinen Häuflein muthig entgegen, und lieferte ihm am 26. Auguſt 1278 auf dem Marchfelde, jenſeits der Donau, eine blutige Schlacht. Lange war der Sieg zweifelhaft, Rudolph ſelbſt war in Lebensgefahr; denn unter den böhmiſchen Rittern hatten ſich mehrere verbündet, ihn ſelbſt anzugreifen und zu tödten. Einer von ihnen, Heinrich von Fullenſtein, ſprengte mit eingelegter Lanze auf ihn los; Rudolph aber wich dem Stoße aus und rannte die Spitze ſeiner eigenen Lanze mit geſchickter Wendung gerade durch das Augenloch des Helmes ſeinem Gegner in den Kopf, daß er todt vom Pferde ſank. In demſelben Augenblicke aber durchbohrtr ein rieſenmäßiger thüringiſcher Ritter, der auch zu den Verbündeten gehörte, des Kaiſers Pferd, daß es hinſtürzte *). Kaum ſchützte ſich Rudolph mit ſeinem Schilde, daß er von den über ihn wegſpringenden Pferden nicht zertreten wurde. Bald aber brachte ihm einer ſeiner Ritter ein anderes Pferd, er ſchwang ſich hinauf, und indem in dieſem Augenblick auch ſein Feldhauptmann Berthold Kappler die Hinterhut heranführte, konnte der Feind ſeinen und der Seinigen Angriffen nicht länger widerſtehen; die Böhmen geriethen in die Flucht. Ottokar, da ſchon die Seinigen flohen, focht doch noch, wie Rudolph ſelbſt ihm Zeugniß giebt, wie ein Verzweifelter. Endlich ward er von einigen ſteiermärkiſchen Rittern, die er früher ſchwer gekränkt hatte, ſammt dem Pferde zu Boden geworfen und getödtet. — Nach hergeſtelltem Frieden wurden die Vermählungen zwiſchen den beiden Königshäuſern geſchloſſen und das böhmiſche Land für Ottokars Kinder durch den Markgrafen von Brandenburg verwaltet.

Oeſtreich aber wandte Rudolph, mit der deutſchen Fürſten Bewilligung, als Reichslehen ſeinem eigenen Hauſe zu; es war ein durch ihn für das deutſche Reich wiedererobertes Land, und einer der Churfürſten ſagt in ſeinem Willebriefe, worin er ſeine Einwilligung zu dieſer Sache giebt: „Daß Rudolph dieſe Fürſtenthümer, die er mit vielem Schweiß und Blut wieder an das Reich

*) Nach der Schlacht wurde dieſer Ritter gefangen vor den Kaiſer geführt. Aber dieſer lobte ihn wegen ſeiner Tapferkeit und ſchenkte ihm ſogleich die Freiheit.

gebracht, ſeinen rechtmäßigen Söhnen ſolle zu Lehen geben können, wenn es ihm immer gefällig ſeyn werde.“ Daher nahm Rudolph 1282, auf einem Reichstag zu Augsburg, vor einer zahlreichen Verſammlung von Fürſten und Herren, die feierliche Belehnung vor, und gab ſeinen Söhnen Albrecht und Rudolph die Länder Oeſtreich, Steier, Krain und die Windiſche Mark; Kärnthen aber gab er dem Grafen Meinhard von Tyrol, deſſen Tochter ſein Sohn Albrecht heirathete. — So iſt Kaiſer Rudolph der Stifter des mächtigen öſtreichiſchen Hauſes geworden.

Nach Beendigung dieſer Angelegenheiten wandte er ſich wieder, obgleich er ſchon hoch bei Jahren war, zu der Sorge für die Ruhe des Reiches. Er ließ die Grafen und Edelleute und Städte in den verſchiedenen deutſchen Ländern einen Landfrieden auf fünf Jahre beſchwören; und weil er wohl wußte, daß den, welcher den böſen Willen hat, das Wort nicht genugſam bindet, reiſte er ſelbſt in den Ländern umher, zerſtörte die Raubburgen und beſtrafte die Räuber. So hat er auf einem Zuge nach Thüringen 66 ſolcher Burgen zerſtört und 29 Räuber von Adel hinrichten laſſen. Und den Grafen Eberhard von Würtemberg, der einer der unruhigſten Fürſten war, und deſſen Wahlſpruch hieß: „Gottes Freund und aller Welt Feind!“ belagerte er in ſeiner Stadt Stuttgart und zwang ihn die Mauern der Stadt zu zerbrechen. Andern Reichsſtänden dagegen erlaubte er, zum Schutze gegen die Räuber, ſich Burgen zu erbauen, wie z. B. 1290 dem Biſchof von Paderborn, der zwei Burgen in ſeinem Gebiete erbauen durfte. Durch ſeine höchſt thätige Sorge für den Reichsfrieden gewann Rudolph auch die Städte für ſich. Das Zuziehen der Reichsſtädte zu den Reichstagen ward unter ihm geſetzmäßig.

Alſo fand Kaiſer Rudolph ſo viel in Deutſchland zu thun, daß er gar nicht ernſtlich daran denken konnte, nach Italien zu gehen, um ſich als Kaiſer krönen zu laſſen. Auch pflegte er zu ſagen: „Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welches zwar viele Fußſtapfen der Kaiſer hinein, aber wenige heraus gingen.“ Ja, ſo wenig verfolgte er der früheren Könige Abſichten auf Italien, daß er in einem Vertrage mit Papſt Gregor X. allen Rechten des Reiches auf das Gebiet der Kirche, wie es noch beſteht, entſagte. Er mochte ſich freuen, eine der beſtändigen Anreizungen zu den verderblichen italieniſchen Zügen aus dem Wege geräumt zu ſehen.

Zuletzt wollte er noch gern auf dem Reichstage zu Frankfurt 1291 ſeinen Sohn Albrecht von den Fürſten als deutſchen König anerkennen laſſen; allein die eiferſüchtigen Großen, denen ſchon Rudolphs Regierung faſt zu kräftig geweſen war, indem ſie ihren Vortheil nicht ſo verfolgen konnten, und die da meinten, Deutſchland werde aufhören ein Wahlreich zu ſeyn, wenn man den Sohn auf den Vater folgen laſſe, ſchoben die Sache hinaus. Mißver-

gnügt über dieſe Undankbarkeit reiſte Rudolph ab und begab ſich nach Baſel. Er war ſchon im hohen Alter und ſehr kränklich; ſeit einem Jahre faſt hatten ihm die Aerzte nur durch Kunſt das Leben erhalten. Eines Tages, als er gerade am Schachbrette ſaß, kündigten ſie ihm die Nähe des Todes an. Wohlan, ſprach er, nach Speier, zu den Gräbern der Könige! Er reiſte ab, mit ſeinem ganzen Gefolge, am Rheinſtrome hinunter, erreichte aber Speier nicht, ſondern ſtarb zu Germersheim, den 30. Sept. 1291, im 74. Jahre ſeines Alters.

So hoch ehrte man ſein Andenken noch lange Zeit nachher, daß in Deutſchland das Wort blieb: „Der hat Rudolphs Redlichkeit nicht." — Krieger war er von Jugend auf. Einer ſeiner Lieblingswünſche war, daß er ein Heer von 40,000 Mann Deutſcher zu Fuß und 4000 zu Pferde hätte, damit getraute er ſich gegen die ganze Welt auszuziehen.

65. Adolph von Naſſau. 1292—98.

Mehrere Fürſten waren dem Albrecht von Oeſtreich, Rudolphs Sohne, nicht abgeneigt, allein der Erzbiſchof Gerhard von Mainz wußte die Sachen doch ſo zu lenken, daß ſein eigener Vetter, der Graf Adolph von Naſſau, zum Kaiſer gewählt wurde. Adolph war zwar ein tapferer Ritter und beſaß viele liebenswürdige Eigenſchaften, allein zu ſolcher Würde hatte er weder genug Klugheit, noch genug Macht und Anſehen. Er beſaß nur die halbe Grafſchaft Naſſau, und ſein Vermögen war ſo ſchwach, daß er nicht einmal die Koſten des Krönungsfeſtes beſtreiten konnte; und als er ſich dadurch aus der Verlegenheit helfen wollte, daß er die Juden in Frankfurt mit einer Steuer belegte, widerſetzte ſich der Reichsſchultheis in der Stadt; da mußte der Erzbiſchof Gerhard ſeine Stiftsgüter für ihn verpfänden.

Als Kaiſer ſuchte er in Rudolphs Fußtapfen zu treten, den Landfrieden aufrecht zu halten, dabei aber auch die Macht ſeines Hauſes zu vergrößern. Mit beiden wollte es jedoch nicht gelingen; denn die Vergrößerung ſeines Hauſes ſtrebte er durch ſolche Mittel zu bewirken, welche die Gemüther von ihm abwenden mußten. Zuerſt verſprach er nämlich, um Geld zu bekommen, dem Könige Eduard I. von England Hülfe gegen Philipp den Schönen von Frankreich, für eine beträchtliche Geldſumme. Zu der Hülfe kam es nicht, weil der Streit für den Augenblick beigelegt wurde, das Geld aber wandte Adolph an, ſich ein Land zu kaufen. Es herrſchte damals ein unwürdiger Markgraf in Thüringen, Albrecht der Unartige (degener), der verſtieß ſeine treffliche Gemahlin Margaretha, Tochter Kaiſer Friedrichs II., und heirathete die Kunigunde von Iſenburg. Die arme Mutter, als ſie ihre Kinder verlaſſen mußte, biß im Schmerz des Abſchiedes ihren einen Sohn Friedrich in die Wange, weshalb er in der Geſchichte den Namen:

„Friedrich mit der gebiſſenen Wange“ erhalten hat. Der unnatürliche Vater aber verkaufte die Erbländer der beiden Söhne erſter Ehe dem Kaiſer Adolph, um das Geld dem Sohne der Kunigunde, Albrecht, zuzuwenden. Die beiden Söhne Friedrich und Diezmann, kämpften, als ſie herangewachſen waren, ritterlich für ihr Erbe, weil das Land ihnen treu war, und der Kaiſer ſah ſich genöthigt, einen ungerechten Krieg gegen ſie zu führen, er, deſſen erſte Pflicht es war, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Sie eroberten einen Theil ihrer Länder wieder.

Solch unwürdiges Verfahren hatte den König Adolph in Deuſchland verhaßt gemacht; dazu kam, daß der wankelmüthige Erzbiſchof Gerhard von Mainz gleichfalls mit ihm unzufrieden war, weil er ſich in ſeiner Hoffnung betrogen ſah, ihn nach Gefallen zu lenken. Adolph wollte die Zölle, welche die Erzbiſchöfe am Rheine errichtet hatten, nicht beſtätigen. Auf den Antrieb des Erzbiſchofs wurde eine Fürſtenverſammlung gehalten und Adolph abgeſetzt: „Weil er Kirchen verwüſtet, von einem Geringeren (dem König von England), Sold genommen, das Reich nicht gemehrt, ſondern gemindert, und den Landfrieden nicht gehandhabt habe;“ — und Albrecht von Oeſtreich wurde gewählt.

Dies iſt das erſte Beiſpiel, daß die Churfürſten, ohne Antrieb des Papſtes, allein einen Kaiſer abgeſetzt haben.

Die beiden Gegner zogen gegen einander; bei Worms kämpften ſie die entſcheidende Schlacht, **1298.** Adolph wurde geſchlagen und fiel ſelbſt im Gefechte, wie einige ſagen, von Albrechts eigener Hand.

66. Albrecht von Oeſtreich. 1298—1308.

Dieſer Albrecht war nicht milde und freundlich, wie ſein Vater, ſondern ein ſtrenger und faſt harter Herr, und ſelbſt im Aeußern durch den Mangel des einen Auges und ſonſtige Mißgeſtalt, als Folge einer Vergiftung, entſtellt. Zwar gegen den Mainzer Erzbiſchof war ſeine Strenge gerecht, denn da er deſſen Willen nicht in Allem thun wollte, ſprach derſelbe: „Er habe noch mehr Kaiſer in ſeiner Taſche,“ — und ging damit um, wirklich einen neuen Kaiſer wählen zu laſſen; allein Albrecht trieb ihn ſchnell zu Paaren, daß er um Gnade bitten mußte. Aber in andern Fällen waren ſeine Anſchläge nicht immer dem Rechte gemäß. Sie gingen darauf hinaus, viele Länder an ſich zu bringen; auf Thüringen, Böhmen, Holland, warf er ſeine Blicke; — da vernichtete plötzlich der Tod alle dieſe Entwürfe. Im Frühlinge des Jahres **1308** kam er in ſeine Erblande an der Gränze der Schweiz, um die eben aufgeſtandenen Schweizer zur Ruhe zu bringen, und um große Macht zum Kriege wider Böhmen zu rüſten. Mit ihm war ſein junger Vetter, Johann von Schwaben, der Sohn ſeines Bruders Rudolph, dem er, obwohl er nun mündig geworden war,

ſeinen Antheil an den Habsburgiſchen Erbgütern vorenthielt. Vergeblich bat ihn der ehrgeizige Jüngling wiederholt um ſein Erbe und als der König es immer verweigerte, faßte er endlich mit vier Rittern, welche gleichfalls gegen Albrecht Groll im Herzen trugen, den Entſchluß, ihn zu ermorden. Den 1. Mai 1308, im zehnten Jahre ſeines Königreichs, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden im Argau herunter, um nach Rheinfelden ans Hoflager zurückzukehren. Sie kamen durch die Thalgründe an die Ueberfahrt der Reuß bei Windiſch. Hier drängten ſich die Verſchwornen zuerſt mit dem Könige in den Kahn, um ihn von ſeinem Gefolge zu trennen, und fuhren mit ihm über das Waſſer. Und als ſie nun weiter ritten, durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg iſt, rannte plötzlich Herzog Johann den geſenkten Speer in des Königs Hals, laut rufend: „Hier der Lohn des Unrechts!“ — Zu gleicher Zeit durchſtach ihn auch Rudolph von Balm, und Walter von Eſchenbach ſpaltete ihm mit ſeinem Schwerte den Kopf. Der König ſank ohnmächtig herab in ſein Blut; ein armes Weib, welches die That geſehen, eilte herbei, und in ihrem Schooße ſtarb Albrecht. Die Verſchworenen aber ſprengten davon, und von ihrem böſen Gewiſſen verfolgt, haben ſie ſich von dieſem Tage an nicht mehr geſehen. Der eine von ihnen, Rudolph von Wart, wurde ergriffen und auf dem Platze der That durchs Rad hingerichtet, die andern alle, ſammt dem Herzoge, ſind unbekannt im Elende geſtorben.

67. Die Eidgenoſſenſchaft der Schweizer.

In dieſem Todesjahre König Albrechts iſt der Grund zu der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft gelegt worden. Die Geſchichte des kräftigen, fleißigen, freiheitliebenden Volkes, welches den Fuß der hohen Gebirgsketten zwiſchen Deutſchland, Frankreich und Italien, in vielen großen und kleinen Orten bewohnt, gehört mit zu der unſrigen; denn ſeinem Stamme nach iſt es ein ächt deutſches, und nur nach Frankreichs Gränze zu iſt die franzöſiſche Sprache die herrſchende geworden. Die größeren Städte in den ebenen Gegenden nach Schwaben zu, Bern, Zürich, Freiburg, Solothurn und andere, waren von alten Zeiten her Reichsſtädte, und auch die eigentlichen Waldſtädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, ſtanden im unmittelbaren Schutze des Reichs. Ihre Verfaſſung war uralt, und gleichſam aus der erſten Hand der Natur. Wie bei den alten Deutſchen, übte die ganze Gemeinde der freien Männer, unter ihrem Landammann, die höchſte Gewalt, und die Kraft ihrer Verfaſſung lag einzig in dem Geſammtwillen. Der Kaiſer der Deutſchen aber, weil ſie zum Reiche gehörten, hatte Vögte oder Verwalter bei ihnen, welche die Reichsrechte über ſie übten, die Zölle, die Münzgerechtigkeit, den Blutbann und anderes, was aber keinesweges drückend war.

Nun aber ließ ihnen König Albrecht, der gern die Macht ſeines Hauſes vermehren wollte, den Antrag machen, daß ſie dem Reiche entſagen und ſich dem erblichen Schutze ſeines mächtigen Hauſes, welches in ihrer Nähe ſo viele Stammgüter beſaß, anvertrauen ſollten; das heißt, ſie ſollten ſtatt deutſch, habsburgiſch oder öſtreichiſch werden. Sie aber, die dieſen König mit Mißtrauen betrachteten, weigerten ſich. Deshalb ließ Albrecht zu, und ſah es ſogar gern, daß die Vögte das Volk drückten und Unrechtes von ihm forderten. Er verachtete das wenig bekannte Bergvolk. Der Reichsvögte waren zwei, Hermann Geßler von Bruneck, ein ſtolzer Edelmann, der bei der Stadt Altorf in Uri eine Burg oder Zwinghof hatte, das Volk von da aus zum Gehorſam zu zwingen; und Beringer von Landenberg, der auf der Burg Sarnen in Unterwalden wohnte; außerdem waren mehrere Burgvögte des Königs.

Aber drei edle Schweizer, die ihr Vaterland ohne die alte Freiheit für unglücklich achteten, Werner Stauffacher von Schwyz, Walther Fürſt von Attinghauſen im Lande Uri, und Arnold an der Halden von Melchthal in Unterwalden, machten einen Bund zuſammen, die Gewalt der Vögte zu brechen; ſie wußten wohl, wie die Landleute, bei ihrem Rechte kühn und unerſchrocken, ihnen leicht beifallen würden. Auch hatte Arnold von Melchthal noch beſondere Urſache des Zornes. Um einer geringen Sache willen hatte der Landvogt Landenberg ihm ein Geſpann ſchöner Ochſen weggenommen, und als ſein Vater deshalb jammerte, ſagte des Vogtes Knecht: „Wenn die Bauern Brod eſſen wollen, ſo mögen ſie den Pflug ſelber ziehen,“ Arnold, im Zorne, zerſchlug dem Knechte mit ſeinem Stocke die Hand; darauf aber, weil er des Vogtes Grauſamkeit kannte, floh er und verbarg ſich, und dieſer, als er ihn nicht fand, ließ ſeinem alten Vater die Augen ausſtechen. — Und ſolcher Gräuel waren in dieſen Zeiten mehr geſchehen.

Die drei Männer rathſchlagten oft in ſtiller Nacht in dem Rütli, einer kleinen Wieſe in einſamer Gegend, zwiſchen hohen Felſen, am Ufer des Waldſtädter-Sees. Zugleich warben ſie eifrig unter ihren Freunden, und in der Nacht, Mittwochs vor Martinitag, im Jahr 1307, brachten ſie, ein jeder zehn rechtſchaffene Männer ſeines Landes, an dieſen Ort. Als dieſe drei und dreißig herzhafte Männer, voll des Gefühls ihrer angeſtammten Freiheit, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigſten Freundſchaft vereinigt, im Rütli zuſammen waren, hoben die drei Anführer ihre Hände auf gen Himmel und ſchwuren in dem Namen Gottes, alſo mannhaftig mit einander die Freiheit zu behaupten. Die dreißig, ihrem Beiſpiele folgend, hoben ein jeglicher ſeine Hand auf und ſchwuren mit getroſtem Muthe denſelben Eid. Die Ausführung ihres Vor-

habens war auf den Neujahrstag des nächſten Jahres geſetzt; für jetzt ging jeder in ſeine Hütte, ſchwieg ſtill und winterte das Vieh.

Indeſſen trug ſich zu, daß der Reichsvogt Hermann Geßler durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürglen, des Walther Fürſt Schwiegerſohn, erſchoſſen wurde. Wie der freie und kühne Mann ſich weigerte, ſich vor einem aufgeſteckten Hute zu demüthigen, wie er dann, auf des unmenſchlichen Vogtes Befehl, zur Strafe ſeinem Sohne einen Apfel vom Kopfe ſchießen mußte, und dennoch von jenem in ein ſchauerliches Gefängniß geworfen werden ſollte; unterweges aber, auf dem Vierwaldſtädter-See, bei einem ſchweren Sturme, aus dem Kahne entſprang und nachher den Vogt in der hohlen Gaſſe bei Küßnach erſchoß; das Alles lebt im Munde des Volkes und iſt in Liedern und Bildern vielfach verherrlicht. — Obgleich nun dieſe That noch vor der zur Befreiung des Landes verabredeten Stunde, und ohne Theilnehmung des unterdrückten Volkes, geſchehen war, ſo ſtärkte ſie doch den Muth der Verbündeten und aller Uebrigen.

Früh am erſten Tage des dreizehnhundert und achten Jahres, als zu Sarnen der Vogt Landenberg von der Burg herab in die Meſſe ging, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Haſen, ihm zum Neujahrsgeſchenk, nach der Sitte im Gebirg. Der Vogt, vergnügt über ihre Gabe, hieß die Männer ſie in die Burg bringen. Als aber die zwanzig in dem Burgthore waren, ſtieß einer von ihnen in das Horn; auf dieſes Zeichen langte ein jeder ein Eiſen aus dem Buſen und ſteckte es an ſeinen geſpitzten Stock, und aus dem Erlenholz rannten noch dreißig ihrer Geſellen den Berg heran, auf die Burg; ſie nahmen die Burgleute gefangen. Landenberg floh, da er dieſes hörte, durch die Wieſen von Sarnen gegen Alpnach; er wurde eingeholt; weil die Verſchwornen aber verabredet hatten, kein Blut zu vergießen, ließ man ihn nur die Uhrfehde ſchwören, daß er nicht wieder in die ſchweizeriſchen Waldſtädte kommen wolle, und entließ ihn; er zog zu dem Könige.

Durch ähnliche Liſten, wie die Burg Sarnen, wurden auch die andern gewonnen und gebrochen, die Vögte aber mit ihren Leuten über die Gränze gewieſen; und von verſchiedenen Seiten begegneten ſich die Boten mit froher Nachricht des Gelingens auf dem Waldſtädter-See. An dieſem Tage, da in Melchthal der blinde Vater ſich des Lebens wieder freute, im erſten Augenblicke des Gefühls der wiedererlangten Freiheit, wurde kein Tropfen Bluts vergoſſen und keinem Herrn ein Recht genommen. Und am folgenden Sonntag, den ſiebenten Januar, kamen die Schweizer zuſammen nnd ſchwuren von Neuem den uralten, ewigen Bund.

Die nächſte Gefahr drohte ihnen von dem Könige Albrecht, der entſchloſſen war, für ihre That ſchwere Strafe zu nehmen. Von dieſer befreite ſie zwar nach einigen Monden der Arm Herzogs Jo-

hann von Schwaben und ſeiner Mitverſchwornen; doch warteten ihrer bald nachher noch ſchwere Kämpfe für die neu errungene Freiheit.

68. Kaiſer Heinrich VII. aus dem Hauſe Luxenburg. 1308—1313.

Nach Albrechts I. Tode blieben die deutſchen Fürſten ihrem Grundſatze getreu, nicht mehrere Kaiſer aus demſelben Hauſe hintereinander zu wählen; und weil einmal ritterliche Tugend über Alles galt, ſo wählten ſie den Grafen Heinrich von Luxenburg, der als ein tapferer, mannhafter Held und Ritter bekannt war. Er hat zu kurz über Deutſchland geherrſcht, als daß er viel für deſſen Wohl hätte thun können; ſo viel leuchtete aber aus allen ſeinen Handlungen hervor, daß er Kraft und Edelmuth beſaß, ſich der alten Kaiſerkrone würdig zu beweiſen. Die Reichsfreiheit der drei Waldſtädte erkannte er an, und die thüringiſchen Händel legte er durch Anerkennung Friedrichs mit der gebiſſenen Wange bei. Auch nach Italien, wohin ſeit Konrad IV. kein Kaiſer gekommen war, unternahm er wiederum einen Zug *), und ſein ritterlich edler Sinn ſchien auch hier die in Haß und Zwietracht verwilderten Gemüther durch Verſöhnung der Guelfen und Ghibellinen wieder unter das Anſehen des Reiches zu vereinigen. Aber ſchnell erwachte die Wuth der Parteien, und Heinrich ſelbſt iſt wahrſcheinlich als ihr Opfer gefallen. Er ſtarb, nachdem er mitten unter dem Partei-Kampfe in Rom gekrönt war, auf einem Kriegszuge gegen den König Robert von Neapel plötzlich zu Buonconvento bei Siena, den 24. Auguſt 1313, wie man glaubte an Gift.

Seinem Hauſe hat er Böhmen erworben und dadurch zu deſſen Größe den Grund gelegt. In Böhmen war nämlich, als letzter Sprößling des alten Königsgeſchlechtes, nur Ottokars Enkelin, Eliſabeth, übrig; aus Haß gegen das Habsburgiſche Haus, welches die nächſten Anſprüche an Böhmen machte, gaben die Stände dieſe Erbtochter des Kaiſers Sohne Johann zur Gemahlin, und mit ihr gewann das Haus Luxenburg die Königskrone von Böhmen, zu welcher auch ſpäter die Kaiſerkrone wieder hinzukam.

69. Ludwig von Baiern, 1314—1347, und Friedrich von Oeſtreich, 1314—1330.

Die neue Kaiſerwahl war ganz uneinig; die eine Partei, mit dem Erzbiſchof von Mainz an der Spitze, wählte den Herzog Ludwig von Oberbaiern, die andere, mit dem Erzbiſchof von Köln, den Herzog Friedrich von Oeſtreich, der von ſeiner edlen Ge-

*) Dante begrüßte ihn bei ſeiner Ankunft in Italien mit einem Briefe und einer lateiniſchen Rede über das Kaiſerthum, worin er, als Ghibelline, daſſelbe ſehr hochſtellt und Heinrich zum kräftigen Gebrauche ſeiner Herrſchaft einladet.

ſtalt den Beinamen „der Schöne" erhalten hat. Ludwig wurde zu Aachen gekrönt, Friedrich zu Bonn mit den wirklichen Reichsinſignien. Da brach ein neuer Krieg in Deutſchland aus. Alles theilte ſich in heftigem Zwieſpalt. Die meiſten Städte, beſonders die in Schwaben, waren für Ludwig, und ſo auch die Schweizer, wie es ſich erwarten ließ; der Adel dagegen war meiſtentheils öſtreichiſch. Auch hatte Friedrich eine große Hülfe an ſeinem Bruder, dem Herzog Leopold, der ein gar tapferer Ritter und Feldherr war. Dieſer beſchloß vor allen Dingen zuerſt die Ehre des Hauſes Oeſtreich an den ſchweizeriſchen Hirten zu rächen und zog mit einer tapferen Schaar von Rittern in ihr Land. Er drohte: „dieſe Bauern mit ſeinem Fuße zu zertreten;" und führte Stricke bei ſich, ihre Vorſteher damit zu feſſeln; denn er gedachte nicht an die Wunder, die ein bedrängtes Volk für ſeine Freiheit zu thun vermag, auch wenn es in den Künſten des Krieges nicht regelmäßig geübt iſt.

Die Schlacht bei Morgarten. 1315. — Der Herzog kam in zwei Haufen auf Zug, wo ſchon die Gebirge ihren Anfang nehmen; die ſchwere Reuterei, ganz in Eiſen gehüllte Ritter, welche der Stolz und der Kern der Heere waren, zog in großer Anzahl voran. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog der ganz alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und Kyburg; und unter vielen auch der Vogt von Landenberg, und das Geſchlecht der Geßler, racheburſtig.

Aber die Landleute von Schwyz änderten keineswegs ihre Geſinnung. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten ſie ſich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri, und wenige Stunden darauf dreihundert Unterwaldner; alsdann zogen ſie die Wieſen hinauf in den Flecken Schwyz. Daſelbſt war ein alter Mann, Rudolph Reding von Biberegk, an Leibeskräften ſo ſchwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber ſo kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. Vor allen Dingen, ſagte er, müßten ſie, die an Zahl viel ſchwächeren, dahin trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nicht helfe. Und dann zeigte er ihnen, wie ſie die Höhe des Morgarten und den Berg Sattel beſetzen müßten, um des Herzogs Heer in dem engen Paſſe zu erſchrecken, ihm in die Seite zu fallen, es zu trennen und abzuſchneiden. —

Die Eidgenoſſen, nachdem ſie nach alter Sitte knieend Gott um ſeinen Beiſtand angerufen, zogen aus, dreizehnhundert an der Zahl, und legten ſich an den Berg Sattel. Eine unerwartete Hülfe kam ihnen durch fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz, welche eines Streites wegen vertrieben waren; dieſe, da ihnen die Gefahr des Vaterlandes kund wurde, vergaßen ihren Streit, und kamen und legten ſich auf den Morgarten, feſt entſchloſſen für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats im Jahr 1315 ging auf, und bald warf die Sonne ihre erſten Strahlen auf die Helme und Harniſche der heranziehenden Ritter; ſo weit man ſah, ſchimmerten Speer und Lanze, der Vortrab zog in den Paß, und bald wurde zwiſchen Berg und Waſſer die Straße mit Reutern angefüllt und die Reihen waren gedrängt. In dieſem Augenblicke wälzten die Fünfzig unter lautem Geſchrei viele angehäufte große Steine vom Morgarten herab, und ſchleuderten andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren. Als die Dreizehnhundert auf dem Berge Sattel die dadurch entſtandene Verwirrung der Pferde wahrnahmen, ſtürzten ſie in guter Ordnung herab, und fielen in vollem Laufe den Feinden in die Seite, zerſchmetterten mit Keulen die Rüſtungen, und verſetzten mit langen Hallbarden ſchwere Wunden. Da ſanken viele der Grafen und Ritter und Edlen aus Leopolds Heer; zwei Geßler wurden erſchlagen und Landenberg nicht mehr verſchont. Viele Pferde ſprangen aus der ungewohnten Schlacht, vom glatt überfrornen Wege, in den See; die meiſten drängten rückwärts und zertraten zum Theil ihr eigenes Fußvolk. Herzog Leopold wurde kaum durch einen landeskundigen Mann aus den Schrecken der Schlacht gerettet und kam auf abgelegenen Pfaden in tiefer Traurigkeit nach Winterthur; das ganze Heer von Oeſtreich nahm die unordentlichſte Flucht, und die Schweizer hatten binnen anderthalb Stunden durch Muth und Verſtand, womit ſie die Ungeſchicklichkeit ihrer Feinde benutzten, ohne beträchtlichen Verluſt einen vollſtändigen Sieg erfochten. Die fünfzig Vertriebenen wurden dankbar in ihr Vaterland wieder aufgenommen, und König Ludwig beſtätigte in wiederholten Briefen die Freiheit der Schweizer.

Von dieſer Zeit an wurde ihr Bund immer ſtärker befeſtigt und immer mehr Orte darein aufgenommen.

Die Schlacht bei Mühldorf. 1322. In Deutſchland aber dauerte der Streit zwiſchen Friedrich von Oeſtreich und Ludwig von Baiern noch immer fort. Viele Gegenden wurden mit Feuer und Schwert verwüſtet, bis im Jahre 1322 zwiſchen Mühldorf und Ampfingen in Baiern ein entſcheidendes Treffen erfolgte. Friedrich ließ ſich unvorſichtig in daſſelbe ein, ohne ſeinen Bruder Leopold zu erwarten, der ihm mit Hülfe zuzog; die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang zehn Stunden lang. Friedrich ſelbſt focht ritterlich in vergoldeter Rüſtung vor ſeiner Leibwache, und trug den blinkenden Reichsadler auf ſeinem Helme. Ludwig dagegen kam nicht in die Schlacht. Um Mittagszeit machte Ludwigs erfahrner Feldhauptmann, Seyfried Schweppermann aus Nürnberg, eine Schwenkung, wodurch die Oeſtreicher Sonne, Staub und Wind ins Geſicht bekamen; und zu gleicher Zeit fiel ihnen der Burggraf von Nürnberg, ebenfalls nach Schweppermanns Anordnung, mit fünfhundert Reutern in den Rücken. Dieſer Haufen

führte, die Feinde zu täuſchen, öſtreichiſche Fähnlein und Kriegs-zeichen, ſo daß Friedrich und die Seinen glaubten, Herzog Leopold komme im entſcheidenden Augenblicke zu Hülfe. Als ſie aber ihres Irrthums inne wurden, da kam Flucht und Unordnung unter ſie; Friedrich ſelbſt, deſſen Pferd durchbohrt wurde, nebſt ſeinem Bruder Heinrich, wurden gefangen. Als er von dem Burggrafen von Nürnberg vor Ludwig geführt wurde, empfing ihn dieſer mit den Worten: Herr Vetter, wir ſehen euch gerne! Friedrich aber heftete die Augen zur Erde und ſchwieg. Er wurde nach dem feſten Schloſſe Traußnitz in der Oberpfalz gebracht *).

Seltene Treue. — Ludwig war nun alleiniger Herr in Deutſchland; allein Friedrichs Bruder Leopold und andere Fürſten wollten ihn nicht anerkennen, ſondern ſetzten den Krieg gegen ihn fort; dazu kam, daß der Papſt Johann XXII. ihn in den Bann that, weil er den Viscontis in Mailand gegen ihn beigeſtanden hatte; auch machte es ihm der Papſt zum Vorwurfe, daß er ohne päpſtliche Genehmigung die Königskrone angenommen habe. Daher beſchloß Ludwig ſich mit dem Hauſe Oeſtreich auszuſöhnen; er ging 1325 zu dem gefangenen Friedrich nach dem Schloſſe Traußnitz und ſchloß einen Vertrag mit ihm, in welchem Friedrich allen Anſprüchen auf die Königswürde entſagte und noch andere harte Bedingungen einging; dann entließ er ihn aus ſeiner Haft, nachdem derſelbe durch die dritthalbjährige Gefangenſchaft ſo entſtellt war, daß die Seinigen ihn kaum erkannten. Seine Gemahlin aber, Eliſabeth von Arragonien, hatte in dieſer Zeit ſo unabläſſig um ihn geweint, daß ſie völlig erblindet war. Friedrich wandte nun ſeinerſeits alle Mittel an, den Vertrag in Erfüllung zu bringen, that durch etliche Schreiben im Reiche ſeine Abdankung kund, und ermahnte Jedermann zur Unterwerfung gegen Ludwig; aber weder der Papſt, noch Leopold, glaubten ſich durch den Vergleich gebunden, ſondern führten die Feindſchaft gegen Ludwig auf alle Weiſe fort. Da gaben beide Fürſten ein Beiſpiel der Treue und Freundſchaft, welches ihnen zu großer Ehre gereicht. Friedrich hielt feſt an ſeiner Verſöhnug mit Ludwig, und gab weder den Vorſtellungen ſeines Bruders, noch denen des Papſtes nach, welcher ihn ſeines Eides gegen Ludwig, als einen Gebannten, entlaſſen wollte; und Ludwig, dieſe Standhaftigkeit ehrend, und der Jugendfreundſchaft mit Friedrich gedenkend, — ſie waren mit einander aufgewachſen, — beſchloß, die Regierung des deutſchen Reiches förmlich mit ihm zu theilen. Friedrich kam zu ihm nach München, und Ludwig wollte ihm ſogar, da er eben im Begriffe war,

*) Es wird erzählt, daß die Sieger nach der Schlacht große Noth an Lebensmitteln litten, und nur einen geringen Vorrath an Eiern im Lager hatten. Bei der Vertheilung konnte jeder Mann nur ein Ei erhalten. Da rief König Ludwig: „Jedem Mann ein Ei, dem tapfern Schweppermann aber zwei!“ zum Zeugniß, daß dieſem die Ehre des Sieges gebühre.

ſeinem Sohne Ludwig in Brandenburg gegen die Polen zu Hülfe zu ziehen, die Beſchützung ſeines eigenen Landes gegen Leopold übertragen. Allein jener Zug kam nicht zu Stande, und beide Könige ſchloſſen nun den 5. Sept. 1325 zu München einen förmlichen Vertrag über die gemeinſchaftliche Reichsführung. „Sie wollten beide den Namen eines römiſchen Königs führen, beide ſich Brüder nennen und als ſolche halten; bei Ausfertigung von Urkunden ſollte von Tage zu Tage bald der eine, bald der andere, ſeinen Namen vorſetzen, und Ludwigs Inſiegel ſollte Friedrichs Namen vor dem ſeinigen enthalten und umgekehrt. Die Lehen wollten ſie gemeinſchaftlich verleihen und überhaupt das römiſche Reich, zu welchem ſie beide gewählt und geweihet ſeyen, mit einander, gleich als eine Perſon, beſitzen und verwalten.“ — Beide Freunde ſchwuren ſich von Neuem Treue, aßen an einem Tiſche, und ſchliefen in einem Bette, wie ſie auch als Kinder gethan hatten.

Der Papſt Johann, der die deutſche Weiſe nicht kannte und dem ſolche Treue unerhört vorkam, ſchrieb an den König Karl von Frankreich, dem dieſelbe nicht weniger neu ſeyn mochte: „Dieſe unglaubliche Freundſchaft und Vertraulichkeit ſey ihm aus Deutſchland ſelbſt durch ein ſicheres Schreiben gemeldet worden.“

Der Vertrag zwiſchen den beiden Königen ſcheint jedoch die Zuſtimmung der Churfürſten nicht gefunden zu haben und daher nicht vollſtändig zur Ausführung gekommen zu ſeyn. Auch nahm Friedrich nicht lange an der Regierung Theil, ſondern zog ſich, von ſeinen vielen Leiden gebeugt, bald in die Einſamkeit und ſtille Betrachtung zurück, und ſtarb im Jahr 1330 auf dem Bergſchloſſe Guttenſtein, nachdem ihm ſeine erblindete Gemahlin einige Zeit zuvor vorangegangen war.

Der erſte Chur-Verein zu Renſe. 1338.

Aber das Haus Oeſtreich, ſo wie der Papſt, waren dennoch dem Ludwig aus Baiern feind und thaten ihm alles mögliche zuwider; ſo daß ſeine ganze Regierung unruhig und voller Zwiſtigkeiten war. Und Ludwig, den ſein milder und edler, wenn gleich minder kräftiger, Sinn in einer beſſern Zeit zum guten Herrſcher gemacht haben würde, konnte in ſolchem Drange der Verwirrung das Steuer nicht lenken. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie viel Schuld in ihm, wie viel in der Schwierigkeit ſeiner Lage zu ſuchen iſt; aber ſeine Maßregeln erſcheinen ſchwankend. Bald wandte er Bitten an, und bald Widerſtand; verband ſich bald mit dem Könige von Böhmen, bald mit dem von England, und zuletzt gar mit dem von Frankreich; und an den Papſt hat er mehr als ſieben Geſandtſchaften geſchickt, und mitunter ſelbſt eines Kaiſers unwürdige Zugeſtändniſſe gemacht, um nur von dem Banne loszukommen; aber alles war vergeblich. Denn die Päpſte wohnten nicht mehr in Rom, ſondern hatten für eine geraume Zeit ihren

Sitz zu Avignon in Frankreich genommen; dadurch waren ſie in der Gewalt der Könige von Frankreich und mußten deren Willen thun, und dieſe, die es ſchon damals nicht gut mit uns meinten, freuten ſich über die Uneinigkeit in Deutſchland und verhinderten die Ausſöhnung zwiſchen Papſt und Kaiſer, wie der gemäßigte Papſt Benedikt XII. ſelbſt weinend den deutſchen Fürſten ins Ohr ſagte. Auch der König Johann von Böhmen war, nachdem er ſich gegen Oeſtreich geſichert hatte, ein Feind des baierſchen Hauſes, deſſen wachſender Größe er entgegen zu arbeiten ſuchte. Es gelang dem aberteuerlichen Manne, der beſtändig Europa, wie ein Eilbote, zu Pferde durchſtreifte, in Italien unheilbare Unruhen zu erregen, ſo wie er auch die Päpſte und den König von Frankreich in ihrer Feindſchaft gegen Ludwig ſtärkte.

Da ſchloſſen die deutſchen Churfürſten, nur mit Ausſchluß Johanns von Böhmen, zur Erhaltung des Reiches im Jahr 1338 das berühmte Bündniß zu Renſe am Rheinſtrom, welches unter dem Namen des erſten *Churvereins* bekannt iſt. Sie verſprachen darin einander auf das Feierlichſte, daß, weil das heilige römiſche Reich an ſeinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beſchränkt und beſchwert ſey und werde, ſie daſſelbe einmüthiglich handhaben und beſchützen wollten, nach all ihrer Macht und Kraft, wider jedermänniglich. — Und darauf ward mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsbeſchluß feierlich erklärt: „daß die kaiſerliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß, von Rechts= und alter Gewohnheit wegen, ſobald einer zum Kaiſer oder Könige gewählt ſey, er ſogleich, vermöge der Wahl, für einen wahren König und römiſchen Kaiſer zu halten ſey, ohne daß er erſt die Beſtätigung des Papſtes nöthig habe.“ Dieſer Reichsſchluß ward auch dem Papſte durch ein beſonderes Schreiben kund gethan. Von dieſer Zeit überhaupt fängt die große Oppoſition gegen das Papſtthum an.

Hätte nun Ludwig Standhaftigkeit genug gehabt, dieſe Stimmung der Deutſchen recht zu benutzen und auf ſie ſeine Macht zu bauen, und wäre nur überhaupt in der alten Weiſe auf Treue und Ausdauer Aller zu bauen geweſen, ſo hätte er, trotz aller Anfeindung der Fremden, glücklich regieren mögen. Auch hatte er den Bürgerſtand auf ſeiner Seite, der die Lage des Papſtthums ſchon damals recht ſcharf durchſchauete. Selbſt an dem ſehr mächtigen Minoriten=Orden fand Ludwig eine Stütze gegen den Papſt, der mit jenem Orden in Streite lebte. Die Minoriten thaten den höchſt merkwürdigen Schritt, ſich auf die Entſcheidung eines allgemeinen Conciliums zu berufen, — die erſte Berufung dieſer Art aus dem Schooß der Kirche. Auch Ludwig berief ſich auf ein allgemeines Concil nach dieſem Beiſpiele. Allein theils gebrach es ihm ſelbſt an jener überwiegenden Größe der Seele, welche durch die innere Ruhe das Gleichgewicht des Lebens zu erzwingen weiß,

theils wurde die Stimmung der Fürſten gegen ihn immer feindlicher, ſo daß ſie ihm auf einem neuen Churtage zu Renſe 1344 harte Vorwürfe über ſeine Reichsverwaltung machten. Bei Vielen rührte dieſer Unwille aus Eiferſucht gegen das Glück Ludwigs in Vergrößerung ſeines Hauſes her. Durch ſeine Gemahlin, eine Tochter des Grafen von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, erwarb er auf dieſe Länder Anſprüche, weil kein männlicher Erbe vorhanden war. Als ferner der anhaltiſch-brandenburgiſche Mannsſtamm 1320 ausſtarb, belehnte der Kaiſer 1323 ſeinen Sohn Ludwig mit der Mark Brandenburg, und vermählte ſpäter eben dieſen Sohn mit der Margarethe Maultaſch *), der Erbin von Tyrol, obwohl dieſelbe ſchon mit einem Sohne des Königs Johann von Böhmen vermählt und überdies mit dem baierſchen Hauſe im dritten Grade verwandt war. Aber Ludwig trennte jene Ehe aus eigener Machtvollkommenheit, was wiederum dem Papſte die Mittel in die Hand gab, ihn als ketzeriſchen Kaiſer zu verfolgen. Ueberdies machte er ſich durch dieſe Erwerbungen das Haus Oeſtreich, ſo wie das luxenburgiſch-böhmiſche Haus, und durch die erſte den König von Frankreich noch mehr zu Feinden.

Ludwigs Gegner, beſonders Papſt Clemens VI., brachten es am Ende ſo weit, daß ein Theil der Fürſten den Sohn des Königs Johann von Böhmen, Karl, der zugleich Markgraf von Mähren war, im Jahr 1346 zum deutſchen Könige erwählte; einen Fürſten, der am franzöſiſchen Hofe zu Paris erzogen war, weil ſein Vater eine große Vorliebe für Frankreich hatte, aber der keinen Segen über Deutſchland gebracht hat. Als er nach ſeiner Wahl auf den bei Renſe befindlichen ſogenannten Königsſtuhl gehoben und dem Volke zum erſten Male gezeigt wurde, und nun das Vivat Rex ertönte, da fiel das am Rheine aufgeſteckte Reichspanier ins Waſſer und ging, aller Bemühungen ungeachtet, zu Grunde. Das ſah man als eine üble Vorbedeutung an. Auch konnte er zu keinem Anſehen gelangen, ſo lange Ludwig lebte. Dieſer ſtarb indeß ſchon im folgenden Jahre 1347, indem er plötzlich auf einer Bärenjagd vom Schlage gerührt wurde. Der Anger, wo Ludwig vom Pferde ſank, in der Nähe des Kloſters Fürſtenfeld bei München, heißt zum Andenken noch jetzt die Kaiſerwieſe.

Ludwig iſt der letzte Kaiſer, welcher den päpſtlichen Bannfluch getragen hat.

70. Karl IV. 1347—78.

Drei übermächtige Häuſer waren jetzt in Deutſchland, welche, wenn ſie ſich vereinigt hätten, die übrigen leicht hätten unterdrücken

*) Nicht ſo genannt wegen eines entſtellenden Fehlers, ſondern von einem Schloſſe in Tyrol.

mögen; allein ſie waren nicht einig unter ſich und feindeten ſich ſogar an. Das war das luxenburgiſche Haus, welches außer Böhmen und Mähren auch einen Theil von Schleſien und der Lauſitz beſaß; das baieriſche, welches Brandenburg, Holland und Tyrol erworben hatte; und das öſtreichiſche, welches außer den öſtreichiſchen Ländern auch Vieles in Schwaben beſaß.

Das Haus Baiern konnte es nicht vergeſſen, daß Karl IV. Ludwigs Feind geweſen war; es ſuchte, mit dem Erzbiſchof von Mainz und andern Fürſten, Gegenkönige aufzuſtellen, und fand endlich, im Febr. 1349, nachdem König Eduard von England, und Markgraf Friedrich von Meißen, die Krone ausgeſchlagen hatten, an den Grafen Günther von Schwarzburg einen ſehr tapfern, kräftigen und rechtſchaffenen Mann, welcher dieſelbe zu des Reiches Beſten, wie er erklärte, annahm, und ein ſehr gewichtiger Gegner für Karl geweſen ſeyn würde, wenn er nicht plötzlich, wie er ſelbſt glaubte an Gift, ſchon im Juni deſſelben Jahres erkrankt und bald darnach geſtorben wäre.

Nun regierte Karl allein, nachdem er ſich zu Aachen von Neuem hatte krönen laſſen, und er hat lange regiert. Man hoffte viel von ihm. Er war fein und geſchickt im Unterhandeln, und wohl erfahren in mehreren Sprachen. Allein ſo gut er für ſeine Erbländer zu ſorgen wußte und ihre Wohlfahrt durch viele nützliche Einrichtungen befördert hat, ſo war er doch ein Stiefvater für das deutſche Reich und hatte kein Herz zu demſelben. Die letzten Ueberbleibſel der Reichsgüter, welche das kaiſerliche Anſehen noch einigermaßen erhielten, verkaufte er, gleich dem ſchlechten Hausvater, welcher ſeine feſte Habe in bewegliche verwandelt, um ſchnellern Genuß davon zu haben; und Fürſtentitel, wie Adelsbriefe, waren ihm für Geld feil, wie er denn z. B. an Mecklenburg, Luxenburg, Jülich, Berg, den Herzogs= und an Naſſau den Fürſtentitel verkauft hat.

Außerdem ereigneten ſich unter ſeiner Regierung viele große Unglücksfälle, die außer ſeinem Verſchulden lagen. Gleich den Anfang derſelben bezeichnete eine ſchreckenvolle Zeit für Deutſchland, wie für viele andere Länder Europa's. Nachdem ſchon zehn Jahre früher, im Sommer 1338, ſo furchtbare Heerden von Heuſchrecken ſich von Oſten her über einen Theil von Europa ergoſſen hatten, daß ſie die Sonne verfinſterten, daß Ungarn, Polen, Schleſien, Oeſtreich und andere Gegenden ganz von ihnen verwüſtet wurden und Hungersnoth über die Menſchen kam, ſo fing im Jahr 1348 eine Reihe noch größerer Unglücksfälle an. Am 17. Jan. dieſes Jahres verfinſterte ſich die Sonne, und am 25. war ein großes Erdbeben faſt durch ganz Europa. Städte und Dörfer wurden hin und wieder umgeſtürzt und begruben ihre Einwohner unter Schutthaufen. Die Erdſtöße kamen noch mehrmals in dieſem Jahre wieder, und im folgenden brach eine große Peſt in Italien aus, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande dahin gebracht

war und bald ihren verheerenden Zug durch ganz Frankreich und Deutſchland nahm. Die Geſchichte kennt nichts Aehnliches von grauſenvoller Zerſtörung. Schwarze Beulen von der Größe eines Eies bedeckten ſchnell den Körper, und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden, folgte der Tod. In den großen Städten wurden die Geſtorbenen am Ende nach Hunderttauſenden gezählt, und in manchen war nur der zehnte Theil der Bewohner übrig geblieben. Tauſende von Geſchlechtern gingen gänzlich zu Grunde, ganze Straßen waren verödet und kein lebendiges Weſen, ja nicht einmal ein Hausthier, darin zu finden; ja, einige Reiſende, die aus Italien nach Böhmen zogen, fanden ganze Städte und Flecken von Menſchen völlig ausgeſtorben.

Das Unglück weckte bei vielen, in Sünden verſunkenen, Menſchen die Beſinnung wieder; denn es war eine verdorbene Zeit vorhergegangen. In der Verzweiflung wurden Bußübungen aller Art angeſtellt, und beſonders erhoben ſich die ſchon früher einmal dageweſenen Geißler oder Flagellanten von Neuem. Haufen von Hunderten und bald von Tauſenden derſelben zogen von Stadt zu Stadt und ſtellten ihre Geißelungen an, indem ſie mit entblößten Rücken und ſingend im Kreiſe umher gingen und ſich ſelbſt mit knotigen, ſtachlichten Geißeln ſchlugen oder von andern ſchlagen ließen. Oft mußten die Meiſter des Zuges der Wuth, womit die Büßenden ſich ſelber zerfleiſchten, durch ſtrenge Befehle Einhalt thun. Sogar Kinder wurden von der Luſt am Geißeln angeſteckt und zogen auf ähnliche Weiſe umher. Als ſo die Sache in Schwärmerei und eine Art von Wahnſinn ausartete, und auf der andern Seite ſich auch Ausſchweifungen aller Art dabei einfanden, wobei die Flagellanten ihren Unterhalt erbettelten oder auch mit Gewalt erzwangen, verbot der Papſt das Unweſen und ſprach ſogar den Bann dagegen aus. Es wurde nicht ohne Mühe unterdrückt.

Dagegen erhoben ſich, gleich als wenn das Zeitalter durchaus in allem das Maaß überſchreiten ſollte, zu eben derſelben Zeit auch die alten Judenverfolgungen wieder. Es hatte ſich unter dem Volke der Glaube verbreitet, die Juden ſeyen die Urheber der großen Seuche, indem ſie Brunnen und Flüſſe vergiftet hätten, um die ganze Chriſtenheit auszurotten; der alte Haß gegen ſie häufte noch viele andere Greuel hinzu, bald konnten die Obrigkeiten die Wuth des Volkes nicht mehr zügeln, und in der Schweiz, in den Städten am Rheine hinab, ſo wie in vielen andern deutſchen Städten, begann das Morden mit ſolcher Erbitterung, daß viele der geängſtigten Juden ſich und die Ihrigen lieber in ihren eigenen Häuſern verbrannten. Wo es am Gelindeſten zuging, wurden ſie doch wenigſtens des Ihrigen beraubt und in die Fremde hinausgetrieben. Die Fürſten, beſonders aber der Papſt und die Biſchöfe, nahmen ſich endlich des verfolgten Volkes an und retteten die Ueberbleibſel deſſelben. Von König Karl IV. weiß die Ge-

ſchichte aber wenig zu ſagen, was er in dieſer Zeit der Drangſale für das allgemeine Beſte gethan habe.

Das wichtigſte Werk, welches man von ihm für Deutſchland rühmte, iſt die ſogenannte goldene Bulle, ein im J. 1356 gegebenes Reichsgrundgeſetz, wodurch die Rechte der ſieben Churfürſten — (Böhmen, welches früher kaum Anerkennung finden konnte, erhielt jetzt die erſte weltliche Stimme), — die Ordnung der Kaiſerwahl in Frankfurt, der Krönung in Aachen, der Reichserzämter, des Reichsvikariats für die Zwiſchenzeit bis zur neuen Wahl, welches Churpfalz und Sachſen unter einander theilen ſollten, und einiges andere, beſtimmt wurde; unter andern wurde auch das alte Fehderecht nach vorhergegangener dreitägiger Ankündigung von Neuem beſtätigt. Durch ſolche Anordnungen aber über äußere und weniger weſentliche Dinge konnte die Würde des Reiches und des Kaiſerthums nicht hergeſtellt werden; vielmehr wurden Spaltung, Eiferſucht und Eigenſucht durch die Vorzüge, die er den churfürſtlichen Häuſern vor allen andern gab, nur vermehrt, ſo daß von der goldnen Bulle an eher die Auflöſung als die Gründung des Reichs zu rechnen iſt.

Für die Vergrößerung ſeines eigenen Hauſes hat Karl mit Klugheit und außerordentlichem Glücke gearbeitet. Durch ſeine erſte Gemahlin Anna von der Pfalz brachte er die Oberpfalz, durch die zweite, Anna von Schweidnitz und Jauer, die Anſprüche auf den ſchönen ſüdweſtlichen Strich Schleſiens längs der böhmiſchen Gränze an ſein Haus, wie denn ſchon er ſelbſt und ſein Vater Johann, theils durch Liſt, theils durch Gewalt, die übrigen Fürſten Schleſiens zur Unterwerfung unter böhmiſche Lehnsherrlichkeit gebracht hatten. Im J. 1355 vereinigte er durch eine feierliche Urkunde ganz Schleſien und die Niederlauſitz mit Böhmen und dadurch mit dem Reiche. — Eben ſo erwarb er auch die Mark Brandenburg von dem baierſchen Hauſe, welchem ſie eben erſt durch den Kaiſer Ludwig gewonnen war. Er brachte nämlich die kraftloſen Markgrafen Ludwig den Römer und Otto zu einem Erbvertrage, nach welchem, mit Uebergehung der baierſchen Vettern, die Marken an das Haus Luxenburg fallen ſollten, wenn die Markgrafen ohne Erben ſtürben. Und wirklich ſtarb bald nachher Ludwig, und der träge Otto übertrug noch während ſeines Lebens 1373 die Regierung des Landes dem Kaiſer und ſtarb 1379 verachtet nnd vergeſſen. Karl, einzig auf die Vermehrung ſeiner Hausmacht bedacht, vereinigte Brandenburg mit dem Königreiche Böhmen, und machte ſo, ganz gegen die Ordnung, ein deutſches Churfürſtenthum von einem andern abhängig; auch ſorgte er von nun an für das neu erworbene Erbland recht väterlich, wie er für ſeine eigenen Länder zu thun pflegte. Er beherrſchte nun eine Reihe ſchöner Länder von der öſtreichiſchen Gränze, nahe der Donau, bis nach Pommern. Aber dennoch hat Karl, wie es dem

Eigennützigen ſo oft ergeht, für Fremde erworben und gearbeitet. Schon ſein Sohn Sigismund verpfändete die Mark Brandenburg an das Haus Hohenzollern und legte dadurch den Grund zu der Größe dieſes Hauſes; und die meiſten ſeiner übrigen Länder kamen ſpäter an das von ihm benachtheiligte Haus Oeſtreich, welches noch höher ſteigen ſollte. — Auch in dieſer Zeit gewann daſſelbe einen Zuwachs an Ländern durch die Grafſchaft Tyrol, in welchem ebenfalls die von Kaiſer Ludwig dort eingeſetzte baieriſche Linie ausſtarb. Das Haus Wittelsbach war im Sinken.

Auch in Italien iſt Karl geweſen, aber nicht, wie es ſich für den Nachfolger der großen Kaiſer geziemte, welche die Oberherrſchaft dieſes Landes durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er hatte, als ihn der Papſt zuerſt als deutſchen König beſtätigte, in einer Wahlkapitulation ſchimpflicher Weiſe verſprechen müſſen, daß er, wenn er zur Krönung nach Rom komme, nur an dem einen Tag in der Stadt erſcheinen, ſie vor Abend ſchon wieder verlaſſen, und geraden Weges aus dem Kirchenſtaate abziehen wollte. Nun hielt er am Oſtertage 1355 ſeinen Einzug in Rom, ward gekrönt, und ſchlich ſich noch an demſelben Tage, unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehen, zur Stadt hinaus und wieder aus dem Lande. Die Römer, welche die Urſache nicht wußten, waren ſehr erſtaunt darüber, und Petrarka, der berühmte Dichter, der ihn durch ſeine begeiſterten Briefe zur Erneuerung des alten, herrlichen Kaiſerthums anfgefordert hatte, ſchrieb ihm jetzt: „Was wohl ſeine Vorfahren, die alten deutſchen Kaiſer, geſagt haben würden, wenn ſie ihm auf ſo ſchimpflichen Rückzuge auf dem Alpengebirge begegnet wären?"

Gegen das Ende ſeines Lebens trieb ihn ſeine Vorliebe für Frankreich noch einmal zu einer Reiſe dorthin; und gleich nach ſeiner Rückkunft, im J. 1378, ſtarb er.

71. Kaiſer Wenzel. 1378—1400.

Karl IV. hatte ſchon die Fürſten dahin vermocht, daß ſie ſeinen Sohn Wenzel oder Wenzeslaus zum König annahmen. Allein wie den Vater der Eigennutz und die Klugheit, welche nur den eigenen Vortheil berechnet, trieben, ſo war der Sohn; obgleich von der Natur mit guten Anlagen ausgeſtattet, unkräftig zur That, gleichgültig, und nur ſinnlichen Vergnügungen, beſonders Trinken und Jagen, hingegeben. Er hat weder für Deutſchland, noch für ſeine Erbländer, etwas Erhebliches gethan.

Es war eine furchtbar unordentliche Zeit. Das Kaiſerthum hatte ſein Anſehen verloren; die Religion war geſunken und die Chriſtenheit in Parteiungen geſpalten; es waren ſtatt Eines zwei Päpſte, der eine zu Rom, der andere zu Avignon, und beide ſchleuderten ihre Bannſtrahlen gegen einander und verfluchten in ihrem Zorne ganze Völker und Länder, welche dem Gegner anhin=

gen. Die Sitten verwilderten allenthalben. Lange und vergeblich erhoben die rechtſchaffenſten und einſichtsvollſten Männer ihre Stimme wider die Verderbniß der Zeit und forderten ein allgemeines chriſtliches Concilium; allein Wenzel, der als Kaiſer es hätte zur Ausführung bringen müſſen, hatte nicht Geiſt und nicht Kraft dazu.

In Deutſchland entſtanden unter ihm immer mehr Bündniſſe einzelner Reichsglieder unter einander zum gegenſeitigen Schutze, welche ein Zeichen der darniederliegenden höchſten Gewalt waren und dazu dienten, ſie noch mehr zu ſchwächen. Der mächtigſte war der ſchwäbiſche Städte-Bund, der aus 34, nachher 41, Städten und mehreren Fürſten beſtand. Dagegen blüheten mehrere Geſellſchaften des Adels, der Löwenbund, die Geſellſchaft mit den Hörnern, der Falknerbund und andere. Da konnte es an größern und kleinern Kriegen nicht fehlen. Die ſchwäbiſchen Städte nahmen ſich den Schweizerbund zum Muſter, welcher ſich immer mehr ausbreitete; ja, ſie nahmen ſogar ſchweizeriſche Orte, Bern, Zürich, Solothurn und Zug, in ihr Bündniß auf, und nannten ſich ſchon die Eidgenoſſen. Und, wie in Zeiten der Parteiung und des Haſſes meiſtens kein Theil Maaß hält und ſtreng bei dem Rechte bleibt, ſo war die Klage der Fürſten und des Adels gewiß in vielen Fällen gegründet, daß die Städte ihnen widerrechtlich ihre dienſtbaren Leute entzögen, indem ſie ihnen Schutz und Bürgerrecht gewährten. Um ähnliche Klagen entſtand auch ein neuer Krieg der öſtreichiſchen Herren gegen die Schweizer.

Die Schlacht bei Sempach. 1386. — Der Herzog Leopold von Oeſtreich, an Heldenmuth und Stolz dem Leopold gleich, der bei Morgarten ſtritt, war erbittert gegen die Schweizer, weil ſie ſolche Orte in ihren Bund aufgenommen hatten, welche ihm unterthan waren, z. B. Entlibuch, Sempach, Meyenberg und Reichenſee. Die Klage war gegründet; aber Oeſtreich war nicht ohne Schuld, denn dieſe Orte waren durch harte und geizige öſtreichiſche Amtleute gedrückt, und ferner hatte der Herzog, gegen die Verträge, Zölle an den Gränzen der Schweizer angelegt, die ihren freien Verkehr hinderten. Der Herzog ſchwur, „die Schweizer, Urheber ungerechter Waffen, und ihren trutzigen Bund, zu beſtrafen.“ Der Haß der Herren gegen die freien Landleute und Bürger brach an ſo vielen Orten mit vollem Feuer aus, daß innerhalb wenig Wochen die Schweizer von 167 ſowohl geiſtlichen als weltlichen Herren befehdet wurden. Die Briefe der Fehden wurden der Verſammlung der Eidgenoſſen in zwanzig Botſchaften überbracht, auf daß ihr Schrecken immer erneuert würde. Am St. Johannes des Täufers Abend kam ein Bote der würtembergiſchen Dienerſchaft mit funfzehn Fehden; man hatte die Briefe noch nicht ganz geleſen, ſo kam der Bote der Feindſchaft Herren Johann Ulrichs von Pfirt mit acht andern Herren; er hatte kaum ausgeredet, ſo kamen die Briefe der Herren Im Thurm und aller Edlen von

Schafhauſen; acht Boten brachten am folgenden Tage drei und vierzig Fehden.

Die Eidgenoſſen hatten keinen andern Beiſtand als ihren Bund und ihren Muth; und ſie erwarteten den Anfang des Krieges mit unbeſchreiblicher Ungeduld; vier Tage vor dem Ende des Stillſtandes war alle Mannſchaft unter den Waffen. Der Stillſtand ging aus, da brach der Krieg der freien Männer gegen die Freiherren los, da ſank in wenig Wochen manche feſte Burg, welche die Eidgenoſſen an ihren Gränzen bezwangen.

Der Herzog aber zog von Baden im Aargau mit dem Gewalthaufen aus derſelben Gegend heran, wo vor 71 Jahren das Heer Herzog Leopolds des Aelteren ſich geſammelt, aber er nahm einen andern Weg gegen Sempach im Aargau. Hier warteten ſeiner die Eidgenoſſen, in einem Walde über den Wieſen und Kornfeldern, die ſich bis an das Ufer des Sees erſtreckten. Sie ſahen die zahlreich und ſchön gerüſtete Reuterei des Feindes, die Schaaren der Edeln und Herren, welche den Entſchluß gefaßt, die Schweizerbauern perſönlich und ohne das Fußvolk, allein zu ſchlagen. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oeſtreich, ſeines Alters im 35ſten Jahre, männlich ſchön, hochgemuth, voll Heldenfeuer und ſiegprangend aus manchem wohlvollbrachten Kriege, und racheburſtig gegen die Schweizer. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend ſah, hielt er es für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obſchon die ſchwere Waffenrüſtung der Ritter ſie zu den Bewegungen des Fußvolks unbehülflich machte. Er mochte glauben, es gezieme ſich tapfern Rittern nicht, im ungleichen Kampfe den Sieg zu erringen; denn die Schweizer hatten keine Reuter. Er befahl alſo, daß die Edlen abſitzen und eng zuſammentreten ſollten, ſo daß ſie gleichſam eine unburchbringliche erzene Mauer dem Feinde entgegenſtellten, aus welcher die langen Spieße wie Stacheln hervorragten. Als Johannes von Haſenburg, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung geſehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffahrt ſey zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, das Fußvolk unter Hans von Bonſtetten zu erwarten“, — ſpotteten ſie ſeiner und riefen: „Der Haſenburg hat ein Haſenherz.“ Und als Einige dem Herzog Vorſtellungen machten und ihn ermahnten, ſich ſelbſt zu ſchonen und außer den Schlachtreihen zu halten, ſprach er anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuſehen, wie ſeine Ritter für ihn ſterben? Hier, in meinem Lande, für mein Volk, mit euch, will ich ſiegen oder umkommen.“

So lange die Ritter zu Pferde ſaßen, deuchte es den Eidgenoſſen ſchwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu beſtehen; als ſie aber abſtiegen, zogen ſie aus dem Walde in das Feld hinab. Sie ſtanden in ſchmaler Ordnung, mit kurzen Waffen; 400 Luzerner; 900 Mann aus den drei Waldſtädten, und ungefähr

100 Glarner, Zucher, Entlibucher und Rotenburger; einige trugen Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen geſtritten, einige hatten ſtatt des Schildes nur ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Sie fielen auf die Knie und beteten zu Gott, nach ihrem alten Brauch. Die Herren banden ihre Helme auf; der Herzog ſchlug Ritter. Die Sonne ſtand hoch, der Tag war ſehr ſchwül.

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld auf den Feind, in vollem Lauf, mit Kriegsgeſchrei. Da wurden ſie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiſerner Stacheln. Da ſtritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannſchaft von Luzern und ſuchte zwiſchen den Spießen einen Weg an die, welche dieſelben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraſſel ſeine in die Breite ausgedehnte Schlachtordnung, als zu einem halben Mond, womit er den kleinen Haufen der Schweizer zu umzingeln gedachte. Der Kampf wurde ſchwer und heiß; viele Schweizer waren ſchon gefallen; das Banner der Stadt Luzern ſchien lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, ſchwer verwundet geſunken und viele andere tapfere Männer umgekommen waren. Dieſen Augenblick banger Unſchlüſſigkeit entſchied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold von Winkelried, Ritter; er ſprach zu ſeinen Kriegsgeſellen: „Ich will euch eine Gaſſe machen", ſprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder, treue, liebe Eidgenoſſen, gedenket meines Geſchlechts!" war an dem Feind, umſchlang mit ſeinen Armen einige Spieße, begrub dieſelben in ſeiner Bruſt, und wie er denn ein ſehr großer und ſtarker Mann war, drückte er im Falle ſie mit ſich auf den Boden. Plötzlich ſprangen ſeine Kriegsgeſellen über ſeinen Leichnam hin; da drangen alle Harſte der Eidgenoſſen mit äußerſter Gewalt feſtgeſchloſſen hinter einander an, und brachen von beiden Seiten in die Flanken des Feindes. Dieſer hinwiederum preßte ſeine Reihen überraſcht zuſammen, die Lücke zu füllen, wobei durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harniſchen unverwundet erſtickten.

Zuerſt fiel Herr Friedrich von Brandis, ein handfeſter, hochtrutziger Mann, ſonſt er allein ſo gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher ſich vermeſſen, die Eidgenoſſen allein zu beſtehen; das Glück des Tages wandte ſich. Die Diener und Troßbuben der Herren vom Adel, da ſie dieſes merkten, ſetzten ſich auf die Pferde der Ritter, ihr Leben durch ſchnelle Flucht zu retten. Indeſſen ſank das Hauptbanner von Oeſtreich; Ritter Ulrich von Aarburg rettete es, ſchwang es hoch empor, widerſtand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel und mit letzter Lebenskraft laut aufſchrie: „Retta Oeſtreich, retta!" Da drang der Her=

zog Leopold herbei und empfing das Banner von ſeiner ſterbenden Hand; abermals erſchien daſſelbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Herzog und lagen ihm an um ſein Leben. Da ſprach Leopold: „Es iſt ſo mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ſterben;" — verbarg ſich ſeinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingeriſſen, ſtürzte ſich in die feindlichen Haufen und ſuchte ſeinen Tod. Im Gedränge der Schaaren fiel er zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der ſchweren Rüſtung um ſich empor zu helfen. Ein unanſehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürſt von Oeſtreich." Dieſes hörte jener nicht, oder glaubte ihm nicht, oder meinte, die Schlacht hebe alle Würden auf; er erſchlug ihn. Da fand ſeinen Leichnam Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; verſteinert ſtand er, das Banner entfiel ſeiner Hand; dann warf er ſich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Freunden und Feinden zertreten werde; er erwartete und fand hier ſeinen eigenen Tod.

Die Augen der Schaaren ſuchten den Fürſten vergeblich; da wandte ſich auf einmal die ganze Macht von Oeſtreich grauenvoll auf die Flucht; alle Edlen ſchrieen: „Die Hengſte daher, die Hengſte daher!" Da zeigte ihnen kaum von fern der Staub die fliehenden Troßbuben. So blieb ihnen, in drückenden Rüſtungen, in unerträglicher Hitze, erſchöpft von Durſt und Arbeit, nur übrig, ihren Herrn zu rächen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Es fanden in Allem 656 Grafen, Herren und Ritter ihren Tod; dem Johannes von Haſenburg half es nicht, das Unglück vorher geſehen zu haben; mit ihm fiel Johannes von Ochſenſtein, der ſeiner Klugheit ſpottete. Nachdem auf beiden Seiten faſt alle Befehlshaber geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Hitze und Anſtrengung des Tages; die Oeſtreicher, die noch lebten, folgten der Begierde des Lebens, die Schweizer, da ſie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieſes Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht. Durch dieſen Sieg, und durch einen andern bei Näfels, ſchwächten die Eidgenoſſen Oeſtreichs Macht ſo ſehr, daß im Jahr 1389, unter Vermittlung der Reichsſtädte am Bodenſee, ein ſiebenjähriger Friede zu Stande kam, durch welchen die Schweizer alles das behielten, was ſie erobert, oder was ſich freiwillig an ſie geſchloſſen hatte; Oeſtreich aber ſeine Hauptbeſitzungen im Aargau und Thurgau.

Auch in den deutſchen Städten weckte das Beiſpiel der Schweizer von Neuem die Kampfluſt; der alte Groll zwiſchen Adel und Bürgern kam wieder zum Ausbruch, beſonders in Schwaben, am Rheinſtrom und in der Wetterau; aber es waren hier nicht die günſtigen Bergpäſſe, und die Städter waren auch nicht den Hirten

der Schweiz gleich. Sie wurden bei mehreren Gelegenheiten geſchlagen, unter andern durch den Grafen Eberhard von Würtemberg zwiſchen Weil und Döffingen, und den Pfalzgrafen Ruprecht bei Worms. Da wurde 1389 durch den Landfrieden zu Eger die Ruhe einigermaßen hergeſtellt. Es waren ſehr ſchlimme Zeiten für Baiern, Schwaben, Franken und den ganzen Oberrhein geweſen. Es verdarben mehr Leute, ſagt die Chronik von Königshofen, denn vorher in vielen hundert Jahren. Die meiſten Landbewohner mußten ſich den ganzen Winter in den Burgen und Städten aufhalten. In manchen Gegenden fand man außer den Städten und Feſten auf zehn Meilen kein Dorf und kein Haus; ſo war Alles durch Brand und Mord verheert.

Der Kaiſer Wenzel hatte nicht Kraft und Anſehen genug, um zwiſchen Adel und Städten das kaiſerliche Wort als Entſcheidung geltend zu machen; dazu kam er ſelten, und vom Jahre 1391 ſechs Jahre lang gar nicht, nach Deutſchland. Die Böhmen, die auch unzufrieden über ihn waren, — er beging mehrere grauſame Thaten, die ihn, bei ſeiner übrigen Schwäche, nur noch verhaßter machten, — ſetzten ihn ſogar auf dem Prager Schloſſe gefangen, bis ihn ſein jüngerer Bruder Johann wieder befreite. Dadurch ſank ſein Anſehen in Deutſchland noch mehr, und im Jahre 1400 ſchritten die Fürſten endlich zu ſeiner Abſetzung. Seine Anklage lautete alſo: „Das heilige römiſche Reich, die heilige Kirche, und die ganze Chriſtenheit, ſind von dem, von welchem ſie Troſt, Schutz und Hülfe haben ſollten, vielmehr zerriſſen, verringert und nachläſſig regiert worden. Dieſes Alles iſt ihm ſchon oft und ohne alle Furcht vorgeſtellt; aber er hat weder der Kirche zum Frieden verholfen, noch kümmerte er ſich wegen der vielen Fehden und Unruhen im Reich, ſo daß keiner weiß, wo er Recht ſuchen und Schutz und Sicherheit hernehmen ſoll. Weil demnach alle Ermahmung nichts gefruchtet, ſo haben die Fürſten nichts anderes ſchließen können, als daß er gar keine Sorge mehr für das Reich hegen wolle, und entſetzen deshalb dieſen Wenzel als einen Nachläſſigen und Unwürdigen hiemit des Reiches.“

Am Tage darauf ward zum Könige erwählt:

72. Ruprecht von der Pfalz. 1400–1410.

Im folgenden Jahre wurde Wenzel, welcher im Beſitze Böhmens geblieben war, von ſeinem Bruder Sigmund von Neuem gefangen genommen und hat 19 Monate zu Wien gefangen geſeſſen.

Ruprecht, ein thätiger ritterlicher Mann, ſuchte der Kaiſerwürde wieder Anſehen zu verſchaffen; aber die Zeiten waren ſchon zu ſehr verworren und ſeine Regierung zu kurz. Ein Zug, den er nach Italien unternahm, mißlang gleichfalls. Er ſtarb im J. 1410, ohne etwas Erhebliches gethan zu haben, denn der wichtige Entſchluß, ein allgemeines Concilium zur Ausgleichung der Spaltun-

gen in der Chriſtenheit zu berufen, den er im J. 1409 faßte, kam wegen ſeines frühen Todes nicht zur Ausführung.

In dieſer, ſchon lange vorbereiteten, Berufung einer allgemeinen chriſtlichen Kirchenverſammlung zeigte ſich die Uebermacht der Wiſſenſchaft, die ſich ſelbſtſtändig hingeſtellt und ihren Sammelpunkt in den Univerſitäten gefunden hatte. Die Univerſitäten zu Paris, Oxford und Prag ſtellten ein Gutachten dahin aus, allein ein allgemeines Concilium könne die Kirchenſpaltung beendigen, und der Papſt ſey der Entſcheidung eines ſolchen Concilii unterworfen. Durch dieſes Gutachten wurde der Kaiſer, als Papſtthums-Vicarius, berechtigt, die Kirche zu verſammeln.

73. Kaiſer Sigismund. 1410—1437.

Es war indeß nahe daran, daß es dem Kaiſerthum erging, wie dem Papſtthum, daß nämlich drei Kaiſer zugleich aufſtanden: der abgeſetzte Wenzel, ſein Bruder, der Churfürſt Sigmund von Brandenburg, der auch durch Heirath und Wahl König von Ungarn geworden war, und ihr Vetter, der Markgraf Jodokus oder Jobſt von Mähren; denn dieſe beiden wurden jetzt von einem Theile der deutſchen Fürſten zu Königen gewählt. Jodokus ſtarb jedoch ſchon im folgenden Jahre, und in einer neuen Wahl wurde Sigmund allgemein angenommen.

Dieſer Kaiſer war in mancher Hinſicht der vorzüglichſte aus den luxenburgiſchen Hauſe. Sein Aeußeres zeigte Majeſtät, verbunden mit Anmuth. Er war groß und wohlgebaut, ſein Angeſicht, von blondem lockigem Haare umwallt, machte ihn zu einem der ſchönſten Fürſten ſeiner Zeit. Sein Geiſt war lebhaft, ſein Witz treffend; er konnte für einen gelehrten Fürſten gelten und redete ſechs Sprachen geläufig. Er hatte etwas Biederes und Treuherziges in ſeinem Weſen, was ihm die Gemüther gewann, und einen redlichen Willen für das Gute. Allein mit dieſen ſchönen Anlagen und glänzenden Eigenſchaften ſtand ſeine Kraft zur That nicht auf gleicher Stufe. Er war zu wankelmüthig und unentſchloſſen, und vermochte eine großartige Anſicht nicht kräftig feſtzuhalten. Darum hat er auch die großen Aufgaben der Zeit nicht durchzuführen gewußt. Dazu war er ein ſchlechter Wirth, verſchwendete ſchnell, was er hatte, und befand ſich deshalb faſt fortwährend in Verlegenheit, weshalb auch bei ihm, wie bei ſeinen Vorgängern, der Adel für die vorgeſchriebene Taxe ganz und gar feil war.

Sein nächſtes Augenmerk richtete Sigismund auf die verderbliche Spaltung in der Kirche, da ein Papſt in Italien, ein anderer in Frankreich, und ein dritter in Spanien ſeinen Sitz hatte, und von da aus den Fluch über ſeine Gegner und die Länder ausſprach, die ihnen anhingen. Es kam endlich im Jahr 1414 die merkwürdige Kirchenverſammlung zu Koſtnitz zu Stande, und nie iſt wohl eine Verſammlung größer und glänzender geweſen. Außer

dem Papſte Johann waren die drei Patriarchen von Konſtantinopel, Grado und Antiochien, 22 Kardinäle, 20 Erzbiſchöfe, 92 Biſchöfe, 124 Aebte, 1800 niedere Geiſtliche, viele Doktoren und Meiſter der Wiſſenſchaften und Künſte, auch Abgeordnete der Univerſitäten Paris, Orleans, Köln, Wien und anderer, ferner an 1600 Fürſten, Herren, Grafen und Ritter zugegen, ſämmtlich mit mehr oder minder zahlreichem Gefolge, ſo daß die Zahl der Fremden bisweilen über 100,000 ſtieg; ja einmal ſollen ihrer 150,000, mit 30,000 Pferden, gezählt worden ſeyn.

Von den drei Päpſten erſchien nur Johann XXIII. aus Rom, der das Concilium ausgeſchrieben hatte, in der Hoffnung, daſſelbe werde die beiden Gegner abſetzen und ihn beſtätigen. Das Concilium aber hatte gleich, ungeachtet des Widerſpruchs der Italiener, die Abſicht gefaßt, daß alle drei Päpſte ihr Amt niederlegen ſollten, damit das Uebel mit der Wurzel ausgeriſſen würde. Man war übereingekommen, daß erſtlich nicht blos, wie bisher gewöhnlich, nur Biſchöfe und Aebte, ſondern auch die Doktoren der Theologie, ſo wie des kanoniſchen und bürgerlichen Rechts, und eben ſo die Fürſten und ihre Geſandten, und endlich alle anweſende Prieſter, am Stimmrecht Theil nehmen ſollten; und zweitens, daß nicht einzeln, ſondern nach Nationen geſtimmt werde, ſo daß jede der vier Hauptnationen, die Deutſchen, Engländer, Franzoſen und Italiener, jede eine Stimme hätten; — (die Spanier waren noch nicht angekommen). Denn hätte man die einzelnen Stimmen geſammelt, ſo würden die Italiener, welche an Zahl die ſtärkſten waren, alle andern überſtimmt haben. Bei den Deutſchen zeigten ſich, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, in dieſer wichtigen Angelegenheit Standhaftigkeit und Ungeſtüm, und dringendes Beharren auf ihren Forderungen; bei den Engländern Kühnheit und Scharfſinn; bei den Franzoſen Großthun und die Gabe ſich geltend zu machen; bei den Italienern Feinheit, Liſt und Parteiligkeit.

Die Engländer und Deutſchen waren wegen der Abſetzung der Päpſte einig, und bald geſellten ſich auch die Franzoſen dazu. Johann XXIII., da er gegenwärtig war, ſollte zuerſt die Abdankungsurkunde unterſchreiben; er ſuchte Auswege; endlich aber gab er nach und las vor dem Altare knieend das Verſprechen ſeiner Abdankung öffentlich vor. Kaiſer Sigismund und alle Anweſende waren voller Freude; der Kaiſer erhob ſich ſogar, und küßte dem Papſt die Füße und dankte ihm im Namen der chriſtlichen Welt, daß er ein ſo herrliches Beiſpiel der Selbſtüberwindung gegeben. Allein Johann hatte nur zum Scheine nachgeben; ſchon hatte er ſeine Abrede mit ſeinem Freunde, dem Herzog Friedrich von Oeſtreich, genommen; dieſer veranſtaltete gleich darauf am 20. März 1415 ein großes Turnier, und als die Aufmerkſamkeit Aller auf das Feſt gerichtet war, entfloh der Papſt als Poſtknecht verkleidet nach Schafhauſen, welches damals noch eine öſtreichiſche Stadt war. Der

Herzog folgte ihm, und in der Nacht entwichen gleichfalls mehrere hundert italieniſche und öſtreichiſche Prälaten. Der Papſt gedachte auch wider den Willen des Conciliums ſeine Gewalt fortzuſetzen. Allein die verſammelten Kirchenväter aus Deutſchland, England und Frankreich, ſammt dem Kaiſer Sigismund, nahmen die Sache ernſthaft. Das Concilium erklärte unter Vorſitz des Kaiſers Sigismund: „da ſeine Gewalt unmittelbar von Chriſtus und über dem Papſte ſey, ſo ſollten ſeine Beſchlüſſe auch ohne päpſtliche Beſtätigung die Kirche vereinigen und reformiren.“ Gegen die Entwichenen wurde mit der größten Strenge verfahren; Herzog Friedrich ward von dem Concilium in den Bann und von dem Kaiſer in die Acht gethan, und auf des Letztern Befehl griff das Reichsheer unter dem Burgdrafen Friedrich von Nürnberg und die Schweizer des Herzogs Erbländer an und nahmen ſie größtentheils weg. Das Aargau und die alte Stammfeſte Habsburg gewannen die Berner. (Erſt zehn Jahre nach dieſer Zeit nahm der Kaiſer den Herzog wieder zu Gnaden an, und gab ihm die Länder, die im Reiche gelegen waren, zurück; die Schweizer aber wollten ihre Eroberungen nicht wieder herausgeben, und behielten das Aargau und andere Stücke).

Der Papſt, der des herzoglichen Schutzes beraubt war, mußte ſich wohl den Beſchlüſſen des Conciliums fügen; er wurde von Freiburg im Breisgau, wohin er geflohen war, nach dem Städtchen Ratolfszell, in der Nähe von Koſtnitz, zurückgeführt, um hier ſein Endurtheil zu vernehmen: „Daß er nämlich als ein offenbarer Verſchwender der Rechte und Güter der römiſchen Kirche, der noch dazu die Chriſtenheit durch ſeine böſen Sitten geärgert, des Papſtthums entſetzt ſeyn ſolle.“ — Johann unterwarf ſich ſeinem Urtheil, wurde bis zum Jahr 1419 auf dem Schloſſe zu Heidelberg und darauf zu Mannheim in Verwahrung gehalten, dann wieder losgelaſſen, und ſtarb bald nachher als Kardinal-Biſchof von Frascati.

Der zweite Papſt, der acht und achtzigjährige Gregor XII., der in Frankreich ſeinen Sitz hatte, erklärte ſich gleich Anfangs bereit, ſeine Würde niederzulegen, wenn der Friede der Kirche es fordere; er dankte demnach in dieſem Jahre 1415 freiwillig ab und wurde Kardinal-Biſchof von Porto.

Benedict XIII. aber, der ſich in Spanien aufhielt, war nicht zum Nachgeben zu bewegen. Kaiſer Sigismund ſelbſt übernahm, auf Erſuchen des Conciliums, die Reiſe nach Spanien, um den alten Mann zu bereden; dennoch richtete er bei ihm ſelbſt nichts aus. Aber der König Ferdinand von Arragonien, der ihm bis dahin angehangen hatte, entzog ihm ſeinen Schutz, und nun ſetzte ihn das Concilium ohne Weiteres ab.

So war eine Hauptabſicht der Verſammlung erfüllt und die verderbliche vierzigjährige Spaltung der Kirche geendigt; man kennte

nun zu der Wahl eines neuen Papſtes ſchreiten. Aber es lag den verſammelten Vätern noch eine andere große Sorge im Sinne, das war die Verbeſſerung der Kirche ſelbſt. Man klagte über viele Mißbräuche, die ſich eingeſchlichen hatten, über Sittenverderbniß der Geiſtlichkeit, über das Kaufen geiſtlicher Stellen um Geld, dann insbeſondere über die größer gewordenen Anſprüche des römiſchen Stuhles. Der Papſt wollte hohe und niedere geiſtliche Stellen in den europäiſchen Ländern beſetzen, und ſchränkte dadurch die Wahlfreiheit der Kapitel, ſo wie die Rechte der Landesherren, ein; es ſollten alle Klagen in Religionsſachen vor ſeinen Richterſtuhl nach Rom gebracht werden; er forderte viele Abgaben aus allen chriſtlichen Ländern, und ſo vieles Andere, wodurch die hohe Würde des Papſtes, als eines geiſtlichen Vaters, Rathgebers und Vorſtehers der ganzen Chriſtenheit, nach und nach in eine einträgliche Pfründe verwandelt war, wobei die innere Reinheit und Würde der Kirchenverfaſſung nothwendig leiden mußte. Solche Mißbräuche wollten die verſammelten hohen Geiſtlichen, im Namen ihrer Nationen, abgeſtellt wiſſen, indem ſie übrigens dem Papſte alle ſchuldige Ehrfurcht, allen Gehorſam, und auch ſehr viele rechtmäßige Einkünfte aus allen Ländern zuſicherten.

Beſonders eifrig verlangten die Deutſchen, und an ihrer Spitze der Kaiſer, einr gründliche Kirchenverbeſſerung am Haupt und an den Gliedern. Allein die Italiener, welche den meiſten Vortheil dabei hatten, wenn recht viel Geld aus den andern Ländern nach Rom floß, ſuchten die Abſichten zu hintertreiben, und hielten nichts wirkſamer dazu, als wenn das Concilium zuerſt einen Papſt wählte, welcher dann die Verhandlungen über die Kirchenverbeſſerung nach ſeinem Gefallen lenken könnte. Die Deutſchen dagegen, die dieſe Abſicht wohl merkten, forderten mit guten Gründen, daß erſt nachher der neue Papſt gewählt werde, von dem man als die erſte Bedingung ſeiner Wahl die Beſtätigung der neuen Kirchenverfaſſung fordern könne. Ihre Gründe waren triftig und gut; aber dennoch gelang es den Italienern, die Franzoſen und die indeß angekommenen Spanier auf ihre Seite zu bringen, und als auch die Engländer von ihrem Könige den Befehl erhielten, den Kardinälen beizutreten, ſtanden die Deutſchen allein und mußten endlich wohl nachgeben.

Der neue Papſt wurde gewählt, — es war ein Italiener, Otto von Colonna, der den Namen Martin V. annahm. Er war ein äußerſt kluger Mann und wußte ſehr fein meiſt Allem auszuweichen, was die verſammelte Kirche zur Einſchränkung der päpſtlichen Gewalt im Sinne hatte. Da erwachten die Andern aus ihrem Schlummer, beſonders wandten ſich die Franzoſen an den Kaiſer Sigismund, damit er ſich ernſtlich der Sache annähme. Er antwortete ihnen aber: „Da wir Deutſchen die Reformation verlangten, ehe ein Papſt gewählt wurde, waret ihr Franzoſen nicht damit zufrieden, ſondern wolltet zuvor einen Papſt haben. Nun

habt ihr einen, wie wir, geht zu ihm und verlangt eure Kirchenverbeſſerung."

Der Papſt, der wohl wußte, daß man Gegner trennen muß, wenn man ſie beſiegen will, fing an, mit den verſchiedenen Nationen einzeln zu unterhandeln, weil eine jede ihre Reformations-Vorſchläge gemacht hatte, und daraus ſind die beſondern Concordate entſtanden.

So war dieſer große Zweck der Kirchenverſammlung, die geſammten kirchlichen Einrichtungen und die Verfaſſung der Geiſtlichkeit zu verbeſſern, größtentheils vereitelt. Wie heilſam, wenn man mehr gethan hätte! wie viel Zwieſpalt hätte dadurch für die Zukunft verhütet werden können! Man tröſtete ſich damit, daß von nun an regelmäßig alle zehn Jahre allgemeine Concilien ſollten gehalten werden; allein, was nicht in dem rechten Augenblicke vollbracht wird, iſt für alle Zeiten verloren. Die verabredeten zehnjährlichen Concilien kamen nicht zu Stande.

Nachdem der Papſt Martin ſeine Abſichten erreicht hatte, ſchloß er am 22. April 1418 die Kirchenverſammlung und ritt am 16. Mai in einem goldenen Meßgewande, mit weißer Inful, auf einem weißen Pferde, das mit Scharlach bedeckt war, unter einem prächtigen Traghimmel, zur Stadt hinaus. Sigmund ging voran und führte das Pferd beim Zügel, drei Fürſten, die zu den beiden Seiten und hinter dem Pferde gingen, trugen deſſen Decke. — So war der Abzug und das Ende der großen Koſtnitzer Kirchenverſammlung, welche beinahe viertehalb Jahre gedauert hatte.

74. Johann Huß und die Huſſiten-Kriege.

Dieſe Verſammlung hat auch noch in einer andern Sache gerichtet und durch ihren Urtheilsſpruch die wichtigſten Folgen veranlaßt.

Kaiſer Karl IV. hatte im Jahre 1348 die Univerſität Prag nach dem Muſter der Pariſer geſtiftet, und ſie wurde bald von Studirenden aus allen benachbarten Ländern ſtark beſucht. Aber Karl räumte den Deutſchen viele und große Vorrechte bei derſelben ein, worüber die Böhmen unzufrieden waren; und dieſe brachten es im Jahre 1409 dahin, daß der König Wenzel (in Böhmen war er noch König) den Deutſchen jene Rechte wiederum nahm. Aufgebracht darüber zogen Tauſende von fremden Studenten mit ihren Lehrern von Prag fort und ſtifteten oder vermehrten andere hohe Schulen, unter andern Leipzig, wo Markgraf Friedrich der Streitbare mit Anlegung einer Univerſität beſchäftigt war, ſo wie Ingolſtadt und Krakau. Johann Huß, der eifrigſte und gelehrteſte unter den böhmiſchen Lehrern, wurde nun Rektor der Univerſität. Er verbreitete bald Grundſätze, die von den gewöhnlichen ganz abwichen; größtentheils waren es die Lehren eines engliſchen Gottesgelehrten und Pfarrers, Johann Wicklef, welcher ungefähr dreißig Jahre vor Huß lebte. Dieſer eiferte gegen die verdorbenen Sitten der Geiſtlichen und behauptete, es ſey der heiligen Schrift

zuwider, daß ſie zeitliche Güter beſäßen; auch verwarf er alle Mönchsordnen und redete in ſeinem Eifer ſehr bitter über ſie. Und ſolche und ähnliche Lehren brachte auch Huß vor, eiferte unter andern auch ſehr heftig gegen den Ablaßhandel, und bewirkte bald dadurch, daß er als Ketzer angeklagt und vor den Richterſtuhl des Papſtes nach Rom gefordert wurde. Er gehorchte nicht und wurde in den Bann gethan; aber er hatte ſchon eine bedeutende Partei gewonnen, ſelbſt der König Wenzel nahm ihn eine Zeitlang in Schutz, und es kam in Prag, ſo wie in andern Theilen Böhmens, ſogar zu blutigen Händeln, bei welchen auch ein anderer Lehrer in Prag und Huſſens Freund, Hieronymus, eine Rolle ſpielte. Jetzt wurde Huß vom Koſtnitzer Concilio znr Verantwortung vorgeladen, und er folgte, nachdem Sigismund, auf ſeines Bruders Wenzel Fürwort, ihm einen ſichern Geleitsbrief ausgeſtellt hatte. Aber der Kaiſer dachte hierin nicht, wie hundert Jahre ſpäter Karl V. gegen Luther zu Worms; er ließ es ſich ausreden, daß er ſein kaiſerliches Wort zu halten brauche, da man ihm vorſtellte: „Sein Wort dürfe dem katholiſchen Glauben nicht zum Nachtheil gereichen und den geiſtlichen Richter nicht hindern, ſein Amt zu verrichten; auch mache ſich einer, der den Glauben anfechte, alles Geleites ſelbſt verluſtig.“ Sigmund erlaubte, daß man den Huß gefangen nahm, und beſchloß, ſich ferner gar nicht in die Sache zu miſchen.

Man forderte von Huß den beſtimmten Widerruf aller ſeiner Lehren, wo nicht, ſo müſſe er als Ketzer auf dem Scheiterhaufen ſterben. Er wählte das Letztere und wurde am 6. Juli 1415, ſo wie elf Monate nachher ſein Freund Hieronymus von Prag, öffentlich in Koſtnitz verbrannt. Sie ſtarben mit einer Standhaftigkeit, die ſelbſt von ihren Feinden bewundert wurde. Ihre Ueberreſte wurden mit der Aſche in den Rhein geworfen, um den Böhmen keinen Gegenſtand der Verehrung zu laſſen.

Die Nachricht von dieſen Begebenheiten brachte ganz Prag in Bewegung und Aufruhr; die Böhmen ſchrieen Huſſens Hinrichtung dem Haſſe der Deutſchen zu, und hingen nun um ſo mehr an ſeinen Grundſätzen. Ja ſie gingen noch weiter; andere Lehrer ſetzten neue Lehren hinzu, und beſonders fand Jacob von Mieß großen Anhang mit ſeiner Behauptung, daß das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten ausgetheilt werden müſſe. Die Anhänger der neuen Lehre verſammelten ſich auf einem Berge, welcher nachher der Berg Tabor genannt wurde, und von welchem ſie ſelbſt den Namen Taboriten annahmen. Der König Wenzel wagte es nicht, dieſe Verſammlungen zu ſtören, denn es kamen oft gegen 40,000 Menſchen zuſammen; und, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, ſie gingen immer weiter in ihrem Eifer, je mehr ihrer wurden, und je eifriger ſie von dem Papſte und der Kirche als Ketzer verdammt wurden. Bald zogen ſie auch durch Prag im feierlichen Umgange, unter Vortragung des Kelches, und Wenzel,

der ſich nicht mehr ſicher hielt, verließ die Stadt; er ſtarb bald nachher 1419.

Als der Zug der Huſſiten eines Tages vor dem Prager Rathhauſe vorbei zog, und jemand einen Stein herabwarf, der einen ihrer Prieſter traf, ſtürmten ſie in äußerſter Wuth das Rathhaus und ſtürzten 13 von den Rathsherren zum Fenſter hinaus, welche von dem raſenden Pöbel mit Spießen aufgefangen und ermordet wurden. Somit wurde das blutige Zeichen des Aufruhrs gegeben; unter der Anführung des Ziska, welcher auch zum Sturme des Rathhauſes geführt hatte, zogen die Haufen im Lande umher und zerſtörten die Klöſter, peinigten die Prieſter und verwüſteten die Güter katholiſcher Herren.

Sigismund, der nach Wenzels Tode rechtmäßiger Herr von Böhmen war, forderte die Hülfe des deutſchen Reiches gegen die Huſſiten auf und brachte wirklich ein anſehnliches Heer zuſammen; er rückte 1420 in Böhmen ein und belagert Prag. Allein Ziska ſchlug den Sturm tapfer ab, der König mußte einen Stillſtand ſchließen und zog wieder zurück. — Im Jahre 1427 machten die deutſchen Fürſten mit vier Heereshaufen einen neuen Einfall; allein der Schrecken vor den durch ihren Religionseifer faſt unüberwindlich gewordenen Huſſiten war ſchon ſo groß, daß die eingerückten Heere bei ihrem bloßen Anblicke in Unordnung geriethen und zurückwichen. Und eben ſo ging es einem neuen Heere, welches auf 100,000 Mann geſchätzt wurde und im Jahre 1431 einrückte. Daſſelbe wurde bei Rieſenberg ſo gänzlich geſchlagen daß 10,000 Mann auf dem Platze blieben, alles Geſchütz und Gepäck verloren ging, und daß der Kardinal Julian nur mit Mühe, und mit Verluſt ſeines Kardinalhutes, ſeiner Inſignien, und der Kreuzbulle gegen die Huſſiten, die er bei ſich führte, ſein Leben rettete. — Die Huſſiten aber thaten ihrerſeits wiederholte Einfälle im Meißen, Sachſen, Brandenburg, Franken, Baiern und Oeſtreich, und ihre verwüſtenden Züge waren ſchrecklich; es war ein Religionskrieg. Die Taboriten hatten die Lehre: wenn alle Städte der Erde bis auf fünf verbrannt ſeyen, ſo beginne das neue Reich des Herrn. Jetzt ſey die Zeit der Rache, und Gott ein Gott des Zornes.

Nun rieth Alles zur Güte. Man gab ſich Mühe einen kirchlichen Vergleich mit den Huſſiten zu Stande zu bringen, und dieſes gelang auch wirklich durch das 1431 zu Baſel verſammelte Concilium. Es wurde den Huſſiten die freie Lehre des apoſtoliſchen Glaubens, die Güterloſigkeit ihrer Geiſtlichen, und der Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten erlaubt, jedoch ſo, daß die Prieſter das Volk fleißig belehren ſollten, daß unter jeder Geſtalt Chriſtus ganz enthalten ſey.

Der größte Theil des böhmiſchen Volkes nahm dieſen Vergleich willig an, aber zwei Parteien wollten in ihrer Wuth von keiner Mäßi-

gung und von keinem Vergleiche hören, die Taboriten und die Waiſen, unter der Anführung von Procopius dem Großen und Procopius dem Kleinen. Es kam zum offenbaren Kriege zwiſchen ihnen und den Gemäßigten; dieſe aber gewannen eine große Schlacht, in welcher die beiden Procope umkamen, und nun erlangte endlich der Kaiſer Sigismund, daß er auch als König von Böhmen anerkannt wurde; aber es war nur ein Jahr vor ſeinem Tode, denn in dem darauf folgenden Jahre 1437 ſtarb er, 69 Jahr alt, nachdem er 51 Jahre in Ungarn und 28 in Deutſchland König geweſen war, und mit ihm der luxenburgiſche Stamm.

Dieſer Kaiſer befand ſich, trotz ſeiner vielen und reichen Länder, oft in der größten Geldverlegenheit, indem beſonders ſeine häufigen Reiſen große Summen erforderten. Aus dieſer Urſache verpfändete er 1417 die Mark Brandenburg, welche unter Karl IV. an das luxenburgiſche Haus gekommen war, ſammt der dazu gehörigen Churſtimme und dem Erzkämmerer-Amte, an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern, gegen 400,000 Goldgulden, welche er ihm bei verſchiedenen Gelegenheiten, unter andern auch zu der Reiſe vom Koſtnitzer Concilium nach Spanien, um Benedict XIII. zur Abdankung zu bewegen, geliehen hatte. Am 8. April 1517 geſchah die feierliche Belehnung zu Koſtnitz; dadurch iſt das Haus Hohenzollern in den Beſitz dieſes Landes und unter die großen Reichsfürſten gekommen. — Auf ähnliche Weiſe erhielt Friedrich der Streitbare, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, für 100,000 Mark vom Kaiſer Sigismund die ſächſiſche Churwürde und den wittenbergiſchen Kreis, nachdem auch der Zweig des Anhaltiſchen Hauſes, welcher Sachſen-Wittenberg und den Churhut beſaß, ausgeſtorben war.

Zum Schluſſe von dieſes Kaiſers Regierung möge noch, als Beitrag zur Charakteriſtik jener Zeit, des Streites zwiſchen den Herzogen Ludwig von Baiern-Ingolſtadt und Heinrich von Landshut gedacht werden. Beide waren auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz gegenwärtig und brachten hier ihren Streit wegen der Anſprüche, die Ludwig auf ſeines Vetters Land machte, vor den Kaiſer. Herzog Ludwig der Bärtige, — ſo war ſein Beiname, — benahm ſich ſehr ungebührlich vor dem Kaiſer und ſtieß gegen ſeinen Vetter ſogar Schmähreden aus. Heinrich, darüber empört, eilte zu ſeiner Herberge, waffnete ſich, ritt ſeinem Beleidiger bei deſſen Heimkehr entgegen, und ſtach ihn mit zwei Stichen vom Pferde, worauf er aus Koſtnitz entfloh. Im Zorne wollte ihn der Kaiſer in die Acht erklären; als Ludwig aber wider Erwarten genas, verzieh jenem der Kaiſer auf Fürbitten ſeines Schwagers, des Churfürſten Friedrich von Brandenburg. Aber Ludwig glühte deſto mehr von Rache und erhob blutige Fehde gegen Heinrich, in welcher Franken, Baiern und Schwaben durch Mord und Brand ver-

heert wurden, denn beide hatten viele Bundesgenoſſen geworben. Aber Heinrich behielt die Oberhand und der niederbaierſche Adel, der von ihm, als ſeinem Lehnsherrn, abgefallen war, demüthigte ſich wieder vor ihm. Nur das Haupt dieſes Adels, Kaspar der Törringer, blieb ungebeugt, und kam jetzt auf den Gedanken, den Herzog Heinrich vor den Freiſtuhl der weſtphäliſchen Feme zu laden. So groß war das Anſehen dieſes Gerichtes, daß Heinrich, begleitet von ſeinem Schwager, dem Churfürſten von Brandenburg, nach Weſtphalen ritt. Aber zur Stunde der Feme fehlte Kaspar der Törringer. Da ward er als falſcher Kläger ſelbſt zum Stricke verdammt, und die Burg Törring, bei Salzburg, dem Erdboden gleich gemacht. Churfürſt Friedrich und Herzog Heinrich ließen ſich zu Wiſſenden der Feme aufnehmen.

75. Kaiſer Albrecht II. 1438—39.

Nach Sigismunds Tode wählten die Fürſten 1438 einen Kaiſer aus dem öſtreichiſchen Hauſe, und daſſelbe iſt von nun an faſt ununterbrochen auf dem alten Throne der Deutſchen geblieben. Albrecht von Oeſtreich, der als Schwiegerſohn des unbeerbten Kaiſers Sigismund zugleich König von Böhmen und von Ungarn geworden war, war ein ſehr wohldenkender, ausgezeichneter Fürſt, und würde ſicher recht viel Gutes für das Reich geſtiftet haben; aber ſchon im zweiten Jahre ſeiner Regierung, da er eben einen Zug gegen die Türken gemacht hatte, ſtarb er auf dem Rückwege, ehe er einmal den Boden des Reiches betreten hatte. Faſt kein König iſt von Hohen und Niedern, von Reichen und Armen, ſo betrauert worden, als Albrecht.

Noch unter dem Kaiſer Sigismund war im Jahre 1431 das ſchon erwähnte neue Concilium zu Baſel verſammelt worden, um das zu Koſtnitz angefangene Werk der Kirchenverbeſſerung fortzuführen. Allein das Concilium gerieth bald in ſehr verwickelte Streitigkeiten mit dem Papſt Eugen IV., über den daſſelbe ſogar die Abſetzung ausſprach, und welchem es den Herzog Felix von Savoyen als Papſt Felix V. entgegenſtellte. Daß eine allgemeine Kirchenverſammlung über dem Papſte und die erſte geſetzgebende Gewalt in der Kirche ſey, dieſer Grundſatz wurde zu Baſel, wie früher zu Koſtnitz, auf das Feierlichſte feſtgehalten. Die Deutſchen miſchten ſich eine Zeitlang nicht in den Streit; endlich aber, unter Kaiſer Albrecht II., nahmen ſie die Hauptbeſchlüſſe der Baſeler Kirchenverſammlung auf einem Fürſtentage zu Mainz im Jahre 1439 durch ein förmliches Inſtrument an. Von den Reichsſtänden waren die drei geiſtlichen Churfürſten in Perſon zugegen, von dem Kaiſer und den übrigen die Geſandten; ferner ein Geſandter des Königs von Frankreich und der Könige von Caſtilien, Arragonien und Portugal, um mit den Deutſchen zuſammen die

Ordnung der Kirche zu berathen. Von Seiten des Conciliums war der Patriarch von Aquileja zugegen.

Unter den Beſchlüſſen, welche hier angenommen wurden, waren ſolche, wodurch die bisherigen päpſtlichen Rechte ſehr eingeſchränkt wurden. Statt der beträchtlichen Geldſummen, welche von allen höheren geiſtlichen Stellen jährlich nach Rom floſſen *), ſollte dem Papſte ein beſtimmter Unterhalt (Provisio) feſtgeſetzt werden, und die deutſchen Fürſten bewilligten fürs Erſte dazu, „als freiwillige Beihülfe," den achten Theil deſſen, was ſonſt bei einer Erledigung der geiſtlichen Stellen an die päpſtliche Kammer gezahlt worden war. — Ebenfalls ſollte der Papſt künftig, außer dem Kirchenſtaate, keine geiſtlichen Stellen beſetzen, ſondern die freien Wahlen der Kapitel ſollten hergeſtellt werden. — Endlich hatte das Concilium auch über die Papſtwahl und die Anzahl und Eigenſchaften der Kardinäle Beſtimmungen getroffen, wobei vorzüglich der Grundſatz aufgeſtellt war, daß nach Verhältniß aus allen Völkern eine gleiche Anzahl von Kardinälen den Papſt umgeben ſollte, welche, mit der Eigenthümlichkeit jedes Volkes bekannt, in dem einzelnen Falle den rechten Standpunkt der Beurtheilung anzugeben wüßten; „damit, wie ſich das Concilium ausdrückt, die Kardinäle, ſo wie dem Namen, ſo auch der That nach, die Angeln (cardines) ſeyen, auf welchen die Thore der allgemeinen Kirche ruhen und ſich drehen können." Es wurde ſchon damals als ein weſentliches Hinderniß der Zufriedenheit der Völker mit der Kirchenverfaſſung gehalten, daß bei weitem die Mehrzahl der Kardinäle, die doch „des Papſtes Rathgeber in der Leitung der chriſtlichen Republik" ſeyn ſollten, aus Italienern beſtand. Man fühlte, daß das Papſtthum, um eine die ganze chriſtliche Welt umfaſſende Macht zu bleiben, eine neue Geſtalt annehmen und durch thätige Theilnahme aller Nationen ſich wieder beleben müſſe.

Dieſe und andere Beſtimmungen, welche der deutſchen Kirche bedeutende Rechte und eine große Selbſtſtändigkeit geben konnten, wurden durch Albrechts Vetter und Nachfolger, den Herzog Friedrich von Oeſtreich, der ihm durch die Wahl der Fürſten als:

76. Kaiſer Friedrich III. 1440—1493.

folgte, durch die Wiener Concordate (früherhin fälſchlich die Aſchaffenburger Concordate genannt,) mit dem Papſt Nicolaus V., im Jahre 1448, zum großen Theile wieder aufgegeben; und das Baſeler Concilium ging in demſelben Jahre, ohne ſeine urſprüngliche Abſicht erreicht zu haben, auseinander, nachdem daſſelbe 17 Jahre verſammelt geweſen war. Der Gegenpapſt Felix V. legte freiwillig ſeine Würde nieder. Der Mann, welcher dieſe Wendung

*) Kaiſer Maximilian I. behauptete ſpäter noch, der Papſt ziehe ein hundertmal größeres Einkommen aus dem deutſchen Reiche, als der Kaiſer.

der kirchlichen Angelegenheiten vor Allen bewirkt hat, war der ehemalige Geheimſchreiber Kaiſer Friedrichs, Aeneas Sylvius, aus dem Hauſe Piccolomini in Siena, einer der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit. Früherherhin war er ſelbſt Geheimſchreiber des Baſeler Conciliums und der eifrigſte Verfechter der Rechte der Concilien geweſen; als er aber für ſein ehrgeiziges Streben eine glänzendere Laufbahn vor ſich ſah, wenn er ſich dem römiſchen Stuhle eng anſchlöſſe und das päpſtliche Anſehen gegen die demſelben drohende Gefahr vertheidigte, wußte er ſeinen Kaiſer, ſo wie auch mehrere deutſche Fürſten, ſehr geſchickt zu Gunſten des Papſtes zu leiten. (Er ſelbſt wurde ſpäter Papſt, unter dem Namen Pius II., ſtarb aber ſchon nach kurzer Regierung 1462.)

Der Kaiſer Friedrich war ein gutgeſinnter, nur allzu friedlicher und ruhiger Herr, deſſen lange Regierung wenig Rühmliches für Deutſchland enthält. Seine Zeitgenoſſen haben ihn abgebildet, wie er Edelſteine auf einer Goldwage abwägt, oder den Himmelsglobus in der Hand ſich mit ein paar Gelehrten über den Stand der Geſtirne beſpricht. Allein in den Lauf der Geſchäfte mochte er nicht mit kräftiger Hand eingreifen; wenn man ihm Mißbräuche vorhielt, ſo meinte er, es möge wohl nirgends ganz gleich und recht hergehen, wenn gehandelt werden ſollte, ſo glaubte er oft, es werde ſich ſchon Alles von ſelbſt zurechtfinden. Zu ſeinen eigenen Angelegenheiten verhielt er ſich faſt wie ein Beobachter; er ſah gern in den Dingen das Allgemeine, Beherrſchende, welches allerdings oft die Abweichungen wieder herſtellt. Allein zu ſolcher zur Unthätigkeit verleitenden Seelenruhe waren die Verhältniſſe der Zeit zu dringend.

Von Oſten her rückte eine große Gefahr dem Reiche immer näher, ohne daß dagegen ernſthafte Vorkehrungen gemacht wären; das war die Gefahr vor den Türken. Dieſe eroberten am 29. Mai 1453 Konſtantinopel und machten dem griechiſchen Kaiſerthume ein Ende, nachdem es faſt 1000 Jahre länger beſtanden hatte, als das Reich der Römer im Abendlande. Darauf drangen ſie immer weiter gegen die Donau vor, und es war nahe daran, daß ſie auch Ungarn eroberten. Friedrich, ſo wie der Papſt, redeten viel von einem Kreuzzuge gegen ſie; aber die Zeiten der Begeiſterung waren vorüber und niemand ließ ſich das Kreuz anheften. Daß wenigſtens noch etwas gegen die Feinde des chriſtlichen Namens geſchah, war allein Verdienſt des Papſtes Calixt III. Dieſer ließ auf eigene Koſten eine Flotte von 16 Galeeren ausrüſten und ſchonte dabei ſelbſt der Koſtbarkeiten ſeines Schatzes nicht; und ſein Legat, der Franziskaner-Mönch Johannes Capiſtranus, ein Mann, an Körpergeſtalt und an Feuer der Beredſamkeit Peter dem Einſiedler gleich, dem Prediger des erſten Kreuzzuges, hatte wenigſtens einige Tauſend armer Bürger, Bauern und Mönche mit heiligem Eifer für die Sache der Chriſtenheit zu erfüllen gewußt und erſchien

mit ihnen 1456, in dem gefährlichſten Augenblicke, da der Sultan Mohamet II. mit 160,000 Mann die Feſtung Belgrad belagerte. Wenn dieſe Feſtung fiel, ſo war Ungarn verloren und der Weg nach Wien den Türken eröffnet. Denn der junge König Ladislaus von Ungarn ſowohl, als der Kaiſer Friedrich und die deutſchen Fürſten, waren nicht gerüſtet, und rathſchlagten, ſtatt zu handeln. Da ſchlug Capiſtran zuerſt mit ſeiner, kaum nothdürftig mit Spießen, Dreſchflegeln und Heugabeln ausgerüſteten Schaar, die er auf Kähne gebracht hatte, die türkiſche Flotte auf der Donau, die Belgrad einſchloß und warf ſich in die Stadt. Auch der ungariſche Oberfeldherr, Johannes Hunnyades Corvinus, hatte einige Mannſchaft zuſammengebracht und ſchlug mit den Kreuzfahrern die wüthenden Stürme der Türken zurück. Aber deren wohlverſchanztes Lager ſelbſt anzugreifen, wagte er nicht und verbot ſogar bei Todesſtrafe jeden Ausfall. Allein der feurige Muth der Kreuzfahrer ließ ſich nicht zurückhalten, und Capiſtran ſelbſt, als er dieſes ſah, ſtellte ſich, einen Stab in der einen und ein Crucifix in der andern Hand, an ihre Spitze, erſtürmte drei türkiſche Schanzen nacheinander, und nun fiel auch Hunnyades mit der Reuterei den fliehenden Türken in den Rücken. Ihr Lager wurde nach einem ſchrecklichen Kampfe erſtürmt, alles Geſchütz und eine unermeßliche Beute gewonnen, und Mohamed ſelbſt floh verwundet mit den Ueberbleibſeln ſeines Heeres aus Ungarn. Ueber 20,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld, und des Sultans Macht war auf viele Jahre gelähmt. Dieſe Rettung verdankte die Chriſtenheit dem Heldenmuthe eines Mönches und der Tapferkeit eines ungariſchen Edelmanns, während die Könige und Fürſten unthätig, oder mit kleinlichen Händeln beſchäftigt waren. Wäre der Sieg mit gemeinſamen Kräften raſch verfolgt worden, ſo konnte vielleicht die ganze türkiſche Macht über den Haufen geworfen werden; aber es geſchah nichts, und die beiden Helden, welche noch etwas hätten ausrichten können, ſtarben noch in demſelben Jahre 1456, erſchöpft von den übermenſchlichen Anſtrengungen, an den böſen Seuchen, welche die Menge der Leichname erzeugt hatte.

Den Sohn des Johannes Corvinus, Matthias, erwählten die Ungarn zu ihrem Könige, als der nachgelaſſene Sohn Kaiſer Albrechts II., Ladislaus Poſthumus, im Jahre 1457 ohne Erben ſtarb; ſie wollten keinen aus den öſtreichiſchen Fürſten zum Könige haben. Auch die Böhmen wählten einen einheimiſchen Edelmann, Georg Podiebrad, und ſo ſah ſich das öſtreichiſche Haus für einige Zeit wieder aus dem Beſitze beider Länder verdrängt. „Sonderbar,“ ruft Aeneas Sylvius in ſeiner böhmiſchen Geſchichte aus, „daß dieſe beiden Reiche von den edelſten Fürſtenhäuſern an gemeine Edelleute gekommen ſind!“

In Deutſchland waren unterdeß unzählige Händel und Fehden, ein jeder dachte nur an ſeine Privatſtreitigkeiten oder verfolgte

ſeinen beſondern Vortheil; und wenn ein Reichstag zur Beſchließung eines Türkenzuges ausgeſchrieben war, ſo ſtritt man Monate lang darüber, wie viel ein jeder an Geld und Mannſchaft geben ſollte, und verſchob am Ende die ganze Sache auf das nächſte Jahr. Ueberhaupt wurde auf den deutſchen Reichstagen wenig Erſprießliches ausgemacht. Der Kaiſer und die Fürſten erſchienen meiſtentheils nicht mehr ſelbſt, ſondern ſchickten ihre Geſandten, und dieſe waren nur darauf bedacht, dem Vortheile ihrer Herren nichts zu vergeben. Sehr häufig wurden ſolche geſchickt, die in dem römiſchen Rechte, welches jetzt fleißig ſtudirt wurde, wohl erfahren waren *); dieſe kamen mit fein ausgeſponnener Rede und hatten hundert Gründe, mit denen ſie bewieſen, daß ihrem Fürſten oder ihrer Reichsſtadt zu viel von der Laſt des Ganzen aufgebürdet werde. Man ſtritt darum, wer am wenigſten für das Wohl des Va-

*) Das Studium des alten römiſchen Rechtes wurde durch einen Deutſchen von Geburt, Irnerius oder Werner, der 1128 einen Lehrſtuhl deſſelben zu Bologna errichtete, ganz vorzüglich befördert. Von nun an wanderten jährlich Tauſende aus allen Ländern nach Bologna, dieſes neue Recht kennen zu lernen, welches in dem Laufe vieler Jahrhunderte durch den Scharfſinn des römiſchen Volkes in der That zu ſolcher Feinheit und Gründlichkeit ausgebildet war, daß kein Volk jemals eine vollkommnere Rechtsordnung hervorgebracht hat. Dadurch hat ſich dieſes Recht, obgleich in alter Zeit und in einem fremden Lande entſtanden, nach und nach des erſten Platzes in der Rechtswiſſenſchaft bemächtigt; ja es hat den Eingang in das bürgerliche Leben der europäiſchen Völker gefunden, und die alten einheimiſchen, aus dieſen Völkern ſelbſt hervorgegangenen, Rechtsgewohnheiten verdrängt. Der Gewinn, den der Scharfſinn und die Gelehrſamkeit aus demſelben gezogen, hat dieſen Schaden nicht erſetzt. Die Begriffe über Recht und Gerechtigkeit, welche dem Leben angehören, und bei einem geſunden öffentlichen Zuſtande mitten in dem Leben inneſtehen und ſich aus ihm täglich neu gebären ſollen, wurden nun ein Eigenthum weitläufiger Bücher, an den todten Buchſtaben gebunden, dem Volke unzugänglich. Der Buchſtabe fing an viel zu gelten, und bei dem großen Umfange der Rechtsquellen mußten ſo viele Schlupfwinkel übrig bleiben, daß die gerichtlichen Händel immer weitläufiger wurden, und oft eine gerechte Sache durch die Spitzfindigkeit der Auslegung gänzlich verdreht werden konnte. Was, als es Varus im Geleite der Waffen zu uns bringen wollte, durch Armins Schwert blutig zurückgewieſen wurde, das hat ſich nach dem Ablauf von 13 bis 14 Jahrhunderten auf leiſem Wege dennoch unſer bemächtigt.

Der Nachtheil lag nicht allein darin, daß die Entwickelung der einheimiſchen deutſchen Rechte gehemmt, den Gerichten die Oeffentlichkeit und dem Volke die Theilnahme an ihnen genommen, die ganze Ausbildung des Rechtsbegriffes aber einer lateiniſch redenden Richter- Advokatenwelt übergeben wurde; — ſondern auch darin, daß nach und nach die ganze Staatsverwaltung des Reiches, wie der einzelnen deutſchen Länder in die Hände der Rechtsgelehrten kam. Faſt kein höherer Staatsbeamter war, der nicht die Rechtswiſſenſchaft zu ſeinem Hauptſtudium gemacht haben mußte. Die einfachen Bewegungen des Lebens wurden in feſte, ertödtende weitſchweifige Formen gezwängt, und ſo die Schwerfälligkeit der ehemaligen deutſchen Staatsverwaltung erzeugt, die oft genug den Fremden zum Spotte gedient hat.

terlandes beizutragen brauche, und darüber konnte wohl nie das Rechte und Große zu Stande kommen. Auch fing das Uebel ſchon an, daß man nicht von Mund zu Mund mit einander redete, einfach, kurz und kräftig, ſondern in weitläuftigen Schriften und Gegenſchriften; an die Stelle der lebendigen Rede trat der todte Buchſtabe. Und wenn man endlich glaubte, daß eine Sache zur Entſcheidung gedrängt ſey, ſo trat vielleicht ein Geſandter mit der Entſchuldigung auf, daß er keine Verhaltungsbefehle mehr habe; und mit der Einholung neuer gingen wiederum Monate verloren. So kam es, daß von nun an faſt auf keinem Reichstage ein feſter und bündiger Schluß gefaßt wurde; ſondern immer verſchob man den Ernſt der Entſcheidung auf eine neue Verſammlung, und dieſe machte wieder eine neue nöthig. — Wie anders war es und beſſer, als noch die Fürſten ſelber freien Angeſichts einander gegenüber ſtanden, und in einer Stunde herzlicher Unterredung mehr entſchieden wurde, als ſpäter in Wochen und Monaten!

Auch dadurch hatte ſich die Geſtalt der Reichstage ſehr verändert, daß ſtatt der Gleichberechtigten, welche ehemals auf denſelben verſammelt waren, nun drei Abſtufungen ſich zu bilden angefangen hatten, die Churfürſten, Fürſten und Städte. Die erſteren hatten durch die goldene Bulle bedeutende Vorrechte erhalten und ſonderten ſich von den Fürſten und Städten ab; die letzteren aber hatten lange Zeit nur eine berathende, keine mitentſcheidende Stimme. Dieſes Alles konnte die Einigkeit des Reiches nicht fördern.

Auch der Kaiſer konnte den Ernſt in die öffentlichen Angelegenheiten nicht bringen; kaum konnte er ſein Anſehen bei ſeinen eigenen Unterthanen behaupten. Der öſtreichiſche Adel erkühnte ſich, ſeinem Landesherrn Fehdebriefe zuzuſchicken; ſelbſt die Stadt Wien empörte ſich gegen ihn, und ſein Bruder Albrecht hatte ſeine Freude an dieſem Unfug und ſchürte das Feuer immer ſtärker an. Es kam ſo weit, daß Kaiſer Friedrich, mit ſeiner Gemahlin und ſeinem vierjährigen Sohne Maximilian, 1462 von ſeinen Unterthanen in der Burg zu Wien belagert wurde. Ein gemeiner Bürger, Holzer mit Namen, hatte ſich an die Spitze der Aufrührer geſtellt, und ſich zum Bürgermeiſter machen laſſen, und Herzog Albrecht kam ſelbſt nach Wien, die Belagerung der Burg zu leiten; es ward ein Graben um dieſelbe gezogen uud man beſchoß ſie.

Der Kaiſer zeigte ſich diesmal ſtandhaft und entſchloſſen, er munterte ſeine kleine Beſatzung von 400 Mann zur tapferſten Gegenwehr auf und rief laut von der Mauer: „Dieſen Ort wolle er vertheidigen, bis er ſein Gottesacker werde;“

Solche Schmach ihres Kaiſers konnten die deutſchen Fürſten doch nicht gleichgültig anſehen, ſie ſammelten ſich, ihn zu befreien; am ſchnellſten war der König Georg Podiebrad von Böhmen mit ſeiner Hülfe zur Stelle, machte den Kaiſer frei und vermittelte

den Frieden zwiſchen ihm und ſeinem Bruder. Doch mußte der Kaiſer dem letzteren Niederöſterreich und Wien auf acht Jahre abtreten. Albrecht ſtarb indeß ſchon im folgenden Jahre, nachdem er noch an dem Bürgermeiſter Holzer, der auch ihn wieder an den Kaiſer verrathen wollte, die verdiente Strafe geübt hatte; Holzer wurde lebendig geviertheilt.

Im deutſchen Reiche wurde des Kaiſers Stimme eben ſo wenig gehört, als in ſeinen Erbländern; kein Wunder, da der Kaiſer 27 Jahre lang, von 1444 bis 1471, nie im Reiche geſehen worden iſt! — Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf am Rheine, der die Pfalz durch glückliche Waffen um den dritten Theil vermehrte, durfte an ſeinem Schloſſe zu Heidelberg einen feſten Thurm bauen, den er „Trutz Kaiſer" nannte, als Friedrich die Reichsacht gegen ihn ausſprach. Eben dieſer Pfalzgraf wagte es, den Erzbiſchof Diether von Mainz, das Haupt derjenigen Partei in Deutſchland, welche des Papſtes Rechte einzuſchränken ſuchte, öffentlich in ſeinen Schutz zu nehmen, als Papſt Pius gegen denſelben Abſetzung und Bann ausgeſprochen hatte. Kaiſer Friedrich dagegen wollte den Spruch des Papſtes zur Ausführung bringen und trug dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welcher an der Idee des Reiches feſthielt und das alte Anſehen der beiden Hauptgewalten, des Kaiſers und Papſtes, zu erhalten ſtrebte, und dem Grafen Ulrich von Würtemberg, als kaiſerlichen Hauptleuten, den Reichskrieg gegen den Pfalzgrafen und ſeine Bundesgenoſſen auf. Allein beiden Hauptleuten ging es nicht glücklich. Das Heer des Würtembergers wurde 1462 bei dem Dorfe Seckenheim vom Pfalzgrafen gänzlich in die Flucht geſchlagen und Ulrich ſelbſt mit dem Markgrafen von Baden gefangen genommen; und in demſelben Jahre ſchlug auch der Bundesgenoſſe des Pfalzgrafen, Herzog Ludwig von Baiern, den Albrecht von Brandenburg bei Giengen in Schwaben ebenſo entſcheidend, und erbeutete die kaiſerliche Hauptfahne. (Gleichwohl unterwarf ſich nachher der Erzbiſchof Diether freiwillig dem päſtlichen Spruche und trat das Erzbisthum dem vom Papſte ernannten Adolf von Naſſau ab; und ſo ſiegten doch noch einmal die alten Auctoritäten des Reiches und der Kirche in endlicher Entſcheidung.)

Eine andere berühmte Fehde unter Friedrichs Regierung war die vieler Fürſten und Herren, unter Anführung des ſchon genannten Markgrafen Albrecht von Brandenburg, des würdigen Stammvaters des kriegeriſchen Brandenburgſchen Hauſes, der wegen ſeiner Stärke und Schönheit und wegen ſeiner vielen ritterlichen Thaten der deutſche Achilles genannt wurde, gegen die Stadt Nürnberg in Franken. Nürnberg war damals eine der blühendſten und mächtigſten Städte in ganz Deutſchland; der alte Haß zwiſchen den freien Bürgern und den Rittern brach im Jahr 1449 zu einer großen Fehde aus. Siebzehn der größten Fürſten des

Reiches, Chur-Brandenburg, Chur-Mainz, Wilhelm von Sachſen, Otto von Baiern, Albrecht von Oeſtreich, u. ſ. w. ſagten der Stadt die Fehde an. Dagegen hielten es 72 Städte mit Nürnberg, und auch die Schweizer ſchickten 800 Mann. Der verheerende Krieg, der vorzüglich das Landvolk traf, — 200 Dörfer wurden niedergebrannt, — dauerte 8 Jahre. Achtmal ſiegte der Adel; aber im März 1456 wurde das Heer des Markgrafen bei Pillereut, an den Fiſchteichen der Stadt, gänzlich geſchlagen; den Sieg entſchieden vorzüglich die Schweizer; und der Markgraf, der nun ſah, daß ſelbſt Fürſtengewalt gegen die feſten Mauern und die Reichthümer der Städte nicht zu beſtehen vermöge, machte gern Frieden mit Nürnberg *).

Das Fehdeweſen tobte unter Friedrichs Regierung noch ſo gewaltig, daß ſelbſt die niederen Stände davon ergriffen wurden. So ſchickten im Jahr 1471 die Schuhknechte in Leipzig der dortigen Univerſität einen Fehdebrief zu; ferner die Bäcker des Pfalzgrafen Ludwig und die des Markgrafen von Baden mehreren Reichsſtädten in Schwaben; und dergleichen mehr. — Doch das Uebermaß ſollte bald auch die Hülfe hervorrufen, welche in der Entwicklung der Zeiten das Recht an die Stelle der Gewalt bringen mußte.

77. Oeſtreichs Verbindung mit Burgund.

Das Wichtigſte in Friedrichs ganzer Regierung iſt die Verbindung, die er mit dem burgundiſchen Hauſe knüpfte, und die den Grund zu der Größe Oeſtreichs gelegt hat.

Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, war einer der reichſten und angeſehenſten Fürſten ſeiner Zeit. Er herrſchte über die ſchönſten Länder, welche an den Ausflüſſen des Rheines und der Schelde liegen und mit dem gemeinſchaftlichen Namen der Niederlande benannt werden, und ferner über die Grafſchaft und Herzogthum Burgund. Dieſe Länder waren unter den vier Fürſten des 1368 geſtifteten burgundiſchen Hauſes durch Heirath, Erbſchaft und Eroberung zuſammengekommen. Sie blüheten durch ausgedehnten Handel, den die zum hanſeatiſchen Bunde gehörenden burgundiſchen Städte bei dem Sinken der nordhanſeatiſchen Städte an der Oſtſee an ſich gebracht hatten. England war

*) Dieſe Fehde iſt von Hans Roſenplüt, genannt der Schnepperer, einem Wappenmaler in Nürnberg, beſungen in einem Gedichte: „Der Nürnberger Krieg.“ Der kriegeriſche, kühne Geiſt der Reichſtädter ſpricht ſich darin lebendig aus, und an Spott über die Flucht der Fürſten fehlt es auch nicht. — Ein niederdeutſches Gedicht jener Zeit erzählt die merkwürdige Soeſter Fehde im Jahr 1444, da der Erzbiſchof Dietrich von Köln mit 70,000 Mann, worunter ſogar Huſſitiſche Söldner waren, die Stadt Soeſt angriff, aber am Ende mit Schimpf abziehen mußte.

ſelbſt durch neunmaliges Stürmen an einem Tage nichts hatte ausrichten können, mußte er noch zufrieden ſeyn, durch Vermittelung des päpſtlichen Legaten einen Vergleich zu ſchließen, welcher ihm, wenn auch keinen Vortheil, doch wenigſtens keine Unehre brachte. Neuß ward ihm übergeben, aber nur zum Scheine; denn noch an demſelben Tage zog er wieder aus und gab die Stadt in die Hände des päpſtlichen Legaten, der ſie, bis zu ausgemachter Sache zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Kapitel, bewahren ſollte.

Der unruhige Herzog wandte ſich bald darauf gegen den Herzog Renatus von Lothringen, deſſen Land er gern mit dem ſeinigen vereinigt hätte. Er eroberte die Hauptſtadt Nancy, ließ ſich dort huldigen, und wollte nun ſeine Waffen gegen die Schweizer kehren, damit ſein Reich von den Quellen des Rheines bis nach ſeiner Mündung mächtig hinabliefe. Vergebens ſtellten ihm die Schweizer vor, daß ihr ganzes Land nicht ſo viel werth ſey, als das Geſchirr ſeiner Pferde; er fiel in die Schweiz ein und hielt ſich des Sieges ſchon ſo gewiß, daß er die ſchweizeriſche Beſatzung von Granſon, welches er eingenommen, an den Bäumen aufknüpfen ließ. Da rückten ihm die Schweizer entgegen und nahmen ſchwere Rache für die That; obgleich dreimal geringer an Zahl, ſchlugen ſie ſein Heer bei Granſon in blutiger Schlacht und erbeuteten ſein ganzes, mit Kriegszeug und unermeßlichen Schätzen *) angefülltes Lager. Er ſelbſt floh, nur von 5 Gefährten begleitet, vom Schlachtfelde. Voll Zornes rüſtete er ein neues Heer von 60,000 Mann und zog in demſelben Jahr 1476 noch einmal gegen ſie. Bei Murten trafen die Heere aufeinander. Hans von Hallwyl, der die Eidgenoſſen führte, ließ ſie vor der Schlacht knieend ihr Gebet verrichten, wie ihre Väter zu thun gewohnt wa-

*) Um von den Reichthümern des ſtolzen Herzogs ein Bild zu geben, werde hier das Hauptſächlichſte von der Beute der Schweizer genannt. In ſeinem Zelte, welches von außen mit Wappenſchilden von Gold mit Perlen umhängt war, fanden ſie den goldenen Stuhl, auf welchem er bei feierlicher Gelegenheit ſaß, ſeinen herzoglichen Hut, von gelbem Sammt, mit den koſtbarſten Edelſteinen und Perlen beſetzt, das goldene Vließ, den Orden, welchen ſein Vater geſtiftet, das Hauptſiegel von Burgund, ein Pfund an Golde ſchwer, den goldenen Roſenkranz ſeines Vaters, der Edelſteine ſtatt der Kugeln hatte, Reliquienkäſtchen, ein koſtbares Gebetbuch u. ſ. w. Der Speiſeſaal war angefüllt mit goldenen und ſilbernen Pokalen, Schüſſeln und Tellern, und vierhundert Reiſekiſten enthielten die koſtbarſten Gold-, Silber- und Seidenſtoffe, welche die Krieger für wenige Groſchen verkauften. Das Gold wurde mit Hüten vertheilt. Der größte von des Herzogs Edelſteinen, einer halben Wallnuß an Größe gleich, deſſen Werth von ihm einer Provinz gleich geſchätzt wurde, wurde von einem Schweizer auf der Landſtraße gefunden und für einen Gulden verkauft. Papſt Julius II. erhandelte ihn ſpäter von den Bernern für 20,000 Dukaten, und noch glänzt er als erſter Edelſtein in der päpſtlichen Krone. Ein zweiter im Lager erbeuteter Edelſtein des Herzogs findet ſich in der franzöſiſchen Krone, und ein dritter in der kaiſerlichen Schatzkammer zu Wien.

ren; und während ſie beteten, öffnete ſich das Gewölk, welches bis dahin den Himmel mit grauer Decke überzogen hatte, und ein heller Sonnenſchein fiel auf die Betenden. Er erſchien ihnen als ein Bote des Himmels und als ein ſicheres Unterpfand des Sieges, und mit ſolcher Zuverſicht griffen ſie den Feind an, daß er nicht zu widerſtehen vermochte. Bald bedeckten 20,000 erſchlagene Burgunder das Schlachtfeld. Ihre Gebeine wurden geſammelt und in dem Beinhauſe bei Murten aufbewahrt, mit der Ueberſchrift: „Dieſes Denkmal hat das Kriegsheer des mächtigen Herzogs von Burgund hinterlaſſen.“

Im folgenden Jahre 1477, an einem kalten Wintertage, es war der 5. Januar, kam es zu einer blutigen Schlacht bei Nancy, in welcher der kriegeriſche Herzog endlich ſeines Lebens Ziel fand. Das vereinigte Heer der Lothringer und Schweizer ſchlug das ſeinige gänzlich in die Flucht; und er ſelbſt, der ſich im Getümmel der Schlacht verloren hatte, nachdem er ritterlich, ſeines Stammes würdig, gekämpft, wurde erſt ſpät am andern Tage, faſt unkenntlich, unter den Erſchlagenen gefunden.

Sein Tod gab dem ſchlauen franzöſiſchen Könige Ludwig XI. Hoffnung, neue, herrliche Länder zu erwerben; er wandte alle Mittel an, die burgundiſche Erbtochter Maria für ſeinen älteſten Sohn zu gewinnen; allein die Niederländer hatten einen heftigen Widerwillen gegen alles Franzöſiſche; und als nun Kaiſer Friedrichs Geſandte kamen und zu Aller Erſtaunen einen eigenhändigen Brief und einen Ring vorzeigten, welche Maria dem Erzherzog Maximilian geſchickt hatte, freute ſich das Volk, und Maria erklärte offen und frei: „Ihn habe ſie ſich in ihrem Gemüthe auserkoren, ihn wolle ſie auch zum Gemahle haben und keinen andern.“ Darauf machte ſich Maximilian ſelbſt auf den Weg nach den Niederlanden und vermählte ſich mit der Maria von Burgund. Er fand bald Gelegenheit, ſeine Tapferkeit und ſeine Einſicht den neuen Unterthanen in den Kämpfen gegen den franzöſiſchen König zu bewähren; denn dieſer, der den jungen Fürſten für einen unbedeutenden Gegner hielt und auf ſeine Uebermacht vertraute, hatte verſchiedene Theile des burgundiſchen Landes mit Gewalt der Waffen an ſich geriſſen. Maximilian aber bot ihm tapfer die Spitze, ſchlug den habſüchtigen Feind bei Guinegaſt 1479, und würde ihm ſicher alle Theile der burgundiſchen Herrſchaft wieder abgenommen haben, wenn nicht im Jahr 1482 ſeine geliebte Gattin Maria, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Reiherbeize, geſtorben wäre. Da erkaltete der Eifer der Niederländer zu dem langwierigen Kriege und Maximilian mußte das eigentliche Herzogthum Burgund in den Händen der Franzoſen laſſen.

78. Kaiſer Friedrichs letzte Lebensjahre.

In dieſen Kämpfen konnte der Kaiſer Friedrich dem Sohne keine Unterſtützung gewähren; er war in ſeinen eigenen Erbländern hart bedrängt, theils durch die Türken, welche bis in Kärnthen und Krain, ja bis ins Salzburgiſche ſtreiften, theils durch den König Matthias von Ungarn. Dieſer eroberte 1485 ſogar Wien; der Kaiſer Friedrich mußte als Flüchtling im Reiche umherziehen und ſein Mahl in den Klöſtern und Städten nehmen, wo man ihn umſonſt bewirthete; zuweilen fuhr er mit einem Spann Ochſen ſeine Straße. Aber ſelbſt in dieſer Erniedrigung verließ ihn doch das Gefühl ſeiner Würde nicht; ſich ſelbſt und auch Andern erſchien er noch immer als der Quell alles Rechtes und aller Herrſchaft in ſeinem großen Reiche, und dieſe Unerſchütterlichkeit der Meinung bewirkte auch jetzt noch einmal eine Vereinigung der Fürſten des Reichs zu ſeinen Gunſten, ſo daß ihm gelang, was ſeinem großen Ahnherrn in der Fülle ſeiner Kraft nicht gelungen war; im J. 1486 vereinigten ſich die Churfürſten, beſonders auf Betrieb des treuen, nun hochbetagten Albrecht Achilles von Brandenburg und wählte Friedrichs Sohn Maximilian zum römiſchen Könige.

Ueberhaupt fing um dieſe Zeit der Sinn in vielen Mitgliedern des Reiches auf merkwürdige Weiſe, ſich zu regen an, ſo daß der Tieferſehende das Gähren einer neuen Zeit auch in dieſen Erſcheinungen erkennen mochte. Man fühlte es vielfältig, daß dem morſch gewordenen Reichsgebäude eine neue Grundlage gegeben werden müſſe. Sie mußte, da Kaiſerthum und Papſtthum nun einmal als Mittelpunkte der ganzen chriſtlichen Welt nicht mehr die Alleinherrſchaft behaupten konnten, auf dem Boden der Reichsverfaſſung errichtet werden, und in der That hatte man auch ſchon hier alle Elemente eines großen Gemeinweſens, wenn ſie nur zur Einheit und kräftigen Geltung gebracht wurden. Die Reichstage galten als die Mittelpunkte der allgemeinen Geſetzgebung und Verwaltung; ein kaiſerliches Gericht war vorhanden; ein Landfriede war ſchon aufgerichtet, wenn auch vielfältig gebrochen; eine Matrikel, nach welcher jedes Mitglied des Reiches zur allgemeinen Reichsvertheidigung ſeine Hülfe ſtellen ſollte, war im Kriege gegen die Huſſiten entworfen. Wenn dieſe Inſtitute durchgreifend wirkſam wurden, ſo war die Ordnung des Reiches geſichert.

Man war dafür in den letzten Regierungs-Jahren des Kaiſers Friedrich überaus thätig. Im J. 1486 ward der Landfrieden erneuert, aber freilich noch mit einſchränkenden Beſtimmungen, welche in manchen Fällen die Selbſthülfe erlaubten. Im J. 1489 wurden die Formen der Berathung auf den Reichstagen nach den drei Collegien, dem churfürſtlichen, fürſtlichen und ſtädtiſchen feſter geordnet.

Dem kaiſerlichen Gerichte wollte man eine kräftigere Einrichtung zur Aufrechthaltung des Landfriedens geben, daſſelbe ſollte

ſo gut wie der Kaiſer ſelbſt, über die Landfriedensbrecher die Reichsacht ausſprechen, und die nöthigen Maßregeln zur Vollziehung derſelben anordnen können. Allein darüber konnte man mit dem alten Kaiſer nicht fertig werden, der an dem Hergebrachten hing und von ſeiner Gewalt nicht das Geringſte abzutreten geſonnen war. Die Stände mußten ſich damit begnügen, von dem eben gewählten römiſchen Könige Maximilian das Verſprechen zu erhalten, daß er bei ſeinem Vater Alles verſuchen wolle, um die beabſichtigte Einrichtung des Kammergerichts durchzuſetzen. Daß es ihm nicht gelingen würde, wußte man wohl, aber man glaubte ihn ſelbſt doch für die Zukunft ſeiner eignen Regierung gebunden zu haben. Wie es ihnen in dieſem Punkte mit Maximilian ſpäter erging, werden wir in ſeiner Geſchichte ſehen. Man war froh, wenigſtens Einiges erlangt zu haben.

Auch hatte man für's Erſte auf eine andere Weiſe eine Macht gebildet, welche wenigſtens in dem ſtädtiſchen Deutſchland der Erhaltung des Friedens behülflich ſeyn konnte, das war der ſchwäbiſche Bund, der 1488, unter Vermittlung des Kaiſers, zunächſt gegen die Gewaltthätigkeiten der Herzoge von Baiern, welche ſchon Regensburg an ſich geriſſen hatten und mehrere Reichsſtädte bedrohten, geſchloſſen wurde. Zuerſt vereinigten ſich die Ritterſchaft und die Städte zu gemeinſchaftlicher Abwehr gegen jeden Feind und zur Erhaltung des Landfriedens unter ſich durch einen erwählten Bundesrath. Sehr bald traten benachbarte Fürſten hinzu, vorzüglich Würtemberg und Brandenburg. Dieſer Macht fühlte ſich Albrecht von München nicht gewachſen; er entſchloß ſich, Regensburg herauszugeben und bald nachher ſelbſt in den ſchwäbiſchen Bund zu treten.

Im J. 1490 erlebte Kaiſer Friedrich auch noch die Befreiung ſeiner Erbländer durch den Tod des Königs Matthias und einen Vergleich mit deſſen Nachfolger Wladislaus. Die letzten Jahre waren die beſten in des Kaiſers ganzem Leben und gewährten ihm für viele Mühſeligkeiten eine Ruhe, welche er durch ſeinen treuen, guten Willen verdient hatte. Er ſtarb den 19. Auguſt 1493, nach einer 54jährigen Regierung.

Friedrich iſt der letzte Kaiſer geweſen, welcher die römiſche Kaiſerkrone in Rom ſelbſt empfing; es war am 19. März 1452. (Karl V. wurde in Bologna gekrönt.)

Preußen unter polniſcher Hoheit. — Unter Friedrichs III. Regierung iſt ein Nachbarland, welches von Deutſchen erobert und bevölkert wurde, und ſpäter in noch engere Verbindung mit dem deutſchen Reiche getreten iſt, der Ritterſtaat Preußen, unter polniſche Lehnshoheit gekommen, worüber wir hier das Weſentliche nachholen. — Wie unter Kaiſer Friedrich II. die Ritter des deutſchen Ordens nach Preußen zogen und dort eine Herrſchaft gründeten, unter welcher Städte und Land ſchnell emporblühten,

haben wir früher geſehen. Dieſe Blüthe dauerte bis in das fünfzehnte Jahrhundert. Die Handelsſtädte Danzig, Thorn und Elbing gelangten zu ſolcher Macht, daß Danzig unter andern (nach Aeneas Sylvius) 50,000 Mann in's Feld ſtellen konnte; und eben ſo erzählen die Chroniken von einem Bauer, der, als er den Hochmeiſter Konrad von Jungingen (gegen das Jahr 1400) bewirthete, zwölf Tonnen als Sitze um den Tiſch ſtellte, von denen elf ganz, und die zwölfte halb mit Gold gefüllt waren. Ja, er bot dieſelben ſogar dem Hochmeiſter zum Geſchenke an. Dieſer befahl aber, die zwölfte auch ganz zu füllen, damit man ſagen könne, es ſey in Preußen ein Bauer, der zwölf Tonnen Goldes beſitze.

Aber ſchon unter eben dieſem Hochmeiſter fing der Verfall der Ordensherrſchaft an. Der Orden war zu reich geworden; Ueppigkeit und Laſter ſchwächten die ritterliche Kraft; Ungerechtigkeit und Bedrückung entfremdeten das Volk ſeinen Herrſchern. Und als nun die emporſtrebende Macht der polniſchen Könige ſich gegen den Orden erhob, zeigte ſich in dieſem die Erſchlaffung der alten Kraft. In einer großen Schlacht bei Tannenberg 1410 wurden die Ritter von dem Könige Wladislaus Jagello gänzlich geſchlagen. Zwar erlangten ſie noch leidliche Bedingungen in dem erſten Thorner Frieden 1416, allein die alten Uebel blieben. Innere Zwiſtigkeiten kamen dazu; die Stände und Städte des Landes verbündeten ſich gegen die Ritter und wählten 1454 den König Caſimir III. von Polen zum Schutzherrn. Nach zwölfjährigem Kriege mußte der Orden im zweiten Thorner Frieden 1466 einen Theil des Landes mit Culm, Marienburg, Elbing und andern Orten an Polen abtreten und für das Uebrige die Lehnshoheit der Krone Polen anerkennen. Das Land hatte in dem verheerenden Kriege unbeſchreiblich gelitten; von 21,000 großen Dörfern waren nur noch 3000 übrig; und der Orden war zu einem Schattenbilde ſeiner vorigen Größe herabgeſunken.

79. Maximilian I. 1493—1519.

Europa war in dem abgelaufenen Jahrhunderte zu großen Veränderungen reif geworden, welche, wenn ſie einmal ihre Folgen ganz entfalteten, den Zuſtand der Völker völlig umgeſtalten mußten. Die Erfindung des Schießpulvers hatte ſchon angefangen, die Kriegskunſt ſo zu verwandeln, daß das Ritterthum, welches Jahrhunderte lang das Mittelalter beherrſcht hatte, ſich zu ſeinem Ende neigte; die Buchdruckerkunſt, in Verbindung mit der Erfindung des Linnenpapiers, hatte ein neues Mittel der Gedankenmittheilung erſchaffen, durch welches die Geiſter von einem Ende Europa's bis zum andern mit Blitzesſchnelligkeit bewegt werden konnten; die Entdeckung eines neuen Welttheiles und des Seewegs nach Oſtindien veränderte den bisherigen

Gang des Welthandels, und gab die Kraft, die dadurch gewonnen ward, Völkern, welche bis dahin in der Reihe der übrigen noch wenig genannt waren; die Politik oder Staatskunſt endlich, die jetzt aufkam und vorzüglich von Frankreich und Italien ausging, war ganz neuer Art. Sie gab die Treue des Wortes gegen den Vortheil hin, und dieſer wurde von nun an das Grundgeſetz in den Verbindungen wie in den Feindſchaften der Staaten, ſo daß in den Verhältniſſen der Völker unter einander ein anderes Geſetz zu herrſchen ſchien, als das, welches im Leben des einzelnen Menſchen gilt.

In ſolcher Zeit der Gährungen und neuen Geburten kann man von dem Kaiſer Maximilan ſagen, daß er wie ein ehrwürdiges Bild der alten Zeit zwiſchen den neuen Geſtalten da ſtand, indem ſich in ihm noch einmal, und zuletzt, das Ritterthum in ſeiner ganzen Herrlichkeit darſtellte. Wie dieſes in ſeinen großen Zügen eben ſo erhaben als liebenswürdig war, ſo vereinigte auch Maximilian Kühnheit, Ernſt und Hoheit der Seele mit kindlicher Milde; und wie die warme Einbildungskraft des Mittelalters zu den wunderbarſten, außer aller gewohnten Bahn liegenden, Wagniſſen trieb, ſo iſt auch in Maximilians Unternehmungen das ritterlich Kühne, Schwärmeriſche, oft Abenteuerliche vorherrſchend. Es zeigt ſich in dem Großen, wie in dem Kleinen. Eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen war die Gemſenjagd, weil ſie die kühnſte iſt, und dabei wagte er ſich oft an ſo gefährliche Stellen, daß ſeine Freunde für ſein Leben zitterten; und eben ſo ſcherzte er mit der Gefahr ſowohl in den Kampfſpielen, in welchen er mit eigener Hand Löwen bezwang, als in dem Ernſte der Schlacht, wo mancher Gegner vor ihm erliegen mußte. Seine Perſönlichkeit forderte zugleich zur Bewunderung und zur Hingebung auf, und war ganz geeignet, im Munde des Volkes fortzuleben, wie denn auch ſeine Thaten und Gefahren, auf der Jagd wie im Kriege, von Mund zu Mund gingen. — Dabei fand der vielbeſchäftigte Herrſcher auch zu den Wiſſenſchaften und Künſten Zeit, erwarb ſich Kenntniſſe, die ſelbſt an dem, welcher ſich einzig ſolchen Beſchäftigungen widmen könnte, Bewunderung erregen würden; denn er hatte ein Gedächtniß, welchem Alles gegenwärtig blieb, was er je gelernt, geſehen oder erlebt hatte. Er redete faſt alle damals in Europa üblichen Sprachen; hinterließ ſelbſt mehrere Werke in deutſcher Sprache; lernte mit eigner Hand die Kunſt Harniſche zu ſchmieden und Geſchütze zu bohren; liebte Gelehrte und Künſtler; und war ſo freundlich, ſo geiſtreich und liebenswürdig im Umgange, daß man in Allem den vollendeten deutſchen Mann in ihm zu erblicken glaubte. Nie iſt ein Fluch oder eine Gottesläſterung über ſeine Lippen gekommen, und ſein edles Gemüth war ſtets, auch bei bittern Beleidigungen, zur Gnade geneigt. Auch ſein Aeußeres entſprach ganz dieſem Bilde. Er war groß und ſtark, von wahrhaft

königlichem Anſtande; in ſeinen jüngeren Jahren wallte ſein Haar in blonden Locken um den Nacken, in ſeinen lichtbraunen Augen war Feuer mit Güte zu leſen, und die hohe Stirn und Adlernaſe vollendeten den Ausdruck der Erhabenheit in ſeinen Zügen. Das Feurige in ſeiner Natur hatte Maximilian von ſeiner Mutter, der großherzigen Eleonore von Portugal welche leider zu früh, als ſie kaum dreißig Jahre alt war, ſtarb. Doch muß auch ſeinem Vater zum Ruhme nachgeſagt werden, daß er durch treffliche Meiſter, ſo wie durch eigenen Unterricht, ſehr vorzüglich für die Bildung des Knaben und Jünglings geſorgt habe.

Gleich das erſte Auftreten Maximilians gleicht dem Beginne einer Ritterdichtung. Liebe und Ehre rufen ihn noch als Jüngling auf den Kampfplatz, und er beſteht den Streit gegen den ſchlauen, in allen Künſten geübten, König Ludwig XI. auf die ehrenvollſte Weiſe. Allein im Verlaufe des Lebens gelingt ihm nicht Alles wie dieſes Erſte. Die Zeit war vorüber, wo ein kühnes, ritterliches Wagen den Erfolg glücklich an ſich riß. Statt, wie in alter Zeit, mit den raſch aufgebotenen Vaſallen einen Ritt in Feindesland zu thun, Gefangene niederzuwerfen und nach ehrenvoller Beendigung der Fehde bald heimzukehren, mußte man jetzt beſoldete Heereshaufen halten; es war nicht mehr allein das Uebergewicht des Geiſtes und der perſönlichen Kraft, welches große Unternehmungen gelingen machte, ſondern das meiſte entſchied der Reichthum an äußeren Hülfsmitteln; und der tapfere, hochherzige Kaiſer, der in einer früheren Zeit gleich den herrlichſten ſeiner Vorgänger gewaltet haben würde, ſtand nun aus Mangel äußerer Hülfsquellen in Abſicht des Gelingens hinter den ſchlauen, kalt berechnenden Königen von Frankreich und Spanien zurück. Er wußte die Bedeutung der äußeren Mittel, und namentlich des Geldes, nicht, wie ſie, zu berechnen; er verſchwendete große Summen, und im entſcheidenden Augenblicke fehlten ſie alsdann und ſeine Heere gingen auseinander *).

Dieſe Bemerkungen geben den Aufſchluß über Maximilians Leben, und erklären den Widerſpruch, in welchem er gegen ſein Zeitalter ſtand. Uebrigens verfolgte er, eingedenk der alten, ehrwürdigen Bedeutung der Kaiſerwürde, das große Ziel, Recht, Frieden und Ordnung in Europa möglichſt aufrecht zu halten, und zwar weniger durch die Gewalt der Waffen, als auf dem Wege der Einſicht und Vernunft; ferner das Anſehen der Kirche zu ſchützen; und endlich die geſammte Kraft der chriſtlichen Völker gegen

*) Schon als Knabe ſprach Maximilian einſt dieſe Geſinnung aus, als ſein Vater ihm einen Teller mit Obſt und einen Beutel mit Geld ſchenkte. Maximilian behielt das Obſt und verſchenkte das Geld an ſeine Bedienten. „Der wird ein Streugütlein werden,“ ſeufzte der Vater. Maximilian aber erwiederte: „Ich will nicht ein König des Geldes werden ſondern des Volkes und aller derer, die Geld beſitzen.“

den allgemeinen Feind, die Türken, zu richten. Und in der That gelang es ihm auch, der Kaiſerwürde wiederum mehr Anſehen zu verſchaffen, als ſie ſeit Jahrhunderten beſeſſen hatte; ja, er kam ſogar auf den kühnen Gedanken, ſelbſt die päpſtliche Krone zu erlangen und ſo die beiden höchſten Würden der Chriſtenheit, zum Wohle und Frieden der Welt, in ſeiner Perſon zu vereinigen. Es iſt dies keine Erdichtung, ſondern durch Dokumente und die eigenen Briefe des Kaiſers erwieſen, indem er bei einer ſchweren Krankheit des Papſtes Julius II. im Jahr 1511 ernſtliche Schritte that, im Fall ſeines Todes (er genas jedoch wieder), ſich zum Papſte wählen zu laſſen. Und wenn man die damalige Lage der Welt genau erwägte, ſo war der Gedanke des Kaiſers auch nicht in dem Maaße abenteuerlich und unmöglich, wie er auf den erſten Blick erſcheint. Ein Haupthinderniß, welches ſein Eheſtand hätte in den Weg legen können, war durch den Tod ſeiner zweiten Gemahlin Bianka ebenfalls gehoben. — Gleichwohl hatte Maximilian bei dieſer, ſo wie bei den meiſten übrigen Beſtrebungen ſeines Lebens, das Maaß der äußeren Mittel nicht gehörig berechnet; die Idee ſtand zu großartig neben der kleinlichen Wirklichkeit; und deshalb hatten ſeine meiſten Unternehmungen einen geringen Erfolg, wie die Geſchichte ſeines Lebens jetzt näher darthun wird.

Die auswärtigen Beſchäftigungen Maximilians, — bezogen ſich faſt ausſchließlich auf Italien. Hier verfolgten die franzöſiſchen Könige, deren Macht durch die gänzliche Vertreibung der Engländer vom franzöſiſchen Boden, ſo wie durch die Einziehung der großen Kronlehen Burgund, Bretagne, Provence und Anjou, außerordentlich gewachſen war, immer eifriger den Gedanken, das in ſich uneinige Land der kaiſerlichen Oberlehnsherrlichkeit zu entziehen, und wo möglich ſich zu unterwerfen. Daher ſuchte Karl VIII. alte Anſprüche des Hauſes Anjou auf Neapel hervor, wo eine Nebenlinie des ſpaniſch-aragoniſchen Stammes regierte, rückte ſchnell mit einem geworbenen Heere in Italien ein und eroberte 1495 in kurzer Zeit Neapel. Große Wirkung thaten dabei die metallenen Kanonen, welche durch Pferde gezogen dem Heere folgten, da man bis dahin faſt nur ſchwere eiſerne gekannt hatte, welche nur bei Belagerungen gebraucht wurden.

Sobald ſich indeß die Italiener von dem erſten Schrecken erholt hatten, vereinigten ſich Freunde und Feinde gegen die Franzoſen; auch der Kaiſer, der Papſt und König Ferdinand der Katholiſche von Arragonien verſprachen ihre Hülfe, und der franzöſiſche König ſah ſich gezwungen, ſeine Eroberung eben ſo ſchnell wieder aufzugeben, als er ſie gemacht hatte. Bei dieſer Gelegenheit verabredete auch Kaiſer Maximilian die höchſt wichtige Heirath ſeines Sohnes Philipp, des Beſitzers der Niederlande, mit der ſpaniſchen Königstochter Johanna. Dieſen Philipp hatte ihm ſeine geliebte Maria von Burgund geboren, und aus Philipps

Ehe mit der ſpaniſchen Johanna ſtammte der nachherige Kaiſer Karl V. her, welcher halb Europa unter ſeiner Herrſchaft vereinigte, und ein zweiter Sohn, der nachherige Kaiſer Ferdinand I.

Die Franzoſen ließen ſich indeß durch den erſten mißlungenen Verſuch auf Italien nicht abſchrecken. Der Nachfolger Karls VIII., König Ludwig XII., wollte Mailand unter ſeine Herrſchaft bringen, da es mit Neapel nicht geglückt war. Er gründete ſeine Anſprüche auf Familienverträge mit dem Hauſe Visconti und griff den damaligen Herzog, Ludwig Moro, feindlich an. Mit Hülfe der Venetianer, denen er einen Theil der Beute verſprach, eroberte er das Herzogthum bald, im Jahr 1500, und der unglückliche Herzog mußte, nach zehnjähriger Gefangenſchaft, ſein Leben in einem Kerker in Frankreich beſchließen. Jetzt richtete der König ſeine Blicke von Neuem auf Neapel, verband ſich mit Ferdinand von Arragonien, und beide theilten das Land, welches keinem gebührte. Bei dieſer Gelegenheit mußte Ludwig aber erfahren, wie der Schlaue durch den Schlaueren betrogen wird; der ſpaniſche König wußte durch ſeinen Heerführer Gonſalvo von Corduva die Franzoſen bald wieder aus dem Neapolitaniſchen zu vertreiben und behielt das Königreich für ſich.

Der Kaiſer hätte ein ſolches Schalten anderer Völker in Italien nicht dulden müſſen; das unglückliche Land, welches ſich nicht ſelbſtſtändig zu erhalten wußte, mußte wenigſtens durch kaiſerlichen Schutz vor ſolcher Willkühr der Fremden bewahrt werden; und Maximilian hätte gern die alten Rechte der Lehnshoheit behauptet; allein das deutſche Reich unterſtützte ihn nicht, ſeine Macht war zu gering, er mußte es geſchehen laſſen, daß der König Ludwig im Beſitze Mailands blieb, und zufrieden ſeyn, als er doch in ſofern die kaiſerliche Würde ehrte, daß er das Herzogthum als Lehn des Reiches annahm.

Während die Franzoſen ſich in Italien feſtſetzten, machte Maximilian einen Verſuch, — den letzten, der gemacht worden iſt, — die Schweizer wieder unter die Botmäßigkeit des Reiches zu bringen. Noch einmal erhob ſich der alte Haß des Adels, beſonders in Schwaben, gegen die Schweizerbauern. Den Anlaß gab ein unbedeutender Streit der öſterreichiſchen Regierung in Tyrol mit den Graubündnern, welche 1498 in die „ewige Eidgenoſſenſchaft" aufgenommen wurden; die Hauptſache war aber, daß die Schweizer im Bunde mit den franzöſiſchen Königen waren und ihnen Hülfe leiſteten zu den Zügen nach Italien, was als eine Verletzung ihrer Reichspflicht angeſehen wurde; denn noch immer betrachtete man ſie als einbegriffen in den Reichsbund. Aber das Ende des Krieges gegen ſie, der 1499 fünf Monate lang geführt wurde, war ſchimpflich für Deutſchland. Der ſchwäbiſche Adel wurde in mehreren Gefechten hart geſchlagen; ein großes und glänzendes Reichsheer, welches Maximilian ſelbſt in Koſtnitz ſammelte, kehrte,

wegen des Widerwillens der Fürſten an einem Kriege in den gefährlichen Bergen der Schweiz, die ſchon ſo manche Niederlage geſehen hatten, unverrichteter Sache an den Gränzpäſſen des Berner Landes um; und Maximilians Hofmarſchall, Graf von Fürſtenberg, der das Heer der rheiniſchen Fürſten durch den Elſaß bei Baſel in die Schweiz führen ſollte, ward bei dem Städtchen Dornach oder Dorneck von den Schweizern überfallen und mit dem Verluſte von 3000 Todten und des ganzen Lagers geſchlagen. Da mußte man Frieden machen und den Schweizern ihre Selbſtſtändigkeit laſſen, obgleich ſie ſich noch nicht ausdrücklich vom Reiche losſagten. — Bald nachher wurden auch die bisherigen Reichsſtädte Baſel und Schafhauſen in den Schweizer-Bund aufgenommen.

Maximilian fand ſehr bald wieder Beſchäftigung in Italien. Hier war um dieſe Zeit kein Staat blühender, als der der Venetianer. Durch ihren ausgebreiteten Handel hatten ſie unermeßliche Reichthümer erworben, ein großer Theil von Oberitalien war ihnen nach und nach unterthan geworden, und ſie ſtrebten nach immer größerer Macht. Allein ihr Uebermuth erregte den Haß ihrer mächtigen Nachbarn, welche noch dazu auf verſchiedene Theile ihres Gebietes Anſprüche machten; das meiſte, was ſie in Oberitalien außer ihrem alten Lande beſaßen, hatte ehemals zum Reiche, andere Stücke hatten zum Kirchenſtaate gehört; in Unteritalien hatten ſie Orte an ſich geriſſen, auf welche Ferdinand der Katholiſche, als König von Neapel, gerechte Anſprüche hatte; Frankreich endlich hätte gern ihre zunächſt an Mailand gränzenden Orte an ſich genommen. Daher entſtand 1508 die berühmte Verbindung zwiſchen Spanien, Frankreich, dem kriegeriſchen Papſt Julius II., und dem Kaiſer, gegen die Republik Venedig, welche man die Ligue von Cambray nennt, und die den, wenn auch reichen, doch gegen ſolche Macht unbedeutenden, Freiſtaat augenblicklich erdrücken zu müſſen ſchien. Allein wie dieſe Verbindung die erſte große dieſer Art in der Geſchichte der neuern europäiſchen Staaten iſt, ſo iſt ſie auch inſofern das Vorbild der meiſten folgenden und ein Spiegel der Bodenloſigkeit der gewöhnlichen neuern Staatskunſt geworden, daß ſie, auf Eigennutz und Selbſtſucht gegründet, ohne einen feſten Anker in der ſittlichen Würde der Völker zu haben, ſich wie ein leerer Hauch wiederum auflöſete, als die Karten des Vortheils ſich anders miſchten, und daß ſie zum Geſpött vor ganz Europa wurde. Denn die ſchlauen Republikaner wußten die Verbündeten durch Vorſpiegelungen des Eigennutzes bald ſo zu trennen, daß diejenigen unter einander feind wurden, die vorher Freunde waren, und daß ſie ſelbſt am Ende unverletzt aus dem Kampfe gegen die mächtigſten Fürſten hervorgingen.

Von dem Kaiſer Maximilian rühmt die Geſchichte, daß er es am treueſten mit ſeinen Bundesgenoſſen meinte und auf die Ehre

ſeines Wortes hielt. — Zuerſt nämlich im Jahr 1509 war Ludwig XII. am ſchnellſten auf dem Kampfplatz und eroberte in wenigen Wochen alles, was ihm die Ligue als Theil der Beute zugeſprochen hatte; und als auch Maximilian mit ſeinem Heere anrückte und einen Ort nach dem andern einnahm, flehten die Venetianer um Frieden bei ihm und boten die Herausgabe alles deſſen an, was ſie je dem öſtreichiſchen Hauſe oder dem Reiche entzogen hätten, ſo daß er Gelegenheit hatte, einen ſehr vortheilhaften Verrag mit ihnen zu ſchließen. Er that es aber nicht, weil ſich die Verbündeten feierlich verpflichtet hatten, nur gemeinſchaftlich den Frieden zu bewilligen. So gewiſſenhaft dachten die Uebrigen nicht. Ferdinand der Katholiſche, da er ſeine Orte in Unteritalien inne hatte, nahm nicht weiter Theil an dem Kampfe, und der Papſt Julius II. verließ ſogar die Ligue; aus Haß gegen die Franzoſen, ganz und verband ſich mit den Venetianern; daſſelbe that nach einiger Zeit Ferdinand, und die drei nannten ihren Bund den heiligen Bund. Die Franzoſen wurden aus Mailand vertrieben. Da wandten ſie ſchnell ihre Politik um; weil ſich die erſte Berechnung falſch gezeigt hatte, ſo ſchloſſen ſie mit ihren bisherigen Feinden, den Venetianern, einen Bund; und Spanien verband ſich dagegen wieder mit dem Kaiſer und dem König Heinrich VIII. von England gegen jene beiden. In dem Raume weniger Jahre hatte alſo Freundſchaft der Feindſchaft und dieſe wiederum jener Platz gemacht; Spanien war z. B. erſt feindlich, dann verbündet, und nun wieder feindlich gegen Venedig; und im ganzen gehaltloſen Spiele zeigte ſich, daß die Liſt als Weisheit galt und die Stimme des Gemüthes für nichts geachtet wurde.

Den Franzoſen half auch die neue Berechnung dieſesmal nicht; ſie wurden mit Hülfe der Schweizer durch die Schlacht bei Novara 1513 ganz aus Italien herausgeſchlagen; und da ſie auch in ihrem eigenen Lande durch den Kaiſer und die Engländer hart gedrängt wurden, welche unter Maximilians eigener Anführung in demſelben Jahre die Schlacht bei Guinegaſt (von der ſchleunigen Flucht der Franzoſen die Sporenſchlacht genannt) gewannen, ſo mußte Ludwig ſeine Anſprüche auf Mailand auf eine gelegenere Zeit verſchieben. Maximilian gab Mailand als Reichslehen an Max Sforza, den Sohn des Ludwig Moro.

Aber auch dieſer beſaß es nicht lange. Als Ludwig XII. im Jahre 1515 ſtarb, folgte ihm der jugendlich kühne und ehrgeizige Franz I. auf dem franzöſiſchen Throne; und um ſeine Regierung mit einer glänzenden That zu beginnen, brach er noch in demſelben Jahre mit einem Heere nach Italien auf und eroberte Mailand wieder. Die Schweizer, welche der Stadt zu Hülfe kamen und ſich unvorſichtig in ein heißes Treffen einließen, wurden bei Marignano nach zwei Tagen beſiegt. Es war die erſte große Schlacht, die ſie gänzlich verloren. Das franzöſiſche Geſchütz und die deut=

ſchen Lanzknechte, die im franzöſiſchen Solde dienten und von nun an als das beſte Fußvolk galten, gewannen den Sieg. Der Kaiſer Maximilian zog zwar im folgenden Jahre noch einmal nach Italien und belagerte Mailand, allein ſein Alter und ſo viele mißlungene Beſtrebungen machten ihn zum Frieden geneigt; überdieß ſchmolz ſein Heer aus Mangel des Soldes ſchnell zuſammen; er überließ in dem Vergleiche zu Brüſſel 1516 das Herzogthum Mailand dem franzöſiſchen Könige, und gab, was ihm faſt noch empfindlicher war, der verhaßten Republik Venedig die wichtige Feſtung Verona zurück.

So endigte ſich nach vielfachem Wechſel der Streit in Italien, auf welchen Maximilian ſeine beſte Kraft hatte verwenden müſſen. Dieſer Streit hatte ihn auch abgehalten, der Richtung zu folgen, nach welcher ihn ſein ritterliches Gemüth vorzüglich trieb, nämlich die Türken zu bekriegen und wo möglich aus Europa zu vertreiben. Dieſer Lieblingswunſch ſchwebte ihm ſtets vor der Seele und ſprach ſich noch wenige Monate vor ſeinem Tode, auf ſeinem letzten Reichstage zu Augsburg, in einem Antrage an die Stände des Reiches zu einem Türkenkriege auf das Lebendigſte aus; allein die kleinlich und eigenſüchtig bewegte Zeit war ſolchen Gedanken nicht günſtig.

Von den übrigen auswärtigen Veranſtaltungen des Kaiſers iſt am merkwürdigſten die Erneuerung der ſchon beſtehenden Verbindung mit Ungarn und Böhmen. Er hatte, wie ſchon erwähnt worden, von ſeinem Sohne Philipp, der früher geſtorben war, und der ſpaniſchen Johanna, außer dem nachherigen Kaiſer Karl V., noch einen Großſohn, den nachherigen Ferdinand I.; dieſen vermählte er 1515 mit der Tochter des ungariſchen Königs Wladislaw und legte dadurch den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den öſtreichiſchen Ländern.

80. Innere Angelegenheiten des deutſchen Reiches unter Maximilian.

Der ewige Landfriede 1495. — Schon in den letzten Regierungsjahren des Kaiſers Friedrich hatten die Stände des Reiches, wie oben erzählt worden iſt, ſich viele Mühe gegeben, den Frieden im Reiche feſtzuſtellen und durch rechtliche Aenderungen zu ſichern. Gleich nach dem Anfange der Regierung des neuen Kaiſers wurden dieſe Bemühungen ernſtlich fortgeſetzt. Sie ſollten das ganze Reichsgebäude umfaſſen und dem Reichstage, oder vielmehr einem aus den Ständen zu errichtenden Reichsrathe, ſollten große Befugniſſe eingeräumt und das Reichsgericht ſollte möglichſt unabhängig und kräftig hingeſtellt werden. Am thätigſten war für dieſe Ideen der Churfürſt Berthold von Mainz, geborner Graf zu Henneberg, einer der merkwürdigſten Männer jener Zeit. Schon unter Friedrich III. war er, ſeit er 1486 als

erſter geiſtlicher Churfürſt an die Spitze der deutſchen Reichsſtände getreten war, die Seele der Arbeiten für die Anwendung der innern Angelegenheiten geweſen; unermüdet, frei von perſönlichen Abſichten, das Vaterland im Herzen, verfolgte er die allgemeinen Zwecke.

Gleich auf dem erſten Reichstage, den der neue Kaiſer 1495 zu Worms hielt, wurde die Sache wegen des Landfriedens und des Kammergerichts vorgenommen. Der Kaiſer, welcher den Frieden im Reiche ebenfalls ſehnlichſt wünſchte, um die Kräfte deſſelben gegen das feindliche Frankreich gebrauchen zu können, gab ſich eifrig mit an's Werk, und ſo wurde der ſchon oft für eine Anzahl von Jahren angeordnete Landfriede den 7. Aug. auf ewige Zeiten geſetzlich gemacht. Dieſes iſt der ewige Landfriede, welcher dieſen Reichstag ſo berühmt gemacht hat. Wenn dieſer Friede auch noch manche Einſchränkungen des Rechtes an ſich trug, und wenn auch mit ihm keineswegs auf einmal alles Fehdeweſen aufhört, — wir werden vielmehr noch von mehrfachen Unordnungen und Selbſthülfen im Reiche hören, — ſo hatte er doch den Vorzug, daß geſetzlich von nun an das Fauſtrecht gänzlich aufhören und die Herrſchaft des Geſetzes als der normale Zuſtand gelten ſollte; und dieſe Idee verſchaffte ſich, nachdem ſie einmal lebendig aufgefaßt war, im Laufe der Zeiten allmälig die allgemeine Herrſchaft. Wenn wir die unüberſehbar wichtigen Folgen dieſer Wendung der Dinge für die mittlern und niedern Stände des Volkes bedenken, von dem die Geſchichte zu allen Zeiten ſo wenig kennt, weil ihr Leben von einem Tage zum andern unbemerkt abläuft, ſo müſſen wir das Jahr 1495 als eines der wichtigſten unſerer Geſchichte und den Kaiſer Maximilian, der wenigſtens hierzu mit warmer Theilnahme die Hand bot, als einem der größten Wohlthäter unſeres Volkes anerkennen.

Aber freilich in die weiteren Ideen des Churfürſten Berthold und der Stände, welche die Kräftigung des Reichsregiments und des Kammergerichts beabſichtigten, ging er nicht ſo willig ein; er wollte, gleich ſeinem Vater, von den kaiſerlichen Rechten ſehr ungern etwas aufgeben, ſo wenig er dieſelben, ſeiner vielen auswärtigen Geſchäfte wegen, auch recht kräftig zu üben im Stande war. Das Kammergericht hatte er, wie ſein Vater, als Hofgericht, welches ſeinem Hofe folgen mußte, behandelt. Die Stände wollten demſelben einen feſten Sitz, und überhaupt mehr Selbſtſtändigkeit geben, und der Kaiſer, der die ſogleich nach ſeiner römiſchen Königswahl im Jahr 1489 gegebene Zuſtimmung zu den damaligen Vorſchlägen ſo bald nicht wieder zurücknehmen konnte, mußte in der Hauptſache nachgeben. Das Gericht ſollte die Streitigkeiten zwiſchen den Reichsſtänden, die ſonſt gewöhnlich durch die Gewalt der Waffen ausgemacht wurden, auf dem Wege Rechtens entſcheiden, und, was außerordentlich wichtig iſt, im Namen des Kaiſers gegen die Widerſpenſtigen die Reichsacht ausſprechen. Auch in

ſeiner Zuſammenſetzung ſollte es nicht mehr ein blos kaiſerliches Gericht, ſondern ein wirkliches Reichsgericht ſeyn; der Kaiſer ernannte nur den Vorſitzenden, den Kammerrichter; die 50 Beiſitzer wurden von den Ständen präſentirt; auch die Städte durften einige Beiſitzer in Vorſchlag bringen. Das Gericht ſollte an Einem Orte im Reiche unabänderlich die feſtgeſetzten Gerichtstage halten. — Der Kaiſer ſetzte das Gericht auch wirklich ein und übergab dem Grafen Eitelfried von Zollern, als erſtem Kammerrichter, den Scepter als Richterſtab. Am 3. Novbr. 1495 hielt es ſeine erſte Sitzung auf dem Großbraunfels zu Frankfurt am Main.

Zwar ging es mit dem Gerichte, wie mit dem ewigen Landfrieden; die Ideen waren gut, die Pläne ſinnreich ausgedacht, allein in der Ausführung zeigten ſich noch viele Schwierigkeiten; wie der Landfriede noch oftmals gebrochen wurde, ehe er dauernd die Herrſchaft gewann, ſo wurde die Wirkſamkeit des Kammergerichts noch mehrfach unterbrochen; mancher wollte ſeinem Ausſpruche nicht Gehorſam leiſten und es fehlte die Macht, ihn zu zwingen, weil der Kaiſer theils auswärts beſchäftigt war, theils überhaupt zu dem von ihm unabhängiger gewordenen Gerichte kein rechtes Herz faſſen konnte. Dann fehlten die Beſoldungen der Mitglieder, weil die Beiſteuer der einzelnen Reichsglieder ſehr unordentlich oder gar nicht einkam, und das Gericht ging mehrmals ganz auseinander. Es kam dahin, daß der Kaiſer daſſelbe wieder allein zuſammenſetzte und beſoldete und ſo nach alter Weiſe von ſich abhängig machte. Die Unzufriedenheit zwiſchen Kaiſer und Ständen kam endlich zuletzt ſo weit, daß der Churfürſt von Mainz 22 Klagpunkte gegen den Kaiſer zur Sprache brachte und der Kaiſer mit mit 23 Artikeln als Gegenklage antwortete. Es entſpann ſich ein bitterer Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Erzkanzler und die Wagſchaale des Kaiſers war ziemlich leicht geworden.

Allein, wie mehrmals in Maximilian's wechſelreichem Leben, fing ſie auch bald wieder an zu ſinken. Er verſtand es, wenn auch die Churfürſten ihm entgegen waren, ſich unter den weltlichen und geiſtlichen Fürſten Freunde zu machen. Viele Bisthümer beſetzte er, mit Hülfe der gerade damals befreundeten päpſtlichen Gewalt, mit ſeinen Freunden. Unter den weltlichen Fürſten waren gerade damals mehrere junge, kriegsluſtige Herren, die im Kriegsdienſt unter ihm ſich wohlgefielen; der heitere, ritterliche Kaiſer, mit Unternehmungen ſtets beſchäftigt, Meiſter in den Waffen, gutmüthig, freigebig, geiſtreich, wußte ſie an ſich zu feſſeln. Wir wiſſen, daß Herzog Erich von Kalenberg ſich Ruhm in öſtreichiſchen Kriegen erfocht; das ganze welfiſche Haus war öſtreichiſch geſinnt. Die Herzoge von Sachſen, Meklenburg, Pommern, Cleve, waren es ebenfalls; Würtemberg gewann er dadurch, daß er den Erwerbungen des Grafen die Vollendung gab, indem er ſie zu einem

Herzogthum erhob. Die Markgrafen von Brandenburg bewahrten die Ergebenheit ihres Stammvaters Albrecht Achilles. Durch Belohnungen mancherlei Art, beſonders durch Zollverleihungen, benutzte Maximilian klug den Reſt kaiſerlicher Vorrechte zur Vergrößerung ſeiner Partei. Und ſo ſtark war er im Jahre 1504 wieder geworden, daß er eine große Streitſache, welche über die Erbſchaft des Herzogs Georg von Baiern-Landshut entſtand, nach ſeinem Willen zu Ende führen konnte. Die Herzoge von Baiern-München und der Pfalzgraf Ruprecht ſtanden gegen einander; Maximilian ſelbſt nahm auch einen Theil der Erbſchaft in Anſpruch. Da der Pfalzgraf ſich durchaus dem Ausſpruche des kaiſerlichen Kammergerichts nicht fügen wollte, ſprach Maximilian die Acht über ihn aus. Mit Hülfe der obengenannten befreundeten Fürſten, des ſchwäbiſchen Bundes und ſeiner eigenen Hausmacht, führte Maximilian die Acht ſiegreich durch, das Haus Pfalz mußte ſich beugen er ſelbſt gewann nicht unbeträchtlich an Beſitzungen.

Seine Stellung in den Rechtsangelegenheiten wurde um ſo günſtiger, als im Jahre 1504 auch das Haupt der churfürſtlichen Oppoſition, Berthold von Mainz, ſtarb. Nun konnte Maximilian auf den Reichstagen zu Köln und Koſtnitz in den beiden darauf folgenden Jahren ſein Uebergewicht dadurch geltend machen, daß er organiſche Einrichtungen des Reiches in ſeinem Sinne an die Stelle der früheren ſetzte, welche aus einem ideellen Streben nach Nationaleinheit entſtanden waren. Aber die Territorialmacht war ſchon zu ſtark geworden, um ſich der Idee eines allumfaſſenden Ganzen lieber unterzuordnen, als ſie ſich früher dem Kaiſer hatte unterwerfen wollen. Von einem Reichsregimente mit faſt kaiſerlicher Gewalt war keine Rede mehr; dagegen ſtellte man das Kammergericht nach den Wormſer Beſchlüſſen wieder her, und dieſes, ſo wie die Errichtung einer Matrikel, nach welcher die Beiſteuer der Reichsausgaben und die Stellung von Truppen zu Reichskriegen auf die Stände nach ihrer Macht vertheilt wurden, ſind die beiden wichtigen Reſultate des Koſtnitzer Reichstags von 1507. Drei Jahrhunderte hindurch ſind das Kammergericht und der Matrikularanſchlag in Geltung geblieben und haben die Einheit des deutſchen Reiches, trotz der Selbſtſtändigkeit der Territorien, dargeſtellt.

Nach dieſen glücklichen Verrichtungen im Reiche war es, daß ſich Maximilian zu dem früher erzählten großen Zuge nach Italien gegen die Venetianer rüſtete, und er hatte ſo gute Hoffnungen, daß er im Februar des Jahres 1508 in Trient den Titel eines erwählten römiſchen Kaiſers annahm, ohne die Krönung in Rom abzuwarten. Dieſer Entſchluß war für die Folgezeit von großer Bedeutung; Maximilians Nachfolger haben den kaiſerlichen Titel unmittelbar nach ihrer Krönung in Aachen angenommen, und nur

noch ein Kaiſer iſt in aller folgenden Zeit vom Papſte gekrönt worden.

Die Kreiseintheilung Deutſchlands. 1512. — Auf dem Reichstage zu Köln 1512 brachte der Kaiſer noch einen wichtigen Punkt, die innere Ordnung des Reiches betreffend, zur Sprache, nämlich wie die Sprüche des Kammergerichts durch eine beſtimmte Macht in jedem Theile des Reiches ausgeführt werden möchten; denn ohne eine ſolche ausführende Macht waren ſie oft ganz nichtig. Man faßte die Idee, die Eintheilung der Kreiſe, welche bis jetzt nur für die Wahlen zum Kammergerichte in Anwendung gekommen war, zu benutzen und noch tauglicher einzurichten. Sechs Kreiſe waren ſchon früher abgetheilt: Baiern, Schwaben, Franken, der Rheiniſche, Weſtphalen und Niederſachſen; jetzt ſollten auch die churfürſtlichen und die kaiſerlichen Erblande zugezählt werden, und zwar Sachſen und Brandenburg als der oberſächſiſche, die vier rheiniſchen Churfürſten als der Churkreis, Oeſtreich als der neunte, Burgund als der zehnte Kreis. Jeder Kreis ſollte als ein geſchloſſenes Ganze angeſehen und durch einen Kreisoberſten oder Hauptmann ſollten die Friedens- und Kriegs-Geſchäfte verſehen werden. Ungeachtet mehrfacher Widerſprüche zwiſchen Kaiſer und Ständen kam ein Beſchluß zu Stande und wurde in den Reichsabſchied aufgenommen. Zur Ausführung kamen die Beſchlüſſe jedoch nicht ſogleich, ſondern erſt etwa 10 Jahre ſpäter iſt die Kreiseintheilung zu wirklicher Bedeutung gelangt.

Außer der Grundlegung zu allen obigen organiſchen Einrichtungen, die, wenn auch nicht von Maximilian allein ausgegangen, ſo doch unter ſeiner Mitwirkung entſtanden waren, verdankt Deutſchland dieſem auch noch eine neue, vollkommenere Kriegsordnung durch verbeſſerte Eintheilung der Heereshaufen, und endlich die Anfänge eines Poſtweſens.

Wir dürfen uns jedoch über den Charakter dieſer Zeit nicht täuſchen, welche recht eigentlich als eine Uebergangszeit in unſerer Geſchichte daſteht. Solche Zeiten werden durch die widerſprechendſten Erſcheinungen, vor Allem aber durch eine allgemeine Unruhe und Gährung aller Verhältniſſe, bezeichnet, welche jeden Augenblick das Gefühl giebt, daß man auf einem ausgehöhlten Boden ſtehe, unter welchem die losgebundenen Elemente neuer Schöpfungen toben. Es waren erſt Saamenkörner ausgeſtreut, deren Wachsthum und Frucht ſpäteren Zeiten vorbehalten blieb.

Gegenwärtig war auf keiner Seite Befriedigung. Man hatte von beiden Seiten gefordert und keiner hatte ſeinen Zweck erreicht. Die gegenſeitigen Rechte und Pflichten des Oberhauptes und der Stände waren ſchwankender geworden, als je. Gegen die Anſätze in der Matrikel erfolgten unzählige Reclamationen; es waren aus den alten Regiſtern Fürſten aufgeführt, die ſich gar nicht mehr fanden; viele Stände waren als unmittelbar bezeichnet, die mittelbar

geworden waren und nun von den Landesherren in ihre Landesmatrikel zurückgefordert wurden, namentlich eine Menge von Städten. (So wurde unter anderm auch von dem däniſch-holſteiniſchen Geſandten vorgetragen, daß eine Stadt, Hamburg genannt, als Reichsſtadt angeſchlagen worden, die aber in Holſtein liege und von ſeinem gnädigen Herren als natürlichen Erbherren in Anſpruch genommen werde. Er drang jedoch nicht durch, ſondern die Reichsfreiheit der Stadt wurde anerkannt.)

Auch das Reichkammergericht mit ſeinen Sprüchen fand Widerſtand von allen Seiten. Es erwachte vielmehr überall ein Streben nach Selbſtſtändigkeit, welches in eine ſolche Reihe von Gewaltſamkeiten ausbrach, daß der Anfang des 15. Jahrhunderts noch einmal das Bild chaotiſcher Verwirrung in Deutſchland darbietet.

1. Die Fürſten ſchritten hie und da zu offenem Kriege, um ihre Landeshoheit auszubreiten. Die Grafſchaft Hoya wird 1511 von Braunſchweig, Lüneburg, Bremen und Minden überzogen; die Reſte der freien Frieſen werden 1514 von Braunſchweig, Lüneburg, Calenberg, Oldenburg und dem Herzog Georg von Sachſen angegriffen; die Uebermacht ſiegt, und ſo der Beiſpiele mehrere.

2. Die Ritterſchaften fühlen ſich von den Fürſten eingeengt, ſchließen ſich zuſammen und leiſten offnen Widerſtand. (Hildesheimiſche Stiftsfehde.) Die Wegelagerung der Raubritter gegen die Städte und die Züge der von den Meſſen zurückkehrenden Kaufleute hat noch nicht aufgehört; noch wird eine ewige Unruhe durch die Gefahren bei Tage und Nacht auf den Heerſtraßen, durch Hülfegeſuche, Warnungen, Fehdebriefe erhalten; der Ritter hinwiederum darf ſich nicht getrauen, eine Stunde weit von ſeiner Burg ohne Harniſch auf die Jagd zu gehen. (Götz von Berlichingen, Franz Selbitz, vor Allem der berühmte Franz von Sickingen, der ganze Heere gegen die Fürſten in's Feld ſtellte.)

3. Die von allen Seiten bedrängten Städte hatten die alte Kraft noch nicht eingebüßt; ſie wehrten ſich, wie früher gegen die Fürſten, ſo in den kleineren Fehden gegen die Ritter oft mit Glück; und wehe dem Edelmann, der in ihre Gefangenſchaft gerieth! Keine Fürbitte der Verwandten, ſelbſt nicht von Fürſten, konnte ihn meiſtens vor dem Beile des Henkers ſchützen. Unter den nordiſchen Städten ſtand Lübeck noch immer am mächtigſten an der Spitze der Hanſe. Im Jahre 1509 griffen ſie den König Johann von Dänemark an, eroberten ſeine Schiffe in Helſingör und führten reiche Beute heim. In der Schlacht von Bornholm ſchlug ein Lübeckſches Schiff drei däniſche Schiffe, von welchen es geentert war, ab und eroberte eines von ihnen.

Auf den deutſchen Reichstagen behaupteten die Städte noch immer eine bedeutende Stellung. Ihre Handelsgeſellſchaften, durch welche die größten Geſchäfte gemacht wurden, verſchafften ihnen die

Reichthümer und dadurch ihr Uebergewicht, erregten aber auch den Neid der Fürſten, welche auf vielen Reichstagen jener Zeit Vorſchläge machten, dieſe großen Geſellſchaften, wenn auch nicht zu ſprengen, doch ſtark zu beſteuern. Und in der That mochten auch viele Klagen über die hohen Preiſe der Waaren, welche durch dieſe Geſellſchaften willkührlich geſtellt wurden, gegründet ſeyn.

Im Innern der Städte ſelbſt ſpiegelte ſich die Gährung der Zeit nicht weniger lebhaft ab. Die Obrigkeiten wurden von den Gemeinden und den Vorſtehern der Innungen faſt überall bedrängt, weil man hier die Herrſchaft weniger patriciſcher Geſchlechter, dort die Höhe der Abgaben, nicht dulden wollte, und ehrgeizige Köpfe aus der Menge die Gewalt an ſich zu reißen trachteten. Die Geſchichte vieler Städte aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts iſt voll von blutigem Aufruhr.

4. Bedenklicher faſt, als aller genannten Stände, zeigte ſich der Zuſtand des Bauernſtandes. Ueber den ganzen Boden des Reiches hin gährte es in ihm. Die Forderungen der Landesherrn ſo wie der Gutsherrſchaft waren geſtiegen, weil jeder die Laſten des Reiches gern auf den unteren Stand wälzte. Dagegen hatte dieſer ſeine Kräfte in den Waffen kennen gelernt, indem aus ſeiner Mitte die Schaaren der Landsknechte hervorgingen. Das Beiſpiel des Schweizer Landvolks, welches ſeine Unabhängigkeit vom Reiche faſt vollendet hatte, reizte beſonders in Oberdeutſchland. Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, 1493, bildete ſich im Elſaß, in der Gegend von Schlettſtadt, ein geheimer Bund mißvergnügter Landleute, welche in tiefer Nacht, auf unwegſamen Pfaden, ſich auf abgelegenen Höhen verſammelten und durch feierliche Eide, unter ſchweren Drohungen gegen jeden Verräther; auf gewiſſe Artikel verbanden: Sie wollten nicht anders als nach eigner freier Bewilligung ſteuern, die Zölle ſollten abgeſchafft werden, eben ſo alle geiſtliche Gerichtsbarkeit; kein Geiſtlicher ſolle eine höhere Pfründe beziehen, als von 40 Gulden, die Juden müßten getödtet, ihre Güter vertheilt werden u. ſ. w. Dieſe Eidgenoſſenſchaft mit dem Abzeichen des Bundſchuhes, des gemeinen deutſchen Bauernſchuhes, in der Fahne, dehnte ſich weit aus. Eben ſo erhob ſich in Würtemberg 1514 eine ähnliche Verbindung unter dem Namen des armen Kunzen oder Konrad. Es war der Haß gegen Adel und Geiſtlichkeit, der ſich am deutlichſten ausſprach. Zwar wurde der Bundſchuh zuerſt im Elſaß, dann als er 1502 wieder in der Gegend von Bruchſal auftauchte, und eben ſo die würtenbergſche Verbindung des armen Konrads, mit Gewalt der Waffen unterdrückt, die Anführer mit dem Tode beſtraft; allein die Gährung blieb, und auf allen Reichstagen ſprach ſich die Sorge wegen einer Empörung der Bauern aus, wenn von Auflagen, wie der gemeine Pfennig, die Rede war. Auf dem Reichstage zu Mainz 1517, wo Einige der Unordnung im Reiche, beſonders durch die Sickingſchen Fehden,

durch ein Aufgebot des 50ten Mannes entgegen zu treten riethen, wagten die Stände nicht, ſo allgemein eingreifende Maßregeln zu beſchließen; „der gemeine Bauersmann, ohnehin durch Theurung und Hunger geplagt, möchte dadurch in ſeinem wüthenden Gemüthe noch mehr gereizt werden und, was ihm ſchon lange im Herzen ſtecke, eine allgemeine Meuterei möchte entſtehen.“ So ſprach man, und wünſchte lieber die obwaltenden Unruhen in Güte beizulegen. — Wie die Flammen doch noch ein Jahrzehend ſpäter hell ausbrachen, werden wir in der Geſchichte der Reformation ſehen.

An der Schwelle dieſer großen Weltveränderung ſind wir angekommen, welche zu den gährenden Elementen, die wir ſo eben gezeigt haben, eine der großartigſten Antriebe hinzubrachte, die je in der Weltgeſchichte vorgekommen ſind. Ein großes Glück für die Entwicklung der deutſchen Nation, daß ein ſolcher Antrieb geiſtiger Art in die Geſchichte eintrat und ſich der Gemüther bemächtigte; die zerſtörende Natur des übrigen Gährungsſtoffes hätte leicht eine Auflöſung in äußeren Kämpfen, zur Barbarei hin, erzeugen können!

Der alternde Kaiſer Maximilian ſollte nicht mehr in dieſe Bewegungen eingreifen; ſein Lebensziel war nahe, ſeine Kräfte in vielen mühſeligen, zum Theil fruchtloſen Kämpfen aufgezehrt. — Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 bemühte er ſich noch angelegentlich, ſeinen Enkel Karl, der nun ſchon König von Spanien war, zum römiſchen Könige wählen zu laſſen; ſein Wunſch wurde aber damals nicht erfüllt, weil der Papſt und ein Theil der Churfürſten Bedenklichkeiten wegen der zu großen Macht des vorgeſchlagenen Königs hatten. Mißmuthig und kränkelnd reiſte Maximilian ab und ſtarb noch auf der Reiſe zu Wels in Oberöſtreich, den 12. Januar 1519, im 59. Jahre ſeines Alters, und wurde, ſeinem Wunſche gemäß, unter dem Altarſtein der Kirche zu Neuſtadt neben ſeiner geliebten Mutter Eleonora begraben. — Es wird erzählt, daß er ſchon ſeit einigen Jahren ſeinen Sarg mit ſich geführt habe. Gleich wie er dem Tode in früherer Zeit in dem kräftigen Muthe des Lebens und der Jugend oft getrotzt hatte, ſo lebte er in den letzten Jahren aus religiöſem Ernſte mit ihm vertraut.

81. Das Ende des Mittelalters.

Es iſt ſchon im vorigen Kapitel der wichtigen Veränderungen gedacht worden, welchen unſer Volk in den letzten Jahrhunderten entgegengereift war. Mit Maximilian, als ſeinem letzten Vertreter, war das Mittelalter abgelaufen; eine neue Zeit, die ſchon lange im Keimen war, trat immer beſtimmter ins Daſeyn ein. Wir wollen noch einen Blick auf die Zeichen zurückwerfen, welche das Neue verkündigten, und auf die großen Erfindungen, welche am meiſten zu ſeiner Erzeugung mitgewirkt haben.

Erfindung des Schießpulvers. Adel. Kriegswesen. — Wo und wann das Schießpulver zuerſt erfunden iſt, kann nicht genau beſtimmt werden; es iſt wahrſcheinlich, daß die Chineſen es ſehr früh gekannt haben, daß es von ihnen zu den Arabern und durch dieſe nach Europa gebracht iſt. Allein es wurde noch nicht zum Kriege gebraucht, und kann alſo vorher auch eigentlich noch nicht Schießpulver genannt werden. Als ſolches findet es ſich erſt gegen das Jahr 1350 im Gebrauch, und man ſchreibt dieſe Erfindung einem deutſchen Mönche Berthold Schwarz zu. Er hatte, ſo erzählt man, eine Miſchung von Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörſer zerrieben, es kam zufällig ein Funke hinein, die Maſſe entzündete ſich und warf den Stein, mit welchem er es gerieben hatte, mit großer Gewalt in die Höhe. Dieſer Zufall leitete auf den Gedanken, große metallene Mörſer für den Gebrauch im Kriege zu verfertigen, aus denen man Steine und Kugeln gegen eine feindliche Stadt ſchleudern könnte, und ſo wurde das ſchwere Geſchütz erfunden, deſſen Gebrauch ſchon um das Jahr 1400 ziemlich allgemein war. Zum erſtenmale geſchieht des groben Geſchützes in der Schlacht bei Creci in Frankreich, zwiſchen den Franzoſen und Engländern, im Jahr 1346, Erwähnung. Das kleine Geſchütz, oder die Handbüchſen*), die ein einzelner Menſch mit ſich fortträgt, erfand man etwas ſpäter; doch wird derſelben ſchon in einer Urkunde vom Jahr 1381 erwähnt, indem nämlich die Stadt Augsburg zu dem Kriege der Städte gegen den Adel dreißig Büchſenſchützen zu ſtellen ſich verpflichtete.

Durch dieſe neuerfundenen Waffen mußte die ganze Geſtalt und Weiſe des Krieges umgewandelt werden. In der alten Zeit wurde der Kampf faſt nur in der Nähe geführt; Mann gegen Mann mit Lanze und Schwert; die perſönliche Kraft, Uebung, Gewandtheit, und der Muth der Bruſt gaben die Entſcheidung. Falls nicht eines der Heere aus Feigheit früh floh, ſo war die Schlacht nur dann entſchieden, wenn der Kampfplatz mit einem großen Theile der fechtenden Krieger bedeckt lag; die Schlachten waren blutiger, aber entſcheidender. Nachdem nun aber der Kampf aus der Ferne die Hauptſache wurde, und der Einzelne ſeinem Gegner nicht mehr ins Auge ſah, ſondern dem Zufall überlaſſen mußte, ob ſeine Kugel das Schickſal des Tages entſcheiden helfe, oder ohne Wirkung im leeren Raume ſich verliere; nachdem er ſich immer mehr als ein Werkzeug der Berechnung des Heerführers hingeben mußte,

*) Dieſe waren einfache Röhren, welche eben ſo wie die Kanonen durch eine Lunte angezündet wurden. Weil es aber langſam und mühſelig war, und beſonders das genaue Zielen verhinderte, ſo erfand der deutſche Scharfſinn im Jahr 1551 zu Nürnberg das deutſche Feuerſchloß, an welchem der zündende Funke durch ein umlaufendes ſtählernes Rad, welches gegen den Kieſel im Hahne anſchlug, hervorgebracht wurde; und ſpäter wurde dieſe Erfindung in Frankreich zu dem jetzigen Flintenſchloß vervollkommnet.

uud des letzteren Kunſt und Verſtand als die Quelle der Entſcheidung zu gelten anfing, da mußte der Geiſt des Ritterthums durch die neue Kriegsweiſe vernichtet werden. Jenes ſtützte ſich auf die höchſtmögliche Ausbildung der perſönlichen Kraft, und dieſelbe gab dem Einzelnen ein ſolches Uebergewicht, daß ein ganzer Haufe gemeiner Fußknechte gegen den überall geharniſchten Mann auf ſeinem gepanzerten Streitroſſe nicht zu beſtehen vermochte; nun aber konnte der feigſte Mann den tapferſten Ritter mit ſeiner Büchſe aus der Ferne erlegen. Mit äußerſter Erbitterung des Gemüthes eiferte lange Zeit der Adel gegen die neue heimtückiſche, unehrliche Waffe; endlich, da ſie die Oberhand gewonnen hatte, zog er ſich immer mehr vom Kriegsweſen zurück.

Doch ging auch dieſe Veränderung nicht ſchnell vor ſich. Noch lange nach Erfindung des Schießgewehres, da die Schützen nur noch einen kleinen Theil des Heeres ausmachten und das grobe Geſchütz nur bei Belagerungen gebraucht wurde, blieb der geharniſchte Reuterhaufen der Kern der Heere und erhielt ſich der Adel in ſeiner kriegeriſchen Erziehung. Die Turniere blieben ſeine Hauptfeſte, wo der Jüngling ſchon früh mit der Gefahr ſpielen lernte; und alle Verbote der Päpſte und Kirchenverſammlungen gegen dieſelben, weil ſie ſo gefährlich waren, — denn oft wurde auch mit ſcharfen Lanzen gerennt, — und alle Kirchenſtrafen gegen die Theilnehmer, indem z. B. kein im Turnier Umgekommener Begräbniß in geweihter Erde erhalten ſollte, hatten die leidenſchaftliche Vorliebe für dieſe Feſte nicht auszurotten vermocht. Noch in dem 15. Jahrh. findet ſich faſt kein deutſches fürſtliches Geſchlecht, welches nicht eins ſeiner Glieder bei ſolchen Kampfſpielen verloren hätte. Von dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg wird erzählt, er habe bis ſiebenzehnmal ſcharf gerennt, und ſelbſt der Kaiſer Maximilian hat es mehreremal gewagt. So erzählt der Geſchichtſchreiber des öſtreichiſchen Hauſes, Fugger, wie auf dem Reichstage zu Worms 1495 ein franzöſiſcher Ritter, Claudius Barre, erſchienen ſey und die ganze deutſche Nation zur Probe der Waffen herausgefordert habe. Kaiſer Maximilian ließ ſich das Recht für die Ehre ſeines Volkes zu ſtreiten nicht nehmen und überwand den fremden Ritter, nachdem das Rennen mit den Lanzen unentſchieden geblieben war, mit dem Schwerte.

So wie dieſer Kaiſer der letzte der eigentlich ritterlichen Kaiſer iſt, und wie ſein Zeitalter überhaupt das Mittelalter beſchließt, ſo erſcheint in einigen ſeiner Zeitgenoſſen, wie z. B. in Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, noch einmal der Kampf der alten Herrlichkeit ihres Standes gegen den gewaltigen Wechſel der Zeiten, — bis ſie erliegen. Selbſt in den Geiſtlichen dieſer ſpätern Zeit zeigt ſich mitunter der kriegeriſche Sinn des Ritterthums. Als Friedrich III. gegen Karl den Kühnen heranzog, Neuß zu befreien, führte der tapfere Biſchof von

Münſter, Graf Heinrich von Schwarzburg, den erſten, aus Weſtphalen, Niederländern und Niederſachſen beſtehenden, Heerhaufen ſelbſt an, und zeigte größeren Eifer zum Kampfe, als der Reichsfeldherr, der ſonſt ſo ritterliche Albrecht Achilles von Brandenburg. Ja, er hegte die Hoffnung, den ſtolzen Herzog von Burgund in der Schlacht ſelbſt zu treffen und mit ihm zu kämpfen. Da es nicht zur Schlacht kam, ſondern ein Stillſtand geſchloſſen wurde, während deſſen die Münſterſchen mit des Herzogs Pikarden in blutigen Streit geriethen, forderte der Biſchof, der keine Genugthuung für die ſeinem Heere angethane Schmach erhalten konnte, den Herzog Karl ſelbſt zum Zweikampfe heraus. Kaiſer Friedrich unterſagte den Zweikampf: das Heer aber urtheilte, nicht der Markgraf von Brandenburg, ſondern der Biſchof von Münſter, habe auf dieſem Zuge den Namen des deutſchen Achilles verdient.

Die Umwandlung des ganzen Kriegsweſens war indeß immer entſchiedener geworden. An die Stelle der alten Lehns-Heere waren die Soldtruppen gekommen und damit das ganze volle Uebel der Abſonderung des kriegeriſchen Standes von dem Bürger eingetreten. In älterer Zeit war der Vogt, der die Rechtspflege und die bürgerliche Ordnung in einem Bezirke verwaltete, zugleich der Befehlshaber der Stadt und Burg und der Anführer im Felde; eben ſo die Räthe und Hofbeamten der Fürſten; die Geſchäfte des Lebens ſtanden im Einklange und wurden mit den gleichen Geiſteskräften geführt. Jetzt trennte man ſie, und der Kriegsdienſt wurde ein Gewerbe.

Das Schlimmſte war damals, wenn die Fürſten die im Kriege gehaltenen Söldner im Frieden nicht beibehalten konnten; da wurden ſie dann, weil ſie weder Luſt noch Fähigkeit hatten, zu bürgerlichen Geſchäften zurückzukehren, eine Plage der Länder. Bitter klagt darüber die Chronik des Sebaſtian Frank. „Die verderblichen Lanzknechte," ſagt ſie, „ſind niemand nütz Volk, das ungefordert, ungeſucht umläuft, Krieg und Unglück ſucht und nachläuft. Ein unchriſtlich und verloren Volk, deſſen Handwerk iſt, Morden, Rauben, Brennen, Spielen, Saufen, Gottesläſtern, freiwillig Wittwen und Waiſen machen, ja, das ſich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit jedermanns Schaden nähret und innerhalb und außerhalb des Krieges die Landleute plaget. Die Sach iſt leider dahin gekommen, daß ein jeder Lanzknecht ſich ſtellt, als habe er einen Eid geſchworen, ſobald er einmal den Spieß auf die Achſel nehme, ſo wolle er ſein Tag keine Arbeit weiter thun. Ehemals kriegte ein jeder Fürſt mit ſeinem eigen Volk, ſo er Anſtöße hätt; jetzt, da man dies unnütz Volk alſo feil findet, geht es nun mit viel Tauſend zu, will ein jeder über den andern mit der Viele und Stärke der Rüſtung ſeyn, und koſt ein Krieg jetzt wohl mehr, bis man anfahet, und mit dieſem Geſind hinausrüſtet, als dort bis man vollendet. Wenn dieß Volk nicht wäre, ſo wären viel gerin-

ger Krieg, und müßte oft ein Fürſt mit ſoviel Hundert kriegen, als jetzt mit Tauſend, und ſollt dennoch mehr ausrichten. Denn dieſes Volk und Schadenfroh hängt immer eins ans ander, daß ſich der Krieg verlängere, und wär ihm leid, wenn es recht zuginge und Fried würde. Damit wird dann das Land erſchöpft, und ſchier kein Fürſt noch Bauer Geld mehr hat." — Ganz beſtimmt und ehrenvoll unterſcheidet dieſelbe Chronik von dieſen Miethstruppen, welche einem jeden dienten, der ihnen Sold gab, die Krieger, welche nur für ihr Vaterland fochten. „Die Unterthanen," ſagt ſie, „die aus Noth des Gehorſams von ihrem Herrn zum Kriege aufgefordert werden, und ſo ſie vollenden, wieder niederſetzen an ihre Arbeit, nenne ich nicht Lanzknecht, ſondern gehorſame Kriegsleut." — Uebrigens waren jene Lanzknechte, über deren Zuchtloſigkeit ſo bitter geklagt wurde, treffliche Krieger in der Schlacht. Mit achtzehn Fuß langen Lanzen bewaffnet, durch Helm und Küraß geſchützt, ſtanden ſie wie eine feſte Mauer, und ihre vorgeſtreckten Lanzen bildeten einen undurchdringlichen Wald, weshalb die Franzoſen ihre Schlachtordnung herisson, Stachelſchwein, nannten. Kaiſer Maximilian gab ihren geſchloſſenen Reihen durch geſchickte Eintheilung und Uebung im Oeffnen und Wiederſchließen noch mehr Beweglichkeit. Sie verdunkelten ſelbſt den Ruhm der Schweizer und brachen das Uebergewicht der alten ritterlichen Reuterei, deren Anſehen ſchon durch das huſſitiſche und ſchweizeriſche Fußvolk geſunken war, nun völlig.

Die Einführung von Soldtruppen war auch von bedeutendem Einfluſſe auf die landſtändiſchen Verfaſſungen, welche ſich in den einzelnen deutſchen Ländern jetzt auszubilden anfingen. Weil die Landesherren ſtatt der alten Kriegsfolge ihrer Vaſallen, jetzt zur Unterhaltung ihres Kriegsweſens Geld nöthig hatten, ſo verwandelten ſich die ſächlichen Leiſtungen ihrer Unterthanen in Geldleiſtungen, und um dieſe zu erhalten, mußte der Landesherr die Einwilligung ſeiner Stände haben, welche ihm gegenüber bald daſſelbe bedeuten wollten, was die Fürſten dem Kaiſer gegenüber bedeuteten. Die Landſtände beſtanden aus den erſten Geiſtlichen oder Prälaten, der Ritterſchaft und den Städten, welche letztere aber häufig erſt ſpäter hinzukommen. An den Bauer wurde nicht gedacht, da er meiſtentheils in den Zuſtand der Hörigkeit gerathen war; nur in einzelnen Ländern, z. B. Tyrol, hatten auch die Bauern Landſtandſchaft.

Das Hauptrecht der Landſtände wurde, nach obiger Ableitung, das Steuerbewilligungsrecht, zu welchem auch bald ein Aufſichtsrecht über die Verwendung der Steuern kam. Andere Rechte in Beziehung auf Krieg, auf Landestheilungen, auf die Beſchwörung der Privilegien bei dem Regierungsantritte eines neuen Landesherrn u. ſ. w. kamen hinzu.

Indeß bildete ſich das Verhältniß des Adels in den neuen Verfaſſungen nicht günſtig zu den übrigen Ständen. Das Lehns-

ſyſtem hatte ſich aufgelöſt, wenn auch die Form noch beſtand. Der Adel leiſtete die Lehnsfolge nicht mehr, und der Bürgerſtand und Landmann fühlten, daß ſie die eigentliche Leiſtung übernahmen. Denn der Adel behauptete, vermöge des Lehnsrechtes von ſeiner Hofſtelle ſteuerfrei zu ſeyn, weil er agros ad militiam erhalten habe; und wenn er ſonach Steuern bewilligte, ſo geſchah es auf Koſten ſeiner Bauern, außer in dem Falle, daß ein Adliger ſteuerbares Land erworben hatte. Dieſe Stellung des Adels konnte ihm das Vertrauen der übrigen Stände nicht erhalten, und es bildet ſich ſo eine Abneigung gegen den Adel aus, den die frühere deutſche Geſchichte nicht kennt.

Erfindung der Buchdruckerkunſt. — Eben ſo wichtig, als die Erfindung des Schießpulvers für den Krieg, war die Buchdruckerkunſt für alle Geſchäfte des Friedens. Auch ſie iſt ein Werk des deutſchen Scharfſinns, und nicht etwa durch Gunſt des Zufalls, ſondern durch die bewußte Richtung des Nachdenkens gefunden, und von Stufe zu Stufe weiter ausgebildet.

Man hatte ſchon früher, nach dem Muſter kleiner Bilder, die man in Holz ausſchnitt und abdruckte, auch die Buchſtaben nachgeſchnitten, dann eine ganze Seite eines Buchs und endlich ganze Bücher, indem man jede Seite derſelben auf einer beſonderen Holztafel nachbildete. Obgleich dieſes viel mühſamer war, als das Abſchreiben, ſo konnte man dafür auch mit dieſen Tafeln ein Buch viele hundert Male abdrucken und ſo den Lohn der mühſeligen Arbeit gewinnen. Dennoch mußte ſie noch um Vieles erleichtert werden können; ſo dachte Johann Guttenberg, aus einem alten adeligen Geſchlecht 1401 zu Mainz geboren, und wandte die ganze Kraft ſeines Geiſtes auf die Verfolgung des Gedankens, die Buchſtaben einzeln, von gleicher Größe, auf der Spitze hölzerner Stäbchen auszuſchneiden, dieſe zu Wörtern zuſammenzuſetzen, abzudrucken, wieder auseinander zu nehmen, und dann zu der Bildung der folgenden Seite von Neuem zu benutzen. Nach vielfachen Verſuchen gelang ihm das Werk. Er verband ſich mit einigen andern Männern ſeiner Vaterſtadt, dem Goldſchmied Johann Fauſt, und dem Peter Schöffer aus Gernsheim *); und dieſe Geſellſchaft bildete die Erfindung durch das Hinzufügen der noch fehlenden Dinge, der eigenthümlichen Miſchung von Metallen zu den Lettern, der Preſſe, der Druckſchwärze, zu der nöthigen Vollkommenheit aus, um den Druck eines Buches zu beginnen. Man machte den Anfang mit der Bibel. Aber der wahre Erfinder genoß die Frucht ſeiner Arbeit nicht, die er ſo wohl verdient hatte; der Goldſchmied Fauſt, welcher ihm Geld vorgeſchoſſen,

*) Die gewöhnliche Annahme, daß Schöffer ein Geiſtlicher geweſen ſey, iſt falſch. Der Name Clericus, den er ſich beilegt, bedeutet auch einen Kalligraphen, der ſich mit Bücherabſchreiben beſchäftigte.

nachdem er ſein Vermögen auf die Verſuche ſeiner Kunſt verwendet hatte, ließ ihm alle ſeine Geräthſchaften durch einen gerichtlichen Spruch abnehmen, und ſchloß ihn von der Unternehmung aus. Der Erfinder der wichtigſten Kunſt der neueren Zeit mußte durch die Wohlthaten des Churfürſten von Mainz ſein Leben friſten und ſtarb **1468.**

Im Jahr **1457** wurde durch Fauſt und ſeine Gehülfen das erſte Buch, die lateiniſchen Pſalmen, vollendet, und **1462** bald darauf eine ganze Bibel. So großer Unterſchied war ſchon damals in dem Preiſe eines ſolchen Werkes gegen die Koſten des Abſchreibens, daß eine Bibel, die man abgeſchrieben um **4** bis **500** Goldgulden kaufte, gedruckt für **30** gegeben wurde; und dennoch war dieſer Preis noch ohne Vergleich höher, als wir ihn nach der allgemeinen Ausbreitung der Buchdruckerkunſt kennen. Und dieſes iſt eben der große Vortheil dieſer Erfindung, daß jedes Licht der Erkenntniß, welches das menſchliche Geſchlecht auf eine höhere Stufe geiſtiger Klarheit erhebt, nicht mehr ein Eigenthum Weniger bleibt, ſondern ein Gut ganzer Völker werden kann. Dadurch greift die Buchdruckerkunſt auf eine wunderwürdige Weiſe in die Entwickelungsgeſchichte des Menſchengeſchlechts ein. Das Geſetz in dieſer Entwickelung, welches ſich vom Anfange aller Geſchichte bis auf den heutigen Tag am klarſten erkennen läßt, iſt dieſes, daß die Bildung und Aufhellung des Geiſtes immer weitere Kreiſe einnimmt, und eine immer größere Zahl der Menſchen ergreift. Wenn auch darüber geſtritten werden mag, ob wir im Ganzen in den Wiſſenſchaften und Künſten auf höherer Stufe ſtehen, als manche Völker der alten und mittleren Zeit, ſo iſt doch der Fortſchritt in der allgemeinern Ausbreitung der Erkenntniß auf keine Weiſe abzuleugnen, und die Buchdruckerkunſt iſt der große Hebel hierzu geweſen. — Von großer Wichtigkeit für die außerordentlichen Folgen der Buchdruckerkunſt war die ſchon vorher gemachte Erfindung des L i n n e n p a p i e r s. Früher gebrauchte man P e r g a m e n t, welches aber zu koſtbar und zu dick, dann B a u m w o l l e n p a p i e r, welches zu wenig dauerhaft war; das Linnenpapier, wahrſcheinlich auch eine deutſche Erfindung, kommt zuerſt in einer Urkunde vom Jahre **1318** zu Kaufbeuren vor. Welche Erleichterung der allgemeinen und ſchnellen Verbreitung von Nachrichten und Gedanken hat nicht die Feinheit, Leichtigkeit und Wohlfeilheit dieſes Materials gewährt!

Durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt tritt die Wiſſenſchaft in ihr volles Recht ein, und die Univerſitäten erhalten ihre rechte Bedeutung. Nach dem Beiſpiele Prags waren auch in Deutſchland Univerſitäten gegründet: Wien **1365**, Heidelberg **1386**, Köln **1389**, Erfurt **1392**, Würzburg **1402**, Leipzig **1409**, und ſo in raſcher Folge Roſtock, Trier, Greifswalde, Freiburg, Ingolſtadt,

Tübingen, Mainz, und im Anfange des 16ten Jahrhunderts, 1502, Wittenberg.

Wir ſchließen die allgemeine Betrachtung des jetzt geendigten Zeitraums mit einigen Worten über die Folgen der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Oſtindien. Sie gingen zwar nicht von unſerm Vaterlande aus, aber ſie hatten doch vielfachen Einfluß auf daſſelbe; nicht nur durch die Erweiterung des Gedankenkreiſes im Allgemeinen, welche für den menſchlichen Geiſt daraus folgen mußte, ſondern auch insbeſondere durch die Veränderung des Welthandels. Bis dahin waren die oſtindiſchen Erzeugniſſe, deren Europa jedes Jahr einen beträchtlichen Vorrath bedurfte, auf verſchiedenen Wegen durch Aſien an das mittelländiſche Meer gekommen, und von da vorzüglich durch die italieniſchen Seeſtaaten abgeholt und weiter verfahren. Der Landweg zu den nördlichen Gegenden ging dann, wie ſchon früher entwickelt iſt, durch Deutſchland. Nun aber, nachdem die Portugieſen 1498 den Seeweg um Afrika herum gefunden hatten, konnten ſie, bei den großen Vortheilen der Seefracht, bald alle andere Völker aus dem oſtindiſchen Handel verdrängen; Venedig und die anderen italieniſchen Seeſtaaten ſanken, und auch Deutſchland fühlte die Folgen mittelbar ſehr bald. Sein Handel ſank gleichfalls, ſo wie der der Portugieſen und Spanier ſtieg; und durch den großen Umſchwung zerfiel auch der Bund der Hanſa immer mehr, nachdem derſelbe ſchon durch die aufſtrebende Induſtrie anderer Völker, ſo wie durch innere Zwiſtigkeiten des Bundes ſelbſt bedeutend gelitten hatte. Die deutſchen Städte konnten ſich vom ſechszehnten Jahrhundert an auf der alten Höhe des Reichthums und der Macht nicht erhalten, und ſo wurde der aufſtrebenden fürſtlichen Gewalt auch von dieſer Seite der Weg gebahnt.

Zweite Abtheilung.

Sechster und ſiebenter Zeitraum.

Von Karl V. bis auf die neueſten Zeiten.

Sechster Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den weſtphäliſchen Frieden. 1520—1648.

Unter den handſchriftlichen Quellen dieſes Zeitraumes ſind noch immer die Verhandlungen der Reichstage die wichtigſten, die in den Archiven der einzelnen deutſchen Staaten aufbewahrt werden; denn in keiner Zeit haben die deutſchen Reichstage ein ſolches Gewicht in unſerer Geſchichte gehabt, als etwa vom Anfange des 15. Jahrhunderts, bis zum 30jährigen Kriege. Uebrigens befördert die neuerfundene Buchdruckerkunſt die Abfaſſung und Verbreitung hiſtoriſcher Werke außerordentlich, und ihre Zahl wächſt daher mit jedem Jahrzehend. Zugleich erhöht der geweckte Sinn für wiſſenſchaftliche Forſchung und der durch das Studium der Alten geläuterte Geſchmack den Werth der beſſeren unter ihnen.

Unter den Schriftſtellern, welche die allgemeine Geſchichte dieſer Zeit behandeln, nennen wir:

1. Paul Jovius, (geb. 1482 zu Como, ſtarb 1552 als Biſchof von Nuceria,) ſchrieb historiam sui temporis von 1494 bis 1546.
2. Jak. Aug. Thuanus, (de Thou, geb. zu Paris 1553, ſtarb 1617, Präſident des Parlaments und Oberbibl. Heinrichs IV.; gelehrt und geachtet,) ſchrieb ebenfalls hist. sui temp. 1543—1607.
3. Joh. Geneſius de Sepulveda (Spanier, geb. 1491, ſt. 1572, Hiſtoriograph Karls V.) de rebus gestis Caroli V. Colon. 1657.
4. Unter den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern ſind noch zu nennen: Petrus Salazar, Prudentius de Sandoval, Alfons de Ulloa, und Antonius de Vera et Zunniga.
5. Unter den italieniſchen: Ludwig Dolce, Gianbattiſta Adriani, und Gregorius Leti. Adriani iſt beſonders wichtig.
6. Einzelne, zum Theil wichtige, Schriften über die Zeit Karls V., an der Zahl 62, hat Simon Schard im zweiten Bande ſeiner Script. rer. Germ., und:
7. Freher im dritten Bande ſeiner Script. geſammelt.

Für die Geſchichte der Reformation ſind:

8. Vor Allen die Schriften der Reformatoren ſelbſt und ihrer nächſten Freunde von der höchſten Wichtigkeit; ſie enthalten zugleich Vieles zur Aufhellung der politiſchen Geſchichte ihrer Zeit. Die Werke Luthers, Melanchthons, Zwingli's und Calvins brauchen hier nicht namentlich aufgezählt zu werden.
9. Wichtig ſind auch die Werke von Erasmus von Rotterdam, (geb. 1467, ſt. 1536) theils im Sinne der Reformation, theils gegen ſie gerichtet; ebenfalls:

10. Die Schriften Ulrichs von Hutten, (geb. 1480, ſt. 1523) welcher für die neuen Ideen mit Feuer und ſcharfem Witze auftrat.

11. Johann Sleidanus, (geb. 1506 zu Sleida, ſt. 1556, Profeſſor juris zu Straßburg und Hiſtoriograph des ſchmalkaldiſchen Bundes,) Commentarius de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare. Ein wichtiges Werk. (Fortgeſetzt von Londorp von 1555—64.)

12. Georg Spalatin, (geb. 1482, ſt. 1545, Hofprediger und Geheimſchreiber Churf. Friedr. des Weiſen, dann erſter evang. Sup. zu Altenburg, ſehr thätig auf dem Reichstage zu Augsburg 1530,) Annales reformationis; dann Lebensbeſchreibung mehrerer Päpſte ſeiner Zeit, und kleinere Schriften, geſammelt in Menken's script. rer. Germ.

13. Veit Ludwig von Seckendorf (geb. 1626, ſt. 1692, zwar nicht Zeitgenoſſe, aber doch ein zuverläſſiger Gewährsmann, weil er als ſächſiſch-gothaiſcher Miniſter aus den Urkunden des Archivs zu Gotha ſchöpfte,) Comment. hist. et apologeticus de Lutheranismo, gegen die hist. Lutheranismi des Jeſuiten Ludwig Maimburg (geb. 1610 zu Nancy, ſt. 1686,) welche ebenfalls zu beachten iſt.

14. Die Akten über die Reformationsgeſchichte vervollſtändigten aus archivaliſchen Quellen auch noch ſpätere Schriftſteller aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, beſonders Joh. Joach. Müller, Valentin Löſcher, Chr. Lehmann u. a.

Die Geſchichte der Augsb. Confeſſion behandeln beſonders:

15. David Chyträus (geb. 1530, ſtarb 1600, Prof. zu Wittenberg, Roſtock, Helmſtädt, Urheber der proteſt. Kirchenordnung in Oeſtreich aus Maxim. II. Auftrage, Mitverfaſſer der formula concordiae,) in ſeiner hist. Confess. Augustanae. Hat auch Reden auf Karl V., Ferd. I. und Maxim. II. geſchrieben.

16. Auch Georg Cöleſtinus (churbrand. Oberhofprediger, ſt. 1576) hat hist. Comitiorum Augustae 1530 celebratorum geſchrieben.

Ueber den ſchmalkaldiſchen Krieg handeln:

17. Der Spanier Ludw. von Avila. (General Karls V.) in ſeinen Comment. de bello Germanico a Carolo V. gesto. II Vol., ſpaniſch geſchrieben und ins Lat. überſetzt. Antwerpen 1550; ſehr für Karl V. Dagegen ſehr für die proteſt. Partei iſt:

18. Friedr. Hortleder, (geb. 1579, ſt. 1640, Weimarſcher Hofrath,) in den: Handlungen und Ausſchreiben von den Urſachen des deutſchen Kriegs Karls V. wider die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen; Frankfurt 1617, und vermehrt Gotha 1645. Er ſchöpfte aus den Urkunden des Weimarſchen Archivs.

Ueber das Tridentiniſche Concilium:

19. Paul Sarpi, (geb. zu Venedig 1552, ſt. 1625, Serviten-Mönch, Rath der Stadt Venedig,) „Geſchichte des Concil. zu Trident,“ ital. geſchrieben und herausgegeben London 1619, unter dem Namen von Petrus Suavis; deutſch von Rambach. Halle 1761.

20. Gegen Sarpi, der zu frei geſchrieben, iſt die „Geſchichte des trid. Conc.“ von dem Jeſuiten Sfortia Pallavicini, (geb. zu Rom 1607, ſt. 1667.)

Lebensbeſchreib. berühmter Männer jener Zeit:

21. Adami Reisneri Comm. de vita et reb. gest. Georgii et Casp. Frundsbergiorum. Frkf. 1568.

22. Joach. Camerarius (geb. 1500, ſt. 1547, Freund Melanchthons, Profeſſor zu Tübingen und Leipzig) vita Melanchthonis und auch Mauritii Electoris.

23. Götz von Berlichingens (ſt. 1562) Lebensbeſchreibung, von

ihm ſelbſt; von Piſtorius herausgeg. Nürnb. 1731, und von Büſching u. v. d. Hagen 1813.

24. Sebaſt. Schärtlins von Burtenbach, (Feldherrn der Städte im ſchmalk. Kriege) Leben von ihm ſelbſt.

Quellenſchriften über die Zeit Ferd. I. und Max. II. enthält:

25. Der dritte und vierte Theil der Script. rer. Germ. von Schard.

Ueber die Zeit bis Ferd. II. und ferner, beſonders den dreißigjährigen Krieg:

26. Franz Chriſt. Graf von Khevenhüller, (kaiſerl. Rath und Obriſt-Hofmeiſter. ſt. 1650,) Annales Ferdinandei, von 1578 bis 1637, vollſt. Leipzig 1726, in einen pragm. Auszug gebracht von Runde, Gött. 1778.

27. Nicol. Bellus Kriegs- und Friedenshandlungen unter Matthias und Ferd. II. von 1617—40.

28. Wilhelm Lamormain (Jeſuit, Beichtvater Ferd. II., ſt. 1648) Virtutes Ferdinandei, Wien 1637.

29. Pet. Bapt. Burgus, (aus dem Genueſiſchen, Augenzeuge von Guſtav Adolphs Thaten, daher günſtig für ihn,) Comment. de bello Suecico, von 1618—32.

30. Eberhard Waſſenberg, (aus Emmerich, Hiſtoriograph des Königs Wladislaus von Polen,) Florus Germanicus de bello inter Ferd. II. et III. et eorum hostes ab ann. 1618—40 gesto; ſehr eifrig gegen die Proteſtanten; ſo wie auch:

31. Die ital. Geſchichtſchreiber des dreißigjährigen Krieges, Joſ. Ricci, Jak. Damiani, Galeazzo Gualdo, und andere.

Dagegen für die proteſt. Partei:

32. Phil. von Chemnitz, (ſchwediſcher Rath und Hiſtoriograph, ſt. 1678,) der den ſchwediſch-deutſchen Krieg in 9 Theilen beſchrieb, von denen aber nur 2 gedruckt ſind. Die übrigen, im Reichsarchiv zu Stockholm verwahrten, benutzte ohne Zweifel:

33. Der berühmte Samuel Puffendorf (Rath und Hiſtoriograph zu Stockholm, zuletzt Geh. Rath in Berlin, ſt. 1694) in ſeinem Werke de rebus Suecicis sub Gust. Adolpho usque ad abdicationem Christinae.

34. Tobias Pfanner, (geb. 1640, ſächſ. Rath,) hist. pacis Westph.

35. Mit dem J. 1617 fängt auch das bändereiche Werk: Theatrum Europaeum an, 19 Voll. von verſchiedenen Verfaſſern und ſehr ungleichem, oft geringem, Werthe.

Ueber einzelne merkwürdige Männer:

36. Die Thaten Herzog Bernhards von Weimar hat aus archivaliſchen Quellen bearbeitet: Ernſt Sal. Cyprian. Gotha 1729.

37. Das Leben Wallenſteins ſchrieb Galeazzo Gualdo, Lyon 1643.

38. Die Originalbriefe Wallenſteins aus den Jahren 1627—34, welche ein neues Licht auf ſein Leben und ſeinen Charakter werfen, ſind herausgegeben von Friedrich Förſter, Berlin 1828. f.

82. Wahl Kaiſer Karls V.

Der durch Maximilians Tod erledigte Kaiſerthron ſollte wiederum beſetzt werden. Die geſpannte Lage Europa's, ſo wie die Verwirrung in Deutſchland, wo das Fauſtrecht nach des alten Kaiſers Tode wieder zu erwachen ſchien, forderten einen kräftigen Herrſcher, damit nach Innen und Außen das Gleichgewicht erhalten werde. Um Italien dauerte noch der Streit zwiſchen Spanien und Frankreich; aber keinem von dieſen, ſondern dem Kaiſer gebührte das Recht der Entſcheidung in dieſem Lande, welches ſich nicht ſelbſt zu helfen vermochte. Von Oſten her drohten die Türken; Ungarn, geſchwächt durch ſchlechte Verfaſſung ſo wie durch Weichlichkeit und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen ſie ſeyn, daher mußte auch hier der Kaiſer der Deutſchen Europa ſchützend vertreten. In Deutſchland hatten ſich zwei große Fehden erhoben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte, eine Beleidigung zu rächen, plötzlich im Winter 1519 die freie Stadt Reutlingen mit dem Schwerte erobert und zu ſeiner Stadt gemacht, und als er die Abmahnungen des ſchwäbiſchen Bundes, welchen Kaiſer Maximilian zur Erhaltung der inneren Ruhe gebraucht hatte, nicht achtete, griff der Bund ihn mit Kriegsmacht an und trieb ihn aus ſeinem Lande. — In Niederſachſen erhob ſich noch blutigerer Streit, die ſogenannte hildesheimiſche Stiftsfehde. Zwei Edelleute, Herren von Saldern, Vaſallen des Biſchofs Johann von Hildesheim, kündigten dieſem die Fehde an; ſie fanden Hülfe bei den Herzogen Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel und Erich I. von Kalenberg, der Biſchof dagegen bei dem Herzog Heinrich dem Mittleren von Lüneburg, ſo wie bei den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz. Am 28. Juni 1519 fochten beide Theile in einer blutigen Schlacht auf der Soltauer Haide im Lüneburgiſchen; des Biſchofs Heer ſiegte, viele der Gegner mit dem tapfern Herzog Erich wurden gefangen und 4000 blieben auf dem Wahlplatze. — Solche Beiſpiele waren gefährlich. Den Räubereien der kleinen Ritter war durch den Landfrieden zwar ein Ende gemacht worden; ſollten aber die Fürſten jetzt nicht in ihre Stelle treten und durch Krieg nach Eroberungen ſtreben, — bis dahin war durch die Fehden noch niemand unterdrückt worden, — ſo mußte ein kräftiger Kaiſer die Herrſchaft der Geſetze zu ſchützen wiſſen.

Maximilian hatte ſchon früher mehrere Stimmen für ſeinen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, gewonnen. Vielen aber ſchien es bedenklich, einen Herrn, der ſchon halb Europa beherrſchte, zum Kaiſer in Deutſchland zu machen; denn Karl, der Erbe des ſpaniſchen und öſtreichiſchen Stammes, beſaß, außer Spanien, die Königreiche Neapel und Sizilien, die ſchönen öſtreichiſchen Länder, und die ganze burgundiſche Erbſchaft in den Niederlanden.

Wenn einem ſolchen noch der Glanz der alten Kaiſerkrone gegeben wurde, dann konnte ihn dieſe, ſo fürchteten ſie, mit der Macht ſeines Hauſes verbunden, leicht zu hoch erheben, und ihm Gedanken des Stolzes eingeben, daß er die Freiheit der deutſchen Fürſten zu überwältigen und aus Deutſchland ein unumſchränktes Erbreich zu machen ſtrebte.

Von der andern Seite war als Mitwerber um die kaiſerliche Krone Franz I., König von Frankreich, aufgetreten. Der Papſt begünſtigte ihn, wenigſtens nahm er den Schein davon an, und durch ſein erſtes ritterliches Erſcheinen in Italien und den Sieg bei Marignano hatte ſich der junge König großen Ruf erworben; ja, ſein Volk erhob, nach ſeiner Weiſe, die Verdienſte ſeines Königs in den Himmel. Die franzöſiſchen Geſandten überreichten den deutſchen Wahlfürſten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunſten des Königs, und indem in derſelben von der großen Türkengefahr die Rede war, ſchloſſen ſie: „derjenige müſſe in der That ohne Verſtand ſeyn, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen ſey, noch zweifle, ob man das Steuer des Schiffes dem Geſchickteſten anvertrauen müſſe.“

Aber, obwohl ſie ſo zuverſichtlich redeten, fühlten die Fürſten doch die Gefahr, einen König der Franzoſen zum deutſchen Kaiſer zu machen; und da der Churfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, dem ſie die Krone angeboten, ſie mit großartiger Geſinnung ausſchlug: „weil die geringe Macht ſeines Hauſes ſo ſchwierigen Zeiten nicht gewachſen ſey,“ und ſelbſt den jungen ſpaniſchen König empfahl, bedachten ſie, daß dieſer doch ein Fürſt in deutſchen Landen und des verehrten Kaiſers Maximilian Enkel ſey, und wählten ihn den 28. Juni 1519. Doch mußten ſeine Geſandten zuvor einen Wahlvertrag unterſchreiben: „Daß er, ohne der Churfürſten Einwilligung, als Kaiſer kein Bündniß mit Fremden machen und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen wolle; daß er keinen Reichstag außerhalb Deutſchland halten; die Reichs- und Hofämter mit gebornen Deutſchen beſetzen; in Schriften und Handlungen des Reiches keine, als die deutſche oder lateiniſche Sprache gebrauchen; ferner die großen Geſellſchaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert und ihres eignen Willens gehandelt, mit der Reichsſtände Rath gänzlich aufheben *); keinen Stand des Reichs ohne Urſache und unverhört in die Reichsacht erklären; und endlich ſo bald als möglich nach Deutſchland kommen und für die meiſte Zeit ſeinen Aufenthalt daſelbſt nehmen wolle.“

---

*) Dieſes ging hauptſächlich gegen den Bund der Hanſe, der noch beſtand, und zeigt die traurige Eiferſucht der Fürſten gegen die Freiheit und Blüthe der Städte.

Dieſe und andere Punkte beſchworen die Geſandten im Namen ihres Herrn und erſuchten ihn, nun alsbald im Reiche zu erſcheinen.

Der junge König hatte ſchon ſeit zwei Jahren ſeine Regierung in Spanien angetreten; allein die Welt kannte ihn noch nicht. Die meiſten hatten geringe Hoffnung von ihm. Der frühe Tod ſeines ritterlich edlen Vaters Philipps des Schönen, der Wahnſinn ſeiner Mutter Johanna, die Trennung von ſeinem Bruder Ferdinand, der in Spanien erzogen wurde, ſeine eigne Jugend unter fremden Menſchen in den Niederlanden, — dieſes Alles hatte ſein Gemüth tief in ſich zurückgedrängt und ihm früh eine Verſchloſſenheit gegeben, welche dem fremden Blicke ſein Inneres verbarg. Dazu reifte er nur langſam zu der Klarheit und Selbſtſtändigkeit heran, welche ihn ſpäter groß machten; es ſchien, als wenn ſeine Rathgeber ihn ganz beherrſchen würden. Nur die tiefer in der Menſchen Seele zu blicken verſtanden, hatten die Lichtblitze der ſeinigen bemerkt. Zu Valladolid, in einem großen Ritterſpiele, erſchien der junge König, der von Jugend auf die ritterlichen Uebungen geliebt hatte, in vollen Waffen, und hielt einige Rennen mit ſeinem Stallmeiſter. Drei Lanzen brach er mit ihm, und jedesmal erfüllte das Jubelgeſchrei des Volkes die Luft; denn der Jüngling, der noch nicht 18 Jahre alt war, den man für ſchwach und untergeordnet gehalten hatte, erſchien mit dem edelſten Anſtande und herrlicher Kraft, und auf ſeinem Schilde las man das einzige Wort: Nondum („noch nicht!") Die, welche den Sinn des Wortes faßten, erwarteten mit Verlangen den Augenblick, da er es an der Zeit halten würde, ſelbſtſtändig hervorzutreten.

Er kam. Seine Wahl zum Kaiſer in Deutſchland war geſchehen, und er ſollte ſich raſch entſcheiden, ob er Spanien jetzt verlaſſen und in dem neuen Reiche die Zügel ergreifen wolle. Bei der großen Nachricht blieb der zwanzigjährige Jüngling unverändert. „Unſer König, der jetzt Kaiſer iſt," ſo erzählt ein Augenzeuge, „ſchien das Größte, was das Glück gewähren kann, für nichts zu achten; ſeine Gemüthsgröße und ſein Ernſt ſind ſo außerordentlich, daß er das Anſehen hat, als habe er den Erdball unter ſeinen Füßen." — Der Entſchluß, den er faſſen ſollte, wäre für einen gewöhnlichen Geiſt ſehr ſchwer geweſen. Spanien war in großer Gährung und faſt ſchon in vollen Flammen, denn gewaltige Kräfte ſtanden hier gegen einander: die königliche Gewalt, ein mächtiger Adel, und reiche ſtolze Städte. In Deutſchland aber wartete ſeiner ein ebenfalls unruhiges, verworrenes Reich, und vor Allem der große Kampf des Zeitalters über die Glaubenstrennung, welcher eben begonnen hatte und auf den ſchon Aller Augen gerichtet waren. Die Spanier ſelbſt waren mißvergnügt über die Kaiſerwürde ihres Königs; ſie fürchteten nun ein Nebenreich unter eigenmächtigen Statthaltern zu werden. „Was das Kaiſerthum wohl ſey,"

ſagten ſie, „als der Schatten eines überaus großen Baumes? Ein Sonnenſtrahl, der durch das Fenſter in das Zimmer falle, und das Haus beleuchte? Man ſolle aber nur eine Unze von dieſem Lichte mit der Hand erfaſſen und es aufbewahren; oder ſich herrliche Kleider daraus machen laſſen zur Bedeckung, oder nur ſeinen Tiſch damit zurichten.“ — In ſo geringer Achtung ſtand jetzt die alte, ſonſt ſo ehrwürdige Kaiſerkrone bei den fremden Völkern.

Viele ſeine Rathgeber warnten den König, des unſicheren und mühevollen Beſitzes wegen ſein Erbreich nicht zu verlaſſen; allein ſeinem Geiſte erſchien jetzt der Zeitpunkt ſelbſtſtändiger und kühner That; das Schickſal hatte ihn in die Bahn des Ruhmes gerufen, er folgte der Stimme unerſchrocken und ohne Zögern. Und zu derſelben Zeit, als er die deutſche Krone zu empfangen abreiſte, kam die Nachricht, daß in dem neu entdeckten Welttheile das große Mexikaniſche Reich, ein zweites Kaiſerthum, für ihn gewonnen ſey. Vor ſo großartigen Eindrücken des Lebens konnte eine kleinliche Geſinnung nicht beſtehen; der zwanzigjährige Jüngling reifte ſchnell zum Manne; eine halbe Welt forderte ſeine Obſorge, und von dieſer Zeit an zeigt ſich der ſelbſtthätige, klare, mit ſeines Geiſtes Auge Alles umfaſſende Herrſcher.

Karl kam von Spanien in die Niederlande und von da nach Deutſchland; am 22. Octob. 1520 wurde er zu Aachen mit großer Pracht gekrönt, und ſchrieb dann ſeinen erſten Reichstag auf den heiligen Dreikönigstag des nächſten Jahres nach Worms aus. Dieſer Reichstag war einer der glänzendſten, die jemals ſind gehalten worden; denn auf des Kaiſers Mahnung waren 6 Churfürſten ſelbſt gekommen, und außerdem eine große Menge von geiſtlichen und weltlichen Fürſten. Der junge Kaiſer kam in vollem Gefühle der Bedeutung der kaiſerlichen Würde; er eröffnete den Reichstag am 28. Januar 1521, dem Tage Karls des Großen. Die wichtigſte Verhandlung, welche auf demſelben vorgenommen wurde, war das Verhör Martin Luthers.

83. Die Kirchentrennung. Ihre Urſachen und ihre Bedeutung.

Der Zuſtand der Kirche war ſchon ſeit Jahrhunderten vielfach verworren, und das Verderbniß der äußern Ordnung hatte tief in das innere Leben des chriſtlichen Glaubens und in die Sittlichkeit der Völker eingegriffen. Die Klagen über den Verfall der Kirche und das Verlangen nach einer Verbeſſerung „an Haupt und Gliedern“ war ſchon alt. Es iſt keiner aus allen Religionsparteien, der die Geſchichte kennt, welcher nicht wüßte, daß ſolche Klagen tief begründet waren. Sie wurden erhoben im Namen ganzer Nationen; ſie kamen von treuen Anhängern der alten Kirche von ehrwürdigen Biſchöfen, von gelehrten, wohldenkenden Männern

in Staat und Kirche, und dienen ſpätern Zeiten, wenn ſie ſolche Mißbräuche abgethan haben, zu keinem Vorwurfe.

Zur Zeit der großen Spaltung (1378—1414), da mehrere Päpſte zugleich ſich um den Stuhl Petri ſtritten, thaten ſie einander wechſelſeitig ſammt ihrem ganzen Anhange in den Bann, ſo daß alle Länder der Chriſtenheit von einem oder dem andern Papſte unter dem Bannfluche lagen und die friedlichen und frommen Gemüther nicht wußten, wo ſie in Wahrheit den Frieden Chriſti ſuchen ſollten. In ſolchen Zeiten, unter ſolcher Gewalt der Leidenſchaften, mußte nothwendig die alte, gläubige Ehrfurcht vor dem päpſtlichen Namen bedeutend geſchwächt werden; die unſichtbaren, heiligen Bande löſten ſich allmälig auf.

Dazu kam eine gränzenloſe Unwiſſenheit des geiſtlichen Standes, wenigſtens in ſeinen meiſten Gliedern, — denn einzelne weiſe, kenntnißreiche Männer konnten die Finſterniß der größeren Menge nicht erhellen. Und wie aus der Finſterniß des Geiſtes immer das Laſter folgt, welches nur durch Licht zu verſcheuchen iſt, ſo waren auch damals eine Menge Geiſtlicher von Sünden befleckt, den Guten ein Abſcheu, dem Volke ein Aergerniß. Im Jahre 1503, alſo geraume Zeit ehe Luther auftrat, ſchilderte einer der erſten Theologen Deutſchlands das Sinken des geiſtlichen Standes mit ſtarken Zügen. „Das Studium der Gottesgelahrtheit iſt verachtet,“ ſagte er, „das Evangelium Chriſti, wie die herrlichen Schriften der Väter, vernachläſſigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und andern Tugenden, welche ſelbſt die beſſern Heiden geprieſen, von den Wundern der Gnade Gottes gegen uns, und von Jeſu Verdienſten iſt bei ihnen ein tiefes Stillſchweigen. Und ſolche Leute, die weder Philoſophie noch Theologie verſtehen, werden zu den höchſten Würden der Kirche, zum Hirtenamt über die Seelen erhoben! Daher der jammervolle Verfall der chriſtlichen Kirchen, die Verachtung der Geiſtlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchloſe Leben der Geiſtlichen ſchreckt gutgeſinnte Eltern ab, ihre Söhne dieſem Stande zu widmen. Sie ſetzen die Erforſchung der heiligen Schrift gänzlich hintan, verlieren den Geſchmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amt und begnügen ſich, wenns nur gethan, geſungen und gepredigt, und bald wieder aus iſt! Mit einem Menſchen, der ihnen Geld ſchuldig iſt, reden ſie ernſthafter und beſonnener als mit ihrem Schöpfer. Aus langer Weile bei ihrem Amt verfallen ſie, anſtatt auf Bücher, auf Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben, ohne ſich aus der allgemeinen Verachtung im mindeſten etwas zu machen. Wie iſt es alſo nur möglich, daß bei ſolchem Zuſtande die Laien ſie und die Religion irgend achten können? Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, ſie aber machen ihn breit und luſtig.“

Daß ſolche Schilderung nicht zu ſtark war, ſehen wir aus hundert andern, unverdächtigen Zeugniſſen. Und obgleich die Mönche eben jenen Lehrer, der ſie ſo hart getadelt, beim Papſte Julius II. anklagten, ſo hatte er doch die Wahrheit ſo ſehr auf ſeiner Seite, daß ihn die päpſtlichen Commiſſarien ſelbſt losſprachen. Völlig einſtimmig mit jenen Klagen redet der fromme Biſchof von Augsburg, Chriſtoph von Stadion, in einer Synodalrede an ſeine Geiſtlichkeit, und wirft ihnen die gröbſten Laſter vor, durch welche die Kirche und das Volk mit verſchlimmert werden müßten; und gleich bitter klagt der Biſchof Hugo von Conſtanz, ein Feind übrigens der Lehre Luthers, mit vielen andern katholiſchen Kirchenvorſtehern der damaligen Zeit.

Wie mochte es auch anders ſeyn, da man ſich bei Verleihung der geiſtlichen Stellen Geld zahlen ließ und auf Fähigkeit und innere Würdigkeit wenig geachtet wurde, und da, wie die oben erwähnten Klagen beweiſen, die wenigſten Geiſtlichen das Wort Gottes kannten? War es doch dahin gekommen, daß, nach glaubwürdigen Zeugniſſen, unter den erſten Kirchenvorſtehern der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zu Anfang des 16ten Jahrhunderts nicht drei waren, welche die Bibel geleſen hatten; — und daß, als die Walliſer einſt in jener Zeit einen Brief von Zürich erhielten, worin der heiligen Schrift gedacht wurde, ſich ein einziger Mann fand, der dieſes Buch, und zwar nur durchs Gerücht, kannte! — Wie mußte doch die Verwilderung der Zeit groß ſeyn, da die Menſchen von der Quelle chriſtlicher Frömmigkeit und Tugend alſo abgewendet waren, daß ſie kaum ihren Namen kannten.

In Italien, und namentlich in Rom, war der Unglaube und die Unwiſſenheit in den göttlichen Dingen am ſchlimmſten. Unter dem ſehr gebildeten Papſt Leo X. (1513—21) blühten die Künſte zwar auf eine glänzende Weiſe in Rom; allein während ſie aus üppigem Boden emporſproſſen, erſtickten ſie die ſtille Pflanze der wahren Gottesfurcht. Der Genuß der Sinne galt als das Höchſte, vor ihm konnte der Glaube an die unſichtbare Welt nicht beſtehen, und die ſtille Frömmigkeit des Herzens war in den Augen der Welt zum Geſpött geworden. Die Gebräuche des Gottesdienſtes ſchien man beizubehalten als einen Zügel für den Haufen des Volkes, und dadurch mußten ſie bald etwas blos Aeußerliches werden.

Hören wir das Zeugniß des frommen Papſtes Hadrian VI. ſelbſt in einer Schrift an ſeinen Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522: „Wir wiſſen," ſagte er, „daß in dieſem heiligen Sitze ſchon einige Jahre hindurch viel Verderben geweſen iſt, Mißbrauch in geiſtlichen Dingen, ſo wie in dem, was von hier aus befohlen wurde, mit einem Wort, eine Verſchlimmerung in Allem. Und es iſt kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte in die Glieder, von den Päpſten auf die Prieſter übergegangen

iſt; daher verſprechen wir, ſo viel an Uns iſt, alle Sorgfalt anzuwenden, daß zuerſt unſer Stuhl, von welchem vielleicht dieſes ganze Uebel ausgefloſſen iſt, umgewandelt werde, damit, ſo wie das Verderben von da nach unten zu gegangen, eben von daher auch die Heilung und die Geſundheit ihren Anfang nehme."

Dieſes Gefühl von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung war in Hohen und Niedern ſchon lange mit ſolcher Beſtimmtheit, daß das Volk ſchon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts den, hundert Jahre vorher verſtorbenen, Kaiſer Friedrich II. als Reformator der Kirche zurückerwartete. Wie dringend die Vorſtellungen der Deutſchen, Engländer und Franzoſen auf den Kirchenverſammlungen zu Koſtnitz und zu Baſel waren, haben wir früher geſehen; und im J. 1510 übergab der Reichstag zu Augsburg zehn Beſchwerden gegen die angemaßten Rechte der Päpſte, worin die Kirchentrennung faſt beſtimmt vorhergeſagt wurde; denn wenn dieſen Beſchwerden nicht abgeholfen werde, ſagt der Reichstag, „ſo könnte leicht eine Verfolgung über alle Prieſter, oder, nach dem Beiſpiele der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römiſchen Kirche entſtehen."

So ſehen wir um jene Zeit das alte, ernſte Gebäude der Hierarchie, welches viele Jahrhunderte geſtanden, welches ſeinem Grundgedanken nach ſo trefflich für die Einheit der chriſtlichen Völker war, untergraben durch ſich ſelbſt, ſchwankend, weil es die Achtung der Völker verloren hatte, und in ſeinen Grundfeſten erſchüttert, weil die Vorſteher in ſtolzer Sicherheit dahin lebten und den Geiſt der Zeiten nicht achteten.

So ſehr dieſes Alles ſchon in die Augen ſpringt, ſo müſſen wir doch wiederum einen Blick in das Innere werfen, um die große Umwandlung der Welt aus ihren tiefern Gründen zu verſtehen. Alle die genannten Klagen hätten durch guten Willen und allmälige Verbeſſerung gehoben werden mögen, weil ſie größtentheils die äußere Geſtalt und Verwaltung der Kirche betrafen, wenn nur in der Religion ſelbſt ein lebendiger, heller, treibender, ſchaffender Geiſt gewaltet hätte. Allein ein ſolcher Geiſt lebte nicht mehr in der Religionswiſſenſchaft, ſondern fing vielmehr an ſich außerhalb derſelben zu regen. Nicht nur Unwiſſenheit, von der wir ſchon oben geredet, ſondern ein ganz verkehrtes Wiſſen war in den meiſten Lehren der Religion; ſie ſetzten einen hohen Werth auf eine gewiſſe Schulweisheit, welche ſie Scholaſtik nannten, und die in alter Zeit aus der Vermiſchung philoſophiſcher Grundſätze mit den Lehren des Chriſtenthums entſtanden war. Die einfachen, dem kindlichen Sinne des ungelehrteſten ganz klaren und verſtändlichen, Wahrheiten der heiligen Schriften waren in dunkle, gelehrte Worte gekleidet; dieſes Wort galt als die Hauptſache; bald fing man an über den Sinn deſſelben zu ſtreiten, und derjenige galt als der Gelehrteſte, welcher bei ſolchem Streite am ſpitzfindigſten

reden konnte. So wie es aber immer geſchieht, daß der Geiſt und die Wahrheit verloren gehen, wo man viel Worte macht, ſo verſchwand das milde, einfache und wohlthätige Licht des chriſtlichen Glaubens immer mehr aus der Wiſſenſchaft, welche ſie ihre Theologie nannten. Nun aber war ſchon in dem 15ten Jahrhundert ein neues Zeitalter für die Wiſſenſchaften angebrochen, und eine hellere Anſicht der Welt hatte ſich der Gemüther bemeiſtert. Es war eine Aufklärung im guten Sinne. Vor ihrem Lichte ſchon konnte die Scholaſtik in ihrem geſchmackloſen Gewande, mit der Wichtigkeit, die ſie auf das Wort legte, und mit ihrer ganzen innern Leerheit, nicht beſtehen; die beſten Köpfe der Zeit wandten Ernſt und Spott an, ſie in ihrer Blöße darzuſtellen. Und die Gegner, die Vertheidiger des Alten, ſuchten ſich nicht etwa dadurch zu retten, was ihnen einzig Schutz gewährt hätte, daß ſie ſelbſt das Licht in ihrer Wiſſenſchaft aufſuchten und ſie in ſich ſelbſt läuterten, ſondern mit blindem, polterndem Eifer wollten ſie die hereinbrechenden Strahlen des neuen Morgens gewaltſam zurückſcheuchen; ein nichtiges Streben, welches zu allen Zeiten ohnmächtig zu Schanden geworden iſt. In Deutſchland war es vorzüglich Johann Reuchlin (geb. zu Pforzheim 1455), einer der erſten Gelehrten, welche unſer Vaterland jemals hervorgebracht hat, eben ſo kundig der griechiſchen, als der lateiniſchen und hebräiſchen Sprache, der das neue Licht der Wiſſenſchaften verbreitete; ein Mann von ſo umfaſſendem Geiſte, daß man von ihm geſagt hat, er vereinige alle Bildung und alle Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, welche damals in der chriſtlichen Welt gefunden wurden, zuſammen, und beziehe dieſes Alles nicht etwa auf den Prunk und die Eitelkeit des Wiſſens, ſondern auf die höchſte Erkenntniß, auf die des Menſchen, der Natur und Gottes. Auch gegen dieſen eiferten viele Theologen mit der größten Leidenſchaft, obwohl er vor der Zeit der Reformation lebte und keinen Theil an ihr genommen hat. Zwar waren nicht alle Kirchenvorſteher ſo finſter geſinnt; der oben genannte Biſchof von Augsburg, Chriſtoph von Stadion, hielt es nicht unter ſeiner Würde, eine Reiſe von ſieben Tagen zu machen, um den berühmten Erasmus von Rotterdam in Freiburg kennen zu lernen, und Johann von Dalberg, Biſchof in Worms, legte eine Bibliothek der beſten Schriftſteller an, und liebte die Wiſſenſchaften ſo ſehr, daß er ſelbſt Mitglied der von dem Dichter Konrad Celtes geſtifteten Rheiniſchen Gelehrten-Geſellſchaft wurde. Allein die Zahl dieſer Verſtändigen war zu klein gegen die Eiferer, welche blind und thöricht, aus Haß des Lichtes, Gutes und Böſes unter einander mengend, ihr eigenes Reich zerſtörten.

84. Ausbruch der Reformation, 1517.

In dem vorigen Abſchnitte ſind die vorbereiteten Urſachen der Kirchentrennung, welche ſchon ſeit einigen Jahrhunderten gewirkt hatten, entwickelt; die nächſte Veranlaſſung zum Ausbruche gaben aber die Mißbräuche beim Verkündigen und Spenden des Ablaſſes.

Die Abgeordneten des römiſchen Hofes boten in allen Ländern päpſtliche Ablaßbriefe aus, durch welche man Naßlaß der durch Sünden verwirkten Kirchen-Strafen erhielt. Solche Ablaß-Vertheilung war nicht neu. Schon in den älteren Zeiten der Kirche, da dieſe die öffentlichen Vergehungen durch ſtrenge öffentliche Bußen, Ausſchließung vom Gottesdienſte, oft auf mehrere Jahre, u. ſ. w. beſtrafte, war denen, welche ſich durch beſondern Eifer in ihren Bußübungen auszeichneten, durch Ablaß der Biſchöfe wohl die Zeit derſelben abgekürzt oder die Buße in fromme Werke verwandelt worden. Zur Zeit der Kreuzzüge ertheilten die Päpſte allen denen, die ſich den Mühen und Gefahren derſelben unterziehen wollten, Ablaß von allen Kirchenſtrafen, denen ſie ſich ſonſt hätten unterwerfen müſſen. Später wurde derſelbe auch denen ertheilt, die ohne ſelbſt Theil zu nehmen, Geld für dieſe heiligen Unternehmungen herſchoſſen. Nach der Zeit der Kreuzzüge dehnte man den Zweck der Geldſpenden auch auf andere fromme Werke, Erbauung von Kirchen, Schulen u. ſ. w. aus; und als die Gefahr von Seiten der Türken Europa näher rückte, gaben die Türkenkriege häufig Veranlaſſung zum Ausbieten päpſtlicher Ablaßbriefe. Allein ſo wie auf der einen Seite der verderbliche, der rohen Sinnesweiſe des Volks ganz zuſagende Irrthum ſich einſchlich und durch die Ablaßprediger unterhalten wurde, daß der erkaufte Ablaßzettel die Sündenſchuld ſelbſt tilge, ſo zweifelte man auf der andern ſchon lange, daß die gelöſeten Gelder nur zu frommen Zwecken verwendet würden. Von Fürſten und Völkern waren Klagen über den Mißbrauch der Ablaßvertheilung geführt worden, und auf der Kirchenverſammlung zu Trient wurde ſpäterhin ein Dekret dagegen erlaſſen, worin von dem Frevel der Ablaßprediger die Rede iſt, „welche mit dem Worte Gottes ihr Gewerb trieben.“

Um nämlich ſo viel Gewinn als möglich aus den Abläſſen zu ziehen, wurde die Einnahme aus ganzen Provinzen an die Meiſtbietenden verpachtet, welche wiederum Unterpächter anſtellten; und alle dieſe erlaubten ſich, um ſich zu bereichern, die gröbſten Mißbräuche. Zum Verkauf der Ablaßbriefe wählten ſie ſolche Menſchen, welche durch Rednerkünſte und durch niedrige Mittel aller Art das Volk zum häufigen Kaufen bewegen konnten, und die Unverſchämtheit mancher unter denſelben überſteigt allen Glauben. Sie verkauften Ablaß für die ſchwerſten Verbrechen, für Kirchenraub, Meineid und Mord; ja man konnte ſogar für zukünf-

tige Sünden ſchon im Voraus das Verſprechen des Ablaſſes erhalten *).

Jedes Wort wäre überflüſſig, zu beweiſen, wie verderblich ſolcher Mißbrauch der Religion auf die Sittlichkeit der Menſchen wirken mußte!

Der lange verhaltene Unmuth kam zum Ausbruch, als Leo X. im Jahr 1516 einen neuen Ablaß ausſchrieb, um die von ſeinem Vorgänger Julius II. angefangene Peterskirche in Rom ausbauen zu können; es verbreitete ſich allgemein der Glaube, daß ein bedeutender Theil der einkommenden Gelder, nämlich die ganze Einnahme aus Sachſen und den Ländern bis an die Oſtſee, nicht zum Bau der Peterskirche, ſondern für des Papſtes Schweſter beſtimmt ſey. Dazu erweckten die Ablaßprediger, welche bei dieſer Gelegenheit gebraucht wurden, beſonders ein gewiſſer Bernhard Samſon, der in der Schweiz, und Johann Tezel, der in Sachſen umherzog, durch ihr Betragen den größten Unwillen.

Da trat Martin Luther, geboren 1483 zu Eisleben in Thüringen, ein Auguſtiner-Mönch und Lehrer der Theologie an der Wittenberger Univerſität, öffentlich gegen die Abläſſe auf, indem er am Allerheiligenabend, d. i. den 31ſten October 1517, an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze anſchlug, worin er den Ablaßhandel heftig angriff und alle Gelehrte aufforderte, dieſelben in einer öffentlichen Disputation zu prüfen. Eine ſolche öffentliche Behauptung gewiſſer Glaubensſätze war nichts Seltenes, aber in denen Luthers herrſchte eine ſo kühne Sprache und ſolcher Geiſt der Freiheit, daß ſie ſogleich großes Aufſehen erregten und begierig in ganz Deutſchland geleſen wurden. Er behauptete: „Der Papſt habe keine Gewalt, die Sünden nachzulaſſen, ſondern nur zu erklären, daß ſie ſchon von Gott nachgelaſſen ſeyen; was der Papſt in Anſehung derſelben für Gewalt habe, eben ſo viel habe auch jeder Biſchof und Pfarrer; wer ſeine Sünden wahrhaft bereue, erhalte auch Nachlaß der Strafe ohne Ablaß; die Schätze des Heilandes und der Kirche gehörten den Gläubigen dergeſtalt zu, daß ihnen der Papſt kein neues Recht dazu ertheilen könne" u. ſ. w. Uebrigens war es damals noch gar nicht in ſeinem Sinne, des Papſtes Anſehen ſelbſt oder die alte Kirche anzutaſten. Allein ſchon ſeine Lehre vom Ablaß mußte den heftigſten Widerſpruch von Seiten Tezels und ſeiner Freunde, beſonders der Dominikaner, welche ſchon länger in Feindſchaft mit dem Auguſtiner-Orden ſtanden, erwecken; ſie ſchrieen ihn als einen Ketzer aus und redeten ſchon von Schwert und Scheiterhaufen.

In Rom ſchwieg man, obſchon die Streitigkeiten bereits 9 Monate gedauert hatten. Die Sache war dort wohl bekannt, al-

*) S. die Beſchwerden, welche die deutſchen Fürſten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 an den Papſt Hadrian richteten. Schmidt's Geſch. der Deutſchen, Band XI. p. 58.

lein der Papſt Leo ſoll ſie nur für eine Mönchszänkerei angeſehen haben; und überhaupt kannte man in Rom Deutſchland nicht, ſondern hielt es noch immer für ein halb barbariſches Land, deſſen Volk geduldig, zum Gehorchen gewöhnt, und langſamen Entſchluſſes ſey. Dieſe Nichtkenntniß und Nichtachtung unſeres Volkes iſt dem römiſchen Stuhle verderblich geworden und hat über uns ſelbſt unſägliche Verwirrung gebracht.

Endlich, im Auguſt 1518, wurde Luther nach Rom berufen, um ſich vor dem päpſtlichen Richterſtuhle zu verantworten. Allein der Churfürſt von Sachſen, ſo wie die Univerſität Wittenberg, die, eben geſtiftet, durch Luther ſchnell emporblühte, wollten ihn die gefährliche Reiſe nicht machen laſſen. Durch ihre Verwendung erhielt er die Erlaubniß, ſeine Sache in Deutſchland auszumachen, und ſich zu dem Ende im Oct. 1518 vor dem päpſtlichen Nuntius bei dem Reichstage zu Augsburg, Thomas de Vio aus Gaeta, gewöhnlich nur Cajetan genannt, zu ſtellen. Dieſer, der ſchon als Dominikaner ein Gegner der theologiſchen Anſichten Luthers war, forderte Widerruf von ihm. Luther erklärte ſich dazu bereit, wenn man ihn aus der heiligen Schrift widerlege. Allein der Kardinal, der es unter ſeiner Würde hielt, mit einem Mönche zu disputiren, entließ ihn kurz mit den Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder, du wolleſt denn einen Widerruf thun.“

Nun ſetzte Luther eine ſchriftliche Vertheidigung auf, geſtand, daß er zu hitzig geweſen und von dem Papſt nicht mit gehöriger Ehrfurcht geſprochen habe, und erbot ſich, von nun an zu ſchweigen, wenn ſeinen Gegnern gleichfalls Stillſchweigen auferlegt würde. Als er auf dieſes Schreiben keine Antwort erhielt, glaubte er, ſich an den Papſt ſelbſt wenden zu müſſen, und ſetzte mit Notarius und Zeugen eine lateiniſche Apellation von dem übel unterrichteten an den beſſer zu unterrichtenden Papſt auf, welche öffentlich zu Augsburg am Dom angeſchlagen wurde, und begab ſich von Augsburg weg. Dieſes Schreiben beweiſet, daß Luther damals noch gar nicht den Entſchluß gefaßt hatte, ſich von der römiſchen Kirche loszuſagen; aber der Drang der Begebenheiten und der Streit mit ſeinen Gegnern führten ihn von einem Schritte zum andern weiter.

Ein Profeſſor der Theologie zu Ingolſtadt in Baiern, Dr. Johann Mayr von Eck, gewöhnlich Dr. Eck genannt, der rüſtigſte Streiter ſeiner Kirche, ein Mann von umfaſſender wiſſenſchaftlicher Kenntniß, die ihm ſtets zu Gebote ſtand, dabei von anſehnlicher Perſönlichkeit, groß, von ſtarkem Gliederbau und lauter, durchdringender Stimme, dieſer forderte im J. 1519 Luthern und einen Wittenbergiſchen Profeſſor, Andreas Karlſtadt, zu einer öffentlichen Disputation über Glaubensſachen nach Leipzig heraus, welches zu dem Lande des Herzogs Georg von Sachſen gehörte. Sie erſchienen beide in Geſellſchaft des nachher ſo berühmt gewor-

denen Philipp Melanchthon, eines Schülers Reuchlins, der als Lehrer der griechiſchen Sprache in Wittenberg angeſtellt war. Herzog Georg war ſelbſt zugegen. Die Streitreden dauerten vom 27. Juni bis 13. Juli 1519; man redete viel über Glaubensſätze und über das Anſehen des Papſtes; wie es aber meiſtens bei dem Streite der Meinungen zu geſchehen pflegt, wenn er mit Eifer geführt wird, es waren bittere, harte Worte gewechſelt; und dazu war es im Laufe des Streites klar geworden, daß Luther nicht nur die untrügliche Auctorität des Papſtes, ſondern auch die der Concilien verwarf, weshalb Eck ausrief: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig verſammeltes Concilium irren könne, ſo ſeyd Ihr mir wie ein Heide und Zöllner *).“ — Eck wendete ſich darauf nach Rom und forderte die äußerſte Strenge der apoſtoliſchen Gewalt gegen den Ketzer. Und wirklich erſchien er bald nachher in Deutſchland mit einer Bulle des Papſtes, in welcher ein und vierzig aus Luthers Schriften gezogene Sätze als ketzeriſch bezeichnet, und er ſelbſt, falls er nicht in ſechzig Tagen öffentlich widerrufe, mit dem Banne belegt war, und verbreitete ſie ſehr eifrig in den deutſchen Städten. Aber er fand an wenigen Orten Eingang damit; die Magiſtrate verboten das Anſchlagen derſelben, das Volk riß ſie herab! — ſo hoch war ſchon das Anſehen der neuen Grundſätze geſtiegen. Und nun ſchritt Luther ſelbſt zu einer Handlung, welche das Band zwiſchen ihm und der alten Kirche auf immer zerriß. Er beſchied am 10. December 1520 die ganze Univerſität Wittenberg durch einen öffentlichen Anſchlag vor das Elſterthor; die Studenten bauten einen Scheiterhaufen, ein Magiſter zündete ihn an, und Luther warf, unter lautem Beifall der Verſammlung, die päpſtliche Bulle, das kanoniſche Recht, und Ecks Schriften in die Flammen.

85. Schnelle Verbreitung der neuen Grundſätze.

Es iſt kaum zu beſchreiben, wie ſchnell die neuen Lehren von einem Ende Deutſchlands bis zu dem andern und über ſeine Gränzen hinaus, ſich verbreiteten **). Wer mit ſinnlichem Maßſtabe

---

*) Bei dieſer berühmten Disputation zu Leipzig, welche einen Wendepunkt in den großen Entwicklungen der damaligen Zeit bildet, — Herzog Georg ſelbſt betrachtete ſie als ſolchen und ſtellte die Bedingung, daß die Entſcheidung über den Ausfall des Streites einigen Univerſitäten anheimgeſtellt werden ſollte, — vertraten zwei deutſche Bauernſöhne die beiden Richtungen dieſer und der folgenden Zeiten und ihre Einigung oder größere Entzweiung mußte von den wichtigſten Folgen ſeyn. Wie Luther aus einem Bauerngeſchlechte in Möhra, am Fuße des Thüringer Waldes abſtammte, ſo war Eck der Sohn eines Bauern Michael Mayr zu Eck, nachmals Ammann daſelbſt, wie Luthers Vater Rathsherr zu Mansfeld wurde; wohin er als jüngerer Sohn, der kein bäuerliches Erbe hatte, zum Bergbau ausgewandert war.

**) Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß waren in vierzehn Tagen in ganz

mißt, kann ſolches nicht begreifen; denn nur die Kraft des Gedankenblitzes, welcher in Millionen auf einmal den ſchon vorhandenen Brennſtoff entzündet, richtet ſolche Wirkung aus.

Wenn ein Zeitalter für große Umwandlungen reif iſt, ſo bedarf es nur des Loſungswortes, und Alle ſind wie von einem Zauberſchlage geweckt, und der es ausgeſprochen, gilt ihnen als der große Erfinder, obwohl er nur das ausgeſprochen hat, was im Schooße der Zeit, und in ihrer eigenen Seele ſchon reif geworden. Wie der Zuſtand der Wiſſenſchaften, und das Leben und Regen in denſelben, wie die großen Erfindungen des vorhergegangenen Jahrhunderts, und beſonders die Buchdruckerkunſt, die auf einmal vielen Tauſenden mittheilte, was ohne ſie lange Zeit hindurch nur Wenigen bekannt, vielleicht in den Mauern der Klöſter verſchloſſen geblieben wäre, — wie dieſes Alles die Welt für die neuen Bewegungen vorbereitet hatte, iſt aus den frühern Abſchnitten erinnerlich. Auf der andern Seite iſt eben dieſe Schnelligkeit der Verbreitung der neuen Grundſätze ein unwiderleglicher Beweis für die Größe des Verfalls in dem geſammten kirchlichen und ſittlichen Zuſtande der damaligen Zeit. Der Menſch iſt mit feſten und tiefen Wurzeln an die Sitte ſeiner Väter, er iſt mit noch tiefern an ſeiner Väter Glauben feſtgewachſen; daß er von dieſem ſich losreiße, ſo lange er in ihm wahrhaft lebt, iſt gegen die Geſetze der menſchlichen Natur; nur alsdann iſt es möglich, wenn das, was in ihm das Lebendigſte ſeyn ſollte, abgeſtorben und ein blos Aeußerliches geworden iſt.

Außer dieſem Allen wirkten in dem öffentlichen und bürgerlichen Zuſtande Deutſchlands noch viele Umſtände zu der raſchen Entwicklung mit. Wir nennen das Größte zuerſt. Bis auf dieſe Zeit war das Volk, die große Geſammtheit der gemeinen, freien Leute, verſäumt und vernachläſſigt, zu ihrer Bildung war wenig geſchehen, und große Kräfte ſchlummerten ungeweckt. Da trat Luther als eigentlicher Volkslehrer auf; an das Volk wendete er ſich, ihm verſprach er Belehrung, ja er machte es zum Richter in ſeinem Streite. Und dieſes that er in einer ſo kräftigen, eindringlichen Sprache, wie in des Volkes Ohren wohl noch nie getönt hatte.

Deutſchland, und in 4 bis 6 Wochen in ganz Europa bekannt geworden, und es nicht zu ſagen, was für Bewegungen allenthalben dadurch verurſacht wurden. 1520 wurden ſchon Luthers Schriften in den Niederlanden ins Spaniſche überſetzt; und 1521 kaufte ſie ein Reiſender ſchon in Jeruſalem. — Als der Herr von Miltitz, ein ſächſiſcher Edelmann, im Auftrag des Papſtes im J. 1519 von Italien nach Wittenberg reiſte, um Luthern zur Nachgiebigkeit und zu dem Verſprechen des Stillſchweigens zu bewegen, geſtand er ihm ſelbſt, daß er auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland immer Drei gefunden habe, die Luthern, gegen Einen, der dem Papſte günſtig geweſen. Und das war erſt zwei Jahre nach Luthers erſtem Auftreten.

Auch der äußere Zuſtand des Volkes in Deutſchland beförderte Luthers Unternehmen. Der Bauernſtand war zwar nach und nach zu etwas mehr Freiheit gekommen, als in früherer Zeit; allein die Dienſte, welche er zu leiſten hatte, waren immer noch ſehr drückend. Er war der Laſtträger aller übrigen Stände und von ſeinen Herren, den Rittern, Grafen und Fürſten, in ſeinen Menſchenrechten noch nicht allgemein anerkannt; ja manche derſelben drückten ihre Unterthanen mit der ungerechteſten Härte. Da erſchallt das Wort: „Chriſtliche Freiheit!“ auch bis in die Hütten der Landleute; dieſes Zauberwort, welches ſie nicht auf den Geiſt, ſondern auf den äußern Zuſtand deuten, belebt ſie durch neue und große Hoffnungen, und erzeugt, wie wir bald ſehen werden, zuerſt die traurigſten Unordnungen. Denn bei ſo allgemeiner Aufregung eines Zeitalters iſt, wie die Geſchichte aller Völker zeigt, das rechte Maaß ſehr ſchwer zu bewahren.

Wie das Volk, ſo war auch ſchnell der deutſche Adel von den neuen Bewegungen ergriffen. In ihm lebte noch lebendig die Begeiſterung für des Vaterlandes Freiheit und Ehre; und da Deutſchland in Rom laut verachtet wurde, ſo war ſchon dieſes Grund genug, den Adel ſogleich auf die Seite desjenigen zu ziehen, welcher die Macht des römiſchen Stuhles angriff. Aber es hatte auch die neu auflebende Wiſſenſchaft viel Zugang unter dem beſſern Theile des Adels gefunden; ſeit das Schießpulver dem Ritterthume tiefe Wunden geſchlagen hatte, waren die Waffen nicht mehr die einzige Beſchäftigung des Adels geblieben. Die größere Aufklärung des Geiſtes machte ihn empfänglich für neue, kühne Gedanken. Und endlich hatte Luther ganz beſonders in einer merkwürdigen Schrift: „An den Adel deutſcher Nation,“ dieſen angeredet und für ſeine Sache aufgerufen. Am eifrigſten zeigte ſich für ihn Ulrich von Hutten, ein geborner Volksführer, wie die Zeiten der Umwälzungen ſie hervorbringen, kühn und ſcharf mit dem Schwert und der Feder, Krieger und Gelehrter, witzig und von hinreißender Beredtſamkeit, und immer zu dem Gefährlichſten bereit. Einſt hatte er vier Franzoſen, die von dem Kaiſer unehrerbietig ſprachen, für deutſche Ritterehre zugleich zum Zweikampfe gefordert und ſie alle beſiegt; und gleicherweiſe war ſeine Feder, wenn er ſie gegen die Mönche, die Religionsmißbräuche, die Gegner der alten Sprachen und der Aufklärung, oder auch gegen Türken und Franzoſen kehrte, ſchneidend wie ſein Schwert. Bei der allgemeinen Kenntniß der lateiniſchen Sprache war ein Spottgedicht von Hutten bald in allen Hauptſtädten Europa's verbreitet. Dieſer feurige Mann trat gleich auf Luthers Seite, vielleicht weniger aus Religionseifer, als weil ſein Unternehmen kühn und gefahrvoll war; er ſchrieb und redete für ihn, und hätte gern auch ſein Schwert für ihn gezogen.

Ein eben ſo wichtiger Mann aus dem Adel, und Luthers Freund, war Franz von Sickingen, ein tapferer, ehrgeiziger

Ritter in Franken, von ſo außerordentlichen Eigenſchaften, daß ihn manche damals der Kaiſerkrone würdig hielten. Er bot Luthern eine Zuflucht auf ſeiner Burg und allen Schutz durch ſeine und ſeiner Freunde Waffen an, wenn er verfolgt würde. Dieſer lehnte es aber ab, und als Sickingen, der nicht ruhen konnte, und vielleicht größere Abſichten des Ehrgeizes im Sinne trug, 1522 eine Fehde gegen den Erzbiſchof Richard von Trier erhob, widerrieth es ihm Luther ernſtlich. Seine Unternehmung war eine von den letzten Erſcheinungen des Fauſtrechts in Deutſchland; — ein einzelner Ritter, mit ſeinen Freunden, wirbt ein Heer von 12,000 Mann, wagt es, gegen die Abmahnungen des Reichstages, einen mächtigen Reichsfürſten zu bekriegen; fällt in ſein Land ein, verheert es weit und breit, und erſt als ſich zwei andere Fürſten, der Churfürſt Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Heſſen, mit dem Erzbiſchof verbinden, weicht er in ſeine Burgen zurück. — Er wurde von ihnen im nächſten Frühjahr in ſeinem Schloſſe Landshut belagert, hart bedrängt, und fiel ſelbſt, nachdem er ſchwer verwundet war, in ihre Hände. Er ſtarb wenige Tage nachher, indem ſelbſt ſeine Feinde ihm ihre Bewunderung und die Trauer nicht verſagen konnten, daß ſo große Kräfte, in Ermangelung eines größeren Wirkungskreiſes, auf ſolche Weiſe verloren gingen. — Auf Luthers Sache hatte Sickingens Fall keinen Einfluß, denn Luther hielt ſie ſelbſt fern von allen äußeren, politiſchen Beſtrebungen, in welche dieſe Ritter ſie verflechten wollten. Und dieſes iſt eine Haupturſache der Dauer ſeiner Stiftungen geworden. In dem äußeren Kampfe, wenn er ihn zugelaſſen, würde ſich der Eifer verzehrt haben, und die ganze Bewegung der Zeit wäre ein vorübergehender Krampf geweſen.

Unter den deutſchen **Fürſten** nahm ſich **Friedrich der Weiſe**, Churfürſt von Sachſen, Luthers am thätigſten an. Anfangs trat er nicht auf ſeine Seite, vertheidigte ihn auch nicht, er wollte jedoch nicht, daß er ſeinen Feinden überliefert würde, bevor er des Irrthums überwieſen ſey. Nach dem Wormſer Reichstage aber entſchied er ſich ganz für ihn. „Die Sachen in Deutſchland,“ (ſagte er 1523 in Nürnberg) „ſind ſo weit gekommen, daß die Menſchen ſie nicht mehr gut machen werden: Gott allein muß das thun; dem wollen wir dieſe wichtigen Händel, die uns zu ſchwer ſind, empfehlen.“

Nach und nach erklärten ſich mehrere Fürſten für die neue Lehre; einige gewiß aus innerer Ueberzeugung; anderen gaben die Gegner Schuld, daß ſie durch die Beute der geiſtlichen Güter, die ſie einzogen, gelockt ſeyen. Doch ſo kleinliche Bewegungsgründe würden eine ſo gewaltige Wirkung nicht erklären können. Die Hauptſache iſt, daß der in der deutſchen Nation erwachte Geiſt für alle Hauptrichtungen des Lebens im Staate, in der Wiſſenſchaft und der Religion neue Bahnen ſuchte und dem Veralteten entgegen-

trat. Es lebte ein Bewußtſein in den Führern dieſer Zeit, daß in ihr eine große Weltveränderung beginne. Auf der andern Seite rüſteten ſich aber auch immer mehr die Freunde des alten Syſtems zu deſſen Schutze.

86. Der Reichstag zu Worms. 1521.

Auf dem großen Reichstage zu Worms ſollten auch die Religionsſtreitigkeiten, welche alle Gemüther in Deutſchland aufs Höchſte geſpannt hielten, zur Entſcheidung gebracht werden. Der Papſt hatte einen Legaten, den Cardinal Aleander, dorthin geſendet, um den Kaiſer und die Fürſten dahin zu bringen, daß auch der Arm der weltlichen Macht gegen Luther erhoben würde. Zu ſeinem großen Erſtaunen fand er aber, daß die Stimmung gegen den Papſt ſchon bis in alle Klaſſen des Volkes durchgedrungen ſey. Schriften, Lieder und Bilder, welche des Papſtes Anſehen verſpotteten, waren überall verbreitet; und der Legat ſelbſt, obgleich er in des Kaiſers Gefolge reiſete, ſah ſich der kränkendſten Behandlung und oft ſogar Gefahren blosgeſtellt. Auf dem Reichstage forderte er nun die ſtrengſten Maßregeln gegen den, der ſchon als Ketzer verdammt ſey, und legte den Fürſten zugleich eine Anzahl von Sätzen aus Luthers Schriften vor, um zu beweiſen, daß er wirklich in Glaubensſachen von den Lehren der Kirche, und namentlich denen der Koſtnitzer Kirchenverſammlung, abweiche. Allein der Churfürſt von Sachſen trat dagegen auf und forderte, man müſſe Luthern ſelbſt hören, ob er die Schriften, aus denen jene Sätze gezogen ſeien, auch als die ſeinigen anerkenne. Dieſer Meinung pflichteten der Kaiſer und die Fürſten bei; der Cardinal aber redete dagegen; denn, was durch den Papſt ſchon entſchieden ſey, dürfe nicht erſt von einer Reichsverſammlung, aus geiſtlichen und weltlichen Gliedern gemiſcht, unterſucht werden. Aber man erwiederte, nicht Luthers Glaube ſolle unterſucht, ſondern nur er ſelbſt gehört werden, ob er wirklich gelehrt habe und lehre, weshalb er verdammt ſey; und ſo wurde er vor den Reichstag gefordert. Es war dieſes einer der wichtigſten Schritte in der Reformationsgeſchichte; Luthers Sache wurde dadurch öffentlich zu einer Nationalangelegenheit gemacht.

Seine Freunde, beſonders der Churfürſt von Sachſen, forderten nun für ihn das ſichere, kaiſerliche Geleit; es wurde ihm gewährt und er trat die Reiſe von Wittenberg nach Worms an. Auf dieſer Reiſe lernte er ſelbſt die Stärke ſeines Anhanges kennen; denn das Volk ſtrömte von allen Seiten zu Tauſenden herbei, ihn zu ſehen und zu begrüßen; und als er am Tage nach ſeiner Ankunft zu Worms, den 17. April, in die Reichsverſammlung geführt werden ſollte, mußte ihn der Reichserbmarſchall durch Gärten und Hinterhäuſer führen, ſo groß war das Gedränge des Volkes. Sein Anblick machte auf die Anweſenden nicht den gleichen

Eindruck; der Kaiſer Karl ſoll, zu ſeinem Nachbar ſich wendend, geſagt haben: „Dieſer brächte es nie dahin, daß ich ein Ketzer würde." Auch war Luther bleich und abgemattet von einem eben überſtandenen ſchleichenden Fieber, und ihn ſelbſt ſchien der Anblick der großen Verſammlung und der Gedanke, hier vor Kaiſer und Reich, er, ein Einzelner, zu ſtehen, an dieſem erſten Tage überwältigt zu haben. — Ein Vicarius des Erzbiſchofs von Trier legte ihm darauf im Namen des Kaiſers und der Reichsſtände die Frage vor, ob er diejenigen Bücher, die man ihm vorzeigte, für die ſeinigen erkenne, und ob er auf den darin enthaltenen Sätzen beharre? — Das erſtere bejahte er, und für das zweite bat er ſich Bedenkzeit aus; ſie ward ihm bis zum andern Tage gewährt.

An dieſem erklärte er nun öffentlich in der Reichsverſammlung: Seine Bücher ſeyen von dreierlei Gattung: einige handelten von Glaubensſachen und guten Werken, von denen nicht einmal ſeine Gegner Alles anſtößig fänden; er könne ſie demnach nicht zurücknehmen, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen; — in andern würde die Gewalt der Päpſte und ihre Dekrete angegriffen, und wenn er ſie widerrufe, ſo würde eben dadurch ihre Tyrannei über das Menſchengeſchlecht beſtätigt; noch andere endlich wären wider diejenigen gerichtet, die das Papſtthum vertheidigt und gegen ihn geſchrieben hätten; in dieſen geſtehe er, zu heftig und bitter geſchrieben zu haben, welches man aber der Art, wie er von ſeinen Gegnern behandelt ſey, zurechnen müſſe." Endlich ſchloß er: „Wenn man ihn aus der heiligen Schrift überführen werde, daß er im Irrthume ſey, ſo ſey er bereit, ſeine Schriften mit eigener Hand in das Feuer zu werfen."

Der Kanzler erwiederte darauf, man ſey nicht hier, mit ihm zu ſtreiten, ſondern nur zu hören, ob er widerrufen wolle. Aber mit der größten Entſchiedenheit erklärte er, daß ihm dieſes ſein Gewiſſen verbiete; und wurde entlaſſen.

Es wurde in den folgenden Tagen noch eine beſondere Unterredung mit Luther veranſtaltet, an welcher vorzüglich der Churfürſt von Trier ſehr thätigen Antheil nahm; allein alle Verſuche, ihn zum Widerruf zu bringen, waren vergeblich; und als ihn endlich der Churfürſt fragte, ob ihm nicht ſelbſt ein Mittel bekannt ſey, wodurch Alles wieder in Ordnung gebracht werden könne, war ſein letztes Wort: „Iſt dieſes Werk ein Menſchenwerk, ſo wird es aus ſich zergehen; iſt es aber von Gott, ſo werdet ihr es nicht zerſtören können."

Der Kaiſer dagegen erklärte den deutſchen Fürſten mit feſtem Ernſte: „daß er entſchloſſen ſey, alle ſeine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und das Leben ſelbſt dahin zu verwenden, daß dieſes gottloſe Unternehmen keinen weiteren Fortgang haben könne, indem es ſonſt ihm und der deutſchen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren, die chriſtlichen deutſchen Kai-

ſer, die katholiſchen Könige von Spanien, und die Herzöge von Oeſtreich und Burgund, ſeyen ſämmtlich, bis auf den letzten Augenblick, der römiſchen Kirche treu geblieben, ſie hätten ihm die katholiſche Lehre und Kirchenverfaſſung gleichſam erblich hinterlaſſen, nach welcher er bis dahin gelebt und auch zu ſterben gedenke. Er wolle demnach Luthern keineswegs mehr hören, ſondern wieder entlaſſen und ſodann gegen ihn als Ketzer verfahren."

Es war dem Kaiſer Ernſt mit dieſer Erklärung. Wenn es nur auf die Einſchränkung der päpſtlichen Gewalt angekommen wäre, ſo möchte er vielleicht die ganze Bewegung nicht ungern geſehen haben; da er aber glaubte, daß es auf eine Veränderung des alten ewigen Glaubens abgeſehen ſey, dem er anhing, und daß die Einheit der Kirche bedroht werde, fühlte er ſich zum entſchiedenen Widerſtande berechtigt. Mit ſeinem umfaſſenden Blicke, welcher die großen Verhältniſſe der Völker ſcharf erkannte, ſah er bald die gewaltigen Folgen dieſer Begebenheiten voraus: die Spaltung und Erbitterung der Gemüther, den Kampf der Meinungen, der ſo leicht ein Kampf der Waffen wird, und wenn es einmal dazu gekommen war, das furchtbare Unglück eines Religionskrieges. Alle dieſe Gefahr glaubte Karl in der Geburt erſticken, und ſich dem Strome der Zeit wie ein ſtarker Damm entgegen ſtellen zu müſſen; ſeine Würde als Kaiſer und als Schutzherr der Kirche ſchienen ihm dieſe Pflicht aufzulegen. Und wäre ihm von allen Seiten der ernſte, treue Wille zu Hülfe gekommen, hätten ſich nicht ſo viele unreine, weltliche Rückſichten hineingemiſcht, und hätte der rechtſchaffene Papſt Hadrian VI., der in den Jahren **1522** und **1523** regierte, und dem es ein rechter Ernſt war mit der Verbeſſerung der Kirche, länger gelebt, — es möchte viel ſchweres Unglück für unſer Vaterland erſpart worden ſeyn! — In ſeinen Erblanden zwar, wo er alleiniger Gebieter war, hat Karl mit bitterer Strenge die neue Lehre auszurotten geſucht; er glaubte das Recht und die Pflicht dazu zu haben; und die Stimmung ſeiner Räthe, der Mehrzahl ſeiner Unterthanen und beſonders der ſpaniſchen Nation, ſo wie der Neapolitaner, forderten dieſe Strenge von ihm. In Deutſchland dagegen, wo er eine Zahl ſelbſtſtändiger Fürſten und gährende Völker vor ſich hatte, wo er durch eine Wahlkapitulation gebunden war, und jeder gewaltſamer Schritt als ein Verſuch zu eigenmächtiger Ausdehnung der kaiſerlichen Gewalt erſcheinen konnte, ging er lange Zeit mit großer Mäßigung zu Werke. Erhaltung des Friedens galt ihm als die Hauptſache, und er hat beiden Parteien dringend zum Nachgeben zugeredet. Die Spanier beobachteten ihn deshalb ſein ganzes Leben hindurch ſehr genau, ob auch er nicht etwa durch den Umgang mit den Deutſchen ketzeriſche Grundſätze eingeſogen habe.

Gegen Luther wollten ihn einige erbitterte Gegner deſſelben ſogleich zur Gewaltthätigkeit bereden, durch Gründe, denen ähnlich,

welche Huß auf den Scheiterhaufen gebracht hatten; allein Karl erwiederte, daß ihm ſein kaiſerliches Wort unverletzlich ſey, und gewährte Luthern das freie Geleit zur Rückreiſe auf 21 Tage. Viele zitterten dennoch für deſſen Leben, heimlichen Verrath fürchtend, und ſein Herr, der Churfürſt, ließ ihn in Thüringen durch vermummte Reuter, wie mit Gewalt, vom Wagen nehmen und in der Nacht, durch einen Wald, auf das Bergſchloß Wartburg bei Eiſenach bringen. Hier ſollte er, Allen verborgen, verweilen, bis ſich der Eifer der Gegner etwas gelegt hätte.

In Worms wurde indeß die Reichsacht gegen ihn ausgeſprochen, ſo wie gegen alle die, welche ihm anhangen oder ihn ſchützen würden. Seine Bücher ſollten aller Orten verbrannt werden, und ihn ſelbſt ſollte man gefangen nehmen und dem Kaiſer überliefern; — dies iſt das Wormſer Edict vom 8. (26.) Mai 1521. Zu Rom war große Freude darüber; auch in Deutſchland glaubten viele, die Sache ſey nun zu Ende. Allein ein Spanier ſelbſt, Valdez, ſchreibt noch von dem Reichstage an einen Freund: „Ich ſehe nicht das Ende dieſer Tragödie, ſondern den Anfang. Denn ich finde, daß die Gemüther der Deutſchen ſehr gegen den päpſtlichen Stuhl aufgebracht ſind." — Und in der That wurden in Worms, während der Kaiſer noch in der Stadt war, nachdem Luthers Schriften öffentlich verbrannt waren, dieſelben ohne Scheu zum Verkauf herumgetragen.

Ein merkwürdiger Act für die geſammte deutſche Geſchichte, welcher noch auf dem Reichstage zu Worms vollzogen wurde, war die Uebertragung der fünf öſtreichiſchen Herzogthümer an Karls Bruder Ferdinand, als ſein Erbtheil aus den deutſchen Landen. dadurch wurde die deutſche Linie des Hauſes Burgund-Oeſtreich gegründet, welche ſo wichtig für die folgenden Jahrhunderte werden ſollte.

Ebenfalls ſetzten die Stände ihren alten, unter Maximilian oft angeregten, auch verſuchten, aber nicht durchgeführten Gedanken eines Reichsregiments durch, welches in der Abweſenheit des Kaiſers, zum Theil aber auch bei ſeiner Anweſenheit im Reiche, den größten Theil der kaiſerlichen Befugniſſe üben ſollte. Mit vielem Widerſtreben nur gab der Kaiſer nach; die Stände blieben dieſesmal unerſchütterlich. Er erlangte nur ſo viel, daß der Titel verändert wurde in: Kaiſerliches Majeſtät Regiment im Reich; und daß daſſelbe fürs Erſte nur für die Zeit ſeiner Abweſenheit errichtet ſeyn ſollte.

Endlich ward auch noch auf dieſem Reichstage eine Matrikel feſtgeſetzt, nach welcher die Stände ihre Reichshülfe an Mannſchaft ſtellen ſollten, und ſie iſt diejenige geblieben, nach welcher ſich das Reich bis zu ſeinem Ende bewaffnet hat.

87. Die erſten Religions-Unruhen.

Luther ſaß einſam auf der Wartburg und benutzte die Ruhe dieſes Aufenthalts zur Ueberſetzung des Neuen Teſtaments ins Deutſche, damit es jedermann zugänglich würde. Da kam zu ihm die Nachricht, daß aus übelverſtandenem Eifer Unruhen in Wittenberg ausgebrochen ſeyen; daß man die Kirchen ſtürme, die Heiligenbilder mit Gewalt herauswerfe, Altäre und Beichtſtühle zerſtöre; und daß ſein Freund Karlſtadt, ein heftiger Menſch, an der Spitze dieſer Ausſchweifungen ſtehe. Luther, alle Furcht hintanſetzend, verließ ſogleich ſeinen Zufluchtsort und erſchien im März 1522, ohne die Erlaubniß des Churfürſten eingeholt zu haben, in Wittenberg, predigte kräftig gegen die Unruheſtifter, und ſtellte die Ordnung bald und glücklich wieder her.

Aber es folgten nicht lange nachher ernſthaftere Auftritte, welche alle bürgerliche Ordnung in Deutſchland umzuſtürzen drohten. Wir haben ſchon zum Schluſſe von Maximilian I. Regierung gezeigt, wie im Bauernſtande des geſammten Reiches Unzufriedenheit gährte und die Verbindungen des Bundſchuhes im Elſaß und des armen Konrad in Schwaben nur mit Gewalt der Waffen unterdrückt waren. Allein der Funke glimmte immer noch unter der Aſche fort und loderte gegenwärtig zu hellen Flammen auf, als der Geiſt auch von einer andern Seite angeregt und zur Freiheit aufgefordert wurde. Die Dienenden glaubten jetzt zur Gleichheit aller Rechte mit ihren bisherigen Herren berufen zu ſeyn, und in Süddeutſchland, wo der Anblick der benachbarten freien und in ihrer Freiheit ſo wohlhabenden Schweizer die Gemüther noch mehr reizte, brach zuerſt ein Aufſtand aus; die erſten waren die Bauern des Abts von Kempten und des Biſchofs von Augsburg. Es verbreiteten ſich, mit unglaublicher Schnelligkeit, zwölf Artikel von Schwaben aus durch ganz Deutſchland, welche die Rechte und Forderungen des Bauernſtandes enthielten. „Zuerſt ſollte den Bauern erlaubt ſeyn, ihre Geiſtlichen ſelbſt zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Vermiſchung menſchlicher Satzungen, predigten; in Zukunft ſollten ſie keinen Zehnten geben, als vom Korn; man habe ſie bis dahin als Sklaven behandelt, da ſie doch durch Chriſti Blut alle zu freien Leuten geworden ſeyen; ſie wollten zwar nicht ohne Obrigkeit, aber auch nicht mehr unter der bisherigen Sklaverei leben, man erweiſe ihnen denn aus der heiligen Schrift, daß ſie ſchuldig ſeyen, es zu thun. Sie hätten ſich über viele Dinge zu beſchweren; es ſollten daher die Landesherren nach der Billigkeit und Vorſchrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über dasjenige, was ſie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein Mehreres auferlegen.

Wir ſehen, das Wort war Anfangs noch gerecht und gemäßigt; aber wenn die Ausführung dem rohen Haufen übergeben

wird, ſo werden die Leidenſchaften das ſchwache Wort bald überwältigen und, durch alle Schranken hindurch brechend, kein Maaß mehr kennen. Der Kläger will zugleich Richter in ſeiner eigenen Sache ſeyn und übt ſicher dieſelbe Ungerechtigkeit aus, welche ihn gedrückt hat. Die verſammelten Haufen der Bauern fingen damit an, daß ſie die Schlöſſer der Adeligen und die reichen Sitze der Geiſtlichen plünderten und verbrannten, und viele ihrer Beſitzer ermordeten. Bald wuchſen die Haufen zu Heeren an, deren ſich drei allein in Schwaben ſammelten. In Franken tobte der Aufruhr nicht minder und drang bis nach Würzburg vor, welche Stadt ſich mit den Bauern gegen ihren Biſchof vereinigte und den Reſt des fränkiſchen Adels, der ſich in die Burg der Stadt, den Frauenberg, geworfen hatte, belagerte. Schon hatte ſich überhaupt eine Anzahl von Städten in ganz Oberdeutſchland mit den Bauern vereinigt, die kleineren zum großen Theile, aber auch mehrere des zweiten Ranges; ſchon hatten mehrere Fürſten, z. B. die Grafen von Hohenlohe, die Biſchöfe von Bamberg und von Speier, ſogar der Churfürſt von der Pfalz, ſich zu perſönlichen Verträgen mit den Bauern verſtehen und die Erledigung ihrer Beſchwerden, auf den Grund der 12 Artikel, verſprechen müſſen.

Ja, die Gedanken der Anführer, unter welchen ſich Männer von allen Ständen fanden, — aus der Ritterſchaft z. B. Götz von Berlichingen und Florian Geier, und den Rechtskundigen Wendel Hipler, früher hohenloheſcher Kanzler, — gingen auf eine merkwürdige Weiſe über den nächſten Kreis, aus welchem die Bewegungen entſprungen waren, weit hinaus; ſie faßten Plane zu einer Reformation des ganzen Reiches. Die geiſtlichen Güter ſollten überall ſäculariſirt und mit einem Theile derſelben ſollten die weltlichen Fürſten und Herren für die Aufgebung aller ihrer Gerechtſame gegen die Bauern entſchädigt werden; (wer ſollte in ſo früher Zeit die Ideen ſuchen, welche die franzöſiſche Revolution in unſern Tagen zur Reife gebracht hat?); alle Zölle ſollten aufhören, Münze, Maaß und Gewicht im ganzen Reiche gleich ſeyn. Nur alle 10 Jahre ſollte eine Steuer für den römiſchen Kaiſer erhoben werden, den man erhalten wollte, (weil im Neuen Teſtament des Kaiſers gedacht wird,) dagegen ſollten die Herrſcherrechte der Fürſten größtentheils aufhören, nur als große Grundbeſitzer wollte man ſie dulden. Die Gerichte ſollten in einem neuen volksthümlichen Sinne verändert werden, 64 Freigerichte im ganzen Reiche mit Beiſitzern aus allen Ständen, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte, 1 Kammergericht; die Doctoren des römiſchen Rechts aber, welche den Bauern verhaßt waren, ſollten von allen Gerichten ausgeſchloſſen ſeyn.

Wie merkwürdig, daß, nachdem Kaiſer, Churfürſten und Fürſten zu den Zeiten Friedrichs und Maximilians vergeblich nach Reformen der Reichsverfaſſung geſucht hatten, welche die Einheit des großen Körpers künftig wiederherſtellen ſollten; nachdem dieſe ge-

ſetzlich beſtehenden Glieder des Reiches ſich nicht hatten verſtändigen können, vielmehr noch weiter auseinander gewichen waren, daß nun die Idee der Erneuerung und Verjüngung des Reiches aus den unterſten Ständen, den eigentlichen Grund-Elementen des Staates, hervorbringen wollte; aber freilich in dem Sinne, der ihrer ganzen Lebensrichtung angemeſſen war. Und während einige der Anführer, die etwas höheres wollten, dem Reiche eine beſſere Ordnung ausſannen, tobten die entfeſſelten Leidenſchaften der Menge in Plünderung, Mord und wilder Rachſucht. Dem Rathe zu Nürnberg erklärten die Bauern unter anderm in einer Unterhandlung, ſie gedächten nicht eher zu ruhen, als bis kein Haus im Lande ſey, das beſſer ſey, denn ein Bauernhaus.

In Thüringen zeigte ſich eine Verirrung des aufgeregten Zeitgeiſtes in etwas anderer, doch verwandter, Art; ſie paarte ſich mit religiöſer Schwärmerei. Ein Weltgeiſtlicher, Thomas Münzer, der früher Luthers Zuhörer geweſen war, rühmte ſich beſonderer göttlicher Offenbarungen, durch welche ihm das Weſen der chriſtlichen Freiheit viel klarer kund geworden ſey, als Luther ſie kenne und lehre: „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht, und alles Regiment müſſe nur nach der Bibel und göttlichen Offenbarungen geführt werden; der Fürſten, der Obrigkeiten, des Adels, der Prieſter, bedürfe es nicht, und der Unterſchied zwiſchen Armen und Reichen ſey ein unchriſtlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menſchen gleich ſeyn." Solcher Lehren wegen war Münzer aus Sachſen verwieſen und nach Mühlhauſen in Thüringen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit abſetzen, ſich aber zum Prediger und zum Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menſchen und die Gütergemeinſchaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten ſeinen Anhang und verbreiteten ihn bald auch über das umliegende Land. Ganz Thüringen, Heſſen und Niederſachſen waren in Gefahr; in Süddeutſchland tobte zu gleicher Zeit der Bauernkrieg, die Schwärmer aller Gegenden konnten in eine große Fluth zuſammenſtrömen. In dieſer großen Gefahr des ganzen Gemeinweſens zeigte es ſich von Neuem, zum wahren Heile der Menſchheit, daß die ſtärkſte Macht, welche dieſes Zeitalter in Bewegung ſetzte, aus der Tiefe des menſchlichen Geiſtes und Gemüthes emporgeſtiegen war und ſich in ihrer geiſtigen Natur gegen jede Verſuchung behauptete. Denn was wäre aus Deutſchland, aus Europa, geworden, wenn die Reformation ſich mit den Bauern verbunden und ihren auf das Aeußere gerichteten Beſtrebungen die Seele religiöſer Entflammung eingehaucht hätte! Aber Luther, dem die Bauern ihre 12 Artikel zum Gutachten zugeſendet hatten, geſtand zwar Anfangs, daß viele ihrer Forderungen gerecht ſeyen, tadelte die Bedrückungen der Fürſten und Herren und rieth zur Milde; allein die Gewaltthaten der Bauern tadelte er ſo-

fort und hielt ihnen vor, daß die chriſtliche Freiheit eine geiſtige ſey, und als auch die Münzeriſchen Ausſchweifungen hinzukamen, forderte er, um die Schuld ſolcher Ausartungen von ſeiner Lehre abzuwenden, ſelber die Fürſten auf, das Schwert gegen die Aufrührer zu ziehen. Und dazu war es hohe Zeit, denn ſchon rauchten die Ritterſitze und Klöſter in Thüringen, Franken, Schwaben, am Rheinſtrom und bis in Lothringen.

Da vereinigten ſich, auf Luthers Zureden, gegen die Aufrührer in Thüringen: der Churfürſt Johann von Sachſen, — Friedrich der Weiſe war ſo eben geſtorben, nachdem er mit Kummer den Anfang dieſer Wirren geſehen hatte, — der Herzog Georg von Sachſen, der Landgraf Philipp von Heſſen und der Herzog Heinrich von Braunſchweig. Ein Theil ihres Heeres, unter Philipps Anführung, traf auf das Heer der Bauern bei Frankenhauſen in Thüringen am 15. May 1525.

Die Fürſten, um die Verirrten mit Schonung zu gewinnen, ließen ihnen Verzeihung verſprechen, wenn ſie zur Ordnung zurückkehren und ihre Anführer ausliefern wollten. Aber Münzer, die eigne Gefahr von ſich abzuwenden, benutzte die Erſcheinung eines Regenbogens zur neuen Begeiſterung der Seinigen, indem er ihn als ein Zeichen ankündigte, das Gott ſende. Wüthend ſtachen ſie einen der Abgeordneten des Churfürſten nieder und bereiteten ſich in ihrer Wagenburg zur heftigſten Gegenwehr; allein in wenigen Augenblicken war ihr blinder Muth gebrochen; die Schaaren der Engel, die Münzer verſprochen hatte, erſchienen nicht; er ſelbſt war einer der erſten, welche die Flucht ergriffen, und die Hälfte ſeiner Schaar fiel durchs Schwert. Er hatte ſich in Frankenhauſen auf dem Boden eines Hauſes verborgen, ward aber hervorgezogen und enthauptet; er ſtarb ohne Muth.

Faſt zu ganz gleicher Zeit wurde auch dem Bauernkriege im ſüdlichen Deutſchland ein Ende gemacht. Der ſchwäbiſche Bund, welcher wieder erneuert war, brachte ein Heer zuſammen, und dieſes trieb, unter dem Hauptmann Georg Truchſeß von Waldburg, die verſchiedenen Haufen der Bauern in Schwaben und Franken mit nicht größerer Mühe auseinander, als dieſes in Thüringen geſchehen war. Am 15. Mai, dem Tage der Frankenhäuſer Schlacht, liefen die Bauern Sturm gegen das Schloß von Würzburg, allein die Beſatzung unter Sebaſtian von Roterhan leiſtete tapfern Widerſtand; das Geſchütz entſchied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhauſen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück; und als nun das Heer unter Truchſeß heranrückte, wurden ihre Haufen im freien Felde einer nach dem andern leicht zerſprengt und zum großen Theile niedergehauen. In Schwaben und im Elſaß ging es eben ſo. Die Sieger nahmen ſchwere Rache und an den empörendſten Grauſamkeiten fehlte es nicht.

So waren die furchtbaren Bewegungen ſchnell wieder gedämpft, welche die ganze Verfaſſung Deutſchlands umſtürzen konnten, wenn die aufgeregten Kräfte von großen Männern geleitet worden wären. Sie hatten viel Blut gekoſtet; man rechnete mehr als 100,000 Bauern, welche in dieſen Unruhen das Leben verloren. — Nach dieſem folgte einige Zeit der Ruhe im Vaterlande.

88. Kaiſer Karls auswärtige Händel.

Der Kaiſer war indeſſen auswärts beſchäftigt. Von dem Reichstage in Worms war er nach den Niederlanden gegangen und beſuchte darauf auch Spanien wieder, wo er faſt 8 Jahre blieb; ſeine Sorge mußte die Enden Europa's umfaſſen. Doch war ſein Blick vor allen Dingen auf den König Franz I. von Frankreich gerichtet, der als ein feindlich geſinnter Nachbar und Nebenbuhler auf jeden Vortheil achtete, welchen er ihm abgewinnen möchte. Wir dürfen nicht nach beſondern Urſachen der Eiferſucht zwiſchen beiden ſuchen; in ihrem Gemüthe, ſo wie in dem gegenſeitigen Verhältniſſe beider als Herrſcher, lagen der Gründe genug. Franz war ehrgeizig und ſtolz; Karls Seele war nicht weniger erfüllt von dieſen Regungen, welche in ihm nur eine großartigere Geſtalt angenommen hatten. Beide waren ſchon Nebenbuhler bei der Kaiſerwahl geweſen, und Franz, der ältere, der durch ritterlichen Ruhm und perſönliche Eigenſchaften über dem Gegner zu ſtehen glaubte, fühlte ſich durch deſſen Vorzug gekränkt. Das Herzogthum Mailand ferner, welches Franz erobert hatte, ein Lehen des deutſchen Reiches, lag für Karl als eine Aufforderung da, es der franzöſiſchen Macht durch die Waffen wieder zu entreißen; dagegen war Karls drohende Uebermacht in Europa eine ſo nahe Urſache der Beſorgniß für alle übrigen Herrſcher, daß Franz, welcher nächſt ihm das mächtigſte Reich beſaß, ſich vor allen Andern zum Kampfe gegen ihn berufen glaubte. Er hatte ſein Augenmerk auf Italien gerichtet, wo ihm ſchon ein Unternehmen gelungen war; hier ſollte Karls Macht gebrochen werden, und er ſuchte alte Anſprüche auf Neapel hervor, um an dieſem Lande ſein Glück zu verſuchen. Karl dagegen ſtärkte ſich durch ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, deſſen Eitelkeit Franz unvorſichtig verletzt hatte, und der Krieg, der ſchon im Jahre 1521 begonnen hatte, wurde nun durch Engländer und Niederländer von den Niederlanden, an den Pyrenäen von Spanien aus, mit der größten Anſtrengung der Kräfte aber in Italien geführt. Karl hatte den Nachtheil gegen ſich, der immer aus ſehr zerſtreuten Beſitzungen fließt, daß ſeine Macht ſich zu ſehr theilen mußte. Franz konnte dagegen von ſeinem Mittelpunkte aus, der die Kräfte in Einem geſchloſſenen Kerne vereinigte, nach der Seite hin plötzlich den Stoß richten, nach welcher er wollte. Allein darin beſtand Karls große Ueberlegenheit und ſpiegelte ſich ſeine wahre Herrſchergröße, daß er eine Schaar der trefflichſten

Männer um ſich verſammelt hatte, und daß er mit ſcharfem Auge durchſchaute, wen er als Feldherr gegen den Feind ſtellen, wen als Geſandten die verwickelten Knoten der Staatskunſt löſen, wen im Rathe als den Beſonnenen und Weiſen das Wort reden laſſen konnte. Durch die geiſtigen Kräfte wird die Welt regiert; Karl verſtand die Kunſt, ſie ſeinem Dienſte zu gewinnen.

Ein tapferer franzöſiſcher Heerführer, der Herzog Karl von Bourbon, war vom König Franz ſchwer gekränkt und ging zu Karl über. Dieſer nahm ihn mit offenen Armen auf, und er führte nun mit dem Vicekönig von Neapel, Lannoy, und dem Marcheſe von Pescara, dem erſten Kriegshelden ſeiner Zeit, die kaiſerlichen Heere in Italien; Franz dagegen verlor im Jahre 1524, bei dem Rückzuge ſeiner Truppen, ſeinen tapferſten Krieger, den Ritter Bayard, welcher an der Seſſia durch ſeinen Heldenmuth zwar das rückziehende Heer rettete, aber ſelbſt tödtlich verwundet ſtarb. Der Vortheil des Krieges ſchien ganz für den Kaiſer entſchieden; Mailand war wieder erobert, die Franzoſen aus Italien vertrieben. Allein nun wollte Karl Frankreich ſelbſt angreifen, und ließ ſein Heer in die Provence einfallen und Marſeille belagern; darüber hätte er beinahe ſein Uebergewicht wieder verloren. Von dieſer Seite iſt Frankreich ſchwer zu verwunden. Die Stadt konnte nicht erobert werden und das Land umher war von dem Feinde ſelbſt verwüſtet, ſo daß Pescara ſich zum Rückzuge gezwungen ſah. Nur ſeine Meiſterſchaft als Kriegsführer rettete das Heer auf dem beſchwerlichen Wege; denn der König Franz folgte ihm auf der Ferſe, eroberte Mailand und griff die Stadt Pavia an. Die kaiſerlichen Feldherrren waren in großer Verlegenheit. Vor ihnen der viel ſtärkere Feind, welcher eine der Hauptſtädte bedrängte; in ihrem Rücken das Gebiet des Papſtes, der mit Franz ein Bündniß geſchloſſen hatte; in ihrem Heere ſelbſt Mangel aller Art und die Erſchlaffung, die ein langer Rückzug erzeugt. Allein ihr eigner Muth und Scharfblick, und das Glück, machten dieſes Alles wieder gut.

Schlacht bei Pavia. 1525. — Der Befehlshaber, welcher Pavia vertheidigte, Don Antonio de Leyva, wankte nicht, ſondern hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Februar 1525 ſtandhaft aus. Unterdeß war dem kaiſerlichen Heere eine Verſtärkung aus Deutſchland von 15,000 Lanzknechten unter dem tapfern Georg von Freundsberg oder Frundsberg gekommen, und den 28. Februar griffen ſie den König bei Pavia an. Pescara's ſcharfes Auge hatte den rechten Angriffspunkt von einer Seite auserſehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen, mit Mauern umgebenen, Waldgarten glaubte er ſeinen Rücken gedeckt, aber Pescara hatte durch deſſen Mauern in der Nacht vorher einen Weg bahnen laſſen und brach nun ſtürmend hervor. Zu gleicher Zeit machte Leyva einen Ausfall aus der Feſtung, und

Lannoy und Bourbon kamen von einer andern Seite. Da kam bald Unordnung in das franzöſiſche Heer; die Schweizer in demſelben flohen, gegen ihre Gewohnheit, bald vom Schlachtfelde, tapfer fochten die deutſchen Miethstruppen in Franzens Heere, allein noch tapferer Georg von Freundsberg mit den Seinigen, und ihnen dankten die Feldherren vorzüglich den Sieg; die Deutſchen hieben ihre Landsleute aus Erbitterung, weil ſie den Franzoſen dienten, beinahe bis auf den letzten Mann nieder. — Dem König Franz wurde ſein Pferd von Nicolaus von Salm unter dem Leibe erſtochen: zu Fuß vertheidigte er ſich noch gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten und nicht kannten. Zu ſeinem Glück kam ein franzöſiſcher Edelmann, Pomperant, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König und forderte ihn auf, ſich dem Herzog zu ergeben. Aber mit Unwillen befahl der König, den Vicekönig Lannoy herbeizurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieſer kam, und ihm übergab der König ſeinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an und überreichte ihn ſogleich den ſeinigen: „Es ſey ungeziemend," ſagte er, „daß ein ſo großer König vor einem Unterthan des Kaiſers waffenlos daſtehe."

Vierzehn Tage nach dieſer Schlacht war kein Feind mehr in Italien.

Karl war faſt unzufrieden über das zu große Glück, welches ihm nun nichts mehr zu thun übrig laſſe. „Weil ihr mir nun den König von Frankreich gefangen habt," ſagt er in einem Briefe an Lannoy, „ſo ſehe ich, daß ich nun nichts mehr, als gegen die Ungläubigen thun kann. Ich habe allezeit den Willen dazu gehabt, und jetzt um ſo mehr. Helft doch die Sachen gut einrichten, daß ich, ehe ich viel älter werde, noch Thaten verrichten könne, die zu Gottes Dienſt und mir nicht zum Tadel gereichen."

Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und ſtreng verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden, und wie der Kaiſer dieſes Geſchenk des Glücks benutzen müſſe, war unter ſeinen Räthen eine entgegengeſetzte Meinung. Die eine Partei, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln und dadurch den Samen der Feindſchaft vielleicht auf immer zu vernichten; die andere, mit dem Kanzler Mercurinus Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit ſo viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiſer wählte den Mittelweg zwiſchen beiden und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückwechſels. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige, als Preis der Loslaſſung, das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich ſeiner Großmutter unrechtmäßig entriſſen hatte, und welches er ganz beſonders werth hielt. Allein den König auch ſo lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt ſey, — ſo rieth ſein Kanzler, — ſchien ihm zu hart und unkaiſerlich. Er verließ ſich auf des Königs Wort; aber dieſes, ſo

ritterlich es Franz zu geben ſchien, war nicht redlich gemeint. Ehe er den Vertrag unterzeichnete, ließ er einige vertraute Menſchen aus Madrid heimlich zu ſich kommen und ſtellte in Gegenwart des päpſtlichen Nuntius eine Erklärung aus, daß er das nicht zu halten brauche, was er dem Kaiſer zuſagen müſſe, weil er ein Gefangener ſey; und auch der Papſt Clemens VII. hatte ihn ſchon im Voraus von allem entbunden, was er verſprechen würde. Mit ſolcher Gewiſſensberuhigung ausgerüſtet ging er zum Altare und ſchwur auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Bedingungen halten wolle. Zugleich gab er ſein königliches Ehrenwort, daß er, wenn er das Verſprochene nicht halten könne, in ſechs Monaten in die Gefangenſchaft zurückkehren wolle. — Solche Früchte trägt die ſogenannte Staatsklugheit, welche ſich von den ewigen Geſetzen der Wahrheit und Sittlichkeit nicht gebunden glaubt! —

Franz wurde **1526** entlaſſen, nachdem er über ein Jahr in der Gefangenſchaft geweſen war, — und hielt ſeinen Vertrag nicht. Er entſchuldigte ſich damit, daß ſeine Stände durchaus nicht in die Abtretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine große Summe Geldes für die Befreiung ſeiner beiden ältern Söhne an, die er ſtatt ſeiner als Geißeln nach Spanien geſchickt hatte. Aber Karl ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und auch im Beſondern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von edler Geburt und einem Fürſten gezieme. Wolle er es läugnen, ſo erkläre er hiermit, daß er die Wahrheit davon durch die Waffen erhärten und im Zweikampf beweiſen wolle.“

Franz nahm die Herausforderung zwar mit Worten an, wußte aber der That ſelbſt unter mancherlei Vorwänden auszuweichen, und ſo mußten die Völker wieder mit ihrem Blute ausfechten, was ſeine Leidenſchaft und ſein Ehrgeiz aufgeregt hatte. Der Krieg zwiſchen Karl und Franz brach von Neuem aus.

Die Kaiſerlichen in Rom. 1527. — Gleich im Anfange deſſelben geſchah in Italien eine unerhörte That. Das kaiſerliche Heer in Mailand ſtand nun unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der trefliche Pescara geſtorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und forderten ihren Sold, alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich, da brach das Heer plötzlich im Januar **1527** gegen Rom auf, ohne einen beſtimmten Befehl des Kaiſers; man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs von Bourbon, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raſchen Entſchluſſe der Menge, die in Rom Ueberfluß aller Bedürfniſſe und eine reiche Beute zu finden hoffte. Genug, Bourbon gab dem allgemeinen Drange nach und kam nach einem ſehr beſchwerlichen Zuge vor Rom an. Es war ein Haufe, aus allen Völkern Europa's gemiſcht. Am 6. Mai erging der Befehl zum

allgemeinen Sturm der alten Welthauptſtadt; Bourbon war einer der erſten auf der Mauer und ſein Beiſpiel feuerte die Stürmenden an; aber kaum hatte er einige Augenblicke da oben mit dem Schwerte gefochten, als ein Schuß ihn niederwarf. Die Seinigen indeß drangen in die Stadt, und eine Plünderung und Verheerung, wie zur Zeit der Vandalen, wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derſelben. Der Papſt Clemens VII. hatte ſich mit ſeinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang, eine Summe von 400,000 Dukaten zu verſprechen, damit das völlig losgebundene Heer ſeinen Sold erhalten konnte.

Der Kaiſer Karl ſchickte unterdeß Briefe an alle chriſtliche Fürſten, worin er ſich ſehr ſorgfältig wegen dieſer Vorgänge entſchuldigte, die ganz ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen ſeyen; ja, während ſeine Feldherren den Papſt in der Engelsburg eingeſchloſſen und als Gefangenen hielten, ließ er in den ſpaniſchen Kirchen für die Befreiung deſſelben öffentliche Gebete verrichten. Man hat ihm dieſes als Heuchelei vorgeworfen; aber das widerſpenſtige Heer achtete in der That nicht mehr auf ſeine Befehle, bis der rückſtändige Sold ausgezahlt war. Dann erſt, nach zehn Monaten, zog es ſich, auf ſein Geheiß, nach Neapel. Es war aber durch die Ausſchweifungen in Rom ſo geſchwächt worden, daß, als Franz von Frankreich noch in demſelben Jahre 1527 einen neuen Einfall in Italien machte, deſſen Heer unter Lautrec ohne Widerſtand bis nach Neapel drang und dieſe Stadt belagerte. Nur der plötzliche Uebertritt des berühmten genueſiſchen Seehelden, Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeſeite Neapel belagerte, zur Partei des Kaiſers, und zugleich Krankheiten im franzöſiſchen Heere, wendeten das Glück wieder zu Karls Gunſten; das franzöſiſche Heer wurde von Neapel und im Jahre 1529 auch von Mailand zurückgeſchlagen; die beiderſeitige Ermüdung führte den Frieden von Cambray 1529 herbei, den man auch den Damenfrieden nennt, weil er von der Mutter des Königs Franz, und Karls V. Tante, Margaretha, Regentin der Niederlande, vermittelt wurde. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung ſeiner Söhne in Spanien, leiſtete Verzicht auf Mailand, Genua, Neapel und alle Länder jenſeits der Alpen, heirathete Karls Schweſter Eleonore, und dagegen drang Karl nicht ſogleich jetzt auf die Abtretung des Herzogthums Burgund, ſondern behielt ſich ſeine Rechte vor.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß der Kaiſer ſich auch in ſeinen italieniſchen Ländern mit Würde zeigen konnte; er war noch nie dort geweſen. Er landete im Auguſt 1529 in Genua und zog von dort mit kaiſerlicher Pracht nach Bologna. Hierhin hatte er eine Zuſammenkunft mit dem Papſte Clemens verabredet, und ſie wurde mit großer Feierlichkeit gehalten. Der

früheren Feindſchaft wurde nicht mehr gedacht; Karl küßte dem heiligen Vater, nach alter Sitte, knieend den Fuß, und dieſer krönte ihn unter feſtlicher Pracht zum Kaiſer, ſo wie zum Könige der Lombardei. Es war die Krönung des mächtigſten Monarchen, der ſeit Karl dem Großen die Kaiſerkrone getragen hatte, und es iſt die letzte geweſen, die Italien geſehen hat. *) Karl erſchien den Italienern, die ihn nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr; die Furcht wandelte ſich in begeiſterte Verehrung um, und nachdem er auch nicht einmal Mailand für ſich behalten, ſondern großmüthig dem Herzog Franz Sforza als Reichslehn zurückgegeben hatte, zog er zu dem großen Augsburger Reichstage nach Deutſchland.

89. Die erſten Bündniſſe der proteſtantiſchen Fürſten.

In unſerm Vaterlande hatten indeß viele Fürſten ſchon öffentlich die neue Lehre in ihren Ländern eingeführt. Einer der eifrigſten war der junge Landgraf Philipp der Großmüthige von Heſſen; dieſer drang auch bei den übrigen Fürſten, welche mit ihm gleich geſinnt waren, darauf, daß ſie ein Bündniß zu gegenſeitigem Schutze ſchließen ſollten, wenn etwa die Gegner das Wormſer Edict mit Gewalt durchzuführen verſuchten. Seine Sorge war nicht ungegründet. Schon hatten mehrere andersgeſinnte Fürſten zu Leipzig eine Zuſammenkunft gehalten und über die gemeinſchaftliche Vertheidigung ihrer Länder gegen das Eindringen jeder Neuerung gerathſchlagt; ſie hatten den Kaiſer um Beiſtand angerufen, und dieſer hatte in ſeiner Antwort von „Ausrottung der Irrthümer der lutheriſchen Sekte“ geſprochen. Zu Deſſau ſchloſſen dieſe Fürſten, Chur-Mainz, Chur-Brandenburg und die Herzöge von Wolfenbüttel und Kalenberg einen Bund. Dagegen wurde den 4. May 1526 zu Torgau ein Bündniß errichtet zwiſchen dem Churfürſten von Sachſen, Johann dem Standhaften, Philipp von Heſſen, den Herzögen von Grubenhagen und Celle, dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürſten Wolfgang von Anhalt, Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und der freien Reichsſtadt Magdeburg. Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ehemals Meiſter des deutſchen Ordens, der aber bei der Annahme der neuen Lehre das geiſtliche Ordensland mit Zuſtimmung des Königs von Polen als Ober-Lehnsherrn, in ein weltliches Herzogthum Preußen verwandelt hatte, ſchloß ein beſonderes Bündniß mit dem Churfürſten von Sachſen. Die feſte Haltung der Verbündeten auf dem, unter dem Vorſitze des Königs

*) Bei dem Krönungszuge ſtürzte wenige Schritte hinter dem Kaiſer der hölzerne Gang zuſammen, durch welchen man den Palaſt mit der Petroniuskirche verbunden hatte. Viele deuteten dieſes dahin, daß Karl wohl der letzte Kaiſer ſein werde, der zu einer römiſchen Krönung gehe. Er ſelbſt ſah ſich lächelnd um und erkannte ſein Glück, welches ihn auch jetzt vor einem Unfall bewahrt habe.

Ferdinand 1526 zu Speier gehaltenen, Reichstage verſchaffte ihnen den günſtigen Reichstagsbeſchluß, „daß die Stände des Reichs in Sachen, die das Wormſer Edict angehen möchten, mit ihren Unterthanen ſo leben, regieren und halten ſollten, wie ein jeder ſolches gegen Gott und kaiſerliche Majeſtät zu verantworten hoffe und vertraue". Dadurch war es dem Gewiſſen einer jeden Obrigkeit überlaſſen, wie weit ſie in den Religionsſachen gehen wolle.

Der Kaiſer, der damals noch in Spanien und mit dem gefangenen König Franz beſchäftigt war, und bald darauf, nach deſſen Loslaſſung, einem neuen Kriege mit ihm entgegenſah, vertröſtete die Deutſchen, welche ihn zur Beilegung der Händel herbeiwünſchten, mit einem neuen Reichstage, ſobald er irgend Muße finde, zu ihnen zu kommen. Indeß ließ er im Jahre 1529 vorläufig einen Reichstag zu Speier halten. Dieſer machte aber den Riß zwiſchen beiden Parteien nur größer, denn er gab der neuen einen Namen. Die Mehrheit der Stände, welche katholiſch war, faßte den Beſchluß: „Es ſolle im Weſentlichen bei dem Wormſer Edicte bleiben, die Meſſe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden habe, ſollten ſich aller weitern Neuerungen enthalten; keiner ſolle übrigens des andern Unterthanen, des Glaubens halber, in Schutz wider ihre Obrigkeit nehmen." — mit dieſem Schluſſe waren die lutheriſch Geſinnten unzufrieden, und legten eine förmliche Verwahrung, Proteſtation, dagegen ein, wovon ſie den Namen Proteſtanten erhalten haben. Sie erklärten, ſich an den Abſchied vom Jahre 1526 auch ferner halten zu wollen. Es waren die meiſten der oben erwähnten Fürſten, welche den Torgauer Bund geſchloſſen hatten, auch der Markgraf Georg von Brandenburg von der fränkiſchen Linie, und die Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm,. Koſtnitz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Ißny, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen.

Die Augsburger Confeſſion. 1530. — Im folgenden Jahre 1530 wurde der große Reichstag zu Augsburg gehalten, zu welchem der Kaiſer ſelbſt aus Italien, wie er angekündigt hatte, kam. Schon auf dem Wege begegneten ihm Abgeordnete beider Parteien, um ihn für ihre Sache zu ſtimmen; er aber hielt ſeine Gedanken in ſich verſchloſſen und verwies alle auf den Reichstag ſelbſt. Am 22. Juni Abends hielt er mit großer Pracht und im Geleite der zahlreich verſammelten Churfürſten, Fürſten und Herren ſeinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der unbekannte junge Fürſt, wie er vor zehn Jahren zum erſtenmal in Deutſchland auftrat, ſondern ein Kaiſer, wie ſeit Karl dem Großen an Macht keiner geweſen; die Welt war ſeiner großen Eigenſchaften voll. Der mächtigſte König war vor ihm erlegen, und ſelber Rom hatte nicht einmal einem irregeleiteten Theile ſeiner Macht widerſtehen können. Auch ſein Aeußeres hatte an Würde

und männlichem Anſtand gewonnen und überwältigte ſelbſt die Gemüther der Gegner. Melanchthon, der mit dem Churfürſten von Sachſen in Augsburg war, redet in einem vertrauten Briefe ſo über ihn: „Das Merkwürdigſte auf dieſer Verſammlung iſt unſtreitig der Kaiſer ſelbſt. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in euern Gegenden Bewunderung erregt haben, weit bewundernswürdiger aber iſt es, daß er bei ſo großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunſch gelingt, eine ſo große Mäßigung bewahrt, ſo daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine ſolche That, an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiſer wirſt du mir aus der Geſchichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei dieſem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm iſt keine Spur einer Leidenſchaft, eines Hochmuthes, einer Grauſamkeit. Denn, um von dem übrigen zu ſchweigen, obgleich unſere Gegner bisher alle Künſte angewendet, um ihn in dieſer Religionsſache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unſrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben iſt voll der herrlichſten Beiſpiele von Enthaltſamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die ſonſt bei den deutſchen Fürſten ſehr ſtreng war, wird nun bloß in des Kaiſers Hauſe angetroffen. Kein Laſterhafter kann ſich in ſeinen Umgang einſchleichen; und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er ſich ganz nach ihren Tugenden auswählt. — Mich dünkt, ſo oft ich ihn geſehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menſchen ſollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen ſollte wohl die Uebereinſtimmung der ſchönſten Tugenden, beſonders bei einem ſo großen, nicht erfreuen?"

Trotz dieſer Achtung gebietenden Perſönlichkeit des Kaiſers, und trotz ſeiner und der katholiſchen Fürſten überwiegenden Macht zeigten doch die proteſtantiſchen Fürſten, die alle zugegen waren, eine ſo feſte Haltung, daß ſie auch in äußern Dingen ihren Willen durchſetzten und den Kaiſer nöthigten, mehrere ſeiner Befehle zurückzunehmen. So befahl er, daß alle Fürſten an der Feier des Frohnleichnams-Feſtes, gleich am Tage nach ſeinem Einzuge, Theil nehmen ſollten; allein am Morgen des Tages ritten die proteſtantiſchen Fürſten im feierlichen Zuge zu ihm und erklärten ſtandhaft ihre Weigerung, welche er annehmen mußte. Eben ſo proteſtirten ſie gegen ſeinen Befehl, daß ihre Prediger in Augsburg nicht predigen ſollten, und gaben erſt dann nach, als er anordnete, daß von beiden Seiten nicht gepredigt, ſondern an den Sonntagen nur das Evangelium und die Epiſtel geleſen wurde. Vor Allen ging der Churfürſt Johann von Sachſen mit dem Beiſpiele der Standhaftigkeit voran und erwarb dadurch den Beinamen, welchen ihm die Nachwelt gegeben hat. Selbſt die Drohung des Kaiſers, die Belehnung mit der Chur Sachſen, die noch nicht geſchehen war, ihm

zu verſagen, brachte ihn nicht aus der Faſſung. Johann, der letzte der vier trefflichen Söhne des Churfürſten Ernſt, gehörte zu den einfachen, in ſich feſten Gemüthern, welche eine einmal gewonnene Ueberzeugung mit der ganzen Kraft ihrer Seele feſthalten und Alles dafür zu opfern bereit ſind. Er verhehlte ſich nicht, daß er mit ſeiner geringen Macht der des Kaiſers in keiner Weiſe werde widerſtehen können, allein die Frage, die er ſich ſtellte, war die, „ob er entweder Gott verleugnen wolle, oder die Welt," und da blieb ihm kein Zweifel übrig. Sehr geſtärkt wurde er auch durch Luthers Zuſchriften, welcher der noch auf ihm ruhenden Acht wegen nur bis Koburg hatte kommen dürfen und von da aus die großen Angelegenheiten in Augsburg mit der größten Spannung aber auch mit der Zuverſicht ſeines ſtarken Glaubens verfolgte. In dieſer Zeit ſoll er ſein Lied: „Eine ſtarke Burg iſt unſer Gott" gedichtet haben. Als nun bei den Reichstagsſitzungen die Religionsſache zur Sprache kam, legten die proteſtantiſchen Fürſten dem verſammelten Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vor, welches kurz und faßlich alle die Sätze enthalten ſollte, worin die neue Kirche von der alten abweiche. Melanchthon hatte daſſelbe aus 17 Artikeln, welche Luther zu Schwabach aufgeſetzt, und aus mehreren Schriften, welche die proteſtantiſchen Fürſten mitgebracht hatten, in ſeiner gemäßigten Weiſe in ein Ganzes gefaßt und es iſt dieſes die Augsburgiſche Confeſſion, welche als die Grundlage der proteſtantiſchen Kirche von der Zeit an gegolten hat. Die Vorleſung durch den ſächſiſchen Kanzler Bayer geſchah am 25. Juni, und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiſer ließ ihnen darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: „er werde dieſen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen ſeine Entſchließung darüber melden laſſen."

In Karls Rathe und dem der katholiſchen Fürſten waren die Stimmen ſehr getheilt. Der päpſtliche Legat, ſo wie der Herzog Georg von Sachſen, Herzog Wilhelm von Baiern und die meiſten Biſchöfe, verlangten, Karl ſollte geradezu die Proteſtanten zur Abſchwörung ihrer Lehre anhalten; andere, worunter der Cardinal und Erzbiſchof von Mainz, waren gemäßigter; ſie erkannten, daß ein ſolches Unternehmen nicht ohne großes Blutvergießen und innern Krieg durchzuführen ſey; ſie erinnerten an die Gefahr von den Türken, (welche noch im Jahre vorher, 1529, unter dem mächtigen Sultan Soliman II. gewagt hatten, mit großer Heeresmacht, bis Wien vorzudringen, und die Stadt, zum Glück ohne Erfolg, anzugreifen,) und riethen die Proteſtanten entweder durch Ueberzeugung und andere gütliche Wege wieder mit der Kirche zu vereinigen, oder ſonſt die Sache dahin zu richten, daß wenigſtens der Friede im Innern des Reiches erhalten werde.

Es ward nun, auf ihren Rath, von mehreren katholiſchen Theologen, unter welchen auch Eck war, eine Widerlegung der Augs-

burgiſchen Confeſſion abgefaßt und den Proteſtanten vorgeleſen, mit dem Bedeuten, ſich dabei zu beruhigen; und als ſie es nicht zu können verſicherten, noch mehrere Verſuche zur Verſöhnung und Ausgleichung gemacht. Den Friedlichen und Milderen von beiden Seiten ſchien eine ſolche nicht unmöglich zu ſeyn. Melanchthon ſelbſt ſchrieb dem päpſtlichen Legaten: „Es iſt nur eine geringe Ungleichheit in den kirchlichen Gebräuchen, die der Vereinigung im Wege zu ſtehen ſcheint. Aber die Kirchengeſetze geſtehen ja ſelbſt, daß die Einigkeit der Kirche, ungeachtet ſolcher Ungleichheit der Gebräuche, beſtehen könne." — Allein die Eiferer beiderſeits traten der ruhigen Prüfung der Sachen in den Weg; und was man nachgeben wollte, traf nicht die Hauptſachen. Auch miſchten ſich bei manchen der proteſtantiſchen Fürſten und freien Städte weltliche Rückſichten ein, indem von der Herſtellung der biſchöflichen Gewalt in ihren Ländern die Rede war; und von katholiſcher Seite hielt man jetzt gerade an ſolchen Punkten am beſtimmteſten feſt, in Abſicht deren man früher, namentlich gegen die griechiſche Kirche und gegen die Huſſiten, ſchon Nachgiebigkeit bewieſen hatte, nämlich an der Prieſterehe und der Verſagung des Abendmahls unter beiden Geſtalten für die Laien. So entfernten die vereitelten Einigungs-Verſuche, ſtatt zu nähern, nur noch mehr die Parteien von einander. — Der Kaiſer ließ endlich den Proteſtanten eine Erklärung vorlegen, des Inhalts: „Sie ſollen ſich bis zu dem nächſten funfzehnten Tag des Monats April bedenken, ob ſie ſich wegen der noch nicht verglichenen Artikel mit der chriſtlichen Kirche, dem Papſt, und dem Kaiſer und den übrigen Fürſten, bis zu der weiteren Erörterung eines nächſtkünftigen Conciliums, vereinigen wollten oder nicht; vor Ablauf dieſer Friſt ſollten ſie in ihren Ländern nichts Neues drucken laſſen, und weder von ihren eigenen Unterthanen noch fremden jemand weiter zu ihrer Sekte ziehen. Weil aber übrigens in der Chriſtenheit eine lange Zeit her vielerlei Mißbräuche und Beſchwerden eingeriſſen ſeyn mögen, ſo wolle der Kaiſer bei dem Papſt und allen chriſtlichen Potentaten bewirken, daß innerhalb ſechs Monaten ein allgemeines Concilium ausgeſchrieben, und auf das längſte in einem Jahre gehalten werde."

Die Proteſtanten erwiederten auch hierauf, wie immer, daß ihre Lehre noch nicht aus der Schrift widerlegt ſey, daß alſo ihr Gewiſſen ihnen verbiete, in den Reichsabſchied zu willigen, der die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verdamme; zugleich überreichten ſie dem Kaiſer noch eine Apologie ihrer Confeſſion; und darauf reiſten die, welche noch dort waren, von Augsburg weg. Als der Churfürſt von Sachſen vom Kaiſer Abſchied nahm, ſagte dieſer: „Oheim, Oheim, das hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht verſehen." Der Churfürſt erwiederte nichts: die Augen füllten ſich ihm mit hellen Thränen. Er verließ den Palaſt und gleich darauf die Stadt. — Der Bruch der beiden Parteien war

entſchieden. In dem öffentlichen Reichstagsſchluſſe, der darauf bekannt gemacht wurde, ward die lutheriſche Lehre als Ketzerei mit ſehr harten Ausdrücken verworfen, die Herſtellung aller eingezogenen Klöſter und Stifter ſtreng geboten, eine Cenſur über alle Druckſchriften in Glaubensſachen angeordnet, und die Widerſpänſtigen mit des Kaiſers und des Reiches Strafe bedroht.

Der Schmalkaldiſche Bund. 1530. — Die proteſtantiſchen Fürſten verſammelten ſich in den letzten Tagen dieſes Jahres zu Schmalkalden und ſchloſſen ihren Bund noch enger und feſter. Einige von ihnen hätten gern ſogleich losbrechen und die Sache mit den Waffen ausfechten mögen; allein in den übrigen war noch die alte, fromme Scheu vor einem Bruderkriege in Deutſchland und die Ehrfurcht vor der heiligen Perſon des Kaiſers, wie ſie ſich ſelbſt ausdrücken; und dieſes ächte Gefühl deutſcher Herzen rettete ihren Bund von dem Vorwurfe, ohne Noth das blutige Zeichen des Religionskrieges aufgeſteckt zu haben. Auch den katholiſchen Reichsfürſten muß zum Ruhme nachgeſagt werden, daß ſie der Neigung zum Gebrauche der Waffengewalt, welche von Rom ausging, und ſchon Einfluß auf den Kaiſer gewonnen hatte, widerſtanden. Sie ließen es nicht zur Reichsacht kommen, um dem Kaiſer nicht die Waffen in die Hand zu geben; ſie wollten, wie man ſich ausdrückte, „nicht fechten ſondern rechten," und hofften durch das Reichskammergericht, welches zu dem Ende von den nichtkatholiſchen Elementen geſäubert und mit 6 Beiſitzern verſtärkt wurde, den Reichstagsabſchied in Vollzug bringen zu können. — Aber wie auch dieſes Mittel ſich als unzulänglich auswies, werden wir bald ſehen.

90. Ferdinand, römiſcher König, 1531. Einſtweilige Erhaltung des Religions-Friedens.

Der Kaiſer war von dem Augsburgiſchen Reichstage ſogleich nach Köln gereiſt, wohin er auch die Churfürſten beſchieden hatte, und hier that er ihnen den Vorſchlag, ſeinen Bruder Ferdinand, dem er ſchon die öſtreichiſchen Erblande abgetreten hatte, und der auch, ſeit dem Ausſterben des böhmiſch-ungariſchen Könighauſes mit König Ludwig II., der in der Schlacht bei Mohacz 1526 gegen den Sultan Soliman II. geblieben war, auf den Grund früherer Erbverträge die Kronen von Böhmen und Ungarn erhalten hatte, zum römiſchen Könige zu erwählen, damit er, bei des Kaiſers häufiger Abweſenheit, die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Churfürſten willigten ein und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt; nur der Churfürſt von Sachſen hatte eine Proteſtation gegen dieſe Wahl durch ſeinen Sohn einreichen laſſen, und die Herzoge von Baiern, die auf die Macht des öſtreichiſchen Hauſes ſchon lange eiferſüchtig waren, ſtimmten in dieſer Beziehung mit ihren

Gegnern in Religionsſachen überein und lehnten die Anerkennung Ferdinands ab.

Dem neuen römiſchen Könige lag ſehr viel an der Erhaltung des Friedens in Deutſchland, weil ihm ſein neues Königreich Ungarn ſehr hart von den Türken bedrängt wurde, und die vorzüglichſte Hülfe von den deutſchen Fürſten kommen mußte. Die Proteſtanten aber verweigerten ihre Hülfe, wenn man ihnen nicht vorher den Frieden im Reiche geſtatten und beſchwören werde. Da verabredete der Kaiſer von Neuem Verſuche der Einigung, und ſie führten endlich, indem auch Luther eifrig dazu ermahnte, zu dem vorläufigen Religionsfrieden zu Nürnberg 1532. Der Kaiſer erklärte gegen die Meinung der katholiſchen Majorität: „Er wolle aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit einen gemeinen Frieden aufrichten, vermöge deſſen bis auf ein künftiges Concilium, oder bis die Stände ſelbſt wiederum zuſammenkämen, keiner den andern des Glaubens oder ſonſt einer Urſache wegen befehden oder überziehen ſolle.“ Ja, der Kaiſer verſprach auch, das Verfahren ſeines Reichs-Fiscals in Sachen des Glaubens gegen den Churfürſt von Sachſen und deſſen Zugewandte bis zum Concilium einzuſtellen.

Nun ging es raſch mit der Türkenhülfe, beſonders von Seiten der proteſtantiſchen Fürſten und Städte, und es kam ſo bald ein deutſches Heer zuſammen, wie ſeit langem nicht geſchehen war. Die Gefahr ſchien dringend zu werden, denn der Sultan Soliman zog mit 300,000 Mann heran, um die öſtreichiſchen Länder von vier Seiten anzugreifen, und der Kaiſer hatte nur 76,000 dagegen. Aber ſchon die erſten Verſuche zeigten den Türken, mit welchem Feinde ſie zu thun haben würden. Ibrahim Baſſa, der ihren Vortrab führte, glaubte das kleine Städtlein Günz in Ungarn, welches ihm die Thore zugeſchloſſen hatte, der Ehre halber züchtigen zu müſſen, und gedachte es im erſten Sturme zu erobern; allein der tapfere Befehlshaber Juriſchitz ſchlug mit einigen hundert Mann alle ſeine Angriffe zurück und hielt ihn 15 Tage lang auf. Da bedachte Soliman, was erſt die große Stadt Wien koſten werde, indem der Kaiſer ſelbſt zu ihrem Schutze herbeigekommen war; und weil er die Deutſchen, ſtatt uneinig, einig unter einander ſah, trat er plötzlich den Rückweg an; alle Welt aber erſtaunte, daß der große Soliman ſo ſchnell wieder aufgab, wozu er drei Jahre lang gerüſtet hatte.

Nun konnte der Kaiſer Karl ſich wieder zu andern Angelegenheiten wenden, und ging zuvörderſt nach Italien, um mit dem Papſte das große Concilium zu bereden. Aber dem Papſt Clemens VII. war es damit nicht Ernſt; wie überhaupt der römiſche Hof in dieſer Zeit ein Concilium nicht wünſchte; und Karl reiſte unverrichteter Sache nach Spanien ab.

Während er dort war und der König Ferdinand alle Sorge auf die Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in Ungarn wenden mußte,

breitete ſich die proteſtantiſche Lehre immer weiter in Deutſchland aus und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer. Die Proteſtirenden gingen ſo weit, daß ſie dem Reichskammergerichte im Jahr 1534 den Gehorſam aufkündigten, weil dieſes, gegen die Beſtimmung des Nürnberger Religions-Friedens, ſolche Klagen gegen ſie annahm und entſchied, welche auf Herausgabe eingezogener Kirchengüter gingen. Damit waren im Grunde die Landfriedens-Geſetze Kaiſer Maximilians wieder über den Haufen geworfen. — Es kam auch ein Streit wegen des würtemberger Landes dazu. Es iſt ſchon früher des Herzogs Ulrich von Würtemberg gedacht worden, welcher in der Zeit nach Maximilians Tode, ehe Karl V. gewählt war, wegen eines Streites mit der Stadt Reutlingen durch den ſchwäbiſchen Bund aus ſeinem Lande vertrieben wurde. Der Bund trat das Land, auf welchem ſchwere Schulden hafteten, dem Kaiſer Karl ab, und dieſer gab es 1530 mit den öſtreichiſchen Erblanden ſeinem Bruder Ferdinand. Es ſchien nun auf immer ein öſtreichiſches Land ſeyn zu ſollen. Aber der abgeſetzte Herzog, der als Flüchtling im Reiche umherzog und Freunde zu gewinnen ſuchte, fand Schutz bei ſeinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Heſſen; Ulrich hatte ſchon den lutheriſchen Glauben angenommen; und Philipp faßte ſogar den Gedanken, ihn wiederum, ſey es auch mit Gewalt, in ſein Land einzuſetzen. Er rüſtete ſchnell ein Heer von 20,000 Mann, brach unerwartet in Würtemberg ein, ſchlug den öſtreichiſchen Statthalter des Landes bei Lauffen, 1534, und gab das ſchnell eroberte Herzogthum dem Ulrich zurück. Es ſchien, als wenn aus dieſer That der blutigſte Krieg entſtehen müſſe; allein die Gefahr ging noch einmal glücklich vorüber. Karl und Ferdinand waren ſonſt beſchäftigt; auch mochten ſie fühlen, daß es nicht edel geweſen war, durch ein fremdes Land, wenn auch unter dem Schein des Rechtes, ihre ſchon ſo große Macht zu vermehren; und von der andern Seite hatten die übrigen Glieder des Schmalkaldiſchen Bundes keinen Antheil an der That des Landgrafen, ſie ſuchten vielmehr durch die größte Nachgiebigkeit die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. So kam, unter Vermittlung des Churfürſten von Sachſen der Friede zu Kadan in Böhmen zu Stande, in welchem Herzog Ulrich ſein Land als öſtreichiſches Afterlehen wieder bekam, der Nürnberger Religionsfriede beſtätigt wurde, und der Churfürſt von Sachſen ſammt ſeinen Mitverwandten dagegen den römiſchen König Ferdinand förmlich anerkannte. Und um wenigſtens die Würde des Reichsoberhauptes aufrecht zu halten, wurde ausgemacht, daß der Landgraf und Herzog Ulrich den Kaiſer in Perſon, und den König Ferdinand durch Abgeordnete, fußfällig wegen ihres Landfriedensbruches um Verzeihung bitten ſollten.

Auch eine andere Zwiſchenbegebenheit, welche wichtig zu werden ſchien, unterbrach den Frieden für das Ganze nicht; das waren:

Die Unruhen der Wiedertäufer in Münſter, in den Jahren 1534 und 35. Die Grundſätze des Thomas Münzer von der chriſtlichen Freiheit und Gleichheit und von der Gütergemeinſchaft, ſo wie der Glaube an unmittelbare göttliche Offenbarungen, waren noch nicht ausgerottet, ſondern hatten ſich beſonders in Holland unter der Sekte der ſogenannten Wiedertäufer erhalten. Sie verlangten, daß die Menſchen Buße thun und ſich von Neuem taufen laſſen ſollten, damit der Zorn Gottes nicht über ſie komme. Zwei ihrer ſchwärmeriſchſten Redner, Jan Matthys, ein Bäcker aus Harlem, und ein Schneider, Jan Bockhold oder Bockelſohn, von Leiden, kamen in den erſten Tagen des J. 1534 nach Münſter, als dort eben durch einen Prediger Rottmann die lutheriſche Lehre eingeführt war, gewannen dieſen auch für die Wiedertaufe, und vertrieben nun, mit Hülfe des Pöbels und eingewanderter Wiedertäufer aus andern Gegenden, die vermögenden Bürger aus der Stadt, errichteten einen neuen Magiſtrat und führten Gemeinſchaft der Güter ein. Ein jeder mußte, was er an Gold und Silber und ſonſt von Werth beſaß, in einen öffentlichen Schatz niederlegen, und eben ſo wurden die Kirchen ihrer Koſtbarkeiten beraubt, die Bilder zerſchlagen, und alle Bücher in der Stadt, die Bibel ausgenommen, öffentlich verbrannt. — Zu der Schwärmerei geſellte ſich, wie faſt immer bei rohen Gemüthern, Herrſchaft der Sinnlichkeit und gewaltige Ausartung der Leidenſchaften. Es wurde als ein Theil der chriſtlichen Freiheit anerkannt, daß ein jeder mehrere Frauen haben dürfe, und Johann von Leiden gab das Beiſpiel, indem er drei zugleich heirathete. Endlich rief ihn einer ſeiner Anhänger, der ſich beſonderer göttlicher Eingebung rühmte, Johann Duſentſchur aus Warendorf, zum König des ganzen Erdkreiſes aus, welcher den Stuhl Davids wieder aufrichten werde; und mit dieſer neuen Lehre wurden 28 Apoſtel in alle Welt ausgeſendet, um ſie dem neuen Könige zu unterwerfen. Sie wurden aber, wohin ſie kamen, als Aufrührer ergriffen und meiſtentheils hingerichtet. Indeß regten ſich doch in mehreren Gegenden Deutſchlands und beſonders der Niederlande manche Haufen Gleichgeſinnter für die Partei in Münſter.

Gegen dieſe Stadt war jedoch ſchon im J. 1534 der Biſchof, unterſtützt von dem Landgrafen Philipp von Heſſen und einigen anderen Fürſten, mit einem Heere herangezogen. Zwar wurde ein Sturm, den er am 30. Aug. 1534 unternehmen ließ, von den fanatiſch begeiſterten Wiedertäufern auf das Tapferſte abgeſchlagen, allein den langſameren Angriffen des Hungers, welche man nun gegen ſie anwandte, indem man der Stadt alle Zufuhr abſchnitt, konnten ſie auf die Dauer nicht widerſtehen. Die Noth wurde von Tage zu Tage größer, und kühlte den Eifer des Volkes immer mehr ab. Der neue König wollte ſich durch Schrecken befeſtigen

und enthauptete ſogar eine ſeiner Gemahlinnen mit eigener Hand auf öffentlichem Markte, weil ſie geäußert hatte, ſie könne unmöglich glauben, daß Gott ſo viel Volks wolle Hungers ſterben laſſen, indeß der König in Ueberfluß lebe. Aber zuletzt, da in der That ſchon viele verhungert waren, führten ein Paar Bürger das Heer des Biſchofs in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt; nach blutigem Kampfe wurden Johann von Leiden, ſein Scharfrichter Knipperdolling und ſein Kanzler Krechting gefangen, in mehreren deutſchen Städten zur Schau herum geführt, dann mit glühenden Zangen gezwickt und getödtet, indem ihnen ein glühender Dolch ins Herz geſtoßen wurde. Ihre Körper wurden in eiſernen Käfigen an dem Thurme der Lamberti-Kirche, am Markte, aufgehängt, in der Stadt aber der katholiſche Gottesdienſt mit der Herrſchaft des Biſchofs ganz wieder eingeführt.

91. Karl gegen die afrikaniſchen Raubſtaaten und gegen Franz von Frankreich.

Der Kaiſer Karl hatte unterdeß einen Zug unternommen, welcher zu ſeinen ruhmwürdigſten gehört. Auf der Nordküſte von Afrika hatte ſich einer der kühnſten und außerordentlichſten Menſchen ſeiner Zeit, ein Seeräuber, Chaireddin, gewöhnlich Haradin Barbaroſſa genannt, von geringen Aeltern auf der Inſel Lesbos geboren, feſtgeſetzt, hatte viele, vom König Ferdinand dem Katholiſchen aus Spanien vertriebene, von Rache gegen die Chriſten glühende, Mauren an ſich gezogen, und beunruhigte mit ihnen die europäiſchen Meere. Seine Grauſamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der Küſtenbewohner, von Meſſina bis Gibraltar glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig ſchlafen zu können; Algier und Tunis waren in ſeiner Gewalt, und der türkiſche Sultan Soliman hatte dem verwegenen Manne ſeine eigene Seemacht noch zum Gebrauch gegen die Chriſten anvertraut. Viele tauſend chriſtliche Sklaven ſchmachteten ſchon in der Gefangenſchaft zu Algier und Tunis.

Solchen Frevel glaubte Kaiſer Karl, als Schirmherr der Chriſtenheit gegen die Ungläubigen, nicht dulden zu dürfen; auch hatte der aus Tunis vertriebene Fürſt Muley Haſcen ſeinen Schutz angefleht. Er brachte daher ein Heer von 30,000 Mann, wobei auch 8000 Deutſche unter dem Grafen Max von Eberſtein waren, und 500 Schiffe zuſammen; Doria befehligte die Flotte, der Kaiſer ſelbſt und der Marcheſe del Vaſto die Landmacht, und im Sommer 1535 ſtieg man bei Tunis ans Land. Das feſte Schloß Goleta, welches den Hafen beſchützte, wurde mit Sturm genommen, alles Geſchütz erobert, 2000 Türken niedergemacht, Haradins Heer, welches ſich in der Ebene vor Tunis aufgeſtellt hatte, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geſchlagen und die Stadt erobert; die in dem Schloſſe derſelben eingeſperrten chriſtlichen Sklaven

28*

halfen nach beſten Kräften mit gegen die Türken, und Karl hatte am Ende die unausſprechliche Freude, 22,000 dieſer Unglücklichen, aus allen europäiſchen Völkern, gerettet zu ſehen, die Thränen ihres Dankes zu empfangen, und ſie der Freiheit und den Ihrigen, welche ſie wohl lange für todt gehalten, wiederzugeben. Er ſelbſt verſicherte, daß dieſes einer der ſchönſten Tage ſeines Lebens ſey. Sein Ruhm verbreitete ſich in alle Länder; er verdiente ihn durch die Ausdauer und Tapferkeit, welche er ſelbſt bei dem gefahrvollen Unternehmen bewieſen hatte; und zugleich hat er ein Beiſpiel gegeben, wie die unmenſchlichen Räuber auf den Küſten Afrika's mit Ernſt und Kraft gar wohl gebändigt werden können.

Den Muley Haſcen ſetzte er wieder in Tunis ein, verbot ihm aber allen Raub von Chriſtenſklaven, und hielt, zum Unterpfand des Gehorſams, die Feſtung Goleta beſetzt. Haradin war nach Algier entflohen; ihn beſchloß Karl im nächſten Frühjahr auch dort aufzuſuchen.

Hieran verhinderte ihn aber ein neuer Krieg mit dem Könige von Frankreich. Dieſer erneuerte ſeine Anſprüche an Mailand, als der bisherige Herzog, Franz Sforza, geſtorben war; und um ſich den Weg nach Italien zu ſichern, beſetzte er unerwartet und gewaltſam das Herzogthum Savoyen, an deſſen Herzog er gleichfalls Forderungen machte. Karl ſah die Nothwendigkeit des Krieges, und beſchloß, ihn mit aller Kraft in das ſüdliche Frankreich ſelbſt zu verſetzen. Ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang des erſten Einfalls unter dem Herzog von Bourbon, wagte er einen ſolchen 1536 von Neuem, drang bis Marſeille vor und belagerte die Stadt. Allein ſie war zu feſt, und die Gegend umher von den Franzoſen ſelbſt verwüſtet; Mangel und Krankheiten nöthigten den Kaiſer nach zwei Monaten zum Rückzuge, bei welchem viel Geſchütz und Gepäck verloren ging.

Es kam darauf, durch Vermittlung des Papſtes, 1538 ein Waffenſtillſtand zu Nizza auf zehn Jahre zu Stande, und bald darnach hielten die beiden Gegner eine Zuſammenkunft zu Aiguesmortes, an der Mündung des Rhonefluſſes. Die Einladung dazu war vom König Franz ausgegangen; des Kaiſers Räthe fanden es bedenklich, daß er ſich auf franzöſiſchen Grund und Boden begeben ſollte; allein ihm ſelbſt gefiel die Sache, des Außerordentlichen wegen, um ſo mehr. — Als er vor dem Hafen ankam, fuhr der König ſelbſt an ſein Schiff, ihn zu empfangen, und führte ihn auf das Land. Ein königliches Mahl war hier bereitet, und ein Feſt, welchem die Herrſcher bis tief in die Nacht beiwohnten. Am andern Morgen reichte der Dauphin ſelbſt dem Kaiſer Waſchwaſſer und Handtuch, und von beiden Seiten wetteiferte man in Beweiſen der Achtung und Freundſchaft. Es war keine Verſtellung, ſie wünſchten beide die Dauer des Friedens, und im folgenden Jahre 1539 gab Franz einen neuen Beweis ſeiner aufrichtigen

Geſinnung. Die Stadt **Gent** in den Niederlanden hatte ſich, einer neuen Auflage wegen, gegen Karl empört und bot dem König Franz an, ſich in ſeinen Schutz zu begeben; allein der König meldete die Sache ſelbſt dem Kaiſer und ſchlug ihm zugleich vor, um deſto ſchneller in die Niederlande zu kommen, den kürzeſten Weg von Spanien durch Frankreich zu nehmen. Karl nahm ohne Mißtrauen auch dieſe Einladung an. Allenthalben wurde er auf das Feierlichſte empfangen; wenn er an eine Stadt kam, ſo wurden ihm die Schlüſſel derſelben entgegengetragen, und in Fontainebleau, wo der König war, hielt man ihn funfzehn Tage lang, und in Paris ſechs Tage mit den herrlichſten Feſten auf.

Der Aufruhr in Gent war bald geſtillt und als der Kaiſer noch dort war, kamen ſehr dringende Aufforderungen an ihn, wieder einmal in Deutſchland zu erſcheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher geſtiegen war.

Er erfüllte den Wunſch und erſchien 1541 auf dem **Reichstage zu Regensburg**. Wie er hier, und darauf noch mehrere Jahre hindurch, immer auf dem Wege der Güte, der Vermittlung, der gegenſeitigen Verſtändigung, durch Schriften, durch Religionsgeſpräche und ſein eigenes Zureden, die Gemüther zu vereinigen ſuchte; wie ihn dabei der Grundgedanke ſeiner Regierung, und auch das Bedürfniß leitete, bei der noch immer drohenden Türkengefahr und dem ſpäter wieder ausbrechenden franzöſiſchen Kriege, Deutſchland einig zu erhalten; — das Alles ſoll weiter unten im Zuſammenhange erzählt werden. Hier verfolgen wir noch im kurzen Ueberblicke die auswärtigen Geſchäfte des Kaiſers, bis er ſich eine Zeitlang ganz denen in Deutſchland hingeben mußte.

Karls Zug gegen Algier 1541. — Von dem Regensburger Reichstage wendete er ſich nach Italien, um von dort den, ſchon früher beſchloſſenen, Zug gegen **Algier** zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer nach dem Außerordentlichen ſtand, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein ſeiner würdiges Ziel, und Haradin Barbaroſſa hatte ihn durch neue Verheerung der ſpaniſchen Küſten genugſam zur Rache aufgefordert. Aber dieſer neue Zug begann nicht unter glücklichen Vorbedeutungen; die Jahreszeit war für die Schifffahrt auf dem mittelländiſchen Meere ſchon zu ſtürmiſch, und der erfahrenſte Seemann, **Andreas Doria**, weiſſagte nichts Gutes. Aber Karl that nicht gern einen Schritt zurück und die Fahrt begann. Am 20. October 1541 erreichte die Flotte die Höhe vor Algier und das Heer ſtieg an's Land. Aber gleich am erſten Abend, ehe noch Geſchütz, Geräth und Vorrath ausgeſchifft waren, erhob ſich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern, warf ſie an die Küſte oder in das hohe Meer, und ein entſetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Lande dergeſtalt, daß ſie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Waſſer ſtehen, und um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre

Lanzen, in die Erde ſtoßen und ſich dagegen ſtemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung der Stadt Algier, ohne Geſchütz und Heer-Geräth, ſondern die eigene Rettung; denn die leichte türkiſche Reuterei ſetzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. Allein in dieſer Noth zeigte der Kaiſer Karl, daß er auch als Krieger, in Gefahren, groß ſey. Drei ſchwere Tagereiſen weit in Schlamm und Waſſer führte er ſein Heer, unter den ſteten Anfällen der Feinde, längs der Küſte bis zu dem Meerbuſen von Metafuz, wo ſich ein Theil der zerſtreuten Schiffe ſammelte. Er ſtellte ſich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härteſten Entbehrungen, ſo wie die äußerſte Anſtrengung der Kräfte mit ihnen, und ſo gelang es ihm, den ſinkenden Muth zu erhalten und das übrige Heer glücklich wieder einzuſchiffen. Er brachte es nach Italien und ging ſelbſt ſogleich nach Spanien hinüber.

Vierter Krieg mit Franz von Frankreich. 1542—44. — Der franzöſiſche König hatte Karls Abweſenheit in Algier benutzt, ſich von Neuem zu rüſten. Alle Freundſchaftsverſuche mit Karl hatten ihn das Herzogthum Mailand nicht verſchmerzen laſſen; nun, glaubte er, ſey die Zeit gekommen, es wieder zu erobern und erneuerte ſein Bündniß mit den Türken. Als Karl noch von dem afrikaniſchen Zuge erſchöpft ſtill lag, fing Franz den Krieg ſchon an, aber die Unfähigkeit ſeiner Feldherren gegen die trefflichen ſpaniſchen, ſo wie Mangel und Krankheiten, bewirkten, daß ſeine fünf Heere in dem erſten Feldzuge nichts ausrichteten und in trauriger Verfaſſung nach Hauſe kehren mußten.

Im folgenden Jahre 1543 begab ſich Karl nach Italien und von dort über die Alpen hinab an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenoſſen in dem Herzog von Cleve gefunden; dieſer, der zugleich kürzlich angefangen hatte, die proteſtantiſche Lehre zu begünſtigen, ſollte die kaiſerliche Gewalt zuerſt fühlen. — Karls Erſcheinung in dieſen Gegenden war ganz unerwartet. Unter dem Volke war die Sage, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten und ſey ſelbſt umgekommen, und in dieſem Glauben hielten ſie die Nachricht von ſeiner Ankunft in Deutſchland für ein Mährchen. Die Beſatzung der kleinen Stadt Düren gab auf ſeine Aufforderung zur Uebergabe die Antwort: „Sie fürchte ſich nicht vor dem, der längſt eine Speiſe der Fiſche geworden ſey.“ Als nun aber ſeine Spanier die Mauern erſtürmten, Alles niedermachten und die Stadt in Brand ſteckten, da verbreitete ſich Furcht und Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiſer führe eine Art ſchwarzbrauner, wilder Menſchen mit ſich, die lange Nägel an den Händen hätten, mit denen ſie die ſteilſten Mauern hinan klimmen könnten, und große Zähne, mit denen ſie Alles zerriſſen. Die Sagen von den Wundern der neuentdeckten Welttheile und ihren wilden Bewohnern gaben ſol-

chen Erzählungen Glauben in einer Zeit, welche des Außerordentlichen ſo viel erlebte. Auch beſtanden Karls Haufen meiſtens aus alten von Sonne und Luft geſchwärzten Kriegern, welche keine Gefahr ſcheuten, und bei Erſtürmung einer Stadt wohl ihre Dolche und Spieße in die Ritzen der Mauer zu ſtoßen pflegten, um ſich daran empor zu ſchwingen. Der Schrecken, der vor ihnen herging, unterwarf ſchnell das Land und die Städte, und der Herzog von Cleve mußte ſelbſt knieend um Gnade bitten. Er erhielt ſie unter der Bedingung, daß er nicht von dem katholiſchen Glauben weiche, wo er etwas geändert, es wieder auf den vorigen Fuß ſetze, und ſich in kein Bündniß gegen den Kaiſer einlaſſe.

Gegen Frankreich geſchah in dieſem Jahre nichts Bedeutendes; für das folgende aber hatte ſich Karl ſtärker gerüſtet, und nachdem er im Winter von **1543** auf **44** einen neuen Reichstag in Speyer gehalten, und ſich hier der Hülfe der deutſchen Fürſten verſichert hatte, brach er im nächſten Frühjahr mit einem trefflich gerüſteten Heere in des Feindes Land ſelbſt ein. Der Kern dieſes Heeres beſtand aus mehr als **30,000** Deutſchen, eine Folge des guten Einverſtändniſſes, in welches ſich Karl auf dieſem Reichstage mit den proteſtantiſchen Fürſten, beſonders dem Churfürſten von Sachſen und dem Landgrafen Philipp geſetzt hatte. Zuerſt wurde St. Dizier erobert, dann ging der Zug gerade auf Paris; Epernay und Chateau Thiery waren ſchon gefallen, das Heer ſtand nur zwei Tagemärſche von der Hauptſtadt, und die Einwohner flüchteten; ſeit den Zeiten der Ottonen war kein deutſches Heer ſo weit in Frankreich vorgedrungen; — da that der König Franz Friedensvorſchläge. Der Kaiſer nahm ſie an, denn er wollte ſchnelle Ausſöhnung mit dieſem Feinde, weil die Angelegenheiten Deutſchlands immer verwickelter geworden waren; und am **24.** September **1544** kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es iſt der letzte, den Karl mit dem König Franz geſchloſſen hat. Man änderte in der Hauptſache nichts; Bourgogne blieb bei Frankreich, Mailand aber dem Kaiſer. Franz verpflichtete ſich jedoch, den Kaiſer nicht allein wider die Türken, ſondern auch zur Wiedervereinigung des Glaubens zu unterſtützen.

92. Die Religions=Angelegenheiten Deutſchlands bis zum Schmalkaldiſchen Kriege. 1534—46.

In Sachſen war ſchon **1532** auf den Churfürſten Johann den Standhaften ſein Sohn Johann Friedrich gefolgt, ein ſehr rechtlich und treugeſinnter, aber beſchränkter Mann, ganz verſchieden von dem raſchen und kühnen Philipp von Heſſen, welcher noch immer als der unternehmendſte unter den proteſtantiſchen Fürſten voranſchritt. So wie Beider Gemüth im Widerſpruch ſtand ſo waren außerdem noch wichtigere Urſachen der Spaltung unter den Proteſtanten aufgekommen. Schon in dem erſten Jahrzehnd

der Reformation hatte ſich unter ihnen ſelbſt ein Streit über die Lehre vom Abendmahl erhoben, in welchem Luther zuerſt gegen Karlſtadt, dann gegen den Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, auftrat, mit welchem er ein fruchtloſes Religionsgeſpräch zu Marburg im Jahre 1529 hielt. Man näherte ſich zwar in mehreren wichtigen Punkten, über welche man ſich mißverſtanden hatte, z. B. über die Lehre von der Gottheit Chriſti, von der Erbſünde und von der Taufe; allein über die Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle konnte man ſich nicht einigen. Luther konnte das „Bedeutet" nicht annehmen; er hatte die Worte „das iſt mein Leib" vor ſich auf die Tafel geſchrieben und blieb dabei, daß das Gottes Worte ſeyen, an denen man nicht deuteten müſſe, „an denen der Satan nicht vorüber könne." — Man ſchied zwar mit beſſerer Meinung von einander und Luther ſelbſt meinte die Heftigkeit der Streitſchriften würde ſich nun legen; allein die Grundſpaltung wegen der einen Lehre blieb doch und verhinderte auch die äußere Vereinigung der Parteien zum gemeinſchaftlichen Bunde, ſo daß ſie ſogar zum gänzlichen Verderben der neuen Kirche hätte führen können, wenn die Katholiſchen die Spaltung benutzt hätten.

Allein dieſe waren damals noch ſo wenig einig unter ſich, daß ſogar, wie wir ſchon geſehen haben, die Herzöge von Baiern ſich mit den Schmalkadiſchen Bundesgenoſſen vereinigt hatten. Und ſpäter, als ſie ſich wieder von denſelben trennten, und die Gefahr für die neue Kirche größer zu werden ſchien, ſöhnte ſich die ſtreng lutheriſche Partei, auf Luthers eigenen Rath, 1536 mit den Schweizern durch die Wittenbergiſche Concordienformel für einige Zeit aus, und die Schweizer, ſo wie mehrere oberländiſche Städte, wurden in den Vertheidigungsbund aufgenommen. Dies war ohne Zweifel eines der wichtigſten Ereigniſſe für die Entwicklung der evangeliſchen Kirche.

Die Ausbreitung der neuen Lehre ging noch immer raſch. Selbſt einige Biſchöfe, die von Lübeck, Camin und Schwerin, nahmen die neue Kirchenform an, und der alte Churfürſt Hermann von Köln, von welchem weiter unten noch mehr wird geredet werden, machte ernſtliche Vorbereitungen, ihrem Beiſpiele zu folgen.

Eine der wichtigſten Veränderungen ging aber in den ſächſiſchen Landen ſelbſt vor. Die Hälfte derſelben, mit den Städten Dresden und Leipzig, gehörte dem Herzog Georg, (mit dem Beinamen „der Bärtige,") der ein eifriger Anhänger der alten Kirche war und dem Eindringen der neuen Lehre mit allen Kräften wehrte. Allein ſeine beiden Söhne ſtarben vor ihm, und ſein Bruder Heinrich von Altenburg, (Vater des Herzogs und nachherigen Churfürſten Moritz,) ſein nunmehriger Erbe, hing dagegen mit ganzer Seele der lutheriſchen Lehre an. Als daher im April 1539 Herzog Georg ſtarb, war Heinrichs erſte Regierungs-Handlung,

daß er die Reformation in ſeinem ganzen Lande einführte. Die Mehrzahl ſeiner neuen Unterthanen fügte ſich willig; ſelbſt die Univerſität Leipzig wurde nach einigem Widerſtreben umgewandelt, und nachdem die eifrigſten theologiſchen Lehrer aus dem Lande gewandert oder in Ruhe verſetzt waren, wurden die Stellen mit Anhängern der neuen Lehre beſetzt.

In Brandenburg ging faſt gleichzeitig eine ähnliche Veränderung vor. Auf den ſehr eifrig katholiſchen Churfürſten Joachim I. war 1534 ſein Sohn Joachim II. gefolgt, der von ſeiner Mutter, einer Prinzeſſin von Dänemark, in den Grundſätzen Luthers erzogen war; im Jahre 1539 trat dieſer, aufgemuntert durch das Beiſpiel des Biſchofs Matthias Jagow von Brandenburg, dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe bei und führte in ſeinen Ländern eine Kirchenordnung ein, welche zwar noch Einiges von der alten Weiſe beibehielt, in der Hauptſache aber ganz nach den Grundſätzen der Reformation eingericht war.

Das Uebergewicht, welches die neue Lehre jetzt im nördlichen Deutſchland gewann, beſtimmte auch den alten Kardinal-Erzbiſchof Albrecht von Mainz, einen brandenburgiſchen Prinzen, daß er den Widerſtand gegen dieſelbe für ſeine Bisthümer Magdeburg und Halberſtadt aufgab, ſich nach Mainz zurückzog, und den Landſtänden und Städten jener Gegenden, gegen die Zahlung beträchtlicher Geldſummen, die Erlaubniß gab, ihr Kirchenweſen nach eigenem Gefallen einzurichten.

Je übler, nach dieſem Allen, der Stand der Sachen wurde, deſto mehr lag dem Kaiſer und ſeinem Bruder Ferdinand noch immer an der Wiedervereinigung der Parteien, und auf ihren Betrieb wurden von Zeit zu Zeit immer neue Religionsgeſpräche verſucht: ſo zu Hagenau 1540; bald darauf zu Worms 1541, wo Melanchthon und Eck wieder einander gegenüber ſtanden; und noch in demſelben Jahre zu Regensburg, wo der Kaiſer ſelbſt erſchien und die Sache eifrig betrieb. — Vergebliche Mühe! Das Neue hatte ſich ſchon zu ſcharf von dem Alten geſchieden, und zugleich war die ganze Angelegenheit zu äußerlich geworden; von allen Seiten miſchten ſich zu viele weltliche Rückſichten ein, und die ruhige, reine Betrachtung des Innern der Sache fand in dem Getriebe der Zeit keine Stätte. Wenn daher ſolche Vereinigungsverſuche keinen, oder nur einen geringen Erfolg brachten, ſo gebrauchte der Kaiſer die gewöhnliche Auskunft, die Entſcheidung auf ein „allgemeines freies chriſtliches Concilium“ zu verweiſen und indeß den Nürnberger Religionsfrieden für die Proteſtanten zu beſtätigen, oder aus eigner Machtvollkommenheit, ſelbſt gegen die Stimmen der katholiſchen Majorität, Declarationen zu Gunſten der Proteſtanten zu erlaſſen, wodurch der Zuſtand der von der römiſchen Hierarchie getrennten Landeskirchen im Allgemeinen die Beſtätigung des Reiches erhielt. So geſchah es auf dem

Reichstage zu Regensburg 1541, ehe Karl nach Algier zog; ſo zu Speyer 1542, durch Ferdinand und die eifrige Vermittelung des Churfürſten Joachim von Brandenburg, um die Kräfte des deutſchen Reiches gegen die Türken zu ſammeln; ſo 1544 auf dem zweiten ſehr glänzenden Reichstage zu Speyer, auf welchem alle ſieben Churfürſten in Perſon zugegen waren, durch Karl ſelbſt, als er ſich zu dem letzten Feldzuge gegen Frankreich rüſtete, den wir ſchon gemeldet haben. Das perſönliche Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und den beiden proteſtantiſchen Häuptern Johann Friedrich und Philipp war nie ſo günſtig geweſen. Es war von einer Vermählung zwiſchen einem Sohne Johann Friedrichs und einer Tochter König Ferdinands die Rede, und dem Landgrafen verſprach Karl, daß er ihn im nächſten Türkenkriege zum Oberfeldherrn, an ſeiner des Kaiſers Statt, ernennen wolle. — Und doch hatten die Proteſtanten um dieſe Zeit ſchon ein Selbſthülfe mit den Waffen geübt. Der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig, ein eifriger Katholik, zugleich aber ein ſehr unruhiger, leidenſchaftlicher Mann, war in Feindſchaft mit dem Churfürſten von Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen, vorzüglich der Religion wegen; ſie ſchrieben die heftigſten Bücher gegen einander, wie denn die Zeit mit allen Waffen, welche in des Menſchen Gewalt ſind, den Gegner beſtritt. Dazu wandten ſich die Städte Braunſchweig und Goslar, die in den Schmalkaldiſchen Bund aufgenommen waren, an die proteſtantiſchen Fürſten um Schutz gegen den Herzog, der ſie auf alle Weiſe drückte und beſchädigte. Selbſt der Kaiſer und der König Ferdinand hatten ihn oft von der Gewaltthätigkeit gegen die Städte abgemahnt; man fand ſpäter unter den Papieren des Herzogs in Wolfenbüttel Briefe von Granvella, die dieſes bewieſen. Es war aber Alles vergeblich. Endlich rüſtete der Schmalkaldiſche Bund 1542 ſchnell ein Heer, fiel in das Land des Herzogs, vertrieb ihn und hielt daſſelbe beſetzt. Herzog Heinrich ging zum Kaiſer um Hülfe; dieſer verwies die Sache auf einen Reichstag.

Auf dem Reichstage zu Worms 1545 wurde ſie dahin entſchieden, daß der Kaiſer einſtweilen, bis zur Entſcheidung auf dem Wege Rechtens, die braunſchweigiſchen Länder verwalten ſollte. Das ging dem raſchen Herzog, der gern das Haupt der katholiſchen Partei geweſen wäre, zu langſam. Er ſagte: „Mit des Kaiſers Namen drohen, ſey eben ſo viel, als mit einem todten Falken beitzen." In ſeinem Eifer beging er eine Unredlichkeit an dem König Franz von Frankreich. Dieſer hatte ihm Geld gegeben, um für ihn Truppen in Deutſchland zu werben; ſo wie ſie aber verſammelt waren, fiel der Herzog im Herbſt 1545 mit ihnen plötzlich in ſein verlornes Land ein, um es den Gegnern wieder abzugewinnen. Der eben ſo raſche Landgraf von Heſſen hatte indeſſen auch bald ein Heer verſammelt, ſetzte zugleich den Chur-

fürſten von Sachſen und den Herzog Moritz in Bewegung, und ſchloß mit ihnen den Herzog in ſeinem Lager zu Kalefeld bei Nordheim ſo eng ein, daß er ſich ihm mit ſeinem Sohne zum Gefangenen ergeben mußte. Darauf brachte er ihn auf ſeine Feſtung Ziegenhain, und der Kaiſer ermahnte ihn nur, den Gefangenen billig und nach fürſtlicher Weiſe zu behandeln.

Uebrigens hatte der eben genannte Reichstag zu Worms ſchon deutlicher die immer zunehmende Spannung der Parteien offenbart, obgleich auch auf ihm noch einmal der Religionsfriede beſtätigt wurde. Die Klagen von beiden Seiten wurden immer heftiger, die Katholiken ließen nicht nach in ihren Beſchwerden über die Einziehung der geiſtlichen Güter in den proteſtantiſchen Ländern, und die Proteſtanten dagegen weigerten ſich, in ſolchen und andern Dingen die Ausſprüche des Reichskammergerichts anzuerkennen, weil die Katholiken in demſelben durchaus nur altgläubige Richter dulden wollten. Das Mißtrauen war ſchon ſo hoch geſtiegen, daß wenige der proteſtantiſchen Fürſten auf dem Reichstage ſelbſt erſchienen. — Ein großes Mittelglied der Ausſöhnung, wovon ſich Karl früher ſo viel verſprochen hatte, zeigte ſich nun gleichfalls unwirkſam, weil es zu ſpät und nicht auf die rechte Weiſe angeordnet wurde; das war eine allgemeine Kirchenverſammlung. Der päpſtliche Hof hatte ſich endlich zu einer ſolchen verſtanden, und ſie auf den 15. März 1545 nach Trident in Tyrol ausgeſchrieben; am 13. December deſſelben Jahres war ſie feierlich eröffnet worden. Die Proteſtanten aber weigerten ſich, derſelben eine Kraft der Entſcheidung in ihrer Sache zuzuerkennen. Ihre Gründe waren: „daß das Concilium an einem Orte an der Gränze Italiens gehalten werde, wo dieſes, mit dem deutſchen Weſen ganz unbekannte, Land zu viel Einfluß üben werde; ferner, daß der Papſt auf dem Concilio als ihr Richter den Vorſitz führe, welcher ſie ſchon als Ketzer verdammt habe, oder doch nur als Angeklagte behandle. Wenn das Concilium als ein freies betrachtet werden ſolle, ſo müßten ſie auf demſelben gleiche Rechte mit allen Andern genießen."

Viel eher hätte der Vorſchlag des Churfürſten Friedrich von der Pfalz, der ſo eben auch zu dem neuen Kirchenthume übergetreten war, zu einem günſtigen Ziele führen können, wenn ihn Alle mit Aufrichtigkeit und einem nur auf den Ernſt der Sache gerichteten Gemüthe aufgenommen hätte; nämlich: „Ein deutſches National-Concilium zuſammen zu berufen und den hier geſchloſſenen Vergleich aller Parteien als die Stimme des deutſchen Volkes nach Trident zu ſenden." Schon früher hatte Johann Friedrich von Sachſen denſelben Gedanken, aber vergeblich, aufgeſtellt und die Stadt Augsburg zum Verſammlungsorte vorgeſchlagen. Dieſes ſchien der Weg zu ſeyn, um in den Religionsſachen zu einem Schluſſe zu kommen, der, frei von fremdem Einfluſſe, aus dem

Bedürfniſſe und der Eigenthümlichkeit des deutſchen Volkes hervorgegangen, darum einzig helfen konnte. Aber auch dieſer Vorſchlag fand kein Gehör und die Abneigung der Parteien ſtieg.

Die Beſorgniß des Kaiſers und der Katholiken vor einem baldigen Uebergewichte der Proteſtanten im Reiche war nicht ohne Grund. Im fürſtlichen Rathe waren nun ſchon drei von den vier weltlichen Churfürſten der neuen Lehre zugethan, (obwohl Pfalz und Brandenburg nicht Theilnehmer des Schmalkaldiſchen Bundes waren); und nun erklärte ſich ſogar einer der drei geiſtlichen, der alte Churfürſt Hermann von Köln, immer entſchiedener für dieſelbe. Mit Einſtimmung ſeiner Stände und eines Theiles ſeines Domkapitels wollte er eine durchgreifende Kirchenverbeſſerung in ſeinem Erzſtifte einführen, und hatte ſchon den Entwurf dazu ausarbeiten und ſelbſt den Melanchthon darum aus Wittenberg kommen laſſen; mit dem thätigen und verſtändigen Theologen Butzer war er ſchon längere Zeit in Verbindung geweſen. Die Univerſität und der Magiſtrat von Köln aber und ein Theil des Kapitels waren den Neuerungen durchaus entgegen und wendeten ſich deshalb an den Kaiſer und den Papſt; — die Univerſität hatte auch früher, vor der Reformation, zur Zeit Jacob Hoogſtratens, den lebhafteſten Antheil an dem Streite gegen die Humaniſten, nämlich die Lehrer und Wiederherſteller des Studiums der alten Sprachen, und namentlich gegen Reuchlin, genommen und war ferner eine der erſten geweſen, welche Luthers Lehrſätze verdammten.

Bei dieſer ſteigenden Verwirrung, da kein Licht der Verſöhnung mehr erſcheinen wollte, und da man von Rom und von Spanien aus immer ſtärker auf ihn eindrang, — der Herzog Alba war auch nach Deutſchland gekommen, — glaubte der Kaiſer Karl das Letzte, wovon ihn noch immer eine warnende Stimme in ſeinem Innern zurückgehalten hatte, die Gewalt der Waffen, zum Richter machen zu müſſen. Sein Kanzler Granvella redete in's Geheim mit dem päpſtlichen Legaten, dem Kardinal Farneſe, von der Möglichkeit eines Krieges gegen die Proteſtanten; er zeigte, daß der Papſt dabei ſehr thätig werde mitwirken müſſen, weil der Kaiſer erſchöpft und die katholiſchen Fürſten muthlos ſeyen; und der Kardinal, in der Freude über des Kaiſers ernſtlichen Entſchluß, gab die beſten Verſprechungen. Und um auf der andern Seite mit keinem auswärtigen Feinde zu thun zu haben, ſchloß Karl mit dem Sultan einen Waffenſtillſtand. Mit Franz von Frankreich beſtand ebenfalls Friede.

Es iſt hier ein Wendepunkt in Karls V. Leben. Indem er den Entſchluß faßte, was er ſo lange in Milde und Frieden, durch die Kraft der verſöhnenden Rede, verſuchte, nun durch die Schärfe der Waffen zu entſcheiden, gerieth er in den großen Irrthum, als könne eine gewaltige Regung der Geiſter durch äußere Gewalt ge-

hemmt werden. Von dieſem Augenblicke an überwältigte ihn die ungeheure Zeit, die er bis dahin zu lenken ſchien; er vermochte ſie nicht mehr zu faſſen. Sein alternder Geiſt, auf welchen um dieſe Zeit auch die Jeſuiten einen unverkennbaren Einfluß gewannen, wurde immer düſterer und verſchloſſener gegen das junge Leben, und im Uebermuthe glaubte er den Knoten, den er nicht zu löſen vermochte, mit dem Scherte zerhauen zu können. Dieſer Irrthum machte Kaiſer Karls letzte Lebensjahre einem Trauerſpiele gleich, in welchem ein edler Geiſt dem Gewichte der zu großen Aufgabe, welche ihm das Schickſal geſtellt, erliegt. Zwar gehören die nächſten Jahre, durch raſches äußeres Gelingen, zu den glänzendſten ſeines Lebens; allein gerade in dieſem Gelingen verlor ſein Geiſt das rechte Maaß ſeines Standpunktes, welches er bis dahin bewahrt hatte, und deshalb traf ihn das Geſchick bald mit eherner Hand und zertrümmerte ſeine mühſam zuſammengefügten Pläne. Ihm blieb nichts, als ſich mit letzer, zuſammengenommener Kraft aus dem Strudel zu reißen, und, indem er allen Schimmer irdiſcher Größe von ſich warf, die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes zu retten. Durch dieſen letzten Entſchluß, von welchem wir ſpäter hören werden, hat der Kaiſer Karl als Menſch ſeine Würde bewahrt und die Stimme der Nachwelt verſöhnt.

Luthers Tod. 18. Februar 1546. — Vor dem Beginn des traurigen Kampfes ſtarb Luther, der Urheber der ganzen großen Bewegung. Er hatte mit aller Kraft von der Einmiſchung äußerer Gewalt in das, was allein im Innern ſeine Stätte haben ſoll, abgemahnt; er, der heftige Mann, war, ſo lang er lebte, der Erhalter des Friedens. Wiederholt hatte er den Fürſten geſagt, daß ſeine Sache ihren Waffen fremd ſey, und mit Betrübniß ſah er daher in den letzten Jahren die ſteigende weltliche Richtung und feindliche Spannung, und weiſſagte nichts Gutes; das Schickſal ließ ihn jedoch den Ausbruch des unſeligen Zwiſtes nicht erleben. Schon ſeit einigen Jahren hatte er gekränkelt, und als er nun im Anfange des Jahres 1546, eine Streitigteit unter den Grafen von Mansfeld zu ſchlichten, nach Eisleben gereiſet war, ſtarb er daſelbſt am 18. Februar, im 63. Jahre ſeines Lebens, nachdem er noch in ſeinen letzten Gebeten betheuert hatte, daß er in dem feſten Glauben an Chriſtum, den Erlöſer der Welt, gelebt habe und ſterbe. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg geführt und in der Gruft der Schloßkirche beigeſetzt.

93. Vorbereitungen zum Kriege.

Schon während des Reichstages zu Regensburg 1546, wo die Proteſtanten zum letztenmal „um einen beſtändigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangeliſchen und katholiſchen Stände, und um ein gerechtes Concilium deutſcher Nation" anhielten, hatte der Kaiſer Truppen werben und ſein Bündniß mit dem Papſte ab-

ſchließen laſſen. Gegen den Churfürſten Hermann von Köln war von ihm, ſo wie von dem Papſte, der äußerſte Beſchluß gefaßt worden; derſelbe wurde förmlich ſeines Churfürſtenthums entſetzt. Alles dieſes erſchreckte die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen; ſie ließen den Kaiſer nach den Abſichten ſeiner Rüſtungen fragen; er antwortete kurz: „Alle diejenigen, welche ihm gehorſam wären, würden, wie bisher, einen gnädigen, väterlichen und guten Willen an ihm befinden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er ſich gegen ſie mit gebührendem Ernſte bezeigen werde.“ Und bald nachher, als der Bote mit dem Bündniſſe des Papſtes zurück war, ließ er den 25. Juni öffentlich erklären: „Da nun bisher auf ſo vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches zu Stande gekommen, ſo möchten die Herren nur in Geduld erwarten, weſſen er ſich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entſchließen werde.“

Dieſe Erklärung kündigte unverholen die Abſicht des Kaiſers zu dem Gebrauche der Gewalt an, und die Glieder des Schmalkaldiſchen Bundes rüſteten ſich in Eile zur Gegenwehr. Aber die zu große Verſchiedenheit der beiden Häupter deſſelben ließen keinen glänzenden Erfolg erwarten.

Der Churfürſt von Sachſen, der mit ganzer Seele an ſeinem Glauben hing und außer demſelben von wenig Dingen bewegt wurde, faßte die Berechnungen der Politik für ſeine Sache gar nicht, ſondern ſtützte ſich einzig auf ſeine Zuverſicht: „Daß Gott ſein Evangelium nicht verlaſſen werde.“ Er hatte ſchon früher ein Bündniß mit den Königen von England und Frankreich verſchmäht, weil ihm beide zur Vertheidigung der Lehre, die er für die reine hielt, unwürdig ſchienen, ja, ſelbſt mit den Schweizern glaubte er ſich nicht verbinden zu dürfen, weil ſie in der Lehre vom Abendmahl von ſeinem Glauben abwichen. Der Abendmahlsſtreit war nämlich noch während Luthers Leben mit neuer Heftigkeit ausgebrochen. In der Beſchränkung ſeines Sinnes ahnete der Churfürſt auch die ſchon lange fortgeſponnenen Plane des Kaiſers nicht, und die Innigkeit ſeines Gemüthes erhielt vielmehr in ihm, bis zu dem letzten Augenblicke, eine ächt deutſche, löbliche Ehrfurcht vor dem alten, heiligen Kaiſernamen. Hätte ſein kluger Kanzler Brück, welchem er ganz vertraute, nicht die Maximen der Staatsklugheit mit der religiöſen Feſtigkeit ſeines Herrn beſſer in Verbindung zu bringen gewußt, als dieſer ſelbſt, ſo würde es um den Bund wohl noch ſchlimmer ausgeſehen haben.

Philipp von Heſſen entbehrte der Anhänglichkeit und des Eifers für ſeinen Glauben gleichfalls nicht; allein es waren außer dieſer noch viele andere Regungen in ſeiner Seele, und ihre ganze Richtung ging mehr nach Außen. Es trieb ihn von früh auf ein brennender Ehrgeiz, und hätte nicht das ganze Verhältniß der Zeit ihn immer ſchärfer vom Kaiſer geſchieden, ſo möchte er

wohl einen glänzenden Platz unter deſſen Freunden und Heerführern eingenommen haben. Nun aber, da ihn das Schickſal an die Spitze der Gegenpartei gebracht hatte, bedachte Philipp mit kühnem Geiſte alle Mittel gegen den Kaiſer, und beſaß darin einen hellen Blick, welcher den des ſächſiſchen Churfürſten bei weitem übertraf. Er hätte ſchon oft, im günſtigen Augenblicke, gar gern die Waffen ergriffen, um ſich und ſeinen Glaubensgenoſſen die Rechte zu erſtreiten, welche ihnen immer nur auf beſchränkte Zeit, aus kaiſerlicher Gnade bewilligt wurden; auch wiſſen wir, wie er ſchon zweimal, für Ulrich von Würtemberg und gegen den Herzog von Braunſchweig, kühn das Wageſtück unternommen hatte; allein zu größeren Unternehmungen ſtand ihm immer die Scheu des Churfürſten vor der Verletzung des Geſetzes im Wege, und nur die gemeinſchaftliche Gefahr hielt die ſo verſchiedenartigen, faſt widerſtrebenden, Gemüther zuſammen. In dem Augenblicke der Entſcheidung mußte die Ungleichheit der Geſinnung nothwendig Verwirrung erzeugen.

Dieſes war die ſchwache Seite des Schmalkaldiſchen Bundes; ſonſt hätte ſeine Macht, unter guter und einiger Führung, vollkommen hingereicht, ſich in gerechter Selbſtvertheidigung gegen den Kaiſer zu behaupten. Und in dieſem Falle war die Weiſe und die Geſinnung des ſächſiſchen Churfürſten ſehr löblich. Ohne die Einmiſchung fremder Herrſcher, welche den Deutſchen immer verderblich geweſen iſt; mit Ehrfurcht vor der kaiſerlichen Majeſtät, ſo lange dieſe ſelbſt in den Schranken des Rechts blieb; ohne die unedle Hülfe liſtiger Staatsklugheit, welche die Wahrheit nur inſofern ehrt, als ſie mit dem Vortheil zuſammenſtimmt; gerade und offen, hätte die ganze proteſtantiſche Partei für ihre Glaubensfreiheit die Waffen mit Erfolg führen können; allein, wie im Innern des Schmalkaldiſchen Bundes, ſo fehlte ihr im Ganzen die Einheit. Mehrere ihrer bedeutern Fürſten hatten ſich dem Bunde nicht angeſchloſſen, und vermehrten ſogar die Macht des Kaiſers. Der junge Herzog Moritz von Sachſen, obwohl ſelbſt Proteſtant und Vetter des Churfürſten, ſo wie Eidam des Landgrafen Philipp, war in heimlichem Einverſtändniß mit Kaiſer Karl; der brandenburgiſche Markgraf, Johann von Küſtrin, trennte ſich vom Schmalkaldiſchen Bunde, und der Markgraf Albrecht vom Baireuth trat ſogar offenbar in des Kaiſers Dienſte. Der Herzog Moritz gehörte zu den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit. Jung, raſch und kühn, beſaß er doch ſchon den Scharfblick des reiferen Alters in Ueberſchauung der Verhältniſſe und im Bilden ſeiner Entwürfe. Auch ſein Aeußeres zeigte den vollendeten Mann; die Augen waren flammend und durchdringend, und in ſeinem braunen Geſichte alle Züge des Helden. Selbſt der Kaiſer Karl, der die Deutſchen ſeinen Südländern nachſtellte und wenige unter ihnen beſonders achtete, lernte den Herzog früh kennen und das Große in

und nie auf das Halbe, ſondern auf Vernichtung des Feindes ging. Er war ſchon gegen Türken und Franzoſen zu Felde gezogen, und mit in der Schlacht bei Pavia, ſo wie bei dem Sturme auf Rom unter Bourbon geweſen. Zu ihm geſellte ſich auch der Haufen des Herzogs Ulrich von Würtemberg unter dem tapfern Hans von Heydeck. Schärtlin faßte ſogleich den Kriegsplan dahin ab, die ſich bildende Kriegsmacht des Kaiſers im Entſtehen zu vernichten; denn Karl, der noch immer in Regensburg ſaß, hatte höchſtens 8 bis 10,000 Mann bei ſich, und wartete der Haufen, die in Deutſchland geworben wurden, und die aus Italien und den Niederlanden heranzogen. Zuerſt rückte Schärtlin gegen einen großen Werbeplatz des Kaiſers in Schwaben, das Städtchen Fueſſen am Lech. Aber die Haufen zogen ſich bei ſeiner Annäherung in Baiern hinab, und als er ſie raſch verfolgen wollte, kam eben ein Bote von dem Rathe der Stadt Augsburg, deren beſonderer Dienſtmann er war, mit dem Befehle, den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern nicht zu betreten. Das baieriſche Haus hatte gedroht, ſich zu dem Kaiſer zu ſchlagen, wenn ſein Gebiet verletzt werde; allein wenn es völlig parteilos daſtehen wollte, ſo hätte es auch den Schaaren des Kaiſers den Durchzug nicht geſtatten dürfen. Aber es beſtand um dieſe Zeit ſchon ein geheimer Vertrag zwiſchen dem Kaiſer und dem baieriſchen Hauſe, nach welchem dieſes wenigſtens Geldhülfe gewährte. — Mit Bekümmerniß ſtand Schärtlin am Lech, ohne ihn überſchreiten zu dürfen, denn er hatte noch Größeres im Sinne gehabt: wenn er die kaiſerlichen Haufen raſch auseinander getrieben, wollte er auf Regensburg ſelbſt ziehen. Die dort verſammelte Kriegsmacht war noch ſo gering, daß der Kaiſer wahrſcheinlich die Flucht ergreifen mußte, und dann war Oberdeutſchland für ihn verloren. — Schärtlin ſchrieb, „daß gewiß einſt Hannibal nicht mit betrübterem Herzen von Italien abgezogen ſey, als er zu dieſer Stunde vom Baierlande.“

Aber ſchnell ſich faſſend beſchloß er nun, die päpſtlichen Haufen nicht nach Deutſchland zu laſſen. Nie war ein ſo wohlgerüſtetes Heer in Italien aufgeſtellt worden; tapfere Schaaren unter verſuchten Hauptleuten und von Eifer gegen die Proteſtanten erfüllt. Ihr Weg ging durch Tyrol; Schärtlin wollte ihnen denſelben verſperren, rückte in Eilmärſchen gegen die Ehrenberger Klauſe und nahm dieſen wichtigen Paß am 10. Juli durch Ueberrumpelung ein. Dann zog er gegen Inſpruck und hätte ſicher ſeinen Zweck erreicht, alle Päſſe zu beſetzen, wenn nicht ein neuer Befehl von den Bundeshäuptern angekommen wäre, Tyrol wieder zu räumen, weil der König Ferdinand, dem das Land gehörte, noch nicht den Krieg gegen den Schmalkaldiſchen Bund erklärt habe. So zeigte ſich gleich Anfangs die Halbheit und Zaghaftigkeit der Bundesgenoſſen in ſolchem Grade, daß der ſchärfer Sehende ihren Sachen kein Glück weiſſagen konnte. Denn die thörichtſte Unentſchloſ-

ſenheit iſt es, wenn einmal der Krieg unvermeidlich iſt, deſſen zu ſchonen, der, wenn auch noch nicht als erklärter, doch als ganz gewiſſer Feind daſteht. — Schärtlin mußte indeß dem Befehle gehorchen und die ſchönſte Zeit, etwas auszurichten, verſtreichen laſſen.

Unterdeß waren die ſächſiſchen und heſſiſchen Heere auch gerüſtet und nahmen ihren Weg nach Oberdeutſchland. Die beiden Bundeshäupter erließen am 4. Juli eine Schrift an den Kaiſer, des Inhalts: „Sie wüßten ſich keines Ungehorſams ſchuldig, weßwegen der Kaiſer ſie überziehen wolle. Wenn ſie aber auch ein Vergehen auf ſich hätten, ſo ſei es doch billig, ſie vorher ſelbſt zu hören; und wenn dieſes geſchähe, ſo würde man offenbar ſehen, der Kaiſer unternehme den Krieg auf Anſtiften des Papſtes, um die Lehre des Evangelii und die Freiheit des deutſchen Reiches zu unterdrücken.“ — Dieſes Letztere iſt die ſchwere Beſchuldigung, welche die Gegner jetzt zum erſten Male auf den Kaiſer warfen, und die begierig aufgefaßt und in alle Welt ausgebreitet wurde. Durch dieſes eine Wort, wenn es geglaubt wurde, mußte ſelbſt der Religionseifer der Katholiken überwältigt werden, daß ſie dem Kaiſer kaum den Sieg über die Gegner wünſchen durften. Und dieſer ſchien ſogleich durch eine raſche That die Beſchuldigung zu beſtätigen, welche ihm eben gemacht war. Als ihm das Schreiben der Bundesoberſten gebrache wurde, nahm er es nicht einmal in die Hand, ſondern beantwortete es auf der Stelle am 20. July durch eine Achtserklärung der beiden Fürſten von Sachſen und Heſſen. Er wirft ihnen darin jeglichen Ungehorſam gegen das kaiſerliche Wort und die Abſicht vor, „ihm Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an ſich zu bringen und am Ende Jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen.“ Er nennt ſie, „Rebellen, Meineidige und Hochverräther,“ und entbindet alle ihre Unterthanen von den Pflichten der Huldigung und des Gehorſams gegen ſie. So hart iſt wiederum ſein Wort gegen das ihrige, und ſo iſt es die Art der heftig aufgeregten Zeitalter, daß in der Hitze des Streites bald ein jeder auch mit den Waffen des ſchärfſten Wortes dem Gegner das Feld abzugewinnen ſucht; denn nicht zu berechnen iſt in ſolcher Zeit die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Kaiſer hatte in ſeinem letzten Schritte die alten Rechte des Reiches verletzt, nach welchen es nicht ihm allein, ohne ein Fürſtengericht, zukam, die Acht gegen einen Reichsſtand zu erklären. Aber dennoch iſt die, ſo oft gegen ihn wiederholte, Beſchuldigung zu hart, als habe er im Sinne gehabt, die ganze deutſche Verfaſſung über den Haufen zu ſtoßen und ſich zum alleinigen Herrn zu machen. Daß Karl V. zu den Gemüthern zu rechnen ſey, welche nach der höchſten Stufe des Ruhmes und der Macht geſtrebt haben, und denen manches althergebrachte Recht weichen mußte, weil es ihren neuen Bildungen im Wege ſtand, — daran kann die Geſchichte nicht zweifeln. Es mag daher auch niemand beſtim-

men, wie weit der Kaiſer in Deutſchland gegangen ſeyn würde, wenn ihm die Umſtände ſo günſtig geblieben wären, als ſie es ihm eine Zeitlang waren; denn Geiſtern ſeiner Art, die nicht aus innerem, angebornem Maaße ſich ſelbſt eine Schranke ſetzen, iſt die Gunſt der Gelegenheit das einzige Maaß des Begehrens. Sie unternehmen, was ihnen ausführbar ſcheint; aber auch nur dieſes. Das Unmögliche hütete ſich Kaiſer Karl wohl zu beginnen. Er beherrſchte einen ſo großen Kreis der Staaten und hatte ſo mächtige Gegner in Europa, daß er nicht hoffen durfte, auf Deutſchland ſo anhaltende und alleinige Sorge wenden zu können, wie die Durchführung der Alleinherrſchaft forderte, und darum verſuchte der kluge Mann das Vergebliche nicht. — Inſofern zeigte er ſich jedoch auch als den ſtolzen, einen halben Welttheil beherrſchenden Kaiſer, daß er in einzelnen Dingen, wenn es auf die raſche That ankam, ſich nicht an die Form des Rechtes band; und ſo kann man wohl ſagen, daß die Verletzung der Reichsfreiheit in ſeiner Geſinnung, aber nicht, daß ſie in ſeinem Plane gelegen habe.

Uebrigens trat er in dieſem Anfange des Schmalkaldiſchen Krieges in der vollen Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und in ächter Heldengröße auf. Obgleich nur mit wenigen Kriegern umgeben, und von einem Heere von mindeſtens 50,000 Mann, dem glänzendſten, welches Deutſchland ſeit langem geſehen hatte, bedroht, antwortete er zuerſt ruhig mit der Achtserklärung, und begab ſich dann mit ſeinem kleinen Heere von Regensburg nach Landshut, um den heranziehenden Schaaren aus Italien näher zu ſeyn. Damit aber bei den Seinigen keine Furcht entſtehen möchte, erklärte er ſogleich, daß er nicht von dem deutſchen Boden weichen, ſondern lebend oder todt dort ausharren werde. Er hatte die beſte Schutzwehr in dem uneinigen Geiſte, welcher in dem Lager der Bundesgenoſſen herrſchte. Zu den beiden, ſchwer zuſammenſtimmenden, Fürſten war nun noch Schärtlin mit dem ſtädtiſchen Heere gekommen. Schon mit dem Churfürſten, welcher ihn oft in raſchen Unternehmungen aufhielt, theilte der Landgraf Philipp ungern den Oberbefehl; nun erſchien noch ein dritter Krieger, der größere Erfahrung beſaß, als ſie beide, und auf den Alle mit Bewunderung blickten; und es war zu fürchten, daß er den beſten Ruhm aus dieſem Kriege davon tragen werde. Auch ſcheint es faſt, als habe die alte Eiferſucht zwiſchen Fürſten und Städten ſelbſt hier das völlige Einverſtändniß getrübt. Gewiß iſt es, daß der Mangel des letzteren die Haupturſache des Mißlingens war.

Als das Heer vereinigt war, rieth Schärtlin auch jetzt noch den Kaiſer in Landshut zu überfallen und zu umzingeln; aber man konnte darüber nicht einig werden, und die koſtbare Zeit wurde wiederum verſäumt. Der Kaiſer dagegen benutzte ſie trefflich; er zog alle ſpaniſchen und italieniſchen Hülfsvölker und die in Deutſch-

land geworben waren, an ſich, und als er ſich ſtark genug hielt, rückte er die Donau hinauf nach Ingolſtadt. Hier fing er an, ein ſtark verſchanztes Lager zu errichten; denn im offenen Felde zu ſchlagen, wagte er noch nicht, bis der Graf von Büren, der mit einem bedeutenden Heereshaufen aus den Niederlanden kam, zu ihm geſtoßen ſey. Die Bundesverwandten waren ihm nach Ingolſtadt gefolgt, und da entſchloſſen ſie ſich endlich, ſein Lager, welches noch nicht ganz vollendet war, zu beſchießen, ob der Kaiſer etwa zu einer Schlacht herausgelockt werden möge. Am letzten des Auguſtmonats, mit Anbruch des Tages, rückten ſie heran; ſie bildeten die Geſtalt eines halben Mondes und beſetzten die Anhöhen umher mit ihrem Geſchütz. In den Schaaren war Muth und Kampfluſt; ein kühner Sturm, im entſcheidenden Augenblicke raſch ausgeführt, hätte vielleicht den Verbündeten einen vollſtändigen Sieg gewinnen können. Denn noch war ihnen der Kaiſer an Kräften nicht gleich, und ſein Lager umgab erſt ein einfacher Graben. Der Gedanke eines ſolchen Sturmes blieb den Bundesgenoſſen auch nicht fremd; nach einigen Nachrichten faßte ihn der Landgraf Philipp, nach andern aber Schärtlin, in dem Augenblicke, als das Feuer ſeiner zwölf großen Feuerſchlangen die ſpaniſchen Hakenſchützen wieder in das kaiſerliche Lager zurückgetrieben hatte, aus welchem ſie hervorbrechen wollten. Allein Unentſchloſſenheit und Uneinigkeit der Anführer vereitelten auch dieſesmal die raſche Entſcheidung. Der Kaiſer, der mit großer Kaltblütigkeit den Seinigen Muth einredete und keine Gefahr ſcheute, gewann Zeit, die Verſchanzungen zu vollenden, und nun konnte er ruhig zuſehen, wie die Verbündeten ſich an ſeinem Lager müde ſchoſſen. Schärtlin konnte, wie er ſelbſt erzählt, von der Zeit an kein Herz mehr zu dieſem Kriege faſſen, „denn er ſehe keinen Ernſt zu einem rechtſchaffenen Kriege.“

Fünf Tage lang beſchoſſen die Fürſten das kaiſerliche Lager, ohne etwas Bedeutendes auszurichten; und als ſie hörten, der Oberſt von Büren ſey mit der Hülfe aus den Niederlanden bereits über den Rhein gegangen, brachen ſie plötzlich mit ihrem Lager auf, ihm entgegen. Der Kaiſer traute ſeinen Augen kaum, als er das große Heer ſo unverrichteter Sache abziehen ſah, und ritt ſelbſt mit dem Herzog von Alba aus dem Lager, um den Abzug zu beobachten.

Die Vereinigung des Grafen von Büren mit dem Kaiſer konnten die Verbündeten dennoch nicht hindern, und dieſer, ſo anſehnlich verſtärkt, fing nun an, vorzurücken, einen Ort nach dem andern an der Donau wegzunehmen und ſich zum Herrn des Fluſſes zu machen. Als darauf auch Augsburg von ihm bedroht wurde, riefen die Bürger ihren Oberſten Schärtlin von dem Bundesheere zum Schutze ihrer Stadt zurück. Dennoch hielten die Verbündeten, die ihre Ueberlegenheit nicht zu benutzen verſtanden hat=

ten, durch geſchickte Vertheidigung den Krieg bis zum November hin, ſo daß der Kaiſer ſie nicht in einer Schlacht angreifen konnte und daß die Spanier und Italiener in ſeinem Heere ſchon ſehr durch Krankheiten litten.

Aber auch die Verbündeten litten durch die Witterung; dazu fehlte es an Vorräthen und an Gelde; in dem Heere zeigte ſich Mißmuth und Zaghaftigkeit, weil die Heerführer kein Vertrauen einzuflößen wußten; die ſchwäbiſchen Bundesgenoſſen waren am verdroſſenſten, weil die ganze Laſt des Krieges auf ihnen ruhte und die Heere nun ſchon ſechs Wochen unthätig gegen einander lagen. Da ſchickten die Fürſten ein Schreiben in des Kaiſers Lager und verſuchten wegen des Friedens oder doch eines Stillſtandes zu unterhandeln. Dadurch aber thaten ſie ihre Schwäche ganz laut und offenbar kund und gaben ſich auch ohne Schlacht beſiegt. Voller Freude ließ der Kaiſer das Schreiben vor der ganzen Schlachtordnung ableſen, und ſtatt aller weitern Antwort mußte der Markgraf von Brandenburg den Fürſten kund thun: „Er wiſſe keinen Weg, den Frieden einzuleiten, als wenn der Churfürſt und der Landgraf ſich ſelbſt und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer und Land und Unterthanen, der Gnade und Ungnade des Kaiſers hingäben.“

Nach ſolchem Beſcheide brachen die Bundesfürſten am 22. November von **Giengen** auf und zogen in ihre Länder zurück.

Der Herzog Moritz und der Churfürſt. — Den Churfürſten von Sachſen rief vor Allem die Botſchaft dringend in ſein Land, daß der Herzog Moritz daſſelbe, bis auf wenige Oerter, eingenommen habe. Der Kaiſer nämlich hatte ſeinem Bruder Ferdinand, als Könige von Böhmen, aufgetragen, gemeinſchaftlich mit dem Herzog Moritz die **Acht** gegen den Churfürſten zu vollziehen; und die Lage der Dinge war ſo, daß, wenn Moritz nicht Theil nahm und die Churfürſtlichen Länder nicht **ſelbſt beſetzte**, dieſe auf immer verloren ſchienen. So wenigſtens ſtellte es Moritz dar, als er die Stände ſeines Landes zuſammenrief, um ihre Einwilligung zu dieſem Unternehmen zu erhalten; denn ohne ſie durfte er ſo wichtigen Handel nicht anfangen. Er bot alle Kunſt der Rede auf, einen Schein des Rechtes auf ſein Betragen und ſeine Wünſche zu werfen. Am meiſten entſchied aber der plötzliche Einfall von Ferdinands leichten ungariſchen Reutern, die von Böhmen hereinbrachen; vor dieſen wilden Horden ging ein furchtbarer Schrecken her, und es ſchien eine Wohlthat, Moritzens ſächſiſchen Kriegern ſich zu ergeben; bald war das Churfürſtenthum, bis auf Wittenberg, Eiſenach und Gotha, in des Herzogs Händen. — Aber die Stimme des Volkes in dieſen Ländern verdammte ſein Beginnen dennoch: es erſchien ihnen als ein Verrath an dem evangeliſchen Glauben, und von den Kanzeln, ſo wie in Schriften, wurde daſſelbe ſehr hart geſcholten.

Jetzt kehrte auch der Churfürſt voll bittern Unmuthes zurück; es war im December 1546. Es gelang ihm, ſein Land bald wieder zu erobern und von des Herzogs Lande auch einen Theil einzunehmen, nachdem er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der ſeinem Freunde Moritz vom Kaiſer zu Hülfe geſchickt war, in Rochlitz überfallen und gefangen genommen hatte. Von Böhmen aus konnte Moritz auch keine Hülfe erhalten, denn die böhmiſchen Stände weigerten ſich, gegen ihre ſächſiſchen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, indem ſie ſich auf einen Erbvertrag zwiſchen der Krone Böhmen und dem Churhauſe Sachſen beriefen, und der König Ferdinand fing ſelbſt an, um ſein Land beſorgt zu ſein. Schon war es faſt zum offenbaren Aufſtande gediehen und die Stände hatten ſogar ein Heer zuſammengezogen, um, wie ſie ſagten, das böhmiſche Land gegen den Einfall des unchriſtlichen ſpaniſchen und italieniſchen Kriegsvolkes zu ſchützen. So kam es dahin, daß der Herzog Moritz von ſeinem eigenen Lande nur noch die Städte Dresden, Pirna, Zwickau und Leipzig übrig hatte und ſeine einzige Hoffnung auf den Kaiſer Karl ſetzen mußte.

Der Kaiſer ſtraft die oberländiſchen Städte. — Karl war unterdeß beſchäftigt, die proteſtantiſchen Städte in Süddeutſchland zu unterwerfen. Es war kein leichtes Unternehmen, denn dieſe Städte waren nach der damaligen Weiſe ſehr feſt und konnten lange widerſtehen, und indeß konnten ſich die Fürſten in Norddeutſchland zu dem neuen Feldzuge rüſten. Allein es war, als wenn Muth und Beſonnenheit auf einmal von Allen gewichen ſey; wohin der Kaiſer kam, unterwarfen ſich ihm die Städte. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg öffneten ihm ohne Schwertſtreich ihre Thore; das mächtige Ulm ſandte Boten, welche knieend, auf freiem Felde, in ſpaniſcher Sprache (dieſes wurde ihnen mit Recht von den Bundesgenoſſen ſehr übel gedeutet), um Gnade flehten, und zahlte 100,000 Goldgulden als Buße. Frankfurt zahlte 80,000, Memmingen 50,000, die kleineren nach Verhältniß, und nun kam die Reihe an Augsburg. Der tapfere Schärtlin entwarf mit Freudigkeit den Plan zu ihrer Vertheidigung. Die Stadt hatte die ſchönſten Mauern, zweihundert Stück Geſchütz, und eine große ſtreitbare Bürgerſchaft; wenn ſie ſtandhaft blieb, ſo konnte dem ganzen Bunde von Neuem der Muth erweckt werden. Aber die Reichen in der Stadt wollten die Gefahr nicht in der Nähe ſehen; einer derſelben, Anton Fugger, ſchlich ſich zum Kaiſer ins Lager und brachte als Bedingungen zurück, daß die Stadt 150,000 Goldgulden zahlen, ſpaniſche Beſatzung einnehmen und den braven Schärtlin verbannen ſollte. Dieſer bot noch einmal die Kraft ſeiner Rede auf, den Muth in ihnen zu erwecken, und berief ſich auf ihren Vertrag mit ihm, nach welchem ſie ihn nicht wegſchicken konnten. Aber ſie flehten ihn mit Thränen an, doch nur zu gehen. Da ging er endlich voll

Unwillens und begab ſich nach der Schweiz; die Spanier beſetzten die Stadt. — Glücklich konnten ſich die Städte ſchätzen, daß ihnen die Zuſage ertheilt wurde, ſie ſollten in Abſicht der Religion dieſelben Rechte behalten, wie der Herzog Moritz und das Haus Brandenburg. Mit der dem Papſte gegebenen Zuſage ſtand das freilich nicht wohl in Uebereinſtimmung.

Außer den Städten hatten auch zwei Fürſten in Oberdeutſchland an dem Kriege Theil genommen: der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Churfürſt Friedrich von der Pfalz. Letzterer war jedoch nicht Glied des Schmalkaldiſchen Bundes, und hatte nur, nach einem Erbvertrage mit dem würtemberger Herzoge, dieſem 300 Reuter und 600 Fußknechte zu Hülfe geſendet; auch war er des Kaiſers Jugendfreund, ſie waren zuſammen als Knaben in Brüſſel erzogen; daher erhielt er leicht Verzeihung. Der Herzog Ulrich dagegen mußte, ſammt ſeinen Räthen, knieend Abbitte thun, ſeine beſten Feſtungen nebſt allem Geſchütze übergeben und 300,000 Goldgulden bezahlen, nachdem er dem Kaiſer in allen Dingen Gehorſam gelobt hatte.

So war der Schmalkaldiſche Bund in Oberdeutſchland bald vernichtet und der Kaiſer faßte den raſchen Entſchluß, ſeinem Heere keine Ruhezeit zu geſtatten, ſondern die Sachen auch in Norddeutſchland ohne Aufenthalt zu Ende zu führen. Er hätte ſonſt wohl der Ruhe bedurft; er war in dieſem Kriege ganz grau geworden, ſeine Glieder waren von der Gicht faſt gelähmt, ſein Geſicht leichenblaß und die Stimme ſo ſchwach, daß man ihn kaum verſtand. Aber ſein Geiſt beherrſchte den ſchwachen Körper; es drängte die Nothwendigkeit, denn in Eger warteten ſeiner der König Ferdinand und der Herzog Moritz, faſt als Vertriebene aus ihren Ländern; er traf am 5. April bei ihnen ein und ſie feierten dort zuſammen das Oſterfeſt. Dann brachen ſie eiligſt wieder auf, und ſchon am 22. April ſtand Karl in der Gegend von Meißen an der Elbe.

95. Die Schlacht bei Mühlberg. (24. April 1547.)

Der Churfürſt hatte es lange gar nicht glauben können, daß Karl ſelbſt gegen ihn im Anzuge ſey; nun da er ihn vor ſich ſah, befahl er eilends die Brücke bei Meißen abzubrechen und führte ſein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um ſeine Hauptſtadt Wittenberg zu erreichen. Hier konnte er alle Mittel zu einer langen und tapfern Gegenwehr finden. Dem Kaiſer dagegen lag Alles daran, daß der Feind unterwegs ſchon angegriffen würde, damit der Krieg ein ſchnelles Ende gewönne; denn er war dem Churfürſten wohl um das Vierfache überlegen. Ungeſäumt zog er daher an dem andern Elbufer, den Churfürſtlichen faſt zur Seite, und ſuchte nach einer Furth, um durch den Fluß zu kommen. Der Churfürſt hatte bei dem Städtchen Mühlberg Halt gemacht. Noch ſpät am Abend ritt der Kaiſer ſelbſt mit ſeinem Bruder und dem Herzog Moritz

am Ufer hin, und nirgends wollte ſich ein bequemer Uebergang zeigen; denn die Elbe war hier 300 Schritte breit und das entgegengeſetzte Ufer war höher als das diesſeitige. Da führte der Herzog Alba einen Müller aus einem nahen Dorfe herbei (ſeinen Namen hat die Geſchichte aufbewahrt, er hieß Strauch), welcher ihnen eine Furth im Fluſſe zu zeigen verſprach; die Sachſen hatten ihm zwei Pferde mit fortgeführt, aus Rache wollte er ihren Feinden dieſen Dienſt erzeigen. Moritz verſprach ihm hundert Kronen und zwei andere Pferde.

Unter dem Schutze eines dicken Nebels ſuchten nun am andern Morgen einige tauſend ſpaniſche Hakenſchützen durch die Furth ans andere Ufer zu gelangen und zugleich noch eine Schiffbrücke, welche die Sachſen eben abbrachen, in ihre Gewalt zu bringen. Ein Haufen von ihnen ſchwamm nach abgeworfenem Harniſch, den Säbel zwiſchen den Zähnen, hinan und bemächtigte ſich der Brücke, die man nun ſchnell wiederherzuſtellen ſuchte, während die Reuter durch die Furth ſetzten und jeder einen Fußknecht hinter ſich mit hinübernahm. Darnach folgte auch der Kaiſer, deſſen Pferd der wegweiſende Bauer am Zügel führte, der König Ferdinand, der Herzog Moritz, und des Kaiſers Feldherr, Herzog von Alba.

Es war ein Sonntagmorgen den 24. April. Der Churfürſt wohnte dem Gottesdienſte in Mühlberg bei, und als man ihm die Nachricht brachte, der Feind gehe über den Fluß, — und bald, er ſey ſchon ganz nahe, konnte er es noch immer nicht glauben, und wollte den Gottesdienſt nicht unterbrechen. Endlich, nachdem er vollendet, hatte er nur noch eben Zeit, ſeinem eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nur ſtreben ſolle, Wittenberg zu erreichen, die Reuter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geſchütz war ſchon nach Wittenberg vorausgeſchickt. Die Kaiſerlichen eilten den Sachſen eben ſo ſchnell nach und ereilten ſie auf der Lochauer Haide; und obgleich auch ihr Geſchütz und ſelbſt der größte Theil des Fußvolks, welches über die wiederhergeſtellte Schiffbrücke ging, noch zurück war, ſo gab der Kaiſer, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die ſpaniſchen und neapolitaniſchen Reuter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz ſelbſt focht unter den Vorderſten; die ſächſiſchen Reuter kamen in Verwirrung und ſtürzten ſich auf ihr eignes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung geſtellt war. Der Churfürſt befehligte von einem Wagen herab, weil ſein ſchwerer Körper ihn am Reiten verhinderte; der Kaiſer dagegen, den man an dieſem Tage die Kränklichkeit ſeines Körpers nicht anſah, ritt auf einem andaluſiſchen Roſſe, in der rechten Hand die Lanze haltend, in weithin ſchimmerndem, vergoldetem Helme und Panzer, mit dem rothen goldgeſtreiften burgundiſchen Feldzeichen, das Kriegsfeuer aus ſeinen Augen ſtrahlend. — Mit dem furchtbaren Kriegsgeſchrei: Hiſpania! Hiſpania! durch-

brachen die Kaiſerlichen auch das ſächſiſche Fußvolk. Es floh nach allen Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Haide hin wurden die Fliehenden erſchlagen und bedeckten eine lange Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf hin. Einer der Söhne des Churfürſten wurde von den Verfolgern ereilt; er vertheidigte ſich tapfer, erſchoß, durch zwei harte Hiebe vom Pferde ſinkend, noch im Fallen einen Feind, und ward glücklich durch herbeiſpringende ſächſiſche Reiter gerettet. Sein Vater aber entkam nicht. Man hatte ihn dringend ermahnt, ſeine Perſon zu retten und nach Wittenberg voranzueilen, allein er antwortete: „Wo ſollte mein getreues Fußvolk bleiben?“ und blieb. Zum Gefechte hatte er einen ſchweren, frieſiſchen Hengſt beſtiegen, wurde aber von den leichten Reutern eingeholt, und indem er um ſich ſchlug, von einem Ungarn in die linke Backe gehauen. Das Blut rann über ſein Geſicht, er wollte ſich dennoch nicht ergeben; da drängte ſich ein Ritter des Herzogs Moritz, Thilo von Trodt, durch die Ungarn, und rief ihn auf deutſch an, ſeines Lebens zu ſchonen. Dieſem, „weil er ein Deutſcher ſey“, gab er ſich gefangen, und zog als Wahrzeichen deſſen zwei Ringe vom Finger, die er ihm reichte; dem Ungarn ließ er ſeinen Dolch und ſein Schwert. Der Ritter brachte ihn zum Herzog von Alba, und dieſer auf ſein wiederholtes Verlangen, zum Kaiſer, der mitten in der Haide zu Pferde hielt. Johann Friedrich, als er herankam, ſeufzte tief und ſprach, die Augen gen Himmel gerichtet: „Herr Gott, erbarme dich meiner, nun bin ich hier!“ Sein Anblick mußte die Umſtehenden erſchüttern; ſein Geſicht blutete, ſein Panzerhemd war mit Blut befleckt. Er ſtieg mit Hülfe des Herzogs Alba vom Pferde und wollte vor dem Kaiſer auf ſeine Kniee ſinken, indem er den Blechhandſchuh auszog, um zugleich nach deutſcher Sitte die Rechte zu reichen. Aber der Kaiſer litt beides nicht und wandte ſich finſter zur Seite. Da fing der Churfürſt an: „Großmächtigſter, allergnädigſter Kaiſer!“ — „So, bin ich nun euer gnädigſter Kaiſer?“ fiel dieſer ein, „ſo habt ihr mich lange nicht geheißen.“ Der Churfürſt fuhr fort: „Ich bin Euer kaiſerlichen Majeſtät Gefangener, und bitte um fürſtlichen Gewahrſam.“ „Wohl, ihr ſollt gehalten werden, wie ihr verdient“, ſchloß der Kaiſer. Dann wurde der Churfürſt durch Alba mit dem Herzog Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg, der gleichfalls gefangen war, ins Lager geführt.

So endigte dieſer für den Kaiſer ſo glückliche Tag, von dem er ſelbſt in Cäſars Weiſe ſchreibt: „Ich kam, ich ſah, und Gott ſiegte.“

Nach einer Ruhe von zwei Tagen zog er nach Torgau, welches ſich ſofort ergab, und von da nach Wittenberg, der Hauptſtadt des Landes. Sie war feſt, mit guter Beſatzung verſehen, und die Bürgerſchaft voller Muth; wenn ſie ſich hielt, ſo mußte Karl vielleicht Sachſen verlaſſen, ohne das Werk vollendet

zu haben; denn zu einem langen Feldzuge war er nicht gerüſtet. Da wandte er, in ſeiner Ungeduld, und auf das Dringen ſeines Beichtvaters, und einiger Anderer, ein Mittel an, welches ihn von Neuem der Ueberſchreitung des Rechtes und der Reichsverfaſſung anklagt. Er ließ über den unglücklichen Fürſten durch ein Kriegsgericht das Todesurtheil ſprechen. Das durfte er, wenn es gleich das gerechteſte Urtheil geweſen wäre, nicht ohne einen deutſchen Fürſtentag. Wohl mag es ihm mit der Hinrichtung ſelbſt nicht Ernſt geweſen ſeyn, die nur ein Schreckmittel für die Freunde des Churfürſten in der Stadt ſeyn ſollte, damit ihm dieſe übergeben würde; allein die Verletzung des Rechtes lag in der Weiſe des Urtheils, und wenn es als Schreckmittel nicht wirkte, ſo war von Karls ſtrengem Sinne, der keinen Schritt zurückthat, die Vollziehung deſſelben wohl zu fürchten.

Der Churfürſt, dem es im Glücke oft an Entſchluß fehlte, bewies jetzt den Heldenmuth einer ſtarken Seele, welche einen feſten Glauben in ſich trägt. Das Todesurtheil wurde ihm angekündigt, als er eben mit dem Herzog Ernſt von Lüneburg am Schachbrette ſaß. Ruhig ſprach er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiſer dermaßen mit mir handeln werde; iſt es aber gänzlich alſo bei der kaiſerlichen Majeſtät beſchloſſen, ſo begehre ich, man ſoll es mir feſt zu wiſſen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, beſtellen möge.“

Vom Herzog Moritz iſt nicht bekannt, daß er in dieſer Sache ſein Wort bei dem Kaiſer verwendet habe; der Churfürſt Joachim von Brandenburg dagegen kam ſogleich in das kaiſerliche Lager, und bemühte ſich aufs Eifrigſte, das Unglück durch einen Vergleich abzuwenden. Es gelang ihm auch, aber unter harten Bedingungen für Johann Friedrich. Dieſer mußte für ſich und ſeine Nachkommen auf die Churwürde und auf ſein Land Verzicht leiſten, welches beides an Herzog Moritz überging. Seine Feſtungen Wittenberg und Gotha wurden dem Kaiſer überliefert, und er ſelbſt ſollte deſſen Gefangener bleiben, ſo lange es dieſem gefallen würde; ſo daß er ihn ſogar nach Spanien, unter die Obhut des Infanten Don Philipp, ſchicken könnte. Den nöthigen Unterhalt für ihn und ſein Haus ſollte Moritz darreichen, und es wurden dazu die Einkünfte der Aemter Eiſenach, Gotha, Weimar und Jena beſtimmt. In einem Artikel des Vertrages ſollte der abgeſetzte Churfürſt auch im Voraus verſprechen, alles anzunehmen, was das Concilium zu Trient oder die kaiſerliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten; — allein dazu war er auf keine Weiſe zu bewegen; der Kaiſer mußte hierin nachgeben; er ſtrich den Artikel mit eigner Hand aus, und ſelbſt die Spanier fanden des Churfürſten Standhaftigkeit ruhmvoll.

Da es in Wittenberg bekannt wurde, daß die Stadt dem Kaiſer übergeben werden, aber in der freien Uebung des Augsbur-

ger Religionsbekenntniſſes bleiben ſollte, entſtand eine große Bewegung in derſelben. Anfangs wollten die Bürger bis auf den letzten Mann ſich vertheidigen, weil ſie der Zuſage der Religionsfreiheit nicht traueten; die Spanier hatten zu grauſam im Lande umher gehauſet; allein der Churfürſt befahl ihnen, keinen Widerſtand zu verſuchen, der Kaiſer werde treu und ſicherlich ſein Wort halten; auch bewilligte dieſer, daß nur deutſches Kriegsvolk in die Stadt rücken ſollte. Am 23. Mai zog die ſächſiſche Beſatzung aus und vier kaiſerliche Fähnlein beſetzten die Stadt. Zwiſchen ihr und dem Lager wurde bald lebhaft verkehrt, und das gegenſeitige Mißtrauen ſchwand immer mehr. Zu ihrer Verwunderung ſahen die Sachſen ihren abgeſetzten Herrn, wie er in Herzog Alba's Zelte von vornehmen Spaniern bedient und mit Ehrfurcht behandelt wurde. Die Churfürſtin Sibylle ſelbſt erſchien in Trauerkleidern mit ihren Kindern vor dem Kaiſer, geführt von den Söhnen des römiſchen Königs, und that einen Fußfall; der Kaiſer hob ſie ſehr freundlich auf, tröſtete ſie wegen ihres Unglücks, und erlaubte, daß der Churfürſt acht Tage auf dem Schloſſe zu Wittenberg bei den Seinigen zubringen und das Pfingſtfeſt feiern durfte. Ja, er ſelbſt begab ſich in die Stadt und erwiedeete den Beſuch der Churfürſtin. Der Eindruck ſeines großen und ſtarken, jetzt beſänftigten, Gemüthes tilgte den Widerwillen, den man in dieſen Landen gefaßt hatte, zum guten Theile aus, ſo wie er ſelbſt hinwiederum ein günſtigeres Urtheil über Norddeutſchland gewann, als die eifrigen Gegner der neuen Lehre ihm mochten gegeben haben. „Es iſt doch alles ganz anders im evangeliſchen Lande und unter evangeliſchen Leuten, als ich mir gedacht habe," — äußerte er in dieſen Tagen. Und als er hörte, daß bei ſeiner Anweſenheit der lutheriſche Gottesdienſt eingeſtellt ſey, rief er aus: „Wer richtet uns das an? Iſt in unſern Namen hier der Dienſt Gottes unterlaſſen, ſo gereicht uns dieſes nicht zum Gefallen! Haben wir in den hochdeutſchen Landen doch nichts gewandelt in der Religion, wie ſollten wir es hier thun?" — Er beſuchte auch die Schloßkirche und ſah hier Luthers Grab. Einige Umſtehende, — man nennt den Herzog von Alba und den Biſchof von Arras, Granvella's Sohn, — riethen ihm, „den Ketzer ausgraben und verbrennen zu laſſen", aber Karl erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er wird ſeinen Richter ſchon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten."

Der innere Sinn des Kaiſers war frei genug, um ſich über der leidenſchaftlichen Bewegung der Zeit zu halten. Wenn nur nicht die Rückſichten der Staatsklugheit oft die ſtrenge Wahrheit bei ihm verdunkelt hätten! Denn wie ſtimmte dieſe Schonung der proteſtantiſchen Partei mit dem Bündniſſe zuſammen, welches er mit dem Papſt geſchloſſen hatte?

Der neue Churfürſt Moritz bewies ſich gleichfalls ſehr freundlich gegen die Wittenberger: „Ihr ſeyd eurem Fürſten, meinem

Vetter, ſo treu geweſen, das will ich euch ewig im Guten gedenken", — ſprach er im Weggehen zu den Vorſtehern der Stadt. Am 6. Juni zogen die Kaiſerlichen aus Wittenberg und an demſelben Tage legte der neue Churfürſt Moritz ſeine Beſatzung in die Stadt.

96. Der Kaiſer und Philipp von Heſſen.

An dem Tage, da Kaiſer Karl in Wittenberg einritt, wurde ſein alter Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, in die Gruft getragen; das Glück ſchien ihm alle Hinderniſſe ſeiner großen Entwürfe auf einmal aus dem Wege räumen zu wollen. Er zog nun von Wittenberg nach Halle, um mit dem zweiten Haupte des Schmalkaldiſchen Bundes, dem Landgrafen von Heſſen, zu unterhandeln, und dieſer ſah keine Rettung mehr für ſich, als in der Gnade des nun übermächtigen Kaiſers, die er durch ſeinen Schwiegerſohn Moritz und den Markgrafen von Brandenburg eifrigſt nachſuchte.

Beide verwendeten ſich auf das Thätigſte für ihn, und Karl äußerte endlich durch ſeinen Kanzler: „Wenn der Landgraf ſelbſt zu ihm käme und ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergäbe, und wenn er die Bedingungen unterſchriebe, die er ihm vorlegen würde, ſo wolle er ihm ſein Land nicht nehmen und ihn auch nicht am Leben oder mit ewigem Gefängniß beſtrafen;" — ſo lautet ein in neuerer Zeit wieder aufgefundener Abdruck der damaligen Verhandlungen. Die Vermittler aber erwogen entweder den Ausdruck nicht genau und glaubten, es ſey darunter die Verſchonung mit jeglichem Gefängniß verſtanden, oder es war, wie ſie einige Monate ſpäter auf dem Reichstage zu Augsburg ſelbſt zugaben, bei den mündlichen Verhandlungen „mit Seiner Majeſtät Räthen, in Mangel und Unverſtand der Sprachen, allerhand Mißverſtand erfolgt"; genug, ſie verbürgten ſich dem Landgrafen mit ihrem Ehrenworte, ſich ſelber ſeinen Söhnen in gefängliche Haft zu ſtellen, wenn Karl ihn nicht wieder frei von ſich ließe. Am 18. Juni kam Philipp auf dieſes ihr Ehrenwort in Halle an und am folgenden Tage wurde er vor den Kaiſer geführt. Dieſer ſaß auf einem Throne und um ihn ſtanden viele deutſche, ſpaniſche und italieniſche Große, unter andern auch der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der Gefangene des Landgrafen, den er jetzt hatte frei geben müſſen und der ſich nun an ſeiner Demüthigung weidete. Mit niedergeſchlagenem Blicke kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder, und ſein Kanzler Güntherode, hinter ihm knieend, laß die Abbitte an den Kaiſer ab. Sie war in ſehr demüthigen Ausdrücken abgefaßt, und ein Augenzeuge erzählt, es habe ſich in der Verwirrung und Beſchämung, die den Landgrafen in ſolcher Lage, vor ſolcher Verſammlung, ergriff, auf ſeinem Geſichte ein Lächeln gezeigt, gleichſam als unbewußte Hülfe ſeiner Natur gegen das Gefühl der Schmach. Aber dem Kaiſer entging ſeine Miene nicht; drohend hob er ſeinen Finger auf und ſprach

in ſeiner niederländiſchen Mundart, denn er redete das Deutſche ſchlecht: — „Wöl, ick ſoll di lachen lehren.“ Dann las des Kaiſers Kanzler, Dr. Seld, die Antwort: „Obwohl der Landgraf, wie er ſelbſt bekenne, die ſchwerſte Strafe verdient habe, ſo wolle dennoch der Kaiſer, aus angeborner Milde, und in Betracht der für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade vor Recht ergehen laſſen, ihn von der Acht erledigen, und ihm das Leben, welches er verwirkt habe, ſchenken.“ Nach der Ableſung dieſer Antwort wollte ſich der Landgraf als ein freier Fürſt wieder erheben, und als der Kaiſer ihm keinen Wink dazu gab, auch ihm den deutſchen Handſchlag der Verſöhnung verſagte, ſtand er von ſelber auf und trat ab.

Zu Abend aß er mit dem Churfürſten Moritz und dem von Brandenburg bei dem Herzog Alba; nach der Mahlzeit wollte er ſich entfernen, da erklärte ihm der Herzog, daß er ſein Gefangener ſey. Beſtürzung ergriff ihn, ſo wie die beiden Vermittler, die ſich für ſeine Freiheit verbürgt hatten. Sie wendeten ſich an den Kaiſer ſelbſt, ſtellten ihm ihr Fürſtenwort vor, welches ſie zum Pfande geſetzt hätten! — aber der Kaiſer leugnete, den Landgrafen von aller Gefängniß frei geſagt zu haben, wie die Unterhändler es verſtanden hattten, wenn er ihn gleich nicht mit ewiger Gefangenſchaft beſtrafen wolle. Und in der That mochten ſeine Räthe vielleicht mehr verſprochen haben, als er ſelbſt im Sinne trug; oder bei der Unkunde des Kanzlers Granvella und ſeines Sohnes in der deutſchen, und der beiden Churfürſten in der ſpaniſchen und franzöſiſchen Sprache, war vielleicht ein Mißverſtändniß vorgefallen.

Dennoch wäre es edler geweſen, das Wort der beiden Vermittler an den Landgrafen zu erfüllen. Es lag dem Kaiſer freilich viel daran, die Anführer des Schmalkaldiſchen Bundes ſo lange als Gefangene zu halten, bis er ſeine Religionseinrichtungen in Deutſchland vollendet hätte; denn er glaubte noch immer an die Möglichkeit einer Vereinigung der Parteien, und beide Fürſten waren die heftigſten Gegner derſelben geweſen. Aber Karl bedachte nicht, daß die Gradheit und Großmuth einem Herrſcher beſſer anſtehen und ſicherer zum Ziele führen, als die berechnende Vorſicht; und daß, wenn dieſe einmal als Geſetz gilt, der Kluge von dem noch Liſtigern ſicher um ſeinen Gewinn gebracht wird. Der Herzog Moritz, der ſeine Bürgſchaft nun nicht erfüllen konnte und als ein Wortbrüchiger gegen den Landgrafen daſtand, hat ſich ſicherlich in dem Augenblicke, als der Kaiſer das von ihm im guten Glauben dem Landgrafen gegebene Wort nicht anerkennen wollte, der Pflichten der Dankbarkeit und Wahrheit gegen ihn entbunden gefühlt, und geglaubt, daß von da an nur die Klugheit zwiſchen ihnen zu walten brauche. In dieſer aber ſtand er dem Kaiſer nicht nach.

Der abgeſetzte Churfürſt und der Landgraf mußten dem kaiſerlichen Hoflager als Gefangene folgen, wohin er ſich wendete.

Ueberdies wurden die heſſiſchen Feſtungen, bis auf Kaſſel und Ziegenhain, geſchleift, alles Geſchütz ward abgeführt, und die Stände mußten 150,000 Goldgulden als Strafe bezahlen. In den Vergleichen mit ſeinen Gegnern befolgte Kaiſer Karl die Grundſätze der Römer in der Zeit, da ſie ſich die Herrſchaft der Welt vorbereiteten. Wie ſie von den Karthagern, von den macedoniſchen und ſyriſchen Königen, nebſt großen Geldſummen, die Auslieferung der Kriegsſchiffe, der großen Kriegsmaſchinen und der Elephanten verlangten, ſo entwaffnete auch Karl ſeine Gegner, indem er ſie zwang, ihre feſten Plätze zu ſchleifen, das ſchwere Geſchütz herauszugeben, welches damals noch ſelten und ſchwer wieder zu erſetzen war, und endlich, ihm Geld zu neuen Unternehmungen zu zahlen. Er ſoll in den Verträgen mit den oberländiſchen Städten, dem Herzog von Würtemberg, dem Churfürſten und dem Landgrafen über 500 Stücke Geſchütz gewonnen haben, die er nach Italien, Spanien und den Niederlanden abführen ließ. Die größte Unzufriedenheit erregten indeß die ſpaniſchen Beſatzungen, die er überall, wo es nur möglich war, beſonders aber in den oberdeutſchen Städten, zurückließ. Der Uebermuth und die Mißhandlungen dieſer ſtolzen Ausländer, die noch dazu mit Religionshaß erfüllt waren, war unerträglich, und man vergaß nicht, daß der Kaiſer in der Wahlkapitulation verſprochen hatte, keine fremden Krieger in das Reich zu bringen.

97. Das Interim.

Es zeigte ſich immer mehr, daß die Beruhigung in Religionsſachen von dem Tridentiner Concilio nicht ausgehen werde. Daſſelbe konnte auch ſchwerlich als Vertretung der chriſtlichen Welt im Sinne der alten Kirchenverſammlungen gelten. Es waren faſt nur Italiener und Spanier zugegen. Die Proteſtanten weigerten ſich nach wie vor, die Ausſprüche deſſelben anzuerkennen, und drangen dagegen auf eine Kirchenverſammlung, „wo der Papſt nicht den Vorſitz, und die proteſtantiſchen Theologen die Macht hätten, mit und neben den Biſchöfen zu ſtimmen und die bereits gefaßten Dekrete neuerdings zu unterſuchen."

In ſolche Forderungen wollte dagegen die päpſtliche Partei nicht willigen, obgleich ſelbſt die katholiſchen Fürſten Deutſchlands ſehr dringend verlangten, daß die Stände der Augsburgiſchen Confeſſion mit zu dem Concilio gezogen würden. Ja, die Kardinäle ſahen daſſelbe gar ungern zu Trident und ſtrebten nur darnach, es weiter in Italien zu verlegen; ſie fürchteten, wenn der alte Papſt Paul III. während des Conciliums ſterben ſollte, ſo möchte daſſelbe, von Karln unterſtützt, die Papſtwahl, zum Nachtheil des Kardinal-Collegiums, an ſich ziehen. Ihren Wünſchen kam endlich eine Krankheit zu Hülfe, welche man als gefährlich anſah und für die Peſt ausrief, — es war jedoch nur ein Biſchof an den

Frieſeln geſtorben; — und unter dieſem Vorwande wurde am 9. März 1547 das Concilium in der That von Trident nach Bologna verlegt. Der Kaiſer gerieth bei dieſer Nachricht in den höchſten Zorn; der Papſt dagegen billigte den Schritt ſeines Legaten, und die Spannung, die ſchon zwiſchen ihm und dem Kaiſer entſtanden war, weil dieſer ſeinen Sieg in Deutſchland nicht ſogleich zur Ausrottung der proteſtantiſchen Partei gebraucht, und weil auf der andern Seite der Papſt gleich nach Ablauf der bedungenen 6 Monate ſeine Truppen vom kaiſerlichen Heere abberufen hatte, ſtieg immer höher. Der Kaiſer ſagte dem päpſtlichen Nuntius geradezu: „Den Proteſtanten, die bereits verſprochen, ſich dem Concilium zn unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen oder auf das zu achten, was dort beſchloſſen würde; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man ihm von Rom aus kein Concilium verſchaffen wolle, ſo werde er ſchon eins zu finden wiſſen, das Allen ein Genüge leiſte und dasjenige verbeſſere, was zu verbeſſern ſey. Der Papſt ſey ein alter, eigenſinniger Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle." So heftig redete Karl, gegen ſeine Gewohnheit; und wir haben daran einen neuen Beweis, wie eifrig er es mir dem Frieden der Kirche meinte. — Auch die deutſchen Biſchöfe baten den Papſt ſehr dringend, das Concilium wieder nach Trident zu verlegen; aber auch ihr Wort fruchtete lange nichts.

Daher ſuchte Karl die deutſchen Religionsangelegenheiten auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 ſelbſt in Ordnung zu bringen, und veranſtaltete zu dem Ende eine neue Unterredung, wozu von katholiſcher Seite zwei gemäßigte Männer, der Biſchof von Naumburg, Julius Pflug, und der Weihbiſchof von Mainz, Michael Helding, von Seiten der Proteſtanten aber der Hofprediger des Churfürſten von Brandenburg, Johann Agrikola von Berlin, gewählt wurden. Sie gingen thätig an's Werk und brachten auch einen Vereinigungs-Entwurf zu Stande, welchen ſie dem Kaiſer vorlegten. Agrikola aber, aus Eifer den Frieden zu ſtiften, war in weſentlichen Punkten von den erſten Grundſätzen ſeiner Glaubensgenoſſen abgegangen. Er hatte zwar die Ehe der Geiſtlichen und den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten für ſeine Partei bewilligt erhalten, aber nur bis das Concilium darüber einen Beſchluß faſſen werde. Im Uebrigen hatte er die Macht des Papſtes, die Meſſe, die 7 Sacramente, die Anrufung der Heiligen, und überhaupt das katholiſche Kirchen- und Glaubens-Syſtem im Weſentlichen anerkannt. Es war vorauszuſehen, daß ſich großer Widerſpruch erheben werde. Weil indeß der Churfürſt von Brandenburg, und auch der von der Pfalz, die Annahme verſprachen, ſo glaubte Karl die vermittelnde Schrift, welche den Namen des Interim erhalten hat, durchſetzen zu können. Er berief die Stände am 15. Mai zu ſich und ließ

ihnen die Schrift vorleſen, deren Titel ſo lautete: „Der römiſch-kaiſerlichen Majeſtät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen römiſchen Reich bis zum Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden ſolle.“ — Nach der Vorleſung und einer kurzen Berathung der einzelnen Stände, die aber kein Reſultat gab, trat der Churfürſt von Mainz auf und dankte im Namen der Stände für die Mühe, Arbeit, Fleiß und Liebe des Kaiſers gegen das Vaterland; und als Niemand wagte, etwas dagegen einzuwenden, nahm der Kaiſer die Einwilligung der Stände als ausgemacht an und betrachtete ſeine Schrift nunmehr als Reichsgeſetz.

Indem Kaiſer Karl ſich ſo auf der einen Seite von den Maaßregeln des Papſtes unabhängig zu machen, und auf der andern die Einheit der deutſchen Kirche zu erhalten ſuchte, durch welche auch die des deutſchen Reiches befeſtigt werden ſollte, ſtand ihm der Grundgedanke ſeines ganzen kaiſerlichen Lebens und Wirkens noch einmal recht lebhaft vor der Seele, nämlich der, die Bedeutung und Würde des alten Kaiſerthums, wie Karl der Große, die Ottonen, und andere großſinnige Kaiſer daſſelbe in der Seele getragen und zum Theil verwirklicht hatten, wieder herzuſtellen. Das Kaiſerthum ſollte die Fülle geiſtlicher und weltlicher Gewalt enthalten. Der Kaiſer ſollte wirklich das Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit ſeyn, er ſollte mit ſeiner weltlichen Macht einen weſentlichen Einfluß auf die Kirche verbinden, und nicht nur, als Werkzeug der geiſtlichen Gewalt, die Ordnung der Kirche ſchützen und ihren Befehlen Gehorſam verſchaffen, ſondern auch an deren Berathung und Beſchlußnahme weſentlichen Antheil haben. Wie Karl der Große unter ſeinem Vorſitze Synoden der Biſchöfe gehalten und deren Beſchlüſſe unter ſeinem Namen als Reichsgeſetze erlaſſen hatte, ſo wollte Karl der fünfte Antheil an der Leitung des allgemeinen Conciliums haben, wenigſtens als der Mittelpunkt der kirchlichen Ordnung des deutſchen Reiches neben dem Papſte die gebührende Geltung behaupten. Ja, wenn es zum Aeußerſten kam und keine Stellung neben dem Papſte übrig blieb, ſo hätte es ſeinem umfaſſenden Geiſte nicht zu fern gelegen, eine Selbſtſtändigkeit der deutſchen Kirche zu ſtiften, wenn ſie ſich nur nicht von den weſentlichen Grundſätzen der katholiſchen Lehre entfernte, und wenn er hoffen durfte, auf dieſem Wege die neue Kirchenpartei mit der alten wieder zu vereinigen. Es wäre eine Hierarchie des deutſchen Reiches entſtanden, welche eine große Ausſicht für die Kräftigung deſſelben eröffnete.

Und wie, wenn dem Kaiſer Karl dieſer Gedanke gelungen wäre? Wenn er nicht ein Ausländer war, der auch ſeine andern Länder, Spanien, Burgund, Italien, berückſichtigen mußte, und der denn doch die feineren Saiten des deutſchen Weſens nicht anzuſchlagen verſtand, durch welche allein der volle Einklang der Gemüther hervorgerufen werden konnte? Aber daran brach ſich am Ende ſein

ganzes Wirken in Deutſchland, daß er das deutſche Weſen in ſeiner Tiefe nicht faßte.

Einen ſehr merkwürdigen Gegenſatz bietet eine Vergleichung des weiten Ideenfluges des Kaiſers Karl mit dem engen aber in ſich feſten und gediegenen Gedankreiſe des gefangenen Churfürſten Johann Friedrich dar. Der Kaiſer wußte recht wohl, daß es ein großer Schritt zur Einführung ſeines Interim ſeyn würde, wenn er den Churfürſten, deſſen geiſtiges Anſehen in den ſächſiſchen Ländern um ſo größer war, als er jetzt als Glaubens-Märtyrer daſtand, für daſſelbe hätte gewinnen können. Er ſchickte daher ſeinen Kanzler Granvella, mit deſſen Sohne, dem Biſchof von Arras und dem Vicekanzler Selb mit dem Antrage zu ihm, das Interim anzunehmen und auch ſeinen Söhnen zur Annahme zu empfehlen. Der Churfürſt übergab ihnen aber eine, ſchon für dieſen Fall in Bereitſchaft gehaltene, eigenhändig geſchriebene Erklärung, des Inhalts: „Sein von den Dienern des göttlichen Wortes von Jugend auf genoſſener Unterricht, ſo wie eigene fleißige Forſchung in den prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften, habe ihn dahin gebracht, daß er in der Augsburgſchen Confeſſion die rechte, wahre, chriſtliche Lehre erkenne und in ſeinen Gewiſſen ohne Wanken dafür halte. Wenn er das Interim für chriſtlich und gottſelig annehmen ſolle, ſo müßte er die Augsburgſche Confeſſion in vielen trefflichen Artikeln, daran die Seligkeit gelegen, wider ſein Gewiſſen vorſätzlich verdammen und verleugnen, und mit dem Munde billigen, was er in ſeinem Herzen für der heiligen Schrift ganz und gar zuwider halte, dieſes würde Gottes heiligen Namen jämmerlich mißbrauchen und läſtern heißen, welches er doch mit ſeiner Seele theuer und allzu theuer bezahlen müßte. Seine kaiſerliche Majeſtät wolle es ihm daher nicht zu Ungnade aufnehmen, daß er das Interim nicht billige, ſondern bei der Augsburgſchen Confeſſion endlich beharre.“

Die Miniſter weigerten ſich, dieſe Erklärung anzunehmen, und erinnerten den Churfürſten daran, „daß es dem Kaiſer wohl gebühre, auch in Religionsſachen gewiſſe Ordnungen und Statuten zu machen; es ſeyen ſchon vor Seiner Majeſtät mehrere römiſche Kaiſer geweſen, die in göttlichen Sachen und Kirchengebräuchen Geſetze und Ordnungen gemacht, die auch jetzt noch von allen Unterthanen des römiſchen Reiches gehalten würden.“ Allein der Churfürſt blieb unerſchütterlich; und als während der Unterhandlungen ein einzelner Donnerſchlag vom Himmel ertönte, dem keiner vorangegangen war und keiner folgte, ſo erfreute ſich der Churfürſt dieſes Zeichens als einer Billigung ſeines höchſten Richters, daß er in Gewiſſensſachen nur ihn, und nicht Menſchen, fürchten ſolle.

Nicht edel war es, und vielleicht auch nicht nach des Kaiſers Anordnung, daß von da an ſein Hofprediger, Chriſtoph Hoffmann, und auch ſeine Bücher, unter anderm eine auf Pergament gedruckte

und illuminirte Bibel, ihm genommen wurden. Als ſie weggetragen wurden, ſagte er: „Nehmen ſie mir gleich die Bücher, ſo ſollen ſie mir doch das, was ich daraus gelernt, nicht aus dem Herzen reißen.“

Nach dem Beiſpiele des Vaters wieſen auch die Söhne das Interim von ihren Ländern zurück, und überhaupt mußte der Kaiſer ſehen, daß er ſich in ſeinen Hoffnungen in Abſicht des Interims getäuſcht habe. Die proteſtantiſchen Theologen erhoben ſich faſt einſtimmig gegen das Interim, und viele mußten ihre Stellen verlaſſen und den Wanderſtab ergreifen, wie z. B. in Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Ulm, Frankfurt und andern Städten. Man wollte gegen 400 vertriebene Prediger in Oberland zählen.

Was aber noch mehr zu verwundern iſt, auch die Katholiken mißbilligten das Interim, obgleich ihnen gar nicht angeſonnen war, daſſelbe bei ſich einzuführen. Die katholiſche Kirche würde den größten Vortheil davon gezogen haben; denn wäre es dem Kaiſer gelungen, das Interim durchzuſetzen, ſo war die völlige Wiedervereinigung der Parteien faſt als gewiß vorauszuſehen. Ihr Widerſpruch iſt daher nur daraus zu erklären, daß ſie eine Anordnung in Religionsſachen von ihm, als von einem Laien, nicht als gültig anſahen. „Und wenn Karl das Evangelium ſelbſt kund gemacht hätte,“ äußerte ſich ein angeſehener Prälat, „ſo wäre es von ihm, als einem Laien, nicht zu entſchuldigen.“

Der Kaiſer mußte daher, als er nach dem Augsburger Reichstage zwei Jahre in den Niederlanden ſich aufhielt, immer neue Klagen aus Deutſchland hören; nur an wenig Orten war ſeine Anordnung des Gottesdienſtes aus Zwang eingeführt, an den meiſten redete man von beiden Seiten auf das eifrigſte dagegen, und auch der Churfürſt Moritz nahm ſie in ſeinem Lande nur mit Einſchränkung an. Er hatte mehrere Theologen, unter denen auch Melanchthon war, zur Ausarbeitung einer Kirchenagende für ſeine Länder niedergeſetzt, und ſie brachten auch mit vieler Mühe und zum Tadel vieler ſtreng lutheriſchen Geiſtlichen eine Formel zu Stande, die man das Leipziger Interim nennt, und die allerdings in Vielem nachgab, aber doch im Weſentlichen das proteſtantiſche Princip feſthielt. Sie wurde, wenn auch hie und da mit Abweichungen in vielen Gegenden des nördlichen Deutſchlands eingeführt. Aber daneben blieben auch Viele ſtandhaft in ihrem Widerſtande gegen jede Aenderung. Beſonders heftig erklärten ſich die Städte Conſtanz, Bremen und Magdeburg, und weigerten ſich gänzlich die kaiſerlichen Befehle zu vollziehen; die Acht wurde daher gegen ſie ausgeſprochen, und die beiden erſten kehrten hierauf zum Gehorſam zurück, ja, Conſtanz begab ſich ganz in die Gewalt des Königs Ferdinand, Magdeburg aber blieb hartnäckig, beſonders durch den Einfluß mehrerer aus Wittenberg wegen des Interims ausgewanderter Theologen, unter denen Flacius, mit dem Beinamen Il-

lyricus, der heftigſte und eifrigſte war. Der Churfürſt Moritz erhielt auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 den Auftrag, die Acht gegen die Stadt zu vollziehen. Im Herbſte dieſes Jahres noch brach er mit ſeinen Kriegsſchaaren auf und fing die Belagerung an.

Auf dieſem Reichstage verſuchte es auch Karl, ob er vielleicht ſeinem Sohne Philipp, den er aus Spanien hatte kommen laſſen, die römiſche Königskrone verſchaffen könnte. Allein weder ſein Bruder Ferdinand und deſſen Sohn Maximilian, noch die Churfürſten, wollten irgend darauf eingehen; Philipps ſtolzes, finſteres und abſchreckendes Weſen konnte ihm die Herzen der Deutſchen nicht gewinnen. Der Vater mußte ihn nach Spanien zurückſchicken, und Philipp ſelbſt kehrte gern dahin zurück, denn er liebte Spanien mehr als alle übrigen Länder.

Der Kaiſer aber begab ſich nach Endigung des Reichstages von Augsburg nach Inspruck. Der neue Papſt, Julius III., hatte das Concilium wieder von Bologna nach Trident verlegt, und dieſem wollte Karl nahe ſeyn.

98. Karl V. und Moritz von Sachſen.

In der Seele des neuen Churfürſten von Sachſen war indeſſen ein großer Plan wider den Kaiſer reif geworden, deſſen innerſte Bewegungsgründe uns nicht klar vor Augen liegen, weil des Mannes ganzes Gemüth in Vielem räthſelhaft für die Geſchichte geblieben iſt. Doch haben ihn wohl zwei Dinge hauptſächlich getrieben: einmal die harte Gefangenſchaft ſeines Schwiegervaters, des Landgrafen von Heſſen, gegen welchen er noch immer ſein altes Wort und die Bürgſchaft für ſeine Freiheit löſen zu müſſen glaubte; der Kaiſer aber gab keiner Bitte und keiner Vorſtellung für denſelben Gehör; — und zweitens die Lage der Proteſtanten in Deutſchland. Dieſe glaubten beſtimmt voraus zu ſehen, daß der Kaiſer nur auf die Beſchlüſſe der Tridenter Kirchenverſammlung wartete, um ſie als Religionsgeſetze für das Reich aufzuſtellen, und daß er, wie er jetzt Magdeburg wegen des Interim mit den Waffen überziehe, alsdann, wenn er neue Heere geſammelt, alle Stände des Reiches zum Gehorſam gegen jene Kirchenbeſchlüſſe zwingen werde. Es war eine ängſtliche Erwartung unter den Proteſtanten. Die, welche das Schlimmſte fürchteten, klagten den Churfürſten Moritz als den Schuldigſten an; durch ihn ſey der Schmalkaldiſche Bund verrathen, durch ihn ſchmachte noch jetzt Johann Friedrich und der Landgraf Philipp in der Gefangenſchaft. Die, welche noch Rettung hofften, wendeten gleichfalls ihre Augen auf ihn; er ſchien der Einzige, welcher den neuen Glauben zu beſchützen vermögend ſey. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er mit einem großen Schlage die Erinnerung des Vergangenen auslöſchen und die öffentliche Stimme wieder gewinnen konnte. Er entſchloß ſich zu dieſem Unternehmen

und benutzte den Auftrag zum Kriege gegen Magdeburg, um ohne Verdacht ein anſehnliches Heer zu ſammeln. Die Belagerung wurde abſichtlich nicht ſehr eifrig betrieben. Endlich, im September des folgenden Jahres 1551, ſchloß er eigenmächtig einen Waffenſtillſtand und im November einen ſehr gelinden Vertrag mit der Stadt, entließ aber deſſenungeachtet ſeine Truppen nicht. Seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, ſandte er heimlich an den König Heinrich II. von Frankreich, Franzens Sohn, um mit ihm ein Bündniß abzuſchließen, und den würtembergiſchen Oberſten Hans von Heydeck, der vom Kaiſer gleich Schärtlin in die Acht erklärt war, nahm er in ſeine Dienſte. Solche Zeichen blieben nicht unbemerkt und viele warnten den Kaiſer; Karl aber hielt in ſeinem Vertrauen gegen den Mann, den er erprobt zu haben glaubte, feſt, und erwiederte: „Da er weder Moritz noch dem Markgrafen Albrecht ſeines Wiſſens irgend eine Urſache gegeben, ſondern vielmehr beide mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, ſo könne er ſich einer ſolchen Undankbarkeit gar nicht verſehen. Er könne nicht anders glauben, als daß dem Ruhm gemäß, den die deutſche Nation in Anſehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und That mit einander übereinſtimmen werde." — So wie der Kaiſer auf die deutſche Treue bauete, ſo ſein Miniſter, der jüngere Granvella (der Vater war 1550 geſtorben,) auf die Einfalt der Deutſchen. Er äußerte ſich: „Es ſey unmöglich, daß ein plumper Deutſcher einen Plan entwerfen und geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken und durchſchauen ſollte."

Aber wie ein Ungewitter überraſchte ſie beide der Churfürſt Moritz, als er im März 1552 mit ſeinen Völkern raſch in Franken einfiel, und heſſiſche Hülfe, ſo wie die des Markgrafen Albrecht, an ſich zog. Beide erließen eine öffentliche Erklärung gegen den Kaiſer, warin ſie ihren Krieg zu rechtfertigen ſuchten. Sie beſchwerten ſich über die noch immer fortdauernde Gefangenſchaft des Landgrafen, ſo wie über des Kaiſers Eingriffe in die Freiheit Deutſchlands. Er habe die Reichsinſiegel fremden Perſonen anvertraut, die weder mit der Sprache noch mit dem Rechte in Deutſchland bekannt wären. Es ſey dahin gekommen, daß die Deutſchen fremde Sprachen lernen müßten, um ein Anliegen an ihn zu bringen. Er habe gegen ſeinen Schwur fremde Krieger in das Land geführt, durch welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt und auf alle Weiſe mißhandelt würden. Ja, man ſey einzig darauf bedacht, allen und jeden eine ſchändliche Knechtſchaft aufzubürden, daher die Nachkommen, wenn man nicht dieſen reißenden Strom aufhielte, eine gerechte Urſache haben würden, die Feigheit und Nachläſſigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabſcheuen, in welchen die Freiheit des Vaterlandes, das edelſte Kleinod deſſelben, verloren gegangen ſey."

Wenn gleich viele dieſer Vorwürfe übertrieben waren, ſo ſpiegelt ſich doch darin das Eine am lebhafteſten wieder, welches als Karls größter Fehler in Behandlung der Deutſchen angeſehen werden muß, die Geringachtung nämlich, die er gegen ſie hegte, und die Begünſtigung ſeiner Spanier und Niederländer, von denen beſonders die erſteren durch ihren Stolz und Uebermuth, und durch die Gräuel, die von ihren gemeinen Kriegern häufig verübt wurden, den gerechten Haß der Deutſchen auf ſich gezogen hatten. Liebe hatte Karl niemals in Deutſchland finden können, denn er liebte es ſelbſt nicht; Herablaſſung war das Höchſte, wozu es ſein Stolz kommen ließ. Aber Herablaſſung muß einem edlen Volke unerträglicher ſeyn, als Trotz und Härte; und der Unwille der Fürſten, daß ein übermüthiger Fremdling, wie Granvella, des Reiches Angelegenheiten ordnen ſollte, war ein gerechter. Weniger haben des Kaiſers Handlungen, als ſeine Geſinnung gegen die Deutſchen, ihm dieſen demüthigenden Krieg von Moritz zugezogen. — Der Markgraf Albrecht führt in ſeiner Erklärung eine Beſchwerde auf, die noch ſonderbarer erſcheint, aber eben jenen Uebermuth der Fremden gegen unſer Volk zur Quelle hat. Er eifert gegen den Geſchichtſchreiber des Schmalkaldiſchen Krieges, Ludwig von Avila, und nennt ihn einen Lügner und boshaften Menſchen, denn er rede in ſeinem Buche ſo verächtlich von den Deutſchen, als wenn ſie ein wildes und unbekanntes Volk, „ohne ehrliche, mannhafte und adlige Tugend wären, von deſſen Herkommen und Urſprung man nichts wiſſe.“

Der Kaiſer wiederum, deſſen Handlungen beſſer waren, als jene Erklärungen ſie darſtellten, antwortete, im Gefühl ſeiner Würde, nichts darauf, als, „daß die Beſchuldigungen der beiden Fürſten ſo kindiſch, los und ungereimt ſeyen, daß ſie den Ungrund in ſich ſelbſt enthielten, und den Unfug derjenigen, die ſie erdichtet, genugſam an den Tag legten.“

Ihr Unternehmen verlor auch bald in der öffentlichen Meinung dadurch ſehr viel, daß der Markgraf Albrecht mit ſeinen Leuten als Mordbrenner und Räuber auf dem platten Lande Verheerungen anrichtete. Moritz und der junge Landgraf Wilhelm von Heſſen, die ſich beſſerer Abſichten bewußt waren, trennten ſich daher von ihm und ließen ihn allein ſchalten. — Der Kaiſer war in der größten Verlegenheit; es fehlte ihm an Truppen ſo wie an Gelde, welches ihm die Augsburger Wechslerhäuſer zu ſeinem großen Verdruſſe verſagten, und in der Noth mußte der König Ferdinand Unterhandlungen mit Moritz anfangen. Da ſie indeß nicht zu einem ſchnellen Ende führten, und Moritz die Abſicht des Kaiſers, nur Zeit zu gewinnen, wohl merkte, ſo brach er plötzlich aus Schwaben mit ſeinem Heere gegen Tyrol auf, um ihn wo möglich zu überfallen. Er zog ſo ſchnell, daß er eher kam, als ſein Ruf; die Ehrenberger Klauſe kam in ſeine Hände, und hätte ihn nicht

eine Meuterei in einem ſeiner Fähnlein einen ganzen Tag aufgehalten ſo würde er ſogar den Kaiſer in Inſpruck noch gefunden haben. Erſt in der Nacht vorher, vom 19. auf den 20. May, war dieſer im ſchrecklichſten Regenwetter nach Trident entflohen; er ſelbſt, ſeiner Krankheit wegen, in einer Sänfte; ſein Bruder, der gefangene Churfürſt Johann Friedrich, und der übrige Hofſtaat, zu Pferde, manche ſogar zu Fuß. Diener mit Fackeln mußten durch die engen Päſſe in den tyroler Gebirgen den Weg erleuchten. Auch in Trident war keine Sicherheit, nach wenig Stunden Raſt ging die Reiſe durch rauhe Gebirge weiter nach dem Flecken Villach in Kärnthen, und das verſammelte Concilium zu Trident floh gleichfalls erſchrocken aus einander. Moritz aber, da er Inſpruck leer fand, zog wieder zurück, nachdem er die kaiſerliche Beute unter ſeine Schaaren vertheilt hatte, und begab ſich zu der indeß berufenen Fürſtenverſammlung nach Paſſau.

Was ſich in Karls Seele bewegte, hat kein Auge ergründet; wohl aber mögen die Erſchütterungen, die ſein ſtolzes Herz in dieſen Tagen ſchimpflicher Flucht, in einſamen Gebirgen, von den Schmerzen der Krankheit gefoltert, demüthigten, vom Schickſale zu ſeiner Läuterung geſendet ſeyn. Es reifte vielleicht in dieſen harten Tagen der Entſchluß in ihm, wenn er dieſe neue Verwirrung erſt wieder geſtillt habe, die Kronen von ſeinem Haupte freiwillig niederzulegen, und, dem Glanze der Welt entſagend, in ſtiller Einſamkeit das Gemüth allein dem Ewigen und Unveränderlichen zuzuwenden. — Den gefangenen Churfürſten von Sachſen ließ er jetzt gleich wieder in Freiheit. Nur machte er ihm zur Bedingung, noch einige Zeit dem Hoflager zu folgen. Sein Anblick mußte ihm bitter ſeyn. Vor fünf Jahren hatte eben dieſer Churfürſt auf der Lochauer Haide blutend vor ihm um Gnade gefleht; jetzt ſah dieſer ſelbe ihn, krank und hülflos, in unwegſamen Gebirgen, als Flüchtling vor einem andern Churfürſten von Sachſen, welchen Karl ſelbſt in jener Zeit des Stolzes groß gemacht hatte, umherirren. Und was den Kaiſer außer dieſem allen am meiſten kränken mußte, war, daß kein Reichsſtand, ſelbſt kein katholiſcher, ſich für ihn regte, und daß ſie ſich lieber vom Markgrafen Albrecht ausplündern ließen, als ſich zur Hülfe für ihren Kaiſer zu vereinigen. Da wurde er wohl inne, daß in der Zeit der Gefahr der Herrſcher nur in der Liebe ſeines Volkes eine ſichere Stütze hat.

Der Churfürſt Johann Friedrich ward in Augsburg vom Kaiſer nicht ohne Zeichen der Achtung und ſelbſt der Rührung entlaſſen. Am 2. September zog er von Augsburg weg, ſeinem Lande zu. Ueberall unterwegs ward er mit wahrer Verehrung empfangen; die Abgeordneten des Magiſtrats von Nürnberg kamen ihm mit 40 Pferden entgegen; das Volk jubelte und weinte zugleich vor Rührung. Als er in ſein Land nach Koburg kam, hatte ſeine Gemahlin Sibylle ihr ſeit fünf Jahren getragenes Trauerkleid aus-

gezogen, und als nun in Erfüllung ging, was ſie oft geſagt hatte, ſie hoffe vor ihrem Tode ihren Gemahl ſeines Gefängniſſes entledigt wieder zu ſehen, fiel ſie in Ohnmacht. Bei ſeiner Ankunft in Jena, wo ſeine Söhne zur Entſchädigung für das verlorene Wittenberg eine Univerſität errichtet hatten, freute er ſich beſonders, wieder Profeſſoren und Studenten zu ſehen. Sein alter treuer Freund, der Maler Lucas Cranach, ſaß mit dem älteſten Prinzen bei ihm im Wagen; „ſieh, ſagte er zu letzterem, das iſt Bruder Studium.“ Die Glückwünſche der Profeſſoren hörte er mit entblößtem Haupte an. Das war der deutſche Fürſt, der als ein Vater zu ſeinem Volke zurückkehrt. So war Karl V. nirgends in Deutſchland empfangen worden.

99. Von dem Paſſauer Vertrage 1552, bis zum Religionsfrieden zu Augsburg, 1555.

Zu Paſſau ließ Karl durch ſeinen Bruder Ferdinand mit Moritz unterhandeln, er ſelbſt hatte Widerwillen gegen die ganze Verhandlung, aber es lag ihm ſehr viel am Frieden mit Moritz, damit er alle ſeine Kräfte gegen den ihm am meiſten verhaßten Feind, die Franzoſen, wenden könnte, die indeß in Lothringen eingefallen waren und eine Stadt nach der andern wegnahmen. Unter ſolchen Umſtänden kam der Paſſauer Vertrag am 31. Juli 1552 zu Stande. Die Bedingungen waren: „Daß dem gefangenen Landgrafen Philipp von Heſſen die Freiheit zurückgegeben und allen denen, auf welchen noch wegen des Schmalkaldiſchen Krieges die Acht ruhte, dieſelbe erlaſſen werden ſollte. Wegen der Religionsbeſchwerden ſollte ein neuer Reichstag berufen werden, und bis dahin das Reichskammergericht gegen beide Parteien mit gleicher Gerechtigkeit verfahren. Der kaiſerliche Hofrath aber ſollte mit deutſchen Männern beſetzt werden.

Nach dem Abſchluß dieſes Friedens entließ Moritz, zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Geſinnung, alle fremden Kriegshaufen und zog mit den ſeinigen dem König Ferdinand nach Ungarn zu Hülfe. Philipp von Heſſen wurde in Freiheit geſetzt und kehrte zu ſeinen Kindern und ſeinen Unterthanen zurück. Die lange, harte Gefangenſchaft hatte ſein Gemüth gebeugt und die Luſt an größern Unternehmungen ausgetilgt. Er verwendete die übrige Zeit ſeines Lebens zu dem edlen Zwecke, die Wunden möglichſt zu heilen, die die unglücklichen Jahre ſeinem Lande geſchlagen hatten.

Der Kaiſer, der indeß aus Italien und Ungarn ein Heer geſammelt hatte, zog damit gegen den franzöſiſchen König Heinrich II. So ſchwach und krank er war, folgte er doch in einer Sänfte dem Heere und befehligte es bei der Belagerung von Metz. Allein es ſchien, als wenn ihn das Glück nun gänzlich verlaſſen habe; die feſte Stadt vertheidigte ſich ſehr hartnäckig, und ſo beharrlich auch der Kaiſer und ſein Heer ſich zeigten, ſo mußten ſie doch endlich

der Härte des Winters weichen. Mißmuthig kehrte Karl in die Niederlande zurück und traf die Vorbereitungen zum nächſten Feldzuge, 1553. Allein dieſer, ſo wie die beiden folgenden 1554 und 55 entſchieden nichts zwiſchen den beiden Völkern; die Franzoſen verſchloſſen ſich in ihren Feſtungen, da Karl ſie gern im offenen Felde getroffen hätte, und der Krieg beſtand nur in der Verheerung der Gränzländer. Karl hinterließ denſelben unvollendet ſeinem Sohne Philipp II.

In Deutſchland hatte der Paſſauer Vertrag eine glückliche Ruhe geſtiftet; nur ein Mann ließ es nicht ganz zum Genuſſe derſelben gelangen, der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Mit unerhörter Keckheit ſetzte er den Räuberkrieg gegen die geiſtlichen Bisthümer und mehrere Städte in Franken, Schwaben, am Rhein und an der Moſel fort, und da keine Abmahnungen fruchteten, verband ſich der Churfürſt Moritz, welchem die Ruhe des deutſchen Vaterlandes jetzt dringend am Herzen lag, gegen den ehemaligen Freund, mit dem Herzog Heinrich von Braunſchweig, und beide griffen den Markgrafen 1553 bei Sivershauſen, auf der Lüneburger Haide, an; denn Niederſachſen war es jetzt, welches von ſeinen Raubſchaaren durchzogen wurde. Das Treffen war blutig; der Markgraf wurde geſchlagen; aber zwei Söhne des Herzogs von Braunſchweig, ein Prinz von Lüneburg, 14 Grafen und beinahe 300 Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde, und auch Moritz von Sachſen wurde tödtlich verwundet. In einem Zelte, welches man ihm an einem Zaune aufgeſchlagen, empfing er noch die erbeuteten Fahnen und die Papiere des Landgrafen, die er eifrig durchſuchte. Zwei Tage darauf ſtarb er. Sein letztes Wort war: „Gott wird kommen!" Das Weitere verſtand man nicht. Er war nur 32 Jahre alt geworden und hatte, in ſo jugendlichem Alter, faſt mehr als einer der Zeitgenoſſen, das Schickſal Deutſchlands in den Händen gehalten. Weiteres Zeugniß für das Außerordentliche ſeines Geiſtes bedarf es nicht. Durch ſeine letzten aufrichtigen Bemühungen für die allgemeine Ruhe, und durch die, mit dem eigenen Blute beſiegelte, Liebe des Friedens und der Ordnung, hatte er die früheren Schritte einigermaßen in die Vergeſſenheit gebracht und die Stimme des öffentlichen Urtheils ausgeſöhnt. Im Churfürſtenthum folgte ihm ſein Bruder Auguſt.

Der unruhige Markgraf Albrecht, in welchem das Fauſtrecht in ſeiner ganzen verderblichen Geſtalt wieder aufgelebt war, ängſtete die deutſchen Länder auch noch nach der verlornen Schlacht. Gänzlich in die Enge getrieben, wandte er ſich endlich an den Hof des Königs von Frankreich, und durch deſſen Geld unterſtützt, kehrte er noch einmal 1556 zu neuen Werbungen nach Deutſchland zurück. Zum Glück verhinderte ſein Tod im nächſten Jahre den Ausbruch weiterer Verheerungen. Auch er war ein ungemeiner und kräftiger Menſch, der an ſeinen Ahnherrn Albrecht Achilles erin=

nerte, allein ſeine Kraft hatte durch innere Wildheit des Gemüths, und in dem Schwanken der Zeit, welches die feſteſten Grundlagen verrückte, eine unheilbringende Richtung genommen.

Schon ſein Aeußeres zeigte den wilden Krieger. Im Panzerhemd, eine Büchſe und ein paar Fauſtkolben an der Seite, ritt er an der Spitze ſeiner Schaaren daher. Sein blondes Haar wallte weithin; das Geſicht war von der Sonne verbrannt, der rothe Bart erhöhte den abſchreckenden Eindruck. Und gleichwohl hing das gemeine Volk ihm an; es war bei aller Rauhheit keine Bosheit in ihm; und ſein Haß gegen die geiſtlichen Fürſten fand im Volke Anklang.

Der Religionsfriede zu Augsburg. 1555. — Es war in dem Paſſauer Vertrage ein Reichstag ausgemacht worden, wo die Religionsſachen und die Beſchwerden des Churfürſten Moritz gegen den Kaiſer ausgeglichen werden ſollten. Karl ſelbſt betrieb ihn aufs Eifrigſte, damit es nicht ſcheine, als habe er Furcht vor der Unterſuchung; allein die deutſchen Angelegenheiten ſelbſt waren ihm, — wer mag ihn deshalb tadeln? — gleichgültig, ja verhaßt geworden. Er übertrug ſie ſeinem Bruder Ferdinand, und dieſer hat ſich ihrer mit dem edelſten und rühmlichſten Eifer angenommen. Trotz der Lauheit und Langſamkeit der deutſchen Fürſten, nicht müde gemacht durch mehrere fehlgeſchlagene Verſuche, brachte er endlich 1555 den Reichstag zu Augsburg zu Stande. Es wurde ein Ausſchuß zu der Unterſuchung und Ausgleichung der Religionszwiſte niedergeſetzt: er beſtand aus den Geſandten von Oeſtreich, Baiern, Brandenburg, Würtemberg, Eichſtädt, Straßburg, Jülich, Augsburg und Weingarten, und ſie arbeiteten mit löblichem Eifer an dem großen Werke. Der römiſche König unterſtützte ſie kräftig darin, er räumte alle äußere Hinderniſſe ihrer Arbeit aus dem Wege, und als er untern andern, wie ſein Kanzler Zaſius erzählt, erfahren, „daß mehrere geiſtliche Fürſten viel unnöthige Disputationen übten, und im Werk ſtänden, allerlei ungereimtes Grübeln und Diffikultiren, mehr zur Zerrüttung als zur Erbauung dienlich, auf die Bahn zu bringen, und etwa dem andern Theil auch zu noch mehrerer Schärfe Anlaß zu geben,“ ſo ſchickte er den Zaſius und ſeinen Vicekanzler Jonas zu ihnen, und ließ ſie mit allem Ernſte ermahnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen; und dieſes wirkte.

Eben ſo zeigte er bei einer andern Gelegenheit den Proteſtanten ſo viel Ernſt und Nachdruck, daß auch ſie in einem wichtigen Punkte nachgaben. Sie verlangten nämlich, daß es auch den geiſtlichen Ständen in Deutſchland freiſtehen ſolle, zu der Augsburgiſchen Confeſſion, mit Beibehaltung ihrer Stellen und Güter, überzugehen. Dagegen erhob ſich aber die katholiſche Partei mit der größten Entſchiedenheit. Wenn dieſes erlaubt ſey, erklärten ſie, ſo würden bald alle Kirchengüter in Deutſchland in den Händen der

Proteſtanten ſeyn. Vielmehr müſſe, wenn ein geiſtlicher Fürſt für ſeine Perſon zu der neuen Lehre übergehe, ſeine Stelle ſogleich mit einem Katholiken beſetzt werden. Die Proteſtanten mußten für jetzt nachgeben, behielten ſich aber vor, bei einer andern Gelegenheit dieſen Gegenſtand von Neuem zur Sprache zu bringen. Es war dieſes der wichtige Streit über den geiſtlichen Vorbehalt.

So kam endlich den 26. September 1555 der Religionsfriede zu Augsburg zu Stande, welcher dem langen Kampfe auf eine geraume Zeit ein Ende machte. Den Proteſtanten wurde allenthalben im Reiche freie Religionsübung nun auch rechtlich geſtattet, und ſie behielten alle Einkünfte aus den bisher eingezogenen geiſtlichen Stiftungen. Weder Proteſtanten noch Katholiken ſollten einander zum Uebertritte zu verleiten ſuchen, ſondern ein jeder ſollte frei ſeinem Glauben folgen. Zwar ſollte jeder Landesherr die herrſchende Religion ſeines Landes beſtimmen, aber dennoch keinen ſeiner Unterthanen zu einer beſtimmten Kirche zwingen können; ſondern einem jeden ſolle es frei ſtehen, der Religion wegen auszuwandern! Dahin war es alſo noch nicht in der gegenſeitigen Duldung gekommen, daß der einer andern Kirche angehörende Unterthan eines Landes ganz gleiche Rechte mit den übrigen hatte. — Noch eine, den Proteſtanten vortheilhafte, Beſtimmuug war die, daß ihre Confeſſions-Verwandte auch Mitglieder des Reichskammergerichts ſollten werden können.

Nach dem Abſchluß des Religionsfriedens kamen in dem churfürſtlichen Collegio auch die ehemaligen Beſchwerden des Churfürſten Moritz gegen den Kaiſer zur Sprache. Allein zur Genugthuung für Karl wollte keiner der übrigen Reichsſtände eine ſolche Unterſuchung geführt wiſſen, und ſie unterblieb.

100. Karl V. legt die Regierung nieder. 1556.

Durch dieſen Frieden war die Trennung der Religionsparteien in Deutſchland auf immer befeſtigt. Karl, welcher einen großen Theil ſeines Lebens und ſeiner Kräfte an ihre Wiedervereinigung gewendet hatte, konnte an ſolchem Zuſtande der Dinge keine Freude haben; Deutſchland war ihm von nun an noch mehr entfremdet. Der Krieg gegen Frankreich wollte gleichfalls keinen erwünſchten Fortgang nehmen; Karl hatte es noch zuletzt erleben müſſen, wie ſich das fremde Volk in die deutſchen Angelegenheiten gemiſcht hatte, und ſein Geiſt ſah voraus, welchen Einfluß dieſe ihm verhaßte Regierung überhaupt auf Europa gewinnen werde, wenn die Macht des ſpaniſch-öſtreichiſchen Hauſes wieder getrennt ſey, die unter ihm vereinigt kaum das ehrgeizige Volk in ſeinen Schranken gehalten hatte. So lagen die größten Entwürfe ſeines kühnen Geiſtes unvollendet oder in Trümmern vor ihm; je heißer ſein Eifer geweſen war, deſto heftiger mußte jetzt der Ueberdruß in ſeiner Seele ſeyn, zumal da ſein Körper immer mehr durch eine ſchmerzhafte

Krankheit zerrüttet wurde. Das Land, worauf er am meiſten mit Freude blicken konnte, in welchem ſein Leben eine wohlthätige Spur zurück ließ, Spanien, hatte ſchon an ſeinem Sohne Philipp einen Verwalter gefunden, der das öffentliche Zutrauen beſaß. So wurde Karls Gedanke, gleich dem Diokletian, an deſſen Beiſpiel er oft dachte, ſeine Kronen niederzulegen und in die Einſamkeit eines klöſterlichen Lebens einzukehren, zum feſten Entſchluſſe. Schon früher hatte er dieſen Gedanken gefaßt und ausgeſprochen.

Im Herbſte 1555 ließ er ſeinen Sohn Philipp, den er vor Kurzem mit der engliſchen Königstochter Maria vermählt hatte, von England nach Brüſſel kommen, und vollzog am 25. October die feierliche Uebergabe der Niederlande an denſelben. Dieſe Handlung geſchah in demſelbeen Saale, in welchem Karl vor 40 Jahren für mündig erklärt war. Welch ein wechſelvolles, großartiges Leben lag zwiſchen jenem Augenblicke und dem jetzigen! Mit Mühe erhob ſich der kranke Kaiſer, auf die Schultern Wilhelms von Oranien geſtützt, aus ſeinem Seſſel und hielt eine ſo rührende Rede, daß die ganze, große Verſammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, „wie er ſeit ſeinem 17. Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung ſeiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu ſehen geſucht habe; und wie daher ſeine Regierung eine ſtete Pilgerſchaft geweſen ſey. Neunmal habe er Deutſchland, ſechsmal Spanien, viermal Frankreich, ſiebenmal Italien und zehnmal die Niederlande beſucht; zweimal ſey er in England und eben ſo oft in Afrika geweſen und habe überhaupt elf Seereiſen gemacht. Jetzt ermahne ihn ſein hinfälliger Leib, ſich aus dem Gewühl der irdiſchen Geſchäfte zu entfernen, und ihre Laſt auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während ſeiner vielen Anſtrengungen etwas Wichtiges verſäumt oder nicht recht gemacht, ſo bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er ſelber werde ſeiner treuen Niederländer bis an ſein Ende in Liebe gedenken und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.“ Dann wandte er ſich an ſeinen Sohn, der ſich auf ein Knie niederließ und ſeine Hand küßte, und ermahnte ihn mit den dringendſten Worten zu einer ruhmwürdigen Regierung. Zuletzt ſank er athemlos in den Seſſel zurück.

Am 15. Januar des folgenden Jahres 1556 geſchah zu Brüſſel eben ſo feierlich die Abtretung von Spanien und Neapel an ſeinen Sohn, und im Auguſt die der deutſchen Regierung an ſeinen Bruder Ferdinand durch eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der Prinz Wilhelm von Oranien ſtand. (Ferdinand übernahm die Regierung auch ſofort ſelbſtſtändig, allein erſt im Anfange des J. 1558 ward er zu Frankfurt durch die Churfürſten förmlich anerkannt, beſchwor die Wahlcapitulation und wurde ihm von dem Erzkämmerer des Reiches, dem Churfürſten Joachim von Brandenburg, die Reichskrone aufgeſetzt, welche die kaiſerliche Geſandtſchaft,

nebſt dem Scepter, von Brüſſel aus Karls Auftrage, mitgebracht hatte.)

Am 17. September 1556 ſchiffte ſich Karl mit ſeinen beiden Schweſtern nach Spanien ein, und behielt ſie bei ſich, bis er nach Valladolid kam; dann mußten auch ſie ihn verlaſſen und einſam kehrte er in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloſter St. Juſte in einer anmuthigen Gegend von Eſtremadura ein, welche er für ſich hatte erbauen laſſen. Die Gegend, von friſchen Quellen und Bergwaſſern belebt, genoß den alten Ruf geſunder Luft. Hier lebte er nun, fern von aller Geſellſchaft, ſelbſt ohne ſeine Schweſtern zu ſehen, zwei einſame Jahre lang. Seine Stunden waren zwiſchen Andachtsübungen und künſtlichen Handarbeiten getheilt, welche er ſehr liebte, doch ſtand er mit ſeinem Sohne in fortwährendem Briefwechſel und war nicht ohne Theilnahme an den Angelegenheiten Spaniens. Dabei bebaute er ſeinen Garten und verfertigte ſich Uhren und andere Werke. Einſt, ſo erzählt man, hatte er zwei Uhren, ſehr kunſtreich und ſorgfältig gearbeitet, zuſammengeſtellt, und verſuchte ſie ganz gleich gehen zu machen. Oft glaubte er, das Ziel erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu ſpät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmal zwei Uhren, die meiner Hände Werk ſind, kann ich zur völligen Einſtimmung nach einem Geſetze bringen, und ich Thor wähnte, ſo viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können!"

Endlich, kurz vor ſeinem Tode, ſoll er auch, um die Entſagung des Lebens und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem ſchauerlichſten Bilde zu feiern, ſein eigenes Leichenbegängniß gehalten haben. Die Mönche des nahen Kloſters mußten ihn in Prozeſſion im offenen Sarge in die Kirche tragen und ein Todtenamt für ihn halten. — Bei dieſer furchtbaren Feierlichkeit brach das tödtliche Fieber aus, welches ſchon in ſeinem Körper lag. Mehrere Tage hindurch lag er unter vielen Thränen vor einem Kreuzesbilde oder hielt es umſchlungen. Arzneien wies er zurück; er verlangte nur nach den Sacramenten, welche ihm der Erzbiſchof von Toledo reichte und der letzten Oelung nochmals reichen mußte. Darauf ſtarb er mit den Worten: „Du bleibeſt in mir, auf daß ich in Dir bleibe." Es war am 21. September 1558, im 56. Jahre ſeines Alters.

Karl war in ſeiner Jugend und ehe Krankheit ihn beugte, ein ſchöner, ſtattlicher Mann, von ernſthaftem, majeſtätiſchem Anſehen. Er redete wenig und Lachen zeigte ſich ſelten auf ſeinem Geſichte, welches von blaſſer Farbe war. Sein Haar war hell und ſein Auge blau, der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In allem drückte ſich eine Miſchung der niederländiſchen mit der ſpaniſchen Natur aus. — Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung ſei-

nes ganzen Zeitalters das beſte Zeugniß ab, und ſelbſt die, welche zu der entgegengeſetzten Partei gehörten, haben nie von ihm kleinlich geredet.

101. Ferdinand I. 1556—64.

Wie Ferdinand ſchon während Karls Regierung ein treues, nur auf Frieden und Gerechtigkeit gewendetes Gemüth gezeigt hatte, ſo bewährte er es auch als Selbſtherrſcher in Deutſchland. In ſeinen Handlungen, wie in ſeinem ganzen Weſen, drückte ſich eine beſondere Güte und eine ſanfte Stimmung aller Neigungen aus. Durch viele Erfahrungen war ſeine natürliche Ruhe und Beſonnenheit noch vermehrt; in ſeinem Worte war unwandelbare Treue, und Arbeit und Thätigkeit waren ihm ſo ſehr Bedürfniß, daß ſein Vicekanzler Waldersdorf von ihm ſchreibt: „Dem Herkules würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem Kaiſer die Geſchäfte.“ In ſeiner Jugend hatte er ſehr eifrig des berühmten Erasmus Schrift über die Erziehung eines Fürſten geleſen, und Cicero's Abhandlung über die Pflichten wußte er faſt auswendig.

Dieſer treffliche Fürſt, der mit ganzer Seele Katholik war, der ſeine Söhne in ſeinem Teſtamente noch auf das Dringendſte ermahnte, „feſt, beſtändig und beharrlich zu bleiben bei der wahren, alten, chriſtlichen Religion, wie ſeine Vorfahren, römiſche Kaiſer und Könige, auch löbliche Fürſten von Oeſtreich und Burgund und Könige von Spanien gethan, und dafür von Gott dem Allmächtigen geſegnet ſeyen, — dieſer Fürſt trug doch die Billigkeit gegen anders Denkende, die jedem gutgearteten Menſchen eingeboren iſt, feſt in ſeinem Gemüthe, und gab ein Beiſpiel, wie Duldung und Nachſicht mit der treueſten Anhänglichkeit an die eigene Kirche wohl zu vereinigen ſind. In ſeinen Erblanden verbreitete ſich immer mehr die Neigung zu der neuen Lehre, beſonders dadurch, daß bei dem großen Mangel an Unterrichtsanſtalten ſehr Viele, die ihren Kindern Bildung geben laſſen wollten, beſonders die Adeligen, ſie nach dem Auslande ſchickten, und meiſtens die Univerſität Wittenberg wählten, weil ſie durch Gelehrſamkeit vor allen berühmt war. Dennoch kam es dem Kaiſer nicht in den Sinn, als könne und dürfe ſolche Richtung mit Gewalt verhindert werden; vielmehr ſann er auf innere Mittel der Einigung, und wollte dazu vorzüglich das wieder eröffnete Concilium zu Trident benutzen.

In Deutſchland war durch den Religionsfrieden zwar äußerlich die Ruhe hergeſtellt; allein die innere Beruhigung folgte nach ſo großen Stürmen nur langſam und ſchwer. Die Parteien beobachteten ſich noch immer mit Furcht und Eiferſucht; die widerſinnigſten Gerüchte über feindliche Abſichten der Gegner fanden in den geſpannten Gemüthern leicht Glauben. „Wenn ein Fürſt einen Oberſten oder Rittmeiſter in Beſtallung nimmt, ſo iſt Mißtrauen,“

ſagt des Kaiſers Kanzler Zaſius, „und jedes rauſchende Blatt giebt zum Verdacht Anlaß.“

Die innere Spaltung Deutſchlands wurde noch vermehrt durch die Parteien unter den Proteſtanten ſelbſt. Die Reformirten, die ſich von der Schweiz und Frankreich her im Reiche ausbreiteten, fanden immer mehr Anhang und waren den Lutheranern ein Aergerniß, ſo wie dieſe ihnen. Unter den Fürſten erklärte ſich zuerſt der Churfürſt von der Pfalz für ſie. Die Lutheraner zerfielen aber ſelbſt unter ſich in zwei Parteien, eine gemäßigte und eine heftige. Jene folgte Melanchthons Geiſt und Grundſätzen, dieſe hielt ſich an Luthers Buchſtaben, und verfocht ihn mit Feuereifer, eben weil ſie nur den Buchſtaben verehrte und in Wort und Formen das Weſen zu beſitzen glaubte. Die, welche um dieſe Zeit am lauteſten ihre Stimme in der proteſtantiſchen Kirche erhoben, gaben einen neuen Beweis, wie ſchwer es dem menſchlichen Geiſte wird, das Maaß und die Ruhe in ſeinen Bewegungen zu halten. Statt des ſtillen Forſchens, um den Geiſt zu läutern, und ſtatt des chriſtlichen Handelns, welches erſt Zeugniß über die rechte Erkenntniß ablegen ſoll, ſetzte man das Chriſtenthum in den Eifer, womit eine Streitfrage, oft ein Wort, vertheidigt wurde. Die Leidenſchaften ſtiegen auf den höchſten Grad; ſtatt der Gründe gebrauchte man endlich die gehäſſigſten Schimpfwörter, und der gewöhnliche Ausgang war, daß man einen jeden verfluchte, welcher anderer Meinung war. Wohl hatte der Kaiſer Ferdinand Recht, in ſeinem, ſchon oben erwähnten, Teſtamente an ſeine Söhne von vielen Proteſtanten ſeiner Zeit zu ſagen: „Da ſie gar nicht einig noch einhellig ſeyen, ſondern vielmehr uneinig und getrennt, wie es recht und gut ſeyn könne, was ſie glauben? Es könne nicht viel, ſondern nur einen Glauben geben. Weil ſie nun ſelbſt nicht leugnen mögen, daß ſie viel Glauben haben, ſo könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen ſeyn.“

Man hat ſich oft gewundert, warum die proteſtantiſche Lehre ſich nicht ſchnell über ganz Deutſchland verbreitet habe, bei der günſtigen Stimmung des Volkes, und der Gewalt, die eine neue Richtung über ein ganzes Zeitalter zu üben pflegt. — Das Räthſel löſt ſich größtentheils aus der baldigen innern Entartung des Proteſtantismus ſelbſt. Wie mochte eine Lehre, welche ſo ſchnell in geiſtloſes Wortgezänk überging, und deren Bekenner einander verfluchten, nun noch die Herzen der Menſchen gewinnen? An vielen Orten ſah man vielmehr Beiſpiele, wie manche, die vorher ſchon ſich zu ihr gewendet, nun wieder zu der alten Kirche übertraten.

Ein anderer, ſtarker Damm, welcher ſich von jetzt an dem Strome entgegenſtellte, war der neuentſtandene Jeſuiter-Orden, geſtiftet im Jahre 1540 von dem Spanier Ignaz Loyola, einem ſehr eifrigen und weitſchauenden Manne. Dieſer Orden, recht eigentlich als Stütze des päpſtlichen Stuhles errichtet, verbreitete

ſich bald durch alle Länder. Seine Verfaſſung war auf Einheit und kräftiges Zuſammenwirken berechnet und ſtrenger Gehorſam war ſein Geſetz. Das Oberhaupt des Ordens lebte in Rom, an ihn gelangten mit großer Pünktlichkeit die Berichte der Vorſteher aus den Provinzen, welche wiederum viele Stufen bis zu dem letzten Gliede unter ſich hatten. So konnte die ganze Brüderſchaft von einem Geiſte regiert werden. Die Oberen prüften ein jedes Glied genau und lange nach ſeinen Fähigkeiten, um es an den Platz zu ſtellen, wo es den Abſichten des Ordens am förderlichſten ſeyn konnte. Ein feines, kluges Gewebe, welches ſich ſchnell über alle Länder Europa's legte. Als Loyola 1540 die Beſtätigung des Papſtes erhielt, hatte er zehn Schüler. Im Jahre 1608 zählte man über 10,000 Jeſuiten und 1700 nahe an 20,000. Indem die Glieder des Ordens von den geiſtlichen Geſchäften anderer Orden, ſogar von allen kirchlichen Aemtern ausgeſchloſſen wurden, war ihnen alle Zeit zu den Wiſſenſchaften geſpart, und ſo geſchah es, daß ſie bald eine große Zahl trefflicher Lehrer und Schriftſteller, ausgezeichneter Kanzelredner, begeiſterter Miſſionäre und Gelehrten in allen Wiſſenſchaften aufſtellten. Sie waren es, die mit Wort und Schrift den Proteſtanten als Vertheidiger des katholiſchen Syſtems entgegentreten, die in kirchlicher Beredſamkeit mit ihnen wetteifern konnten. Ihr ganzes Streben richtete ſich gegen die neue Lehre; als Beichtväter und Erzieher der Fürſten wie des Volkes wirkten ſie ihr entgegen, und die große Klugheit, welche in dem Orden war, machte ſeine Bemühungen tief eindringend. Er iſt eine Haupttriebfeder in der Entwickelung der neueren Zeiten geworden. — Es darf nicht vergeſſen werden, daß der Orden ſich zu ſeiner Zeit weſentliche Verdienſte um die Erziehung der Jugend erworben hat, und wenn die ganze Bildung der katholiſchen Welt in den neueren Jahrhunderten über der am Ende des Mittelalters ſteht, ſo hat ſie es vorzüglich der Geſellſchaft Jeſu zu verdanken. Wäre die ganze Richtung dieſer Geſellſchaft eine mehr innere geworden, hätte ſie ſich auf das Gebiet des Geiſtes beſchränkt, wäre ihre Sittenlehre eben ſo einfach und gerade geweſen, als ihr Wiſſen umfaſſend, und hätte ſie nicht in die Regierungen der Staaten mit unſichtbarem Arme eingreifen wollen, ſo würde die ganze katholiſche Welt ungetheilt ihr Andenken ſegnen. In der Geſchichte werden ſie uns noch mehrmals als wirkſame Mitſpieler großer Begebenheiten entgegentreten.

Der Kaiſer Ferdinand lernte ihren Einfluß zuerſt recht klar auf dem, wieder in Thätigkeit getretenen, Concilio zu Trident kennen. Es ging hier nicht nach Ferdinands Wunſche. Zur Beruhigung der Gemüther in ſeinen Erbſtaaten, in der Hoffnung, vielleicht alle Spaltung zu verhüten, ließ er durch ſeine Geſandten recht dringend einige Punkte zur Sprache bringen, von denen er ſich die wohlthätigſte Wirkung verſprach; ſie betrafen den Kelch im

Abendmahl und die Prieſterehe, deren Bewilligung für die neuen Parteien, wie er ſagte, ja nur von der Gnade der Kirche abhänge. Auch die baierischen und franzöſiſchen Geſandten ſtimmten dafür und Letztere ſchloſſen ihr Gutachten ſo: „Dieſes können wir mit guter Treue und Glauben verſprechen, daß zu dieſer Zeit nichts dienlicher ſey, die Gemüther der Chriſten miteinander auszuſöhnen, die Religionsunruhen zu ſtillen und die Unſrigen bei ihrem Glauben zu erhalten, diejenigen, die bereits abgefallen ſind, zurückzuführen, als wenn die gerechte und chriſtliche Bitte der kaiſerlichen Geſandten gewährt wird.“ — Allein, wie wenig ein ſcharfes und richtiges Urtheil über unſere Verhältniſſe von einer Verſammlung zu erwarten war, welche größtentheils aus Ausländern und mit der Eigenthümlichkeit der deutſchen Angelegenheiten unbekannten Männern beſtand, bezeugen die kaiſerlichen Geſandten, unter denen 4 Biſchöfe waren, in einem Berichte an ihren Herrn: „Nun ſehen wir es freilich ein,“ ſchreiben ſie, „und wir greifen es gleichſam mit Händen, ob wir es gleich ohne großen Schmerz nicht ſagen können, daß dahier ohne großen Praktiken nichts auszurichten ſey. Die Spanier wollen von der Vorſchrift ihres Königs nicht einen Finger breit weichen. Die Italiener hangen ganz von dem Wink des Papſtes und der Kardinäle ab. Der auswärtigen Biſchöfe, die vielleicht den Zuſtand der jetzigen Zeiten beſſer kennen, ſind die wenigſten, und können eben daher nichts ausrichten, weil die Mehrheit der Stimmen in Allem entſcheidet. Von den Deutſchen iſt der einzige Biſchof von Lavant im Namen des Erzbiſchofs von Salzburg zugegen, und vor einigen Tagen iſt auch der Weihbiſchof von Eichſtädt angekommen. Dagegen kommen ſchaarenweiſe die italieniſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, beſonders ſolche, die aus reicheren und vornehmen Familien entſproſſen ſind. Alle aber hängen ſie einzig von dem Winke des Legaten Simonetta ab; und allgemein weiß man, wie einige gute und fromme Biſchöfe, welche ihre Meinung über eine Kirchenverbeſſerung freimüthig geſagt haben, zu Rom übel angeſchrieben ſind. Sollten demnach dieſe heimlichen Umtriebe und menſchlichen Affekten nicht gehoben werden, ſo wiſſen wir in der That nicht, was wir Gutes von hier gewarten ſollten.“

Dieſe und ähnliche Klagen wiederholten ſie noch mehrmals, und ſo mißlang auch dieſer letzte Verſuch, durch eine unter dem Anſehen der Kirche vorgenommene, gründliche Unterſuchung des ganzen kirchlichen Zuſtandes den Frieden in der Chriſtenheit herzuſtellen. Und die Urſache des Mißlingens war dieſelbe, welche ſchon zu Koſtnitz alle Verſuche dieſer Art, und die redlichſte Abſicht der deutſchen Vorſteher, vereitelte, — die Einmiſchung der Fremden nämlich, die unſer Volk nicht kennen, und deren Einfluß, vom Anfange unſerer Geſchichte an, in den äußern wie in den inneren Angelegenheiten, den Frieden von uns genommen hat.

Uebrigens hat das Concilium zu Trident, außer vielen dogmatiſchen Beſtimmungen, treffliche Grundſätze über die Sittenlehre des Chriſtenthums ausgeſprochen, welche noch jetzt zur Richtſchnur des Unterrichts in der katholiſchen Kirche dienen. Dieſes Feld des thätigen Gottesdienſtes iſt es, welches alle Parteien vereinigt; es iſt für Alle daſſelbe, und zeigt Allen auf gleiche Weiſe den Weg, ſich in Geſinnung, Wort und That als wahre Chriſten zu beweiſen.

Am 9. December 1563 wurde das Concilium geſchloſſen; und nicht lange nachher ſtarb auch Ferdinand, den 15. Juli 1564, im 62. Jahre ſeines Alters. Das ſprechendſte Zeugniß für ihn in der Geſchichte iſt, daß er in ſo ſchwierigen Zeiten, wo der Haß und die Leidenſchaften ſo oft das Urtheil beſtimmten, von allen Parteien, von Katholiken ſowohl als Proteſtanten, das Lob eines trefflichen Mannes mit in das Grab genommen hat.

102. Maximilian II. 1564—1576.

Schon im Jahr 1560 hatte Ferdinand ſeinen älteſten Sohn Maximilian, auf dem Churfürſtentage zu Frankfurt, zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen, und die Churfürſten hatten ihn ernannt. Der Vater empfahl den Sohn mit Worten, welche als ein wahrhaftiges Zeugniß über ihn aufbewahrt zu werden verdienen: „Er ſey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürſtlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüth, und trage gegen das heilige Reich deutſcher Nation große Liebe und Zuneigung, deren Ehre und Wohlfahrt zu befördern er zum höchſten begierig ſey. Endlich ſey er auch der ſechs vornehmſten, in der Chriſtenheit gebräuchlichen, Sprachen kundig, alſo, daß er Alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu handeln ſey, ſelbſt werde verſtehen, reden und ausfertigen können.“

Ein anderes ehrenvolles Zeugniß legten ſeine böhmiſchen Unterthanen über ihn ab, als ſie ihn den Polen zum Könige empfahlen, die ihr Auge auf ihn gerichtet hatten. „Unſer Böhmen,“ ſagten ſie, „befindet ſich unter ſeiner Regierung beſſer, als wenn es von einem angebornen Vater beherrſcht würde; unſere Vorrechte, Geſetze und Freiheiten werden von ihm geſchützt, und er läßt alles unverändert bei ſeiner Kraft. Und was man faſt ein Wunderwerk nennen könnte, iſt die große Klugheit und Unparteilichkeit, mit welcher er den verſchiedenen Glaubensgenoſſen begegnet und ſie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenſeitigen Liebe führt.“

Und mit Recht konnten daher die Polen ſelbſt von ihm ſagen: „Er habe das chriſtliche, gemeine Weſen, welches durch Empörungen und Zwietracht erſchüttert ſey, ſo in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch ſeinen Verſtand im Frieden, als ein anderer durch Kriege erhalten habe.“

Und ſolche Geſinnung und Handlungsweiſe übte er in einem Zeitalter, wo man kaum das Wort Duldung kannte, ja, er bekannte ſich öffentlich zu dem Grundſatze, „daß Gott allein die Herrſchaft über die Gewiſſen zuſtehe." Das iſt der Ruhm dieſes Kaiſers, und durch ſolche ſeine wie ſeines Vaters Trefflichkeit geſchah es, daß Deutſchland in einer Zeit, da in den Niederlanden und in Frankreich der Religion wegen das Blut in Strömen floß, da in dem letzteren Lande die ſchreckliche Bartholomäusnacht oder Pariſer Bluthochzeit, zur Schande der Menſchheit, veranſtaltet wurde, Deutſchland im Ganzen einer Ruhe genoß, wie noch keiner ſeit der Religionstrennung.

Auch das Reichskammergericht, urſprünglich zur völligen Aufhebung des Fauſtrechts eingeſetzt, gewann über die Neigung der rohen Gewalt nun gänzlich die Oberhand. Als das letzte Aufbrauſen des Fauſtrechts in dieſer Zeit können die Unruhen des Wilhelm von Grumbach, eines fränkiſchen Reichsritters, angeſehen werden, welcher mit einem Ueberbleibſel der wilden Schwärme des Markgrafen Albrecht in Franken hauſete. Vorzüglich verwüſtete er das Gebiet des Biſchofs von Würzburg und ließ dieſen ſelbſt endlich in ſeiner eigenen Stadt erſchießen. Das Kammergericht ſprach die Acht gegen den Mörder aus, und dieſer flüchtete ſich nach Gotha, zu dem Sohne des unglücklichen Churfürſten Johann Friedrich. Er hatte den, beinahe ſchwachſinnigen, Fürſten mit der Hoffnung zu bethören gewußt, daß er ihm das Churfürſtenthum Sachſen wieder erobern wolle, darüber erfuhr der junge Herzog ein noch unglücklicheres Schickſal, als ſein Vater. Moritzens Bruder und Nachfolger, der Churfürſt Auguſt, führte das Heer an, welches die Acht vollziehen ſollte, belagerte den Herzog mit Grumbach in Gotha einen ganzen Winter hindurch und zwang ſie durch Noth zur Uebergabe. Der junge Fürſt wurde als Gefangener nach Wien, und dort auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, dem Volke zum Spott, durch die Straßen der Stadt geführt. Dann ſaß er 28 Jahre lang zu Steyer in Oeſtreich gefangen und ſtarb im Gefängniß. Grumbach aber wurde nach grauſamen Martern von Pferden geviertheilt.

Statt des Fauſtrechtes, welches die Ausartung des Kriegsweſens in der Lehnsverfaſſung geweſen war, wurde Deutſchland in dieſer Zeit von denen, die den Krieg als ein Gewerbe trieben, mit anderer Plage heimgeſucht; gleich als ſollten die Nachtheile jeder Kriegsverfaſſung den Völkern fühlbar gemacht werden, welche nicht einen jeden freien Mann zum Krieger und Verfechter des Vaterlandes macht. Die Haufen von Miethsſoldaten, welche allenthalben hauſeten, ſeit die Krieger für Geld geworben wurden, die Werb- und Muſterplätze, das Ab- und Zuziehen, die Quartiere und Durchzüge der, an keine Zucht gewöhnten, plötzlich zuſammengelaufenen Schaaren waren eine unerträgliche Landplage. Die Kla-

gen aus Maximilians I. Zeit erneuerten ſich. Kaiſer Maximilian II. ſagt in ſeinen Beſchwerden, die er dem Reichstage vorlegte: „Das jetzige Weſen des deutſchen Kriegsvolkes, welches ehemals vor andern Nationen wegen ſeiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, gewinne nunmehr ein Anſehen faſt barbariſcher Art, und wolle in ſolche Ausgelaſſenheit verwandelt werden, daß in die Länge kein Biedermann bei Haus und Hof, und kein Herr bei Land und Leuten bleiben könne.“

Auf ſolche Klagen verfaßte man denn auch neue und ſtrengere Kriegsgeſetze, oder ſogenannte Reiterbeſtallungen. Allein das gründlichſte Mittel, welches der Kaiſer vorgeſchlagen hatte, alle Werbungen auswärtiger Fürſten in Deutſchland gänzlich zu verbieten, konnte nicht durchgeſetzt werden. Die deutſchen Fürſten behaupteten: „Von Alters her ſey es eine löbliche Art deutſcher Freiheit geweſen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Herrſchern, ohne alles Beleidigen des Vaterlandes, zu dienen. Wenn dieſer Brauch aufgehoben werde, ſo werde der Kriegsſtand in Deutſchland vernichtet, und zur Zeit der Noth würde es an Kriegern fehlen.“ — Wir vernehmen in ſolchen Reden noch immer die Klänge aus Tacitus Zeit, da die deutſchen Jünglinge, wenn in ihrem Stamme Ruhe war, durch Waffenluſt getrieben, zu ſolchen zogen, die in irgend einem Kampfe begriffen waren.

Der Kaiſer Maximilian brachte im Jahr 1575 die Wahl ſeines Sohnes Rudolph zum römiſchen Könige zu Stande und ſtarb ein Jahr darnach auf dem Reichstage zu Regensburg, an demſelben Tage und in derſelben Stunde, als der Reichstagsabſchied daſelbſt öffentlich bekannt gemacht wurde.

103. Rudolph II. 1576—1612.

Die lange Regierung dieſes Kaiſers hat den Zunder neuer, gewaltſamer Erſchütterungen in Deutſchland angehäuft, und iſt ein trauriger Beweis, wie in ſchwierigen Zeiten Unentſchiedenheit und Trägheit faſt ſchlimmer wirken, als ſelbſt der üble Wille. Dieſer kann dem Kaiſer Rudolph nicht vorgeworfen werden, ſo wenig als Unwiſſenheit und Unverſtand; allein ſein Gemüth war auf viele andere Dinge mehr gerichtet, als auf die Pflichten, die er als Herrſcher zu üben hatte, und daher geſchah das meiſte ohne, vieles wider ſein Wiſſen und Willen. Er ſtand unter der Herrſchaft ſchlechter Rathgeber.

Die Spannung der Gemüther wegen der Religionstrennung, die eben etwas beſchwichtigt war, nahm wiederum zu, ſeit die katholiſchen Fürſten, auf den Rath der Jeſuiten, anfingen, in ihren Ländern auch zu reformiren, d. h. die proteſtantiſchen Unterthanen wieder zum alten Glauben zurückzuführen, oder wenn ſie ſich dazu nicht willig finden ließen, aus dem Lande zu weiſen. Nach dem Augsburger Religionsfrieden konnten die übrigen Fürſten ihnen

zwar keinen Vorwurf darüber machen, allein immer ſchien es dieſen doch ein gewaltſamer Eingriff in die Gewiſſensfreiheit der Einzelnen, und ein Zeichen feindlicher Geſinnung gegen ihre ganze Partei. Und wohin ſolche Feindſeligkeiten am Ende führen können, davon gaben Frankreich und die Niederlande um dieſe Zeit ein trauriges Beiſpiel. Der Kampf, den dieſes letztere Land für ſeine Religionsfreiheit gegen Philipp II. und den eiſernen Alba *) führte, wirkte durch die Nähe der Gräuelſcenen nicht nur ſehr lebhaft auf die Gemüther in Deutſchland, ſondern verſetzte auch einigemale Krieg und Schrecken ſelbſt hinüber auf das deutſche Gebiet, indem ſpaniſche Kriegsvölker, von Noth und Mangel getrieben, aus den Niederlanden in Weſtphalen einrückten und das Land umher ausplünderten.

Dazu ereigneten ſich in den deutſchen Gränzländern ſelbſt einige bedenkliche Vorfälle. In Aachen hatte ſich eine Geſellſchaft niederländiſcher Anſiedler mit einem proteſtantiſchen Prediger eingefunden und ſie fanden bald ſo viele Anhänger, daß ſie ſich in gleiche Rechte mit den Katholiken einſetzten. Sie ſchlugen ſchon 1581 zwei Bürgermeiſter aus ihrer Mitte vor, und als die Gegner ſich widerſetzten, ergriffen ſie die Waffen, bemächtigten ſich des Zeughauſes und führten ihre Forderung mit Gewalt durch.

In dem benachbarten Kölniſchen Lande ging es noch unruhiger. Der Churfürſt Gebhard liebte die ſchöne Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanoniſſin in dem Stifte zu Gerresheim, und um ſich mit ihr zu verbinden, trat er, auf das Verlangen der Brüder der Gräfin, zu der neuen Kirche über. Aber ſogleich wandte ſich das Domkapitel und der Rath von Köln nach Rom und an den Kaiſer, und bald erfolgten auch der Bannfluch, ſo wie die Reichsacht, gegen den Erzbiſchof. Das Kapitel wählte den Prinzen Ernſt von Baiern zu ſeinem Nachfolger, und dieſer ſetzte ſich mit Hülfe von baieriſchen und ſpaniſchen Kriegsvölkern in den Beſitz des Landes. Gebhard floh zuerſt nach den Niederlanden und ſpäter begab er ſich nach Straßburg, wo er Dombechant war. Hier ſtarb er 1601. Die proteſtantiſchen Fürſten ließen ſeine Abſetzung und Vertreibung ruhig geſchehen, obgleich ihnen eine neue Stimme im churfürſtlichen Rathe von der größten Wichtigkeit geweſen wäre. Zum Theil mag ſie die Achtung des Religionsfriedens zu dieſer Unthätigkeit gebracht haben, und dieſer Grund war edel und lobenswerth; allein die öffentliche Stimme gab ihnen auch Schuld, die lutheriſch Geſinnten hätten dem Churfürſten Gebhard deshalb ihren

*) Alba rühmte ſich bei ſeiner Rückkehr nach Spanien öffentlich, daß er bis 18,000 Menſchen in den Niederlanden durch das Schwert habe hinrichten laſſen, und verſicherte, er wolle, ſo alt er ſey, einen ſeiner Füße darum geben, wenn ſein König, — der doch eben nicht ſehr nachſichtig war, — noch begieriger nach Krieg und Gewalt wäre.

Beiſtand entzogen, weil er zu der kalviniſchen Lehre übergetreten war, die ſie faſt eben ſo ſehr haßten, als die katholiſche. Auffallend wenigſtens war es, daß nur der reformirte Pfalzgraf Johann Caſimir einen Verſuch für Gebhardt machte; er rückte mit einigen Haufen vor Köln und ſchloß die Stadt eine Zeitlang ein, allein die heranrückenden Baiern und Mangel des Soldes trieben ſein Heer auseinander.

Dieſer Johann Caſimir von der Pfalz war ein eifriger Anhänger ſeiner Kirche und wollte von dem lutheriſchen Glauben nichts wiſſen, deſſen Lehrer er aus ſeinem Lande trieb. Ueberhaupt hat kein Land in Deutſchland ſo traurige Wirkungen des Parteihaſſes der Proteſtanten unter ſich erfahren, als das pfälziſche. Der Churfürſt Friedrich III. war zu der reformirten Kirche übergetreten. Von ſeinen beiden Söhnen war der jüngere, der eben genannte Pfalzgraf Johann Caſimir, ebenfalls reformirt, der ältere aber, der Churfürſt Ludwig, war der Augsburgiſchen Confeſſion ſo ſehr zugethan, daß er dem kalviniſchen Hofprediger ſeines Vaters nicht geſtatten wollte, deſſen Leichenpredigt zu halten. Deshalb wurden den Reformirten allenthalben ihre Kirchen genommen und Prediger ſowohl als Schullehrer aus dem Lande getrieben. Es ſollen ihrer an 200 geweſen ſeyn. Als Ludwig jedoch früh ſtarb, und Johann Caſimir die Vormundſchaft über deſſen Sohn Friedrich IV. führte, wendete dieſer die Sache wieder um, und begegnete den Lutheranern, wie ſein Bruder den Reformirten gethan hatte; und dem neunjährigen Friedrich wurde ſtatt des ſorgfältig eingeprägten lutheriſchen Katechismus der kalviniſche mit aller Strenge beigebracht. Dieſes nannte man chriſtlichen Glaubenseifer! Und durch ſolchen Eifer mußte das pfälziſche Land binnen 60 Jahren drei Mal ſeine Kirche ändern, ſo daß es Anfangs lutheriſch, dann reformirt, dann wieder lutheriſch und endlich wieder reformirt wurde.

Kein Wunder, wenn die alte Kirche das Recht zu gleichem Verfahren gegen die neue zu haben glaubte, da dieſe ſo gegen ſich ſelbſt eiferte. In der That folgte auch aus der Kölniſchen Streitſache bald eine ähnliche in der Stadt Straßburg, wohin ſich Gebhard mit drei gleichfalls proteſtantiſchen Domherren gewendet hatte; und die Stadt Donauwerth, die bis dahin freie Reichsſtadt geweſen und größtentheils proteſtantiſch geworden war, kam der Religionsſpaltung wegen ſogar in die Reichsacht und dadurch 1607 in die Hände des Herzogs von Baiern, der die Acht gegen ſie vollzog.

Das uneinigſte und zerriſſenſte deutſche Land war aber in Kaiſer Rudolphs Zeit das öſtreichiſche ſelbſt. Maximilian II. hatte den proteſtantiſchen Ständen Religionsfreiheit geſtattet, und hatte ihnen ſelbſt durch einen Roſtockiſchen Theologen David Chyträus eine Kirchenordnung verfertigen laſſen; da er jedoch ihren Gottesdienſt von ſeiner Hauptſtadt Wien ausſchließen wollte, gab

er ihnen einige Kirchen in der Nähe der Stadt auf dem Lande. Ihre Zahl nahm bald außerordentlich zu; einige ihrer Lehrer, beſonders ein gewiſſer Opitius, eiferten mit unwürdiger Heftigkeit gegen jeden Andersdenkenden, die Klagen wurden immer lauter, und Rudolph, welcher ebenfalls parteiiſchen Rathgebern folgte, ging gleich ſo weit, daß er ihnen die vorher geſtatteten Kirchen ſchließen und ſogar in allen öſtreichiſchen Städten das Bürgerrecht nehmen ließ. Allein die Unzufriedenheit über dieſe Maßregeln wurde bald ſo groß, und Rudolph hatte den Beiſtand ſeiner Stände gegen die Türken und bei den Unruhen in Ungarn ſo nöthig, daß er bald wieder gelinder mit ihnen verfahren mußte.

In Ungarn war allgemeine Unzufriedenheit mit ſeiner Regierung, weil er ſich nicht um das Land bekümmerte, keinen Landtag ſelbſt beſuchte, ja nicht ein einziges Mal im Lande erſchien, ſondern ſeine dorthin geſandten deutſchen Soldaten frei und frech ſchalten ließ. Es entſtand daher im Anfange des neuen 17. Jahrhunderts ein gefährlicher Aufruhr in Ungarn unter der Anführung eines Edelmanns Stephan Botſchkai. Dieſer ließ ſich mit den Türken in Verbindung ein und bemächtigte ſich eines großen Theiles des Landes. Ueberhaupt wurde der Kaiſer mit jedem Tage untheilnehmender in ſeiner Regierung. Die Kunde der Geſtirne und der Natur beſchäftigte ihn mehr, als ſein Reich, und dieſe Neigung führte ihn bald in die Hände betrügeriſcher Menſchen, die ihn aus den Sternen der Zukunft deuten und die Kunſt des Goldmachens lehren ſollten. Und ſo wie ſich an ſeinem Hofe ſolche Betrüger mit Gelehrten, wie Tycho Brahe und Keppler, zuſammenfanden, ſo miſchten ſich in Rudolphs Seele ſelbſt auf wunderbare Weiſe die edleren mit den thörichten Neigungen. An Kunſtwerken alter Zeit, an Bildſäulen, geſchnittenen Steinen, ſo wie an Gemälden, hatte er die größte Freude und verwendete bedeutende Summen dafür; aber eben ſo ſehr zog ihn auch ſeine alchymiſtiſche Werkſtätte an, wo Gold bereitet werden ſollte, und diejenigen, welche über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in ſeinen Pferdeſtällen aufſuchen, in denen er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte. — Dieſe Unthätigkeit und Sorgloſigkeit, die Zerrüttung Ungarns, ſo wie die Unordnung der übrigen öſtreichiſchen Länder, konnten den Brüdern und Vettern des kinderloſen Kaiſers nicht gleichgültig ſeyn. Sie berathſchlagten ſich über das Wohl des Hauſes und ſchloſſen endlich 1606 einen Vertrag, durch welchen des Kaiſers Bruder Mathias die Anordnung der Regierung in Oeſtreich und Ungarn übertragen wurde. Rudolph war zwar Anfangs ſehr ungehalten darüber, ließ ſich aber nach einigen Jahren dennoch willig finden, dem Matthias Oeſtreich ob und unter der Ens und das Königreich Ungarn abzutreten, „damit das Land, welches in des Kaiſers Abweſenheit ſo vieles während des 16jährigen Krieges gelitten habe, durch Matthias wieder zu Ruhe und Wohlſtand gebracht werden

möchte." Und in der That gelang es demſelben, Ungarn wieder zu beruhigen und nach Botſchkai's baldigem Tode ganz zum Gehorſam zurückzuführen.

Dem Kaiſer Rudolph blieb alſo außer ſeiner Kaiſerwürde nur das Königreich Böhmen. Die proteſtantiſchen Stände dieſes Landes, welche die günſtige Zeit für ſich benutzen wollten, da ihr Herr ohne Macht und ſogar mit ſeinen Verwandten geſpannt war, ſetzten ihm ſo lange zu, bis er ihnen im J. 1609 freie Religionsübung, ein eigenes Conſiſtorium, die Einräumung der Prager Akademie, und ſogar die Freiheit zuſicherte, außer den ſchon vorhandenen noch neue Kirchen und Schulen in Böhmen errichten zu dürfen. Dieſe wichtige Urkunde nennt man den Majeſtätsbrief, und er iſt es, welcher die erſte Veranlaſſung zum dreißigjährigen Kriege gegeben hat.

Die proteſtantiſche Union. 1608. — Das wieder erweckte Mißtrauen der Religionsparteien in Deutſchland, ſo wie der Anblick der Entzweiung des öſtreichiſchen Hauſes, welches die Stütze der Katholiſchen geweſen war, verknüpfte die proteſtantiſchen Stände wieder näher mit einander und erregte in ihnen den Gedanken eines neuen Bündniſſes zu Schutz und Trutz. Am lebhafteſten wurde daſſelbe durch das pfälziſche Haus betrieben, welches ſich zu großen Anſehen hob; aber zum Schaden des Bundes. Denn weil Pfalz ſo eifrig dem reformirten Glauben anhing, ſo fiel dadurch bei den lutheriſch Geſinnten ſogleich ein übles Licht auf die Sache ſelbſt, und ſie waren größtentheils nicht zum Beitritt zu bewegen. Als daher der Churfürſt Friedrich von der Pfalz, nach vielen Bemühungen, endlich im Jahr 1608 einen neuen Bund unter dem Namen Union zu Stande brachte, traten, außer ihm, nur die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig van Neuburg, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden dazu, nebſt den wichtigen Städten Straßburg, Nürnberg und Ulm. Man wolle ſich „mit Rath und That beiſtehen, beſonders die Religion beſchützen; Pfalz ſollte das Directorium zu Friedenszeiten haben und der Bund auf zehn Jahre gelten." Man bewarb ſich um den Beitritt mehrerer Glieder; Churbrandenburg zeigte ſich auch nicht abgeneigt, Sachſen dagegen weigerte ſich ganz entſchieden, und antwortete: „Wenn man die Sache recht anſehe, ſo werde ſich finden, daß ſie zum Theil unnöthig und in Wahrheit nichts anders ſey, als eine Trennung und Auflöſung des ganzen Reiches, die ſicher daraus folgen werde." — Wenn das Haus Pfalz ehrſüchtige und unreine Abſichten bei der Sache gehabt hat, ſo hat es ſchwer genug büßen müſſen.

Jülichſcher Erbſchaftsſtreit. — Gleich im nächſten Jahr 1609 ereignete ſich ein Fall im Reiche, bei welchem die eben geſchloſſene Verbindung thätig eingreifen konnte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, der die ſchönen Länder am Nie-

derrhein, Jülich, Cleve, Berg, Mark und einige kleinere beherrſchte, ſtarb am 25. März dieſes Jahres ohne Erben. Er hatte vier Schweſtern, welche an deutſche Fürſten vermählt waren, und nicht nur dieſe, ſondern auch andere, weitläuftige Verwandte machten Anſprüche auf die Erbſchaft. Unter allen aber ergriffen der Churfürſt von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg zuerſt Beſitz, und errichteten einen Vertrag zu Düſſeldorf, nach welchem ſie das Land, bis zu ausgemachter Sache, gemeinſchaftlich verwalten wollten. Der Kaiſer dagegen, mit dem eigenmächtigen Verfahren der beiden Fürſten unzufrieden, ſchickte den Erzherzog Leopold, Biſchof zu Paſſau, ab, um das Land als verfallenes Reichslehen zu beſetzen. Dieſer kam auch mit einigen Truppen, konnte aber nichts weiter vom Lande erhalten, als die Stadt und Feſtung Jülich, wo ihn der Amtmann einließ; indeß ließ er im Elſaß neue Haufen werben und dachte die Rechte des Kaiſers mit Gewalt zu behaupten. Dieſe Einmiſchung des öſtreichiſchen Hauſes regte hinwiederum die Union auf; ſie verſprach den beiden bedrohten Fürſten ihren Beiſtand und fing an zu rüſten; und überdies trat auch der franzöſiſche König Heinrich IV. mit ihnen in Unterhandlung und beſtärkte ſie in der Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer. Es iſt bekannt, wie dieſer König mit großen Entwürfen zu einer Umgeſtaltung Europa's umging, wie er das öſtreichiſch-ſpaniſche Haus zu verkleinern und dann aus Europa eine Staaten-Republik zu bilden gedachte, welche ein gemeinſchaftliches Heer zur Vertreibung der Türken in's Feld ſtellen ſollte. Mit dieſen Entwürfen hing auch ſeine Verbindung mit der Union in Deutſchland zuſammen; er hatte das Jahr 1610 beſtimmt, um die Unternehmungen gegen das Haus Oeſtreich anzufangen, und wirklich rückte das Heer der Union im Frühling dieſes Jahres in den Elſaß ein, zerſtreute einige tauſend Mann, welche der Erzherzog Leopold hier werben ließ, und klagte den Kaiſer, zur Entſchuldigung dieſer Gewaltthat, eines unrechtmäßigen Verfahrens in der Jülichſchen Erbſache an. Der Kaiſer hätte dieſen Fall, ſagten ſie, den alten Reichsrechten gemäß nicht allein, ſondern mit Zuziehung einer Anzahl von Churfürſten und Fürſten, entſcheiden müſſen.

Die Katholiſche Ligue. 1610. — Das raſche Ergreifen der Waffen, noch mehr aber das feindſelige Verfahren der Unirten in allen Ländern geiſtlicher Fürſten, wohin ihr Heer kam, erbitterte die Katholiken; jene hatten die Stifter am Rheine: Mainz, Trier, Köln, Worms, Speier und andere, wie erobertes Land, mit Brandſchatzungen und aller Gewaltthätigkeit heimgeſucht. Da fingen die katholiſchen Stände auch an Zuſammenkünfte zu halten, und ſchloſſen zu Würzburg 1610 auf 9 Jahre einen Gegenbund, welcher den Namen der Ligue annahm. Es waren vorzüglich die geiſtlichen Fürſten und das Haus Baiern; und um Einheit in ihren Bund zu bringen, wurde dem Herzog Maximilian von

Baiern der Oberbefehl gegeben. Dadurch erhielt dieſer Bund ſo viel mehr Feſtigkeit, als die Union, welche im Kriege kein beſtändiges Oberhaupt, ſondern gewählte Anführer haben ſollte; da ſie aber aus lauter weltlichen Fürſten beſtand, ſo ſtrebte ein jeder nach dieſer Ehre. Uebrigens wurde die Ligue ungefähr auf dieſelben Grundlagen abgeſchloſſen, als die proteſtantiſche Union.

Die Ligue waffnete nun gleichsfalls; und da indeß Heinrich IV. von Frankreich ermordet war, ſo ließen ſich die Unirten bald zu einer gütlichen Beilegung der Sache bewegen. Beide Theile legten die Waffen für dieſesmal wieder nieder.

Kaiſer Rudolphs Abſetzung in Böhmen und Tod. 1612. — Der alte Kaiſer verbitterte ſich ſeine letzten Lebensjahre ſelbſt durch neue Zwiſte in ſeinem Hauſe. Seinen Bruder Mathias betrachtete er mit Widerwillen; auch von den Uebrigen war ihm keiner lieb, außer dem ſchon erwähnten Leopold, Biſchof von Paſſau; dieſem wünſchte er ſein letztes Land Böhmen zu verſchaffen, und ließ deßhalb, nach übel berechnetem Plane, im Jahre 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Paſſau in Böhmen einrücken. Die böhmiſchen Stände, welche dabei eine feindſelige Abſicht gegen ihre Religion vermutheten, griffen zu den Waffen, ſchloſſen den Kaiſer in ſeiner Burg zu Prag ein und riefen den Mathias, welcher ſchon früher die Anwartſchaft auf die böhmiſche Krone erhalten hatte, herbei. Unter lautem Jubel zog er in Prag ein, und Rudolph mußte, nach bittern und kränkenden Verhandlungen, auch dieſe Krone ſeinem Bruder abtreten. In dieſen trüben Tagen ſoll er einmal im Unmuthe das Fenſter ſeines Zimmers aufgeriſſen und dieſe Worte hinausgerufen haben, welche wie eine böſe Verkündigung angeſehen werden können: „Prag, du undankbares Prag, durch mich biſt du erhöht worden, und nun ſtößeſt du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes ſoll Dich verfolgen und der Fluch über Dich und ganz Böhmen kommen!“

Es blieb ihm von allen ſeinen Kronen nur noch die kaiſerliche; vor der Schmach, auch dieſe zu verlieren, wie es nicht ohne Anſchein war, bewahrte ihn der Tod, welcher ihn bald nachher, in ſeinem 60. Jahre, den 20. Januar 1612, wegnahm. Er ſah denſelben mit Ruhe und ſogar mit Freudigkeit, als einen Befreier aus tauſendfachen Sorgen, entgegen.

104. Mathias. 1612—1619.

Die Wahl des neuen Kaiſers fiel auf den Aelteſten des öſtreichiſchen Hauſes; ſie geſchah zu Frankfurt den 13. Juni und die Krönung, mit faſt nie geſehener Pracht, den 24. Außer dem Churfürſten von Brandenburg waren alle andern Churfürſten und eine große Menge von Fürſten zugegen; es war, wie ein Geſchichtſchreiber ſagt, als wolle man für immer Abſchied von einander nehmen; denn ſo ſind die deutſchen Fürſten nachher nie wieder zuſammen

geweſen. Der König Mathias hatte allein in ſeinem Gefolge 3000 Menſchen, 2000 Pferde und 100 ſechsſpännige Wagen; und die andern Fürſten erſchienen nach ihrem Vermögen faſt mit gleichem Aufwande. Feſte folgten auf Feſte, und wer die große, glänzende und fröhliche Verſammlung ſah, hätte Deutſchland für das erſte Land der Welt preiſen mögen, welches ſo viele treffliche Fürſten beſitze und ſie in ſolcher Traulichkeit vereinigt ſehe. Aber hinter dem glänzenden Vorhange lauerten die Geiſter der Zwietracht. Der tiefer Schauende hätte in den Gemüthern der Katholiken die Freude über die größere Thätigkeit und Entſchloſſenheit des neuen Kaiſers entdeckt, von welchem ſie ihrer Partei große Vortheile verſprachen; in denen der Unirten aber die Freude über die anſcheinende Kränklichkeit deſſelben. Der Fürſt Chriſtian von Anhalt, einer der Thätigſten unter den Letztern, ſoll ſich, die Zweideutigkeit von dem Feſt hernehmend, geäußert haben: „Wenn es zum Tanze komme, ſo werde Matthias keine großen Sprünge mehr machen.“

In der That zeigte ſich auch der neue Kaiſer nicht ſo thätig, als man von ihm erwartet hatte; es ſchien, als wenn er ſeinen Bruder von ſeinen Thronen verdrängt habe, um deſſen Zaudern und Unſchlüſſigkeit nur fortzuſetzen. Dagegen arbeiteten die Leidenſchaften deſto heftiger in den Gemüthern der Zeitgenoſſen und bereiteten die ſchweren Ausbrüche des Haſſes vor, welche noch unter Mathias Regierung den Anfang nahmen. In den öſtreichiſchen Ländern eiferten die Religionsparteien, durch ihre Prediger von den Kanzeln dazu aufgefordert, mit neuer Heftigkeit gegen einander; das menſchlichſittliche Verhältniß zwiſchen ihnen war faſt ganz vernichtet; denn ſolcher Haß, weil er das Heiligſte berührt, was der Menſch beſitzt, iſt der unverſöhnlichſte.

Im übrigen Deutſchland ereigneten ſich gleichfalls einige bedenkliche Fälle. In Aachen waren neue Streitigkeiten ausgebrochen; eben ſo zwiſchen der Stadt Köln und den beiden Beſitzern der Jülichſchen Lande, weil dieſe, den Kölnern zum Schaden, den Ort Mühlheim am Rhein in eine Stadt umzuſchaffen ſuchten. In beiden Fällen entſchied der Kaiſer zu Gunſten der katholiſchen Partei, und erregte dadurch bei den Proteſtanten neue Sorge. Sein Spruch wegen Mühlheim würde aber wohl wenig gefruchtet haben, wenn nicht die beiden fürſtlichen Häuſer, welche von der Jülichſchen Erbſchaft Beſitz genommen hatten, unter ſich ſelbſt zerfallen wären. Der pfälziſche Prinz Wolfgang Wilhelm ſollte eine Tochter des brandenburgiſchen Hauſes heirathen und kam deshalb nach Berlin. Hier aber, beim Mahle und durch die Wirkung des Weines, entſtand ein Streit zwiſchen ihm und dem Churfürſten, beide vergaßen ſich, und dieſer gab dem Prinzen eine Ohrfeige. Kaum hat wohl eine geringfügige Veranlaſſung wichtigere Folgen in der Geſchichte erzeugt; ſie erſtreckten ſich auf das ganze Reichsſyſtem bis in die ſpäteſten Zeiten. Der erzürnte Prinz reiſ'te ſo-

gleich von Berlin ab, und ſchloß ſich nun, aus Haß, eng an das baierſche Haus an, heirathete eine Tochter aus demſelben und nahm ſelbſt die katholiſche Religion an. Der Churfürſt von Brandenburg dagegen, der für ſeine Jülichſchen Länder fürchtete, wenn Wolfgang Wilhelm mit Hülfe der Ligue oder der Spanier ſie angriffe, ſuchte den Beiſtand der Holländer, die noch immer mit den Spaniern im Kriege befangen waren, und trat, ihnen zu Gefallen, von der lutheriſchen zur reformirten Kirche über. Und wirklich rückten nun die Bundesgenoſſen beider Theile in die Jülichſchen Länder ein; die Holländer beſetzten Jülich, die Spanier unter Spinola Weſel; und dieſe vollſtreckten zugleich die Urtheilsſprüche des Kaiſers wegen Aachen und Mühlheim. So wurden die Bewegungen im Reiche ſchon feindlicher, und ſo fingen die deutſchen Stände an Bündniſſe mit dem Auslande zu ſchließen.

Noch höher ſtieg die Beſorgniß der Proteſtanten bei der Beſtimmung des Nachfolgers für den Kaiſer Mathias. Er ſelbſt und ſeine Brüder Maximilian und Albrecht waren kinderlos; dieſe beiden hatten auch keine Neigung zu den Geſchäften der Regierung, entſagten daher der Nachfolge in den öſtreichiſchen Ländern und ſchlugen ihren Vetter, den jungen Erzherzog Ferdinand, welcher Steyermark, Kärnthen und Krain beſaß, zum Nachfolger vor. Dem Kaiſer war die ganze Sache ſehr zuwider, und er mochte die Hand der Vergeltung für das Unrecht an ſeinem Bruder Rudolph fühlen; allein die Brüder drangen ſo ſehr in ihn, daß er endlich nachgeben mußte. Auf dem böhmiſchen Landtage **1617** wurde Ferdinand zum künftigen König von Böhmen angenommen und drei Wochen nachher mit großer Pracht in Wien gekrönt. Die Stände forderten nichts, als die Beſtätigung ihrer bisherigen Rechte und daß der neue König ſich bei Lebzeiten des alten nicht in die Regierung miſche.

Dieſer Ferdinand iſt eine Haupttriebfeder in dem gewaltigen Umſchwunge ſeiner Zeit geworden und verdient eine ernſte und gerechte Würdigung um ſo mehr, da er zu allen Zeiten mehr geſchmäht oder leidenſchaftlich geprieſen, als ruhig beurtheilt iſt. Er war auf der Univerſität zu Ingolſtadt in Baiern, vorzüglich durch Jeſuiten, und unter den Augen des ſehr eifrig katholiſchen alten Herzogs Wilhelm von Baiern, gebildet, und von Kindheit an waren ihm die ſtrengſten Grundſätze in Religionsſachen eingeprägt. Er glaubte feſt an eine allein ſeligmachende Kirche und hielt es für die erſte Pflicht ſeines Lebens, durch alle Mittel, die in eines Menſchen Gewalt ſind, durch Güte und Strenge, durch das Wort, ſo wie durchs Schwert, die Menſchen bei ihr zu erhalten oder zu ihr zurückzuführen. Denn das Seelenheil, ſo hatte man ihn gelehrt, gehe vor aller menſchlichen Rückſicht und Nachſicht. Dieſen Grundſätzen iſt er mit voller Treue des Herzens, ſein Leben lang, gefolgt; er glaubte ſich zum Kämpfer für die katholiſche

Kirche und zum Wiederherſteller ihres alten Glaubens von Gott beſtimmt; aus dieſem Glauben hat er kein Hehl gemacht, er iſt offen und redlich auf den Kampfplatz getreten, und das iſt ſeine Ehre in der Geſchichte. Der Mann verdient Ehre, der dem, was er als recht und heilig erkannt hat, mit der vollen Kraft ſeines Weſens, frei und ſtandhaft folgt. Iſt Ferdinand mit ſeinem ganzen Leben in einem großen Irrthume befangen geweſen, indem er wähnte, der Gott, welcher ſeine Sonne über die Völker jedes Glaubens gleich milde ſcheinen läßt, könne nur auf Eine Weiſe angebetet werden, und wolle dieſe einzig rechte Weiſe mit Feuer und Schwert über den Erdboden verbreitet wiſſen, ſo haben es diejenigen zu verantworten, welche ihm ſolche Lehre in zarter Kindheit beigebracht und in dem Jünglinge und Manne befeſtigt haben.

Der junge Fürſt fing gleich, nachdem er in ſeinen Ländern Herr geworden war, an, ſie zu reformiren, das heißt, in die alte Weiſe des Gottesdienſtes zurückzuführen. Er ſtellte den Grundſatz auf, daß der Landesherr nur Eine Kirche in ſeinen Ländern dulden dürfe, damit die volle Einheit der Gemüther und des Willens da ſey; und da der Augsburger Religionsfriede in dieſem Falle für die Andersgläubigen nur das Recht der Auswanderung hatte erlangen können, ſo zwang er die, welche ſich nicht zur alten Kirche halten wollten, ſeine Länder zu verlaſſen. Dieſe Maßregeln waren hart; es iſt dem treu und inniggeſinnten Menſchen nichts härter, als die Stätte auf immer verlaſſen zu müſſen, wo ſeine Voraltern gewohnt, und wo er ſelbſt die Jahre der Kindheit verlebt hat. Es konnte daher nicht fehlen, daß heftige Bewegungen in Ferdinands Ländern entſtanden. Vor Allen regten ſich die zahlreichen Gebirgsbewohner; denn dieſe, die in ihren Bergen von dem ſchnellen und wogenden Verkehr der Menſchen ausgeſchloſſen leben, und im Angeſichte der ewig feſten, großen Bildungen der Natur ihr Gemüth von der ſchwankenden Betrachtung der Dinge entwöhnt haben, hängen von Allen am feſteſten an ihren Meinungen und an dem vaterländiſchen Boden. Und dennoch war in den Maßregeln des jungen Fürſten ſolche Feſtigkeit und Ruhe, und er zeigte ſo entſchloſſenen Ernſt, daß den Ausbrüchen der Unzufriedenheit ſchon vorgebeugt war, ehe ſie ſich zeigten, und daß, ungeachtet der Richtplätze, die allenthalben zur Warnung aufgeſtellt wurden, kein Blut floß. Und ſo war in wenigen Jahren, wie durch ein Wunder vor Aller Augen, in ſeinen Ländern, wo ſchon die größere Hälfte der Einwohner der neuen Kirche angehört hatte, keine proteſtantiſche Kirche mehr zu ſehen, und wurde keine proteſtantiſche Predigt mehr gehört. Solche Thatkraft eines jungen Fürſten mußte wohl große Hoffnungen auf einer und Furcht auf der andern Seite erregen. Die unirten Stände in Deutſchland, beſonders der Churfürſt von der Pfalz, fanden in der Erhebung Ferdinands zum Haupte des öſtreichiſchen Hauſes neuen Antrieb, ihren Bund zu verſtärken.

Sie arbeiteten noch immer daran, Churſachſen zu gewinnen; aber umſonſt. Im Stillen mochte der Widerwille gegen die reformirte Kirche heftig entgegenſtehen; aber viel wirkte auch der Wunſch, den Frieden im Reiche zu erhalten, welcher ſeit Moritzens Tode in den meiſten lutheriſchen Fürſten vorherrſchend war. Daß die von Sachſen es treu gemeint, beweiſt ein Schreiben des Churfürſten an den Erzherzog Ferdinand, worin er ihn ermahnt: „weil es doch ſo weit gekommen, daß kaum ein Fünklein gutes Verſtändniſſes und Vertrauens unter den Ständen zu finden ſey, ſich zu bemühen, daß ſolches wenigſtens einigermaßen hergeſtellt werde. Denn ſollte es bei jetzigem, gefährlichem Zuſtand verbleiben, und man mehr Belieben tragen, das Außerordentliche mit der äußerſten Strenge, als mit gelinden Mitteln zu heilen, ſo ſey leicht zu erachten, daß dieſer Heilungsverſuch zu eines oder des andern Theiles gänzlichem Untergange ausſchlagen, oder, nach vielem Blutvergießen und Verderben von Land und Leuten, doch zu dem Mittelwege führen müßte, den man jetzt ohne Gewalt und Gefahr einſchlagen könne." — Dieſe Worte waren wie eine Ahnung der Zukunft und hätten auch Ferdinand die Augen geöffnet, wenn dieſelben nicht ſtarr nur auf Einen Punkt gerichtet geweſen wären. Bald geſchah ein noch größeres Zeichen und verkündigte die Gefahr vor der Schwelle des eigenen Hauſes.

105. Die böhmiſchen Unruhen. Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Seit der Ernennung Ferdinands zum künftigen Könige von Böhmen wollten die Proteſtanten in dieſem Lande beſondere Thätigkeit und größere Zuverſicht unter den Katholiken bemerken. Das Gerücht, in außerordentlichen Zeiten ſo viel beweglicher und fruchtbarer, trug ſich mit vielen Sagen, welche den Proteſtanten große Gefahren verkündigten. „Der Majeſtätsbrief, der ihnen Sicherheit und Freiheit verbürgte, ſey kraftlos, weil er von König Rudolph erzwungen ſey", — ſo ſollten die Katholiken ſich geäußert haben; — „bei der Ankunft König Ferdinands werde es heißen:" „Ein neuer König, ein neues Gebot." „Dann würden etliche Köpfe herunter müſſen, die Güter würden in andere Hände kommen, und mancher arme Geſell werde ſich wohl dabei befinden." — Auch Gemälde bei der Huldigung Ferdinands in Mähren kamen hinzu, wobei der böhmiſche Löwe und der mähriſche Adler in Ketten dargeſtellt waren, und ein mit offenen Augen ſchlafender Haſe andeuten ſollte, daß die Stände mit offenen Augen nicht wahrnähmen, welches Schickſal ihnen bereitet werde; — dieſe und andere Zeichen, von Munde zu Munde vergrößert, ſchreckten die Gemüther.

Endlich fehlte es auch nicht an einer beſtimmteren Veranlaſſung des Streites. In dem Majeſtätsbriefe war den Proteſtan-

ten in Böhmen die Freiheit zugeſichert, neue Kirchen bauen zu dürfen; allein die Regierung deutete den Artikel nur auf die proteſtantiſchen Stände des Königreichs, nicht auf die Unterthanen katholiſcher Stände; die Proteſtanten aber wollten darunter alle Genoſſen ihres Glaubens im Lande verſtanden wiſſen. Nun fingen 1617 die proteſtantiſchen Unterthanen des Prager Erzbiſchofs in dem Städtchen Kloſtergrab, und die des Abtes von Braunau in dieſem letztern Orte an, ein Paar Kirchen zu bauen. Die Herren wollten es nicht zulaſſen, beſchwerten ſich beim Kaiſer, und als dennoch die Kirchen fertig gebaut wurden, wirkte der Erzbiſchof einen kaiſerlichen Gegenbefehl aus und ließ die Kirche zu Kloſtergrab wieder niederreißen. Die zu Braunau aber wurde geſchloſſen, und als ein Aufſtand deshalb erfolgte, wurden die unruhigſten Bürger ins Gefängniß geworfen.

Nun aber riefen die Proteſtanten über Verletzung des Majeſtätsbriefes, und ſie fanden einen entſchloſſenen Anführer in dem Grafen Matthias von Thurn. Dieſer, aus Görz an der italieniſchen Gränze geboren, jetzt aber in Böhmen einheimiſch, eiferte mit aller Wärme des italieniſchen Blutes für ſeinen Glauben und ſeine Freiheiten, und war zum Defenſor der evangeliſchen Gemeinde in Böhmen erwählt worden. Als ſolcher rief er jetzt die proteſtantiſchen Stände nach Prag zuſammen. Es wurden Schreiben an den Kaiſer erlaſſen, worin man um Abſtellung der Beſchwerden und Freilaſſung der noch immer gefangenen Braunauer Bürger anhielt.

Die Antwort des Kaiſers war härter als je eine. Die Widerſetzlichkeit der Braunauer und Kloſtergraber Unterthanen wurde darin eine Empörung genannt und die Stände ſehr getadelt, daß ſie ſich fremder Unterthanen angenommen, daß ſie unerlaubte Zuſammenkünfte gehalten und geſucht hätten, durch falſche Gerüchte von der Gefahr des Majeſtätsbriefes dem Kaiſer die Liebe und Treue ſeiner Unterthanen zu entreißen, u. ſ. w. Die Drohung, die dann noch folgte, „es ſolle die Sache unterſucht werden, und einem jeden nach Verdienſt geſchehen“, ließ die gereizten Gemüther das Aergſte von der Zukunft fürchten. Dazu verbreitete ſich das Gerücht, dieſes Schreiben ſey nicht in Wien, ſondern in Prag ſelbſt in der kaiſerlichen Statthalterei verfaßt, und zwar beſonders durch zwei katholiſche Räthe Martiniz und Slavata. Der ausbrechende Zorn wandte ſich nun auf dieſe, als den nächſten Gegenſtand. Sie waren beide ſchon längſt verhaßt, weil ſie an der Erwerbung des Majeſtätsbriefes vor 9 Jahren nicht hatten Antheil nehmen wollen; und von ihrem Eifer für die katholiſche Kirche erzählte man ſich arge Dinge. Martiniz ſollte ſeine proteſtantiſchen Unterthanen mit Hunden haben in die katholiſche Kirche hetzen laſſen, und Slavata die Seinigen durch Verſagung der

Taufe und des Begräbniſſes zum katholiſchen Glauben gezwungen haben.

In der Stimmung, die durch ſolche Gerüchte gereizt war, erſchienen die Abgeordneten der Stände, am 23. Mai 1618, großentheils bewaffnet, ſammt ihren Knechten, auf dem königlichen Schloſſe zu Prag vor den Staathaltern, und verlangten zu wiſſen, ob ſie im Rathe geweſen, als das ſchwere und nachtheilige kaiſerliche Schreiben erwogen worden, und ob ſie ihre Stimmen dazu gegeben hätten? Und als ſie die Antwort erhielten, daß erſt die abweſenden Mitglieder der Statthalterei müßten einberufen werden, um in ſo wichtiger Sache zu rathen, traten einige aus dem Haufen hervor und ſagten: „Wir wiſſen, daß Adam von Sternberg, oberſter Burggraf, und Dipold von Lobkowitz zwar bei der Berathſchlagung über das Schreiben geweſen ſind, aber die Ausfertigung deſſelben nicht gebilligt haben.“ Darauf führte man dieſe beiden in ein anderes Zimmer, und nun ſtürzten ſich Andere auf den Martiniz, ſchleppten ihn ans Fenſter, und warfen ihn hinab. Alle ſtanden erſchrocken da, bis der Graf Thurn, auf Slavata zeigend, ausrief: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern!“ Auf dieſes Wort wurde auch er ergriffen und hinabgeſtürzt. Nun war noch der Geheimſchreiber Fabricius übrig; und weil er als ein Schmeichler der beiden angeſehen wurde, mußte er ihnen folgen. Die Höhe des Sturzes betrug 56 Fuß; dennoch blieben alle drei am Leben, indem ſie auf einen weichen Haufen von Papiertrümmer und anderm Kehricht gefallen waren; ja ſie entkamen noch, wundervoll gerettet, unter mehreren Schüſſen, welche auf ſie geſchahen.

Dieſe That haben die Böhmen nachher durch mehrere Beiſpiele aus ihrer früheren Geſchichte, durch das Beiſpiel der Römer, welche Verräther von dem tarpejiſchen Felſen herabſtürzten, und aus dem alten Teſtamente, da die Königin Iſabel, eine Verfolgerin des Volkes Gottes, aus dem Fenſter geſtürzt ſey, entſchuldigen wollen. Doch fühlten ſie wohl, daß ſolche Entſchuldigung die Strafe nicht abwenden werde, wenn ſie nicht zugleich durch ernſthafte Rüſtung vor ihr abſchreckten. Daher wurde ſogleich das Schloß mit ſtändiſchen Truppen beſetzt, alle Beamte von den Ständen in Eid und Pflicht genommen, alle Jeſuiten aus dem Lande getrieben, weil man ſie für die Urheber der feindſeligen Abſichten gegen die Proteſtanten anſah, und endlich ein Ausſchuß von 30 Edelleuten zur Verwaltung des Landes angeordnet. Dieſes Alles zeigte die Entſchloſſenheit zur Selbſthülfe; und die Seele des Ganzen war der Graf von Thurn.

Der Kaiſer Mathias war in nicht geringer Beſtürzung bei dieſen Nachrichten. Mit weſſen Hülfe ſollte er die aufrühreriſchen Böhmen bezwingen? In den öſtreichiſchen Ländern war gleiche Unzufriedenheit, wie in Böhmen; Ungarn in nicht beſſerer Stimmung.

Nachgiebigkeit ſchien das einzige Mittel, jenes wichtige Land für das öſtreichiſche Haus zu retten, und ſelbſt der Beichtvater und ſtete Rathgeber des Kaiſers, der Kardinal Kleſel, der eifrigſte Gegner der Proteſtanten, rieth dazu. Aber ſolchen Gedanken widerſetzte ſich der junge Ferdinand mit aller Kraft. „Vor allem müſſe man wiſſen, ſchrieb er dem Kaiſer, daß Gott ſelbſt die böhmiſchen Unruhen verhängt habe; denn er habe die Böhmen offenbar mit Blindheit geſchlagen, damit durch die erſchreckliche That, welche allen Vernünftigen, von welcher Religion ſie ſeyen, abſcheulich, unchriſtlich und ſtrafwürdig erſcheinen müſſe, der Rebellen meiſter Vorwand, als thäten ſie Alles der Religion halber, falle und zu Waſſer werde. Denn unter dieſem Vorwande hätten ſie bisher nur getrachtet, ihren Landesherren alle Rechte, alle Einkünfte und alle Unterthanen zu nehmen. Sey nun aber die Obrigkeit aus Gott, ſo müſſe dieſer Unterthanen Betragen aus dem Teufel ſeyn, und Gott könne das bisherige Nachgeben der Obrigkeit nicht billigen; vielleicht habe er dieſes Aeußerſte geſchehen laſſen, damit ſich die Herren auf einmal dieſer Knechtſchaft ihrer eigenen Unterthanen entledigten. Demnach halte er dafür, daß jetzt nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen.“

Aus dieſem Schreiben Ferdinands lernen wir am beſten die Feſtigkeit ſeiner Grundſätze kennen. Zu den Worten fügte er zugleich die That hinzu, ließ aller Orten Krieger werben und zeigte ſolchen Ernſt, daß man ſah, er werde ſich durch des Kaiſers Unentſchloſſenheit nicht hemmen laſſen. Und durch ſeinen und der übrigen Erzherzoge Entſchluß, welcher von dem Papſte unterſtützt wurde, geſchah es auch, daß der friedlich geſinnte Kardinal Kleſel unerwartet gefangen und wegen mancherlei Vergehungen angeklagt wurde. Die Abſicht war, ihm von dem alten und ſchwachen Kaiſer zu entfernen, der nun ohne Stütze war und den Erzherzogen Alles überlaſſen mußte. Von dieſem Augenblicke an war die Ohnmacht des Kaiſers ganz entſchieden und die letzte Hoffnung friedlicher Beſchwichtigung der Böhmen verloren.

Dieſe rüſteten gleichfalls und beſetzten alle Städte ihres Landes bis auf Budweis und Pilſen, welche von den kaiſerlichen Truppen beſetzt blieben. Den Böhmen kam eine ganz unerwartete Hülfe durch einen Mann, welcher zu den merkwürdigen Kriegshelden jener Zeit gehört und das erſte Beiſpiel gab, wie ein Einzelner, ohne Land und Leute, bloß durch ſeines Namens Ruf, tapfere Schaaren um ſich ſammelte, und gleich den alten Kriegsfürſten der Deutſchen zu der Römer Zeit, mit ſeinem Gefolge für Lohn und Beute dahin zog, wo man ſeines Armes bedurfte. Solche Männer fanden ſich auch damals ein, als Zeichen einer außerordentlichen, aus ihren Fugen getretenen, Zeit. Ihre Schaaren erhielten und ergänzten ſich durch den Krieg; es mußte der Krieg ſich ſelbſt ernähren; und hierin liegt das Geheimniß, wie er dreißig Jahre

lang auf dem deutſchen Boden fortwüthen konnte. Jener Mann war der Graf Ernſt von Mansfeld, ein Krieger von Jugend auf, kühn und von unternehmendem Geiſte, der ſchon in vielen Gefahren mit geweſen war, und jetzt für den Herzog von Savoyen, gegen die Spanier, Truppen geworben hatte. Der Herzog, der ſie gerade nicht brauchte, gab ihm die Erlaubniß, den Unirten in Deutſchland zu dienen; und dieſe ſchickten ihn mit 3000 Mann nach Böhmen, als habe er von dort eine Beſtallung erhalten. Er erſchien ganz unerwartet und nahm den Kaiſerlichen gleich die wichtige Stadt Pilſen weg.

Indeß ſtarb der Kaiſer Mathias den 10. März 1619, nachdem er kurz nach einander ſeinen Bruder Maximilian und ſeine Gemahlin vor ſich hatte in die Grube ſteigen ſehen; die Böhmen, welche ihn als König anerkannt hatten, ſo lange er lebte, beſchloſſen nun von dem feindlich geſinnten Ferdinand abzufallen.

106. Kaiſer Ferdinand II. 1619—1637.

Ferdinand kam unter den ſchwierigſten Umſtänden zur Regierung. Die Böhmen in den Waffen und Wien ſelbſt mit einem Ueberfalle bedrohend; Schleſien und Mähren ihnen befreundet; Oeſtreich ſehr geneigt, ſich mit ihnen zu verbinden; Ungarn nur an ſchwachen Fäden gehalten und von außen durch die Türken geſchreckt; dazu von allen Seiten der Haß der Proteſtanten gegen ihn gerichtet, weil er aus ſeinem Eifer gegen ſie kein Hehl machte. Aber in dieſen Augenblicken zeigte Ferdinand ſeine unerſchütterliche Standhaftigkeit. „Unangeſehen aller der Gefahren“, ſagt von ihm Khevenhüller, „hat der hochlöbliche Herr nie verzagt, iſt beſtändig in Religion und Zuverſicht gegen Gott verblieben, der hat ihn in ſeinen Schutz genommen, und ihm wider aller Menſchen Vernunft über dieſes rothe Meer geholfen.“

Der Graf Thurn rückte mit böhmiſchen Schaaren gegen Wien und als man ihn über die Abſicht dieſes Zuges befragte, antwortete er: „Wo er irgend geworbenes Volk wiſſe, da ſuche er es auf, um es zu zerſtreuen. Zwiſchen Katholiken und Proteſtanten müſſe künftig durchaus Gleichheit ſeyn und jene nicht, wie bisher, gleich Oel oben auf ſchwimmen.“ Er kam bis vor Wien und ſeine Leute ſchoſſen ſogar bis in die kaiſerliche Burg, wo ſich Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben, aufhielt. Er durfte ſeine Hauptſtadt nicht verlaſſen, wenn nicht Oeſtreich und damit die Hoffnung des Kaiſerthums verloren gehen ſollte. Aber die Gegner hielten ihn doch für verloren; ſchon ſprachen ſie von ſeiner Einſperrung in ein Kloſter und der Erziehung ſeiner Kinder in der proteſtantiſchen Lehre. Und in dem gefährlichſten Augenblicke, als Thurn in der Vorſtadt von Wien am Stubenthor ſtand, den 10. Jun. 1619, erſchienen ſechszehn Mitglieder der öſtreichiſchen Stände vor Ferdinand, und forderten mit Ungeſtüm ſeine

Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu dem Bündniſſe, welches ſie mit Böhmen ſchließen wollten. Ja ihr Anführer Thonradel ging ſogar ſo weit, den König bei den Knöpfen ſeines Leibrocks zu faſſen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten Punkte ſogleich zu unterſchreiben. — Aber in eben dieſem Augenblicke ritten, wie durch wunderbare Fügung, fünfhundert Dampierriſche Reuter, eben von Krems in Wien einrückend und weitere Befehle erwartend, unkundig deſſen, was im Schloſſe vorging, unter Trompetenſchall auf den Burghof. In der größten Beſtürzung entfernten ſich die Abgeordneten, welche die Ankunft der Reuter für abſichtlich hielten, und Ferdinand war aus peinlicher Verlegenheit befreit *).

Der Graf Thurn mußte bald nach Böhmen zurück, weil Prag von öſtreichiſchen Schaaren bedroht wurde, und dieſen Augenblick benutzte Ferdinand zu einem andern, gewagten Vorhaben. Obgleich die Huldigung in den öſtreichiſchen Ländern noch nicht erfolgt war, und in ſeiner Abweſenheit viel Schlimmes vorgehen konnte, entſchloß er ſich doch, nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu reiſen. Die geiſtlichen Churfürſten waren gewonnen, auch Sachſen hielt feſt an dem Hauſe Oeſtreich, Brandenburg war nicht abgeneigt; und ſo vermochte der Widerſtand von Pfalz allein nichts gegen ihn; daſſelbe gab ihm vielmehr, bei der Einhelligkeit der übrigen, ebenfalls ſeine Stimme, und ſo wurde Ferdinand den **28.** Auguſt **1619** einſtimmig zum Kaiſer gewählt. Durch einen wunderbaren Widerſpruch des Schickſals traf es ſich, daß er in dem Augenblicke, als er mit den Churfürſten nach der Wahlhandlung aus dem Saale trat, um in die Bartholomäuskirche zu gehen, die Nachricht von ſeiner Abſetzung in Böhmen erhielt, welche ſich ſo eben unter dem Volke verbreitet hatte.

Friedrich V. von der Pfalz zum König in Böhmen erwählt. 1619—20. Faſt in demſelben Augenblicke nämlich, am **26.** Aug., hatten die Böhmen auf einer allgemeinen Ständeverſammlung Ferdinand als ihren König entſetzt, „weil er ſich dem Grundvertrage mit ihnen entgegen, noch vor des Kaiſers Tode in die Regierungsangelegenheiten gemiſcht, den Krieg in Böhmen gebracht, und mit Spanien ein Bündniß gegen ihre Freiheit geſchloſſen habe;“ — ſie ſchritten zu einer neuen Wahl. Es wurden katholiſcher Seits der Herzog von Savoyen und Maximilian von Baiern, proteſtantiſcher Seits der Churfürſt Johann Georg von Sachſen und Friedrich V. von der Pfalz vorgeſchlagen. Letzterer erhielt die Stimmen, weil er ein Schwiegerſohn König Jakobs I. von England war, von dem man Hülfe hoffte, und ſelbſt als entſchloſſen, groß-

*) Seit dieſer Zeit, zum Andenken des wichtigen Augenblicks, hat dieſes Reuterregiment die Erlaubniß, wenn es durch Wien zieht, über den Burgplatz zu reiten, welches andern nicht erlaubt iſt.

ſinnig und freigebig galt. Die incorporirten Länder Mähren, Schleſien und die Lauſitzen ſtimmten der Wahl bei, und ſelbſt die katholiſchen Stände Böhmens gelobten Treue und Gehorſam. Friedrich wurde von Sachſen, Baiern, und ſelbſt von ſeinem Schwiegervater, vor der Annahme einer ſo gefährlichen Krone gewarnt; allein ſein Hofprediger Scultetus und ſeine Gemahlin Eliſabeth, die als Königstochter auch eine königliche Krone zu tragen begehrte, redeten deſto eifriger zu. Friedrich folgte ihnen, nahm die Königswürde in Böhmen an, und wurde den 25. October 1619 in Prag mit großer Pracht gekrönt. Er hielt es für ſeine Pflicht, wie er ſelbſt ſagt, ſeine Glaubensgenoſſen, die ihn berufen, nicht zu verlaſſen. Hätte der 23jährige König Geiſtesgröße genug gehabt, das Werk glücklich durchzuführen, ſo würde die Geſchichte ihn unter die kühnen Männer zählen, welche ein großes Unternehmen, im Vertrauen auf die innere Kraft, wagen durften; aber das Geſchick hat gegen ihn gerichtet; und er ſelbſt hat im Unglück die Stärke und Beſonnenheit nicht bewieſen, die dem geziemte, der eine gefahrvolle Krone anzunehmen ſich entſchloß.

Ferdinand dagegen begab ſich auf ſeiner Rückreiſe von Frankfurt nach München zu dem Herzoge von Baiern, und ſchloß mit ihm das wichtige Bündniß, welches ihm damals Böhmen gerettet hat. Sie waren beide Jugenfreunde, und die Union hatte den Herzog durch viele unvorſichtige Schritte gereizt. Maximilian übernahm den Oberbefehl über das katholiſche Vertheidigungsweſen, und bedang ſich vom Hauſe Oeſtreich den Erſatz aller Unkoſten und Verluſte, ſelbſt, wenn es ſeyn müſſe, durch Abtretung öſtreichiſcher Länder aus.

Auch mit Spanien gelang es dem Kaiſer ein Bündniß abzuſchließen, und der ſpaniſche Feldherr Spinola erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälziſchen Länder einzufallen.

Ferner veranſtaltete der Churfürſt von Mainz eine Zuſammenkunft zu Mühlhauſen mit dem Churfürſten Johann Georg von Sachſen, dem Churfürſten von Köln und dem Landgrafen Ludwig von Darmſtadt, auf welcher der Entſchluß gefaßt wurde, dem Kaiſer alle mögliche Hülfe zu leiſten, um ſein Königreich und das kaiſerliche Anſehen zu erhalten.

Dem neuen böhmiſchen Könige blieb nun, außer ſeinen Unterthanen, keine Hülfe, als die Union; denn der Siebenbürgiſche Fürſt Bethlen Gabor war, trotz aller Verſprechungen, ein ſehr zweideutiger und unzuverläſſiger Bundesgenoſſe und die Schaaren, die er mitunter nach Mähren und Böhmen ſchickte, waren faſt Räuberhorden gleich. Die Union indeß rüſtete ſich, ſowohl wie die Ligue. Ganz Deutſchland glich einem Werbeplatze. Aller Augen waren auf den ſchwäbiſchen Kreis gerichtet, wo die beiden Heere zuſammen treffen mußten; da ſchloſſen ſie unerwartet zu Ulm am

3. Juli 1620 einen Vertrag, in welchem die Unirten verſprachen, die Waffen niederzulegen, und beide Theile einander Friede und Ruhe gelobten. Die Unirten fühlten ſich zu ſchwach, da auch Sachſen gegen ſie war und Spinola von den Niederlanden her drohte. Für den Kaiſer aber war es ein großer Vortheil, daß Böhmen von dieſem Vergleiche ausgeſchloſſen wurde, denn nun konnte das liguiſtiſche Heer ihm den Gegenkönig bekämpfen helfen. Maximilian von Baiern brach auch ſogleich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oberöſtreich zum Gehorſam gegen Ferdinand, vereinigte ſich mit dem kaiſerlichen Heere und fiel raſch in Böhmen ein. Von der andern Seite beſetzte der Churfürſt von Sachſen, in des Kaiſers Namen, die Lauſitz, nachdem er vier Wochen vor Bautzen gelegen und daſſelbe nach tapferer Gegenwehr eingenommen hatte.

Friedrich V. fühlte ſich im Gedränge, doch hätte er mit der Hülfe eines treuen und tapfern Volkes, welches ſchon vor 200 Jahren in den Huſſitenkriegen ſein Vaterland gegen die geſammte Macht Deutſchlands vertheidigt hatte, ſiegreich beſtehen mögen. Aber er hatte es nicht verſtanden, ſich das volle Vertrauen des Volkes zu erwerben. Sein Leben war ſorglos und in äußeren Dingen verloren, ohne die innere Würde und Beſonnenheit, welche einer verhängnißvollen Zeit gebührt, und er hatte die Böhmen ſelbſt ſeinen deutſchen Rathgebern und Anführern nachgeſetzt. Der Böhmiſche Adel, welcher die ganze Veränderung eigentlich hervorgebracht und geleitet hatte, benutzte ſein Uebergewicht zu ſeinem Vortheil, beeinträchtigte die Bürger in ihren Gewerben und wälzte auf ſie und den Landmann die Laſten der Abgaben. Es wurde laut über die Steuern, ſo wie über den Druck des Kriegsvolkes geklagt, dazu verletzte die calviniſche Partei durch ihre kirchliche Herrſchſucht eben ſo ſehr die Lutheraner, als die Katholiken. Friedrich vermochte dieſe widerſtrebenden Elemente nicht zu zügeln, und dieſe ſeine Schwäche hat ihn ins Verderben geſtürzt.

Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag. 1620, 8. November. — Bei der Annäherung der Feinde zogen ſich die böhmiſchen Schaaren nach Prag und verſchanzten ſich auf dem weißen Berge bei der Stadt. Ehe die Verſchanzungen aber fertig waren, zogen die Oeſtreicher und Baiern heran, und die Schlacht fing an, indem Maximilians Ungeduld keine Stunde die Entſcheidung ungewiß laſſen wollte. Und in weniger als einer Stunde war das Schickſal Böhmens entſchieden. Friedrichs Heer, trotz der tapfern Gegenwehr einzelner Abtheilungen, geſchlagen, und alles Geſchütz nebſt 100 Fahnen von dem Feinde erobert. Friedrich ſelbſt, der bei dem Anfange der Schlacht ruhig an der Tafel ſaß, die er nicht verlaſſen wollte, ſah das Ende derſelben nur aus der Ferne, von den Wällen der Stadt, mit an und verlor mit ihr ſogleich alle Entſchloſſenheit. Gegen den Rath kühnerer Freunde entfloh

er in der folgenden Nacht mit dem Grafen von Thurn und einigen andern aus Prag, welches ſich noch hätte vertheidigen können, nach Schleſien; konnte ſich auch hier nicht zu bleiben entſchließen, um ſeine Freunde zu ſammeln, ſondern floh weiter, nach Holland, und lebte dort, ohne Länder und ohne innern Muth, auf Koſten ſeines Schwiegervaters, des engliſchen Königs. Der Kaiſer aber erließ gegen ihn die Achtserklärung, wodurch ihm alle ſeine Länder abgeſprochen wurden.

Prag ergab ſich ſogleich; ganz Böhmen außer Pilſen, welches Ernſt von Mansfeld kühn beſetzt hielt, folgte dem Beiſpiel; die pfälziſchen Länder wurden durch die Spanier unter Spinola beſetzt, und die Union löſte ſich, aus Furcht vor ihrer Nähe, 1622 ganz auf. Sie hat ein gleich unrühmliches Ende genommen, als der Schmalkaldiſche Bund, und beide ſind, gleichfalls durch übereinſtimmendes Schickſal, von den Niederlanden aus zerſtört worden; denn erſt durch die niederländiſchen Truppen unter dem Grafen von Büren wurde auch ehemals Karl V. der Sieger *).

Schmerzhaft für Böhmen war die Strafe, welche der Kaiſer an dem Lande übte. Drei Monate lang geſchah nichts; dann, plötzlich, da viele der Geflohenen zurückgekehrt waren, wurden an einem Tage und in einer Stunde 48 der Anführer der proteſtantiſchen Partei gefangen genommen, und nach vorgenommener Unterſuchung 27 von ihnen zum Tode verurtheilt, drei vom Herrenſtande, ſieben vom Ritterſtande, die übrigen aus den Bürgern. Das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen, ſo wie auch dasjenige der Abweſenden und als Verbrecher Erklärten; unter dieſen war der Graf von Thurn begriffen. — Darauf wurden nach und nach alle proteſtantiſchen Prediger aus dem Lande gewieſen, die böhmiſchen erſt, die deutſchen, den Churfürſten von Sachſen zu ſchonen, ſpäter; endlich, 1627, wurde allen Herren, Rittern und Bürgern angekündigt, daß kein Unterthan in Böhmen werde geduldet werden, der ſich nicht zur katholiſchen Kirche bekenne. Man ſchätzt die Zahl der Haushaltungen, die in dieſer Zeit Böhmen verlaſſen haben, auf 30,000; ſie wendeten ſich meiſtentheils nach Sachſen und Brandenburg.

Viel glücklicher kam Schleſien davon, welches durch Vermittlung des Churfürſten von Sachſen die Beſtätigung ſeiner religiöſen und bürgerlichen Freiheiten und eine allgemeine Amneſtie erhielt, und ſo den Proteſtantismus in ſeinen Gränzen rettete.

107. Kriegsunternehmungen in Deutſchland. 1621—1624.

Aller menſchlichen Berechnung nach war jetzt der Streit entſchieden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöſt, das Haus

*) Ein Wink für das nördliche Deutſchland, wo ſeine ſchwache Seite zu ſuchen iſt.

Pfalz geſtürzt und der Churfürſt einem Flüchtlinge gleich. Woher ſollte noch Widerſtand kommen? — Und dennoch kam er, und zwar zunächſt aus der raſtloſen Thätigkeit eben jenes Ernſt von Mansfeld, welcher den angefangenen Streit ſo leichten Kaufs nicht gewonnen geben wollte, und ſein Zeitalter zu gut kannte, um nicht auf unerwarteten Wechſel des Glückes für den Kühnen und Standhaften zu rechnen. Er wußte, wie die Gemüther der Völker geſpannt waren und nur auf die Anführer warteten, um den hartnäckigen Kampf für ihre Meinungen zu erheben. Wer ihr Vertrauen gewann, konnte das Außerordentl che wagen. Unerwartet ſammelte er, nachdem er endlich Pilſen verlaſſen hatte, neue Schaaren und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz gegen den Kaiſer noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatte er an 20,000 Mann zuſammen und zwang das liguiſtiſche Heer unter dem bairiſchen Feldherrn, Johannes Tſerklas (ſeit 1623 durch des Kaiſers Erhebung Graf) Tilly immer gegen ihn zu Felde zu liegen. Er führte ſeinen Gegner 1621 durch ſchnelle und kluge Märſche irre, und verheerte dabei die katholiſchen Stifter in Franken, Würzburg, Bamberg und Eichſtädt, dann Speier, Worms und Mainz am Rheine, und endlich das ſchöne blühende Elſaß.

Sein Beiſpiel reizte mehrere. Zuerſt trat der Markgraf Georg Friedrich von Baden=Durlach für die Sache des pfälziſchen Hauſes auf den Kampfplatz, ſammelte ein ſchönes Heer und vereinigte ſich mit Mansfeld. Er wollte nicht als deutſcher Reichsfürſt kriegen, damit ſein Land nicht büßen müſſe, ſondern als Ritter und Kämpfer für die Sache, die ihm die gerechte ſchien. Daher übergab er, ehe er in's Feld zog, die Regierung ſeines Landes ſeinem Sohne. Ihm, mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachſen; als ſie ſich aber trennten, ſchlug dieſer den Markgrafen bei Wimpfen am 8. Mai 1622.

Da fand Mansfeld einen neuen Helfer an dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig, des regierenden Herzogs Bruder, der in jugendlichem Feuer ſich gleichfalls zum Kämpfer für den vertriebenen Churfürſten aufwarf. Mit einem anſehnlichen Haufen ſtieß er nach manchen Abenteuern zu Mansfeld, und nun ſuchten beide zum zweitenmale das Elſaß heim; dann wandten ſie ſich bald hier, bald dorthin, fielen in Lothringen ein, machten ſogar Paris einen Augenblick zittern, indem ſie den Hugenotten zu Hülfe zu ziehen drohten, und trieben das kühne Kriegsſpiel zum Schrecken aller Länder umher. Zuletzt gingen ſie den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe.

Tilly hielt indeß die pfälziſchen Länder beſetzt, und in dieſer Zeit war es, als er ſich der vortrefflichen Heidelberger Bücher=Sammlung bemächtigte, aus welcher der Herzog von Baiern dem Papſte Gregor XV. die koſtbarſten Handſchriften ſchenkte. Sie wurden

nach Rom gebracht und mit der großen vatikaniſchen Bibliothek vereinigt *).

Jetzt ſchien wiederum ein Augenblick gekommen zu ſeyn, da die Ruhe in Deutſchland hergeſtellt werden konnte, wenn die Sieger Mäßigung übten. Allein Ferdinand gedachte in ſeinen Umwandlungen nicht inne zu halten. Er hielt ſich, wie er ſich in einem eigenhändigen Schreiben nach Spanien ausdrückt, „zur Ausrottung der aufrühreriſchen Factionen, welche durch die kalviniſche Ketzerei am meiſten genährt würden", von der Vorſehung berufen, und ſah in den bisherigen glücklichen Begebenheiten einen Fingerzeig Gottes, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Ein großer Schritt zu ſeinem Ziele war es, wenn ſein Freund der Herzog von Baiern, zur Belohnung treuer Dienſte, mit der pfälziſchen Churwürde belehnt wurde; ſo hatten beide ſchon ins Geheim verabredet. In dem erwähnten Schreiben nach Spanien ſagt Ferdinand: „Wenn wir eine Stimme mehr im churfürſtlichen Collegio haben, ſo werden wir für immer ſicher ſeyn, daß das Reich in den Händen der Katholiſchen und bei dem Hauſe Oeſtreich bleiben werde."

Aber der Schritt war bedenklich, weil er alle Proteſtanten zu dem heftigſten Widerſtande zu reizen, und beſonders das bis jetzt treue churſächſiſche Haus zum Feinde zu machen drohte. Dennoch ſetzte Ferdinand ſeinen Willen durch; auf dem Churfürſtentage zu Regensburg **1623** ſchritt er raſch zur Belehnung Maximilians, und nach manchen Unterhandlungen wurde auch Sachſen durch die Einräumung der Lauſitz zur Einwilligung bewogen.

In demſelben Jahre wurde der Herzog Chriſtian von Braunſchweig durch Tilly bei Stadtloo (im Münſterſchen) geſchlagen, da er ſich eben wieder im Felde zeigte; und ſo ſchien das Glück des Kaiſers Zuverſicht nur mit Erfolgen zu krönen. Aber noch viele Glieder ſollten ſich in der Kette dieſes wechſelvollen Krieges an einander reihen.

108. Krieg mit Dänemark. 1624—1629.

Die Proteſtanten glaubten jetzt nicht unthätig ihr Schickſal erwarten zu dürfen, ſo lange noch einige Kraft und Beſonnenheit in ihnen ſey. Zuerſt regten ſich die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes, an deſſen Gränzen der furchtbare Tilly mit ſeinem Heere ſtand. Da ihre Vorſtellungen um ſeine Zurückberufung nicht fruchteten, fingen ſie an zu rüſten und erwählten den König Chriſtian IV. von Dänemark, als Herzog von Holſtein, zum Kriegsoberſten des Kreiſes. Er verſprach eine anſehnliche Hülfe, und auch England hatte eine ſolche zugeſagt. Chriſtian von Braun-

---

*) Im J. 1815, auf Verwenden des Kaiſers von Oeſtreich und des Königs von Preußen, ſind ſie zurückgegeben und wieder nach Heidelberg gebracht.

ſchweig und Mansfeld erſchienen wieder und warben Krieger mit engliſchem Gelde.

Bisher war der Krieg in Deutſchland von katholiſcher Seite faſt einzig mit dem Heere der Ligue geführt; bei den größeren Anſtalten der Gegner forderte dieſe auch vom Kaiſer eine nachdrücklichere Unterſtützung. Der Kaiſer wünſchte ſelbſt ein eignes anſehnliches Heer ins Feld zu ſtellen, damit nicht Alles durch das Haus Baiern allein geſchehe; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln zur Rüſtung. Da erbot ſich ein Mann, welcher als Einzelner, in Mansfelds Sinne, den Krieg im Großen zu führen gedachte, dieſe Verlegenheit durch eigne Kräfte zu löſen.

Albrecht von Wallenſtein, eigentlich Waldſtein, war aus einem edlen, böhmiſchen Geſchlechte entſproſſen, und 1583 von lutheriſchen Eltern geboren; da dieſe jedoch früh ſtarben, wurde er von einem mütterlichen Oheim in ein adeliges Convictorium der Jeſuiten zu Olmütz gebracht und ſo der katholiſchen Kirche zugeführt. Später reiſte er mit einem reichen Edelmanne aus Mähren durch einen großen Theil Europa's, und lernte Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien kennen. Der gelehrte Begleiter der beiden Edelleute, der Mathematiker und Aſtrolog Peter Verdungus, ſpäter ein Freund Kepplers, regte Wallenſteins Neigung zur Aſtrologie an, und in Padua wurde er durch den Profeſſor Argoli in die Cabbala und andere geheime Wiſſenſchaften von den Sternen eingeweiht. — Ein geheimnißvoller Zug ſeiner Natur führte ihn zu dieſer gefährlichen Wiſſenſchaft, die damals das ganze Zeitalter, und ſelbſt große Männer, wie Keppler, beſchäftigte; ſeine Seele verlor ſich in ihren dunklen Irrgängen; aber ſo viel las er mit der größten Gewißheit in den Sternen, weil er es in ſeiner eignen Bruſt trug, daß er zu etwas Außerordentlichem beſtimmt ſey. Ein unbegränzter Ehrgeiz füllte ſeine Seele, und er fühlte in ſich die Kraft, ein ganzes Zeitalter mit ſich fortzureißen; darum hielt er das Größte nicht für unerreichbar.

Er ſchloß ſich an den Erzherzog Ferdinand an, in welchem er den feſten und entſchiedenen Charakter erkannte, und zog ihm 1617 mit 200 auf eigene Koſten geworbenen Reutern in einem Kriege gegen Venedig zu Hülfe. Zur Belohnung verſchaffte ihm Ferdinand die Stelle eines Oberſten der Landesmiliz in Mähren. Während der böhmiſchen Unruhen half er Wien gegen die Böhmen decken, focht gegen Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der auf die Krone Ungarns Anſpruch machte, nnd verſah die Stelle eines General-Quartiermeiſters im kaiſerlichen Heere unter Boucquoi, während dieſer mit Maximilian von Baiern die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag gewann. Nach dieſer Schlacht focht er wieder gegen Bethlen, gegen welchen die tapfern kaiſerlichen Feldherren Dampierre und Boucquoi gefallen waren, ſchlug ihn zurück und nöthigte ihn zum Frieden und zur Entſagung der ungariſchen

Krone. Für ſolche Verdienſte und zugleich zur Entſchädigung für die Verwüſtung ſeiner Güter in dieſem Kriege und die von ihm ſelbſt aufgewandten Kriegskoſten, indem er mehrere Regimenter ſelbſt ausgerüſtet und unterhalten hatte, bekam Wallenſtein 1622 die Herrſchaft Friedland in Böhmen, und mit ihr bald den Fürſten= und ſpäter den Herzogs=Namen. Außerdem aber kaufte er noch für eine ſehr große Summe Geldes an 60 Güter böhmiſcher Edelleute, welche vom Kaiſer nach dem Siege bei Prag confiscirt waren, und kam ſo in den Beſitz eines mehr als fürſtlichen eignen Grundvermögens. Das Herzogthum Friedland enthielt 9 Städte und 57 Schlöſſer und Dörfer. — Darnach, während Tilly an der Spitze des liguiſtiſchen Heeres im Reiche befehligte, hatte er ſtill ſinnend auf ſeinen Gütern geſeſſen, ungeduldig, daß ein Krieg ohne ihn geführt werde; jetzt, als der Kaiſer ein eigenes Heer aufſtellen wollte, erbot er ſich, ein ſolches, faſt ohne Koſten für den Kaiſer, zuſammenzubringen. Nur bedang er ſich den unumſchränkten Oberbefehl mit der Vollmacht aus, alle Anführerſtellen allein vergeben zu dürfen, und nicht etwa ein Heer von 20,000, ſondern von 50,000 Mann zu werben; ein ſolches, meinte er, werde ſich ſchon ſelbſt zu ernähren wiſſen.

Er erhielt die Vollmacht und in wenigen Monaten war ein anſehnliches Heer verſammelt; ſolche Gewalt hatte damals ſchon der Ruf ſeines Namens. — Wallenſtein war zum Kriegsfürſten geboren. Sein ſcharfes Auge unterſchied auf den erſten Blick den Tüchtigen von der Menge und wies einem jeden den rechten Platz an; ſein Lob, weil es ſelten kam, befeuerte zur höchſten Anſtrengung aller Kräfte, und ſein beſtändiger, wortkarger Ernſt erhielt ſtrengen Gehorſam. Schon ſein Anblick flößte Ehrfurcht ein: eine lange, ſtolze Geſtalt, das ſchwarze Haar kurz abgeſchnitten, die Stirn hoch und gebieteriſch, und in den feurigen, tiefen Augen ein finſterer, geheimnißvoller Blick.

Im Herbſte 1625 brach er mit dem neuen Heere durch Schwaben und Franken nach Niederſachſen auf. Tilly mochte ſich mit einem ſolchen Helfer nicht vereinigen, der über ihm ſtehen wollte, und beide führten den Krieg geſondert. Wallenſtein, nachdem er einen Haufen bewaffneter Bauern, die ſich ihm bei Göttingen entgegenſtellen wollten, aus einander getrieben, zog ſich in das Halberſtädtiſche und Magdeburgiſche, weil dieſe Gegenden noch nicht vom Kriege ausgeſogen waren.

Das Jahr 1626 fing mit ernſthafteren Waffenthaten an. Der Graf von Mansfeld rückte gegen Wallenſtein an die Elbe, wurde zwar an der Deſſauer Brücke zurückgeſchlagen, wandte ſich aber mit kühner Entſchloſſenheit plötzlich nach Schleſien, um ſich mit dem Fürſten Bethlen Gabor zu vereinigen und den Krieg mitten in die öſtreichiſchen Länder zu verſetzen. Wallenſtein war wider Willen gezwungen, ihm mit ſeinem Heere zu folgen. Nach

beſchwerlichen Zügen kam Mansfeld in Ungarn bei Bethlen an, fand aber keine gute Aufnahme, weil er nicht, wie jener erwartet hatte, große Geldſummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenſtein, vom Rückwege abgeſchnitten, ohne Mittel, ſich in dem fernen Lande zu behaupten, verkaufte er Geſchütz und Heergeräth, entließ ſeine Krieger, und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig zu. Von da wollte er nach England ſchiffen, um dort von neuem Geld zu holen. Aber in dem Dorfe Urakowitz bei Zara überwältigte die übermenſchliche Anſtrengung ſeinen ſtarken Körper. Er wurde krank. Als er die Annäherung des Todes fühlte, zog er ſeinen Kriegsrock an, gürtete ſeinen Degen um, und erwartete ſtehend, auf zwei Kriegsgenoſſen geſtützt, ſein Ende. Er ſtarb den 20. November 1626, im 46. Jahre ſeines Alters. In Spalatro liegt er begraben.

In dieſem ſelben Jahre ſtarb auch ſein Freund, der Herzog Chriſtian von Braunſchweig, erſt 29 Jahre alt; und ſo hatten die Proteſtanten ihre beſten Anführer verloren. Der König Chriſtian von Dänemark konnte ſie nicht erſetzen; ihm fehlte der kriegeriſche, entſchloſſene Sinn, und dazu war keine Einigkeit unter den Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes, von denen ſogar der Herzog Georg von Celle, General der niederſächſiſchen Kreisarmee, in des Kaiſers Dienſte überging. Obwohl Niederſachſen durch Wallenſteins Abzug ſehr erleichtet war, konnte es der König Chriſtian doch nicht gegen Tilly vertheidigen, ſondern wurde von ihm am 27. Aug. bei Lutter am Barenberge im Hannöverſchen gänzlich aufs Haupt geſchlagen und verlor ſein ganzes Geſchütz und 60 Fahnen.

Im Jahr 1627 drang Wallenſtein wieder durch Schleſien, welches er ganz von Feinden befreite, nach Norddeutſchland vor, durchzog Brandenburg und Meklenburg, und fiel mit Tilly in Holſtein ein, um den däniſchen König ganz aus Deutſchland zu vertreiben. Das Land war bald, bis auf einige feſte Plätze, erobert, dann auch Schleswig und Jütland überſchwemmt und auf furchtbare Weiſe verwüſtet; der König mußte auf ſeine Inſeln fliehen. Aus Wallenſteins Briefen geht ſogar hervor, daß er mit dem Plane umging, den Kaiſer Ferdinand zum König von Dänemark wählen zu laſſen, da ihm berichtet war, daß die Stände mit ihrem Könige unzufrieden ſeyen. — In eben dieſem Jahre kaufte Wallenſtein zu ſeinen großen Beſitzungen auch noch vom Kaiſer das Herzogthum Sagan und die Herrſchaft Priebus in Schleſien um 150,000 Gulden hinzu.

Wallenſtein, Herzog von Meklenburg, 1628. — Wallenſteins Heer war unterdeß bis auf 100,000 Mann angewachſen, und der unbegreifliche Mann betrieb die Werbungen um ſo eifriger, jemehr die Feinde verſchwanden. Man wußte nicht, ob er ſich ſelbſt oder ſeinem Herrn den Weg zur unumſchränkten Herr-

ſchaft bahnen wollte. Selbſt die katholiſchen Fürſten ſahen miß= trauiſch auf ihn, denn es war offenbar, wie er nur darnach ſtrebte, auch die Ligue ohnmächtig zu machen; und Tilly mußte den über= mächtigen Mann ſchon deshalb verwünſchen, weil er alle Früchte des Sieges allein an ſich riß. — Die Fürſten von Meklenburg, Pommern und Brandenburg wendeten ſich an Ferdinand, damit er die drückende Kriegslaſt von ihren Ländern abnehme *); aber der Wille des Feldherrn ſchien mächtiger, als der des Kaiſers, ganz Norddeutſchland gehorchte ſeinem Winke und zitterte vor ſeinem Zorne. Er ſelbſt lebte mit mehr als kaiſerlicher Pracht und ſeine Befehlshaber ahmten ihm, in ſtufenweiſer Abnahme, nach, wäh= rend viele Menſchen umher in unbeſchreiblichem Elende ſchmachteten und im wörtlichen Verſtande den Hungertod ſtarben. — Da= zu machte der Feldherr dem Kaiſer eine große Rechnung über die Summen, welche er aus ſeinem Vermögen für den Krieg aufge= wendet; er berechnete mehr als 3 Millionen Gulden; dieſe konnte Ferdinand nicht aufbringen und entſchloß ſich lieber, die Herzöge von Meklenburg, Adolph Friedrich und Johann Albrecht, ihrer Länder zu berauben und ſeinem Feldherrn das Herzogthum Meklenburg zu geben. So war Wallenſtein nun ein Fürſt des Reiches, und übte ſo= gleich, bei ſeiner Anweſenheit auf dem Schloſſe Brandeis in Böhmen, das neuerworbene Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Vergebens flehten die Meklenburger für ihre alten Her= zöge, welche faſt ein Jahrtauſend ihr Land beherrſcht und nicht mehr verbrochen hätten, als die übrigen Stände des niederſächſiſchen Kreiſes. Ferdinand vergaß auch dieſesmal die Mäßigung im Siege und verletzte ungeſcheut die Verfaſſung des Reiches, indem die meklenburgiſchen Fürſten ohne Anklage vor dem Churfürſten=Kol= legium, ohne Vertheidigung und Rechtsſpruch, aus ihrem Stamm= lande vertrieben wurden. Es ſchien ihm zu wünſchenswerth, an den Küſten der Oſtſee einen katholiſchen Reichsfürſten zu haben, welcher Norddeutſchland im Zaum halten und gegen die proteſtan= tiſchen Könige von Dänemark und Schweden gleichſam als Wäch= ter daſtehen konnte. Von dieſem Punkte aus hoffte er wohl, den katholiſchen Glauben wieder im Norden herrſchend zu machen. Auch ſcheint der Gedanke in ihm entſtanden zu ſeyn, den Handel der nördlichen Meere von dieſer Küſte aus zu beherrſchen, denn Wallenſtein nahm ſogar den Namen eines Admirals der Nord= und Oſtſee an und hatte keinen lebhafteren Gedanken, wie ſeine Briefe an den in ſeiner Abweſenheit das Heer im Norden befehli= genden Oberſten von Arnim beweiſen, als nur wo möglich alle

*) Man hat berechnet, daß allein die Churmark im J. 1627 von dem kai= ſerlichen Heere um 20 Millionen Gulden gebrandſchatzt worden ſey.

däniſchen und ſchwediſchen Schiffe zu verbrennen, die in ſeinen Bereich kämen, und ſelbſt eine Flotte zu errichten.

Von Meklenburg aus richtete Wallenſtein nun ſeine Augen auf das benachbarte Pommern. Der alte Herzog Bogislaw war kinderlos, und nach ſeinem Tode konnte das Land füglich mit Meklenburg vereinigt werden. Vor Allem wichtig war für Wallenſtein der Beſitz der Stadt Stralſund, welche zwar unter der Landeshoheit der Herzöge von Pommern ſtand, aber als Glied des Hanſebundes viele Privilegien und eine ſelbſtſtändige Regierung im Innern beſaß. Die Stadt hatte, wie das ganze Land, große Summen zur Unterhaltung des kaiſerlichen Heeres gegeben; jetzt ſollte ſie auch eine Beſatzung einnehmen. Sie weigerte ſich; da ließ ſie Wallenſtein im Frühjahr 1628 durch Arnim belagern. Aber die Tapferkeit der Bürger vertheidigte ihre Mauern trefflich und die Könige von Dänemark und Schweden ſchickten einige Mannſchaft und Ueberfluß an Kriegsvorräthen von der Seeſeite. Ihre Hartnäckigkeit erzürnte den ſtolzen Feldherrn; „und wenn Stralſund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre“, rief er aus, „ſo müßte es herunter!“ — Und nun rückte er im Juni ſelbſt vor die Stadt und ließ wiederholt ſtürmen; aber da erfuhr er, was der Heldenmuth deutſcher Bürger, unter beſonnener Leitung, vermochte. Nachdem er einige Wochen im Lager geharret und wohl 12,000 Krieger in den blutigen Stürmen verloren hatte mußte er abziehen.

Der König von Dänemark hatte indeß um Frieden angehalten, und wider Erwarten rieth Wallenſtein ſelbſt dem Kaiſer zu, ihn zu ſchließen. Da er ſelbſt Reichsfürſt geworden, mochte er die Vernichtung der deutſchen Fürſtenmacht nicht mehr für dienlich halten. Der König erhielt durch ihn einen ſehr günſtigen Frieden zu Lübeck, den 12. Mai 1629; er bekam alle Länder wieder, ohne Kriegskoſten zu bezahlen; aber rühmlich war der Friede nicht, denn der König opferte in den Herzögen von Meklenburg zwei treue Bundesgenoſſen für ſeine eigene Rettung auf. Er verſprach, ſich in die deutſchen Angelegenheiten nicht anders denn als Reichsſtand einzumiſchen und gab dadurch ſtillſchweigend das Recht auf, die Herzöge zu unterſtützen. Wallenſtein erhielt nun einen förmlichen Lehnbrief über Meklenburg vom Kaiſer.

109. Das Reſtitutionsedict 1629.

Wie mochten die Gemüther der ſo hart geängſteten friedlichen Bürger in Deutſchland bei der Friedensnachricht freudig aufleben? Der arge Streit konnte ja nun nicht länger dauern, da kein Feind mehr dem Kaiſer entgegenſtand, da Baiern ruhig im Beſitze der Churwürde und des Theiles der pfälziſchen Länder war, welcher ihm als Koſtenerſatz zugeſprochen war, und da die Proteſtanten ſo ohne Hoffnung zu ſeyn ſchienen, daß von ihnen gewiß keine neue

Feindſeligkeit ausgehen konnte. Der Krieg hatte ſchon zwölf Jahre gedauert und jedes Jahr hatte er Gräuel genug gebracht. — Und wohl hätte jetzt das Ende gefunden werden mögen, wenn die ſiegende Partei die rechte Gränze und das Maaß ihres Laufes erkannt hätte; wenn der Kaiſer nun, nachdem ſeine Länder von der neuen Lehre geſäubert und in ſeiner vollen Gewalt waren, für die ſelbſtſtändigen Glieder des deutſchen Reiches den Religionsfrieden in ſeiner ganzen Kraft beſtätigt, ſein Heer abgedankt und das entkräftete, unglückliche Land von dieſer Bürde befreit hätte. Aber dem menſchlichen Gemüthe iſt nichts ſchwerer, als ſich ſelbſt im Lauf des Glücks zu bezähmen. Der Augenblick ſchien der katholiſchen Partei zu günſtig, um nicht einen großen Gewinn daraus zu ziehen; — ſie verlangte von den Proteſtanten alle die geiſtlichen Güter zurück, welche ſeit dem Paſſauer Religionsfrieden vom Jahre 1552 von ihnen in Beſitz genommen waren; nicht weniger nämlich, als zwei Erzbisthümer, Bremen und Magdeburg, 12 Bisthümer, und eine außerordentliche Menge von geringeren Stiftern und Klöſtern. — Es war nie früher an eine Zurückforderung des ſo lange Beſeſſenen gedacht worden; jetzt wurde ſie, auf das Dringen der Katholiſchen, durch ein kaiſerliches Edict feierlich befohlen, und dieſes iſt das berühmte Reſtitutions-Edict vom 6. März 1629. „Es erſchien", wie der deutſche Geſchichtſchreiber Schmidt ſagt, „für die Proteſtanten ein Donnerſtreich, und für kurzſichtige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem Frohlocken." Solches Frohlocken ſollte noch unnennbaren Jammer über Deutſchland bringen.

Nun wurde nicht an die Abdankung der beiden großen Heere gedacht, welche auf dem deutſchen Boden laſteten; ſie wurden zu der Ausführung des Reſtitutionsedicts beſtimmt, und befehligt, den kaiſerlichen Abgeordneten, die zu dieſem Zwecke im Reiche umhergeſchickt wurden, allenthalben hülfreiche Hand zu bieten. Man ſchritt auch bald zur Vollſtreckung und fing im ſüdlichen Deutſchland an. Unter andern mußte die Stadt Augsburg (der Ort alſo, wo der Religionsfriede geſchloſſen war), die geiſtliche Gerichtsbarkeit ihres Biſchofes erkennen und auf den proteſtantiſchen Gottesdienſt Verzicht leiſten. Der Herzog von Würtemberg mußte ſeine Klöſter herausgeben. — Dazu faßte der Bund der Ligue auf einer Zuſammenkunft zu Heidelberg den Entſchluß, „keins von den Ländern, die durch ihre Waffen erobert wären, ſie ſeyen weltlich oder geiſtlich, herauszugeben, es ſey denn, daß der Bund zuvor des Erſatzes ſeiner Kriegskoſten gewiß ſey." Auf ſolche Weiſe ſchien den Proteſtanten von Seiten der Ligue noch größere Gefahr zu drohen, als von der des Kaiſers.

110. Wallenſteins Abdankung.

Die nächſten und lauteſten Klagen jedoch, die von beiden Seiten erhoben wurden und endlich mit unausweichbarer Gewalt

auch des Kaiſers Ohr trafen, waren über die unerträgliche Tyrannei des Wallenſteiniſchen Heeres. Es verſchonte weder befreundete, noch feindliche, weder katholiſche, noch proteſtantiſche Gegenden. Des Kaiſers eigener Bruder Leopold machte dieſem in einem Briefe die ſchauderhafteſte Schilderung von dem Gelderpreſſen der Befehlshaber und dem Brennen, Morden und allen Schandthaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Solche Zeugniſſe überwogen die Vertheidigung, welche Wallenſteins Freunde bisher mit Glück geführt hatten; und auf dem Churfürſtentage zu Regensburg endlich, im Sommer 1630, ſtrömte eine noch größere Fluth von Klagen auf den Kaiſer ein. Die kaiſerlichen Krieger, ſo klagten die Pommerſchen Geſandten, ſeyen als Freunde in Pommern aufgenommen, und dennoch hätten ſie allein im Fürſtenthum Stettin 10 Millionen an Brandſchatzungen beigetrieben. Sieben Pommerſche Städte ſeyen durch ihren Muthwillen in Aſche gelegt und ganze Landſtriche verödet. Jeder kaiſerliche Rittmeiſter lebe fürſtlicher als der Herzog Bogislaw. Dabei würden die Wirthe der Krieger täglich gemißhandelt, Menſchen gemordet, und ihre Körper den Hunden vorgeworfen, und es ſey faſt kein Gräuel mehr zu denken, den ſie nicht übten. Viele der verarmten Bürger entleibten ſich ſelbſt, um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungertodes zu entfliehen.

Solche Schilderungen zeigen die Kriegsweiſe dieſer geworbenen Schaaren und führen uns das unſägliche Elend jener Zeiten vor Augen. Sie waren wohl nicht übertrieben. Ernſt von Mansfeld, der Erfinder dieſer Kriegsführung, legt ſelbſt Zeugniß davon ab in einer Vertheidigung gegen ähnliche Beſchuldigungen über die Ausſchweifungen ſeines Heeres. „Wenn den Kriegern ihr Sold nicht wird", ſagt er, „ſo ſind ſie in keiner Kriegsdisciplin zu halten. Sie können ja wie auch ihre Pferde nicht von der Luft leben, und was ſie antragen, ſeyen es Waffen oder Kleidung, zerreißt und zerbricht. Da nehmen ſie es denn, wo ſie es finden, und zwar nicht nach dem Maaße deſſen, was man ihnen ſchuldig iſt; denn ſie zählen's nicht, ſo wiegen ſie es auch nicht. Und wenn man ihnen alſo einmal das Thor öffnet, ſo rennen ſie auf dem Plane ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen Alles, ſie zwingen Alles, ſchlagen und zerſchlagen Alles, was ihnen Widerſtand leiſten will. In Summa, da iſt keine Unordnung noch Unweſen zu erdenken, das ſie nicht anſtiften; denn durch die unterſchiedlichen Nationen, die zuſammen ſind, kommen ſie in allen Bubenſtücken aufs Höchſte. Der Deutſche, der Niederländer, der Franzos, der Italiener, der Ungar, gibt ein jeder etwas von dem Seinigen dazu, daß keine Verſchlagenheit, noch arge Liſt erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe. — Das Alles wiſſen wir, haben deſſen auch mit unſerm großen Herzenleid viel Exempel ſehen müſſen. Wie aber

dann zu thun? Es iſt damit nicht ausgerichtet, daß man's wiſſe und beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun und kein ander Mittel als gute Kriegsdisciplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, **nicht kann gehandhabt werden.**"

Den einſtimmigen Klagen konnte Ferdinand nicht widerſtehen; und als die Fürſten darauf drangen, daß Wallenſtein, den ihr geſammter gränzenloſer Haß traf, vom Oberbefehl entfernt werde, und beſonders Maximilian von Baiern ſehr entſchloſſen redete, willigte der Kaiſer nach einigem Zaudern ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob der ſtolze, mächtige Mann auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er ſogleich. Seine aſtrologiſchen Berechnungen ſchienen ihn zu beſänftigen. „Er meſſe dem Kaiſer keine Schuld bei", ſagte er ruhig zu den kaiſerlichen Abgeordneten, Grafen Werdenberg und Freiherrn von Queſtenberg, „denn die Sterne zeigten, daß des Chrufürſten von Baiern Spiritus den des Kaiſers beherrſche. Uebrigens werfe dieſer mit dem Abdanken ſeiner Truppen den edelſten Stein aus ſeiner Krone weg." — Er zog ſich in ſein Herzogthum Friedland zurück, zu deſſen Hauptſtadt er **Gitſchin** erhoben hatte, die er ſehr vergrößerte und verſchönerte. Dieſe Abdankung Wallenſteins geſchah im Sept. 1630.

Die kaiſerlichen Kriegsſchaaren, die nicht entlaſſen wurden, vereinigten ſich mit denen der Ligue, und das geſammte Heer kam unter den Oberbefehl **Tilly's**.

111. Guſtav Adolph in Deutſchland. 1630—32.

Die Kraft der proteſtantiſchen Fürſten war gelähmt und das Reſtitutionsedict wurde an vielen Orten bereits in Vollzug geſetzt. Wer Ferdinands Gemüthsart kannte, konnte wohl vorherſehen, was er der neuen Kirche bereite, und daß wohl überhaupt die Frage die ſey, ob in Zukunft eine proteſtantiſche Kirche in Deutſchland ſeyn werde? In dieſer Gefahr kam derſelben die Hülfe von einem Volke, welches bis dahin faſt unbekannt in ſeinen nördlichen Wohnſitzen gelebt hatte; es waren die **Schweden**, ein Volk, tapfer und gottesfürchtig, vom gothiſch-deutſchen Stamme, eines der edelſten, welche ſich germaniſchen Urſprungs rühmen. Bisher hatte es in ſeinem, mit mancherlei Schönheit geſchmückten, aber rauhen Lande, an Seen und Küſten, auf Hügeln und in Wäldern, auf alt-germaniſche Weiſe gelebt und ſeit den älteſten Zeiten, da es unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Normannen an den großen Seezügen Theil genommen, ſich nicht nach Außen gewendet. Aber in vielen inneren Kämpfen hatte es die Kräfte für die größere Rolle geübt. — Im Jahre **1611** folgte **Guſtav Adolph** ſeinem Vater **Karl IX.** auf dem Throne, und er war es, den das Schickſal beſtimmt hatte, ſein Volk auf den größern Schauplatz der Weltgeſchichte zu führen. In dem Gefühle ſolcher Beſtimmung hat

Guſtav Adolph den Kampf gegen die überlegene Macht Oeſtreichs unternommen.

Dieſer große König iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden, weil er in einem Zeitalter lebte, da der Geiſt heftiger Parteiung die einfache Anſicht der Begebenheiten und Menſchen nicht geſtattete. Ein Theil hat ihn nur als Eroberer betrachtet, welchen die Unruhe eines brennenden Ehrgeizes über das Meer getrieben, um fremde Länder zu bezwingen, und dem die Religion als Deckmantel der Kriegsluſt gedient habe; — Andere haben in ihm nur den begeiſterten Kämpfer für ſeinen Glauben geſehen, und alle die andern ehrgeizigen Regungen in ſeiner Seele geleugnet, welche die Gegner ihm zuſchreiben. In Beider Urtheile miſcht ſich das Wahre mit dem Falſchen. Weder trieb den König der Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne, welcher nur die Ehre der Perſon ſucht; — obwohl die Liebe des Ruhmes, der ein unſterbliches Leben im Munde der Völker verleiht, nicht geringen Raum in ſeiner Seele einnahm; — noch auch hat er die Waffen allein für die Rettung ſeiner Glaubensgenoſſen in Deutſchland ergriffen; — wenn gleich Glaube und Frömmigkeit unauslöſchlich in ſeiner Bruſt lebten; — ſondern beide Triebfedern ſeines Gemüths wirkten vereint und ſtanden zuſammen unter einem andern Geſetze, welches ſie verband. Dieſes war das Gefühl ſeiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung: daß er berufen ſey, ſein edles Volk, obwohl klein an Zahl, doch keinem an Tapferkeit und jeglicher Tugend nachſtehend, aus der Dunkelheit hervor in ſeinen Rang unter die andern Völker Europa's einzuſetzen. Bis dahin gehörte Schweden eben ſo wenig in die Reihe der bedeutenden Staaten, als im Alterthume die Macedonier vor Philipp und Alexander, und in der neueren Zeit Rußland vor Peter dem Großen; und wie das Leben der zuletzt genannten Männer erſt recht verſtanden wird, wenn wir es aus dem eben gezeigten Geſichtspunkte erfaſſen, ſo auch das Leben Guſtav Adolphs von Schweden. Hat der König eine weniger große Schöpfung hinterlaſſen, als jene Herrſcher, mit welchen wir ihn vergleichen, ſo mögen wir bedenken, daß er im 38. Jahre ſeines Lebens, als er eben ſein Werk zu gründen anfing, durch den Tod fortgerafft wurde.

Sein großer Plan zeigte ſich ſogleich bei ſeinem erſten Auftreten. Schon vor dem Kriege in Deutſchland hatte er in einigen Feldzügen gegen die Ruſſen und Polen die Küſtenländer Ingermannland, Karelen, Livland und einen Theil Preußens gewonnen; denn wenn ſein Volk in Europa eine größere Bedeutung erlangen ſollte, ſo mußte es an den Ufern der Oſtſee, Schweden gegenüber, feſten Fuß gefaßt haben. Nun forderten ihn viel Veranlaſſungen zur Theilnahme an den deutſchen Angelegenheiten auf. Er war vom Kaiſer Ferdinand gereizt und beleidigt; ſeine Fürſprache für die Proteſtanten in Deutſchland und für ſeine Vettern, die Her-

zöge von Meklenburg, ſo wie ſeine Vermittelung bei dem däniſchen Frieden, waren ſchnöde zurückgewieſen worden; Wallenſtein hatte ſogar den Polen 10,000 Mann Kaiſerliche gegen ihn zur Hülfe geſchickt. Noch mehr als alles dieſes, welches leicht durch Worte vermittelt werden mochte, rief ihn aber die große Gefahr der proteſtantiſchen Kirche und die Furcht, daß ſich an den Geſtaden der Oſtſee durch Wallenſtein eine neue, gefährliche Macht, zu Gunſten des Hauſes Oeſtreich und der Katholiken bilden werde.

Schon die Gefahr der Stadt Stralſund hatte ihn, wie wir geſehen haben, zur Theilnahme an dem Kampfe aufgefordert. Die Stadt bat um ſeine Hülfe, er gewährte ſie, und ſchloß ſogar ein förmliches Bündniß mit ihr, wodurch ſie ſich in ſeinen Schutz begab. Ihre Rettung in der Wallenſteinſchen Belagerung verdankte ſie recht weſentlich mit ſeinem Beiſtande. Jetzt nun, da die Gefahr des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands dringender wurde, that er den größeren Schritt: er erklärte dem Kaiſer Ferdinand förmlich den Krieg und landete am 24. Juni 1630 mit 15,000 Schweden an der Küſte von Pommern. Als er an's Land geſtiegen war, knieete er vor ſeinem Heere nieder und betete; das Heer mit ihm; er war mit kleiner Schaar zu einem großen Werke ausgezogen.

Als die Nachricht von ſeiner Landung zum Kaiſer Ferdinand kam, achtete er des neuen Feindes, im Vertrauen auf ſein bisheriges Glück, ſo wenig, daß dieſe Nachricht nicht einmal Einfluß auf die Sache Wallenſteins hatte, deſſen Abſetzung gerade in dieſem Augenblicke auf dem Reichstage zu Regensburg betrieben wurde. Man ſpottete im Reiche des kleinen Königs aus Norden, und nannte ihn den Schneekönig, der vor der kaiſerlichen Sonne ſchon ſchmelzen würde. Allein ſeine 15,000 Mann waren eine Heldenſchaar, Krieger gleichſam aus einer andern Welt; es war ſtrenge Zucht und Frömmigkeit unter ihnen, und die ihnen gegenüberſtanden, kannten dagegen nur die Wildheit des Krieges, welche allen Lüſten und Begierden den Zügel läßt. Sie waren aus allen Völkern und Glaubensgenoſſen gemiſcht, und es verband ſie kein höherer Gedanke, ſondern nur die Waffenluſt und die Begierde der Beute. Jene aber hatten das Vertrauen, daß Gott mit ihnen ſey; zweimal des Tages war bei ihnen andächtiges Gebet und jede Schaar hatte ihren Geiſtlichen. Dazu hatte der große Sinn des Königs eine neue Kriegskunſt geſchaffen; und er iſt auch darin den berühmten Männern des Alterthums gleich, daß er ſeine Gegner durch die Neuheit und Kühnheit ſeiner Stellungen, ſeiner Ordnung, ſeiner Angriffe, überraſchte, und ſie, die an dem Hergebrachten hielten, in Verwirrung brachte. Bis dahin hatte man immer in der Schlachtordnung wohl zehn Reihen hinter einander geſtellt, Guſtav ordnete bei dem Fußvolk nur ſechs, und bei der Reuterei vier hintereinander; dadurch gewann ſein kleines Heer an Ausdehnung zu

der Weite und war beweglicher in der Schlacht; und zugleich richteten die Kugeln des ſchweren Geſchützes nicht ſolche Verwüſtungen unter ihnen an, als in den dichten Haufen der Gegner. Auch waren die ſchwediſchen Krieger, beſonders das Fußvolk, nicht ſo ſchwer mit Harniſch und Schienen beladen, und ſchoſſen ſchneller mit ihren leichteren Musketen, welche nicht, wie bei den Kaiſerlichen, auf eine Gabel geſtützt zu werden brauchten.

Zu den erſten Unternehmungen bedurfte es noch keiner großen Anſtrengungen. Die Kaiſerlichen, die in den Gegenden der Oſtſee nicht ſtark waren, wurden ſchnell aus Rügen und den kleineren Inſeln an den Odermündungen vertrieben, und Guſtav rückte auf die Hauptſtadt des Herzogs von Pommern, Stettin, los. Dieſer, alt und furchtſam, wagte es nicht, ſich entſchieden dem fremden Könige anzuſchließen, und doch konnte er ihm auch nicht widerſtehen. Nach langem Zaudern, und indem Guſtav ſowohl mild und tröſtend, als ernſt zu ihm redete, übergab er ihm ſeine Stadt, welche für dieſen Krieg ein Hauptwaffenplatz werden ſollte.

Wie der Herzog von Pommern, waren die meiſten proteſtantiſchen Fürſten des Reiches ganz unentſchloſſen, wie ſie ſich gegen den neuen Bundesgenoſſen benehmen ſollten. Der König hatte ſie alle zu einem großen Bündniſſe aufgerufen; allein viele waren zaghaft und fürchteten die Rache des Kaiſers; andere fürchteten wohl die Herrſchaft eines Fremden, wenn er glücklich ſey; die Beſten mögen aus alter Ehrfurcht an den Namen des Kaiſers und Reiches feſtgehalten haben. Guſtav war unzufrieden mit dieſer Stimmung der Fürſten. „Es hat mit allen Evangeliſchen jetzt die Beſchaffenheit,“ ſagte er in einer Rede an die Erfurter, „wie mit einem Schiffe zur Zeit eines großen Sturmes. Da will es ſich nicht ſchicken, daß etliche fleißig arbeiten, die andern dem Sturme zuſehen und die Hände in den Schooß legen und ruhen wollen; ſondern jeder muß das Werk mit Freuden angreifen und an ſeinem Orte nach beſtem Vermögen befördern helfen.“ — Allein ſolcher Gemeingeiſt, und ſolch klares Bewußtſeyn ihres Zweckes, war nicht in den Proteſtanten. Sie waren nach Eigenſucht und Vorurtheil unter ſich getheilt. Churpfalz lag ganz darnieder. Sachſen ſchon ſeit langer Zeit ſich abſondernd, oft ſogar öſtreichiſch, ſo lange Pfalz an der Spitze geſtanden hatte, ſchwankte jetzt noch in ſeinem Wollen, weil es ſowohl Oeſtreich, als den fremden König fürchtete. Der Churfürſt von Brandenburg, Georg Wilhelm, ein ſchwacher Fürſt, wurde von ſeinem Miniſter Schwarzenberg geleitet, welcher gegen das ſchwediſche Bündniß war. Von den kleineren Fürſten, von denen viele entſchloſſener, aber in Oeſtreichs Gewalt waren, ſchloſſen ſich nur zwei, der Landgraf von Heſſen-Kaſſel und das Haus Sachſen-Weimar eng an den König an. Die übrigen, mit Sachſen und Brandenburg, hielten im April **1631** einen Konvent zu Leipzig und beſchloſſen ſich zu waffnen, um ihre Länder

gegen jeden Angriff, von welcher Seite er komme, gemeinſchaftlich zu vertheidigen. Der Kaiſer indeß, welcher ſah, daß die Waffen doch den großen Kampf würden entſcheiden müſſen, und nicht gedachte, einem Reichsſtande ſeinen eigenen Willen zu laſſen, gebot die Auflöſung des Leipziger Bundes und fing damit an, die Städte und Fürſten in Süddeutſchland, welche dazu gehörten, mit Gewalt zu entwaffnen.

Der König von Schweden, durch viele geworbene Leute verſtärkt, rückte raſch in Pommern vorwärts und vertrieb oder überwältigte die kaiſerlichen Beſatzungen. Sie verwüſteten das Land, ehe ſie abzogen, plünderten die Städte, zündeten mehrere an, mißhandelten und mordeten die Einwohner. Dieſer furchtbare Krieg begann wieder in all ſeiner Schrecklichkeit. Wie hülfreiche Engel erſchienen die frommen, genügſamen Schweden in ihrer Zucht und Ordnung, und der Glaube ging in dieſen Ländern vor dem Könige her, er ſey als Retter von Gott geſendet.

Er wollte ſeinen Weg nur Schritt vor Schritt mit Sicherheit gehen und keinen feſten Ort in ſeinem Rücken laſſen; daher forderte er von dem Churfürſten in Brandenburg die Feſtungen Küſtrin und Spandau, nachdem er Frankfurt an der Oder, worin 8000 Kaiſerliche lagen, am 3. April 1631 mit ſtürmender Hand erobert hatte. Der Churfürſt, obwohl mit Guſtav verſchwägert, der ſeine Schweſter Eleonore zur Gemahlin hatte, zagte, aber der König rückte gegen Berlin vor und hielt eine Unterredung mit ihm in der Haide zwiſchen Berlin und Köpenik. Noch immer zauderte der Churfürſt. Da rief der König im Zorne: „Mein Weg geht nach Magdeburg, um die Stadt zu entſetzen, (ſie wurde hart von Tilly belagert,) jedoch nicht mir, ſondern den Evangeliſchen zum Beſten. Will mir Niemand beiſtehen, ſo mache ich mich meinerſeits von Vorwürfen frei und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngſten Gericht werdet ihr angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier ſchon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren iſt, und ich zurückgehe, ſo ſehet zu, wie es euch ergehen wird!“ — Dieſes wirkte; der Churfürſt übergab Spandau am 5. Mai. Der Weg von dort nach Magdeburg war nur klein, die hart bedrängte Stadt flehte um ſchleunige Hülfe, der König fand es aber nicht möglich, auf dem geraden Wege, im Angeſicht des Feindes, über die Elbe zu gehen; er bat den Churfürſten von Sachſen um die Erlaubniß, durch ſein Land zu ziehen, denn Deſſau oder Wittenberg mußte der Platz des Ueberganges ſeyn; allein der Churfürſt ſchlug ſein Geſuch ab. Man unterhandelte und redete noch, — da war der ſchreckliche Tag der Eroberung ſchon gekommen und die unglückliche Stadt war verloren.

112. Magdeburgs Zerſtörung. 10. (20.) Mai 1631.

Die Stadt Magdeburg, die ſich von jeher durch ihren Eifer für die proteſtantiſche Lehre bemerklich gemacht hatte, war auch jetzt die erſte geweſen, welche ſich dem Retter ihrer Glaubensfreiheit in die Arme warf. Sie lud ihn dringend ein, an die Elbe zu kommen, verſprach, ihm die Thore zu öffnen, ſtellte ſogar Werbungen für ihn an, und Guſtav, welcher die Wichtigkeit eines ſolchen Waffenplatzes einſah, freute ſich ihrer Anerbietungen. Allein Tilly erkannte gleichfalls, wie viel auf ihren Beſitz ankomme, und eilte, ſie vor dem Könige zu gewinnen. Im März dieſes Jahres fing er ihre Belagerung an, und der tapfere Oberſt Pappenheim half ihm. In der Stadt waren nur ein Paar hundert Schweden, unter Melcher von Falkenberg, welchen Guſtav der Stadt zum Befehlshaber geſchickt hatte; allein die Einwohner, kühn und entſchloſſen, gingen einmüthig an ihre Vertheidigung. Sie hatten ſogar Verſchanzungswerke noch außerhalb der Stadt angelegt, und nannten ihrer eines zum Zeugniß ihres Muthes, Trutz-Tilly, und ein anderes Trutz-Pappenheim.

Aber die Noth in der Stadt wurde dennoch je länger je größer; denn der alte Feldherr wandte alle ſeine Kunſt an, ſie zu bezwingen. Ihre einzige Hoffnung war die Hülfe des Königs, den ſie ſchon nahe wußten; und als am 9. Mai, (nach dem alten Kalender, am 19. nach dem jetzigen,) der Donner des feindlichen Geſchützes ſchwieg, und die furchtbaren Stücke ſogar aus den Schanzen abgeführt wurden, glaubten ſie ſicher, ihr Retter ſey da. Allein es war das Zeichen ihres Untergangs, die Vorbereitung zum nahen Sturme, den der eiſerne Feldherr beſchloſſen hatte. In der Nacht auf den zehnten wurden die Leitern in aller Stille herbeigeſchafft, und auf den Morgen um 5 Uhr der Angriff beſtellt. Die Wächter auf den Mauern harrten bis gegen Morgen; als alles ſtill war, begaben ſie ſich in ihre Wohnungen, um einige Augenblicke zu ruhen.

Indeß ſchlug die ſchreckliche Stunde. Das Zeichen zum Sturm wird gegeben, von der Seite der Neuſtadt ſtürzen die Krieger unter Pappenheims Anführung zu den Mauern, und der Geſchützesdonner erſchallt wieder, indem an einigen Stellen die Mauer eingeſchoſſen wird. Schon iſt ſie hier und dort erſtiegen; Falkenberg eilt auf den gefährlichſten Platz, eine Kugel ſtreckt ihn todt zur Erde. Die erſchrockenen, ihres Anführes beraubten Bürger, betäubt von dem ſchrecklichen Mordgetöſe, verlaſſen bald die Mauern und eilen in ihre Häuſer. Viele faſſen den thörichten Gedanken ſich hier beſſer vertheidigen zu können, und ſchießen auf die eindringenden Krieger aus den Fenſtern, ſelbſt Weiber ſchleudern Steine von den Dächern auf ſie herab. Aber dieſes vermehrt nur die Wuth der Feinde; an Schonung und Barmherzigkeit iſt nicht mehr zu

denken; Männer, Weiber, Kinder, Greiſe, werden gemordet, Säuglinge werden geſpießt und in die Flammen geſchleudert; denn ſeit zehn Uhr Morgens wüthete auch ſchon das Feuer. — Kein Gräuel iſt zu denken, der nicht geübt, keine menſchliche Qual, die an dieſem ſchrecklichen Tage nicht erduldet wurde. Es wird erzählt, einige menſchlich fühlende Hauptleute ſeyen zu Tilly ins Lager hinausgeeilt und hätten ihn gefragt, ob das Plündern nicht ein Ende haben ſolle; er aber habe geantwortet: „Laſſet ihnen immer noch eine Stunde Zeit und dann kommt wieder. Der Krieger muß für ſeine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben.“ Allein dieſe Erzählung iſt nicht erwieſen; Tilly war ſtreng, aber nicht grauſam.

Abends zehn Uhr war die alte, große Stadt bis auf 139 Fiſcherhütten an der Elbe, dem Dom und dem Liebfrauenkloſter in Aſche verwandelt; mehr als 20,000 Menſchen hatten einen ſchnelleren oder langſameren Tod durch Schwert, Flammen und durch Schrecken gefunden; und als man nach zwei Tagen den Dom öffnete, fand man etwa noch tauſend Unglückliche, die faſt ſchon entſeelt vor Hunger und Durſt hervorgezogen und auf Tilly's Befehl mit Speiſe und Trank verſehen wurden. Sein Zorn war geſtillt, aber das Glück, welches ihm immer treu geweſen, wich von dieſem Tage an von ihm.

113. Guſtav Adolph und Tilly. Die Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld. (7. [17.] Sept. 1631.)

Nach der Eroberung Magdeburgs hätte Tilly den ſchwediſchen König gern zu einer Schlacht gebracht, denn er litt in der ausgezehrten Gegend bald Mangel an allem Nöthigen; allein Guſtav hielt ſich noch nicht für ſtark genug und blieb feſt in ſeinem verſchanzten Lager bei Werben in der Altmark. Auch lag es ihm am Herzen, die vertriebenen Herzöge von Meklenburg wieder in ihr Erbe einzuſetzen. Er gab ihnen Truppen, und mit dieſen eroberten ſie auch wirklich ihr Land wieder und zogen feierlich in die Reſidenz Güſtrow ein, in welcher Wallenſtein ſein Hoflager gehalten hatte. Der König erhöhte das Feſt durch ſeine Gegenwart und befahl, daß jede Mutter, die ein ſäugendes Kind hätte, demſelben aus den auf dem Marktplatze für das Volk geſpendeten Fäſſern Wein zu trinken geben ſollte, damit Kindeskinder dieſes Einzuges der wiedergekehrten angeſtammten Fürſten gedenken möchten. Tilly wandte indeß ſeine Augen auf das reiche ſächſiſche Land, welches noch unberührt von dem verheerenden Kriege ihm zur Seite lag. Freilich war es ungerecht und undankbar, den Churfürſten von Sachſen, welcher ſich ſo treu gegen das öſtreichiſche Haus gezeigt hatte, mit der Laſt des Krieges heimzuſuchen, allein Tilly wußte bald einen Grund aufzufinden; er berief ſich auf den kaiſerlichen Befehl, die Glieder des Leipziger Bundes zu entwaffnen, und weil

der Churfürſt noch immer gerüſtet war, ſo rückte er, ſtatt aller Kriegserklärung, in Sachſen ein, ließ die Städte Merſeburg, Zeiz, Naumburg und Weißenfels plündern und zog auf Leipzig. Solche Gewaltthätigkeit bewirkte, was alle Ueberredung nicht vermocht hatte; der Churfürſt warf ſich nun unbedingt in die Arme des ſchwediſchen Königs, ſchloß mit ihm ein feſtes Bündniß zu Schutz und Trutz und ſtieß mit ſeinem Heere bei Düben, den 3. September zu ihm.

An dieſem Tage beſchoß der kaiſerliche Feldherr die Stadt Leipzig, welche ihm den Einzug verwehrt hatte, und nahm ſie am folgenden ein; aber der König rückte näher mit dem vereinigten Heere und nun ſollte ein Tag zwiſchen dem alten, noch nie beſiegten, Feldherrn und dem königlichen Helden entſcheiden. Dieſer, erkennend, daß er durch eine große That erſt das Vertrauen zu ſeinem Geiſte und Glücke in Deutſchland erwecken müſſe, fühlte die Wichtigkeit dieſes Tages und zauderte; es ſchien ihn noch immer zu gewagt, das ganze Schickſal des Krieges auf eine einzige Schlacht ankommen zu laſſen; denn verlor er ſie, ſo war ſeines Bleibens dieſſeits des Meeres nicht mehr, und das Verderben der Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, ja, der ganzen proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland, ſchien gewiß zu ſeyn. Allein der Churfürſt von Sachſen, der ſeine Länder nicht länger von dem harten Feinde zertreten ſehen konnte, verlangte dringend die Schlacht, und der König, nachgebend, zog gegen Leipzig. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere am 7. September zum entſcheidenden Kampf zuſammen. Guſtav Adolph ſtellte die Sachſen getrennt auf ſeinen linken Flügel, weil die Unerfahrenheit der neugeworbenen Truppen ihn bedenklich machte. Um Mittag fing das Feuer des Geſchützes an und wüthete ſchrecklicher in den tiefen Reihen der Kaiſerlichen, als den dünneren der Schweden. Um dieſem verderblichen Vorſpiele ein Ende zu machen, warf ſich der kaiſerliche rechte Flügel auf die Sachſen mit ſolcher Gewalt, daß ſie bald in Verwirrung und Flucht geriethen und erſt weit vom Schlachtfelde ſich wieder einigermaßen um ihren Churfürſten ſammelten, der ſich nach Eilenburg zurückgezogen hatte und dort, wie es in Chemnitz's Berichte heißt, ziemlich melancholirte. Zu gleicher Zeit hatte ſich Pappenheim mit dem Kern der Reuterei auf den rechten Flügel der Schweden geworfen, um ihre Reihen im Sturme zu brechen. Er war der tapferſte Reuterführer ſeines Jahrhunderts. Allein er traf auf eine undurchdringliche Mauer; ſieben ſeiner heftigen Angriffe wurden von dem tapfern Banner zurückgeſchlagen. Da drang auch Tilly, von der Verfolgung der Sachſen ablaſſend, in die entblößte Flanke der Schweden ein; aber auch hier wendete der ſchnelle königliche Held zu rechter Zeit ſeine Nachhut gegen den Feind, deſſen Wuth ſich an der eiſernen Standhaftigkeit der Schweden brechen mußte. Tilly wußte ſich in dieſe Weiſe der Schlacht-

ordnung nicht zu finden, alles war verändert, neu, gegen ſeine Erwartung, die Zuverſicht ſeiner Berechnung verließ ihn, er fühlte zum erſtenmale, daß er einem höhern Geiſte gegenüber ſtand: und den Augenblick des Zögerns benutzend, that der König einen raſchen Angriff auf das feindliche Geſchütz, welches auf einem Hügel ſtand, nahm es weg und richtete es gegen Tilly's Reihen. Dieſer Augenblick entſchied. Flucht und Beſtürzung kam über die Kaiſerlichen; 7000 lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen in der größten Unordnung; Tilly ſelbſt war in Lebensgefahr, indem ein ſchwediſcher Rittmeiſter vom Regiment Rheingraf, (der lange Fritze genannt,) ihn verfolgte und mehrmals mit der umgekehrten Piſtole ihn auf den Kopf ſchlug, bis er ſelbſt von einem herbeiſprengenden Reiter erſchoſſen wurde. Mit mehreren Wunden entkam der zwei und ſiebenzigjährige Feldherr, finſter, in ſich gekehrt, an ſeinem Glücke irre geworden; — er rühmte ſich noch an dem Tage vor der Schlacht, noch nie ein Treffen verloren zu haben. Erſt in Halle traf er mit Pappenheim, welcher der letzte auf dem Schlachtfelde geweſen war und mit eigener Hand, wie Tilly in ſeinem Berichte ſagt, vierzehn Feinde erlegt hatte, zuſammen. Es war nur ein kleiner Haufen ſeines, vorhin ſo gefürchteten, Heeres übrig geblieben.

Für Guſtav Adolph war dieſer Sieg der große Wendepunkt, von welchem ſein Ruhm in dem proteſtantiſchen Deutſchland und die ihm gewordene, an Anbetung grenzende, Verehrung anfängt. Es war dieſe bewegte Zeit, wie alle außerordentlichen Augenblicke in der Geſchichte, eine Zeit der öffentlichen Meinung, da der Glaube, das Vertrauen, die Ehrfurcht, die Begeiſterung der Völker, für einen Mann oder für einen Gedanken, Alles entſchied. Wer ſich jener geiſtigen Kräfte zu bemächtigen wußte, war des Gelingens gewiß; jetzt wendeten ſie ſich dem neuen Sterne zu, welcher aus Norden aufgegangen war. Der Glaube und der Aberglaube waren ihm dienſtbar. Weiſſagungen, Erſcheinungen, bedeutſame Träume, wurden auf ihn gedeutet; wohin er kam, wurde er von den Proteſtanten als der Retter mit unbeſchreiblichem Jubel empfangen, und wohl nie, ſo lange die Welt ſteht, iſt das Bild eines Königs ſo verehrt, getragen, auf alle Weiſe vervielfältigt worden, als das ſeinige.

Guſtav Adolph erkannte mit großartigem Blicke die Kräfte, die für ihn ſtritten. So vorſichtig, beinahe ängſtlich, er früher vorgeſchritten war und keinen feſten Ort hinter ſich gelaſſen hatte, ſo kühn, raſch, faſt gegen die Kriegsregeln, drang er jetzt in Deutſchland ein; ſein Zug glich einem Triumphzuge. Durch Thüringen, über den thüringer Wald, ging derſelbe nach Franken, von da an den Rhein; und nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gerade auf Baiern los. Die wichtigſten Städte kamen nach kurzem Widerſtande oder freiwillig, in ſeine Hände: Halle, Erfurt, Würz-

burg, Frankfurt, Mainz, Nürnberg und andere. Tilly, obgleich wiederum ſo verſtärkt, daß er ein größeres Heer als der König hatte, wagte nicht, ſich ihm ernſthaft in den Weg zu ſtellen, er konnte ſeit der Leipziger Schlacht nie wieder das alte Vertrauen zu ſich ſelbſt gewinnen.

Der Churfürſt Maximilian von Baiern hatte ihn, zur Beſchützung ſeiner eigenen Erbländer, nach Baiern berufen. Er ſollte dem Könige den Uebergang über den Lech verwehren, und Maximilian begab ſich ſelbſt in das Tilly'ſche Lager bei Rain. Allein dem unwiderſtehlichen Könige mußte auch dieſes Hinderniß weichen. Nach einem heftigen Geſchützfeuer wichen die Liguiſtiſchen vom Fluſſe zurück, der König ging hinüber, verfolgte ſie ſcharf, und da geſchah es, als Tilly ſich beim Auskunden der Feinde zu weit vorwagte, daß ihn eine dreipfündige Stückkugel über dem rechten Knie traf und vom Pferde riß. Schwer verwundet wurde er nach Ingolſtadt getragen. Dorthin zog ſich auch der Churfürſt zurück, und Guſtav, nachdem er Augsburg beſetzt hatte, rückte ihnen nach. Er ließ ſogleich einige Stürme auf die Stadt wagen; die Beſatzung ſchlug ſie tapfer zurück, und der König ſelbſt kam in Gefahr, da eine Kugel ſein Pferd tödtete und ihn zu Boden warf. In der Stadt lag der ſterbende Tilly und munterte noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr auf. Er ſtarb 25 Tage nach ſeiner Verwundung am 30. April in ſeinem 73. Lebensjahre. Ein ſtrenger, eiſerner Mann, der es ſich ſelbſt zum Ruhme rechnete, niemals die Liebe gekannt zu haben, übrigens entſchloſſen, wahrhaft und unbeſtechlich, und ſo weit die Berechnung eines ſcharfen Verſtandes reicht, ein trefflicher Feldherr. Sein Körper entſprach dem Geiſte und erinnerte an den Herzog Alba, unter welchem er auch in den Niederlanden den Krieg gelernt hatte. Er war von mittlerer Größe und hager; die Augen waren groß, aber blickten finſter unter den grauen Wimpern und der ſtark gewölbten Stirn hervor, und das Geſicht mit ſcharfen eckigen Zügen und großer Naſe, drückte die Schärfe ſeines Gemüthes aus. Ein Zeitgenoſſe ſchilderte ihn, wie er ihn geſehen, auf einem kleinen Grauſchimmel reitend, im grünen atlaſſenen Kleide, nach ſpaniſchem Schnitt, und eine rothe Straußfeder auf dem hochaufgeſtutzten Hute, die ihm über den Rücken herabhing; und nach dieſer Beſchreibung iſt er vielfältig abgebildet. Er ſtammte aus einer adeligen Familie in Lüttich.

Der ſchwediſche König gab die Belagerung von Ingolſtadt auf und zog nach der Hauptſtadt München. Die Stadt zitterte vor ſeiner Ankunft. Das baieriſche Volk hatte, im Haß gegen die Schweden, einzelne von ihnen auf grauſame Weiſe gemordet, ihre Leichname noch verſtümmelt und des Königs Zorn auf's Heftigſte gereizt. Dennoch empfing er die Abgeordneten der Stadt gnädig, als ſie ihm die Schlüſſel überbrachten. „Ihr habt es gut gemacht," ſagte er, „und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht

hätte ich an euerer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden, und ſeyd eurer Güter und eurer Religion wegen unbeſorgt. Mein Wort gilt mehr als alle Kapitulationen von der Welt."

Das baieriſche Land war größtentheils in des Königs Händen und der Churfürſt hatte nach Regensburg fliehen müſſen.

114. Guſtav Adolph und Wallenſtein. Guſtavs Tod, 16. November 1632.

Die Sachſen waren indeß, dem Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarſchall von Arnim, welcher aus kaiſerlichen Dienſten in die ſächſiſchen übergetreten war, in Böhmen eingedrungen und hatten das ſchlecht vertheidigte Prag leicht erobert. Am 11. November 1631 hielt der Churfürſt ſelbſt ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bei Leipzig dem Kaiſer die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt, er ſah ſich in ſeinen eigenen Erblanden bedroht, und wie ein Donner aus blauem Himmel herab, ſo war die Gefahr plötzlich und wider Erwarten gekommen. In ſolcher Noth ſchien ihm und ſeinen Räthen nur ein Rettungsmittel übrig zu ſeyn, nämlich den zurückgeſetzten, beleidigten, in ſtolzer Zurückgezogenheit lebenden Wallenſtein wieder hervorzurufen. Kein Gegner konnte gegen den großen König in die Schranken treten, außer ihm, keiner dem Kaiſer wieder ein Heer ſchaffen.

Allein ihn zu gewinnen, ſchien eine ſchwere Aufgabe zu ſeyn. Kaiſer und Königen zum Trotz lebte er auf ſeinen Gütern in Böhmen mit mehr als königlicher Pracht. Die im Kriege erworbenen Millionen ſetzten ihn dazu in den Stand. Sein Palaſt in Prag war auf das Prachtvollſte eingerichtet, wie noch an den Ueberbleibſeln zu ſehen iſt. Während ſeine Feinde frohlockten, ihn in den Privatſtand zurückgedrängt zu haben, ließ er ſich in dem Feſtſaale ſeiner Burg von Künſtlern, die er aus Italien und Deutſchland kommen ließ, als Triumphator malen, auf einem Wagen von vier Sonnenpferden gezogen, und einen Stern über ſeinem mit Lorbeer bekränzten Haupte. Sechzig Edelknaben aus den vornehmſten Häuſern in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige ſeiner Kammerherren hatten ſchon in gleichem Range dem Kaiſer gedient. Dreihundert auserleſene Pferde ſtanden in ſeinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und ſeine Wohnung glich einem Hoflager, denn zu ſeiner Nähe drängten ſich die angeſehenſten Männer. Aeußerlich ſchien er ruhig, aber ſein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit innerer Freude hatte er den Fortſchritten des ſchwediſchen Königs zugeſehen, weil ſie ihn an dem Kaiſer und dem verhaßten Churfürſten von Baiern rächten, und Aller Augen wiederum auf ihn, als den einzigen Retter in der Noth, richteten; und wirklich trafen auch bald die kaiſerlichen Un=

terhändler ein, welche ihm wiederum die Oberfeldherrnwürde antrugen.

Wallenſtein empfing ſie kalt und gab erſt nach vielen Bitten das Verſprechen, dem Kaiſer ein Heer von 30,000 Mann in drei Monaten zu werben; es anzuführen verſprach er aber nicht. Und nun ſandte der Gewaltige ſeine Anhänger in alle Gegenden aus, ſeine Werbefahne aufzupflanzen. Tauſende ſtrömten ihr zu, denn ſie hatte immer zu Glück und Beute geführt; und es war in dieſer ſtürmiſchen Zeit leichter, im Kriege ſein Beſtehen zu finden, als in der Werkſtatt oder hinter dem Pfluge. Ein wallenſteiniſcher ſchwerer Reiter erhielt 9 Gulden monatlichen Sold, der leichte ſechs, der zu Fuß dienende vier, außer der täglichen Koſt an Fleiſch, Brod und Wein. — Schon im März des Jahres 1632 waren die 30,000 Mann zuſammen; aber auch nur der, der ſie geworben, vermochte ſie zu führen. Das fühlte der Kaiſer wohl, und ließ ſich zu der unglaublichen Demüthigung herab, ſich von Wallenſtein folgende Bedingungen vorſchreiben zu laſſen: „Der Herzog von Friedland, Generaliſſimus des Kaiſers, des ganzen Erzhauſes und der Krone von Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einſchränkung (in absolutissima forma); der Kaiſer oder der König Ferdinand, (Sohn des Kaiſers, den die Gegenpartei gern zum Oberfeldherrn gemacht hätte,) darf nie bei dem Heere ſelbſt erſcheinen; zur Gewißheit ſeiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein öſtreichiſches Erbland als Unterpfand, und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei zu ſchalten, und allein Begnadigungen zu ertheilen. Beim Frieden ſoll ihm Meklenburg oder eine andere Entſchädigung zugeſichert werden, und während des Krieges ſollen ihm im Nothfall alle kaiſerlichen Erbländer zum Rückzuge offen ſtehen.“

Mit ſolcher, faſt kaiſerlichen, Gewalt ausgerüſtet, trat Wallenſtein von Neuem auf den Schauplatz, vermehrte ſein Heer bis auf 40,000 Mann, eroberte Prag ſchon am 4. Mai dieſes Jahres 1632 wieder und trieb die Sachſen mit leichter Mühe aus Böhmen.

Das Lager bei Nürnberg. — Der unterdeß in ſeinem Lande hart bedrängte Churfürſt von Baiern wandte ſich mit den dringendſten Bitten um Hülfe an Wallenſtein; dieſer, der ſich an ſeiner Noth und Demüthigung zu weiden ſchien, zögerte lange; endlich, da der Churfürſt ſich unbedingt allen ſeinen Befehlen in Führung des Krieges zu unterwerfen verſprach, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigſten Waffenplätze des Königs, zu ziehen. Aber Guſtav, der die Abſicht merkte, kam ihm zuvor und erſchien unvermuthet am 19. Juni mit ſeinem Heere bei der Stadt, verſchanzte ſie mit Hülfe der für ihn begeiſterten Einwohner, deren Jünglinge ſein Heer vermehrten, und erwartete den Feind. Dieſer zog heran und

verſchanzte ſich gleichfalls auf den Höhen von Zirndorf und Altenberg, im Angeſichte des ſchwediſchen Lagers. Beide Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der feſten Stellung zu vertreiben; elf Wochen lagen ſie einander gegenüber, und keiner wollte weichen. Aber die Noth des ganzen umliegenden Landes war ſehr groß, es war Alles weit und breit ausgezehrt und verödet. In Wallenſteins Lager waren, außer dem großen Heere, an 15,000 Troßbuben und Bediente, und eben ſo viele Weiber, weil er ihnen erlaubte, ihren Männern nachzuziehen, und 30,000 Pferde, welche größtentheils zum Fortbringen des unendlichen Gepäcks gebraucht wurden. Die Verwilderung dieſer Menſchenmenge ſtieg mit jedem Tage, denn ſie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Guſtavs Heer war nicht mehr die ſtrenge Ordnung, wie Anfangs, es beſtand nun zum großen Theil aus Geworbenen und aus deutſchen Hülfsvölkern. Mit aller Strenge konnte er dieſe nicht ganz nach ſeinem Willen zügeln, denn ihren eigenen Anführern war es nicht Ernſt mit der Zucht. Des Königs frommer Sinn wurde empört durch die Nachricht von der Wildheit der Seinigen gegen die armen Landbewohner; er berief die Anführer zuſammen, ſchalt ſie hart und brach in die Worte aus „Es ſey ihm ſo wehe bei ihnen, daß es ihn verdrieße, mit einem ſo verkehrten Volke umzugehen;“ — allein ſein Auge konnte nicht allenthalben ſeyn, und das Verderben hatte ſchon zu tiefe Wurzel geſchlagen. Da beſchloß er endlich, dem unentſchiedenen und verderblichen Zuſtande durch ein kühnes Wageſtück ein Ende zu machen. Am 24. Auguſt ſtürmte er die wallenſteiniſchen Berge; — allein das Unternehmen war zu groß; die entſchloſſenſte Tapferkeit vermochte nichts gegen die feſten Werke mit ihren Feuerſchlünden, und der König mußte, nach großem Verluſte, am Abende den Angriff aufgeben. Noch 14 Tage wartete er darauf in ſeinem Lager, und als Wallenſtein dennoch unbeweglich blieb, zog er den 8. September unter Trompetenſchall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte ſich wieder nach Baiern.

Nun verließ Wallenſtein gleichfalls ſein Lager, zündete es an, und faßte den unerwarteten Entſchluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche proteſtantiſche Deutſchland zu verſetzen; er wendete ſich plötzlich nach Sachſen, und ſein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hülfe herbei, und traf am 11. November in Naumburg an der Saale ein. Das Volk empfing ihn wie ſeinen ſchützenden Engel, es umringte ihn bei ſeinem Einzuge und küßte ihm die Füße. Eine trübe Ahnung durchflog ſeine Seele bei dieſem Uebermaße der Verehrung: „Unſere Sachen ſtehen auf einem guten Fuße, ſprach er zu ſeinem Hofprediger Fabricius; allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieſes Volkes ſtrafen werde. Hat es nicht das Anſehen, daß dieſe Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen?

Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, ſie und mich ſelbſt empfinden laſſen, daß ich nichts als ein ſchwacher und ſterblicher Menſch ſey?"

Die Schlacht bei Lützen, 16. November 1632. — Da gerade um dieſe Zeit eine ſtrenge Kälte eingefallen war, und der König ſich bei Naumburg verſchanzt hatte, ſo glaubte Wallenſtein, daß derſelbe vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und ſchickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab, jedoch mit dem Auftrage, zuvor die Schweden aus Halle und der dabeiliegenden Moritzburg zu vertreiben. Sogleich brach Guſtav auf, rückte nach Weißenfels und ſtand am 15. November Abends dem Heere Wallenſteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten ſich zur Schlacht und der kaiſerliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch mit der Belagerung der Moritzburg beſchäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbſtnacht in ſeinem Wagen zu und beredete mit ſeinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll ſtanden die Heere, und die Schweden ſangen zu dem Schalle der Trompeten und Pauken Luthers Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott," und das vom König ſelbſt gedichtete Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, ſchwang ſich der König nach kurzem Gebet auf ſein Pferd, ſtellte ſich an die Spitze des rechten Flügels, (den linken führte Bernhard von Weimar), und rief: „Nun wollen wir dran! Das walt der liebe Gott! Jeſu! Jeſu! Hilf mir heut ſtreiten zu deines Namens Ehre!" Den Bruſtharniſch wies er mit den Worten zurück: „Gott iſt mein Harniſch!" — Er führte die Seinigen gegen die Fronte der Kaiſerlichen, welche wohl verſchanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten deſſelben, aufgeſtellt waren. Ein mörderiſches Feuer empfing die Schweden; viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, ſetzten über den Graben, und die Wallenſteiniſchen wichen zurück. Indeß war Pappenheim mit ſeinen Reutern von Halle herbeigekommen, und die Schlacht erneuerte ſich mit größter Wuth. Das ſchwediſche Fußvolk wankte und wich über die Gräben zurück. Ihm zu Hülfe eilte der König mit einem Reuterhaufen nach jener Seite hin und ſprengte weit voran, um des Feindes Blöße auszuſpähen; nur wenige Begleiter und der Herzog Franz von Sachſen-Lauenburg folgten ihm. Sein kurzes Geſicht führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiſerlicher Reuter; er erhielt einen Schuß in den Arm, daß er beinahe ohnmächtig herabſank; und indem er ſich wendete, um ſich aus dem Getümmel wegführen zu laſſen, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! mein Gott!" ſank

er vom Pferde, welches ebenfalls durch den Hals geſchoſſen ihn eine Strecke im Steigbügel fortſchleppte. Der Herzog von Lauenburg verließ ihn, nur ein treuer Page, Leubelfing, bemühte ſich, ihm aufzuhelfen; aber die kaiſerlichen Reuter ſchoſſen auch ihn nieder, tödten den König mit noch mehreren Wunden und plünderten ihn aus; der Page ſtarb fünf Tage nachher an ſeinen Wunden in Naumburg. Ueber den Leichnam des Königs hin ſtürzten die ſchnaubenden Roſſe und zertraten mit ihren Hufen den edlen Leib, ſo daß er ganz entſtellt war. Sein zurückkommendes, blutiges Pferd verkündigte den Seinigen die traurige Botſchaft; ſie entflammte in ihrer Bruſt einen rachedürſtigen Zorn, und unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmüthiger Entſchloſſenheit die Schaaren von Neuem ordnete, drangen ſie wieder über die Gräben vor und ſtürzten die Reihen der Feinde über den Haufen. Dieſe konnten nicht mehr widerſtehen; der Generallieutenant Piccolomini beſtieg ſchon blutbedeckt das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft, war von einer Kugel tödtlich verwundet gefallen. Flucht und Verwirrung nahmen zu. „Die Schlacht iſt verloren, der Pappenheimer iſt todt, die Schweden kommen über uns!“ erſcholl es; Wallenſtein ließ zum Rückzuge blaſen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderten die Schweden eben ſo ſehr, als ihre eigene Ermüdung, am Nachſetzen; ſie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu und das kaiſerliche Geſchütz blieb in ihren Händen. Wallenſtein zog mit den Ueberbleibſeln des Heeres nach Böhmen, obwohl er früher ſein Winterlager in Sachſen zu nehmen beſchloſſen hatte. So redete der Erfolg unzweideutig genug für den Sieg der Schweden, obgleich Wallenſtein die Schlacht für unentſchieden ausgab und der Kaiſer in allen ſeinen Städten das Tedeum ſingen ließ.

Am folgenden Tage ſuchten die Schweden den Körper ihres theuren Königs unter den Tauſenden, die das weite Schlachtfeld deckten; ſie fanden ihn, nackt, unter vielen andern, von Blut und Hufſchlägen faſt unkenntlich und mit elf Wunden bedeckt. Er wurde nach Weißenfels gebracht und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Deutſchland gefolgt war, unter tauſend Thränen nach Stockholm begleitet, wo er beigeſetzt wurde.

Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiſer Ferdinand nach Wien gebracht; er ſoll bei deſſen Anblick Thränen vergoſſen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und ſich ſelbſt ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

Im acht und dreißigſten Jahre ſeines Lebens, mitten auf ſeiner Siegesbahn, wurde Guſtav Adolph abgerufen; das Uebergewicht ſeines Geiſtes möchte vielleicht die Verfaſſung Deutſchlands und den Gang unſerer Entwickelung umgewendet haben. Schon hatte

er den Gedanken gefaßt, ſich zum römiſchen König ernennen zu laſſen, und ſein Blick, deſſen Weite niemand erforſcht hat, mochte auch ſchon andere Länder Europa's umfaſſen. Er verwunderte ſich oft, daß das jetzige Zeitalter keine ſolche Feldherren, als das Alterthum, aufzuweiſen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges, und die ſtarken Feſtungen ſeyen Schuld daran, ſo erwiederte er: „Der Unterſchied befinde ſich nicht in den Waffen, ſondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals und den Unternehmungsgeiſt Cäſars wiederfände, ſo würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals und die Erfolge Cäſars erneuert ſehen." — Eine ſo großartige Anſchauung des Lebens, der wirkſamen Weltkräfte und der Geſchichte war in ihm, und wer wagt es zu beſtimmen, wo ein ſolcher Geiſt ſein Ziel ſich geſetzt hätte? Ein Genoſſe ſeiner Zeit, deſſen Urtheil als unbeſtochen gelten kann, der Graf Galeazzo Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der ſich verſchiedene Jahre ſowohl bei den kaiſerlichen als ſchwediſchen Heeren aufgehalten, ſchildert des Königs große Eigenſchaften auf folgende Weiſe: „Guſtav war groß gebaut, ſtark, von königlichem Anſehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Verwunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne ſehend. Von ſeiner erſten Jugend an hatte der Krieg für ihn großen Reiz, und Ehre und Ruhm waren ſeine Leidenſchaft. Auf ſeiner Zunge wohnte Beredſamkeit, (er ſprach außer dem Deutſchen, der Sprache ſeiner Mutter, und dem Schwediſchen, auch das Lateiniſche, Franzöſiſche und Italieniſche geläufig;) Anmuth und Leutſeligkeit waren in ſeiner Unterhaltung. Es iſt kein Feldherr, dem man mit ſolcher Neigung und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gern, und tapfere Handlungen blieben unauslöſchlich in ſeinem Gedächtniß; aber höfliches Weſen und Schmeichelei haßte er, und wenn einer ſich ihm auf ſolche Weiſe nahte, ſo konnte er ſein Vertrauen nicht gewinnen. Gegen die Ausſchweifungen der Soldaten war er ſtreng und ſehr beſorgt für die Sicherheit des Bürgers und Landmanns. Als ihm, nach der Eroberung einer katholiſchen Stadt, Einige riethen, die Bürger ſtreng zu behandeln, und ihnen neue Geſetze zu geben, antwortete er: „Die Stadt iſt nun mein und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Freiheit die Feſſeln abzunehmen, nicht ſie in neue zu ſchlagen. Laſſe man ſie leben, wie ſie bisher gelebt; ich gebe denen keine neue Geſetze, die ſo zu leben wiſſen, wie ſie ihre Religion gelehrt hat."

„Bei der Behandlung der Proteſtanten und Katholiken machte er keinen Unterſchied. Sein Grundſatz war, daß jeder ein Rechtgläubiger ſey, der ſich den Geſetzen gemäß verhalte. Die Menſchen vor der Hölle zu bewahren, ſey nicht Beruf der Fürſten, ſondern der Geiſtlichen."

Eine Beſtätigung dieſes Urtheils gab unter andern ſein Aufenthalt zu München. Am Himmelfahrtstage 1632 ging er dort in die Liebfrauenkirche, um einer Meſſe mit aller Feierlichkeit des katholiſchen Gottesdienſtes beizuwohnen; dann beſuchte er das Jeſuitenkollegium, beantwortete des P. Rektors lateiniſche Anrede in derſelben Sprache, und unterhielt ſich faſt eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl. So ſpiegelt ſich ſein großer weltgeſchichtlicher Geiſt, der weit über ſein Zeitalter hinausragte, auch darin, daß er, bei der wärmſten Frömmigkeit in ſeiner Bruſt, doch auch die Geſtalt zu ehren wußte, in welcher ſich der Glaube in dem Gemüthe eines Andern darſtellte; wie überhaupt darin, daß er Größe und Wahrheit neben ſich duldete und ein Freund der Wahrheit war. Wie mußte ein ſolcher Geiſt die Herzen der Menſchen gewinnen neben den beſchränkten und in Vorurtheilen befangenen Herrſchern der Zeit, wie Ferdinand II., Maximilian von Baiern, oder auch der gutmüthige aber ſchwache Johann Georg von Sachſen waren! Auch andere katholiſche Schriftſteller, außer Gualdo, wie Khevenhüller, Riccius, Burgus, verbergen ihre Achtung vor Guſtav Adolph nicht.

Das Denkmal Guſtav Adolphs in Deutſchland war lange Zeit ein aufgerichteter Feldſtein auf dem Lützener Schlachtfelde, an der Stelle, wo er gefallen war; in unſern Tagen hat ein Verehrer ſeines Namens ein anderes einfaches Mal daſelbſt aufgerichtet.

115. Fortſetzung des Krieges. 1632—1635.

Es war die Frage, ob die Schweden, nach dem Tode ihres Königs, den Krieg fortſetzen würden. Thaten ſie es nicht, ſo drohte ihren proteſtantiſchen Bundesgenoſſen durch Wallenſtein ein hartes Gericht. Der ſchwediſche Reichsrath, welcher für Guſtavs Tochter Chriſtina die Vormundſchaft führte, beſchloß, den Krieg, welcher Schweden Anſprüche auf deutſche Länder verſchaffen konnte, fortzuführen, und an des Königs Freunde, dem Reichskanzler Axel Oxenſtierna, ſtellte das Schickſal einen Mann in ſeine Selle, welcher mit großer, kluger Geſinnung die Kräfte ſeiner Partei zuſammenzuhalten wußte. Doch beſaß er nicht die Milde und freundliche Größe ſeines Königs; die Reichsfürſten, beſonders Sachſen, ertrugen es ſchwer, den Geboten eines ſchwediſchen Edelmannes Folge zu leiſten, und obwohl es ihm gelang, die proteſtantiſchen Stände der vier oberen Kreiſe, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, im Frühjahr 1633 zum Heilbronner Bunde zu vereinigen, ſo war doch bald an der Unentſchloſſenheit einiger, dem Widerwillen anderer, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern, zu erkennen, daß des Königs Geiſt nicht mehr in dem Ganzen waltete.

Dieſen Augenblick des Wankens hätte Wallenſtein, welcher Allen an Geiſt überlegen war, benutzen können, den Krieg zur

ſcheidung zu bringen und den Kaiſer zum Sieger zu machen; — allein auf eine unbegreifliche Weiſe blieb er unthätig. Nach der Lützener Schlacht hielt er zuerſt ein Strafgericht über ſein Heer, damit die Schuld des Verluſtes von ihm abgewälzt würde, und da er das Recht über Leben und Tod der Seinigen hatte, ließ er zu Prag mehrere Oberſten und Führer öffentlich enthaupten, gemeine Krieger henken, und mehr als fünfzig Namen abweſender Offiziere als ehrlos an den Galgen ſchlagen. Darauf ſtellte er neue Werbungen an, erſetzte ſein Geſchütz durch eingeſchmolzene Glocken, und bald ſtand er ſo furchtbar da als zuvor. Anſtatt aber ſich in das Reich zu wenden und die Schweden unter Guſtav Horn und dem Herzog Bernhard von Weimar anzugreifen, welche in den deutſchen Gränzen Meiſter waren, zog er nach Schleſien, wo die Gegenwart eines ſolchen Heeres nicht nöthig war, und unterhandelte lange mit den Sachſen wegen eines Separatfriedens, nachdem er mit dem Feldmarſchall Arnim, der die Sachſen befehligte, einen Waffenſtillſtand geſchloſſen hatte. Zugleich ſoll er, ſo lautet ſeine nachherige Anklage, verſucht haben, was die Feinde ihm wohl zur Vergeltung anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich zu erringen beſtimmt ſey, glaubte er ſchon längſt in den Sternen geſehen zu haben. Um indeß doch etwas auszurichten, trieb er endlich die Sachſen und Schweden mit Gewalt aus Schleſien und nahm auch den alten Grafen Thurn, den erſten Urheber des Krieges, gefangen. Ganz Wien war ſchon voller Erwartung, dieſen verhaßten Mann als einen Hauptverbrecher durch die Straßen der Stadt führen zu ſehen, da ſchenkte ihm Wallenſtein die Freiheit, und auf die Vorwürfe des Kaiſers erwiederte er: „Was er wohl mit dieſem unſinnigen Manne habe machen ſollen? Er wünſche nur, daß die Schweden keinen beſſern Anführer hätten, als ihn. Thurn werde dem Kaiſer an der Spitze ſchwediſcher Truppen beſſere Dienſte leiſten, als im Kerker.“

Wallenſteins Fall, 25. Februar 1634. — Unterdeß war Baiern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Churfürſten dringende Bitten hatte der Kaiſer ſeinen Feldherrn ſchon oft aufgefordert, dem Lande zu Hülfe zu eilen. Wallenſtein zögerte, dann zog er langſam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, von da ſogleich in Böhmen zurück und bezog das Winterlager. Seinen Unterfeldherren, die einzelne Heereshaufen befehligten, verbot er aufs ſtrengſte, den Geboten des Kaiſers zu gehorchen; und als dieſer ein ſpaniſches Heer aus Italien nach Deutſchland kommen ließ, welches nicht unter Wallenſteins Oberbefehl ſtehen ſollte, ja einen Theil des ſeinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenſtein laut über Verletzung des mit ihm geſchloſſenen Vertrages.

Ueberdrüſſig der Kränkungen, und von ſeinen Gichtleiden ſo geplagt, daß ihm Stücke rohen Fleiſches aus den aufgebrochenen

Füßen geſchnitten werden mußten, beſchloß er, den Oberbefehl niederzulegen, aber doch in ſolcher Stellung, daß er auf die Vollziehung der ihm urſprünglich gemachten Zuſagen dringen könnte. Er ſuchte daher die Führer ſeines Heeres noch enger an ſich anzuſchließen und verſammelte eine Anzahl derſelben im Anfange des Jahres **1634** zu dem Ende in Pilſen. Es war leicht, dieſelben zu gewinnen, denn ſie Alle hatten, auf Wallenſteins Wort und in der Hoffnung, durch ſeine Verwendung vollſtändig entſchädigt zu werden, auf eigene Koſten Regimenter geworben und ausgerüſtet, und zum Theil ihr ganzes Vermögen zugeſetzt. Wenn er fiel, ſo waren ſie in Gefahr, alle Entſchädigung zu verlieren. Es ſchloſſen daher am **12**. Januar **1634**, von dem Feldmarſchall Illo und dem Grafen Terzka geleitet, bei einem Trinkgelage, an welchem übrigens der kranke Wallenſtein nicht Theil nahm, **40** höhere Offiziere ein Verbündniß mit einander, treulich, auf Leben und Tod, bei dem Herzoge auszuhalten, „ſo lange er in des Kaiſers Dienſten verbleiben, oder dieſer ihn zu ſeiner Dienſte Beförderung gebrauchen würde," und bewogen ihn dadurch zu dem Verſprechen, „noch eine Zeitlang bei ihnen zu verbleiben und ohne ihr Vorwiſſen und Willen ſich nicht von der Armada zu begeben." Auch der Feldmarſchall Piccolomini, der nachherige Verräther Wallenſteins, unterſchrieb die Schrift.

Wallenſteins Feinde benutzten dieſen, allerdings wichtigen, Umſtand, um den Feldherrn immer mehr bei dem Kaiſer zu verdächtigen, und brachten es auch endlich ſo weit, daß dieſer beſchloß, Wallenſtein den Oberbefehl zu nehmen und denſelben an Gallas zu übertragen. Daß es eine ſolche ſpaniſch-italieniſche, feindliche Partei gegen Wallenſtein am kaiſerlichen Hofe gab, iſt nicht zu bezweifeln. Auch der Churfürſt von Baiern geſellte ſich wieder zu ihnen, der durch ſeinen Geſandten unermüdet gegen Wallenſtein klagte; und als Werkzeug des heimlichen Forſchens und Deutens diente vorzüglich der Italiener, Oberſt Caretta, Marcheſe di Grana.

So geheim waren alle Schritte gegen Wallenſtein betrieben, — Kaiſer Ferdinand ſelbſt correſpondirte noch **20** Tage, nachdem er das Abſetzungspatent gegen Wallenſtein am **24**. Januar erlaſſen hatte, in amtlichen Sachen mit ihm, — daß derſelbe erſt Kunde davon erhielt, als ſchon Gallas, Piccolomini und Aldringen Ordonnanzen erließen, worin ſie in des Kaiſers Namen allen Anführern des Heeres unterſagten, von Wallenſtein, Illo und Terzka fernere Befehle anzunehmen. Sofort ließ Wallenſtein noch in Pilſen am **20**. Febr. eine feierliche Erklärung ausſtellen, die er ſelbſt und **29** Generale und Oberſten unterzeichneten, daß die am **12**. Januar geſchloſſene Verbindung der Offiziere durchaus nichts gegen den Kaiſer oder die Religion bedeuten ſolle. Ebenfalls ſchickte er noch am **21**. und **22**. Febr. zwei Offiziere an den Kaiſer ab mit

der Erklärung, daß er ſein Kommando niederlegen und ſich zur Verantwortung ſtellen wolle, wo es der Kaiſer verlangen würde. Allein dieſe Offiziere wurden unterwegs von Piccolomini aufgehalten, und ihre Botſchaft gelangte erſt nach Wallenſteins Ermordung an den Kaiſer.

Piccolomini ſelbſt rückte mit Truppen gegen Pilſen; da beſchloß Wallenſtein, zu ſeiner Sicherheit nach der Feſtung Eger zu ziehen, deren Kommandant, Oberſt Gordon, ihm beſonders verpflichtet war. Und nun erſt, 3 Tage vor ſeinem Tode, da er der gewaltſamen Abſichten ſeiner Feinde völlig gewiß war, beſchloß er, von der Noth getrieben, ſich dem Herzog Bernhard von Weimar, der in Regensburg ſtand, in die Arme zu werfen; er ließ ihn erſuchen, ſchnell mit Truppen gegen die böhmiſche Gränze vorzurücken. Zwar iſt es geſchichtlich erwieſen, daß Wallenſteins Schwager, Graf Kinsky, ein vertriebener böhmiſcher Proteſtant, mit dem franzöſiſchen Geſandten Feuquieres wegen des Uebertritts Wallenſteins zu der Gegenpartei des Kaiſers unterhandelt, und daß der Kardinal Richelieu ihm die Krone von Böhmen als Preis gezeigt hat; auch mit der ſchwediſchen Partei ſollen, nach ſchwediſchen Schriftſtellern, ähnliche Verhandlungen ſtattgefunden haben; allein kein geſchriebenes Wort und keine That Wallenſteins ſprechen dafür, daß er dem Grafen Kinsky zu dieſen Unterhandlungen Auftrag gegeben habe, und die Franzoſen, wie die Schweden, blieben bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft, ob Wallenſtein nicht mit ihnen geſpielt habe, um ſie ſicher zu machen. Gleichwohl iſt es nicht undenkbar, bei ſeinem geheimnißvollen und auf das Außerordentlichſte gerichteten Sinne, daß er, wenn es ihm auch mit einem feindlichen Verlaſſen des Kaiſers niemals Ernſt geweſen, doch auch die Anträge der Feinde nicht ganz habe von der Hand weiſen und ſich auf alle Fälle einen Ausweg offen halten wollen, wenn es ſeinen Feindeu gelingen möchte, ihn, wie einſt auf dem Regensburger Reichstage, von ſeinem hohen Standpunkte herabzuſtürzen.

Am 22. Febr. Morgens verließ Wallenſtein Pilſen und gelangte am zweiten Tage, ſeiner Gichtſchmerzen wegen in einer Sänfte getragen, nur von 10 Kompagnien begleitet, nach Eger. Mit ihm war ſein nachheriger Mörder, Oberſt Buttler. Am 24., 4 Uhr Abends traf er in Eger ein und ſtieg im Hauſe des Bürgermeiſters Pechhelbel am Marktplatze ab. Am folgenden Abend fuhren die Grafen Terzka, Illo und Kinsky nach der Citadelle zu Gordon zu einem Faſchingsſchmauſe. Als ſie an der Tafel ſaßen, traten 30. Dragoner unter den Hauptleuten Deverour und Geraldin aus dem Seitenzimmer, fielen über ihre Schlachtopfer her und ſtießen ſie nieder; — Terzka erſt nach tapferer Gegenwehr, nachdem er zwei Dragoner niedergehauen hatte. Sobald die That vollbracht war, übernahm der Hauptmann Deverour mit 6 Dragonern die Ermordung Wallenſteins. Es war gegen Mitternacht; der

Herzog war ſchon im Bette. Als er im Hinterhauſe die Gräfinnen Terzka und Kinsky laut aufſchreien hörte, die eben die Ermordung ihrer Männer erfahren hatten, ſtand er vom Lager auf, trat an's Fenſter und fragte die Schildwache, was es gäbe. In dieſem Augenblicke ſchlug der Hauptmann Deveroux die Thür mit Gewalt ein und ſtürzte auf ihn zu mit dem Rufe: „Du mußt ſterben!“ Schweigend entblößte Wallenſtein ſelbſt ſeine Bruſt und empfing den Todesſtoß.

Schweigend iſt er aus der Welt geſchieden, und daß er auch in ſeinem Leben die Gedanken ſeiner Seele in tiefer Bruſt, finſter und geheimnißvoll, verſchloſſen, hat einen Schleier über ſein Leben und ſeine großen Abſichten geworfen. Er war einer von den unergründlichen Menſchen, welche die Gewalt der menſchlichen Rede nicht überwältigt, denen ſie die verſchloſſene Bruſt nicht öffnet, und die ſtill mit ſich ſelbſt die Schickſale vieler Tauſende abwägen. Es gewährt ihnen ein Gefühl unwiderſtehlicher Kraft, daß ihr Wille, gleich dem des verborgenen Schickſals, unerwartet, aus unſichtbaren Tiefen, ſeine Blitze hervorſendet.

Die Güter des Ermordeten wurden ſämmtlich eingezogen, mehrere der kaiſerlichen Generale, wie Gallas, der die Herrſchaft Friedland, und Piccolomini, der die Herrſchaft Nachod erhielt, ferner Buttler und die eigentlichen Mörder mit Gütern und Geld belohnt, das Meiſte aber vom Kaiſer ſelbſt behalten. Es fand ſich ein großer Schatz von Silberzeug und Koſtbarkeiten, an Pferden und Wagen u. ſ. w. Der Werth der liegenden Güter Wallenſteins wurde auf 50 Millionen Gulden geſchätzt. Seine Wittwe erhielt als Wittwenſitz die Herrſchaft Neuſchloß; ſein einziges Kind, Maria Eliſabeth, vermählte ſich ſpäter mit einem Grafen Kaunitz.

Auf des Kaiſers beſondern Befehl wurde, zur Rechtfertigung der That, eine lange Klagſchrift verfaßt, welche lange Zeit die Geſchichte des großen Feldherrn durch Entſtellungen und Unwahrheiten in ein falſches Licht geſtellt hat.

Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Friede. 1634 und 35. — Nach Wallenſteins Tode erhielt der römiſche König Ferdinand, des Kaiſers Sohn, den Oberbefehl des Heeres, und das Glück krönte den Anfang ſeiner Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er die Schweden aus Baiern vertrieben, traf er auf ſie bei Nördlingen in Franken. Sein Heer war ausgeſucht und durch 15,000 Spanier vermehrt; die ſchwediſchen und deutſchen Völker dagegen ſtanden unter getheiltem Oberbefehl. Der beſonnene Feldmarſchall Guſtav Horn widerrieth die Schlacht, den unglücklichen Ausgang vorausſehend, allein Bernhard von Weimar, jugendlich ungeſtüm, verlangte ſie. Sie erfolgte am 6. September 1634; aber die geringere Zahl, die ſchlechtere Stellung, Fehler und Mißverſtändniſſe in der An-

führung, Alles half die Schweden bekämpfen, welche nach achtſtün- digem Gefecht, trotz ihrer Tapferkeit, gänzlich geſchlagen wurden. Gegen 20,000 wurden getödtet oder gefangen; unter den letztern war auch der Feldmarſchall Horn. Der Herzog Bernhard zog ſich mit wenigen Ueberbleibſeln des Heeres gegen den Rhein hin.

Die Schlacht konnte für die katholiſche Partei eben ſo ent- ſcheidend werden, als die bei Leipzig für die Proteſtanten geweſen war. Die ſchwediſche Macht in Deutſchland ſchien vernichtet, und dieß hatte die wichtige Folge, daß Sachſen das ſchwediſche Bünd- niß verließ. Der Churfürſt Johann Georg ſah ſchon lange mit Schmerzen die Lauſitz in den Händen der Kaiſerlichen; er fürchtete ſie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr dazu zu verlieren; daher ſchloß er im Frühling 1635 zu Prag Frieden mit dem Kaiſer. Er erhielt die Lauſitz zurück, bekam ſogar einen Theil des Magdeburgiſchen, und völlige Kirchenfreiheit auf vierzig Jahre. — Das evangeliſche Deutſchland zürnte ſehr auf den Churfürſten; al- lein bald folgten mehrere Stände ſeinem Beiſpiele und verglichen ſich mit dem Kaiſer: Brandenburg, Meklenburg, Weimar, Lüneburg und Andere; und es ſchien faſt, als werde dieſer blutige Krieg ſein Ende in der Entkräftung der Parteien finden. Denn fürchterlich lag das arme deutſche Land, auf welchem ſich Krieger faſt aus al- len europäiſchen Völkern herumtummelten, verwüſtet da, von Men- ſchen entblößt, die Saatfelder zertreten oder ungebaut, die Städte verödet, an hundert und aber hundert Stellen Schutthaufen und Brandſtätten, wo blühende Orte geſtanden. Unſicherheit des Lebens und Wirkens überall, daher Verwilderung der Gemüther und der Sitten, aus Verzweiflung. Zu welchen Greueln der Verwilderung dieſer Krieg die Menſchen gebracht hat, ſcheut ſich die Feder auch nur mit Wenigem nachzuerzählen. War es doch durch die fortwährende Hungersnoth dahin gekommen, daß ſich ganze Banden zuſammen- thaten, um Jagd auf Menſchen zu machen und mit ihrem Fleiſche den ſchrecklichen Hunger zu ſtillen. Was das Schwert nicht ge- freſſen, wurde durch Hunger, Elend, Seuchen, verzehrt, jeder friſche Lebenskeim ſchon im Entſtehen zerknickt; und ſo unſelig wüthete dieſer Krieg, daß, wo auch ein abgelegener Landſtrich eine Zeitlang verſchont geblieben, das ſpähende Auge der Noth oder Raubſucht ihn bald entdeckte und verwüſtend heimſuchte; denn viele Gegenden waren ſchon ſo öde, daß ein Heereshaufen nicht einmal wagte, ſei- nen Zug dadurch zu nehmen, wie es namentlich der ſchwediſche Heerführer Banner von der Gegend zwiſchen der Oder und der Elbe ſelber ſchreibt *).

*) „Im Jahre 1639," (ſo erzählt der Magiſter Peter Drumling, Bairen- thiſcher Pfarrer in Burgbernheim,) „als ich meine Pfarre bezog, und dem Vizedekan Artzberger im Amte nachfolgte, habe ich und deſſen Sohn ſelbigen ganzen Sommer allhier Getreide eingeführt auf einem Kar-

In ſolch allgemeiner Noth, bei der Neigung der deutſchen Reichsſtände zum Frieden, der Bereitwilligkeit des Kaiſers, das Reſtitutions-Edict wenigſtens zum Theil zurückzunehmen, wie er bei dem Frieden mit Sachſen gezeigt hatte, bei der Erſchöpfung, faſt Vernichtung des ſchwediſchen Heeres, durfte das geängſtete Vaterland das Ziel ſeiner Leiden nahe hoffen.

116. Frankreichs Einfluß. Tod Ferdinands II. 15. Februar 1637.

Da griff die unſelige Hand wiederum in unſer Schickſal ein, welche früher und noch mehr nachher ſo viele Unglückswolken über uns zuſammengeführt hat. Der franzöſiſche Miniſter Richelieu hatte ſchon lange mit Freude der Noth des öſtreichiſchen Hauſes und ganz Deutſchlands zugeſehen. Das ſchien der franzöſiſchen Regierung die höchſte und feinſte Staatsklugheit zu ſeyn, die Proteſtanten in Frankreich ſelbſt foltern und hinrichten zu laſſen, in Deutſchland aber ſie zu unterſtützen, und ſo den Glauben als ein Werkzeug für Hinterliſt und Eroberungsſucht zu mißbrauchen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kardinal die Dienſte Frankreichs um einen theuren Preis glaubte verkaufen zu können. Er bot ſie dem Kanzler Oxenſtierna an, bedang ſich dafür die Feſtung Philippsburg am Rhein aus, und ließ auch die Abſicht auf das noch wichtigere Elſaß durchblicken. Es war das erſtemal, daß die Fremden über die Gränzen unſeres Vaterlandes handelten. Die Zeit der Schmach hebt mit dieſem Vertrage zwiſchen Richelieu und Oxenſtierna an; denn auch dieſer ſtrebte darnach, Theile des deutſchen Landes an ſein Volk zu bringen. An einem, ſonſt tapfern und edlen Fürſten, dem Herzog **Bernhard von Weimar**, fanden ſie einen erwünſchten Helfer, welcher ſich ſelbſt ein Land am Rheine zu erkämpfen ſtrebte. Mit franzöſiſchem Gelde warb er bald ein anſehnliches Heer und ward den Kaiſerlichen und Baiern ein furchtbarer Feind; die Rheingegenden wurden von nun an eben ſo von dem Fußtritte des Krieges niedergeſtampft, als vorher die der Oder, Elbe und Weſer. — Auch die Schweden hatten an dem neuen Feldherrn, dem Feldmarſchall **Banner**, einen tapfern und ſchnellen Führer. Durch Schaaren aus Schweden verſtärkt, drang er raſch aus Pommern, wohin ſich die Ueberbleibſel des Heeres nach der Nördlinger Schlacht geflüchtet hatten, gegen die Sachſen, jetzt des Kaiſers Bundesgenoſſen, vor und ſchlug den Churfürſten ſelbſt in einer ſehr blutigen Schlacht am 4. October 1636 bei der märkiſchen Stadt Wittſtock nahe an der meklenburgſchen Gränze.

---

ren, an welchem er ſtatt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeſchoben. So trübſelig waren dieſelben Zeiten, da ein Mann theurer war als ſein Geld."

Aber dieſer Krieg bietet von nun an ein immer niederſchlagenderes Bild dar, welchem die Erhabenheit großer Geiſter und eines würdigen Zweckes fehlt. Der Held, welcher Alle durch die Hoheit ſeiner Seele überſtrahlte, der von der Begeiſterung für ſeinen Glauben und für den Ruhm und die Größe ſeines Volkes getragen wurde, iſt abgeſchieden; der dunkle geheimnißvolle, allgewaltige Mann, welcher einzig wagen konnte, dem Könige entgegen zu treten, iſt gleichfalls von ſeinem Verhängniſſe fortgeriſſen; die nun als die Führer der Heere auftreten, zum Theil tapfere, ungewöhnliche Männer, ſind gleichwohl Geiſter des zweiten Ranges und nicht erfüllt von den höhern Ideen. Der Eigennutz treibt fortan in dieſem Kriege; ihm ſind die wirkenden Kräfte dienſtbar geworden, und werden dadurch, wenn auch an ſich bewundernswerth, in den Kreis des Gemeinen hinabgezogen.

Auch Kaiſer Ferdinand II., welcher in die Reihe der beſſern Geiſter der Zeit gehörte, ſchied aus dem großen Kampfe, ohne ſein Ende geſehen zu haben; er ſtarb, nachdem er noch die Befriedigung gehabt, ſeinen Sohn Ferdinand auf dem Churfürſtentage zu Regensburg allgemein anerkannt zu ſehen, am 15. Februar 1637, im 59. Jahre ſeines Alters.

117. Ferdinand III. 1637—1657.

Fortſetzung des Krieges. Bernhard von Weimar. Banner. Torſtenſon. Wrangel.

In den Jahren 1637 und 38 verfolgte der Herzog Bernhard von Weimar ſeine Siegesbahn am Rhein. Er überfiel das liguiſtiſche Heer bei Rheinfelden, ſchlug es und machte vier Heerführer zu Gefangenen, unter welchen auch der tapfere Johann de Werth war. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten ſich ergeben. Aber ſein Ziel war die wichtige Feſtung Breiſach, welche er zum Grundſteine ſeiner Herrſchaft am Rheine machen wollte. Er belagerte ſie, ſchlug die zum Erſatz heranrückenden Heere nochmals in die Flucht, und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Noth in derſelben aufs Höchſte geſtiegen waren; dann ließ er ſich von den Einwohnern feierlich huldigen. Aber indem er ſich zu neuen Kriegsthaten rüſtete, erkrankte er plötzlich und ſtarb den 18. Juli 1639 im 36ſten Jahre ſeines Lebens, er war der jüngſte von 8 meiſtens kriegeriſchen Brüdern. Er ſelber hielt ſich für vergiftet und ſein Hofprediger ſprach den Verdacht in der Leichenrede geradezu aus. Wenn derſelbe gegründet ſeyn ſollte, ſo kann er kaum auf einen andern als Frankreich fallen. Denn ſogleich nach des Herzogs Tode waren franzöſiſche Unterhändler bei dem Heere und kauften es, ſammt den beſetzten Feſtungen, durch Geld an ſich; nur drei ſchwediſche Regimenter wollten von keinem franzöſiſchen Solde wiſſen und ſchlugen ſich mit klingendem Spiel

zu den Ihrigen durch; Breiſach aber war auf ſolche Weiſe durch den deutſchen Helden für Frankreich erſtritten worden.

Schon ſeit dem Jahre 1636 hatten die tauſend, nach Frieden verlangenden, Stimmen der Unglücklichen bewirkt, daß einige Verſuche der Ausſöhnung gemacht waren, allein der franzöſiſche Miniſter Richelieu wollte keinen Frieden, weil der Krieg ihn unentbehrlich machte, und weil es zu Frankreichs feindlicher Staatsklugheit paßte, daß Deutſchland durch ſeine eigene Söhne, ſo wie durch Fremde, zerfleiſcht wurde. Vom Jahr 1640 an wurden die Verſuche ernſtlicher, und im Jahr 1643 verſammelten ſich die Geſandten der Parteien in Münſter und Osnabrück; aber die Unterhandlungen dauerten faſt fünf Jahre lang, und während dieſer Zeit wüthete der Krieg mit allen ſeinen Gräueln fort.

Banner, der gewaltige Krieger, war im Jahr 1641 zu Halberſtadt geſtorben, nachdem er Böhmen und andere Länder vielfach verheert hatte. Er ſchickte von ſeinen Feldzügen 600 erbeutete Fahnen und Standarten nach Stockholm; allein ſein Gemüth war wild, ſeine Züge die grauſamſten des Krieges. Als er in Böhmen einfiel, ſtanden in mancher Nacht über 100 Flecken, Dörfer und Schlöſſer zugleich in Flammen; und einer ſeiner Befehlshaber, Adam Pfuhl, rühmte ſich, daß er allein gegen 800 böhmiſche Ortſchaften verbrannt habe. So verödet waren die Länder, daß, als dieſer Pfuhl auf ſeinem Zuge durch Thüringen ſein Ende nahe fühlte und nach dem Troſt eines Geiſtlichen verlangte, auf viele Meilen umher keiner in dem menſchenleeren Lande gefunden wurde.

Nach Banner führte den Oberbefehl über die Schweden Leonhard Torſtenſon, der geſchwindeſte und gewandteſte Held dieſes Krieges, obgleich ſo ſchwach an Körper, daß er ſich in einer Sänfte mit dem Heere tragen laſſen mußte. Zuerſt brach er 1642 in Schleſien ein, ſchlug den Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, denſelben, an deſſen Seite Guſtav Adolph bei Lützen fiel, — er war in kaiſerliche Dienſte übergetreten, — und eroberte Schweidnitz. Von da rückte er in Mähren ein, eroberte Olmütz, und die Hauptſtadt Wien zitterte ſchon. Krankheiten in ſeinem Heere nöthigten ihn zum Rückzuge; aber noch im Herbſte dieſes Jahres, den 2. November, ſchlug er den kaiſerlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bei Leipzig aufs Haupt; es war die größte Schlacht in dieſer letzten Hälfte des Krieges, Piccolomini verlor 20,000 Mann, 46 Kanonen, faſt 200 Feldzeichen, und konnte erſt in Böhmen die Flüchtigen wieder ſammeln.

Torſtenſon brach gleich im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, drang von Neuem bis Olmütz vor, ſo daß ſeine leichten Krieger bis nahe bei Wien ſtreiften; dann, als man ihn dort beſchäftigt glaubte, ſtand er plötzlich, wie durch ein Wunder, hundert Meilen, davon, an den Küſten der Oſtſee, in den Ländern des Königs von Dänemark, Holſtein und Schleswig.

Dieſe Länder waren lange unberührt vom Kriege geblieben und boten den Schweden ein reiches Winterlager dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eiferſucht, mit welcher daſſelbe die ſchwediſchen Siege immer betrachtet hatte. Neu geſtärkt brachen die Schweden im nächſten Frühjahr 1644 wieder ins deutſche Reich ein, vernichteten das kaiſerliche Heer unter Gallas, und im nächſten Frühjahr 1645 ſchlug Torſtenſon die kaiſerlichen Feldherren Götz und Hatzfeld bei Jankau in Schleſien ſo aufs Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde, Götz ſelbſt fiel, Hatzfeld aber gefangen und alles Heergeräth in den Händen der Schweden war. Nun ging der Zug wieder nach Mähren und gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brünn durch heldenmüthigen Widerſtand den ſchwediſchen Feldherrn aufgehalten, ſo mußte die kaiſerliche Hauptſtadt vielleicht in ſeine Hände fallen. Allein bei der Belagerung von Brünn ſchmolz ſein Heer durch Krankheiten ſo zuſammen, daß er den Rückzug nehmen mußte; und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

Guſtav Wrangel folgte ihm und führte den Krieg glücklich fort. In den Rheingegenden fochten die franzöſiſchen Heere unter berühmten Feldherren, Türenne und Condé, gegen die Oeſtreicher und Baiern; und in Verbindung mit ihnen überzog Wrangel noch in den letzten Jahren des Krieges die baierſchen Lande, ſo daß der Churfürſt gezwungen war, vom Kriege abzuſtehen und 1647 einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Auch Brandenburg hatte dieſes ſchon im J. 1641 gethan, und Dänemark und Sachſen waren dem Beiſpiele im J. 1645 und 1646 gefolgt; ſo ſtand der Kaiſer gegen glückliche Feinde allein. Das Unglück ſeiner Waffen rührte in dieſen letzten Zeiten vorzüglich von dem Mangel tüchtiger Heerführer her. Die Beſſern, ein Johann de Werth und Mercy, waren gefallen; der Kaiſer ſah ſich gezwungen, ſein letztes Heer dem von den Heſſen zu ihm übergetretenen General Melander von Holzapfel, einem Proteſtanten, anzuvertrauen.

Die Feinde griffen von Neuem die kaiſerlichen Erbſtaaten an, der ſchwediſche Feldherr Königsmark belagerte Prag, und ſchon hatte er die ſogenannte kleine Seite der Stadt eingenommen, und Wrangel bereitete ſich, ihn mit ſeinem Heere zu verſtärken, — da erſcholl das Friedenswort aus Weſtphalen.

118. Der weſtphäliſche Friede. (Den 24. Oct. 1648.)

In der Mitte des Sommers 1643 ſollten die Friedensunterhandlungen eröffnet werden: zu Osnabrück mit den Schweden und zu Münſter mit den Franzoſen. Die kaiſerlichen Geſandten fanden ſich ſchon vor der feſtgeſetzten Zeit ein, allein erſt am Ende des Jahres kamen die ſchwediſchen, und erſt im April des Jahres 1644 kamen die franzöſiſchen; eine üble Vorbedeutung für den Gang des Friedensgeſchäftes, auf welches die geängſteten Völker

mit ſchmerzlicher Sehnſucht hinblickten. Und in der That fing auch die Unterhandlung gleich mit ſo kleinlichen Dingen an, daß an einen ſchnellen Fortgang nicht zu denken war. Viele Monate wurden mit den elendeſten Rangſtreitigkeiten verloren, indem die franzöſiſchen Geſandten, ſtolz und anmaßend, als die Erſten erſcheinen wollten und ſich in dem Gepränge einer königlichen Hofhaltung wohlgefielen. Ferner ging viel Zeit damit verloren, daß alle Geſandten der einzelnen Reichsſtände aus Deutſchland zuſammengerufen wurden; denn darauf beſtanden die Franzoſen, damit ſie recht viel Gelegenheit hatten, den Saamen der Zwietracht unter uns auszuſtreuen. In älterer Zeit hatte, wie billig, der Kaiſer, im Namen des Reiches, die Frieden geſchloſſen.

Der Hauptgegenſtand der Verhandlungen hätte nun die Feſtſtellung der innern Ordnung des deutſchen Reiches, beſonders der beiden Religionsparteien, ſeyn müſſen, denn darüber war der Krieg angefangen. Allein die beiden fremden Mächte fragten vor allen Dingen nach ihrer Entſchädigung an Land und Leuten für die Kriegskoſten, und in ſchimpflicher Nothwendigkeit, auf Anrathen und Verwenden des Churfürſten von Baiern, wurden die Fremden zuerſt befriedigt. Frankreich, welches ſo wenig mit eigenen Kräften gethan, welches nur aus Eigennutz und Schadenfreude ſich in den Streit gemiſcht, — ein katholiſcher Staat für die proteſtantiſche Sache, — Frankreich forderte ungeheure Opfer, und ſeine Geſandten, d'Avaux und Servien, in allen Künſten der Worte, der Liſt, ja des Truges geübt, mit der Miene der Befehlenden auftretend, ſetzten ihre Forderungen durch. Die Schweden, etwas beſcheidener, riſſen indeß gleichfalls Stücke des Reiches an ſich. Mit blutendem Herzen ſahen die Freunde des Vaterlandes die ſchimpfliche Begegnung des Reiches. „In den Gegenden", ſo ruft ein gleichzeitiger deutſcher Mann aus, „wo unſere Väter den ſtolzen Varus beſiegten, bieten jetzt, uns zum Hohne, waffenloſe Ausländer allen Deutſchen Trotz und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erſcheinen; ſie reden, wir horchen, als auf Orakel; ſie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig, wie Göttern; ſie drohen, und wir zittern als Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris *), zugeworfen wird, freuen oder ängſtigen wir uns. Schon rathſchlagen ſie in Deutſchland über Deutſchland, was ſie uns nehmen, was laſſen, welche Federn ſie dem römiſchen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einſetzen wollen. Und wir, bis auf dem letzten Athemzug uneinig mit uns ſelbſt, verlaſſen über den Götzen fremder Völker unſere eigene ſchützende Gottheit, und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf."

*) In Stockholm regierte Guſtav Adolphs Tochter Chriſtina, und in Frankreich führte die Königin Anna, als Vormünderin des noch unmündigen Ludwig XIV., die Regierung.

Würdig benahmen ſich die kaiſerlichen Geſandten, der Graf von Trautmannsdorf, der vom November 1645 an die Verhandlungen leitete, und der Doktor Volmar, welche mit Kraft und Gründlichkeit die Anmaßung der Fremden, und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der deutſchen Stände zu bekämpfen ſuchten; allein ſie fanden nicht den rechten Beiſtand bei den übrigen Gliedern des Reiches, beſonders als Baiern in den letzten Jahren des Krieges wankend wurde; und ferner vereitelte jede Botſchaft von dem Kriegsglück der Feinde die Vortheile wieder, die ſie vielleicht durch Unterhandlung gewonnen hatten. So mußten ſie es geſchehen laſſen, daß:

1) Frankreich im Frieden die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, ganz Elſaß, ſo weit es Oeſtreichs geweſen, den Sundgau und die wichtigen Feſtungen Breiſach und Philippsburg erhielt, und außerdem die Deutſchen zwang, mehrere Feſtungen am Oberrhein niederzureißen und zu verſprechen, daß zwiſchen Baſel und Philippsburg keine neuen Feſtungen angelegt werden ſollten, damit die franzöſiſchen Heere immer den freien Weg in das deutſche Land fänden. Durch dieſen Frieden fielen die Vormauern des ſüdlichen Deutſchlands größtentheils in des Erbfeindes Hand. Die franzöſiſchen Geſandten jubelten laut, daß Frankreich noch nie einen ſo vortheilhaften Frieden geſchloſſen habe.

2) Schweden, welches auch große Forderungen gemacht hatte, aber an dem ſtolzen und wenig gewandten Johann Oxenſtierna, des großen Reichskanzlers Sohne, und dem beſtechlichen Rathe Adler Salvius, nicht die beſten Vertreter fand, begnügte ſich mit Vorpommern und Stettin, nebſt der Inſel Rügen, der Stadt Wismar in Meklenburg, und den Bisthümern Bremen und Verden an der Weſer; Ländern, die zum Theil arm waren und zerſtreut lagen. Auch hat Schweden von ihrem Beſitze keinen Mißbrauch gegen unſer Vaterland gemacht. Zum Erſatz der Kriegskoſten wurden den Schweden noch 5 Millionen Thaler zugeſagt, die das ausgeſogene Reich aufbringen ſollte.

3) Der Churfürſt von Brandenburg, welcher auf das ganze pommerſche Land gegründete Anſprüche hatte, erhielt Hinterpommern, und zur Entſchädigung für Vorpommern das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberſtadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürſtenthümer.

4) Meklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

5) Heſſen-Kaſſel, welches von Anfang an unveränderlich an Schweden gehalten hatte, und deſſen kluge und ſchöne Landgräfin Amalie Aller Herzen zu gewinnen wußte, erhielt durch ſchwediſche und franzöſiſche Vermittelung, obgleich es nichts verloren hatte, die Abtei Hersfeld und einen Theil der Grafſchaft Schaumburg und 600,000 Reichsthaler.

6) Braunſchweig-Lüneburg, welches Anſprüche auf Magdeburg und Minden, und nachher auf das Bisthum Osnabrück machte, erhielt das Recht, daß abwechſelnd mit einem katholiſchen Biſchofe einer ſeiner Prinzen dieſes letzte Land beſitzen ſolle.

7) Der älteſte Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, Karl Ludwig, (Friedrich ſelbſt war dreizehn Tage nach dem Könige Guſtav Adolph geſtorben), erhielt ſeine Erbländer wieder bis auf die Oberpfalz, die der Churfürſt von Baiern behielt; und da dieſer auch die alte pfälziſche Churwürde, die fünfte, mit ihren Rechten, nicht wieder abgeben wollte, ſo wurde für Pfalz eine achte Chur errichtet.

8) Sehr ſchwierig und lang waren die Verhandlungen wegen der Religionsſachen in Deutſchland. Die Proteſtanten verlangten, außer ihrer eigenen Religionsfreiheit, auch die für die proteſtantiſchen Unterthanen des Kaiſers; und hierzu war derſelbe auf keine Weiſe zu bewegen. Man mußte ſich alſo auf das Reich beſchränken und für dieſes wurde endlich, nach halbjährigem Streite, der Paſſauer Religions-Friede als Grundlage von Neuem feſtgeſetzt, und ausgemacht, daß die Proteſtanten alle die Güter und Kirchen behalten ſollten, die ſie im Jahre 1624 beſaßen. Man nennt dieſes Jahr das Normaljahr, und es war alſo von dem, die Gemüther erbitternden, Reſtitutionsedicte nicht ferner die Rede. Die Proteſtanten behielten demnach die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen; die Bisthümer Lübeck, Osnabrück (abwechſelnd), Halberſtadt, Verden, Meißen, Naumburg, Merſeburg, Lebus, Brandenburg, Havelberg, Minden, Kamin, Schwerin und Ratzeburg; die Abteien Hirſchfeld, Walkenried, Gandersheim, Quedlinburg; Hervorden und Gernrode. Es wurde außerdem als gerecht und billig angenommen, daß kein Landesherr ſeine Unterthanen, welche ſich zu einer andern Kirche, als er ſelbſt, bekennen, drücken ſolle. Und in Abſicht des Reichskammergerichts wurde beſtimmt, daß die Zahl der Räthe und Beiſitzer von beiden Religionsparteien gleich ſeyn ſollten. — Durch dieſe Beſtimmungen iſt der weſtphäliſche Friede Grundgeſetz für das deutſche Reich geworden, und obgleich nicht aller Streit und alle Unzufriedenheit auf einmal ein Ende nahmen, ſo wurden doch die Gemüther von nun an beruhigter. Der Haß ſchwand, die Duldung pflanzte ſich mit milder Gewalt immer tiefer in die Herzen ein, und man gewöhnte ſich allmälig wieder, in dem anders Glaubenden den Menſchen, den Deutſchen, den Stammesbruder, ja auch den Chriſten zu erblicken. Es ward immer mehr in den Beſſeren aller Parteien die Einſicht lebendig, daß das Geheimniß des Glaubens unſichtbar in eines jeglichen Bruſt ruhe, unzugänglich jedem fremden Blicke, und daher ein Heiligthum, welches dieſer mit vorſchnellem Urtheile nicht entweihen dürfe. Und wenn ein Jeder auch mit ganzer Seele

an der Kirche hing, in welcher er geboren und aufgewachſen war, und welche ſich, einer theuren Heimath gleich, durch alle Gewalt des früheſten Eindrucks, durch allen Zauber unbegreiflicher Ahnungen, durch die Kraft der Gemeinſchaftlichkeit und Gewohnheit, des jugendlichen Gemüths bemeiſtert hatte, ſo hielt er es doch für ein ſtrafwürdiges Unrecht, dem Glauben der Andersdenkenden Gewalt anzuthun. Die Religionsverſchiedenheit ſtand bald nicht mehr als eine ſchroffe Scheidewand zwiſchen den deutſchen Stämmen; und in dieſer Hinſicht möchte der weſtphäliſche Friede, welcher die äußere Ordnung in Kirchenſachen geſetzlich beſtimmt hat, leicht das meiſte Lob verdienen.

9) Ueber die Hoheitsrechte der Fürſten und das Verhältniß der Stände des Reiches zum Kaiſer enthielt der weſtphäliſche Friede ſolche Beſtimmungen, welche das, im Laufe der Zeiten immer ſchwächer gewordene, Band des Ganzen noch lockerer machen mußten. Auch in früheren Zeiten hatte die Verfaſſung des Reiches viele Mängel: Unordnung, Mißbrauch der Gewalt gegen das Geſetz, ja ein ganzes Zeitalter, in welchem die Gewalt mehr vermochte, als das Recht, zeugten von denſelben. Dabei ſchien der Mangel feſter, geſchriebener Geſetze eine Haupturſache jener Unordnungen zu ſeyn; und ſchon ſeit der goldenen Bulle ſtrebte man immer mehr, der deutſchen Verfaſſung durch Reichsgeſetze eine beſtimmtere Geſtalt zu geben. Allein dafür war in den früheren Zeiten ein Band, welches ſelbſt in der Unordnung feſter zuſammenhielt, als das geſchriebene Wort: das war die uralte deutſche Sinnesart, die Treue des Gemüths, der Widerwille gegen das Fremde, die heilige Ehrfurcht vor der kaiſerlichen Majeſtät, welche durch den Glauben, daß die Würde des deutſchen Kaiſers von Gott ſelbſt, als göttliche Wohlthat, abſtamme, — wie die Fürſten ſich in mehreren Urkunden ſelber ausdrücken, — die Geiſter beherrſchte; es war ferner die, auf die alten Sitten und Gewohnheiten ſich ſtützende, aus dem Grundweſen des Volks hervorgewachſene Lehnsverfaſſung, die bei allen Mängeln doch ein feſtes Gewebe um die Theile des Reiches ſchlang. Wenn in älterer Zeit der Fürſt, die Großen und das Volk ſich verſammelten, ſpäter wenigſtens der Kaiſer mit den Reichsfürſten auf den Reichstagen zuſammenkam, da wurde die Noth des Augenblicks durch ſchnellen Rathſchluß, durch die Kraft des lebendigen Wortes und Blickes, gehoben, und wenn auch Mißhelligkeiten Statt gefunden hatten, ſo verſöhnte die tägliche Nähe, die Verſtändigung durch Blick und Rede, das perſönliche Zutrauen, welches ſich zwiſchen Einzelnen friſch erzeugte, die Gemüther wieder. Zugleich wirkte die Nähe kaiſerlicher Hoheit und die Ehrfurcht, welche ihr die Gutgeſinnten bewieſen, wohlthätig für die Erhaltung des Gefühles in Allen; das Reich der Deutſchen ſey, wenn auch in viele Theile getheilt, doch ein Einiges und Ganzes durch ſeinen Kaiſer; er ſtelle daſſelbe dar

und ſchütze deſſen Ehre durch ſein hohes Anſehen in der ganzen Chriſtenheit.

Nun war aber, wie wir wiſſen, ſchon längſt die Zeit gekommen, da die Fürſten ſelten perſönlich zuſammentraten; ſie ſchickten zu den Reichstagen nur Geſandte oder ihr ſchriftliches Wort. Die Verhandlungen zogen ſich in die Länge, oft über Kleinigkeiten; der kräftige, gemeinſame Entſchluß wurde höchſtens durch eine große Noth herbeigeführt, und die Einzelnen verfolgten ihre eigenen Wege. Doch war dieſer Zuſtand noch nicht durch die Geſetze des Reichs gebilligt; durch den weſtphäliſchen Frieden aber wurde die Unabhängigkeit der Fürſten geſetzlich gemacht. Sie erhielten die volle Landeshoheit und das Recht, Krieg und Frieden zu beſchließen, und Bündniſſe, ſowohl untereinander, als mit Fremden, zu machen, wenn ſie nur nicht zum Schaden des Reiches ſeyen. Aber wie wenig mochte dieſes Wort verhindern? Denn wenn von nun an auch ein Reichsglied, mit Fremden in Bündniß tretend, des Kaiſers Feind wurde, ſo diente als Vorwand, es ſey zu des Reiches Beſten gemeint, um ſein Recht und die deutſche Freiheit nicht untergehen zu laſſen.

Und damit ſolcher Vorwand bei jedem Anlaß mit dem Scheine Rechtens genommen werden könne, ſetzen ſich die Fremden ſelbſt zu deutſchen Reichshütern; Frankreich und Schweden warfen ſich zu Bürgen der deutſchen Verfaſſung und alles deſſen, was in dem Frieden zu Münſter und Osnabrück beſchloſſen wurde, auf.

Uebrigens wurde das, bis dahin noch ſchwankende, Verhältniß der Reichsſtädte dahin feſtgeſtellt, daß auch ſie eine entſcheidende Stimme auf den Reichstagen haben ſollten, ſo daß es nun 3 Kollegien, das der Churfürſten, der Fürſten und der Städte, mit gleichem Stimmrechte, gab.

10) Die franzöſiſche Liſt trennte durch einen Artikel des weſtphäliſchen Friedens auch die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft vom deutſchen Reiche, indem ſie als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde. Zwar hatte ſie ſchon lange nicht mehr die alte Reichspflicht geleiſtet, allein die Trennung war niemals geſetzlich ausgeſprochen, und daher die Rückkehr leichter, wenn in den Stammesgenoſſen das Gefühl erwachte, daß ſie auch natürliche Genoſſen unſeres Bundes ſeyen.

11) Und wie mit der Schweiz eine feſte Gränzmauer des Reiches im Südweſten weggeriſſen war, ſo fiel eine andere im Nordweſten ab, indem Spnien in dieſem Frieden die Unabhängigkeit der Niederländer anerkannte, und Deutſchland ſie der Reichspflicht entließ. Sie gehörten gleichfalls urſprünglich zu unſerm Stamme und ſeit Kaiſer Karl V. zu unſerem Bunde, und beherrſchten die Mündungen des vaterländiſchen Rheines. Von ihrem Lande aus mochte ein Feind eben ſo leicht in das nördliche Deutſchland einbrechen, wie von der Schweiz aus in das ſüdliche.

Mit Sorge und großer Anſtrengung war das verflochtene Friedenswerk zu Stande gebracht; langſam und durch neue Opfer nur konnte es ausgeführt werden. Die Franzoſen wollten aus den eroberten Feſtungen nicht weichen, bis jede kleinſte Bedingung erfüllt war, und die Schweden blieben noch zwei Jahre in Deutſchland, in ſieben Kreiſen des Reichs vertheilt, bis ſie die fünf Millionen als Koſtenerſatz, die nur mit Mühe aus den verarmten Ländern zuſammengepreßt werden konnten, erhalten hatten. Man hat berechnet, daß in dieſen zwei Jahren ein jeder Tag an Unterhaltung der fremden Krieger dem Reiche noch 170,000 Thaler gekoſtet habe. Im Bisthum Münſter brandſchatzten einige ſchwediſche Regimenter noch 6 Jahre nach dem Frieden das Land, und der Herzog Karl von Lothringen, den die Franzoſen aus ſeinem Lande vertrieben hatten, hielt noch lange mehrere deutſche Feſtungen am Rheine feindlich beſetzt.

Der große ſchwere Krampf konnte nur in langſamen Zuckungen endigen.

Literatur des VII. Zeitraums.

In dem erſten Abſchnitte dieſes Zeitraumes:

von 1648—1740,

erhebt ſich die Geſchichtſchreibung in Deutſchland keinesweges zur Kunſt; ſie begnügt ſich mit der Sammlung öffentlicher Aktenſtücke, welche in ungeheuren Maſſen zuſammengehäuft werden, und mit der Lebensbeſchreibung der Kaiſer, welche meiſtentheils ſchwülſtige Lobpreiſungen ſind. Eine kritiſche Sichtung des Materials und Verarbeitung deſſelben von einem höheren Standpunkte aus, iſt nicht zu finden. Bei den Franzoſen iſt wenigſtens in den vielen Memoiren aus Ludwigs XIV. Zeit ein Eingehen in den feineren Zuſammenhang des politiſchen Gewebes und ein Erforſchen des Individuellen ſichtbar.

Zu den Sammlungen öffentlicher Verhandlungen und politiſcher Nachrichten gehören:

1. Deutſche Reichskanzlei von 1657 bis 1714.

2. Diarium Europaeum von 1659—1681. 45 Tom.

3. Sylloge publicorum negotiorum von Lünig (ſt. 1740) von 1674—97.

4. Europäiſche Staatskanzlei, angef. von Ch. Leucht, fortgeſ. von Ant. Faber und Joh. Konr. König; von 1697—1760. 115 Bde. Weiter fortgeſ. von Faber als neue Europ. Stskzl. von 1761—83. 17 Bde.

5. Europäiſche Fama, von 1703—34, 360 Hefte in 30 Bdn.; und Neue europ. Fama von 1735—56, 192 Hefte in 17 Bdn.

6. Mercure historique et politique, angef. von Gotien Sandras., Tom. 1. Parma 1686; ſeit 1688 im Haag, bis 1782; über 200 Bde.

7. Kaiſer Leopolds I. Geſchichte haben im guten hiſtoriſchen Style italieniſch geſchrieben: Galeazzo Gualdi, Bapt. Comazzi und Joſ. Maria Reina;

unter den Deutſchen: Joh. Jak. Schmauß, Karl Burch. Menken, Euchar. Gottl. Rink, und am beſten Franz Wagner, aber nur bis 1689, letzterer lateiniſch.

8. Wichtig ſind Samuel v. Puffendorfs: Res gestae Frid. Guil. Magni, Elect. Brand. Berlin 1695. Dann Lips. et Berol. 1733.

9. Camill. Contarinus Geſch. des Türkenkrieges von 1683. Venedig 1710; ital. geſchrieben.

10. Für Ludwigs XIV. Zeit, welche ſo einflußreich für Deutſchland, ſind klaſſiſch: Oeuvres de Louis D. de St. Simon. 13 Voll.

11. Kaiſer Joſephs I. Leben haben beſchrieben: Fr. Wagner, Zſchackwitz, Rink und Herchenhahn;

12. Kaiſer Karls VI. Leben: Zſchackwitz, Schwarz, Schmauß und Schirach.

Für die Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekrieges iſt Hauptwerk:

13. De Lamberty Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle; von 1700—1718, Haag, 14 Voll.; auch:

14. Geſchichte des ſpan. Erbf.-Kr. von zwei anonymen Verf., eine franzöſiſche zu Köln 1708, die andere engliſch, London 1707.

15. Mémoires du Prince Eugène de Savoye, écrits par lui-même. Weimar 1810.

16. Memoirs of J. Duke of Marlborough, by W. Coxe. 1820. 6 Voll.

Die großartigen Begebenheiten des Zeitraumes von 1740 bis 1789, beſonders des ſiebenjährigen Krieges, und die Begeiſterung, welche Friedrich der Große ſeinen Zeitgenoſſen einflößt, wecken auch den Geiſt der Geſchichtsſchreibung, welcher, wenn auch nicht Erzeugniſſe des erſten Ranges, doch ſicher des zweiten, hervorbringt. Der große König ſelbſt widmet der Beſchreibung ſeiner Zeit und ſeiner eigenen Thaten ſeine Feder.

17. Fried. II. Histoire de mon tems und Hist. de la guerre de sept ans, ſo wie die übrigen, die Geſchichte und die Politik betreffenden, Schriften unter ſeinen Werken; endlich auch ſein Briefwechſel mit vielen ausgezeichneten Perſonen, — ſind wichtige Dokumente für die Geſchichte.

18. Die Zeit des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges hat beſonders behandelt: Adelung in der Staatsgeſchichte von Europa von 1740—48. Gotha. 6 Bde.

Die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges behandeln folgende Werke:

19. Deutſche Kriegskanzlei von 1757—63. 18 Bde.

20. Beiträge zur neueren Staats- und Kriegs-Geſchichte von 1756—62. 13 Bde.

21. Lloyd's Geſch. des letzten Krieges in Deutſchl., aus dem Engl. von Tempelhof, 5 Bde.

22. Archenholz Geſch. des 7jähr. Kr. 2 Bde.

23. v. Retzow Charakteriſtik der wicht. Ereigniſſe des 7jähr. Kr. 2 Bde.

24. v. Mauvillon Geſch. des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. 1790.

25. Feldzüge der alliirten Armee von 1757—62, aus dem Tagebuche des Generalmaj v. Rheden. 1805.

26. Ausführliche Beſchreibung der Schlacht bei Kunersdorf von Kriele, Prediger zu Kunersdorf. Berlin 1801.

27. Friedrich II. Lebensgeſchichte iſt von ſehr vielen Schriftſtellern behandelt, z. B. Köſter, Seiffart, Zimmermann, Funke, Garve, Stein, Thibault, Förſter, Preuß u. a., Anekdoten aus Friedr. Leben ſind geſammelt von Nikolai.

Die Staatsſchriften dieſer Zeit hat geſammelt:

28. Der Graf von Herzberg in ſeinem: Recueil des déductions,

manifestes, déclarations, traités etc. publiés par la Cour de Prusse depuis l'année 1756—90. 3 Tom.

Die Zeit nach dem ſiebenjährigen Kriege behandelt:

29. Manſo in ſeiner: „Geſch. des preuß. Staates vom Hubertusburger Frieden bis zur zweiten Pariſer Abkunft," 3 Bde., auf pragmatiſche Weiſe.

Sehr wichtig für die letzte Zeit Friedrichs des Großen und die Geſchichte Deutſchlands zur Zeit der franz. Revolutionskriege iſt das treffliche, mit ſtrenger Wahrheitsliebe geſchriebene Werk:

30. Chr. Wilh. Dohm Denkwürdigkeiten meiner Zeit, 1778—1806. 5 Bde.

Zu bemerken für das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts ſind noch mehrere politiſche Zeitſchriften, welche den Gang der Begebenheiten erzählend und beurtheilend verfolgen und zum Theil bis jetzt fortdauern, z. B.

31. Ant. Fr. Büſching — Magazin für Geſchichte und Geographie, 1767—81. Hamb. 15 Bde. und Halle 1781—93, bis Bd. 23.

32. Schlözers hiſtoriſcher Briefwechſel von 1775—82, 10 Bde.; und Staatsanzeigen 1782—93. 18 Bde.

33. Schirachs polit. Journal ſeit 1781 bis 1804, fortgeſetzt von deſſen Sohne; bis jetzt.

34. Archenholz — Minerva von 1792 bis 1809, von da fortgeſetzt v. Alex. Bran bis jetzt.

35. Girtanners polit. Annalen 1793 und 94.

36. Poſſelt — Europ. Annalen, 1795—1804, dann von verſch. Verf. bis jetzt.

37. Jahrbücher der preuß. Monarchie unter Friedr. Wilh. III. 1798—1801.

Im 19ten Jahrhundert ſind erſt angefangen:

38. Die Zeiten von Chr. Dan. Voß, 1805—20.

39. Bredow — Chronik des 19ten Jahrhunderts, 1801—8, fortgeſ. von Venturini als Geſchichte unſerer Zeit von 1809 bis jetzt.

Die Geſchichte der franz. Revolution haben, außer den franz. Schriftſtellern: Bertrand de Molleville, Necker, Desodoards, Bouillé, Pages, Toulongeon, Bailly, Papon, Mignet, Prudhomme, Thiers und vielen andern, unter den Deutſchen behandelt:

40. Girtanner — Hiſtor. Nachrichten über die franz. Revol., fortgeſ. von Buchholz. 17 Bde.

41. v. Eggers — Denkwürd. der franz. Revol. 6 Bde.

42. J. G. Eichhorn — Die franz. Revolution in einer Ueberſicht. 2 Bde.

43. Rehberg — Unterſ. über die franz. Revol. nebſt kritiſchen Nachrichten über deren merkwürd. Schriften.

Ueber die franz. Revolutionskriege handeln viele Schriften, unter andern:

44. Scharnhorſt — Militäriſche Denkwürdigkeiten unſerer Zeit während der franz. Rev.-Kriege. 6 Bde.

45. (Erzherz. Karl von Oeſtreich,) Geſch. des Feldzuges von 1799 in Deutſchland und in der Schweiz. 2 Bde.

Ueber die Friedensunterhandlungen in Raſtadt:

46. (C. L. v. Haller) Geh. Geſch. der Raſtadter Friedens-Unterhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieſer Zeit. Germanien. 6 Bde.

47. Münch v. Bellinghauſen — Protokoll der Reichsfriedensdeputation zu Raſtadt mit den Originalien genau verglichen, mit Anmerk. 6 Bde.

Die Kriege im 19ten Jahrhundert:

48. H. v. Bülow — Der Feldzug von 1805, militäriſch und politiſch betrachtet. 2 Bde.

49. Die Schlacht bei Auſterlitz von einem Offizier als Augenzeugen.

50.* K. v. Plotho — Tagebuch während der Kriegsoperationen in den J. 1806 und 7.

51. v. Valentini — Verſuch einer Geſchichte des Feldzugs von 1809.

52. v. Hormayr — Das Heer von Innerőſtreich im Kriege von 1809. in Italien, Tyrol und Ungarn, aus offiziellen Quellen.

53. Bertholdy — Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809.

54. Geſch. Andr. Hofers aus Orig. = Quellen. Lpzg. und Altbr. 1817.

55. L. Lüders — Frankreich und Rußland im Kampfe von 1812. — Außerdem haben dieſen Krieg beſchrieben v. Liebenſtein, Röder von Bomsdorf und v. Odeleben; unter den Franzoſen Labaume, Chambray, Segur u. A.

56. v. Plotho — Der Krieg in Deutſchland und Frankreich 1813 — 15. — Bis zum Waffenſtillſtande im Juni 1813 haben dieſen Krieg auch beſchrieben: L. v. W. (General von Müffling,) und Gen. v. Gneiſenau.

57. v. Odeleben — Napoleons Feldzug in Sachſen im Jahre 1813. (Augenzeuge in Napoleons Hauptquartier.)

58. F. Aſter — Die Schlacht bei Leipzig, mit Planen. (Außerdem viele andere Schriften.)

59. Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Frhrn. v. Stein. 1814.

60. L. v. W. (Gen. Müffling.) Geſch. des Feldzuges der Armeen unter Wellington und Blücher 1815.

61. F. Förſter — Der Feldmarſchall Blücher und ſeine Umgebungen. 1821.

62. F. Saalfeld — Geſchichte Napoleon Bonaparte's. 2 Theile. — Außerdem ſchrieben über Napoleons Leben: Schütz, Aretin, die Franzoſen: Gourgaud, Montholon, Las Cases, Fain, Fleury de Chabulon u. A.

63. Klüber — Ueberſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des Wiener Kongreſſes. 1816.

64. Protokolle der deutſchen Bundesverſammlung 1816 ff.

65. G. v. Meyer — Repertorium zu den Verhandlungen der deutſchen Bundesverſammlung 1822.

In der neueſten Zeit iſt der Sinn für Geſchichtsforſchung ſehr geweckt, und es iſt viel Fleiß auf die Bearbeitung der Quellenſchriftſteller des Mittelalters verwendet; mehrere derſelben ſind einzeln herausgegeben. Das großartigſte Unternehmen aber, welches jemals für unſere Geſchichte begonnen iſt, und deſſen Durchführung uns eine vollſtändige Quellenliteratur des Mittelalters verſchaffen wird iſt die Sammlung, welche die von dem Freiherrn v. Stein geſtiftete Frankfurter Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde herausgiebt, unter dem Titel: Monumenta Germaniae historica ed. G. H. Pertz.

Unter den größeren Bearbeitungen der geſammten deutſchen Geſchichte ſind die älteren:

1. Von Ign. Schmidt, fortgeſ. von Milbiller und Dreſch, 24 Bde; und

2. von Heinrich, 3 Bde;

und unter den neueren:

3. von Adolph Menzel, in 8 Bdn. bis auf die Reformation, und von da an Neuere Geſch. der Deutſchen, bis jetzt 9 Bde.

4. von Luden, Geſch. des deutſchen Volks, bis jetzt 12 Bde. — die vorzüglichſten.

Siebenter Zeitraum.

Von dem weſtphäliſchen Frieden bis auf die neueſten Zeiten.

179. Allgemeine Bemerkungen.

Es bedarf nicht vieler Worte, um den zerſchlagenen Zuſtand des Vaterlandes nach ſo verheerendem Kriege, welcher mehr als ein halbes Menſchenalter gedauert hatte, zu ſchildern. Zwei Drittheile der Einwohner waren zu Grunde gegangen, weniger durch das Schwert, als durch die langſamer und qualvoller zehrenden Uebel, welche in des Krieges Gefolge ziehen: Seuchen, Peſt, Hungersnoth, Schrecken und Verzweiflung. Der Tod in der Schlacht iſt des Krieges Unglück nicht; ſolcher Tod iſt oft der ſchönſte, weil er den Mann, im Augenblicke der Begeiſterung und des herrlichſten Lebensgefühles, ohne die kalten Schauer langſamer Annäherung, fortrafft; aber das iſt der Fluch des Krieges, daß ſeine Gräuel die Gemüther der Nichtkämpfenden, der Greiſe und Weiber und Kinder, ſowohl durch wirkliche Noth, als durch die lähmende Angſt vor der noch kommenden, verfinſtern, und alle Freudigkeit und Zuverſicht des Lebens hinwegnehmen. Der junge Keim der neuen Geſchlechter wird im Entſtehen vergiftet, und kann nur ein kränkelndes Zeitalter, ohne Kraft und Muth, hervorbringen.

Dennoch bewährte ſich die deutſche Tüchtigkeit auch in dieſer Zeit durch ein verhältnißmäßig ſchnelles Ermannen. Dieſes zeigte ſich in ſittlicher Hinſicht in einem tiefen Ernſte, der auf das gänzlich losgebundene Leben folgte, wie denn gerade die Endpunkte ſich oftmals berühren. Die Sittenverwilderung, theils in den Kriegern, welche aus dem Feldlager nach Hauſe kehrten, theils in der wüſt aufgewachſenen Jugend, nöthigte die Fürſten, viele Sorge auf Kirchen- und Schulanſtalten zu wenden, und ſolche Sorge trägt immer hundertfältige Zinſen. — So wie die Thätigkeit der Menſchen wieder erwachte, ſo lebte vor Allem der Landbau ſo ſchnell wieder auf, daß kaum ein größeres Beiſpiel des deutſchen Fleißes zu finden iſt. Grundſtücke waren ſehr wohlfeil, denn ſo viele Tauſende von Beſitzern waren ausgeſtorben; die Volkskraft wendete ſich ganz vorzüglich auf den Ackerbau; bald blüheten die Felder wieder und die Dörfer erhoben ſich aus der Aſche. Schon 12 Jahre nach dem Kriege fand unter andern ein franzöſiſcher Marſchall die

Pfalz, die er im Kriege verwüſtet geſehen, wiederum blühend. Es kam auch bald die Zeit, da die Menſchenrechte in dem Bauernſtande beſſer erkannt und die härteren Formen der Leibeigenſchaft nach und nach in gelindere umgewandelt, bis ſie endlich faſt überall ganz gelöſt wurden. Und da die geſunde Lebenskraft für ein Volk am meiſten aus der mütterlichen Erde aufgeht, wenn es ihr ſeine Sorge widmet, ſo hätte auch aus dem, zu einfacher Lebensweiſe zurückgekehrten, dünnwohnenden Geſchlechte von Ackerbauern ein neues, herrliches Deutſchland aufblühen können. Allein dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung, durch viele tiefliegende, allgemeine Urſachen.

Zuerſt ſtand der Verfall der Städte doch in zu großem Widerſpruch mit dem Wiederaufleben des Landbaues. Das ſtädtiſche Leben war in ſeinen beſten Nerven gelähmt und zerrüttet; vorzüglich, wie ſchon früher entwickelt iſt, durch den veränderten Welthandel; doch ging die Abnahme nur allmälig bis zum dreißjährigen Kriege. Noch kurz vor demſelben gibt ein auswärtiger Schriftſteller der deutſchen Nation den Rang vor allen übrigen in der Größe und Menge der Städte, in ihrem Kunſtfleiß, und in der Geſchicklichkeit ihrer Künſtler und Handwerker. Dieſe wurden nach allen Ländern Europa's berufen. Die geſchickteſten Goldſchmiede, Uhrmacher, Schreiner, ja ſelbſt Maler, Bildhauer und Kupferſtecher waren unter andern zu Venedig noch am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts meiſtens Deutſche oder Niederländer. Aus dem Anfange jenes Jahrhunderts aber dürfen nur die berühmten Maler: Albrecht Dürer, Hans Holbein und Lukas Kranach genannt werden, um eine hohe Blüthe der Kunſt in den deutſchen Städten zu bezeichnen. Der dreißigjährige Krieg aber hatte die Kraft der Städte völlig gebrochen. Viele, die ſonſt blühend und frei waren, lagen in der Aſche, die übrigen waren größtentheils von Menſchen entblößt, und die großen Gewerke, durch welche Deutſchland alle anderen Länder übertraf, lagen durch den Verluſt der Arbeiter darnieder. Auf einem Hanſetage zu Lübeck im J. 1630 erklärten faſt ſämmtliche noch übrig gebliebene Hanſeſtädte, daß ſie die Koſten des Bundes nicht mehr aufzubringen vermöchten. — Die neue arme Zeit konnte durch Mäßigung und Arbeit wohl Vieles erſetzen, aber der alte Glanz und die alte Freudigkeit waren dahin und kamen nimmer wieder. Das Arbeitſelige und Mühſelige ſtand, wie ein Schriftſteller ſagt, den folgenden Zeiten auf der Stirne geſchrieben. Viele der Städte mußten ſich nun, halb frei, halb durch die Noth der Zeit gezwungen, den Fürſten unterwerfen, wie denn z. B. 1661 der Biſchof Chriſtoph von Gahlen ſich der Stadt Münſter, 1664 der Churfürſt von Mainz der Stadt Erfurt, 1666 der Churfürſt von Brandenburg der Stadt Magdeburg und 1671 die Herzöge von Braunſchweig der Stadt Braunſchweig bemächtigten; und die noch den Namen der freien Reichsſtädte

behielten, wie dürftig und armſelig haben die meiſten von ihnen ſich hingeſchleppt, bis ſie in der neueſten Zeit gleichfalls ihre Unmittelbarkeit verloren haben?

Auch die Herrlichkeit des Adels war verſchwunden. Seit er nicht mehr den eigentlichen Kriegerſtand bildete und durch ritterliche Waffentüchtigkeit der Nation voranleuchtete; ſeit ſeine Selbſtſtändigkeit aufgehört und das abhängige Leben an Höfen, oder das unthätige in beſtimmungsloſer Zurückgezogenheit auf ſeinen Gütern ſeine Kräfte gelähmt hatte; ſeit die Nachahmung fremder Sitten und Sprache, ſeit Weichlichkeit und Zierlichkeit an die Stelle der alten Mannhaftigkeit traten, da ging die alte Bedeutung des Adels verloren; und ſo fehlten von nun an zwei weſentliche Glieder in der Reihe der Erſcheinungen, welche dem Mittelalter, bei allen ſeinen Mängeln, doch den eigenthümlichen Glanz der Kraft, der Hoheit, des Außerordentlichen in der Geſchichte gegeben hatten.

Auch in den andern Ländern Europa's ſind in den letzten Jahrhunderten ähnliche Veränderungen vorgegangen, und das, was das Mittelalter auszeichnete, hat einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen müſſen. Allein bei den meiſten übrigen bot dagegen ein reich aufblühender Handel den Erſatz dar, indem er die Mittel gewährte, die einem Volke ein freudiges Gefühl des Wohlſtandes und der Entwickelung aller Kräfte geben können. Deutſchland aber war in dieſer Hinſicht gelähmt; der Antheil, den einzelne wenige Städte noch an dem Welthandel behielten, konnte dem Ganzen keinen Erſatz geben; und anſtatt durch beſonnene Rückkehr zu derjenigen Einfachheit des Lebens, welche den Ackerbau treibenden Völkern eigenthümlich ſeyn muß, der allmäligen Verarmung entgegen zu arbeiten, überließ man ſich in ſteigendem Fortſchritte dem Luxus und lieferte das durch Ackerbau und Kunſtfleiß mühſam erworbene Gut für ausländiſche, aus allen Welttheilen zuſammengeſuchte, Waaren den ſeehandelnden Nationen in die Hände. So reich iſt unſer Vaterland nicht an Fruchtbarkeit des Bodens und Mannigfaltigkeit ſeiner Erzeugniſſe, daß es dem Koſtbarſten, was alle Welttheile hervorbringen, das Gleichgewicht halten könnte. Der Luxus aber, die Begierde nach ſinnlichen Genüſſen aller Art, kennt kein Maaß und kein Ziel, wenn er einmal die Herrſchaft gewonnen hat.

Er kam nicht aus unſerer Natur hervor, ſondern iſt uns von den Fremden eingeimpft worden, welche wir nur zu ſehr, ſelbſt in ihren Entartungen, nachgeahmt haben. Die Reiſen in das Ausland, beſonders nach Frankreich und ſeiner Hauptſtadt; die Nachahmung franzöſiſcher Moden und Sitten, ja Unſittlichkeit; das Verpflanzen franzöſiſcher Lehrmeiſter und Erzieherinnen in die Mitte deutſcher Familien; die Verachtung der eigenen guten, treuen Sprache; die Verehrung der fremden, oberflächlichen Philoſpophie, welche der ernſten Anſicht des Lebens mit ſeinen Pflichten, der Reli-

gion, der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo ſehr entgegen war, — alle dieſe Uebel, welche zuerſt die höheren Stände der Geſellſchaft und bald auch die mittleren ergriffen, ſie haben den größeren Theil des Zeitraumes hindurch, den wir jetzt anfangen, den nachtheiligſten Einfluß auf den äußern wie innern Zuſtand des deutſchen Volkes gehabt.

Doch wollen wir nicht verkennen, daß aus unſerer Verbindung mit den Fremden auch viel Gutes für unſere allgemeine Bildung gewonnen iſt, und daß überhaupt der Gang der neueren Geſchichte unverkennbar die Beſtimmung gehabt hat, alle chriſtlichen Völker zu immer engerer und lebendigerer Wechſelwirkung zu führen. Beſonders iſt uns Deutſchen, die wir in die Mitte zwiſchen die Hauptvölker Europa's geſtellt ſind, die größte Empfänglichkeit des Sinnes von der Natur eingepflanzt. Wir möchten alles Vorzügliche im ganzen Kreiſe menſchlicher Thätigkeit und Bildung kennen lernen und das Kennengelernte uns zu eigen machen. Univerſalität der Bildung, wie man es kunſtgerecht nennt, iſt immer mehr der Deutſchen Ziel und Streben geworden, und die Eigenthümlichkeit unſer Verfaſſung hat dieſes Streben weſentlich unterſtützt. Bei andern Völkern, die ein geſchloſſenes Reich bildeten, hat die allgemeine Hauptſtadt meiſtentheils für das, was als wahr, als ſchön und anmuthig gelten ſollte, ihre Geſetze gegeben; die Bildung erhielt nach und nach feſtſtehende Formen und konnte nicht ohne Einſeitigkeit bleiben. In Deutſchland hingegen erhielt ſich in Wiſſenſchaft und Kunſt das rege Leben eines Freiſtaates; die größeren und kleineren Regierungen wetteiferten, ſie zu befördern; keine Stadt und kein Einzelner konnten Geſetze geben; es galt kein Anſehen der Perſon, ſondern das in ſich Gediegene konnte, wenn auch nicht immer ſogleich und in der Nähe, doch ſicher im Laufe der Zeit auf Anerkennung rechnen. So iſt es dahin gekommen, daß an umfaſſender Bildung wohl kein Volk der Erde ſich mit dem deutſchen vergleichen kann. — Doch liegt gerade auch hier die größte Gefahr der Verirrung. Es iſt dem Menſchengeſchlechte nichts ſchwerer, als zwiſchen den mannigfaltigen Abwegen die rechte Mitte zu halten, Aufklärung und Verfeinerung mit religiöſer und ſittlicher Strenge, den offenen Sinn für alles Gediegene, wo es ſich auch findet, mit der Feſtigkeit einer eigenthümlichen, ſich ſtets treu bleibenden Weltanſicht, und die Selbſtſtändigkeit des freien Geiſtes mit Selbſtverleugnung und Hingebung des Gemüthes, zu vereinigen. Nichts deſto weniger iſt das Hinſtreben zu ſolchem gediegenen Gleichgewichte die wahre Lebensaufgabe für den Einzelnen, wie für ganze Völker, und namentlich iſt ſie die des deutſchen Volkes. Die vorliegende Periode wird uns zeigen, wie es ſich von dieſem Ziele bald weiter entfernt, bald demſelben wieder genähert hat; ſie wird uns überhaupt den

Wechſel des Auf- und Abſteigens, welcher das Loos des Erdenlebens iſt, in großen Zügen vor Augen ſtellen.

Auch in der äußeren Geſchichte unſeres Vaterlandes zeigt ſich dieſer Wechſel: glückliche und ruhige Zeiten wechſeln mit bedrängten; doch ſind die letzteren bis jetzt überwiegend geweſen. Keine Zeit unſerer Geſchichte iſt trüber, als die während der langen Regierung Ludwigs XIV. von Frankreich, und niemals hat ſich unſere politiſche Schwäche trauriger gezeigt, als gegen ſeine ehrgeizigen Anſtrengungen. — Die Zeit der Ruhe von ſeinem Tode bis zum öſtreichiſchen Erbfolge-Streite fing an die Künſte des Friedens aufzuwecken, aber ihr Keim wurde wieder gehemmt durch die Stürme jenes Streites und beſonders des ſiebenjährigen Krieges. Der fünf und zwanzigjährige Zwiſchenraum zwiſchen letzterem und der franzöſiſchen Revolution iſt der längſte Friedensſtand des vorigen Jahrhunderts geweſen und hat ein ſolches Leben und Regen aller Kräfte entwickelt, daß die gleich lange Zeit der neuen Kriegsſtürme und Drangſale, die der Revolution folgten, daſſelbe wohl hemmen, aber nicht unterdrücken konnte. — Möge der hierauf errungene Friedenszuſtand, der längſte ſeit zwei Jahrhunderten, noch recht lange dauern, die Wunden, welche dem Vaterlande geſchlagen ſind, vollſtändig heilen, und dem deutſchen Volke Ruhe gewähren, um ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit klar, feſt, gründlich und gleichmäßig auszubilden!

Der Kaiſer Ferdinand III. hat noch 9 Jahre nach dem weſtphäliſchen Frieden gelebt und mit billiger, kluger Geſinnung regiert. Die Ruhe Deutſchlands wurde unter ihm nicht weiter geſtört. Er bewirkte bei den deutſchen Fürſten, daß ſie ſeinen Sohn Ferdinand zum römiſchen Könige erwählten; leider aber ſtarb der junge, hoffnungsvolle Mann, auf den alle Augen mit freudiger Zuverſicht gerichtet waren, ſchon 1654 an den Blattern, und der Vater mußte ſeine Bewerbungen für ſeinen zweiten Sohn Leopold, welcher von weniger vorzüglichen Anlagen war, wiederum anfangen. Aber ehe ſie den erwünſchten Erfolg hervorgebracht hatten, ſtarb der Kaiſer den 2. April 1657.

120. Leopold I. 1658—1705.

Die Wahl des neuen Kaiſers fand Schwierigkeiten, weil Frankreich den Augenblick benutzen wollte, die Kaiſerwürde, nach der es lange geſtrebt, an ſich zu bringen. Wirklich gelang es ihm auch, die geiſtlichen Churfürſten am Rheine zu gewinnen, allein die weltlichen fühlten den Schimpf und den Schaden, den das Vaterland dadurch erleiden würde, und beſtanden auf der Wahl des öſtreichiſchen Erzherzogs Leopold, obwohl dieſer erſt 18 Jahr alt war. Sie kam den 18. Juli 1658 zu Frankfurt zu Stande. Dennoch

wußte der franzöſiſche Miniſter, Kardinal Mazarin, ſchon damals einen Bund zu Stande zu bringen, den man den Rheiniſchen Bund nannte, und der, wie es lautete, zur Aufrechthaltung des weſtphäliſchen Friedens, im Grunde aber gegen das Haus Oeſtreich, errichtet wurde. Die Theilnehmer des Bundes waren: Frankreich, Schweden, Mainz, Köln und Trier, der Biſchof von Münſter, Pfalz-Neuburg, Heſſen-Kaſſel und die 3 Herzöge von Braunſchweig-Lüneburg; eine ſonderbare Miſchung ſolcher, die noch eben als Feinde gegen einander geſtanden hatten, der geiſtlichen Churfürſten mit proteſtantiſchen Fürſten und den Schweden. Was aber Frankreich bei dieſem Bunde und ſeinem ganzen Verfahren gegen Deutſchland im Sinne gehabt, ſchildert ein einſichtsvoller Mann damaliger Zeit ſehr treffend: „Anſtatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, wie während des dreißigjährigen Krieges, ſchien es dem Franzoſen ein kürzerer Weg zu ſeyn, einige deutſche Fürſten, beſonders die am Rheinſtrom, durch einen Bund, und, wie man ſagt, auch durch einen jährlichen Sold, an ſich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als ſey er für Deutſchland ſehr beſorgt, damit die Fürſten glauben möchten, Frankreichs Freundſchaft gewähre ihnen einen beſſeren Schutz, als der Kaiſer und die Geſetze des Reichs. Daß auf dieſe Weiſe der gerade Weg zum Umſturz der deutſchen Freiheit gebahnt werde, muß jedermann einſehen, der nicht gar einfältig iſt.“

Dieſes Frankreich zeigte auch bald darauf, daß es nur auf Gelegenheit wartete, die Hand, welche es eben zur Freundſchaft dargeboten hatte, von Neuem zum Ergreifen ſeiner Beute auszuſtrecken. Die lange Regierung Kaiſer Leopolds iſt faſt ganz mit Kriegen gegen Frankreich und ſeinen übermüthigen König Ludwig XIV. ausgefüllt, und unſer armes Vaterland hat ſchrecklich darunter bluten müſſen. Leopold, gutmüthig und fromm, auch ſehr wohlunterrichtet, aber unthätig und wenig ſcharfſichtig, war einem Gegner wie Ludwig, der mit Schlauheit den größten Uebermuth des Stolzes und der Eroberungsſucht verband, nicht gewachſen. Frankreich verfolgte ſchon damals mit feſter Entſchloſſenheit das Ziel, den Rhein zu ſeiner Gränze zu machen, und die ſpaniſchen Niederlande, welche unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes zum deutſchen Reiche gehörten, Lothringen, die übrigen Stücke des Elſaß, und wo möglich auch die Länder deutſcher Fürſten am linken Rheinufer, in ſeine Gewalt zu bringen. Solcher Geiſt der Vergrößerungsſucht lebte in dem Könige, wie in dem Volke, und diejenigen irren ſehr, welche meinen, er ſey erſt in unſern Tagen durch die Revolution und die Wildheit einzelner Menſchen an das Licht geboren. Schon unter Ludwig XIV. redeten die franzöſiſchen Schriftſteller der Eroberungsſucht laut das Wort, und einer derſelben, ein gewiſſer Aubry, ſtellte ſogar in einer Schrift den, in jetziger Zeit erneuerten und ſeiner Vollendung

ſchon ſo nahe gebrachten, Gedanken auf: „Das ganze römiſch-germaniſche Reich, wie es einſt unter Karl dem Großen beſtanden, gebühre ſeinem Könige als deſſen Nachfolger.“ Und in einer Rede, welcher der Abbé Colbert, im Namen der geſammten franzöſiſchen Geiſtlichkeit, an Ludwig XIV. hielt, heißt es unter andern: „König, der du ſo gut auf dem Meere, als dem feſten Lande, deine Geſetze giebſt; deinen Blitz, wenn es dir gefällt, auf Afrika's Küſte ſchleuderſt; — der du, wenn du willſt, die ſtolzen Völker demüthigſt und ihre Herrſcher zwingſt, zu den Füßen deines Thrones deine Macht anzuerkennen und deine Gnade anzuflehen,“ u. ſ. w. So redete ſchon im Jahre 1668, im Angeſichte von ganz Europa, ein Stand, der ſich durch Mäßigung und Wahrheit vor allen andern auszeichnen ſollte.

Der König Ludwig fing ſeine Eroberungen mit den ſpaniſchen Niederlanden an, auf welche er alte Rechte vorgab. Die Spanier riefen für den burgundiſchen Kreis die Hülfe des deutſchen Reiches an, allein keiner der Fürſten rührte ſich, einige aus Gleichgültigkeit, andere aus Furcht, andere endlich, — der Schande! — durch franzöſiſches Geld beſtochen. Solche Wirkungen hatte der rheiniſche Bund hervorgebracht! — So, von aller Hülfe verlaſſen, fielen die Niederlande bald in Ludwigs Hände, und in dem Frieden zu Aachen 1669 mußten die Spanier eine Reihe von Gränzſtädten an Frankreich abtreten, um nur einen Theil des Landes zu retten.

Darauf überzog Frankreich im Jahre 1672 mit höchſt ungerechtem Kriege die Holländer; denn wenn es gar gelang, dieſe zu unterdrücken, ſo konnte es auch zur See Europa Geſetze vorſchreiben. Die neue Gefahr wirkte eben ſo wenig auf die deutſchen Fürſten, als die erſte; ſie ſahen ruhig zu; ja der Churfürſt von Köln und der kriegeriſche Biſchof von Münſter, Bernhard von Gahlen, ein merkwürdiger Mann ſeiner Zeit, ſchloſſen ein Bündniß mit Frankreich. Nur der Churfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auch unter dem Namen des großen Churfürſten bekannt, durchſchaute die Verhältniſſe der Völker am klarſten und ſah die Nothwendigkeit ein, das europäiſche Gleichgewicht nicht untergehen zu laſſen. Er rüſtete ſich zur Vertheidigung ſeiner weſtphäliſchen Länder, welche an den Kriegsſchauplatz gränzten; — durch die endliche Entſcheidung der Jülichſchen Erbſtreitigkeit hatte er 1656 das Herzogthum Kleve und die Grafſchaften Mark und Ravensberg erhalten, Pfalz-Neuburg aber die Herzogthümer Jülich und Berg. — Friedrich Wilhelm brachte auch den Kaiſer Leopold zu kriegeriſchen Maßregeln gegen die franzöſiſchen Eroberungsverſuche; beide zuſammen ließen 1672 ein verbündetes Heer unter dem kaiſerlichen Feldherrn Montecuculi in's Feld rücken. Allein es war den Oeſtreichern mit dem Kriege nicht Ernſt, weil der alles vermögende Rathgeber des Kaiſers, der Fürſt von

Lobkowitz, durch Frankreich gewonnen war und den Feldherrn von ernſthaften Unternehmungen zurückhielt. Der Churfürſt ſah ſein ſchönes Heer durch Hin- und Herziehen, durch Hunger und Krankheiten verderben und ſchloß 1673 mit den Franzoſen in ihrem Lager bei Voſſem, in der Nähe von Löwen, einen Frieden, damit nur ſeine weſtphäliſchen Länder nicht ganz von ihnen zu Grunde gerichtet würden. Er erhielt ſie zurück, bis auf die Feſtungen Weſel und Rees, welche die Feinde bis zum allgemeinen Frieden beſetzt halten wollten.

Jetzt erſt fing der Kaiſer an, ſelbſt Ernſt zu zeigen, nachdem er den beſten Bundesgenoſſen verloren hatte; die Urſache war, daß nun der Fürſt Lobkowitz entfernt war. Montecuculi gewann am Niederrhein einige Vortheile und eroberte unter andern Bonn. Aber am Oberrhein und in Franken hauſeten dafür die Franzoſen deſto härter, und vor Allem in der Pfalz, welche in dieſer und der folgenden Zeit recht der Schauplatz und ein ewiges Denkmal franzöſiſcher Grauſamkeit geworden iſt. Da ſie ſo das Reich ſelbſt angegriffen hatten, ſtanden endlich auch die Reichsfürſten gegen ſie auf, und der Churfürſt von Brandenburg ſchloß ein neues Bündniß mit dem Kaiſer. Oeſtreich zeigte ſich in allem thätiger und kräftiger. Auf dem Reichstage zu Regensburg war lange über den Krieg verhandelt, und nie kam es zum Schluſſe. Oeſtreich merkte wohl, woran die Schuld lag; der franzöſiſche Geſandte beim Reichstage wußte bald den Einen bald den Andern irre zu machen; da wurde ihm ohne weiteres Bedenken befohlen, in dreimal 24 Stunden Regensburg zu verlaſſen; und kaum war er abgereiſt, ſo erfolgte die Kriegserklärung des Reiches in wenigen Tagen.

Der Krieg ſelbſt wurde mit abwechſelndem Glücke, doch im Ganzen zum Vortheil Frankreichs geführt, deſſen Feldherren die Kunſt verſtanden, ihn größtentheils auf deutſchen Grund und Boden zu ſpielen. Bei den Anführern der Verbündeten war nicht Schnelligkeit und Einheit. Um den kräftigſten der deutſchen Fürſten, dem Churfürſten von Brandenburg, in ſeinem eigenen Lande zu thun zu machen, hatte Ludwig XIV. 1674 mit den Schweden ein Bündniß geſchloſſen und ihnen große Vortheile gezeigt, wenn ſie von Pommern aus in die Mark einfielen. Das traf dieſes Land hart, aber dennoch ließ ſich der Churfürſt von dem Kriege am Rheine nicht abziehen, half hier, ſo lange es nöthig war, und brach dann im Juni 1675 in Eilmärſchen nach ſeinen Ländern auf.

Schlacht bei Fehrbellin, d. 28. Juni 1675. — Freunden und Feinden unerwartet ſtand er plötzlich bei Magdeburg an der Elbe, ging in der Nacht durch die Stadt hinüber und traf auf die überraſchten Schweden, die ihn noch tief in Franken glaubten. Sie wichen zurück und ſuchten ſich zu vereinigen, er aber, raſch ihnen nach, erreichte ſie den 28. Juni bei Fehrbellin. Er hatte nur ſeine Reuterei bei ſich, das Fußvolk hatte ſo ſchnell nicht fol-

gen können; dennoch beſchloß er, den Feind auf der Stelle anzugreifen; ſeine Feldherren widerriethen es und wollten erſt das Fußvolk erwarten; aber ihm ſchien jede Stunde verloren, die noch mit Warten vergehen ſollte; der Angriff ward gemacht und durch den glücklichſten Erfolg gekrönt. Die Schweden, die ſeit dem dreißigjährigen Kriege in dem Rufe unüberwindlicher Tapferkeit ſtanden, wurden gänzlich geſchlagen und flohen in Unordnung in ihr Pommern. Auch dahin folgte ihnen Friedrich Wilhelm und eroberte den größten Theil von Vorpommern.

Dieſer Churfürſt kann als Gründer der preußiſchen Größe angeſehen werden; ſeine Nachfolger bauten auf ſeiner Grundlage weiter. Außer der Erwerbung der weſtphäliſchen Länder aus der cleveſchen Erbſchaft, machte er auch das Herzogthum Preußen unabhängig, indem er durch kluge Benutzung der Zeitumſtände den Vertrag zu Welau 1675 zu erlangen wußte, wodurch Preußen aus der Lehnsabhängigkeit von Polen entlaſſen wurde. Die Hauptſtadt Berlin vergrößerte er durch den Werder und die Neuſtadt; in Frankfurt und Königsberg beförderte er die Univerſitäten, und faßte ſchon den Plan zur Errichtnng einer neuen in Halle. Den Kunſtfleiß in ſeinen Ländern beförderte er ſehr und nahm unter andern auch viele fleißige Refügiés aus Frankreich auf. — Friedrich Wilhelm nahm immer ſeinen eigenen Gang, und wir werden ihn noch einigemal finden, wie er nicht nur als deutſcher Reichsfürſt, ſondern als ein Glied der großen europäiſchen Staatenkette, die Macht ſeines kleinen Landes geltend zu machen weiß. Dieſes iſt das Zeichen eines geborenen Herrſchers, der ſein Volk keinem im Range nachſtehen laſſen, ſondern zu ſelbſtſtändiger Würde unter den übrigen emporheben will. Wer mag es ihm verargen, daß er zu ſolcher Selbſtſtändigkeit ſtrebte, in einer Zeit, da der deutſche Bund ſeine Kraft verloren hatte, da der Kaiſer faſt zum Schattenbilde geworden war, und ſchon viele der Reichsfürſten mit dem Auslande Verbindungen ſchloſſen? Nur dann wäre er zu tadeln, wenn er ſelbſt ſolche Verbindungen, zum Schaden des Reiches, geſchloſſen und dem Wohle des Ganzen Wunden geſchlagen hätte; aber das Streben ſeines Lebens ging vielmehr dahin, der franzöſiſchen Uebermacht einen Damm entgegenzuwerfen und die Freiheit der deutſchen wie der europäiſchen Völker möglichſt zu ſchützen. Das gemeinſame Vaterland war ihm kein leerer Name.

Am Rheine führte in dieſem Jahre 1675 wieder der alte, erfahrene kaiſerliche Feldherr Montecuculi den Befehl und ſogleich war das Waffenglück günſtiger. Ihm gegenüber ſtand der berühmte franzöſiſche Heerführer Türenne, einer der größten ſeiner Zeit. Vorſichtig näherten ſie ſich einander, denn ſie kannten einander ſchon; endlich hatte Türenne den rechten Fleck zu einer Schlacht gefunden, wo alles ihn zu begünſtigen ſchien; es war bei dem Dorfe

Sasbach, unweit Oppenheim. Aber wie er gegen den Feind vortritt, um die Gegend genau zu erkunden und das Treffen zu ordnen, riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde. Sein Fall erſchreckte das Heer ſo ſehr, daß es in Eile zurückwich und auf der Flucht noch beträchtlichen Verluſt erlitt.

Dennoch wurde nicht viel gewonnen. Die Franzoſen, um die Kaiſerlichen von ihrem Lande abzuhalten, erfanden das grauſamſte Mittel. Weil ſie ihre Gränze nicht mit Heeren vertheidigen konnten, ſo wollten ſie es durch eine Einöde thun; ſie verwüſteten daher im folgenden Jahre den ganzen deutſchen Landſtrich an der Saar dergeſtallt, daß man in einer Weite von 14 Meilen nichts als Brandſtätten und verödete Felder erblickte. Da konnten die deutſchen Heere in dem ausgehungerten Lande nicht beſtehen und mußten ſich zurückziehen. Die unglücklichen Einwohner flohen in die Wälder und viele kamen vor Hunger und Elend um.

Der Friede zu Nimwegen, 1678 und 79. — Mit ängſtlicher Erwartung richteten Alle die Augen auf die Friedensverſammlung, die ſchon in Nimwegen vereinigt war. Die Franzoſen, ſo ſchien es, mußten eilen, jeden, ſelbſt einen nachtheiligen, Frieden zu ſchließen, weil viele Feinde gegen ſie waren. Aber ſie haben es immer ſehr gut verſtanden, ihre Gegner zu trennen. Es gelang ihnen, die Holländer, für welche doch der Krieg angefangen und die dadurch gerettet waren, durch dargebotene Vortheile zuerſt abwendig zu machen. Sie ſchloſſen den Frieden allein und erhielten die Feſtung Maſtricht. Dann folgten die Spanier und mußten nun ſchon mehrfach erſetzen, was den Holländern eingeräumt war; ſie traten von Neuem einen ſchönen Landſtrich von ihren Niederlanden und die ganze Franche=Comté ab. Darauf verglich ſich der Kaiſer, der den Krieg nicht allein fortſetzen wollte; er mußte die wichtige Feſtung Freiburg im Breisgau übergeben. Ganz verlaſſen ſtand endlich der Churfürſt von Brandenburg da; er hatte den Schweden ganz Pommern abgenommen und hoffte einen vortheilhaften Frieden zu ſchließen; allein ſelbſt die Niederländer, für die er gekämpft, verſagten ihm ihre Hülfe. So mußte er faſt alles eroberte Land wieder zurückgeben. Bei dieſen Verhandlungen zu Nimwegen wurde der große Einfluß, den Frankreich über Europa übte, auch in der Sprache ſchon ſichtbar. Unter den dreißig Jahre früher zu Münſter und Osnabrück verſammelten Geſandten waren ſehr wenige, welche Franzöſiſch verſtanden; zu Nimwegen aber redeten Alle ſchon dieſe Sprache. Doch wurden die Verhandlungen ſelbſt noch lateiniſch geführt.

121. Die franzöſiſchen Reunionen.

Die geängſteten Länder fingen wiederum an frei aufzuathmen, nachdem der Friede mit ſeinen Segnungen zurückgekehrt war und die franzöſiſche Habſucht befriedigt ſchien. Aber auch im Frieden

verſtand ſie es, ihren Raub zu verfolgen. Ein Parlaments-Rath von Metz, Roland de Revaulx, legte dem Könige einen Plan vor, wie er am Oberrhein ſeine Herrſchaft noch viel weiter ausdehnen könne, wenn er die in dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe gebrauchten Worte nur recht auszulegen verſtehe: „Das Elſaß und die andern Landſchaften ſeyen ihm mit allen ihren Dependenzen abgetreten.“ Es dürfe nur nachgeſucht werden, welche Landſtriche und Oerter jemals, ſey es auch vor langer Zeit, dazu gehört haben, und es werde ſich noch gar vieles finden, was unter dieſem Namen beſetzt werden könne. — Der Vorſchlag gefiel, man dachte ihm weiter nach; um der Sache den Anſchein Rechtens zu geben, wurden 1680 vier Gerichtshöfe unter dem Namen der Reunions- oder Vereinigungskammern, zu Metz, Dornick, Breiſach und Beſançon eingeſetzt; ſie ſollten unterſuchen, was dem Könige, vermöge des oben erwähnten Ausdruckes, noch an Land und Leuten gebühre. Es iſt leicht vorauszuſehen, daß dieſe Richter nicht weniges auffanden. Die nichtigſten Gründe wurden hervorgeſucht, um etwas zu erhaſchen, wozu man Luſt hegte. Das Kloſter Weißenburg z. B., obgleich es außer dem Elſaß lag, wurde doch, als dazu gehörig, dem Könige zugeſprochen, weil es von dem Könige Dagobert, (vor mehr als 1000 Jahren,) geſtiftet ſey; und das ſo erworbene Weißenburg mußte wieder den Namen dazu hergeben, um Germesheim zu erhalten, denn das habe ehemals zu Weißenburg gehört. — Auf ſolchem Wege gelangten die vier Gerichte zu ihren Rechtsanſprüchen auf ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponnheim, Mümpelgard, Lautenburg und viele einzelne Oerter, vorzüglich aber auf die freien Reichsſtädte im Elſaß, unter denen Straßburg die vorzüglichſte war. Sie waren im weſtphäliſchen Frieden nicht abgetreten, denn Oeſtreich hatte damals nur ſeine Erbgüter im Elſaß hingegeben.

Die Fürſten und Herren, die ſo mit ihrem Eigenthum auf einmal von Deutſchland ab zu Frankreich gezogen werden ſollten, erhoben laute Klagen; der Kaiſer machte Gegenvorſtellungen, und Ludwig, um wenigſtens den Schein zu beobachten, — das war die Kunſt ſeines Lebens, — und zugleich die Gegner ſorglos zu machen, verſprach, die Gegengründe zu prüfen, und verabredete einen Kongreß nach Frankfurt. Vorher jedoch wollte er ſich in den Beſitz der Hauptfeſtung Straßburg ſetzen, welche ihm mehr als alles andere werth war, und die als der Schlüſſel des Oberrheins anzuſehen iſt. Karl V. hatte ſchon ihre Wichtigkeit in ſolchem Maaße erkannt, daß er ſagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, ſo würde er Straßburg zuerſt zu retten eilen. Jetzt, im September 1681, als gerade die angeſehenſten Bürger auf der Frankfurter Meſſe und alſo abweſend waren, verſammelten ſich heimlich und unerwartet einige Regimenter in der Nähe der Stadt und umzingelten ſie plötzlich. In den nächſten Tagen er-

ſchien auch der Kriegsminiſter Louvois, des Königs treuer Helfer, mit einem Belagerungsheer und Geſchütz, und forderte die Bürger unter harten Drohungen zur Uebergabe auf. Auf keinen Widerſtand gefaßt, und zugleich von einer durch die Franzoſen beſtochenen Partei in der Stadt gedrängt, öffneten ſie am 30. Sept. 1681 die Thore; die Franzoſen nahmen das Zeughaus und den Bürgern die Waffen weg, die Proteſtanten mußten den Münſter, den ſie anderthalbhundert Jahre im Beſitz gehabt hatten, räumen, und bald darauf hielt Ludwig ſelbſt, wie im Triumphe, ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt. Keine Regung der Scham zeigte ſich bei dem Könige, der laut auszuſprechen gewagt hatte, er habe die Ehre zum Geſetz ſeines Lebens gemacht.

Die Unterhandlungen zu Frankfurt führten übrigens zu gar keiner Aenderung in dem ganzen Plane. Die franzöſiſchen Geſandten wußten allem Ernſte der Unterſuchung auszuweichen und blieben bei ihren Gründen; ja, ſie machten ſogar hier zum erſtenmale den Gebrauch ihrer Sprache in den politiſchen Verhandlungen zum Geſetz. Bis dahin hatten ſie, wie alle, ihre Schriften in der lateiniſchen Sprache abgefaßt; in Frankfurt überreichten ſie dieſelben franzöſiſch, und keine Gegenvorſtellung der kaiſerlichen Geſandten half; ſie beriefen ſich kurz und einſilbig auf einen Befehl ihres Königs. Man mußte nachgeben, und ſo iſt es von dieſer Zeit an immer mehr Gebrauch geworden, daß alle andere Völker mit den Franzoſen in ihrer Sprache redeten. Einſichtsvolle Menſchen ſahen ſchon damals die Gefahr voraus, die daraus entſprang, und wie durch Nachahmung in Sprache und Sitten dem fremden Volke die Herrſchaft vorbereitet werde.

Wie unwürdig, wie ſchwach, der Anmaßung der Fremden gegenüber, die Abgeordneten Deutſchlands daſtanden, zeigte ihr Betragen untereinander ſelbſt. Auch zu Frankfurt erhoben ſie die alten, elenden Rangſtreitigkeiten wieder, deren Thorheit allen Glauben überſteigt, und indem mit ſolchen Dingen die koſtbare Zeit verfloß, ſetzten ſich die Franzoſen in den angemaßten Ländern immer feſter. Endlich brachte Oeſtreich ein Bündniß mit mehreren deutſchen Fürſten zu Stande, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben; aber Unruhe in Ungarn und ein neuer Türkenkrieg, den Ludwig ſelbſt hatte anſchüren helfen, verhinderten die Ausführung.

122. Die Türken vor Wien. 1683.

In Ungarn waren ſchon ſeit dem Jahre 1670 Unruhen geweſen. Das Land war unzufrieden über Verletzung ſeiner Verfaſſung, über die Beſatzungen deutſcher Soldaten, überhaupt aus Haß gegen die Deutſchen; die Proteſtanten in Ungarn beklagten ſich noch überdieß über Verfolgnngen, deren Urſache ſie den Jeſuiten zuſchrieben. Im Jahr 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die Unzufriedenen an dem Grafen Emmerich von Tökely

einen entſchloſſenen Anführer fanden. Er brachte faſt ganz Ungarn unter Waffen und ſchloß ſogar ein Bündniß mit den Türken. Der kriegeriſche und ehrgeizige Großvezier Kara Muſtapha bereitete ſich, mit einem Heere ins Feld zu rücken, wie es ſeit der Eroberung Konſtantinopels nicht geſehen war. Zum Glück fand der Kaiſer an dem polniſchen Könige Johann Sobiesky einen tapfern Bundesgenoſſen, an den deutſchen Fürſten treue und wider Gewohnheit raſche Helfer, und an den Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für ſein Heer. Dieſer heldenmüthige Fürſt, der Beſieger der Türken, der Lehrmeiſter des nachher ſo berühmten Prinzen Eugen, war eben ſo groß und ehrenwerth als Menſch, wie als Krieger und eine Stütze des öſtreichiſchen Hauſes.

Doch brach das Frühjahr 1683 herein, ohne daß die Rüſtungen vollendet waren, und die Türken, die ſonſt erſt gegen den Sommer ins Feld zu rücken pflegten, waren ſchon im Winter aufgebrochen und gingen den 12. Juni über die Eſſecker Brücke. Das deutſche und kaiſerliche Heer wurde in Eile bei Preßburg gemuſtert; es fanden ſich nur 22,000 zu Fuß und 11,000 zu Pferde, und der Türken waren mehr denn 200,000. Dieſe hielten ſich mit keiner Belagerung in Ungarn auf, worauf man gerechnet hatte, ſondern zogen gerades Weges auf Wien. Beſtürzung und Angſt erfüllten die Stadt. Der Kaiſer mit ſeinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die andern aber, nachdem der erſte Schrecken vorüber war, waffneten ſich zur Gegenwehr, und die Langſamkeit der Türken, die ſich mit der Plünderung der Oerter und Landſchlöſſer umher aufhielten, verſtattete dem Herzog von Lothringen, 12,000 Mann als Beſatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkiſchen Heeres durfte er ſich mit ſeiner kleinen Schaar nicht in den Weg ſtellen, er zog ſeitwärts und erwartete den polniſchen König.

Der Graf Rüdiger von Stahrenberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt ernannt; er zeigte ſich wacker und rüſtig, und that Alles, dieſelbe in der Eile ſo gut als möglich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen; wer nur arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Am 14. Juli erſchien der Vezier mit ſeinem unermeßlichen Heere vor der Stadt, es breitete ſich in einem Umfange von 6 Stunden um dieſelbe aus. Nach zweien Tagen ſchon eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geſchützes, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Baſteien und Stücke der Mauern in die Luft zu ſprengen und durch die Lücken in die große Stadt zu dringen, in der ſie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Vertheidiger hielten ſich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebeſſert, jeder Schritt wurde auf das Hartnäckigſte verfochten, und ſo vereinigte ſich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Vertheidigung. Der Haupt-Kampfplatz war die Löbelbaſtei

an welcher wenige Erdſchollen ſeyn mochten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende Auguſt hatten ſie ſich ſchon in dem Stadtgraben feſtgeſetzt, und am 4. September ließen ſie eine Mine unter der Burgbaſtei ſpringen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Baſtei ſelbſt wurde auf eine Länge von fünf Klaftern von einander geriſſen. Die Lücke war ſo groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten; ſie wurden zurückgeſchlagen; ſie ſtürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Beſatzung Stand. Am 10. ſprang die letzte Mine unter der Burgbaſtei, und der Riß wurde ſo groß, daß eine Reihe von Feinden neben einander hindurch dringen konnte. Die Gefahr war aufs Höchſte geſtiegen, die Beſatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zuſammengeſchmolzen; der Graf Stahrenberg hatte ſchon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen geſendet. Endlich, am 11., da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete, ſahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hülfe nahe ſey; Abends 5 Uhr erſchienen chriſtliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenſchüſſe zu erkennen. Der König Johann Sobiesky war an der Spitze tapferer Schaaren angekommen; die Churfürſten von Sachſen und Baiern; die Haufen des fränkiſchen Kreiſes unter dem Fürſten von Waldeck; der Herzog von Sachſen-Lauenburg und die Markgrafen von Baden und Baireuth, der Landgraf von Heſſen und die Fürſten von Anhalt, und viele andere edle Fürſten aus Deutſchland erſchienen mit friſcher Hülfe. Mit ſolchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen, doch war ſein Heer nur 46,000 Mann ſtark.

Am 12. September Morgens ſenkte ſich die chriſtliche Schlachtordnung vom Kalenberge herab. Der an der Donau gelegene Flecken Nußdorf wurde zuerſt von den Kaiſerlichen und Sachſen, die den linken Flügel hatten, angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr der Feinde erobert. Unterdeß war am Nachmittage auch der König auf dem rechten Flügel in die Ebene hinabgekommen und traf hier auf die zahlloſen Schwärme der türkiſchen Reuterei. Wie ein Sturmwind ſtürzte er ſich mit ſeiner polniſchen Reuterei mitten in den Feind und durchbrach ſeine Reihen; aber die Tapferkeit riß ihn zu weit fort, er wurde mit den Seinigen umringt und war in Gefahr, der Menge zu unterliegen. Da rief er mit lauter Stimme die deutſchen Reuter zu Hülfe, welche ihm gefolgt waren; ſie eilten herbei, ſtürzten auf den Feind, befreiten den König, und bald flohen die Türken auf allen Seiten zurück.

Aber alle dieſe Gefechte ſchienen nur Vorſpiele zu der großen Schlacht zu ſeyn, welches das Schickſal des Krieges entſcheiden mußte; man ſah noch das unermeßliche Lager der Türken mit vielen

tauſend Gezelten, und ihr Geſchütz feuerte noch gegen die Stadt. Der Oberfeldherr hielt einen Rath, ob noch dieſen Abend die Schlacht fortgeſetzt werden oder die Krieger bis zum andern Morgen ruhen ſollten; da ward ihm berichtet, daß die Feinde ſchon allenthalben auf der Flucht zu ſeyn ſchienen. Und ſo war es. Ein unwiderſtehlicher Schrecken war über ſie gekommen; ſie flohen mit Zurücklaſſung des Lagers und alles Gepäckes, und bald flohen auch die, welche noch auf die Stadt geſchoſſen hatten.

Die Beute im Lager war unermeßlich; man ſchätzte ſie auf 15 Millionen, und das Zelt des Großveziers allein auf 400,000 Thaler; in der Kriegs-Caſſe wurden 2 Millionen gefunden. Der König von Polen, der allein 4 Millionen Gulden als ſeinen Antheil erhielt, ſchreibt darüber und über die große Freude der geretteten Einwohner Wiens, in einem Briefe an ſeine Gemahlin, folgendermaßen: „Das ganze feindliche Lager, ſammt dem Geſchütz und einem unſchätzbaren Reichthum, iſt in unſere Hände gefallen. Die Kameele und Maulthiere, ſammt den gefangenen Türken, werden heerdenweiſe fortgetrieben. Des Großveziers Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm pflegt vorgetragen zu werden, nebſt dem mahomedaniſchen Panier, womit ihn der Sultan für dieſen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wägen und Gepäck ſind mir zu Theil geworden, und ſind allein einige von den erbeuteten Köchern mehre tauſend Thaler werth. Was er ſonſt von verſchiedenen Ergötzlichkeiten in ſeinen Gezelten gehabt, als inſonderheit ſeine Badſtuben und Gärten, den Springbrunnen, und mancherlei ſeltene Thiere, wäre zu weitläufig zu beſchreiben. — Heute Morgen war ich in der Stadt und fand, daß ſie ſich kaum über fünf Tage hätte halten können. — Niemals iſt ſo große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menſchen-Augen geſehen worden, wie durch Minen gewaltige Steine und Felſen zerbrochen worden ſind. — Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Churfürſt von Baiern, der Fürſt von Waldeck und viele andere Reichsfürſten, die mich umhalſeten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die Oberſten mit ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: „Unſer brave König!“ — Heute Morgen kam der Churfürſt von Sachſen, nebſt dem Herzog von Lothringen zu mir; endlich kam der wieniſche Statthalter, der Graf von Stahrenberg, mit vielem Volke, hohen und niederen Standes, mir entgegen; jedermann hat mich geherzet, geküſſet, und ſeinen Erretter genannt. Auf der Straße erhob ſich ein Jubelgeſchrei: „Es lebe der König!“ Als ich nach der Tafel wieder hinaus ins Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus! — Für dieſen uns geſandten, höchſt vortrefflichen Sieg ſey dem Höchſten Lob, Preiß und Dank geſagt in Ewigkeit!“

Die Oeſtreicher mochten wohl dankbar ſeyn für dieſe Befreiung. Der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweiſe, ſondern er ſchleppte die Menſchen ohne Unterſchied als Sclaven mit ſich fort. Man hat berechnet, daß Oeſtreich in dieſer Zeit 87,000 Menſchen durch ſie verloren habe, unter denen 50,000 Kinder und 26,000 Weiber und Mädchen waren, und unter letztern allein 204 aus gräflichem und adeligem Geſchlecht.

Ganz Europa nahm Antheil an der Rettung Wiens; nur Ludwig XIV. war ſehr beſtürzt, und keiner ſeiner Miniſter hatte es wagen wollen, ihm die Nachricht zu überbringen; ja glaubwürdige Schriftſteller verſichern, man habe im Zelte des Großveziers Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten geweſen ſey.

Der Krieg mit den Türken dauerte, mit einigen Unterbrechungen, noch 15 Jahre und ging fortan glücklich für die kaiſerlichen Waffen. Der Schrecken vor ihrem Namen verlor ſich und ihr kriegeriſcher Ruhm nahm ab. Im Jahr 1687 ſchlug ſie der Herzog von Lothringen und der nachher ſo berühmte Prinz Eugen von Savoyen bei Mohacz aufs Haupt, und in Folge dieſes Sieges unterwarf ſich ganz Ungarn von Neuem dem Kaiſerhauſe und machte ſogar ſeine Königswürde in demſelben erblich, ſtatt daß es vorher ein Wahlreich geweſen war. Nach dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zentha, 1697, wurde im Jahre 1699 zu Carlowitz ein Waffenſtillſtand auf 25 Jahre mit den Türken geſchloſſen.

123. Neuer Krieg mit Frankreich.

Ludwig XIV. hatte die Zwiſchenzeit, da Oeſtreich und Deutſchland den argen Feind in Süd-Oſten zu bekämpfen hatten, dazu angewandt, neue Kräfte zum Kriege zu ſammeln, denn der bisherige Raub ſchien ihm noch nicht hinreichend. Und als es ihm nun Zeit dünkte, benutzte er unbedeutende Streitigkeiten über die Erbſchaft des Churfürſten Karl von der Pfalz und die Nachfolge im Churfürſtenthum Köln, nach Maximilian Heinrichs Tode; und, indem er ein Wächter über die Verfaſſung Deutſchlands ſeyn zu müſſen vorgab, erließ er eine neue Kriegserklärung gegen den Kaiſer 1688. Ehe ſie noch bekannt wurde, brachen ſeine Heere ſchon in die Niederlande ein und fingen die alte Verwüſtung von Neuem an. Auf den Ruf dieſer Gefahr brachen ſogleich, mit rühmlichem Eifer zahlreiche Schaaren aus Norddeutſchland, Sachſen, Hannoveraner und Heſſen, zur Vertheidigung an den Rhein auf. Dieß war um ſo rühmlicher, weil man indeß noch zu Regensburg rathſchlagte, ob auch ein Krieg ſeyn ſolle. Doch ging es auch hier ernſtlicher, als ſonſt; der Reichskrieg wurde erklärt, ohne daß einem Reichsſtand die Neutralität erlaubt ſeyn ſollte, und der Kaiſer ſetzte der Erklä-

rung noch hinzu: „Die Krone Frankreich ſey nicht nur als Feind des Reiches, ſondern der ganzen Chriſtenheit, gleich den Türken, zu betrachten.“

Frankreichs Uebermuth und die Verletzung des Nimweger Friedens regte auch den Unwillen des übrigen Europa auf; bald nahmen England, Holland, Spanien und ſpäter auch Savoyen Theil am Kriege, und der neue König von England, Wilhelm III., zugleich Statthalter der Niederlande, nennt den König Ludwig in ſeiner Kriegserklärung gleichfalls: „einen Störer des Friedens und einen allgemeinen Feind der Chriſtenheit.“

Damit Frankreich ſo viele Gegner mit Glück bekämpfen könnte, mußte das unglückliche Deutſchland wieder das unmenſchliche Verfahren erdulden, welches der Miniſter Louvois erfunden hatte; die blühenden Ufer des Rheines wurden in Einöden verwandelt. Es iſt ſchrecklich zu vernehmen, wie es den einzelnen Orten erging. Schon im Januar 1689 zogen unter andern die Reuter des Generals Melac von Heidelberg umher und ſteckten die Städte Rohrbach, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Eppenheim, Neckarhauſen und viele andere in Brand, und das wehrloſe Volk, das auf ſeinen Knieen um Gnade flehete, wurde ausgezogen und nackt in die mit Schnee bedeckten Felder gejagt, wo viele vor Kälte umkamen. Heidelberg ſelbſt wurde an mehreren Enden in Brand geſteckt. — Daſſelbe Schickſal hatten die Städte Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Oppenheim, Bruchſal, Frankenthal, Baden, Raſtadt und viele andere kleine Städte und Dörfer. — Den Einwohnern wurde nicht einmal erlaubt, nachdem ſie ausgeplündert und mißhandelt waren, nach den deutſchen Oertern, wo ſie Hülfe zu finden glaubten, zu flüchten, ſondern ſie mußten ſich in das franzöſiſche Gebiet begeben. Die alten Reichsſtädte Speier und Worms wurden recht langſam und kaltblütig gemartert. Nach unzähligen Drangſalen, nachdem die Einwohner ſieben Monate lang alles ertragen und alles geopfert hatten, und nun wenigſtens ihre Städte gerettet glaubten, wurde ihnen angekündigt, des Königs Vortheil fordere es, daß die Städte Worms und Speier von der Erde vertilgt würden. Als Bettler, von aller Nothdurft entblößt, mußten die Unglücklichen aus ihren Thoren in die nächſten franzöſiſchen Städte wandern, und Speier und Worms wurden angezündet und in Schutthaufen verwandelt. Die Habſucht erbrach bei dieſer Gelegenheit ſelbſt die Begräbniſſe der alten ſaliſchen Kaiſer im Dom zu Speier; man nahm einige ſilberne Särge, die ſich darin befanden, heraus, und ſtreute die ehrwürdigen Gebeine auf den Boden. In Worms wurden 15 katholiſche Kirchen und Klöſter, auch die der Jeſuiten und Dominikaner, in Aſche gelegt. Als der junge Herzog von Crequi, der bei dieſen Thaten den Oberbefehl führte, nach der Urſache ſolcher Härte an dieſen Städten befragt wurde, erwiederte er nur: „Der König wills,“ — und zog ein Verzeichniß von

1200 Städten und Dörfern heraus, die noch verbrannt werden müßten. — Dieſe Gräuel wurden verübt von dem Volke, welches ſich das gebildetſte der Welt, und gerade ſeine damalige Zeit das goldene Zeitalter ſeiner Bildung nannte; ſie waren befohlen von einem Könige, der ſich das Anſehen geben wollte, als ſchütze er Künſte und Wiſſenſchaften, wo er ſie finde. Ehe er ſeine eroberungsſüchtigen Abſichten entfaltete, hatte er an 60 ausländiſche Gelehrte Geſchenke geſandt, mit folgendem Briefe ſeines Miniſters Colbert: „Obſchon der König nicht Ihr Landesherr iſt, ſo will er doch Ihr Wohlthäter ſeyn; er ſchickt Ihnen dieſen Wechſelbrief als einen Beweis ſeiner Achtung.“ — So war es ihm wirklich gelungen, ſich Anhänger unter den Gebildeten anderer Völker zu erwerben; aber jetzt glaubte keiner mehr an die Redlichkeit ſeiner Abſichten, und die früher ſeinen Waffen Glück gewünſcht hatten, brachen jetzt in Verwünſchungen und Flüche gegen Volk und König aus.

Dieſe Erbitterung gegen Frankreich und die treffliche Heerführung des alten Herzogs von Lothringen machten, daß die erſten Jahre des Krieges ziemlich glücklich für die deutſchen Waffen waren; mehrere feſte Städte am Rheine wurden den Franzoſen wieder abgenommen. Nach des Herzogs Tode aber, und da der erſte Eifer erkaltet war, wendete ſich der Vortheil mehr für die immer thätigen Feinde, vorzüglich nachdem der große franzöſiſche Feldherr, der Marſchall von Luxenburg, ein deutſches Heer bei Fleurus 1690 in die Flucht geſchlagen hatte. Doch ſtellte von 1693 ein neuer deutſcher Feldherr, der Prinz Ludwig von Baden, ein Schüler des Herzogs von Lothringen, das Gleichgewicht durch kluge Vertheidigung des Neckarſtromes einigermaßen wieder her. Er nahm mit ſeinem kleineren Heere eine ſo treffliche Stellung bei Heilbronn, daß die Feinde nicht mehr in Schwaben einzubrechen wagten.

Friede zu Ryswick. 1697. — Bei der Ermüdung aller kriegführenden Theile war endlich ein Friedenskongreß zu Ryswick, einem Dorfe und Schloſſe bei Haag in Holland verſammelt. Der König Ludwig wünſchte den Frieden diesmal ſehnlich, um ſich zu einem neuen Kriege, den er als nahe vorausſah, zu rüſten. Man erwartete das Abſterben des kinderloſen ſpaniſchen Königs, Karls II., und alsdann dachte Ludwig Spanien für ſich zu erwerben. Er bot daher jetzt mehreres an, was er herausgeben wollte, unter andern auch die wichtige Feſtung Straßburg. Allein kaum waren die Unterhandlungen angefangen, ſo wußte er, durch die alten Künſte, die Verbündeten zu trennen, indem er Holland, England und Spanien beſondere Vortheile gewährte. Sie ſchloſſen daher den Frieden für ſich und ließen Kaiſer und Reich allein. Nun ſprachen die Geſandten wieder in dem übermüthigſten Tone. Als von Erſatz der ungeheuren Kriegsſchäden die Rede war, die ſie angerichtet

hatten, und die Städte Worms und Speier allein ihren Verluſt auf 9 Millionen Gulden angaben, das badenſche Land auf 8 Millionen, Würtemberg auf 10; da antworteten ſie höhniſch: „Der Krieg führe manches Unheil mit ſich. Wollten die Deutſchen hartnäckig auf Genugthuung beſtehen, ſo möchten ſie ihre Heere mitten in Frankreich führen, und dort plündern oder erobern, ſoviel ſie wollten.“ — Endlich verſprachen ſie, von den eroberten Plätzen Freiburg, Breiſach und Philippsburg und die reunirten Gegenden außer dem Elſaß herauszugeben. — Da man nun alles in Ordnung glaubte, am letzten Abend vor der Unterzeichnung des Friedens, kamen die franzöſiſchen Geſandten noch mit einer Bedingung, deren Annahme ſie durchaus forderten: „daß nämlich in allen jetzt zurückgegebenen reunirten Orten die katholiſche Religion bleibe, wie ſie ſich finde;“ das heißt, in 1922 deutſchen Ortſchaften, die vorher proteſtantiſch geweſen waren, und in denen die Franzoſen während ihrer Beſetzung den katholiſchen Gottesdienſt mit Gewalt wieder eingeführt hatten, ſollte derſelbe bleiben. Die proteſtantiſchen Geſandten aus Deutſchland ſträubten ſich zwar ſehr gegen dieſe Klauſel, allein ihr Widerſpruch wurde nicht gehört und der Friede unterzeichnet. Das Schlimmſte bei der Sache, und was Ludwig geradezu dadurch bezweckte, war, daß die Proteſtanten den Kaiſer ſelbſt als die geheime Triebfeder bei dieſer ſogenannten Ryswickiſchen Klauſel anſahen, und daher neues Mißtrauen der Religion wegen in Deutſchland entſtand. In der That hatten ſich die kaiſerlichen Geſandten auch nicht thätig gegen die franzöſiſchen Abſichten bewieſen.

124. Erhöhungen deutſcher Fürſten.

Eine andere Urſache der Uneinigkeit in Deutſchland war auch um dieſe Zeit die Errichtung einer neuen Churwürde für das Haus Hannover oder Braunſchweig-Lüneburg. Dieſes Fürſtenhaus hatte dem Kaiſer ſehr weſentliche Dienſte in den Kriegen gegen Türken und Franzoſen geleiſtet; Leopold war nicht abgeneigt, es dafür durch die Churwürde zu belohnen, und auch die meiſten der übrigen Churfürſten, ſelbſt der katholiſchen, fanden ſich nach und nach willig, obgleich dadurch eine neue proteſtantiſche Stimme in das Churfürſten-Collegium kam. Dieſes ſchien nicht unbillig, weil die Proteſtanten durch den Uebertritt von Churpfalz zur katholiſchen Religion eine Stimme verloren hatten. Allein die Fürſten, beſonders Braunſchweig-Wolfenbüttel, ſtritten auf das Eifrigſte gegen dieſe Erhebung Eines aus ihrer Mitte, wodurch ihnen eine der wichtigſten Stimmen entzogen wurde. Und als der Kaiſer dennoch 1692 die Belehnung des neuen Churfürſten Ernſt Auguſt von Hannover vornahm, entſtand ſolche Unzufriedenheit und Gährung im Fürſtenrathe, daß es beſſer ſchien, Hannover für jetzt noch keinen Sitz im Churfürſten-Rathe nehmen zu laſſen. Das neue Churfürſtenthum war nicht unbeträchtlich; der ältere Bruder, Georg

Wilhelm von Lüneburg, hatte dem jüngeren, Ernſt Auguſt, ſein Herzogthum abgetreten, ſo daß nun Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen, nebſt den Grafſchaften Hoya und Diepholz, zuſammen eines der größten deutſchen Länder ausmachten. Der neue Churfürſt wurde auch Erz-Panierherr des Reiches, und verſprach dem Hauſe Oeſtreich immer ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl und den Katholiken freie Religionsübung in ſeinem Lande zu geben, ſo wie auch zum Kriege eine Beihülfe von 500,000 Thaler zu leiſten und 6000 Mann nach Ungarn, ſo wie 3000 an den Rhein zu ſtellen. — Als Ernſt Auguſt 1698 ſtarb, ſtimmten auch die unter den Churfürſten, welche bis dahin ihre Einwilligung zur neunten Chur noch nicht gegeben hatten, für die Belehnung ſeines Sohnes Georg Ludwig; das Fürſten-Collegium dagegen proteſtirte von Neuem; und erſt ſpäter, im Jahr 1705, erfolgte auch von ſeiner Seite die Anerkennung. (Das Haus Hannover ſollte bald noch höher ſteigen; im Jahre 1714 erbte Georg Ludwig auch die engliſche Königskrone, von der Königin Anna, die ihre 13 Kinder ſämmtlich überlebt hatte.)

Das Jahr 1696 hatte auch ein deutſches Fürſtenhaus auf einen königlichen Thron gehoben; der Churfürſt Friedrich Auguſt von Sachſen war von den Polen, nach dem Tode des tapfern Sobiesky, zum König erwählt worden und nahm den Namen Auguſt I. an. Er mußte ſeinen Glauben verändern und zur katholiſchen Kirche übertreten; in ſeinen ſächſiſchen Ländern wurde jedoch keine Veränderung in der kirchlichen Verfaſſung vorgenommen. Die polniſche Krone iſt für das ſächſiſche Haus kein Segen geweſen und iſt auch bald wieder verloren gegangen.

Es war eine Zeit des Aufſtrebens unter den Fürſten und die Beiſpiele reizten mehrere. Ein Prinz von Oranien war eben König von England geworden, nun auch ein ſächſiſcher Churfürſt König von Polen; dies trieb den Churfürſten Friedrich III. von Brandenburg, der zugleich Herzog in Preußen war, gleichfalls den Königs-Titel anzunehmen. Seine Länder waren zwar klein, aber Friedrich liebte Glanz und äußeres Anſehen über Alles und ließ ſich wirklich den 17. Januar 1701 zu Königsberg zum Könige ausrufen, und am folgenden Tage ſetzte er ſich und ſeiner Gemahlin feierlich die Krone auf; er hieß von nun an König Friedrich I.

Die Zeitumſtände waren dieſer Selbſterhöhung ſehr günſtig; zu anderer Zeit möchte ſie viel Widerſpruch erfahren haben. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg war gerade im Ausbruche, und die darin verflochtenen Mächte eilten, ſich Bundesgenoſſen zu verſchaffen. Der Kaiſer Leopold erkannte den neuen preußiſchen Königs-Namen zuerſt an und erhielt dafür Hülfe im Kriege und die Zuſage für die Dauer der Kaiſerwürde im Hauſe Oeſtreich. Bald folgten auch Schweden, England, Holland, Polen, Dänemark und Rußland, alle aus Rückſichten der Staatsklugheit; Frankreich dagegen und Spa-

nien, weil ihre Gegner den König ſchon gewonnen hatten, ſo wie der Papſt, zögerten noch mit der Anerkennung bis zum Utrechter Frieden.

125. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg. 1701—1714.

Das iſt der Unſegen in unſerer Geſchichte ſeit dem dreißigjährigen Kriege, daß unſer Vaterland in alle Händel der europäiſchen Völker hineingezogen worden, wenn ſie ihm auch fremd waren, und daß es meiſtentheils der Schauplatz geworden iſt, auf welchem die andern ihre Kriegswuth ausgetobt haben. Darum ſind die Ebenen in Sachſen, in Schwaben und Baiern mit den Namen ſo vieler Schlachten bezeichnet, und die Ufer der Elbe, der Saale, der Elſter, ſo wie die der Donau, des Lech, des Inn und des Neckar, haben den heißen Fußtritt des Krieges ſo ſchwer gefühlt.

Auch im Anfange des 18. Jahrhunderts mußte die Erſchütterung, welche die ſüdliche Hälfte von Europa traf, zum großen Theile auf deutſchen Fluren ausgekämpft werden. Die Veranlaſſung dazu war der Tod des Königs Karl II. von Spanien.

Zwei Herrſcher-Geſchlechter hatten damals den größeren Theil Europa's inne: das Haus Oeſtreich und Bourbon; jenes theilte ſich wieder in das eigentlich öſtreichiſche und das öſtreichiſch-ſpaniſche Haus; jetzt war der Augenblick gekommen, wo beide wieder in Eins zuſammenſchmelzen konnten. Zwar hatte Ludwig XIV. die älteſte Schweſter des verſtorbenen Königs von Spanien geheirathet, allein ſie hatte bei dieſer Verbindung feierlich auf die ſpaniſchen Länder Verzicht geleiſtet. Die zweite war an den Kaiſer Leopold vermählt; ſie hatte keine ſolche Verzichtleiſtung ausgeſtellt, aber ihre Tochter, welche an den Churfürſten von Baiern, Maximilian Emanuel, vermählt war, mußte vor der Vermählung ebenfalls aller Erbfolge in Spanien entſagen. Nun hatte Kaiſer Leopold aus einer zweiten Ehe mit einer pfalzneuburgiſchen Prinzeſſin zwei Söhne, Joſeph und Karl, und für den letzteren nahm Leopold die Krone Spaniens in Anſpruch, weil Leopolds Mutter eine Tante Karls II. geweſen war. Allein Frankreich ſowohl, als Baiern, wollten die Verzichtleiſtungen für ihre Häuſer nicht gelten laſſen, weil jene Prinzeſſinnen wohl für ſich, aber nicht für ihre Nachkommen hätten entſagen können. Alle dieſe Mächte arbeiteten nun, noch bei Karls II. Lebzeiten, eine jede durch ihre Geſandten, dahin, daß der König ein Teſtament zu ihren Gunſten machen möchte; und Karl, um Spanien am ſelbſtſtändigſten zu erhalten, ernannte den baieriſchen Churprinzen, Joſeph Ferdinand, zu ſeinem Nachfolger. Aber der Jüngling ſtarb früher als der König, im Jahr 1699, an den Blattern, und der Streit zwiſchen den Häuſern Bourbon und Oeſtreich erhob ſich von Neuem. Leopold hätte leicht den Sieg gewinnen können, wenn er einen klügeren Geſandten in Madrid und ſelbſt mehr Entſchloſſenheit gehabt hätte; denn die ſpaniſche Kö-

nigin und der wichtigſte Mann am Hofe, der Kardinal Portocarero, Erzbiſchof von Toledo, waren öſtreichiſch geſinnt. Aber Leopolds Geſandter, der Graf von Harrach, ein ſtolzer, geiziger und unbeholfener Mann, mußte der gewandten Kunſt des franzöſiſchen, des Marquis von Harcourt, das Feld räumen; dieſer gewann einen der ſpaniſchen Großen nach dem andern, endlich auch den Kardinal und durch dieſen den König; Karl machte ein geheimes Teſtament, und als er nun ſtarb, den 1. November 1700, fand man darin den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, als Erben der ganzen ſpaniſchen Monarchie ernannt. — Der Kaiſer war durch den unerwarteten Schlag aus aller Faſſung gebracht; er hatte das Mißgeſchick ſich ſelbſt zuzuſchreiben, denn früher, als der ſpaniſche Hof mehrmals dringend gefordert hatte, daß ſein Sohn, der Erzherzog Karl, mit einem kleinen Heere ſelbſt nach Spanien komme, — als noch der vorige Krieg gegen Frankreich dauerte, — hatte der Kaiſer aus Unentſchloſſenheit nicht darein willigen wollen.

Ludwig XIV. wußte wohl, daß, ungeachtet des Teſtamentes, die Beſitznahme von Spanien für ſeinen Enkel nicht ohne Krieg möglich ſeyn werde; denn Oeſtreich war zu hart verletzt, und die übrigen Staaten Europa's ſahen die Uebermacht des Hauſes Bourbon gleichfalls ſehr ungern. Wilhelm III., König von England und Statthalter der Niederlande, der ſich als den Wächter des Gleichgewichts in Europa anſah und deshalb von jeher ſchon Ludwigs Feind war, ein kluger und ſehr thätiger Mann, ſchloß für ſeine beiden Länder ein Bündniß mit Oeſtreich; es war um ſo wichtiger, da England und Holland die reichſten und die mächtigſten zur See waren. Daher bedachte ſich Ludwig einige Augenblicke, ob er das Teſtament des ſpaniſchen Königs annehmen ſollte; dann verſammelte er ſeinen Staatsrath, und als dieſer einſtimmte, entſchloß er ſich dazu. In einer großen Verſammlung des Hofes erklärte er ſeinen Enkel zum König von Spanien und beiden Indien. Als er, den Prinzen an der Hand, aus ſeinem Kabinette trat, ſo ſprach er, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, mit der Miene eines Herrn des Weltalls: „Meine Herren, ſie ſehen hier den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verſtorbene König hat ihn ernannt, das Volk wünſcht ihn, und Ich willige ein.“

Dieſes war das Loſungswort zu dem neuen furchtbaren Kampfe in Europa. — Deutſchland war leider in ſich ſelbſt getheilt; Preußen, Hannover, Pfalz, und einige andere waren von Anfang an für den Kaiſer; der Churfürſt Maximilian Emanuel von Baiern, zugleich Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, war auf franzöſiſcher Seite, und Ludwig hatte ihm, ſeiner Anſprüche auf die ſpaniſche Erbſchaft wegen, ſchon insgeheim die Niederlande verſprochen; ob im Ernſt, mag ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Der Bruder

des Churfürſten, der Churfürſt von Köln, folgte ſeinem Bruder und nahm franzöſiſche Truppen in ſein Land auf, „zum Beſten und zur Erhaltung der Ruhe des deutſchen Reiches (!)“ wie es in den öffentlichen Erklärungen lautete.

Anfang des Krieges 1701. Prinz Eugen. — Der Kaiſer Leopold beſchloß ohne Verzug ein Heer nach Italien zu ſenden, die dortigen ſpaniſchen Länder Mailand und Neapel in Beſitz zu nehmen. Zum Anführer derſelben beſtimmte er den Prinzen Franz Eugen von Savoyen, einen der erſten Feldherren und Staatsmänner ſeiner Zeit, ſo wie der ganzen Geſchichte. Er ſtammte aus einer Seitenlinie des ſavoyſchen Hauſes her und war in ſeiner Jugend zum geiſtlichen Stande beſtimmt; aber ſein Geiſt zog ihn zu der Betrachtung der Geſchichte und ihrer großen Muſter, und ſie wieder trieben ihn in den raſchen Strom des thätigen Lebens, wo die Kraft ſich erprobt und dem nach Ruhme begierigen Manne der Lorbeer winkt. Als zwanzigjähriger Jüngling bot er ſeine Dienſte dem König Ludwig an; dieſer, der ihn wegen ſeiner Kleinheit nicht der Beachtung werth fand, wies ihn ab, und rieth ihm, im geiſtlichen Stande zu bleiben. Eugen wandte ſich nach Oeſtreich, wo der Türkenkrieg ihm eine Bahn zu öffnen ſchien, und zeichnete ſich bald ſo ſehr aus, daß der Kaiſer ihm nach der Befreiung von Wien 1683, wobei er tapfer mitgefochten hatte, ein Reuter=Regiment verlieh. Der Herzog Karl von Lothringen erkannte den Helden ſchon damals in ihm und ſagte es voraus, was er dem Kaiſerhauſe einſt ſeyn werde. Leopold ernannte ihn 1693 zum Feldmarſchall, und nun hätte ihn der König Ludwig gern wieder für ſich gewonnen; er ließ ihm die Statthalterſchaft von Champagne und die Würde eines Marſchalls von Frankreich anbieten; aber Eugen antwortete dem Abgeordneten: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß ich kaiſerlicher Feldmarſchall bin, welches eben ſo viel werth iſt, als der franzöſiſche Marſchallsſtab.“ — Eugen war darin als Feldherr ſo groß, daß er mit ſeinem Geiſte ſowohl das Große und das Kleine umfaßte, für den Plan der Schlacht ſo gut als für die kleinſten Bedürfniſſe ſeines Heeres ſorgte, und daß ſein Falkenauge mit der größten Schnelligkeit die Gunſt des Augenblicks und die Fehler des Gegners zu ergreifen wußte. Als Menſch war er groß, weil ſein Geiſt über den kirchlichen und politiſchen Vorurtheilen ſeiner Zeit ſtand, weil er die Künſte des Friedens höher achtete, als den blendenden Ruhm, welchen der Krieg giebt, und weil dabei ſolche Beſcheidenheit in ſeiner Seele war, daß er einen jeden neben ſich duldete, ſogar andern ſich gern unterordnete, wenn nur die Sache ſelbſt dadurch gefördert wurde. Solche, ächt deutſche Sinnesart macht, daß wir den Mann, welcher ſein ganzes Leben für unſer Vaterland verwendet hat, ſehr gern zu den Unſrigen zählen. — Von Körper war Eugen klein, und wenn er in ſeinen grauen Mantel gehüllt durch die Gaſſen des Feldlagers ging, ſo

erkannte wohl keiner leicht den weltberühmten Heerführer in ihm, als wer das Feuer in ſeinem dunkeln Auge zu deuten wußte.

Im März des Jahres 1701 brach Eugen mit einem kaiſerlichen Heere, bei welchem auch 10,000 Mann Preußen und gleichfalls hannöveriſche Hülfs-Völker waren, nach Italien auf. Bei Roveredo ſammelte ſich das Heer und erſtieg die Gebirge; aber jenſeits waren ſchon alle Päſſe von den Franzoſen beſetzt, es ſchien unmöglich, hinabzukommen. Doch der Feldherr ließ durch ſeine Krieger, die ihm mit Begeiſterung gehorchten, einen Weg von 6 Meilen durch Felſen und über Abgründe bahnen und ehe der Feind es ahntete, brach das Heer aus den furchtbaren Bergen hervor und ſtand in den Ebenen der Etſch bei Verona. Durch zwei Siege bei Carpi und Chiari vertrieb Eugen die Franzoſen aus einem Theile von Ober-Italien und ſchlug dort ſein Winterlager auf.

England, Holland und das deutſche Reich nehmen Theil. — 1702. — Marlborough. — Noch im Herbſte 1701 wurde das Bündniß zwiſchen England, den General-Staaten, und dem Kaiſer geſchloſſen. Die Seemächte machten die Bedingung, daß ſie alle Eroberungen, die ſie in dem ſpaniſchen Indien machen würden, als Eigenthum behielten; dafür verſprachen ſie dem Kaiſer die ſpaniſchen Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien erobern zu helfen. Das engliſche Volk würde nicht ſo thätigen Antheil am Kriege genommen haben, wenn nicht Ludwig thörichter Weiſe es ſelbſt erbittert hätte. England hatte das Haus Stuart, ſeines Eifers für den katholiſchen Glauben wegen, vom Throne vertrieben und Wilhelm von Oranien darauf geſetzt; Ludwig dagegen nahm die vertriebenen Stuarts auf, beſchützte ſie, und erkannte jetzt, 1701, da der Prätendent Jakob II. in Frankreich ſtarb, deſſen Sohn, Jakob III., als König von Britanien an; und es verbreitete ſich das Gerücht, er werde ihn mit einem franzöſiſchen Heere nach den Küſten Englands hinüberſetzen. Solche Anmaßung eines Fremden, über ihren Thron gebieten zu wollen, erbitterte das engliſche Volk ſo ſehr, daß der König Wilhelm ſtatt 10,000, jetzt 40,000 Mann zu dieſem Kriege vom Parlamente bewilligt erhielt. Er wählte den Grafen, nachherigen Herzog, von Marlborough zum Feldherrn über ſein Heer. Sein Auge hatte gut gewählt; Marlborough, der unter dem großen Türenne den Krieg gelernt hatte, ſtand an Feldherrngröße keinem ſeiner Zeit nach. Er war ein geborner Heerführer; groß, ſchön, kraftvoll, von ſolchem Anſtande und ſolcher geiſtigen Ueberlegenheit, daß ſich die Gemüther unwillkührlich vor ihm beugten. An menſchlicher Würde ſtand er unter Eugen; es fehlte ihm die treue, edle Sinnesart, welche große Gedanken und Zwecke höher achtet, als das eigene Selbſt; auch wird er beſchuldigt, mehr als billig dem äußern Gewinne nachgetrachtet zu haben.

Marlborough ging im März 1702 nach den Niederlanden hinüber und ſtellte ſich an die Spitze des engliſch-holländiſchen Heeres; ſein nächſtes Ziel war, die Franzoſen aus dem Churfürſtenthum Köln zu vertreiben. Der König Wilhelm ſtarb zwar in dieſem ſelben Monate an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd, aber ſeine Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb ganz ſeinen Entwürfen getreu, und der Krieg nahm ſeinen Fortgang.

Bei dieſem Ernſte der Fremden entſchloß ſich auch das deutſche Reich zur Theilnahme an dem Rachekriege gegen ſeinen Erbfeind. Die Kriegserklärung erfolgte den 6. October 1702. Am Ende derſelben heißt es: „Frankreich habe nichts unterlaſſen, was zur Beſchimpfung und gänzlichen Unterdrückung deutſcher Nation gereichen könne, um dadurch endlich die vorlängſt ſo eifrig geſuchte Univerſal-Monarchie deſto eher zu errichten." Das Betragen des Churfürſten von Baiern hatte gleichfalls den Entſchluß der übrigen Reichsglieder befördert; er, der hartnäckig an Frankreich feſthielt, hatte eine anſehnliche Kriegsmacht verſammelt und am 3. September plötzlich die freie Reichsſtadt Ulm überfallen und in Beſitz genommen. Das mußte die übrigen Stände erbittern.

Auch die Herzöge von Braunſchweig, aus noch immer fortwährendem Unwillen über die hannöverſche Churwürde, vergaßen ſich ſo ſehr, daß ſie für Frankreich Werbungen anſtellten. Da ſie vielfältige Warnungen nicht achteten, wurden ſie durch den Churfürſten von Hannover in dieſem Jahre 1702 mit Gewalt entwaffnet, und mußten nun den Willen des Kaiſers und Reichs folgen.

Uebrigens wurde in dem Jahre am Rhein durch den kaiſerlichen Feldherrn Ludwig von Baden nur die Feſtung Landau belagert und eingenommen. Der römiſche König Joſeph kam ſelbſt in's Lager und zeigte Muth und Entſchloſſenheit. In Italien war Eugen noch zu ſchwach, um etwas Großes zu unternehmen; es ſchien, als wollten die Gegner überhaupt erſt die Kräfte im Kleinen aneinander verſuchen.

Die Baiern in Tyrol 1703. — Das nächſte Jahr war ſchon thatenreicher. Marlborough wandte daſſelbe zur Eroberung feſter Plätze an den Gränzen der Niederlande an; er nahm Bonn, Tongern, Huy, Limburg und Geldern weg.

Im ſüdlichen Deutſchland ging es nicht ſo glücklich, denn der Kaiſer hatte einen beträchtlichen Theil ſeines Heeres vom Rheine zurückziehen müſſen, um einen gefährlichen Aufſtand unter dem Grafen Ragoczi in Ungarn zu bekämpfen, der ebenfalls durch franzöſiſchen Einfluß entſtanden war. Der fortdauernde Kampf in Ungarn hat überhaupt der Entwicklung der öſtreichſchen Kräfte gegen Frankreich ſehr viel Abbruch gethan. Es gelang im J. 1703 dem franzöſiſchen Marſchall Villars, über den Rhein zu bringen und ſich mit dem Churfürſten von Baiern zu vereinigen. Nun ent-

warf letzterer den Plan, einen Einfall in Tyrol zu machen und dieſes ihm ſo wohl gelegene Gebirgsland zu erobern. Er brach mit etwa 16,000 Mann der beſten Krieger dahin auf und der franzöſiſche Marſchall blieb zur Deckung Baierns zurück. Durch einen unglücklich entſtandenen Brand in Kufſtein fiel dieſe wichtige Bergfeſtung ſogleich in des Churfürſten Hände, und im erſten Schrecken ergaben ſich mehrere andere Plätze, ſogar Insbruck. Von da zogen die Baiern den Brenner hinan, um ſich den Weg nach Italien zu öffnen. Hier aber warteten ihrer durch einen Haufen öſtreichiſcher Krieger verſtärkt, die tapfern Tyroler, die zu allen Zeiten für ihr geliebtes Land Leib und Leben gewagt haben, unter der Anführung des muthigen Amtmanns Martin Sterzing. Sie hatten die ſchroffen Höhen zu den Seiten der Päſſe erklommen und ſtürzten Felſen und Bäume auf die gedrängt ziehenden Feinde herab. Da war keines Bleibens für dieſe; ſie mußten zurückweichen. Auf den Churfürſten ſelbſt lauerte ein tyroler Scharfſchütze in einer Schlucht; aber durch die reiche Kleidung getäuſcht erſchoß er ſtatt ſeiner den Grafen von Arco. Auf dem Rückzuge litt das baierſche Heer noch größern Verluſt, und nur mit der Hälfte derer, die ausgezogen waren, kam der Churfürſt nach zwei Monaten zurück.

Zu einigem Erſatze gelang es ihm noch im Winter dieſes Jahres, die reiche Stadt Augsburg, ſo wie Paſſau, die Gränzfeſtung von Oeſtreich, einzunehmen, und am Rhein hatten die Franzoſen die wichtigen Feſtungen Breiſach und Landau erobert.

Die Schlacht bei Hochſtädt 1704. — Gegen ſolche Verluſte mußte den Verbündeten im nächſten Jahre mit geſammelter Kraft größerer Gewinn erkämpft werden, und nach dem Kriegsplane ſollten die drei Feldherrn, Marlborough, Eugen und Ludwig von Baden vereint im ſüdlichen Deutſchland fechten; in Italien blieb der General Stahrenberg, um den Krieg vertheidigungsweiſe zu führen. Die drei Heerführer kamen zu Heilbronn am Neckar zuſammen, und Marlborough mit dem Markgrafen von Baden wandte ſich gegen die Donau, während Eugen an den Rhein zog. Die Baiern hatten einen Theil ihres Heeres auf dem Schellenberge bei Donauwerth in ein feſtes Lager gelegt, um den Uebergang über die Donau zu erſchweren; ſie wurden aber dort angegriffen und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht getrieben; ihr Lager fiel in Feindes Hand.

Nach dieſem Treffen ließen die Verbündeten dem Churfürſten Friedensanträge machen, und boten ihm anſehnliche Vortheile an, wenn er von dem franzöſiſchen Bündniß ablaſſen wollte. Er wankte ſchon und war im Begriff, den Vertrag der Ausſöhnung zu unterſchreiben, als ein Bote verkündete, der Marſchall Tallard ſey mit einem friſchen Heere zu ſeiner Hülfe im Anzuge. Da warf der

Churfürſt die Feder aus der Hand und unterzeichnete nicht. Der Marſchall kam, aber zugleich mit ihm Eugen, der ihm gefolgt war und nun zu Marlborough ſtieß. Den alten unbiegſamen Prinzen von Baden ſendeten ſie zur Belagerung von Ingolſtadt ab, damit er ihnen den Schlachttag nicht verderbe; mit dem beſcheidenen Eugen dagegen focht der engliſche Heerführer gern zuſammen, weil dieſer für das Gelingen der Sache dem eigenen Ruhme willig entſagte

Am 12. Auguſt ſtanden beide Feldherren den Franzoſen und Baiern bei dem Flecken Hochſtädt gegenüber; und am 13. begannen ſie die Schlacht. Die Feinde hatten die größere Zahl und eine durch Moräſte ſehr gut gedeckte Stellung. Marlborough führte den rechten Flügel, der aus Engländern, Holländern und Heſſen beſtand, gegen die Franzoſen, Eugen den linken gegen die Baiern. Die Schlacht war eine der heftigſten, und mehrmals wurden die Angreifenden durch das furchtbarſte Feuer des Geſchützes zurückgeworfen. Am ſchwerſten war der Kampf auf dem linken Flügel, wo Maximilian mit der größten Tapferkeit und kluger Benutzung der ſeine Stellung deckenden Sümpfe focht. Eugen erkannte, daß etwas Außerordentliches gewagt werden müſſe; ſeines Lebens nicht achtend drang er, die Seinigen anfeuernd, vor; ſchon legte ein baierſcher Dragoner das Gewehr in der Nähe auf ihn an, als einer von des Prinzen Ordonanzen ihn niederhieb. In dieſem Augenblicke drang der Fürſt Leopold von Deſſau mit preußiſchem Fußvolke unaufhaltſam vor, und Eugen ſelbſt ſchreibt ihm die Entſcheidung des Treffens auf dieſem Flügel zu. Unterdeß hatte Marlborough auch auf ſeinem Flügel die Franzoſen in die Flucht getrieben, und der Churfürſt, als er ihre Flucht ſah, wich mit den Seinigen auch zurück. 28 Bataillone und 12 Geſchwader Franzoſen verſuchten noch, ſich im Dorfe Blindheim zu behaupten; ſie wurden aber eingeſchloſſen, und gezwungen, ſich zu Gefangenen zu ergeben. Es war ein großer Sieg; 20,000 Franzoſen und Baiern lagen auf dem Schlachtfelde, 15,200 waren gefangen, und unter dieſen der Marſchall Tallard ſelbſt, mit ſeinem Sohne und 818 Offizieren. An Beute hatten die Sieger eine reiche Kriegskaſſe gewonnen, 117 Kanonen, 24 Mörſer und 300 Feldzeichen; überdieß 5000 Wagen, 3600 Gezelte und 2 Schiffbrücken. — Von dieſem Tage an tönte Marlboroughs Name in Liedern durch ganz Deutſchland; der Kaiſer ernannte ihn zum Reichsfürſten.

Der Churfürſt von Baiern ſah ſich gezwungen, mit den Franzoſen über den Rhein zu gehen und ſeinen Sitz in Brüſſel zu nehmen; ſein Land wurde von den Kaiſerlichen beſetzt, und ſeine Gemahlin behielt zu ihrem Unterhalte nur die Stadt und das Rentamt München. — So unglücklich endigte für ihn dieſer Feldzug von 1704.

Im folgenden Jahre 1705 ſtarb der Kaiſer Leopold I. in ſeinem 65. Lebensjahre an der Bruſtwaſſerſucht, wenig betrauert von den Seinigen; denn die Leutſeligkeit, womit die Fürſten ſo leicht die Herzen derer gewinnen, welche um ſie ſind, beſaß er nicht. Er verbarg ſich gern hinter das Bollwerk der ſtrengſten ſpaniſchen Hofetiquette, die ihn ſtets umgab. Seine Kleidung war ſchwarz, die Strümpfe und die Hutfeder ſcharlachroth, auf dem Kopfe eine Perüque mit langherabhängenden Locken. Sein Wuchs war unanſehnlich, die Miene ernſt, ja oft düſter, das Geſicht durch eine große herunterhangende Unterlippe entſtellt. Das Hervorſtechendſte in ſeinem Weſen war eine ſtrenge Gottesfurcht, aber eine ſolche, welche ihn von dem Willen ſeiner Geiſtlichen abhängig machte. Sonſt war er gewiſſenhaft, gutmüthig, und ſehr mildthätig gegen Arme, letzteres doch mit Schwäche, ſo daß der gröbſte Mißbrauch damit getrieben wurde. So ſchweren Zeiten, wie er erlebte, und einem Gegner, wie Ludwig XIV., war Leopold nicht gewachſen.

Ihm folgte ſein ſieben und zwanzigjähriger, kräftiger und mit einem hochſtrebenden Geiſte begabter älteſter Sohn:

Joſeph I. 1705—1711.

Einen Augenblick zweifelte man, ob Joſeph für ſeinen Bruder Karl auch den Krieg mit gleichem Eifer fortſetzen werde; dieſer war im Jahr 1704 ſelbſt nach Spanien abgegangen und in Aragonien, Katalonien und Valencia wirklich als König anerkannt. Joſeph indeß erklärte ſich entſchieden für die nachdrückliche Fortſetzung des Krieges, und hielt Wort.

Doch wurde in dieſem Jahre 1705 allenthalben im Felde nichts Großes ausgeführt. Eugen war nach Italien geſchickt, um das dortige ganz niedergeſchlagene Heer wieder aufzurichten; mehr konnte er aber auch in dieſem Jahre nicht bewerkſtelligen. Marlborough war in die Niederlande zurückgekehrt; und auch er mußte wieder friſche Kräfte ſammeln. In Baiern aber brach, der Bedrückungen der öſtreichiſchen Beamten und Beſatzungen wegen, ein heftiger Aufruhr aus. Man zwang die Jugend des Landes zum öſtreichiſchen Dienſte, und ſolche Gewaltſamkeit empörte das kräftige und ſelbſtſtändige baieriſche Volk. Es ergriff die Waffen, befreite die aufgehobene junge Mannſchaft, überfiel einzelne öſtreichiſche Haufen, und durch das erſte Gelingen angefeuert, ſammelten ſich an 20,000 Landleute, unter Anführung eines Studenten Mainl. Sie konnten es wagen ſogar die Feſtungen Braunau und Schärding anzugreifen, und zwangen die kleinen Beſatzungen zur Uebergabe. Die Oeſtreicher mußten mit ihnen unterhandeln und ſchloſſen, nicht wie mit Aufrührern, ſondern wie mit einem ſelbſtſtändigen Feinde, einen Waffenſtillſtand; dieſen aber benutzten ſie, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreiſen zuſammenzu-

rufen; mit deſſen Hülfe trieben ſie die Bauern in die Flucht, nahmen ihnen eine Stadt nach der andern wieder ab und ſtellten die Ruhe einigermaßen her.

Dabei geſchahen viele harte Dinge und die Erbitterung zwiſchen den beiden deutſchen Nachbarvölkern wurde immer größer. Der Churfürſt ſelbſt wurde nun, als ein Reichsfeind, und weil er für den Urheber des Aufruhrs angeſehen wurde, nebſt ſeinem Bruder, dem Churfürſten von Köln, förmlich in die Acht erklärt und ſein Land als ein verfallenes Reichslehen betrachtet. Dem Churfürſten von der Pfalz gab der Kaiſer, auf deſſen dringliches Erſuchen, die Oberpfalz, die ſein Haus im dreißigjährigen Kriege an Baiern verloren hatte, nebſt dem alten Platze im Churfürſtenrathe wieder. Endlich gaben auch um dieſe Zeit die Fürſten, welche noch immer der hannöverſchen Churwürde widerſprochen hatten, nach; ſie wurde allgemein anerkannt, und Churpfalz trat das Erzſchatzmeiſteramt an Hannover ab.

Die Schlachten bei Ramillies und Turin. 1706. Frankreich hatte beſchloſſen, in dem folgenden Feldzuge ſeine Hauptkraft gegen die Niederlande zu kehren, um wo möglich in dem reichen Holland die Mittel zum ferneren Kriege zu gewinnen. Es wurde auch das ſchönſte franzöſiſche Heer ins Feld geſtellt, welches noch in dieſem Kriege erſchienen war, aber ſein Führer, der Marſchall Villeroi, war dem kühnen Marlborough nicht gewachſen. Von eitler Zuverſicht getrieben, verließ er ſeine feſte Stellung bei Löwen, um den Gegner den 22. Mai in der Ebene von Ramillies anzugreifen *). Das wünſchte Marlborough; er hatte ſeine Stellung durch Moraſt und Waſſergraben trefflich gedeckt, und als die Feinde nun anſtürmten, konnten ſie den ſchwachen Stellen ſeiner Schlachtordnung nicht ankommen, weil die Natur ſie ſchützte, er dagegen wendete ſeine ganze Kraft gegen einzelne Punkte der ihrigen und durchbrach ſie. Vor der Schlacht hatte ein franzöſiſcher Oberſt geſagt, das Heer ſey ſo trefflich, daß, wenn ſie heute nicht ſiegten, ſie nie wieder vor dem Angeſichte der Feinde erſcheinen dürften. Und dennoch wurden ſie geſchlagen; keine Tapferkeit konnte die begangenen Fehler gut machen. Ueber 20,000 Mann wurden verloren, dazu 80 Fahnen, ſelbſt die Pauken und Standarten der königlichen Garde; und zwei Monate vergingen, ehe ſich das franzöſiſche Heer wieder recht ſammeln konnte. Der Sieger dagegen durchzog Brabant und Flandern, nahm alle Städte des Landes ein und ließ daſſelbe Karl III., als ſeinem rechtmäßigen Herrn, ſchwören. Zu Brüſſel wurde in des neuen Königs Namen ein Staatsrath errichtet.

---

*) Es iſt dieſes faſt das Feld der großen Schlacht bei Belle Alliance und Waterloo, und dieſer letzte Name wird auch bei jener Schlacht vor hundert Jahren genannt.

Der Prinz Eugen wollte dieſes Jahr auch nicht ohne eine große That in Italien vorübergehen laſſen. Er wagte einen Zug, der zu den kühnſten in der Kriegsgeſchichte gehört. Mit nicht mehr als 24,000 Mann deutſcher Krieger zog er einen Weg von 50 Meilen, über Berge und Ströme, und durch eine Reihe von Plätzen, die vom Feinde beſetzt waren, dem hart bedrängten Herzog von Savoyen zu Hülfe, deſſen Hauptſtadt Turin vom Feinde belagert wurde. Der Zug gelang, zu aller Welt Erſtaunen; Eugen vereinigte ſich mit dem Herzoge und eilte zur Befreiung Turins herbei. Obgleich viel geringer an Macht, und mit einem aus ſehr verſchiedenen Haufen zuſammengeſetzten Heere, wagte er am 7ten September früh 4 Uhr den Angriff auf die franzöſiſchen Linien. Ein ſchrecklicher Geſchützesdonner empfing ihn, aber dennoch drangen die Seinigen tapfer vor. Der Fürſt Leopold von Deſſau (ſpäter unter dem Namen des alten Deſſauers bekannt), führte auf dem linken Flügel die Preußen gegen die Verſchanzungen, dann folgten die Würtemberger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel; zu gleicher Zeit that der Graf Daun einen Ausfall aus der Feſtung. Der Kampf wurde ſehr hartnäckig. Zwei Angriffe der Deutſchen wurden zurückgeſchlagen; endlich, nach zweiſtündiger Arbeit, erſtiegen zuerſt die Preußen *) und bald auch die Uebrigen die Schanzen. Die Verwirrung der Feinde wurde um ſo größer, da ihnen die Beſatzung von Turin in den Rücken fiel, und da ihre beiden oberſten Feldherren, der Herzog von Orleans und der Graf Marſin, verwundet das Schlachtfeld verlaſſen mußten. Marſin wurde gefangen und ſtarb am folgenden Tage zu Turin; 5000 Todte und noch mehr Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und die übrigen flohen in ſolcher Verwirrung über die Gebirge nach Frankreich, daß von dem ganzen 80,000 Mann ſtarken Heere kaum 16,000 zuſammen blieben. Die großen Vorräthe, die zu der Belagerung zuſammengebracht waren, 213 Stück Geſchütz, 80,000 Fäſſer Pulver und eine Menge von Kugeln, fielen in die Hände der Sieger. Die Folgen der Schlacht waren noch größer, als dieſer erſte Gewinn; die Franzoſen verloren ſchnell einen Platz in Italien nach dem andern und mußten eine ſogenannte General=Kapitulation abſchließen, nach welcher ſie Italien räumten und verſprachen, während des ganzen Krieges kein Heer wieder dorhin zu ſchicken. So herrlich hatte Eugen ſeine Sachen hier ausgeführt, und ſein Name erſcholl nun noch lauter

*) In einem Schreiben an den Grafen Singendorf ſagt Eugen ſelbſt: „Der Prinz Anhalt hat mit ſeinen Truppen bei Turin abermal Wunder bewirkt. Zweimal traf ich ihn im ſtärkſten Feuer ſelbſt an der Fronte derſelben, und ich kann es nicht bergen, ſie haben an Muth und vorzüglich an Ordnung die meinigen weit übertroffen.“ Der Kaiſer Joſeph ſchrieb dem Fürſten Leopold, ſo wie dem Prinzen Wilhelm von Sachſen Gotha ſehr belobende Dankſagungsbriefe.

durch Europa, als vorher; der Kaiſer ſchenkte ihm einen koſtbaren Degen und ernannte ihn zum Generalſtatthalter in Mailand.

Das Jahr 1707 brachte auch das dritte Land von der ſpaniſchen Erbſchaft, Neapel, in des Kaiſers Beſitz; die Lombardei und die Niederlande waren ihm durch die beiden großen Schlachten des vorigen Jahres gewonnen. Neapel, wo nur ein geringer ſpaniſcher Heerhaufe war, wurde ohne Mühe eingenommen, und Frankreich hatte nun die letzte Stütze in Italien verloren. Auch in den Niederlanden konnte dem Herzog von Marlborough nichts wieder abgenommen werden. Nur am Oberrhein fand der König Ludwig einigen Erſatz durch die Langſamkeit des Reichsheeres; der alte Reichs=Feldmarſchall, Ludwig von Baden, ſtarb 1707; ihm folgte der wenig unternehmende Markgraf von Baireuth, und durch deſſen Unentſchloſſenheit gelang es den Franzoſen wieder, bei Straßburg über den Rhein zu gehen und in Franken und Schwaben das alte grauſame Raubſpiel zu üben. Es iſt berechnet worden, daß ſie in Zeit von zwei Monaten an 9 Millionen Gulden durch Brandſchatzungen zuſammengetrieben haben. Der neue Reichsfeldherr legte zwar, zu aller Freude, den Oberbefehl bald nieder, und an ſeine Stelle kam der fähigere Churfürſt Georg Ludwig von Hannover; aber auch ihn verhinderte die ſchlechte Verfaſſung des Reichsheeres, etwas Bedeutendes vorzunehmen; er mußte zufrieden ſeyn, daß die Franzoſen aus Mangel an Unterhalt wieder über den Rhein zurückgingen und daß er ſie in den nächſten Jahren jenſeits halten konnte.

Ein Zug, den der Prinz Eugen noch im Jahre 1707, auf Verlangen der Seemächte von Italien aus ins ſüdliche Frankreich machen mußte, um Toulon zu erobern, mißlang wie die ähnlichen Züge, die ſchon Kaiſer Karl V. verſucht hatte, und eben ſo hatte der König Ludwig die Freude, in demſelben Jahre faſt ganz Spanien wieder ſeinem Enkel Philipp V. unterworfen zu ſehen. Der Erzherzog Karl hatte in den vorigen Jahren glückliche Augenblicke in Spanien gehabt; ſein Heer, welches beſonders aus portugieſiſchen Hülfsvölkern beſtand, hatte ſelbſt die Hauptſtadt Madrid erobert und ihn daſelbſt zum Könige von ganz Spanien ausgerufen; allein ſeine eigene Unthätigkeit, ſo wie die Uneinigkeit ſeiner Heerführer, der Haß der Kaſtilier gegen ihn und gegen die Aragonier ſowohl, als die Engländer und Portugieſen; dieſe und andere Urſachen entriſſen dem öſtreichiſchen Prinzen nach und nach das Eroberte wieder, ſo daß er im Jahr 1707 nur noch Catalonien übrig hatte.

Dennoch hatte der König Ludwig in dieſem Kriege ſchon ſo viel verloren und ſein Land war ſo erſchöpft, daß er ſehnlichſt den Frieden wünſchte und mit Bezwingung ſeines alten Stolzes Verſuche mache, ihn ſelbſt mit großen Opfern zu erkaufen. Allein die Gegner gedachten ihn dieſesmal für allen früheren Uebermuth

recht empfindlich zu züchtigen; beſonders waren Eugen und Marlborough, die wiederum Oeſtreich und England lenkten, dem eitlen Könige von Grund ihres Herzens feindlich geſinnt und ſannen nur darauf, ihm noch härtere Demüthigung zu bereiten. Es gelang ihnen auch trefflich durch:

Die Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet 1708 und 1709. — Sie fochten wieder vereint in den Niederlanden, da Eugens Tagewerk in Italien vollendet war; und vereint brachten ſie zuerſt den Herzögen von Bourgogne und Vendome, deren Uneinigkeit alles verdarb, eine große Niederlage bei Oudenarde am 11. Juli 1708 bei; und in Folge der Schlacht eroberte Eugen, durch eine ſehr kühne Belagerung, die Feſtung Ryſſel, die man für unüberwindlich gehalten hatte

Das Unglück Frankreichs in dieſem Feldzuge wurde in dem darauf folgenden Winter von 1708 auf 9 durch eine unerhörte Kälte und den dadurch verurſachten Schaden noch drückender gemacht. Die Kälte war ſo groß, daß das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erſtarrten, daß die Weinſtöcke und Obſtbäume erfroren und das durch den Krieg ſchon ausgeſogene Volk durch ſolche Naturſchrecken vollends zur Verzweiflung gebracht wurde. Die Klagen waren herzzerreißend; die Mittel zum nächſten Feldzuge ſchienen unerſchwinglich zu ſeyn. Da mußte ſich der gedehmüthigte König zu neuen Friedensverſuchen bequemen; er erklärte ſich willig, Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande zu verlieren, wenn man Philipp V. nur Neapel und Sizilien laſſen wolle. Allein die beiden Feldherren, welche mitten in dieſen Friedensverhandlungen im Haag erſchienen, erklärten kurz, daß von der ganzen ſpaniſchen Monarchie auch nicht ein Dorf dem Hauſe Oeſtreich entzogen werden dürfe. Und als endlich auch dieſe harte Forderung zugeſtanden war, wurden Abtretungen von dem franzöſiſchen Gebiete ſelbſt verlangt; das Elſaß ſollte wieder zurückgegeben und, ſowohl nach den Niederlanden als Savoyen zu, eine Reihe von Feſtungen, zur künftigen Sicherheit gegen franzöſiſche Argliſt, abgetreten werden. Dieſes Alles geſtanden die franzöſiſchen Geſandten nach einander zu; — nur die eine, in der That entehrende Zumuthung konnten ſie nicht bewilligen, daß nämlich Ludwig, wenn ſein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räumen wolle, ſelbſt helfen ſolle, ihn mit Gewalt der Waffen daraus zu vertreiben.

Solche Schande wollte Ludwig nicht auf ſich laden, und der Krieg fing wieder an.

Mit den Verhandlungen war ſchon ein Theil des Sommers 1709 vergangen; Eugen und Marlborough eilten die noch übrige Zeit zu benutzen. Sie eroberten Tournay und gingen auf Mons los. Dieſes wollte der franzöſiſche Marſchall Villars decken und hatte eine feſte Stellung bei Malplaquet, vor Mons, genommen. Aber die beiden ſiegreichen Feldherren griffen ihn hier am

11. Sept. ohne Zaudern an und ſchlugen ihn nach ſehr blutiger Schlacht, der blutigſten des ganzen Krieges. Eugen ſelbſt erhielt gleich Anfangs einen Streifſchuß am Kopfe; aber ruhig ſteckte er ſein Schnupftuch unter ſeinen Hut und führte ſeinen Flügel weiter ins Feuer. — Nach dieſer Schlacht wurde Mons erobert.

Ein neuer Feldzug war verloren; Ludwig XIV. mußte von Neuem den Frieden anbieten; er bewilligte Alles, was verlangt war, ſogar wollte er, um nur nicht die eigenen Heere zur Vertreibung ſeines Enkels aus Spanien leihen zu müſſen, den Verbündeten Hülfsgelder zu dieſem Zwecke entrichten. Aber jetzt mußte Ludwig an ſich ſelbſt erfahren, was andere ſo oft durch ihn gefühlt hatten, wie hart nämlich den, der im Unglück iſt, der Uebermuth des Siegers drückt. Auch zeigte ſich jetzt offenbar, wie er durch die Zweideutigkeit ſeiner politiſchen Künſte in früheren Verhandlungen das Vertrauen der europäiſchen Völker verſcherzt hatte. Man erwiederte ihm jetzt: ſo lange Philipp V. in Spanien ſey, könne man den Verſprechungen ſeines Kabinets nicht trauen, und überhaupt müßten alle Forderungen der Verbündeten binnen zwei Monaten erfüllt ſeyn, ehe an einen eigentlichen Friedensſchluß gedacht werden könne. Nach ſo harter Antwort fing der Krieg wiederum an, und Eugen und Marlborough nahmen eine Stadt nach der andern an der franzöſiſchen Gränze ein. Aus Spanien aber kam die Nachricht, auch dort habe ſich das Glück gewendet, Karls General Stahrenberg habe Philipps Heer in die Flucht geſchlagen, und Karl habe am 28. September 1710 ſeinen feierlichen Einzug in Madrid gehalten.

Die Noth des alten, kranken Königs Ludwig war auf das Höchſte geſtiegen und alle Hülfe ſchien verloren. Nach ſo vielen, für die Größe ſeines Namens und Reiches geführten Kriegen, nach der Aufopferung von ſo viel tauſend und aber tauſend Menſchenleben, ſollte nun das ganze Gebäude in Nichts zuſammenfallen, er ſollte ſogar von ſeinem alten Reiche Opfer bringen. Härter ſchien noch nie das Schickſal den, der ſich auf dem Gipfel der Größe wähnt, getroffen zu haben. — Aber die Gegner hatten den rechten Augenblick der Mäßigung gleichfalls verſäumt; auch ſie waren durch das Glück übermüthig geworden, und darum verloren ſie einen großen Theil der Frucht ihrer Siege. Drei günſtige Ereigniſſe riſſen Frankreich auf einmal aus der großen Noth, unter welcher es danieder lag, und führten es zu einem erträglichen Frieden; ſie waren: Der Sturz des Herzogs von Marlborough, die Siege der franzöſiſchen Partei in Spanien, und der Tod des Kaiſers Joſeph.

In England, wo Marlboroughs Freunde bisher den Staat gelenkt hatten, bildete ſich in ſeiner Abweſenheit in der Stille eine Gegenpartei und nannte ſich, um die ſeinige auch durch die Gewalt der Meinungen zu beſiegen, Tories, Königlichgeſinnte, jene

aber Whigs, Volksfreunde. Marlboroughs Streben wurde der Königin Anna verdächtig gemacht, ſeine Gemahlin, die bisher die Königin ganz beherrſcht hatte, wurde durch eine andere, die Lady Masham, glücklich verdrängt; ein neues Parlament von Tories wurde im Jahr 1710 gewählt, und nun trat in England die Neigung zum Frieden an die Stelle der Kriegsluſt. Marlborough erhielt zwar den Oberbefehl noch einige Zeit, aber mit großen Einſchränkungen, und bald nachher gab er ihn ganz ab.

Zu der Friedens-Neigung trug auch der Tod des Kaiſers Joſeph, am 17. April 1711, nicht wenig bei. Er ſtarb an den Pocken, im 33. Jahre ſeines Lebens, und wird, als ein ſelbſtthätiger raſcher Fürſt, der ſeinem Vater wie ſeinem Bruder weit überlegen war, von der Geſchichte gerühmt. Sein Geiſt war fähig, die größten Gedanken zu faſſen, und darum fand auch Eugen, mit ſeinen großartigen Anſichten, bei ihm den meiſten Eingang. — Da der Kaiſer ohne Erben ſtarb, ſo war ſein Bruder Karl der Erbe ſeiner Länder. Da ſtand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa, ſo wie zu Kaiſer Karl V. Zeit: ob es nämlich rathſam ſey, daß dieſer Karl, als Kaiſer der ſechste, wenn die Deutſchen ihn wählten, wie jener fünfte, halb Europa beherrſche, und das Haus Oeſtreich ſo übermächtig ſey? Karl VI. beſaß alle Länder Karls V., wenn er die ganze öſtreichiſche und ſpaniſche Monarchie vereinte. Den übrigen, beſonders den Seemächten, ſchien ſolche Uebermacht gefährlich, und ſie beförderten nun lieber die Kaiſerwahl Karls VI, um ihm nachher einen Theil der ſpaniſchen Länder abzuſprechen. Er wurde am 22. December 1711 zu Frankfurt gekrönt.

126. Karl VI. 1711—1740.

In Spanien hatte Karl überdies nicht feſten Fuß mehr, er hatte es nach kurzem Beſitze durch den geſchickten franzöſiſchen Feldherrn, den Herzog von Vendome, wieder verloren, der ſeine Heere ſchlug und einen Landſtrich nach dem andern für Philipp V. wieder eroberte.

Der Utrechter Friede. 1713. — England hatte ſich indeß mit Frankreich in beſondere Unterhandlungen eingelaſſen und bereits die vorläufigen Friedens-Bedingungen unterzeichnet; ſo wenig edel handelte die neue Partei in England an den bisherigen Bundes-Genoſſen, die ſich nun auch wohl zu Unterhandlungen, und zwar nicht auf ſehr günſtige Bedingungen, bequemen mußten. Zum Verſammlungsorte wurde Utrecht gewählt.

Ueber den Hauptpunkt, die ſpaniſche Erbſchaft, war man, trotz des Widerſpruchs von Seiten des Kaiſers, bald einig; Philipp V. ſollte Spanien und Indien, Karl das übrige haben; zugleich mußte Philipp aber allen ſeinen Anſprüchen auf Frankreich

entſagen, damit die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf einem Haupte vereinigt würden.

An England trat Frankreich die Hudſonsbay und Neufoundland ab, und ſchleifte ferner, auf Englands Verlangen, die Feſtungswerke von Dünkirchen. An Portugal wurden Beſitzungen in Süd-Amerika abgetreten; an Preußen das Oberquartier von Geldern und die Landeshoheit über Neufſchatel und Valangin; auch erkannte Frankreich ſeine neue Königswürde an. Savoyen erhielt treffliche Feſtungen an der franzöſiſchen Gränze, und, weil es auch Anſprüche an die ſpaniſche Krone machen konnte, als Erſatz die Inſel Sizilien. Holland, welches am treueſten an dem Bündniſſe gehalten und früher alle vortheilhaften Anträge zu einem beſondern Frieden mit Frankreich abgewieſen hatte, erhielt jetzt geringen Erſatz, es mußte die ſtärkſten der eroberten Feſtungen herausgeben, und behielt eine Reihe der ſchwächern, die ihm wenig genützt haben. — Spanien trat endlich an England noch die Feſtung Gibraltar und die Inſel Minorka ab, und ſo hat England den größten Vortheil von dieſem Frieden gezogen.

Friede zu Raſtadt und Baden. 1714. — Der Kaiſer und das Reich, von ihren Bundesgenoſſen verlaſſen, ſollten nun allein unterhandeln oder den Krieg allein fortſetzen. Die Bedingungen, welche die Franzoſen ihnen machten, waren die ſchimpflichſten; Ludwig verlangte nämlich, um ſich gegen ſeinen Bundesgenoſſen, den Churfürſten von Baiern, recht großmüthig zu beweiſen, völlige Wiedereinſetzung deſſelben in alle ſeine Länder und noch überdies die Verleibung der Grafſchaften Burgau und Nollenburg und der Inſel Sardinien, als eines Königreichs; eine königliche Belohnung für den, der der treue Freund eines Reichsfeindes geweſen war! — Auf ſolche Bedingungen einzugehn, wäre ehrlos geweſen, und der Krieg fing wieder an. Aber mit welchem Glücke! der betrübte Eugen konnte mit dem kleinen Reichs-Heere gegen die ganze franzöſiſche Macht unter Villars nicht einmal die Ufer des Rheines vertheidigen; die angränzenden Kreiſe wurden von Neuem ausgeplündert und die wichtigen Feſtungen Landau und Freiburg erobert.

Darauf kamen Eugen und Villars im November 1713 in dem Schloſſe zu Raſtadt zuſammen, und fingen die Unterhandlungen wieder an. Die beiden großen Feldherren, die zuletzt auf dem Kampfplatze gegen einander ſtanden, wollten auch die Ehre haben, Friedensſtifter zu ſeyn. Nach mühſamer Arbeit, und manchen nicht edlen Unterbrechungen durch Ludwigs wieder erwachten Stolz, unterzeichneten ſie endlich den Frieden am 7. März 1714. Der Kaiſer erhielt die ſpaniſchen Niederlande, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskaniſchen Seehäfen. — Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein bis auf Landau heraus; Baiern

und Köln wurden der Reichsacht erledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingeſetzt.

Das waren die Hauptbedingungen, und nachdem noch einige Punkte in Beziehung auf das deutſche Reich näher beſtimmt waren, wurde auch durch deſſen Abgeordnete der Friede in der Stadt Baden im Argau am 7. September 1714 unterzeichnet.

Ein heftiger Sturm war wieder vorübergegangen; der große nordiſche Krieg, der zu eben dieſer Zeit die nördliche und öſtliche Hälfte von Europa erſchütterte, aber auf Deutſchland weniger Einfluß hatte, dauerte noch in einigen Nachwehen fort bis zum Tode des ſchwediſchen Königs Karl XII. im Decbr. 1718. Während des Unglücks Schwedens bemächtigte ſich Brandenburg eines Theiles von Schwediſch-Pommern, und Hannover brachte durch Kauf die Bisthümer Bremen und Verden an ſich, und beide behielten im Frieden ihre Erwerbungen. — Nach dieſen beiden großen Kriegen hat das ermattete Europa einige Ruhe gehabt. Sein Dränger Ludwig XIV. war auch 1715 geſtorben.

Karls VI. fernere Regierung. — Wir haben den eben geendigten, wichtigen Krieg ausführlicher erzählt, weil er Frankreichs bisherige Uebermacht brach und für Oeſtreich und Deutſchland einen glücklichen Augenblick herbeiführte, den alten ehrenvollen Platz in der Weltgeſchichte wiederum einzunehmen. Seit Ludwig XIV. eroberungſüchtiges Streben ſich offenbar gezeigt hatte, und zu fürchten war, daß ein einzelner Staat gegen Frankreichs Uebermacht ſchwerlich beſtehen werde, hatte der König Wilhelm von England einzig daran gearbeitet, durch eine Verbindung Mehrerer jenem Ehrgeize einen Damm entgegenzuſetzen, damit in Zukunft nur die Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit zwiſchen den Völkern walteten. Er wurde der Stifter des neuen Syſtems des politiſchen Gleichgewichts, und muß ein großer Mann genannt werden, weil er mit kleinen Mitteln Großes ausrichtete und in Wahrheit Europas Schirmherr wurde. Vor allen Dingen gründete er ſeine Hoffnung dauernder Ruhe und Sicherheit auf die Verbindung Englands mit Oeſtreich, der freieſten proteſtantiſchen mit der rechtlichſten katholiſchen Macht, wie man es ausgedrückt hat. Dieſe Verbindung bezeichnet in der That einen neuen Abſchnitt in der Entwickelung der Staaten-Verhältniſſe Europa's und hat unter andern am meiſten dazu beigetragen, die Grundſätze der Duldung, der gegenſeitigen Achtung und ſittlichen Würdigung, zwiſchen den Völkern herrſchend zu machen; und eben hierdurch zeichnet ſich die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts, bei allen übrigen Schwächen, aus. Oeſtreich aber wurde auf dieſe Weiſe wieder in die Mitte Europa's geſtellt, als die Macht, welche am meiſten mit den übrigen in Beziehung und am meiſten berufen ſey, gutes Verſtändniß und Ordnung unter Allen zu bewahren; in Beziehung auf Deutſchland aber deſto kräftiger die alte

Würde und Verfaſſung des Reichs zu ſchützen. Durch den Ruhm und die Erwerbungen des nun geendigten Krieges war dieſe Beſtimmung Oeſtreichs wie durch einen Schickſalsſpruch beſtätigt; es war mächtiger, als wenn es ihm gelungen wäre, die ſpaniſche Krone mit der öſtreichiſchen zu vereinigen; denn daß ſolche Ausdehnung die Macht nicht wahrhaft vermehre, hatten die Zeiten Karls V. gelehrt. So rühmlichen Aufſchwung verdankte Oeſtreich vorzüglich dem großen Geiſte Eugens, und dem, nur zu früh verſtorbenen, Kaiſer Joſeph I., welcher in des erſtern hohe Gedanken ganz einging.

Hätte Kaiſer Karl VI. Geiſtesgröße genug habt, die weltgeſchichtliche Beſtimmung Oeſtreichs und Deutſchlands in dem europäiſchen Völkerſtaate, wozu eben der Standpunkt wieder gewonnen war, zu erkennen, er hätte nicht nur ſeines Reiches, ſondern des ganzen deutſchen Vaterlandes Ruhm und Größe, und für Europa eine ehrenvolle Ruhe auf lange Dauer gründen können. Die ehrwürdige Bedeutung des alten Kaiſerthums, welche im Laufe der Zeiten untergegangen war, mochte jetzt in erneuter Geſtalt wiederum aufſtehen, wenn der Gedanke eines wahrhaften europäiſchen Völkerbundes, auf die ewigen Geſetze der Religion und Sittlichkeit gegründet, und alſo auf inneren, unſichtbaren Stützen im Gleichgewicht ruhend, aufgefaßt, und Oeſtreich mit Deutſchland vereinigt als Wächter deſſelben aufgeſtellt wurden. Sie zuſammen konnte kein eroberungsſüchtiger Gedanke treiben, und ſie waren nur ſtark im gerechten Schutzkriege für die ruhige Haltung des Ganzen. Dann konnte das Syſtem des Gleichgewichts als eine unſichtbare Macht für die neueren Zeiten die Stelle einnehmen, welche Kaiſerthum und Papſtthum im Mittelalter ausgefüllt hatten.

Allein Karls Geiſt, ſo wie ſein ganzes Zeitalter, konnte ein ſo hohes Bild nicht faſſen noch halten. Der Gedanke des Gleichgewichts der Staaten wurde immer mehr ein äußerlicher, ein ſorgfältiges Abwägen der phyſiſchen Kräfte, ein Meſſen des Umfanges der Länder, und ein Zählen der Unterthanen und der Soldaten. Denn das war auch eines der großen Uebel, die von Frankreich aus, und am meiſten durch Ludwig XIV., über Europa kamen, daß die Herrſcher die Gewährleiſtung ihrer Selbſtſtändigkeit und Sicherheit nicht, wo ſie allein ruht, in der Liebe ihrer Völker, ſondern in der großen Zahl immer ſchlagfertiger Krieger ſuchten. Dieſe mußten vermehrt werden, wenn der Nachbarſtaat ſie vermehrte, und ſie war faſt allein der Maaßſtab für das Verhältniß unter den Völkern. Die geiſtigen und ſittlichen Kräfte, weil ſie nicht gemeſſen werden können, wurden gar wenig beachtet. Solche Vernachläſſigung mußte ſich ſchwer rächen; der nicht geachtete Geiſt floh aus dem ganzen mühſeligen Gebäude, welches er allein hätte aufrecht halten können, und nach einem kurzen Glanze zu Wilhelms und Eugens Zeit, und längerem, traurigem Wanken,

bald von dieſer, bald von jener Stütze kümmerlich gehalten, iſt das Syſtem des Gleichgewichts, nicht einmal hundert Jahre nach ſeinem erſten Entſtehen, in ſich zuſammengeſtürzt.

Für Deutſchland hatte dieſes Syſtem, und Oeſtreichs Stellung darin, die Folge, daß Deutſchland in die Kriege des Kaiſerhauſes mit verwickelt, daß es überhaupt in alle Bewegungen Europa's hineingeriſſen wurde, ohne einen Gewinn davon zu haben; vielmehr wurde auch das alte, wankende Reichsgebäude durch die ſteten Erſchütterungen nun völlig aus ſeinen Fugen getrieben. Denn weder in dem Leben des Einzelnen, noch der Völker, gibt es einen Stillſtand, ſie ſchreiten unaufhaltſam rückwärts, wenn ſie nicht vorwärts dringen; und Deutſchland hatte eben eine große Gelegenheit der Erhebung gleichgültig von ſich gewieſen. — Uebrigens waren die letzten zwanzig Jahre bis zu Karls VI. Tode, mit geringen Ausnahmen, eine Zeit der Ruhe. Der Kaiſer widmete ſich vorzüglich der innern Verwaltung ſeiner großen und ſchönen Länder, und dieſes war für ſie, nach ſo ſtürmiſchen Zeiten, eine Wohlthat. Auch hatte er, weil er keine männlichen Erben beſaß, einen Erbvertrag, oder **pragmatiſche Sanction**, verfaßt, nach welcher alle ſeine Länder ſeiner Tochter Maria Thereſia anheim fallen ſollten. Dieſe wünſchte er von den bedeutenden Staaten Europa's feierlich beſchworen zu ſehen, um vor der Zerſplitterung der großen Monarchie geſichert zu ſeyn. Es iſt dieſes eine Hauptſorge ſeines Lebens geweſen, und er hat ſeine Abſicht, nach vielen fehlgeſchlagenen Verſuchen, äußerlich durchgeſetzt, ſeine pragmatiſche Sanction wurde beſtätigt, allein auch an ihr iſt die Bodenloſigkeit der neueren Politik offenbar geworden. Dieſe Sanction ſicherte nach ſeinem Tode ſeine Tochter dennoch nicht vor den Angriffen derer, welche ihre Anſprüche mit den Waffen durchzuführen hofften.

Der Kaiſer ſelbſt führte noch in den Jahren 1733 bis 35 einen Krieg für **Auguſt** III. von Sachſen, welcher zum polniſchen Könige gewählt war, gegen Frankreich, welches den **Stanislaus Lesczinsky**, den Schwiegervater Ludwigs XV., wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Oeſtreich und Deutſchland nicht glücklich; durch den Frieden blieb Auguſt III. zwar König von Polen, aber Deutſchland verlor dafür eine neue Provinz an das habſüchtige Nachbarvolk; **Lothringen** mußte an Stanislaus abgetreten werden, durch den es an Frankreich kam, und der lothringiſche Herzog, **Franz Stephan**, wurde Großherzog von Toskana, der ſpaniſche Infant Don Carlos ward durch Neapel und Sizilien für Toskana entſchädigt. — In einem Türkenkriege war das öſtreichiſche Heer gleichfalls nicht ſiegreich, und im Belgrader Frieden 1739 mußte die Schutzwehr, welche Eugen gewonnen hatte, die Feſtung **Belgrad**, zurückgegeben werden.

127. Maria Thereſia und Friedrich II. von Preußen.

Der Kaiſer Karl VI. ſtarb den 26. October 1740. Seine Tochter, Maria Thereſia ergriff, der pragmatiſchen Sanction zufolge, in allen ſeinen Ländern die Regierung.

Sogleich nach des Kaiſers Tode trat der Geſandte des Churfürſten Karl Albrecht von Baiern in Wien mit einer Erklärung ſeines Herrn hervor: „Er könne die junge Königin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das Haus Baiern gerechte Anſprüche an die öſtreichiſchen Erbländer habe." Dieſe Anſprüche gründete der Churfürſt auf ſeine Abſtammung von der älteſten Tochter Kaiſer Ferdinands I., deren Nachkommen, nach dem Ausſterben des öſtreichiſchen Mannesſtammes, jetzt eintreten müßten. Allem Rechte nach konnte dieſes nur geſchehen, wenn der letzte Kaiſer auch keine Tochter hinterlaſſen hätte; da eine ſolche da war, mußte ſie allen weiblichen Seitenverwandten vorgehen. Nun wollten zwar die baierſchen Rechtsgelehrten noch aus manchen andern Gründen die Anſprüche ihres Herrn rechtfertigen; was den Churfürſten indeß wohl am meiſten trieb, war das heimliche Zureden Frankreichs, welches ihm ſeinen Beiſtand zur Zerſtückelung des öſtreichiſchen Erbes verſprach.

Ehe es jedoch auf dieſer Seite bis zur Entſcheidung durch die Waffen kam, trat ein noch viel unerwarteterer Feind gegen Maria Thereſia auf. Der junge König Friedrich II. von Preußen, der erſt in dieſem Jahre 1740 zur Regierung gekommen war, rückte plötzlich mit einem Heere in Schleſien ein und beſetzte das Land. In der Erklärung, die er zugleich erließ, ſetzte er ſeine Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau auseinander; ſie ſchrieben ſich, auf das erſtere Land, noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, da der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf durch Kaiſer Ferdinand II. wegen ſeiner Verbindung mit Friedrich V. von der Pfalz in die Acht erklärt und ſein Fürſtenthum genommen war. Der König von Preußen behauptete, wenn die Achtserklärung gegen jenen Fürſten auch gerecht geweſen ſey, ſo hätte das Land dennoch als ein Stammlehen den Seitenverwandten nicht entriſſen werden dürfen, die an dem Verbrechen keinen Theil gehabt. Die Anſprüche auf die Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau aber nahm Friedrich II. aus noch früherer Zeit her, nämlich aus einem Erbvertrage des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit Joachim II. von Brandenburg aus dem Jahre 1537. — Was in des jungen Königs Seele arbeitete und trieb, was ihm im erſten Jahre ſeiner Regierung die Waffen in die Hand gab und ihn begierig die Gelegenheit ergreifen ließ, alte Rechte zu erneuern, die, wenn er nicht geboren wurde, vielleicht auf ewig vergeſſen blieben, — dieſes Treibende offenbart er uns ſelbſt in wenigen

Worten. Nachdem er in ſeiner Geſchichte des Hauſes Brandenburg die Erhebung Preußens zum Königreiche durch Friedrich I. erzählt hat, äußert er ſich ſo darüber: „Es war eine Lockſpeiſe, welche König Friedrich I. allen ſeinen Nachfolgern hinwarf, und wodurch er ihnen zu ſagen ſchien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch deſſen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden." Dieſe Worte ſind der Schlüſſel zu Friedrichs II. Leben. Was in Karl dem Großen gewirkt und ihn zum Eroberer gemacht hat, was Guſtav Adolph in den Schlachtentod getrieben, daſſelbe lebte in Friedrich. Der Lebenstrieb, der ſeit dem großen Churfürſten im preußiſchen Staate war, eine durchaus ſelbſtſtändige Macht zu werden und in der Reihe der erſten in Europa zu ſtehen, wurde in Friedrich dem Großen gleichſam in einem Brennpunkte vereinigt. Das ſah er als ſeine unausweichbare Beſtimmung an, ſein Volk in den Rang zu heben, den ſeines Geiſtes Kraft ihm als erreichbar vorhielt, den königlichen Namen in königliche Macht zu verwandeln. Friedrich hatte eine kühn aufſtrebende Seele von der Natur empfangen, ſie hatte im kleinen Felde nicht Raum und mußte ſich ein größeres erſchaffen; an dieſer ſchaffenden und bilden Kraft ſteht Friedrich den größten Geiſtern in der Geſchichte nicht nach. Es iſt keiner, der ſtärker auf ſein Zeitalter gewirkt und mehr, wie er, als ein großes Vorbild gegolten hätte. Aber wiederum iſt auch der größte Mann ein Zeugniß ſeiner Zeit, von ihren Schranken umfaßt, und ihre Tugenden wie ihre Mängel in einem klaren Spiegel wiederſtrahlend. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Friedrich II., trotz aller ihm inwohnenden Kraft und Größe, in manchen Dingen den Männern, welche wir mit ihm zuſammengeſtellt haben, nicht gleichkömmt, wenn manches an ihm kleinlich erſcheint, was in außerordentlichen Zeitaltern auch eine großartige Geſtalt angenommen hätte; ja, wenn ſogar die Stimme des Vaterlandes über den großen Mann manche Klage führen muß. Ein kleinlich eigenſüchtiges, dem Fremden nachjagendes, nüchternen Verſtand und frechen Witz vergötterndes Zeitalter, welches viele der heiligſten Dinge mit Füßen trat, konnte die höchſte menſchliche Vollkommenheit, in durchaus edler Haltung, nicht hervorbringen. Und wenn wir dieſes erwägen, ſo werden wir vielmehr trauern, daß ein ſo ungewöhnlicher Geiſt nicht in einer großartigeren Zeit geboren wurde.

Als der Vater Friedrich Wilhelm I. am 31. Mai 1740 ſtarb, war Friedrich 28 Jahre alt; ſein Geiſt war durch raſtloſe innere Thätigkeit, durch ernſte Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, durch den Umgang mit geiſtreichen Männern, zu aller Schärfe der Denkkraft ausgebildet; das Studium der Geſchichte hatte ſeinen Blick über die engen Schranken der Gegenwart weit hinausgeführt; ſie hatten ihm ein hohes Bild von der Würde eines Königs gegeben, und ſein erſtes Auftreten zeigte, daß er ihm nachſtrebe. Es wurde

ſogleich offenbar, daß er ſelbſt zu herrſchen entſchloſſen ſey; ſeine Thätigkeit in Leitung der Geſchäfte, ſeine Aufmerkſamkeit auf Kleines und Großes, ſeine Entſagung des Schlafes und der Vergnügungen, ſeine ſtrenge Eintheilung der Stunden, daß keine ihm ungenutzt verloren gehe; — dieſes Alles war ein Wunder für die, welche ſolche Aufopferung aller Lebenskraft für den Regentenberuf bei andern Herrſchern nicht kannten. Recht eigenthümlich ſpricht ſich der außerordentliche Eindruck in dem Berichte eines fremden Geſandten an des Königs Hofe aus. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben,“ heißt es darin, „darf man nur ſagen, daß der König ſchlechterdings alles ſelbſt thut, und daß der erſte Miniſter nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Kabinet zukommenden Befehle auszufertigen, ohne daß er über etwas befragt wird. Unglücklicher Weiſe iſt nicht einer um den König, der ſein ganzes Vertrauen hätte und deſſen man ſich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen; daher ein Geſandter ſich hier weniger zurecht finden kann, als an jedem andern Hofe.“ — Freilich, die, von den Franzoſen in Europa aufgebrachte, das ſittliche Verhältniß der Herrſcher unter einander vergiftende, Kunſt, durch Lauern und Horchen und Beſtechen, vom Staats-Miniſter bis zum Kammerdiener, die Entſchlüſſe des fremden Hofes ſchneller zu entdecken, als ſie bei ihm ſelbſt reif geworden waren, dieſe konnte bei Friedrich II. nicht geübt werden; denn er erwog Alles ſtill in ſeiner eigenen Bruſt und der Augenblick der That machte den Entſchluß erſt offenbar.

So ging es auch jetzt mit dem Angriffe auf eines der öſtreichiſchen Länder nach Karls VI. Tode. Man bemerkte wohl Rüſtungen, aber vieler bedurfte es nicht, denn der ordnungsliebende, ſparſame König Friedrich Wilhelm I. hatte dem Sohne ein treffliches Heer von 80,000 Mann und einen Schatz von 8 Millionen Thaler hinterlaſſen; und überdies ging alles ſo ſtill, ſo ſprachlos, daß niemand des jungen Königs wahre Abſicht durchſchauen konnte. Sonſt pflegten doch einem Kriege Bündniſſe mit andern Mächten voranzugehen; allein Friedrich redete mit keinem Geſandten und knüpfte mit Niemanden eine Verbindung an. Er wußte, daß die beſte Hülfe in uns ſelbſt liegt. Dabei verließ er ſich auf die raſche Beweglichkeit ſeines Heeres, wie ſeiner ſelbſt; ſie lag in ſeinem ganzen Leben. „Will der König verreiſen,“ erzählt von ihm der fremde Geſandte, „ſo pflegt er die, welche ihm folgen ſollen, nur wenige Stunden vorher von ſeiner Abreiſe zu benachrichtigen, und er findet ſie bereit, da er weder einen Hof, noch Höflinge, ſondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat.“ — Durch Schnelligkeit mußte die Kraft ſeines Staates ſich vervielfältigen und den Mangel der Maſſe erſetzen.

128. Der öſtreichiſche Erbfolgekrieg. 1740—1748.

Erſter ſchleſiſcher Krieg. 1740—1742. — Den 20. October des Jahres 1740 war Kaiſer Karl VI. geſtorben; am 17. December deſſelben Jahres rückte Friedrich II. ſchon in Schleſien ein. Zugleich mit dem Heere erſchien auch des Königs Geſandter in Wien mit Anerbietungen zum Vergleiche; für die gütliche Abtretung der ſchleſiſchen Fürſtenthümer bot Friedrich der Königin von Ungarn ſeinen Beiſtand zur Behauptung ihrer übrigen Länder und ſeine Stimme für ihren Gemahl, Franz Stephan von Toskana, bei der deutſchen Kaiſerwahl an; allein ſeine Vorſchläge wurden in Wien verworfen. — Die wenigen öſtreichiſchen Truppen, die in Schleſien ſtanden, wurden noch in dieſem Herbſte vertrieben; nur die Feſtungen leiſteten Widerſtand und wurden eingeſchloſſen; das nächſte Frühjahr ſollte nun entſcheiden, ob das leicht eroberte Land auch gegen ein öſtreichiſches Heer behauptet werden könnte. Der Feldmarſchall von Neuperg, ein Feldherr aus Eugens Schule, führte daſſelbe zur Wiedergewinnung Schleſiens herbei, und die jungen preußiſchen Krieger, welche nur die Uebungen, aber nicht den Ernſt des Krieges kannten, ſtanden nun ſolchen gegenüber, die ohne Bedenken zu den beſten Kriegern in Europa gehörten. Aber die erſten Waffenproben des preußiſchen Heeres fielen zu ſeinem Ruhme aus. In der Nacht des 9. Märzes ſtürmte der Erbprinz von Deſſau die Feſtung Glogau und gewann ſie; und am 10. April ſtieß der König mit dem Hauptheere bei Molwitz auf die Oeſtreicher, die ihn nicht erwarteten, aber eben noch Zeit gewannen, ſich zu ordnen. Die Schlacht begann um 2 Uhr Nachmittags. Sie blieb lange unentſchieden, denn die öſtreichiſche Reuterei focht mit der größten Tapferkeit, warf den rechten preußiſchen Flügel über den Haufen, hieb die Kanoniere bei dem Geſchütze nieder und richtete es auf die Preußen ſelbſt. Der König, der hier zuerſt den Krieg in ſeinem furchtbaren Ernſte ſah, verlor ſchon die Faſſung; der erfahrene Feldmarſchall Schwerin, welcher das Ganze mit freierem Blicke überſchaute und mit dem Wechſel des Waffenglücks vertraut war, beredete ihn, ſich zu dem rückwärts ſtehenden Heerestheile des Herzogs von Holſtein-Beck zu begeben und mit demſelben den Rückzug, wenn es nöthig ſeyn ſollte, zu decken. Nach unruhigen Zweifeln entſchloß ſich der König endlich dazu, als es eben anfing dunkel zu werden, und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Städtchen Oppeln. Er glaubte es von Preußen beſetzt, aber am Tage vorher waren Oeſtreicher eingerückt, und als auf ihren Anruf die Antwort: „Preußen!“ erfolgte, begrüßten ſie die Ankommenden durch das Gatterthor mit Flintenſchüſſen; der König eilte ſchnell nach dem Städtchen Löwen zurück. Die Dunkelheit hatte ihn vor der Gefangenſchaft bewahrt. Indeß war auf dem Schlachtfelde ſchon das Loos für die Preußen glücklich gefallen; der Feldmarſchall Schwerin wendete das Glück des Tages

durch einen geſchickten Angriff auf die Flanke des Feindes für ſeinen König, und zugleich entſchied zuletzt das ſchnellere Gewehrfeuer der Preußen, welches den Oeſtreichern noch ungewohnt war. Der König erhielt die frohe Nachricht am Morgen in Löwen und eilte, ſeinem Feldherrn und ſeinen Kriegern das gebührende Lob zu ertheilen.

Der blutige, theuer erkaufte Sieg wendete die Augen der Zeitgenoſſen auf den jungen König; ein Unternehmen, welche die Menge nicht faſſen noch beurtheilen kann, wofür ſie keinen Maaßſtab hat, wird in ihren Augen durch das Gelingen, wie durch einen Spruch des Schickſals gebilligt. Wäre Friedrich unglücklich geweſen, tauſend Stimmen würden ihn wie einen Thoren, der ſich ungeziemender, über ſeinen Kräften liegender, Dinge angemaßt, verurtheilt und verſpottet haben; wie denn Karl Albrecht von Baiern, der zugleich mit Friedrich emporſtrebte und ſeine Hand nach Königs- und Kaiſerkronen ausſtreckte, ein ſolches Urtheil über ſich hat ergehen laſſen müſſen. Und in der That bewährt ſich die Kraft, die in den großen Welthändeln das Außerordentliche wagen darf, für das Urtheil der Zeit nnd Nachwelt erſt in der Durchführung des Gewollten.

Frankreich, Spanien, Baiern, Sachſen, im Bunde gegen Oeſtreich. — Das Kriegsunglück des öſtreichiſchen Heeres in Schleſien beſtärkte die franzöſiſche Regierung in ihrem Vorſatze, dieſen Augenblick zur Zerſtückelung Oeſtreichs zu benutzen. Der Kardinal Fleury, der Frankreich regierte und an dem Marſchall von Belleisle einen ſehr geſchickten Unterhändler fand, brachte zu dem Ende eine Verbindung zwiſchen Frankreich, Preußen, Spanien, Baiern und Sachſen zu Stande; denn auch der Kurfürſt Auguſt III. von Sachſen, der zugleich König in Polen war, leitete Anſprüche auf die öſtreichiſche Erbſchaft von einer früheren Heirath des ſächſiſchen Hauſes her, und Spanien ſtreckte ſeine Hände nach Parma und Piacenza aus. Ueberdies war der Plan entworfen, den baieriſchen Churfürſten Karl Albrecht zum deutſchen Kaiſer zu erheben, und dieſer, obwohl er eine ſo wichtige Stelle einzunehmen doch Anfangs Bedenken trug, erklärte ſich endlich bereit dazu. Die Wahl ſollte in Frankfurt gehalten werden.

Nun rückten noch im Sommer 1741 zwei franzöſiſche Heere über den Rhein; das eine wendete ſich gegen die hannöveriſche Gränze, und dadurch verlor Maria Thereſia den letzten Bundesgenoſſen. Georg II. von England ſchloß, aus Beſorgniß für ſein Churfürſtenthum Hannover, einen Vergleich, worin er am Kriege nicht Theil zu nehmen verſprach. Das andere franzöſiſche Heer zog gerade auf Oeſtreich und vereinigte ſich im September mit dem Churfürſten von Baiern. Dieſer hatte ſich ſchon im Juli durch Ueberrumpelung der wichtigen Gränzſtadt Braunau bemächtigt,

jetzt trug er kein Bedenken, in Linz ſeinen Einzug zu halten und ſich als Erbherzog von Oeſtreich huldigen zu laſſen. Die Hauptſtadt Wien zitterte, und was von Koſtbarkeiten dort war, wurde nach Preßburg in Ungarn gebracht, denn ſchon ſtand der Churfürſt nur drei Tagemärſche davon entfernt. Allein unerwartet kehrte er um und zog nach Böhmen. Alle Welt erſtaunte, denn mit dem Verluſte von Wien ſchien für Maria Thereſia Alles verloren! und ſie hatte dem Feinde kein Heer entgegen zu werfen. Aber die Eiferſucht gegen Sachſen war es, die den Churfürſten von ſeinem Wege in das Herz Oeſtreichs abbrachte. Ein ſächſiſches Heer war in Böhmen eingerückt, und Karl Albrecht, der auch dieſes Land zu beſitzen trachtete und fürchtete, Sachſen greife darnach, wollte lieber für den Augenblick Wien fahren laſſen, um Böhmen zu gewinnen. Er zog auf Prag, und das Glück begünſtigte ihn ſo ſehr, daß er die wichtige Stadt am 26. November durch Ueberrumpelung, faſt ohne Widerſtand, einnahm. Bald darauf ließ er ſich zum Könige von Böhmen ausrufen und von den Ständen huldigen; und zog dann nach Mannheim, um dem Orte der Kaiſerwahl nahe zu ſeyn. Das Glück des Hauſes Baiern ſchien einen glänzenden Aufſchwung zu nehmen.

129. Karl VII. deutſcher Kaiſer. 1742—1745.

Auch die Abſicht auf die deutſche Kaiſerkrone gelang; Karl Albrecht wurde am 24. Januar 1742 zu Frankfurt erwählt, indem Frankreich und der König von Preußen ſeine Sache unterſtützten. Doch iſt ſein Kaiſerthum kurz und kummervoll geweſen, und gleich der Anfang war der unglücklichen Zeichen voll. An dem Tage, an welchem Karl VII. in Frankfurt zum Kaiſer gekrönt wurde, am 12. Februar, nahm der öſtreichiſche General Bärenklau ſeine Hauptſtadt München ein.

Maria Thereſia hatte dieſe günſtige Wendung ihres Geſchicks ihrer eigenen Seelenſtärke zu verdanken, und daß ſie es richtig erkannte, worin die Macht der Herrſcher ihre Sicherheit hat. Sie wußte die Liebe und die Begeiſterung desjenigen von ihren Völkern, welches ihr übrig geblieben war, in hohem Maaße zu erregen, und das begeiſterte Volk rettete ſie. Im Herbſte des Jahres 1742 berief ſie einen großen Reichstag der Ungarn nach Preßburg, und hier trat ſie, die bedrängte, von harten Feinden geängſtete, Frau, mit ihrem Säuglinge, dem nachmaligen Kaiſer Joſeph II., auf dem Arme, in der Mitte der Männer, und mit thränenerfüllten Augen, welche den Eindruck ihrer Anmuth und Hoheit unwiderſtehlich machten, rief ſie den Beiſtand des ungariſchen Volkes an. „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben Wir Uns und unſere Kinder, auf Euch ſetzen Wir Unſer ganzes Vertrauen“, — ſprach ſie: und begeiſtert riefen die Männer: „Laßt uns ſterben für unſere Königin Maria Thereſia; Blut und Leben

wollen wir für ſie opfern!“ — In kurzer Zeit waren 15,000 Edelleute zu Pferde und in den Waffen, und aus Kroatien, Slavonien, der Wallachei, ſo wie aus Oeſtreich und Tyrol, ſammelten ſich Schaaren zu ihnen. Was der Befehl in langen Friſten nur halb zu Stande gebracht hätte, vollbrachten Liebe und freudiger Muth in wenigen Wochen. Oberöſtreich war ſchon in ſechs Tagen vom Feinde befreit, dann drang das Heer in Baiern ſelbſt ein, und die Hauptſtadt fiel in öſtreichiſche Gewalt. Der neue Kaiſer mußte ſeine Wohnung, fern von ſeinem eigenen Lande, zu Frankfurt nehmen.

Schlacht bei Czaslau den 17. Mai 1742. — Auf einer andern Seite war jedoch das Glück nicht ſo günſtig für Oeſtreich. Um auch den Feind, der noch immer das wichtige ſchleſiſche Land inne hielt und ſchon in Mähren eingedrungen war, den König Friedrich II., vielleicht durch eine glückliche Schlacht um ſeine bisherigen Vortheile zu bringen, erhielt der Prinz Karl von Lothringen vom Hofkriegsrathe zu Wien den Befehl, ein Treffen mit dem preußiſchen Heere zu ſuchen. Er folgte demſelben nach Böhmen und beide trafen bei Czaslau auf einander. Ihre Stärke war ungefähr gleich, die Stellung beider hatte ihre Vortheile und Mängel, von beiden Seiten fochten die Schaaren bald muthiger und in heftigen Angriffen, bald unentſchloſſener und nur abwehrend; das Kriegsglück ſchwankte hin und her, bis der König, der hier ſchon ſeinen kriegeriſchen Scharfblick entwickelte, eine ſehr gelegene Anhöhe raſch beſetzen ließ, von welcher die Flanke der Oeſtreicher bedroht wurde. Dieſes, und daß ein Theil der öſtreichiſchen Reuterei zu früh das preußiſche Lager zu plündern anfing, entſchied den Tag; Karl von Lothringen befahl den Rückzug; doch war der Verluſt von beiden Seiten faſt gleich, und die Siegeszeichen der Preußen beſtanden nur in 18 Kanonen.

Wichtiger, als die Schlacht ſelbſt, waren ihre Folgen; ſie hatte in der Königin Maria Thereſia den herben Entſchluß zur Reife gebracht, dem jungen von Glück begünſtigten Könige ſeine Eroberungen zu laſſen, und mehr verlangte er nicht. Die Friedens-Unterhandlungen gingen daher raſch von Statten; ſchon am 11. Juni wurden die vorläufigen Bedingungen zu Breslau, und am 28. Juli der völlige Friede zu Berlin unterzeichnet. Der König behielt Ober- und Nieder-Schleſien und die Grafſchaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das ſchleſiſche Gebirge jenſeits der Oppa; es war ein Gewinn von 700 Q. Meilen. Dagegen bezahlte er den Engländern 1,700,000 Thaler, die pfandweiſe auf Schleſien geliehen waren.

Fortſetzung des öſtreichiſchen Erbfolgekriegs von 1742—1744. Von einem ſo wichtigen Feinde befreit, konnten die Oeſtreicher alle ihre Kräfte gegen die Franzoſen und Baiern wenden, denn auch Sachſen hatte ſich, Preußens Beiſpiele folgend,

vom Kriege zurückgezogen. Das franzöſiſche Heer ſtand noch in Böhmen und hatte Prag beſetzt; gegen dieſes rückte der Prinz von Lothringen heran und ſchloß die Stadt ein. Die Noth in derſelben ſtieg bald aufs Höchſte, ſie drückte, wie immer in ſolchen Fällen, am meiſten die Einwohner, denn der Krieger bemächtigt ſich mit Gewalt der Vorräthe. Nachdem alles aufgezehrt war, nachdem Tauſende von Unglücklichen das Leben verloren hatten und die Stadt einem großen Krankenhauſe glich, entſchloß ſich der Marſchall von Belleisle zu dem Aeußerſten. Er nahm den Kern der noch übrigen Beſatzung, etwa 14,000 Mann, zuſammen, verließ in der Nacht vom 17. December 1742 die Stadt und zog ſich in bitterſter Winterkälte, durch Gebirge und unwegſame, vom Schnee verſchüttete, Schluchten nach Eger, wo er nach elf Tagen ankam. aber in den elf Tagen waren 4000 Mann umgekommen, außer denen, die in Prag zurückblieben und ſtarben. Solches Ende nahm die franzöſiſche Macht in Böhmen, und den Kaiſer Karl VII. traf kein günſtigeres Schickſal. Er hatte, als die Oeſtreicher ſich mit vereinter Kraft gegen Böhmen wendeten, auf einen Augenblick das baieriſche Land wieder gewonnen und im Herbſte in ſeiner Hauptſtadt den Einzug gehalten; allein ſchon im nächſten Frühjahr mußte er ſie wieder als Flüchtling verlaſſen und von Neuem ſeinen Sitz in Frankfurt nehmen. In Baiern aber wurde eine öſtreichiſche Landesregierung eingerichtet.

In dieſem Jahre 1743 nahm auch England thätigen Theil am Kriege gegen Frankreich. Zur See wurden die franzöſiſchen Schiffe genommen, die Kolonien erobert, und zugleich erſchien der König Georg II. mit einem Heere von Engländern, Hannoveranern und Heſſen im Reiche, ſchlug die Franzoſen am 27. Juni bei Dettingen und trieb ſie über den Rhein zurück. Ferner gelang es dem Wiener Hofe, den ſächſiſchen Miniſter Brühl zu gewinnen, welcher bei ſeinem Herrn Alles galt, und durch ihn wurde der Churfürſt in das Bündniß mit Maria Thereſia gezogen. Das Glück hatte ihre Standhaftigkeit gekrönt, der Sieg war auf ihre Seite gewendet, und der einzige Verluſt, das ſchleſiſche Land, mochte entweder wiedergenommen oder durch einen andern Gewinn erſetzt werden.

Zweiter ſchleſiſcher Krieg. 1744—1745. — Aber der König Friedrich II. ſah dieſe Fortſchritte, und beſonders das Bündniß mit Sachſen, nicht ohne Beſorgniß; wie leicht konnten die Waffen, wenn ſie mit Baiern und Frankreich nicht mehr ernſtlich beſchäftigt waren, gegen ihn gekehrt werden? Auch glaubte er es ſeiner Würde ſchuldig zu ſeyn, den Kaiſer, den er mit gewählt hatte, nicht ganz untergehen zu laſſen. Daher fanden Karls VII. dringende Aufforderungen bei Friedrich Gehör, er rüſtete ſich ſchnell zum erneuten Kampfe und erſchien im Jahr 1744 mit 100,000 Mann „kaiſerlicher Hülfstruppen,“ wie er ſie nannte, im Felde,

rückte in Böhmen ein und eroberte Prag. Alsdann wendete ſich aber auch der Prinz von Lothringen mit ſeinem zahlreichen Heere gegen ihn und zwang ihn, Böhmen wieder zu verlaſſen und ſich nach Schleſien zurückzuziehen. Es war ein unglücklicher Feldzug für den König, viele Menſchen und viel Heergeräth waren verloren gegangen, der Schatz erſchöpft, die Franzoſen als ſchlechte Bundesgenoſſen erprobt worden, — und dazu ſtarb am 20. Januar 1745 plötzlich der Kaiſer Karl VII. Die Hülfe König Friedrichs ſollte ihm nur den Troſt verſchaffen, in ſeinem Schloſſe zu München zu ſterben; denn er war eben zum drittenmal in dieſe Stadt wieder eingezogen; und nach ſeinem Tode fiel ſie auch bald wieder in Feindes Hand. Mit ihm war für Frankreich ein Hauptanlaß zur Theilnahme am Kriege verſchwunden; Friedrich II. konnte auf keinen Bundesgenoſſen zählen, und Maria Thereſia erklärte ſchon öffentlich Schleſien als dem öſtreichiſchen Hauſe heimgefallen, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Oberſchleſien ward mit Oeſtreichern überſchwemmt, mehrere Feſtungen fielen in ihre Hände; es gehörte Friedrichs Muth dazu, jetzt nicht zaghaft zu werden. Aber im Vertrauen auf ſein Heer und ſein Glück griff er am 4. Juni den Prinzen von Lothringen bei Hohenfriedberg an. Dieſer hatte ihn ſo ſchnell nicht erwartet, er war auf den Angriff ſchlecht gefaßt, und ſchon um 9 Uhr Morgens war die Schlacht für den König entſchieden. Wie in den erſten Schlachten das Fußvolk, ſo zeichnete ſich in dieſer zuerſt die preußiſche Reuterei vorzüglich aus; das baireuthiſche Dragonerregiment jagte unter der Anführung des Generallieutenants von Geßler allein 20 feindliche Bataillone in die Flucht, machte 2500 Gefangene und eroberte 66 Fahnen. — Schleſien war durch dieſen Sieg gerettet; die Oeſtreicher eilten nach Böhmen zurück.

Aber ſchon im nächſten Jahre kehrten ſie wieder; der Prinz von Lothringen ſollte noch eine Schlacht verſuchen und überraſchte auch in der That am 30. September mit 40,000 Mann den König, der mit nicht mehr als 18,000 Mann bei Sorr gelagert war. Es war für die kleine Zahl ein ſchwerer Kampf; er dauerte fünf Stunden; und dennoch wurde er gewonnen. Der öſtreichiſche Heerführer machte bedeutende Fehler, und unter Friedrich dagegen dienten ſchon die trefflichſten Feldherren. Der nachmals ſo berühmte Prinz Ferdinand von Braunſchweig eroberte unter andern eine wichtige Anhöhe, welche er, durch ſeltſamen Zufall, ſeinem Bruder Ludwig abgewann, der in öſtreichiſchen Dienſten war.

Auch dieſe Schlacht hatte noch nicht alle Gefahr abgewendet; es war der Plan entworfen worden, ein öſtreichiſches Heer, vereint mit den Sachſen, noch in dieſem Winter raſch gegen Berlin zu ſenden, um den König durch den Verluſt ſeiner Hauptſtadt zur Wiederherausgabe von Schleſien zu zwingen; ja Sachſen hoffte noch überdies von ihm das Herzogthum Magdeburg zu gewinnen. Fried-

rich aber, ſo wie er die Bewegungen merkte, raffte ſchnell ſein Heer in Schleſien zuſammen und rückte in die Lauſitz ein. Der alte Fürſt von Deſſau mußte zu gleicher Zeit mit einem, bei Halle verſammelten, Heere in das Churfürſtenthum fallen und gerade auf Dresden ziehen. Dieſer fand die Sachſen und eine Heeresabtheilung der Oeſtreicher auf den Höhen bei dem Dorfe Keſſelsdorf, griff ſie dort am 15. December an, und gewann, ungeachtet ihrer vortheilhaften Stellung, einen Sieg über ſie. Dieſer verſchaffte dem König die Hauptſtadt Dresden, in welcher er am 18. December ſeinen Einzug hielt, und dazu am 25. deſſelben Monats den Dresdener Frieden, welcher den zweiten ſchleſiſchen Krieg beſchloß und Preußen von Neuem im Beſitze Schleſiens beſtätigte.

130. Franz I. deutſcher Kaiſer. 1745—1765.

Mit dem Sohne des verſtorbenen Kaiſers Karls VII. hatte Maria Thereſia ſchon im Anfange dieſes Jahres 1745 einen friedlichen Vertrag zu Füſſen abgeſchloſſen, durch welchen Maximilian Joſeph ſein Churfürſtenthum wieder erhielt und dagegen für ſich und ſeine Nachkommen allen Anſprüchen auf die öſtreichiſchen Erblande entſagte; auch verſprach er, dem Großherzog Franz von Toskana, Maria Thereſiens Gemahle, ſeine Stimme zur Kaiſerwahl zu geben. Indem auch die übrigen Churfürſten, außer dem von der Pfalz und Friedrich II., ihre Stimmen dazu gaben, wurde Franz I. am 13. September 1745 zu Frankfurt gewählt und am 4. October gekrönt. In dem Frieden zu Dresden erkannte ihn auch der König von Preußen förmlich an.

Der Friede zu Aachen. 1748. — Mit Frankreich dauerte der Krieg noch einige Jahre fort, ohne Glück für Oeſtreich; denn ſeit der berühmte Marſchall von Sachſen das franzöſiſche Heer befehligte, gewann daſſelbe immer mehr Raum in den Niederlanden. Dieſer Feldherr ſchlug die Oeſtreicher zweimal im Jahre 1745 bei Fontenoi und bei Raucour, und nahm außer den öſtreichiſchen Niederlanden auch das holländiſche Flandern ein. Dadurch wurde die Neigung zum Frieden immer mehr vorherrſchend, und im April 1748 verſammelten ſich die Geſandten zu Aachen. Der Friede kam im Laufe des Sommers ſeinem Schluſſe immer näher und erfolgte am 18. October. Oeſtreich gab in Italien Parma und Piacenza an Don Philipp, den jüngſten Sohn des Königs von Spanien, ab; Frankreich gewann aber für die großen Opfer an Menſchen und Geld, die es in dieſem Kriege aufgewendet, nichts, und mußte das Haus Oeſtreich, das es zu Grunde richten wollte, von Neuem geſichert und im Beſitze der Kaiſerwürde ſehen.

Kurze Ruhe von 1748—1756. — Der achtjährige Zeitraum, der nach dem Aachener Frieden bis zu einem neuen Kriegs-Ungewitter den Ländern Europa's geſtattet war, erweckte in

ihnen doch nicht das Gefühl eines feſten, ſicheren Wohlſeyns; vielmehr blieb Alles geſpannt, neuer Erſchütterungen gewärtig, unruhig und furchtſam. Denn es war nur zu deutlich, daß die feindlich aufgeregten Kräfte noch nicht wieder ihr Gleichgewicht gefunden, ſondern nur einen Stillſtand gemacht hatten, um bald wieder gegen einander aufzuſtehen. Die Kaiſerin Königin konnte das verlorne Schleſien nicht verſchmerzen, und fühlte ihren Verluſt um ſo härter, als ſie erfahren mußte, daß der König von Preußen, durch eine zweckmäßige Behandlung, die Einkünfte dieſes ſchönen Landes zu verdoppeln gewußt hatte; Friedrichs Auge dagegen war ſcharf genug, um einen dritten Kampf mit ihr als unvermeidlich vorauszuſehen. Auch zwiſchen den übrigen Mächten Europa's herrſchte eine unruhige Bewegung, ſie ſchloſſen Bündniſſe, ſahen ſich bald hier bald da nach Freunden um und vermehrten ihre Macht zu Lande und zu Waſſer. Es gab zwei Hauptparteien unter ihnen: Frankreich, Preußen und Schweden ſtanden auf einer, Oeſtreich, England und Sachſen auf der andern Seite; die übrigen hatten ſich noch nicht entſchieden, aber ihr Beiſtand wurde von beiden Theilen geſucht. Maria Thereſia richtete zuerſt ihr Auge auf das mächtige Rußland, deſſen Kaiſerin Eliſabeth nicht abgeneigt ſchien, den kühnen nordiſchen Nachbar wieder in ſeine frühere Unbedeutenheit zurückzuwerfen; und beide ſchloſſen ein Bündniß durch Vermittelung des mächtigen Staats-Kanzlers Beſtuſchef, welcher dem Könige von Preußen perſönlich abgeneigt war, weil dieſer ſeiner Geldgier nicht fröhnte. Um Rußland zu thätigen Bewegungen gegen Preußen zu bringen, mußte auch England mit ſeinem Gelde auf den Groß-Kanzler wirken, und dadurch ward ein Krieg zwiſchen Rußland und Preußen ganz nahe herbeigeführt. Georg II. von England wünſchte gleichfalls, daß es dazu kommen möchte, um wegen ſeines Churfürſtenthums Hannover außer Sorgen ſeyn zu können. Denn da er ſchon den Seekrieg mit Frankreich angefangen hatte, um neue Beſitzungen in andern Welttheilen zu erobern, ſo war zu erwarten, Frankreich mit Preußen im Bunde werde ſein Churfürſtenthum ohne Verzug angreifen. Maria Thereſia aber ſah dieſen Sturm im nördlichen Europa mit der ſichern Hoffnung ſich vorbereiten, daß er ihr Gelegenheit geben werde, das ſchleſiſche Land wieder zu erobern. — Es war die Zeit künſtlicher und ängſtlicher Berechnungen der ſogenannten Staatsklugheit, welche in ſich gemüthlos, den höheren Ideen entfremdet, Schlauheit und Liſt zur Herrſchaft erhoben hatte. Friedrich der Große, obwohl er auch nach der Weiſe ſeiner Zeitgenoſſen zu rechnen verſtand, war doch darin weit über ihnen, daß er, im Gefühle der eigenen, inwohnenden Kraft, ſich nur auf ſich und ſein Volk ganz verließ. Die andern ſuchten meiſt die Hülfe außer ſich und beſtanden darum ſchlecht; Friedrich, weil ſeine Rechnung viel einfacher war, erreichte ſein Ziel gewiſſer. Auch jetzt ergriff er den unerwartetſten

Entſchluß. Die laue Hülfe Frankreichs, welches in einem politiſchen Schlafe da lag und ihn in den beiden ſchleſiſchen Kriegen gar wenig unterſtützt hatte, nach ihrem rechten Werthe durchſchauend, wendete er ſich plötzlich dem kühn und kräftig aufſtrebenden England zu und bot ihm ſein Bündniß an. Und das engliſche Volk, welches immer Freude an allem gehabt hat, worin ſich Jugend und Kraft verkündigte, nahm ſein Anerbieten gern an; vielleicht iſt nie in England ein Bündniß mit mehr Begeiſterung aufgenommen worden, als dieſes. Beide Völker, die ſich in ihren weſentlichen Strebungen nicht gefährlich werden konnten, bedurften der gegenſeitigen Hülfe gegen andere Widerſacher, und zugleich des Zutrauens untereinander, damit England wegen Hannover außer Sorge ſeyn konnte. Daher iſt das Bündniß zwiſchen England und Preußen, welches ſeine Sicherheit in dem Gefühle beider Völker hat, ein natürliches zu nennen, und ruht auf feſtern Grundlagen, als denen der Staatsklugheit.

Durch dieſe Eine Wendung waren die bisherigen Verhältniſſe Europa's umgekehrt. Preußen hatte ſich von Frankreich, England von Oeſtreich losgeſagt, und wie durch ein wunderbares, launiges Spiel des Schickſals fanden ſich nun Frankreich und Oeſtreich, die dreihundertjährigen Feinde, zu ihrem eigenen Erſtaunen einander nahe geſtellt und aufgefordert, ſich die Hände zu reichen. Es war wie eine Verſpottung der bisherigen, für unumſtößlich gehaltenen, Regeln der politiſchen Berechnung. Zum Glück für Oeſtreich fand ſich in ſeinem erſten Staatsmanne, dem Fürſten Kaunitz, und in der Kaiſerin Maria Thereſia ſelbſt, die Geiſteshelligkeit, welche die veränderte Lage der Dinge ſchnell erkannte und ſich durch das Herkömmliche nicht zurückhalten ließ. Sie bewarben ſich um das Bündniß mit Frankreich und brachten es zu Stande; am **1.** Mai **1756** wurde der Verſailler Traktat errichtet, nachdem ſchon im Januar dieſes Jahres das Bündniß zwiſchen England und Preußen zu Weſtminſter abgeſchloſſen war.

Der Churfürſt von Sachſen und König von Polen, Auguſt III., wurde von ſeinem Miniſter, dem Grafen Brühl, in allem geleitet; er ſelbſt liebte ein gemächliches, dem Sinnengenuß hingegebenes, Leben; ſein Miniſter aber, der ſich ohne wahres Verdienſt von der Stelle eines Edelknaben zum Staatsminiſter emporgeſchwungen hatte, war voller heimlicher Anſchläge. Er haßte den König Friedrich, weil dieſer ihn gering achtete, und verband ſich mit dem Fürſten Kaunitz, um Preußen zu verderben. Beide fanden an dem ruſſiſchen Kanzler Beſtuſchef den dritten zu ihrem Bündniß. Auch deſſen Kaiſerin Eliſabeth war dem König Friedrich feind, weil ſein Spott ihrer nicht ſchonte und übelwollende Menſchen ihr Worte und Gedichte des Königs überbracht hatten, die ſolchen Spott enthielten.

Schweden endlich war um dieſe Zeit ſo ſehr mit Frankreich verbunden und folgte deſſen Fußtapfen ſo pünktlich, daß der König von Preußen an dieſem, ſonſt ſo ehrenwerthen, Volke gewiß einen Feind erwarten konnte, wenn es zum allgemeinen Kriege kam.

Das Glück im Schließen der Bündniſſe und die Zuverſicht auf die vereinigten Kräfte Oeſtreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachſens gegen den einzigen König von Preußen, mit ſeinem Staate von nicht 5 Millionen Menſchen und keiner fremden Hülfe, außer Englands, die für den Landkrieg nicht viel zu bedeuten ſchien; das Alles machte die drei Miniſter gewiß, und ſie hatten in ihren Gedanken den kühn aufſtrebenden König ſchon wieder zum Churfürſten von Brandenburg herabgeſetzt. Nur hatten ſie in ihrer Rechnung die Geiſteskraft vergeſſen, die in ihm ſelbſt lag, und die Wunder, die ein, von ſeinem Herrſcher mit Stolz und Vertrauen beſeeltes, Volk zu thun vermag. König Friedrich wußte ſchon um ihre Anſchläge; durch einen beſtochenen Schreiber in Dresden hatte er die Abſchriften aller Verhandlungen zwiſchen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden erhalten und ſah daraus das Ungewitter, welches ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog. In ſolchen Augenblicken zeigt ſich die außerordentliche Weiſe einer kühnen Seele; ſie rüſtet ſich nicht, um die Gefahr zu erwarten, ſondern ſie geht ihr raſch entgegen. Und jedes Uebel, nah und entſchloſſen angeſchaut, wird kleiner als es in der Ferne erſchien.

131. Der ſiebenjährige Krieg. 1756–1763.

Friedrich machte ſeine Vorbereitungen zum Aufbruch des Heeres ſo geheim und unbemerkt, daß keiner ſeine Abſicht errathen konnte; und plötzlich, als ſeyen ſie aus der Erde hervorgewachſen, ſtanden im Auguſt 1756 70,000 Preußen in Sachſen und verlangten den freien Durchzug nach Böhmen. Des Königs Abſicht war nicht, ſogleich gegen Sachſen feindlich zu verfahren; er wollte verſuchen, wie einſt Guſtav Adolph, es durch den Anblick entſchloſſenen Ernſtes zum Bundesgenoſſen zu gewinnen. Denn wollte er hoffen, den Krieg angriffsweiſe und glücklich gegen Böhmen zu richten, ſo mußte das ſächſiſche Land ihm als ſicherer Stützpunkt dienen. Er verſuchte daher durch alle Mittel der Ueberredung, durch Geſandtſchaften und Briefe, Auguſt III. zu einem Bündniſſe zu bewegen; da dieſes aber nicht gelang, ſondern der Graf von Brühl nichts als Neutralität verſprach, ſo glaubte Friedrich, einer zweideutigen Macht in ſeinem Rücken die Waffen nicht in den Händen laſſen zu dürfen, und griff zur Gewalt. Die ſächſiſchen Krieger, 17,000 an der Zahl, hatten ſich, unerwartet überraſcht, in Eile, ohne Gepäck und Vorräthe, in das enge Thal der Elbe zwiſchen Pirna und der Feſtung Königſtein gezogen und ein verſchanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu erobern war. Dieſer Entſchluß war der tüchtigſte, und für Friedrich nachtheiliger, als

wenn ſie, über die Gebirge nach Böhmen ziehend, ſich mit dem öſtreichiſchen Heer vereinigt hätten. Denn dieſes Heer, noch ungeordnet und ſchwach, hätte des Königs erſtem Angriffe auf Böhmen auch mit den Sachſen wohl nicht widerſtanden. Nun aber mußte derſelbe eine lange, koſtbare Zeit mit der Einſchließung und Bewachung der Sachſen verlieren; das kaiſerliche Heer fand Raum ſich zu ſammeln; und war es geordnet, ſo mochte es auch die Sachſen durch eine glückliche Schlacht befreien.

Das Treffen bei Lowoſitz am 1. October 1756. — Dieſes verſuchte in der That der kaiſerliche Feldmarſchall Brown, nachdem der König vier Wochen in Sachſen aufgehalten war. Er ging am 30. September bei Budin über die Eger und zog gegen die von den Preußen beſetzte Stellung an den Gebirgen, die Böhmen von Sachſen trennen. Der König indeß rückte ihm mit einem Theile ſeines Heeres entgegen. Aber es war nur ein kleiner Haufe, 24,000 Mann gegen 70,000; die übrigen hatte er zur Bewachung der Sachſen zurücklaſſen müſſen; und die Oeſtreicher waren von dem beſten Feldherrn angeführt, welchen ſie beſaßen. Dennoch mußte das kühne Wageſtück unternommen werden; und es gelang. Am 1. October trafen die beiden Heere bei dem Städtchen Lowoſitz zuſammen. Die Gegend war hier noch gebirgig, der öſtreichiſche Feldherr konnte ſein Heer nicht ganz entwickeln, beſonders konnte die Reuterei nicht viel Theil an der Schlacht nehmen; aber deſto heftiger war das Feuer aus dem groben Geſchütz und dem Gewehr, worin die Preußen ſchneller waren. Ihnen gegenüber ſtanden jedoch nicht mehr die Oeſtreicher der ſchleſiſchen Kriege, ſondern ein Heer, zehn Jahre hindurch auf das Beſte geübt, raſcher und gewandter als je, und mit trefflichem Geſchütz verſehen. Schon war es hoch am Mittage, die Tapferkeit der Preußen konnte der Standhaftigkeit der Oeſtreicher nichts abgewinnen; durch das ſechsſtündige, heftige Feuer hatte ſich der linke preußiſche Flügel verſchoſſen, die Soldaten forderten Patronen und waren unmuthig, daß ſie fehlten. Da rief der Herzog von Bewern, der dieſen Flügel befehligte: „Laßt euch das nicht irre machen! habt ihr nicht gelernt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Und auf dieſes Wort ſchließen ſich ihre Reihen und dringen unaufhaltſam in die Oeſtreicher; kein Widerſtand hilft; wie ein reißender Strom werfen ſie Alles vor ſich nieder, und das Städtchen Lowoſitz wird im Sturme genommen. — Dieſer Augenblick entſchied; der Feldmarſchall Brown, obgleich nur ein geringer Theil ſeiner Schaaren im Gefechte geweſen war, trat den Rückzug an und führte ſein Heer wieder über die Eger nach Budin.

Der König Friedrich hatte in dieſer Schlacht die neue beſſere Kriegsweiſe der Oeſtreicher kennen gelernt und fühlte im Voraus, welch harter Kampf ihm bevorſtehe. Auf der andern Seite hatte ihm auch die unübertreffliche Tapferkeit ſeines eigenen Heeres

wahre Bewunderung eingeflößt, und er ſchrieb darüber: „Jetzt habe ich geſehen, was meine Krieger vermögen. Nie haben ſie ſolche Wunder der Tapferkeit gethan, ſeit ich die Ehre habe ſie anzuführen.“

Gefangennehmung der Sachſen. **14.** October **1756.** — Die dringendſte Nothwendigkeit war es jetzt für ihn, dem Aufenthalte, den ihm das ſächſiſche Heer verurſachte, ein Ende zu machen. Dieſes Heer war zwar in der bedrängteſten Lage, aber mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hielt es alle Entbehrungen aus. Schon lange fehlte Menſchen und Thieren der nöthigſte Unterhalt; wenn nicht alle zu Grunde gehen ſollten, ſo mußte bald Errettung kommen. Man wußte im Lager bei Pirna, daß der Feldmarſchall Brown im Anzuge war, und hoffte in geſpannter Erwartung bald ſeine Feldzeichen ſtatt der preußiſchen auf den Höhen zu erblicken; da drang plötzlich das Viktoriaſchießen der Preußen, wegen der Lowoſitzer Schlacht, aus allen Schluchten und Thälern hundertfach wiederhallend, und von jedem der, in Schlachtordnung aufgeſtellten, Haufen in ſtetem Lauffeuer durch Berge, Wälder und Dörfer wiederholt, in das ſächſiſche Lager. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf die ſchon aufs Aeußerſte gebrachten Krieger. Und als auch der letzte Verſuch zur Rettung, nach Böhmen ſich durchzuſchlagen, ſowohl durch Wind und Wetter und furchtbaren Regen, als durch die Wachſamkeit der Preußen, mißlang, und die Krieger nun drei Tage lang nichts gegeſſen und nicht geſchlafen hatten und vor Mattigkeit niederſanken, legten die **14,000** Mann, die übrig geblieben waren, mit ihrem Anführer, dem Grafen Rutowsky, am **14.** October die Waffen nieder. Sie hatten als tapfere Männer das Aeußerſte ertragen und ein beſſeres Loos verdient. — Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlaſſen, die Gemeinen aber gezwungen, preußiſche Dienſte zu nehmen. Friedrich **II.** berechnete, daß dieſe **14,000**, wenn er ſie frei ließe, um eine ſo beträchtliche Zahl die Schaaren der Feinde vermehrten, wenn er ſie aber in ſeinen Feſtungen kriegsgefangen halten wollte, ihm jährlich Millionen an Unterhalt koſten würden. Darum wollte er von ihrem Unterhalte Nutzen ziehen. Es war noch die Zeit, da der Soldat nicht als Bürger des Staates betrachtet wurde, ſondern als einer, der gleichſam Leib und Seele auf eine gewiſſe Zeit dem Kriegsdienſte verkauft habe und ſich bald gewöhnen könne, auch dem zu dienen, gegen den er eben als Feind geſtanden. Denn die Kriegs-Ehre galt als verſchieden von der Bürgerehre des Mannes, und der Soldaten-Eid als bindender denn die Bürgertreue. Aber Friedrich hatte dennoch geringen Dienſt von den Sachſen gehabt; ſie verließen bei der erſten günſtigen Gelegenheit in ganzen Haufen ſeine Fahne und zogen zu ihrem Könige nach Polen, wohin er ſich nach der Gefangennehmung ſeines Heeres begeben hatte, oder zu den Oeſtreichern.

Der erſte Feldzug war nun geendigt, und das ſächſiſche Land in Friedrichs II. Gewalt.

132. Das Kriegsjahr 1757.
Die Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.

Vor König Friedrichs Auge mußte ſich, bei den Vorbereitungen zum nächſten Feldzuge, ein Sorge erregendes Bild ausbreiten. Die mächtigſten Reiche Europa's rüſteten ſich im Zorne gegen ihn; Oeſtreich bot alle Kräfte ſeiner reichen, ſchönen Länder auf, Rußland ſetzte 100,000 Mann in Bewegung, Frankreich noch mehr, Schweden konnte mit mehr als 20,000 auftreten, und das deutſche Reich, Friedrichs Einfall in Sachſen als einen Landfriedensbruch betrachtend, bot dem Kaiſerhofe 60,000 Mann. Es mußte wenigſtens eine halbe Million gegen ihn unter die Waffen treten; ihnen konnte Preußen mit der äußerſten Kraftanſtrengung nicht 200,000 entgegenſtellen und hatte zu ſeinem Beiſtande nur England, die Landgrafen von Heſſen, die Herzöge von Braunſchweig und von Gotha. Dieſen Verbündeten mußte Friedrich den Krieg gegen die Franzoſen allein überlaſſen, und gegen die Andern vertraute er der Kunſt aller großen Feldherren, durch Schnelligkeit die Zahl zu verdoppeln und mit demſelben Heere, bald hier bald dort gegenwärtig, die Gegner nach einander zu ſchlagen. Daher beſchloß er zunächſt alle Kraft gegen Oeſtreich, als den Hauptfeind, zu ſammeln, und das Königreich Preußen nur durch 14,000 Mann, unter dem alten Feldmarſchall Lehwald, gegen die Ruſſen vertheidigen zu laſſen. Gegen die Schweden blieben ihm gar nur 4000 Mann zum Schutze Berlins übrig; aber den Schweden war es, zu Preußens Glücke, nicht recht Ernſt mit dem Kriege.

Die Schlacht bei Prag. 6. Mai 1757. — Maria Thereſia hatte, aus beſonderer Vorliebe, den Bruder ihres Gemahls, den, von Friedrich ſchon zweimal geſchlagenen, Prinzen Karl von Lothringen zum Oberfeldherrn der kaiſerlichen Heere gemacht, und der erfahrene, großſinnigere Brown ſollte unter ihm dienen. Das war dem Könige ein großer Gewinn. Brown hatte den rechten Rath gegeben, den Preußen raſch im Angriffe zuvorzukommen, in Sachſen und Schleſien einzudringen, und ſo den Krieg von den kaiſerlichen Erbländern abzuwenden. Aber Karl von Lothringen, obwohl ſonſt oft ſo vorſchnell, zögerte dieſesmal, zog den Vertheidigungskrieg vor, und wollte noch erſt viel Macht an ſich ziehen. So wünſchte es Friedrich, er wußte den Prinzen in dem Glauben zu beſtärken, daß er, in Betracht ſo vieler mächtiger Feinde, ſelbſt nur auf Vertheidigung denke; und plötzlich, als jener ſicher war, brachen die preußiſchen Heere in vier Zügen, gleich vier reißenden Bergſtrömen, über die Gebirge nach Böhmen hinein, nahmen alle Vorräthe der Kaiſerlichen, die nun ihnen ſelbſt auf mehrere Monate Unterhalt gaben, und vereinigten ſich zur feſtgeſetzten

Stunde, am Morgen des 6. Mai, in der Nähe von Prag. Das war die Rettung Friedrichs und der Ruhm ſeiner Heere, daß, was ſein Verſtand entworfen, mit bewundernswerther Genauigkeit und Ordnung ausgeführt wurde, und daß ſein Geiſt auf ſolche Weiſe einen trefflich gebildeten Körper, mit kräftigen Gliedmaßen, zu ſeinem Dienſte fand.

Der Prinz von Lothringen, eilig ſeine Haufen zuſammenraffend, hatte eine ſehr feſte, verſchanzte Stellung auf den Bergen bei Prag genommen; er hielt ſich dort vor jedem Angriff ſicher. Aber Friedrich, dem jede Stunde verloren ſchien, welche die Entſcheidung noch verzögerte, wollte ſogleich, als man den Gegner zu Geſicht bekam, die Schlacht, und ſein Liebling, der kühne, Alle überfliegende General Winterfeld, beſtärkte ihn in dem Vorſatze. Dieſer ritt aus, die Stellung des Feindes zu erkunden, und glaubte deſſen rechten Flügel als leicht angreifbar gefunden zu haben, denn er ſah vor demſelben ebene grüne Wieſen. Allein es waren abgelaſſene Teiche, mit ſchlammigem Grunde, welche mit Hafer beſäet waren und nach der Ernte wieder zu Fiſchteichen dienen ſollten. Dieſer Irrthum erſchwerte den Angriff der Preußen ſpäterhin ſehr. Der alte Feldmarſchall Schwerin, welcher am Morgen erſt mit ermüdeten Kriegern angekommen war und das Schlachtfeld gar nicht kannte, rieth, den folgenden Tag abzuwarten; allein der König, eifrig, und einen trefflichen Schlachtentwurf im Kopfe tragend, verwarf jeden Aufſchub. Da rief der alte Krieger, der in ſeinem 73. Jahre noch das Feuer des Jünglings in ſich trug, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geſchlagen werden, ſo will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn ſehe!"

Die Schlacht begann auf dem linken preußiſchen Flügel nach 10 Uhr Morgens, ſo lange hatten die Vorbereitungen in dem ungünſtigen, theils ſumpfigen, theils bergigen Boden gedauert; und als ſich die Preußen nun durcharbeiteten und an den Feind kamen, wurden ſie von einem furchtbaren Feuer des Geſchützes empfangen; die Kartätſchen ſtreckten ſie reihenweiſe zu Boden, und es ſchien unmöglich, gegen ſolche verheerende Gewalt der Naturkräfte mit menſchlicher Tapferkeit auszureichen. Alle Angriffe mißlangen und die Schlachtordnung fing an zu wanken. Da ergriff der alte Feldmarſchall Schwerin eine Fahne, rief ſeinen Kriegern zu, ihm zu folgen, und trug ſie ſelbſt gegen die Feuerſchlünde; aber im nächſten Augenblicke fiel er, von vier Kartätſchenkugeln durchbohrt, und ſtarb den Heldentod. General Manteufel nahm die Fahne aus ſeiner blutigen Hand und führte die noch mehr entflammten Krieger weiter. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, ſprang vom Pferde, führte ſeine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie und eroberte ſie. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig drängte mit der größten Tapferkeit den linken öſtreichiſchen Flügel von

Berge zu Berge zurück und eroberte ſieben Schanzen. Doch war der Sieg ſo lange unentſchieden, als der Feldmarſchall Brown mit ordnendem Geiſte in den öſtreichiſchen Reihen waltete; allein er ſank, von einer Kugel tödtlich getroffen, und mit ihm das Glück dieſes Tages. Der König Friedrich, der mit ſcharfem Auge das Schlachtfeld überſchaute, ſah die Feinde wanken, bemerkte eine Lücke in ihrer Mitte und durchbrach, raſch einfallend, den Mittelpunkt ihrer Schlachtordnung. Dieſes entſchied; die Oeſtreicher wichen nun allenthalben zurück; der größere Theil warf ſich nach Prag, ein anderer zog ſich zu dem Feldmarſchall Daun, der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg ſtand.

Der Sieg war theuer erkauft; 12,500 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und eine theure Leiche unter ihnen, die des Feldmarſchalls Schwerin; aber das Andenken ſeines Heldentodes und die blutige Fahne, die er getragen, waren wie ein heiliges Vermächtniß im preußiſchen Heere, eine ſtete Mahnung zur Tapferkeit. Die Oeſtreicher litten gleichfalls einen unerſetzlichen Verluſt an ihrem Feldmarſchall Brown, der ſieben Wochen nachher an ſeiner Wunde ſtarb; er war unter den Waffen grau geworden und einer der beſten Feldherren ſeiner Zeit.

Die Schlacht bei Kollin. 18. Juni. — Der Kampf in Böhmen war durch dieſe Schlacht noch keinesweges entſchieden, aber die Lage der Sachen war ſo, daß er auf das Glänzendſte für den König Friedrich ſich endigen konnte. In Prag lag der Prinz von Lothringen mit 46,000 Mann, vom preußiſchen Heere eingeſchloſſen, ohne Mittel ſich lange zu halten. Er hoffte auf Rettung durch den Feldmarſchall Daun, der mit einem beträchtlichen Heere in der Nähe ſtand. Aber wenn es dem Könige gelang, auch dieſen zu ſchlagen, ſo war das Heer in Prag verloren, der Feldzug auf das Glänzendſte für Preußen gewonnen, und vielleicht der Friede ſchon in dem zweiten Jahre des Krieges erobert; denn mehr wollte Friedrich nicht, als was er am Ende des Krieges erreichte, daß Schleſien ihm bliebe. Allein ſo leicht hatte es das Schickſal ihm nicht geordnet; ſo, in ſtetem, unaufhaltſamem Gelingen ſollte er ſein Ziel nicht erreichen und ſein Muth ſollte noch in hartem Unglück geprüft werden.

Er hatte beſchloſſen, Launs Angriff nicht abzuwarten, ſondern ihm zuvorzukommen; nachdem er fünf Wochen vor Prag gelegen hatte, zog er mit 12,000 Mann von da zu dem Herzog von Bewern, der Launs Heer beobachtete, und griff dieſes am 18. Juni bei Kollin an. Der Entwurf des Schlachtplans war der trefflichſte; er hätte dem, welcher ſo die Meiſterſchaft des Gedankens über alle ſeine Gegner übte, den Sieg gebracht, wäre er bis ans Ende feſtgehalten worden. Mit derſelben Schlachtordnung, mit welcher einſt Epaminondas die nie beſiegten Spartaner überwand, wollte jetzt Friedrich ſiegen. Man nennt ſie die ſchräge Schlachtord-

nung, und ſie iſt die Kunſt des kleinern, aber in allen raſchen Bewegungen wohlgeübten, Haufens gegen die Uebermacht. Wenn ſich die kleinere Zahl der größeren in gleicher Linie gegenüberſtellt, ſo wird ſie von dieſer an beiden Enden überragt und umſchloſſen; ſtellt ſie ſich ihr aber in ſchräger Schlachtreihe entgegen, ſo kann ſie die ganze Kraft des Stoßes auf des Feindes einen Flügel richten, während der entferntere Flügel der eigenen Reihe weit rückwärts gehalten wird. Aber er rückt und ſchiebt gleichſam dem angreifenden Flügel nach, ſo daß deſſen Stoß unwiderſtehlich werden muß. Und iſt durch ihn ein Flügel des Feindes geſchlagen, ſo muß der andere den Rückzug nehmen, weil der Angreifer in ſeiner Flanke ſteht. Daher kann dem kühnen Feldherrn, der ſolchen Angriff wagt und ausführt, der Sieg ſelten fehlen. Allein er muß ſeines Heeres gewiß ſeyn, daß es mit der äußerſten Genauigkeit jede Bewegung raſch ausführt, den Feind täuſcht, und ihn beſiegt hat, ehe er die wahre Abſicht des Angriffes merkt. Solche Uebung war in dem preußiſchen Heere, 'und ſein erſter Angriff bei Kollin, unter den Generalen Ziethen und Hülſen, auf den rechten Flügel der Oeſtreicher, warf Alles über den Haufen. Die Mitte und der andere Flügel des preußiſchen Heeres durften nur folgen, um einen Theil der öſtreichiſchen Schlachtreihe nach dem andern in ſeiner Flanke anzugreifen und gleichſam aufzurollen. Da, als Alles im rechten Fortgange war, befahl der König ſelbſt, wie wenn ihm auf einmal die Klarheit ſeines eigenen Gedankens verdunkelt worden wäre, dem übrigen Heere, Halt zu machen. Es war in dieſen Tagen etwas Düſteres, Feindliches in des Königs Seele, welches ihn dem rechten Worte der Seinigen unzugänglich machte; er verwarf ihren Rath, ſein finſterer Blick, ſein hartes Wort ſcheuchte ſie zurück. Aber der einzelne Menſch, auch der größte, wenn er ſich von den übrigen ſondert, wird ſchwach und giebt ſich ſelbſt der Gewalt eines feindlichen Geſchickes hin, welches nur gleichſam durch den Zauberkreis, den die Liebe und Sorge der Seinigen um ihn zieht, abgewehrt werden mag. — Als, im entſcheidenden Augenblicke, der Fürſt Moritz von Deſſau es wagte, dem Könige Vorſtellungen über die ſchlimmen Folgen ſeines veränderten Schlachtplanes zu machen, und immer dringender und dreiſter redete, ritt Friedrich mit gezogenem Degen an ihn hinan und fragte mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle? Der Fürſt ſchwieg und gehorchte; aber das Unglück des Tages war von dieſem Augenblick entſchieden. — Durch das unzeitige Halten war die preußiſche Linie noch immer der ſtark verſchanzten, faſt unangreifbaren Stellung der Oeſtreicher von vorn gegenüber, und als nun die Regimenter dagegen anſtürmen ſollten, wurden ſie von dem furchtbaren Geſchütze in Haufen niedergeſchmettert. Keine Anſtrengung vermochte nun noch den Sieg zu erringen. Das Glück wendete ſich. Schon hatte der Feldmarſchall Daun, einen Augenblick für den Erfolg beſorgt,

auf einen Zettel mit Bleiſtift den Befehl zum Rückzuge geſchrieben, er ſollte von Haufen zu Haufen an die Befehlshaber weiter gehen; aber im rechten Augenblicke hielt der Anführer eines ſächſiſchen Reuterregiments, der die Reihen der Preußen dünn werden und ſich löſen ſah, den Zettel auf. Die Oeſtreicher erneuerten ihre Angriffe; vor allen zeigten die ſächſiſchen Reuterſchaaren durch ihr wüthendes Eindringen in die ermatteten Preußen, wie bitter ſich verletztes Volksgefühl zu rächen pflegt. Fehler einzelner preußiſcher Anführer vermehrten die Unordnung; wenn nicht Alles verloren gehen ſollte, ſo mußte der Rückzug befohlen werden, und Daun ſehr zufrieden, den erſten Sieg über Friedrich II. erfochten zu haben, ſtörte ihn nicht. Er hatte den Preußen an dieſem Tage einen Verluſt von 14,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und von 45 Stücken Geſchütz, zugefügt. Es war faſt die Hälfte des preußiſchen Heeres, denn bei Kollin hatten 32,000 Preußen gegen 60,000 Oeſtreicher gefochten.

Welch ein Wechſel des Glücks! So nahe daran, ein ganzes Heer in der Hauptſtadt des Landes gefangen zu nehmen und in Zeit von acht Monaten vielleicht den furchtbarſten Krieg in der Geburt zu erſticken, mußte Friedrich nun vielmehr die Belagerung von Prag aufgeben und Böhmen verlaſſen, nachdem er auch noch den Tod ſeiner vielgeliebten Mutter, welche 10 Tage nach der Kolliner Schlacht geſtorben war, mit tiefem Schmerze der Seele betrauert hatte. — Dieſe unglückliche Kolliner Schlacht weckte die Bundesgenoſſen Oeſtreichs aus ihrer bisherigen Unthätigkeit. Die Ruſſen drangen in das Königreich Preußen ein, die Schweden betrieben ihre Rüſtungen ernſtlicher, und über den Rhein ſetzten zwei franzöſiſche Heere, um Heſſen und Hannover, und demnächſt die preußiſchen Erbländer anzugreifen. Das eine von ihnen, unter dem Prinzen Soubiſe, wendete ſich nach Thüringen, um ſich mit der deutſchen Reichsarmee, unter dem Prinzen von Hildburghauſen, zu vereinigen. Der Marſchall d'Etrées aber, der das franzöſiſche Hauptheer anführte, ſchlug beim Eintritt in das hannöverſche Land den Herzog von Cumberland, mit ſeinem engliſch-deutſchen Heere, am 26. Juli unweit Hameln bei Haſtenbeck an der Weſer. Es war die Ungeſchicklichkeit des engliſchen Feldherrn, der dieſes Treffen verlor, denn ſein, wiewohl kleineres, Heer hatte durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunſchweig ſchon Vortheile erlangt, und ſchon hatte der franzöſiſche Marſchall den Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Herzog, zu aller Erſtaunen, das Schlachtfeld verließ und in ſeinem Rückzuge auch nicht ſtillſtand, bis er die Elbe bei Stade erreicht hatte. Ja, zur Vollendung der Schmach, ſchloß er am 9. September eine Convention zu Kloſter Seven, vermöge welcher er ſein Heer aufzulöſen verſprach und den Franzoſen Hannover, Heſſen, Braunſchweig und das ganze Land zwiſchen Weſer und Rhein einräumte. Der Herzog von Riche-

lieu, der dem Marſchall d'Etrées im Oberbefehl folgte, ein übermüthiger, verſchwenderiſcher und gewiſſenloſer Mann, ſog dieſe Länder durch unerhörte Erpreſſungen aus; und wie in der Nähe des Heerführers Alles ſich nur der Geldgier und den Wollüſten überließ, ſo verbreitete ſich bald der ruchloſeſte Sinn durch das ganze Heer; er machte es zu einer verderblichen Horde, ſchlimmer als die Schaaren der Koſaken und Kalmucken, die zu gleicher Zeit in dem Königreiche Preußen hauſeten. Das Verderbniß der Sitten iſt in einem äußerlich gebildeten Volke gefährlicher, als in dem rohen, weil es durch den Reiz der Verführung ein freſſendes Gift in Städten und Dörfern, und mitten im Schooße des häuslichen Lebens, zurückläßt. Der böſe Ruf des franzöſiſchen Heeres und der Haß der beſſern deutſchen Natur gegen das glatte, geſchminkte Laſter, hat indeß nicht wenig dazu beigetragen, faſt überall in den deutſchen Landen die Gemüther für König Friedrichs Sache zu gewinnen. Wunderbar war es, wie ein Sieg von ihm von dem Volke jubelnd vernommen wurde, während vielleicht der eigene Fürſt als Reichsſtand gegen ihn im Kriege war. Viel war es die Gewalt, die überall der außerordentliche Geiſt über ſein Zeitalter übt; viel die Theilnahme, welche das Gemüth demjenigen ſchwerlich verſagen kann, der allein durch ſeinen Muth und ſeine Kraft gegen ein übermächtiges Geſchick kämpft; viel indeß auch, daß Friedrich allein mit Deutſchen gegen barbariſche Horden aus Oſten, und gegen die verhaßten Feinde aus Weſten daſtand, und daß ſelbſt in dem öſtreichiſchen Heere Haufen von fremder Sprache, Geſtalt und Sitten und mit verderblicher Raubſucht, Kroaten und Panduren, fochten. Hätte Friedrich allein gegen Oeſtreicher und andere Deutſche den Krieg geführt, das vaterländiſche Gemüth hätte nur Raum gehabt für das Gefühl der Klage und des Unmuthes über die Verirrung derer, die ſich brüderlich die Hand reichen ſollten. Am meiſten war es das nördliche Deutſchland, größtentheils dem Könige verbündet, welches ſich zu den Seinigen rechnete und Freud und Leid mit ihm theilte; weil hier der Kampfplatz gegen die Franzoſen war, ſo galt hier Friedrichs Sache als die deutſche Sache.

Die Convention zu Kloſter Seven öffnete den Franzoſen den Weg bis an die Elbufer und bis nach Magdeburg; ihr anderes Heer, mit den deutſchen Reichstruppen vereinigt, ſtand ſchon in Thüringen und bereitete ſich, das ſächſiſche Land, der Preußen Stütze und Vorrathskammer, ihnen zu entreißen.

Dieſes war nicht die einzige Seite, von welcher Friedrich bedrängt wurde. In Pommern und der Ukermark breiteten ſich die Schweden aus und trieben harte Brandſchatzungen ein; und wenn ſie ihre Macht recht gebrauchen wollten, ſo ſtand ihnen der Weg zu der Hauptſtadt Berlin offen. — In Preußen war der ruſſiſche General Apraxin mit 100,000 Mann eingerückt, und ihm ſtand der Feldmarſchall Lehwald mit nicht mehr als 24,000 entge

gen. Auf Befehl des Königs ſollte er jedoch auf jede Gefahr eine Schlacht wagen, um den Verwüſtungen des rohen Heeres ein Ziel zu ſetzen. Er lieferte ſie am 30. Auguſt bei Großjägerndorf, unweit Welau; allein die ausgezeichnetſte Tapferkeit vermochte nicht eine ſo große Ueberzahl zu beſiegen; Lehwald mußte ſich nach einem Verluſte von einigen 1000 Mann zurückziehen und Preußen ſchien dem feindlichen Heere ohne Rettung anheimzufallen. Aber unerwartet, zehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, zog ſich Apraxin über die ruſſiſche Gränze zurück. So erſchien hin und wieder ein heiterer Sonnenblick, der Friedrichs Bahn erhellte. Dieſesmal kam er durch eine bedenkliche Krankheit der Kaiſerin Eliſabeth; ihr Ende nahe glaubend, und das Auge ſchon auf ihren Nachfolger, den Großfürſten Peter, wendend, der ein Verehrer und Freund des preußiſchen Helden war, hatte der Kanzler Beſtuſchef plötzlich dem General Apraxin den Rückzug aus Preußen befohlen. Nun konnte ſich das Lehwaldſche Heer gegen die Schweden wenden, und bei ſeiner Annäherung zogen ſie ſich ſchnell aus allen Gegenden bis nach Stralſund und Rügen zurück.

Die Schlacht bei Roßbach. 5. November 1757. — Der König ſelbſt, nachdem er lange in der Lauſitz vergeblich auf die Gelegenheit einer Schlacht mit den Oeſtreichern gewartet hatte, brach im Auguſt nach der Saale auf, um die Franzoſen von Sachſen zurückzutreiben. Nach manchem Hin- und Herziehen traf er ſie und das Reichsheer am 5. November bei dem Dorfe Roßbach, unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22,000 Mann, der Feinde waren 60,000, und ſie frohlockten ſchon laut, daß ihnen der König mit ſeinem kleinen Haufen dieſesmal nicht entgehen ſolle. Er war auf einer Höhe gelagert, und die Franzoſen zogen in eiligen Schritten mit klingendem Spiele an ſeinem Lager vorbei, einzig beſorgt, ob er ihnen auch wohl ſtehen werde; denn ſie gedachten ihn nun von allen Seiten einzuſchließen und dem Kriege mit einem Male durch die Gefangennehmung des Königs ein Ende zu machen. Von den Preußen geſchah kein Schuß auf ſie, es war, als wenn ſie von allen den Anſtalten nichts merkten; ruhig ſtieg der Rauch von den Kochfeuern des Lagers auf, und Friedrich ſelbſt ſaß mit gelaſſener gleichgültiger Miene mit ſeinen Feldherren an der Tafel. Aber als es ihm nun Zeit dünkte, halb 3 Uhr Nachmittags, erging ſein Befehl, und ſchnell, als hätte ein Sturmwind ſie weggeweht, waren die Zelte verſchwunden, das Heer zur Schlacht geordnet, die verdeckten Batterien des Geſchützes begannen ihr ſchreckliches Spiel, und vor Allen voran brach Seidlitz an der Spitze ſeiner trefflichen Reuterſchaaren in die Haufen der daherziehenden Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzoſen noch nie an Deutſchen gekannt; es war ihnen unmöglich nur irgendwo eine Schlachtreihe zu bilden; ehe ſie es verſuchten, waren ſie über den Haufen geworfen, und ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht

entſchieden und das ganze franzöſiſche Heer auf der Flucht. Es war ein Schrecken ohne Beiſpiel über ſie gekommen; ſie hielten nicht eher ſtill, als mitten im Reiche, und viele von ihnen glaubten ſich nicht ſicher, als bis ſie jenſeits des Rheines waren. In den Händen des Königs ließen ſie 7000 Gefangene, unter denen 9 Generale nnd 320 Offiziere waren, 63 Kanonen und 22 Fahnen; und den Preußen koſtete der fröhliche Sieg nur 165 Todte und 350 Verwundete. Der König verdankte ihn der trefflichen Ordnung ſeines Heeres, welchem er die Ausführung eines augenblicklich entſtandenen, kühnen Gedanken zumuthen durfte; vor Allem aber der ſturmſchnellen Tapferkeit des Generals Seidlitz mit ſeinen Reutern.

Sachſen war von dieſer Seite gerettet, und überdies der moraliſche Eindruck der Roßbacher Schlacht von großem Werthe für den König; gleichwohl war ſeine Kriegsarbeit in dieſem Jahre noch nicht vollendet. Eines ſeiner eigenen Länder, Schleſien, bedurfte dringend ſeiner Hülfe; denn in ſeiner Abweſenheit war ſein Liebling und vertrauter Freund, der General Winterfeld, in einem Gefechte bei Moys gefallen; der Herzog von Bewern hatte ſich mit dem Heere nach Schleſien unter die Mauern von Breslau zurückgezogen, und weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmarſchalls Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtige Feſtung Schweidnitz am 11. November an den General Nadaſti übergegangen. Am 22. griff das ganze öſtreichiſche Heer die Preußen bei Breslau an und beſiegte ſie nach muthiger Gegenwehr; der Herzog von Bewern, aus Furcht vor des Königs Zorn, ließ ſich, allem Anſehen nach freiwillig, von den Oeſtreichern gefangen nehmen; zuletzt war auch noch die Hauptſtadt Breslau, mit großen Vorräthen und trefflichen Zeughäuſern, von dem zaghaften General Leſtwitz dem kaiſerlichen Heer übergeben worden. Schleſien ſchien für den König verloren; denn blieb es einen Winter in der Oeſtreicher Hand, daß ſie ſich darin feſtſetzten, ſo mochte er es wohl nie wieder erobern. Und es ihnen jetzt noch zu entreißen, mit den 14,000 Mann, die er aus Sachſen mitbrachte, und den 16,000, die von dem geſchlagenen Heere des Herzogs von Bewern übrig waren, ſchien ohne ein Wunder gleichfalls unmöglich.

Die Schlacht bei Leuthen. 5. December 1757. — In ſolchen, faſt verzweiflungsvollen, Augenblicken hat König Friedrich am glänzendſten die Größe ſeines Geiſtes, den Reichthum ſeiner Entwürfe, und die unwiderſtehliche Gewalt dargethan, womit er die Gemüther der Seinigen lenkte. Er berief ſeine Heerführer und Befehlshaber zuſammen und hielt ihnen mit ſeelenvoller Beredtſamkeit eine Rede, welche ſie zu der größten Begeiſterung entflammte. Er zeigte ihnen die gefährliche Lage des Vaterlandes, ja die ganz verzweifelte, wenn er nicht von ihrem Muthe noch Ret=

tung erwarte. — „Ich weiß, Sie alle fühlen, daß Sie Preußen ſind,“ ſo ſchloß er: „Iſt aber einer unter Ihnen, der ſich fürchtet, ſolche Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu leiden.“ — Auf dieſe Frage leuchtete ihm nur Rührung und der höchſte Kriegsmuth aus aller Augen entgegen, und mit freudiger Miene fuhr er fort: „Im voraus war ich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlaſſen würde; ſo hoffe ich denn auf einen gewiſſen Sieg. Sollte ich fallen, und Sie für Ihre Dienſte nicht belohnen können, ſo muß es das Vaterland thun. — Nun leben Sie wohl; in Kurzem haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder!“

Die begeiſternde Kraft dieſer Rede ergoß ſich bald über das ganze Heer und es erwartete mit Ungeduld, unter die Augen der Gegner geführt zu werden. Dieſe hatten eine treffliche, feſte Stellung hinter der Lohe, wo es dem Könige ſehr ſchwer geworden ſeyn würde, ſie anzugreifen. Der vorſichtige Feldmarſchall Daun rieth, hier zu bleiben; er hatte bei Kollin erfahren, welche herrliche Schutzwehr gegen des Königs Ungeſtüm eine gute Stellung ſey. Der General Lucheſi aber, und andere, die es für ſchimpflich hielten, mit einem großen ſiegreichen Heere gegen einen ſo kleinen Haufen ſich durch feſte Stellungen zu ſchützen, redeten dem Prinzen Karl zu, dem Könige entgegen zu gehen. „Die Berliniſche Wachtparade,“ ſo nannten ſie die kleine Preußenſchaar, „werde nicht gegen ſie Stand halten können.“ — Dieſer Rath gefiel dem von Natur feurigen Prinzen mehr, als der bedächtigere, und er verließ ſein Lager. Auf offenem Felde, in der Gegend von Leuthen, trafen beide Heere am 5. December, gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht, auf einander. Das kaiſerliche nahm mit ſeiner Schlachtreihe faſt eine deutſche Meile ein; Friedrich dagegen mußte ſich wieder auf die Kunſt verlaſſen, die eine geringe Zahl durch ſchnellen Gebrauch zu verdoppeln weiß. Er ordnete hier bei Leuthen ſein Heer wiederum in die ſchräge Schlachtreihe, ließ einen verſtellten Angriff auf den rechten feindlichen Flügel machen, während der eigentliche Stoß auf den linken Flügel gerichtet wurde, und da dieſer nun mit voller Kraft über den Haufen geworfen war, kam Unordnung in das ganze öſtreichiſche Heer. Kein Widerſtand half mehr; in drei Stunden war der vollkommenſte Sieg erfochten. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt, und ganze Haufen ergaben ſich den Preußen zu Gefangenen, ſo daß ihre Zahl auf 21,000 geſchätzt wurde. Außerdem gingen 130 Kanonen und 3000 Wagen verloren. Einer der außerordentlichſten Siege in der Geſchichte, von 30,000 gegen 80,000 erfochten; ein redendes Zeugniß für die Herrſchaft des Geiſtes über die Maſſe, wenn der Gedanke gut und tüchtig ausgeführt wird. — Auch darin war Friedrich und ſein Heer groß, daß ſie nach gewaltiger

Anſtrengung dennoch nicht in Schlaffheit zurückſanken; raſtlos wurde der Sieg verfolgt, bis die Oeſtreicher von dem ſchleſiſchen Boden bis über die Gebirge Böhmens vertrieben waren. Es war der ſchnelle und glückliche General Ziethen, der dieſe Verfolgung ausführte und noch viele Gefangene und Beute zuſammenraffte, während der König Breslau angriff und darin wieder ein kleines Heer von 17,000 Mann gefangen nahm. Im Monat December ergab ſich noch die Feſtung Liegnitz. So hatte das eine kühne Wageſtück, da der König Alles gegen Alles ſetzte, ihm Schleſien bis auf Schweidnitz, ein ruhiges Winterlager in dieſem Lande ſo wie in Sachſen, und was mehr als dieſes, einen unſterblichen Ruhm im Munde der Nachwelt gewonnen, den Oeſtreichern aber ein ſchönes Heer von 80,000 Mann ſo vernichtet, daß nicht mehr als 17,000 ſtreitbare Krieger Böhmen erreichten. Die preußiſchen Länder waren alle, bis auf die in Weſtphalen, von Feinden befreit.

133. Das Jahr 1758. Die Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch.

Das vorige Jahr war durch vier große Schlachten und viele größere und kleinere Gefechte eines der blutigſten geweſen, welche die Geſchichte zu nennen hat; die Gegner hatten die Kräfte genugſam an einander verſucht; Friedrich ließ in Wien Friedensvorſchläge machen. Er befolgte den Grundſatz der Römer, nur nach einer gewonnenen Schlacht den Frieden anzubieten. Allein die Kaiſerin Maria Thereſia war noch immer zu erbittert gegen den Eroberer Schleſiens, auch hatte man ihr ſorgfältig den großen Verluſt ihres Heeres nach der Leuthener Schlacht und die Kriegsnoth der Länder verborgen; und der franzöſiſche Hof redete eifrig für die Fortſetzung des Krieges in Deutſchland, weil er ſonſt allein den Krieg gegen England hätte führen müſſen. Friedrichs Anträge wurden demnach zurückgewieſen und die Rüſtungen zum nächſten Feldzuge verdoppelt. Der Prinz Karl legte den Oberbefehl nieder, er hatte das Zutrauen des Volks und des Heeres verloren; es war ſchwer einen andern an ſeiner Stelle zu finden; der tapfere Feldmarſchall Nadaſti war durch Eiferſucht und Ränke verdrängt; endlich blieb die Wahl bei dem Feldmarſchall Daun ſtehen, dem ſein Sieg bei Kollin mehr Ruhm verſchafft hat, als er, ſeiner Langſamkeit und Unentſchloſſenheit wegen, verdiente.

Von franzöſiſcher Seite wurden die Heere auch verſtärkt, und ſtatt des Herzogs von Richelieu ein anderer Heerführer, der Graf Clermont, geſendet. Richelieu aber zog mit ſeinen erpreßten Millionen nach Frankreich zurück und verzehrte ſie vor aller Welt Augen, ohne Scham und Scheu, in königlicher Verſchwendung. — Rußland zeigte gleichfalls den Willen zu eifriger Fortſetzung des Krieges; der Kanzler Beſtuſchef, der das Heer im vorigen Jahre aus Preußen zurückberufen hatte, wurde abgeſetzt und auch ein an-

derer Feldherr, der General Fermor, an die Spitze des Heeres geſtellt. Dieſer brach ſchon im Januar des neuen Jahres in Preußen ein und eroberte das Königreich ohne Widerſtand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war.

Gegen ſo ernſtes Vorhaben der Feinde mußte Friedrich die äußerſten Kräfte ſeiner Länder, ſo wie des ſächſiſchen Landes, aufbieten. Mannſchaft und Geld mußten mit angeſtrengter Thätigkeit herbeigeſchafft werden; ja der König ſah ſich ſchon jetzt durch die Noth gezwungen, ſchlechteres Geld prägen und damit die Krieger beſolden zu laſſen; ein Mittel, welches nur die äußerſte Noth entſchuldigen konnte. Aber er erkannte wohl, was ſeit dem Untergange der Lehnsverfaſſung und der Entſtehung der neuen Kriegsweiſe das Treibende im Kriege ſey und das Uebergewicht gebe. — An Bundesgenoſſen hatte er nur England und die kleinen norddeutſchen Fürſten, und ſie alle waren durch die unglückliche Convention von Kloſter Seven gelähmt. Da wendete ſich aber in England das Glück ſehr günſtig für Friedrich; das engliſche Volk, jede ausgezeichnete Kraft gern anerkennend, war durch die Roßbacher Schlacht für Friedrich begeiſtert; der ſchimpfliche Vertrag von Kloſter Seven erregte dagegen den allgemeinen Unwillen, und der berühmte William Pitt, der eben erſter Miniſter in England geworden war, ließ die Ehre und die Stimme des Volkes entſcheiden, verwarf jene Convention, die noch nicht beſtätigt war, und beſchloß den Krieg mit neuem Ernſte fortzuſetzen. Das Heer wurde verſtärkt und König Friedrich ſelbſt aufgefordert, ihm einen Anführer zu geben. Sein Heldenauge wußte den ungewöhnlichen Geiſt von der Menge zu unterſcheiden, er ſendete dem verbündeten Heere den Herzog Ferdinand von Braunſchweig, und Ferdinand hat ſolche Auszeichnung ſo trefflich gerechtfertigt, daß ſein Name mit dem des Königs aus dieſer ſtürmiſchen Zeit glänzend in der Geſchichte leben wird.

Nach einem mit Friedrich verabredeten Plane ſetzte der Herzog ſchon im Februar des nächſten Jahres ſein kleines Heer in Bewegung, um die Franzoſen aus ihren Winterquartieren, in denen ſie auf Koſten der Hannoveraner und Heſſen im Ueberfluß ſchwelgten, aufzuſchrecken. Mit 30,000 ſollte er 100,000 vertreiben; aber ſeine Maaßregeln waren alle ſo trefflich berechnet, und die ſorgloſen Franzoſen mit ihrem unfähigen Heerführer ſo aus der Faſſung gebracht, daß ſie in wenigen Wochen alles Land zwiſchen der Aller und Weſer, und der Weſer und dem Rheine, mit Vorräthen und Beſatzungen und 11,000 Mann verlorener Kriegsgefangenen, hinter ſich ließen, bei Düſſeldorf über den Rhein gingen, und ſich nicht eher ſicher hielten, als bis dieſer Strom ihre Schutzwehr war. Dennoch ſchützte er ſie nicht. Herzog Ferdinand verfolgte ſie auch über den Rhein, griff ſie bei Crefeld an, und obwohl ſie an Zahl viel ſtärker waren, als ſein aus vielen Theilen gemiſchtes Heer,

ſo ſchlug er ſie doch mit einem Verluſte von 7000 Mann in die Flucht. Nach dieſer Schlacht ging die Feſtung Düſſeldorf an ihn über und ſeine leichten Schaaren ſtreiften ſogar in die öſtreichiſchen Niederlande, bis vor die Thore von Brüſſel.

Der König Friedrich war unterdeß nicht müßig geweſen. Zuerſt mußte er den Oeſtreichern den wichtigen feſten Platz, den ſie noch in Schleſien beſaßen, Schweidnitz, wieder wegnehmen, und das geſchah mit Sturm den 18. April. Der Feldmarſchall Daun ſtand indeß in Böhmen und wandte alle Kunſt an, dieſes Land dem Könige unzugänglich zu machen; denn hier erwartete er einen Angriff von ihm. Aber als er ſich recht ſicher geſtellt glaubte, brach Friedrich auf, ging in Eilmärſchen, ſtatt nach Böhmen, nach Mähren und ließ die Feſtung Olmütz belagern. Es zeigte ſich in dieſer Unternehmung der eigenthümliche Geiſt des Königs, der gern das Kühnſte, Gefahrvollſte und Unerwartetſte wählte, und ſich freute, den Gegner ganz aus der Faſſung zu bringen; und wäre Olmütz erobert, ſo hätte er einen Platz in einer noch unberührten Provinz des öſtreichiſchen Landes und in gefährlicher Nähe bei Wien gehabt. Allein das Glück war dieſesmal nicht mit der Kühnheit; die Stadt vertheidigte ſich aufs Tapferſte, die Einwohner des Landes, treu und eifrig für ihre Kaiſerin, machten den Preußen den Unterhalt ſchwer, brachten dem kaiſerlichen Heere jede Kunde, und als es Daun dadurch gar gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen, auf deren Ankunft das Gelingen der Belagerung beruhte, ſo mußte dieſe wieder aufgegeben werden. Und nun war der Rückzug nach Schleſien verſperrt; der vorſichtige Daun hatte die Päſſe beſetzt, und glaubte den Gegner in ſeiner eigenen Schlinge gefangen zu haben. Allein Friedrich wendet ſich plötzlich, dringt über die Gebirgspäſſe nach Böhmen, wo der öſtreichiſche Feldherr ihn keineswegs erwartete, kömmt dort an, ohne einen Wagen verloren zu haben, und würde vielleicht aus dieſem Lande noch nicht ſo bald vertrieben ſeyn, wenn ihn nicht das Eindringen der Ruſſen in Pommern und die Neumark nach jenen Gegenden gerufen hätte. Er zog daher wieder über die Gebirge von Böhmen nach Schleſien, ließ dort den Feldmarſchall Keith zur Deckung des Landes zurück, und eilte mit 14,000 Mann wie im Fluge gegen die Ruſſen.

Die Schlacht bei Zorndorf. 25. Auguſt 1758. — Mit jedem Schritte ſtieß er auf Verwüſtungen des barbariſchen Feindes, der nicht Weiber, nicht Kinder, nicht die zarte Jugend, noch das hülfloſe Alter verſchonte. Küſtrin lag bis auf drei Häuſer in der Aſche, das flache Land glich einer Einöde. Ein glühender Zorn erfüllte den König und ſein Heer bei dieſem Anblicke, und als man nun am 25. Auguſt auf die Feinde traf, entſpann ſich die blutigſte Schlacht des ganzen ſiebenjährigen Krieges, die von 9 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends wüthete. 37,000 Preußen fochten gegen 60,000 Ruſſen, und es war ein Kampf nach

alter Weiſe, da ohne viele künſtliche Wendungen die Gegner dicht zuſammenrückten und, Auge auf Auge geheftet, die mörderiſchen Waffen gebrauchten. So wird gekämpft, wenn das Gemüth am Kampfe theilnimmt. Der König hatte geboten, den grauſamen Feinden keine Schonung zu gewähren, und verſperrte ihnen die Wege zur Flucht. Am Abende des blutigen Tages lagen 19,000 Ruſſen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und 2800 Mann nebſt 103 Kanonen, fielen in die Hände der Sieger; allein auch 11,000 Preußen waren gefallen; denn dieſer kräftige Feind, da er keinen Ausweg ſah, wollte wenigſtens ſein Leben theuer verkaufen und focht mit äußerſter Verzweiflung. Und hätte nicht der tapfere Reuterführer Seidlitz, der an dieſem Tage überall gegenwärtig war, wo die Gefahr am größten, mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung alle Schaaren der Feinde über den Haufen geworfen, die oft ſchon über das preußiſche Fußvolk Vortheile gewonnen hatten, ſo wäre der Sieg vielleicht zweifelhaft geblieben. Der König ſelbſt geſtand, daß er dieſen Sieg Seidlitz verdanke. Dieſes war die furchtbare Schlacht bei Zorndorf. Der ruſſiſche General Fermor, der ſich kaum als beſiegt anſehen wollte, zog ſich mit ſeinem Heere nach Polen und Preußen zurück, Friedrich aber nach Sachſen, denn hier war ſein Bruder Heinrich von dem großen öſtreichiſchen Heere hart bedrängt.

Der Ueberfall bei Hochkirch. 14. Oktober 1758. — Daun zog ſich bei der Annäherung des Königs in ein feſtes Lager zurück, welches er ſich in der Lauſitz ausgewählt hatte; in dieſer Stellung wollte er den König von Schleſien abſchneiden, damit unterdeß der General Harſch die Feſtung Neiße erobern könnte. Aber Friedrich, der den Plan durchſchaute, eilte, die Straße über Bautzen und Görlitz nach Schleſien zu gewinnen, rückte dicht an das öſtreichiſche Heer und wollte ſich zwiſchen den Dörfern Hochkirch und Kotitz in ein offenes Lager legen. Dieſer Gedanke war nicht der Klugheit gemäß, er zeigte Verachtung gegen den Feind. Des Königs Quartiermeiſter Marwitz, ſonſt ſein Liebling, machte Vorſtellungen gegen den gefährlichen Lagerplatz und weigerte ſich, das Lager abzuſtecken; der König befahl; er weigerte ſich ſtandhaft. Da ließ ihn der König in Verhaft ſetzen und einen andern das Lager ordnen. Das Heer lag hier drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes bloß geſtellt, und der König achtete alle Warnungen ſeiner Heerführer nicht. Er, der nie von den Oeſtreichern zuerſt angegriffen war, traute dem Feldmarſchall Daun einen kühnen Entſchluß nicht zu und wurde zugleich durch einen Kundſchafter getäuſcht, den die Oeſtreicher erkauft und mit falſchen Nachrichten an ihn zurückgeſendet hatten. Am 14. Oktober, frühe, ehe der Tag graute, wurde das preußiſche Heer durch den Donner des Geſchützes geweckt; die Oeſtreicher hatten ſich während der Nacht ſtill an das Dorf Hochkirch geſchlichen, und

ſo wie die Uhr des Thurms fünf ſchlug, fielen ſie über die preu=ßiſchen Vorpoſten her, bemächtigten ſich der großen Schanze am Eingange des Dorfes, richteten das Geſchütz rückwärts, und ſchmet=terten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche ſich in demſelben ſammelten. Das Blutbad war entſetzlich, weil die Krieger gerade in der Hauptgaſſe des Dorfes, die als Sammel=platz beſtimmt war, zu Tauſenden zuſammenſtrömten. Die Feld=herren ſuchten die Reihen in der Dunkelheit zu ordnen, aber ver=geblich; dem tapfern Prinzen Franz von Braunſchweig riß eine Kugel den Kopf weg, als er eben im Begriff war, den Feind auf den Anhöhen bei Hochkirch anzugreifen; der Feldmarſchall Keith, ein tapferer, im Kriege grau gewordener Feldherr, wurde von zwei Kartätſchen=Kugeln durchbohrt, der Prinz Moritz von Deſſau wurde ſchwer verwundet. Die Anführer Seidlitz und Ziethen ſammelten auf dem freien Felde die Reutergeſchwader und hieben tapfer auf die Oeſtreicher ein, allein kleine Vortheile, die ſie erfochten, konn=ten den großen Verluſt nicht wieder erſetzen; Hochkirch, das Lager, Gepäck, ein großer Theil des Geſchützes, waren ſchon in der Geg=ner Gewalt. Der anbrechende Tag gewährte keinen Vortheil, ein undurchdringlicher Nebel verhinderte den König, mit ſeinem kriege=riſchen Scharfblick die Lage der Feinde und der Seinigen zu er=kennen, um vielleicht durch eine raſche Wendung das Glück den=noch auf ſeine Seite zu bringen. Doch hatten ſich ſeine Schaa=ren mit bewunderungswürdiger Ordnung wieder geſammelt, und als nun gegen 9 Uhr die Sonne durchbrach, erkannte er, daß ein Theil des öſtreichiſchen Heeres ſchon ſeine Seiten umging, und gab den Befehl zum Rückzuge. Er geſchah mit ſolcher Ordnung, daß der öſtreichiſche Feldherr dadurch außer Faſſung gebracht ihn gar nicht ſtörte, ſondern in ſein altes Lager zurückkehrte. Doch hatte der König treffliche Heerführer, 9000 guter Krieger und über hundert Stück Geſchütz verloren, und da auch das Lager eingebüßt war, ſo fehlte den Uebriggebliebenen alle Schutzwehr gegen das Ungemach der ſpäten herbſtlichen Zeit.

Dennoch zeigte ſich der König mit unerſchütterlicher Ruhe und Faſſung, und ſein Anblick erfüllte das Heer mit gleichem Sinne. Wie Friedrich ſich im Unglücke am größten bewieſen hat, ſo auch nach dieſem Verluſte. Er, der Geſchlagene, alles Heeresgeräthes Beraubte, ſetzte durch künſtliche Märſche und Wendungen ſeine ur=ſprüngliche Abſicht durch, täuſchte den Gegner, umging ſeine Stel=lung, erſchien plötzlich in Schleſien, und zwang den General Harſch, die Belagerung von Neiße eiligſt aufzuheben. Schleſien wurde ganz vom Feinde befreit. Und Daun, der Sieger, nachdem er den König nach Schleſien ziehen laſſen mußte, und der Angriff auf Dresden nur dazu führte, daß der preußiſche Befehlshaber, Graf Schmettau, zu ſeiner Vertheidigung die ſchönen Vorſtädte der Stadt niederbrannte, — kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück und nahm

dort ſein Winterlager. So hatte die Ueberlegenheit des Geiſtes die Folgen einer Niederlage in die eines Sieges umgewandelt.

Am Ende des Jahres war Friedrich, trotz mancher Unfälle, im Beſitze aller Länder, wie am Ende des vorigen; ja, die Feſtung Schweidnitz, welche ihm damals fehlte, hatte er jetzt in ſeiner Gewalt, und dazu waren auch ſeine weſtphäliſchen Länder durch den tapfern Prinzen Ferdinand den Franzoſen entriſſen. Ferdinand hatte ſich zwar jenſeit des Rheines mit ſeiner kleinen Schaar nicht behaupten können, aber am Ende des Feldzuges zwang er doch die Franzoſen ihm das ganze rechte Ufer des Niederrheines zu laſſen und ihr Winterlager zwiſchen dem Rhein und der Maas zu nehmen.

134. Das Jahr 1759. Minden. Kunersdorf. Maxen.

Das folgende Jahr ſollte dem, eben aus großen Gefahren erretteten, Könige das herbeſte des ganzen Krieges werden. Die Hoffnung, ihn endlich doch zu überwältigen, trieb ſeine Gegner zu verdoppelten Anſtrengungen. Die öſtreichiſchen Heere wurden trefflich ergänzt; ja, ſie erſchienen mit jedem neuen Jahre des Krieges tüchtiger auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigſten Jugend der Erbländer genommen und gut geübt waren, und weil die jungen Krieger in den zahlreichen Schaaren der alten und erfahrenen bald mit dem rauhen Leben des Feldlagers bekannt wurden. Bei der Stärke der öſtreichiſchen Heere war, der blutigen Schlachten ungeachtet, doch ein beträchtlicher Kern alter Krieger übrig geblieben. In Friedrichs kleinerem Heere dagegen, welches bald mit Oeſtreichern, bald Ruſſen, Franzoſen, Schweden und Reichsvölkern kämpfen mußte, war die Zahl derer, die das Schwert und die Krankheiten übrig gelaſſen hatten, ſehr gering; es beſtand größtentheils aus Neugeworbenen. Und ſo ſchnell auch die Landeskinder, die oft noch im Knabenalter in die Reihen traten, den Geiſt und die Ehre des Krieges in ſich aufnahmen, ja oft die alten in kühner Verachtung der Gefahr übertrafen, ſo war doch ihre Zahl zu klein gegen die aus Sachſen, Anhalt, Meklenburg Ausgehobenen und die vielen Geworbenen aller Nationen, die größtentheils aus Ueberläufern beſtanden. So wendete ſich, wenn auch die Zahl hergeſtellt wurde, das Verhältniß der inneren Tüchtigkeit des Heeres immer mehr zum Nachtheile des Königs Friedrich. Und ſeinem eigenen, ſo wie dem ſächſiſchen und meklenburg-ſchweriniſchen Lande, wurden durch die drückenden Abgaben und das Ausheben der jungen Mannſchaft faſt unheilbare Wunden geſchlagen. Der Herzog von Meklenburg war ſo unvorſichtig geweſen, auf dem Regensburger Reichstage ſich an die Spitze der Fürſten zu ſtellen, welche Friedrich am heftigſten anklagten und die Reichsacht über ihn ausſprechen wollten, dafür wurde ſein Land wie ein feindliches mit harter Strenge behandelt. Zu der Acht gegen den König kam es nicht; denn da dieſelbe Strenge gegen den Chur-

fürſten von Hannover nöthig geweſen wäre, ſo widerſetzten ſich die meiſten evangeliſchen Reichsſtände der Verurtheilung zweier ihrer bedeutendſten Glieder. Ueberdies war dieſes, in alter Zeit mit Schwertes=Schärfe ſchneidende, Wort nun leider ſchon lange ein leeres und unkräftiges geworden, welches ausgeſprochen die Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes nur noch ſchmählicher an den Tag gebracht hätte.

Viel weſentlicher, als durch das Ausſprechen der Reichsacht geſchehen wäre, wirkte Maria Thereſia gegen den König durch den Ernſt, welchen ſie bei den Herrſchern von Frankreich und Rußland für die Fortſetzung des Krieges zu erhalten wußte. Die ruſſiſche Kaiſerin, um den Flecken der Zorndorfer Schlacht auszutilgen, ſendete neue Schaaren und in dem General Soltikow einen neuen tapfern Feldherrn. In Paris aber war der bisherige franzöſiſche Geſandte in Wien, der Herzog von Choiſeul, eine Haupttriebfeder des Krieges gegen Friedrich, erſter Miniſter geworden, und bot noch einmal die Kräfte Frankreichs auf, um den Beſitz von Weſtphalen, Hannover und Heſſen mit Uebermacht zu erzwingen. Dieſen Ländern war ein hartes Schickſal bereitet, wenn die Abſicht gelang; an Hannover wollte Frankreich Rache nehmen für die großen Verluſte, die es auf dem Meere und jenſeits der Meere durch England erlitt. Durch glorreiche Siege der brittiſchen Seehelden war Frankreichs Seemacht hart beſchädigt, und in Oſtindien wie in Nordamerika waren beträchtliche Landſtriche verloren. Den Racheplanen Frankreichs in Deutſchland ſollte nun Herzog Ferdinand mit kleiner Macht einen Damm entgegenſtellen.

Die Schlachten bei Bergen und bei Minden. 13. April und 1. Auguſt. — Ferdinand war von zwei Seiten bedroht. Am Main ſtand der Herzog von Broglio mit einem Heere und hatte ſeinen Mittelpunkt in Frankfurt, welches er durch Ueberrumpelung in ſeine Gewalt gebracht hatte; — daß es freie Reichsſtadt war und bisher zu dem Reichskriege gegen Friedrich pflichtmäßig Geld und Mannſchaft geliefert hatte, ſchützte die Stadt vor dieſer Gewaltſamkeit nicht. — Vom Niederrhein her ſollte der Marſchall von Contades mit dem Hauptheere auf das hannöverſche Land vordringen. Ferdinand gedachte, wie König Friedrich durch Schnelligkeit beiden Heeren nach einander zu begegnen, und brach früh im Jahre gegen den Herzog von Broglio auf. Am 13. April traf er auf ihn bei dem Dorfe Bergen, unweit Frankfurt. Er ließ ihn unverzüglich durch die tapfern heſſiſchen Krieger angreifen, aber die Stellung der Franzoſen war zu feſt, und ſo daß immer friſche Schaaren die ermüdeten ablöſen konnten. Nach dreimaligem, tapferm Angriffe mußten die Heſſen zurückweichen, und der beſonnene Feldherr, der ſein ganzes Heer, womit er viele Landſtriche beſchützen ſollte, nicht der Gefahr einer unglücklichen Schlacht bloßſtellen wollte, gab den Kampf auf. In guter Ord=

nung zog er ſich zurück und mußte bald alle ſeine Feldherrnkunſt aufbieten, um nur Niederſachſen gegen die Angriffe des Marſchalls von Contades zu vertheidigen. Dieſer war bei Düſſeldorf über den Rhein gegangen, zog ſich durch den Weſterwald nach Gießen, vereinigte ſich mit Broglio und nahm Kaſſel, Paderborn, Münſter und Minden an der Weſer. Es war ein raſches Gelingen in allen dieſen Unternehmungen, und Ferdinand ſah ſich bis an die untere Weſer nach Bremen verdrängt; der franzöſiſche Feldherr aber glaubte Hannover nun ſchon als ſichere Beute in ſeiner Hand zu halten. In Paris war großes Frohlocken über dieſen glänzenden Anfang. Allein der deutſche Held verwandelte daſſelbe bald in Trauer und Niedergeſchlagenheit. Seinen Vortheil erſehend, drang er zu rechter Zeit gegen das geſammte, bei Minden in ungünſtiger Gegend gelagerte, franzöſiſche Heer vor und ſtand am 1. Auguſt in ſeinem Angeſichte. Contades mußte ſchlagen, weil ihm ſeine Vorräthe verſperrt waren, und vertraute auf ſeine Uebermacht. Aber die rechte Einſicht mangelte ihm an dieſem Tage, obwohl er ſonſt kein ungeſchickter Feldherr war. Gegen allen Kriegsgebrauch hatte er die Mitte ſeiner Schlachtreihe mit Reuterei beſetzt, und dieſen Umſtand, den er vielleicht zur glücklichen Stunde erdacht zu haben meinte, wendete Ferdinand zu ſeinem Verderben. Er befahl dem engliſchen und hannöverſchen Fußvolk, deſſen Standhaftigkeit er erprobt hatte, gerade auf die feindlichen Reuterſchaaren loszugehen. Es war ein kühner Gedanke; Ferdinands überlegener Geiſt wagte es, die gewöhnliche Ordnung des Herkommens umzukehren; und es gelang. Die Reuterei, die beſte des franzöſiſchen Heeres, verwundert über die Keckheit des Fußvolks, ſtürzte gegen daſſelbe im ungeſtümen Angriffe hervor; allein er ſcheiterte, ſo oft er wiederholt wurde, an der eiſernen Feſtigkeit der Reihen; und das Feuer des Geſchützes wie der Gewehre trieb endlich die ganze Schlachtordnung der Reuter in die Flucht. Es entſtand eine gefährliche Lücke in der Mitte der Franzoſen; Herzog Ferdinand gab dem engliſchen General Sackville, der ſeine Reuterei anführte, den Befehl, ſogleich mit ganzer Kraft die fliehenden Feinde zu verfolgen; und that er dieſes und trennte das ganze franzöſiſche Heer von einander, ſo war es vernichtet. Allein Neid und Feigheit machten den engliſchen Anführer hier zum Verräther, er befolgte des Herzogs Befehl nicht und die Franzoſen gewannen Zeit, ſich wieder zu ſammeln und einen geordneten Rückzug zu machen. Sie hatten 8000 Mann und 30 Kanonen verloren. Wichtiger indeß waren die Verluſte nach der Schlacht. Contades zog ſich, immer verfolgt, an der Weſer nach Kaſſel zurück, dann noch weiter ſüdlich nach Gießen. Ferdinands Krieger aber eroberten nach einander Marburg, Fulda und in Weſtphalen Münſter, und ſo ſah ſich dieſer ruhmwürdige Feldherr am Ende des Jahres wieder

im Beſitze der Länder, die er im Anfange in ſeiner Gewalt gehabt hatte.

Die Schlachten bei Kay und bei Kunersdorf. 23. Juli und 12. Auguſt. — Der König Friedrich hatte den Feldzug in dieſem Jahre nicht ſo früh eröffnet; ſein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie Anfangs, die raſche Folge der Entſcheidungen; vielmehr war ſein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oeſtreicher und Ruſſen ſo lange wie möglich zu verhindern. Er legte ſich daher in ein feſtes Lager bei Landshut und ließ den Oeſtreichern durch raſche Streifzüge in Böhmen, ſo wie den Ruſſen in Polen, anſehnliche Magazine zerſtören. Dies verzögerte den Anfang größerer Unternehmungen für Beide, denn nach der damaligen Kriegsweiſe, da die Heere oft lange in einer Gegend blieben und doch den Einwohnern nicht alle ihre Habe aufzehren wollten, bedurften ſie großer Vorräthe.

Endlich aber rückten die Ruſſen mit 50,000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20,000 Oeſtreichern bereit, ſich mit ihnen zu vereinigen. In dieſer Gefahr glaubte Friedrich durch eine außerordentliche Maaßregel der ſchwierigen Lage begegnen zu müſſen. Er hatte unter ſeinen Feldherren einen jüngern im Range, welcher ſich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedel. Dieſen hielt er für den tauglichſten, ihn den Ruſſen entgegenzuſtellen; aber es war zu fürchten, daß die älteren Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beſchloß der König, wie die Römer in dringenden Gefahren, einem einzigen Manne alle Gewalt in die Hände legend, ihn zum Dictator ernannt hatten, ſo den General Wedel als Dictator zu dem Heere zu ſenden, welches gegen die Ruſſen ſtand. Dieſe, ſo lautete der königliche Befehl, ſollte er angreifen, wo er ſie fände. Der Dictator that nach dem Worte, aber ohne die Umſicht, die ein ſolches Wort vorausſetzt. Er griff die Ruſſen am 23. Juli bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau an, aber ſo daß ſein Heer über eine Brücke und durch einen Weg, im langen Zuge, zum Angriff ſich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderiſchem Feuer empfangen und zurückgeſchlagen. Die Preußen verloren 5000 tapfere Krieger und die Ruſſen vereinigten ſich nun ungehindert mit Laudon.

Da mußte der König Friedrich ſelbſt mit 43,000 Mann ihnen entgegen eilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen ging, berief ſeinen Bruder Heinrich in das Lager bei Schmottſeifen, trug ihm die Beobachtung des Feldmarſchalls Daun auf, und beſtellte ihn überdies zum Verwalter des Staates, wenn er auf dieſem Zuge ſterben oder gefangen werden ſollte. Doch forderte er von ihm das feierliche Verſprechen, wenn ihm ein ſolches Unglück begegnen ſollte, in keinen, dem preußiſchen Hauſe ſchimpflichen,

Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und ſterben müſſe; das Unglück der Gefangenſchaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welche große Opfer die Gegner für ſeine Freiheit fordern würden.

Er fand am 12. Auguſt die vereinigten Ruſſen und Oeſtreicher, 70,000 Mann ſtark, auf den Anhöhen von Kunersdorf bei Frankfurt an der Oder, verſchanzt. Nach der Beſichtigung ihrer Stellung beſchloß er ſeinen Schlachtplan ſolchergeſtalt, daß der Feind nicht etwa aus dem Feld geſchlagen, ſondern daß er vernichtet würde. Es haben viele den König über einen ſo harten Vorſatz getadelt; aber gerade ein ſolcher Plan iſt das Zeichen des großen Feldherrn, welcher lieber den Kampf durch Einen Schlag entſcheiden, als durch viele unvollendete Gefechte, welche zuſammen noch mehr Menſchen hinwegraffen, in die Länge ziehen will. Und wer mag gerade den König Friedrich tadeln, daß er dieſen Weg vorzog, er, der vielen Feinden zugleich widerſtehen ſollte, und wohl Urſache hatte, ſich mit einem Jeden, wenn es möglich war, auf einmal abzufinden. In dem Plane der Schlacht von Kunersdorf lag das Unglück dieſes Tages nicht, aber darin, daß der König, ungeachtet er der Gegend kundige Männer zu Rathe gezogen hatte, doch keine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes erhielt, und zweitens, daß er der menſchlichen Kraft zu viel zumuthete. Denn als nun ſein Angriff auf den linken Flügel der Ruſſen, durch große Anſtrengung der Seinigen, gelungen, 90 Kanonen erobert und der ganze Flügel in die Flucht getrieben war, als der König ſchon einen Siegesboten nach Berlin abgefertigt hatte und der Tag ſich neigte, da riethen ſeine Feldherren, der ermatteten Krieger zu ſchonen, weil die Oeſtreicher noch gar nicht zum Kampfe gekommen waren und der rechte ruſſiſche Flügel unerſchüttert ſtand. In der Nacht, urtheilten ſie, würde ſich der Feind gewiß von ſelbſt zurückziehen. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war; und der auch bedenken mochte, daß das Abbrechen des Gefechtes in ſolcher Nähe eines noch ſchlagfertigen Feindes gefährlich ſey, befahl den erneuten Angriff; und nun ſollten die durch ſchwere Anſtrengung an einem ſehr heißen Tage ermüdeten Schaaren Anhöhen erſtürmen und feſte Stellungen erobern, aus denen die Feuerſchlünde Tod und Verderben in ihre Reihen ſchleuderten. Da half die größte Tapferkeit nicht mehr gegen die Uebermacht; ſo oft auch die Anführer und der König ſelbſt die Reihen wieder ordneten und gegen die feindliche Stellung führten, ſie wurden immer zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung ſo groß geweſen war, ſchlug ſie plötzlich in die größte Erſchlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die öſtreichiſche Reuterei richtete unter den Fliehenden ein ſchreckliches Blutbad an, und an eine Ordnung des Rückzuges war nicht mehr zu denken. Der König ſelbſt, den bei dem Anblicke ſolcher Nie-

derlage, wie er noch nie geſehen, eine ſtarre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung ſeines Lebens; gleichgültig hielt er zwiſchen Todten, Verwundeten nnd Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erſchoſſen und eine Kugel drang durch ſein Kleid bis in die Weſtentaſche, wo ſie durch ein goldenes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerungen achtete, und öſtreichiſche Reuterhaufen heranſprengten, ergriffen ſeine Begleiter die Zügel ſeines Pferdes und führten ihn halb mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeiſter von Prittwitz, der ihn mit ſeinen Huſaren in Sicherheit brachte. In dieſem Augenblick ſchrieb der König an ſeinen Miniſter Finkenſtein mit Bleiſtift dieſen Zettel: „Alles iſt verloren, retten Sie die königliche Familie.“ — Und einige Stunden ſpäter: „Die Folgen der Schlacht werden ſchlimmer ſeyn, als die Schlacht ſelbſt. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!“

So finſter und hoffnungslos war es in des Königs Seele; und als er am Abend in dem Dorfe Oetſcher in einer halb zerſtörten Bauernhütte ſchlaflos ſich auf ein Strohlager hinwarf, und ſein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde ſchlief; als ſo Alles, was irdiſche Hoheit zu geben vermag, wie eine abgeſtreifte Hülle fern von ihm lag; da mag ihm wohl mehr als jemals fühlbar geworden ſeyn, wie wenig der Menſch durch eigene Kraft und Berechnung allein vermag. Und hätte ihn und ſein Volk nicht eine höhere Hand gerettet, ſie wären verloren geweſen. Dem ſiegreichen Feinde ſtand der Weg nach Berlin und in das Herz des Staates offen; von des Königs großem Heere fanden ſich am Morgen nach der Schlacht kaum 10,000 Mann bei ihm zuſammen; erſt nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge geſammelt und alles an ſich gezogen hatte, konnte er bis 20,000 Mann zuſammenbringen, und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er bei Kunersdorf verloren hatte, einiges Geſchütz aus Berlin herbeiſchaffen. Dennoch ward ſeine Hauptſtadt gerettet. Der ruſſiſche Feldherr verfolgte ſeinen Sieg nicht; vielleicht aus heimlicher Rückſicht für den ruſſiſchen Thronerben, Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des öſtreichiſchen Hauptheeres. Denn dem Feldmarſchall Daun ſchrieb Soltikow, als dieſer ihn zum Vorrücken aufforderte: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es iſt nicht billig, daß das Heer meiner Kaiſerin allein Alles thue.“ Solche Eiferſucht und Unzufriedenheit zwiſchen den Anführern beider Völker hat immer fortgedauert und den König Friedrich mehrmals aus harten Bedrängniſſen gerettet.

Der öſtreichiſche Feldherr wurde indeß durch des Königs Bruder Heinrich, der jetzt alle Liſten der Kriegskunſt aufbot, in der Lauſitz feſtgehalten und durch treffliche Wendungen und Märſche,

ohne eine Schlacht, ſogar gezwungen, ſich in die böhmiſchen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieſer Prinz in beſonnerer Leitung des Krieges, daß er ohne Blutvergießen das bewirkte, was der raſchere Bruder durch eine Schlacht ausgerichtet haben würde; und das Schickſal ſchien ſie wohlwollend zuſammengeordnet zu haben, damit der Eine das Mangelnde des Andern erſetze. Friedrich ſelbſt hat von ſeinem Bruder das Urtheil gefällt, er ſey der einzige Feldherr des Krieges geweſen, der keinen Fehler gemacht habe.

Doch zwei große Verluſte, die der König noch am Ende dieſes Feldzuges erlitt, konnte Heinrich nicht abwenden. Der erſte war die Räumung von Dresden, des wichtigſten Platzes für Preußen, für den ganzen Krieg. Friedrich hatte ſeinem dortigen Befehlshaber, dem Grafen Schmettau, in der erſten Niedergeſchlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht, den Befehl zugeſchickt, wenn er ernſthaft angegriffen werde, nur die Kriegs-Kaſſe von 7 Millionen Thaler zu retten. Dieſen Befehl zu wörtlich befolgend, übergab Schmettau der Reichsarmee an demſelben Tage (den 4. September) die Stadt, als der ſpäter vom König zum Erſatz abgeſandte General Wunſch ſchon in der Nähe war. Die Kriegskaſſe war gerettet, aber alle Vorräthe und der Platz ſelbſt, der dem Feldmarſchall Daun die Möglichkeit darbot, zum erſtenmal ſein Winterlager in Sachſen zu nehmen, waren verloren. Der König verſuchte Alles, ihn aus ſeiner Stellung zu vertreiben. Er ſandte den General Fink mit 13,000 Mann in den Rücken des öſtreichiſchen Heeres, nach Maxen; aber der Eifer für die Ausführung des Einen Gedanken verdeckte dem Könige die Gefahr dieſes Unternehmens. Der Anführer, welcher ſie ſah und ſeiner Vorſtellungen ungeachtet ausharren mußte, verlor, als er angegriffen wurde, die Zuverſicht des Gemüthes und dadurch die Beſonnenheit, und gab ſich, nach blutigen Gefechten, mit etwa noch 5000 kampffähigen Kriegern, die ihm übrig waren, gefangen. Es war ein unerhörter Fall im preußiſchen Heere, und gleichſam ein Sühnopfer für die 14,000 Sachſen, die im Anfange des Krieges faſt an gleicher Stelle gefangen genommen waren. Daun zog mit den Gefangenen wie im Triumphe in Dresden ein, und nichts konnte ihn nun von ſeinem Entſchluſſe abbringen, in Sachſen ſein Winterlager zu nehmen. Dem König, dem dies unerträglich war, wollte ihn durch Standhaftigkeit ermüden und blieb noch ſechs Wochen lang in furchtbarer Kälte im offenen Feldlager bei Wilsdruf ſtehen, wodurch Daun daſſelbe zu thun und zu leiden gezwungen war; endlich aber im Januar 1760 zwang die Strenge des Winters beide, ihren Heeren Ruhe zu vergönnen; der König blieb in dem ihm noch übrigen Theile von Sachſen und nahm ſeinen Standpunkt in Freiburg.

135. Das Jahr 1760. Liegnitz und Torgau.

Mit dem Beginn eines jeden neuen Jahres ward König Friedrichs Lage ſchwieriger. Der Umfang des Raumes, welchen er noch ſein nennen und auf welchem er ſich frei bewegen konnte, war wohl nicht viel verringert worden, allein die inneren Hülfsquellen der Kraft und des Lebens verſiegten immer mehr. Seine Heere wurden kleiner und ſchlechter, die Zahl der Feinde dagegen ſchien ſelbſt nach den Verluſten, die ſie erlitten, zu wachſen. Sein ſtets vordringender Geiſt, welcher eigentlich nur im Angriffe ſeine volle Kraft hatte, mußte ſich jetzt zum Vertheidigungskriege entſchließen. Und auch dieſer brachte ihm Anfangs nur bittere Früchte. Er ſelbſt wollte in dieſem Feldzuge Sachſen decken, ſein Bruder Heinrich ſollte die Mark gegen die Ruſſen, der General Fouquet Schleſien gegen den öſtreichiſchen Heerführer Laudon beſchützen. Aber dieſer, der wohl der beſte kaiſerliche Feldherr war, hatte ein dreimal überlegenes Heer gegen die Preußen und konnte ſie in Unthätigkeit erhalten, während eine ſeiner Abtheilungen die wichtige Feſtung Glaz belagerte. Darum verließ Fouquet ſeine Stellung in dem ſchleſiſchen Gebirge, um ſchneller Hülfe zu leiſten, wo ſie nöthig ſey. Allein nun wurden die Städte und Dörfer im Gebirge, die von einem fleißigen, gewerbſamen Volke bewohnt ſind, von den Streifſchaaren der Oeſtreicher auf das Härteſte mitgenommen, und ihr dringendes Flehen bewog den König, ſeinem Feldherrn den gemeſſenen Befehl zu geben, daß er ſeine Stellung in den Bergen, bei Landshut, wieder einnehmen ſollte. Fouquet, der ein ſehr ſtrenger Mann, und deshalb in Schleſien nicht beliebt, aber ein tapferer, entſchloſſener Krieger war, ſah die Gefahr, in welche er ging; weil aber ſeine Vorſtellungen vergeblich waren, ſo beſchloß er wenigſtens nicht, wie Fink bei Maxen, mit geſenkten, ſondern mit erhobenen Waffen ſein Schickſal zu beſtehen. Und als er nun am 23. Juni früh um 2 Uhr mit ſeinen 8000 Preußen durch 30,000 Oeſtreicher von allen Seiten angegriffen wurde, da hielt er acht Stunden lang den ungleichen Kampf aus, bildete gegen die Anfälle der feindlichen Reuter Vierecke mit ſeinen tapfern Streitern, ſo lange noch einige Kraft in ihnen war, und vertheidigte jeden Fußbreit Landes. Endlich ſtürzte er ſelbſt unter ſein verwundetes Pferd und wäre von den Reutern, die ihn ſchon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet, hätte ſich nicht ſein Reitknecht auf ihn geworfen und mit ſeinem Leibe die Hiebe aufgefangen. Ein feindlicher Oberſt erkannte und rettete ihn. Die preußiſche Reuterei hatte ſich durchgeſchlagen, aber das Fußvolk wurde, bis auf 4000 Gefangene, niedergehauen.

Es war ein harter Schlag für den König; Fouquet war ſein Freund, und Schleſien lag nun dem Feinde offen da. Aber er faßte ſich bald; um durch eine kühne That den Eindruck des Unglücks ſchnell zu verwiſchen, täuſchte er den Feldmarſchall Daun

durch künſtliche Märſche, gewann ihm einen beträchtlichen Vorſprung ab, erſchien plötzlich vor Dresden, und fing an, die Stadt zu beſchießen. Es wäre ihm ein großer Gewinn geweſen, wenn er dieſe wichtige Stadt durch Ueberraſchung wieder erobert hätte; allein ſie hatte einen tapfern Befehlshaber in dem General Macquire, der, obwohl der dritte Theil der ſchönen Stadt mit vielen großen Gebäuden durch das heftige Feuer der Preußen in Aſche gelegt ward, dennoch nicht wankte. Er wußte, daß das große öſtreichiſche Heer dem Könige bald folgen und ihn befreien werde; und in der That erſchien auch Daun, ehe die Stadt zur Uebergabe gezwungen war. Wäre der langſame Feldherr mehr geeilt, ſo würde er wahrſcheinlich das Unglück der Stadt ganz abgewendet haben. Der König hob die Belagerung auf und eilte nach Schleſien; denn hier war ein neues Unglück geſchehen; der General Laudon hatte die Feſtung Glaz, die wichtigſte des preußiſchen Staates nach Magdeburg, durch einen ſchnellen Angriff und die Feigheit oder Verrätherei des Befehlshaber Do, eines Italieners, in einem Tage erobert. Sie war der Schlüſſel zum ſchleſiſchen Lande. Glücklicherweiſe fand Laudon an dem Befehlshaber in der Hauptſtadt Breslau, dem General Tauenzien, einen entſchloſſenern Gegner. Dieſer ließ ſich nicht ſchrecken; und ſchnell kam nun der Prinz Heinrich zur Rettung herbei.

Die Schlacht bei Liegitz. 15. Auguſt. — Auch der König war ſchon in Schleſien angekommen, verfolgt, oder vielmehr begleitet, von dem öſtreichiſchen Heer; denn auf ſeiner einen Seite zog der Feldmarſchall Daun; auf der andern der General Laſci. Unter ſteten Gefahren bei Tage und Nacht, und unaufhörlichen Gefechten der leichten Schaaren, ging der Zug bis in die Gegend von Liegnitz. Weiter konnte der König nicht, denn Daun, der nun auch das Laudonſche Heer an ſich gezogen hatte und ihm viel überlegen war, verſchloß ihm die Wege nach Breslau und Schweidnitz, wo ſeine Vorrähe waren. Der Prinz Heinrich aber wurde durch die Ruſſen an der Oder feſtgehalten. Der König hatte nur noch auf einige Tage Lebensmittel, und die Oeſtreicher ſtanden ihm ſo nahe, wie bei Hochkirch, ſo daß er faſt in jeder Nacht ſeine Stellung verändern mußte, um nicht überfallen zu werden. Endlich glaubten die öſtreichiſchen Feldherren den rechten Augenblick zur Schlacht gefunden zu haben; der 15. Auguſt war dazu beſtimmt, und in der Nacht vorher brach Laudon auf, um im Rücken des preußiſchen Heeres die Höhen von Pfaffendorf zu beſetzen. Der König ſollte von allen Seiten angegriffen und wo möglich vernichtet werden. Aber gerade in dieſer Nacht war auch ſein Heer aus der alten Stellung, weil die öſtreichiſchen Heerführer ſie am vorigen Tage auf das Sorgſamſte ausgekundſchaftet hatten, in aller Stille aufgebrochen und hatte ſich ſchon auf eben den Höhen von Pfaffendorf gelagert, nach denen Laudon

marſchirte. Im alten preußiſchen Lager brannten die Wachtfeuer, von Bauern unterhalten, und Huſarenpatrouillen riefen alle Viertelſtunden den Wachtruf, während der König ſchon auf dem neuen Platze ruhte. Die Krieger lagen mit ihren Waffen im Arm; der König legte ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, mit dem treuen Ziethen und einigen Andern an ein kleines Feuer und ſchlief. Eine feierliche Stille ruhte auf dem Heere, jedes Geräuſch war unterſagt, und ſchlafend oder leiſe mit einander redend erwarteten die Krieger den Tag. Um 2 Uhr aber weckte plötzlich der Führer einer Huſaren=Runde den König mit der unerwarteten Botſchaft, der Feind ſey da, und nur 400 Schritte entfernt. Dieſes Wort wirkte wie ein elektriſcher Schlag; in wenigen Augenblicken waren die Anführer zu Pferde, die Schaaren in den Waffen und geordnet, und die Stimme des Geſchützes erſcholl. Der erſtaunte Laudon merkte bald in der erſten Tagesdämmerung, daß er einen beträchtlichen Theil des preußiſchen Heeres vor ſich habe. Als entſchloſſener Feldherr verzagte er nicht, ſondern machte mehrere tapfere Angriffe; vielleicht mochte der Feldmarſchall Daun den Kanonendonner vernehmen und ihm Hülfe leiſten. Allein der entgegengeſetzte Wind trieb den Schall abwärts, Daun hörte nichts; und nach dreiſtündigem Gefecht, 5 Uhr Morgens, war die Schlacht ſchon entſchieden. Laudon verlor 4000 Todte, 6000 Verwundete, 82 Kanonen, und mußte eilig über die Katzbach zurückweichen. Daun aber, der am Morgen noch gegen des Königs Heer vorrücken wollte, traf auf den rechten preußiſchen Flügel unter dem General Ziethen; er wurde mit einem nachdrücklichen Geſchützfeuer empfangen, und da er Laudons Niederlage erfuhr, zog er ſich gleichfalls zurück.

Dieſer Sieg, recht durch eine Gunſt des Glückes geſchenkt, verbeſſerte des Königs Lage außerordentlich, und er ſelbſt benutzte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Schnelligkeit. Drei Stunden nach Beendigung der Schlacht war ſein Heer ſchon wieder auf dem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten, Freunde ſowohl als Feinde, auf Wagen mitziehend, und die erbeuteten Kanonen im Zuge der übrigen. Die Spitze des Heeres legte an dem Tage noch drei Meilen zurück, und nun konnte der Weg nach Breslau und zu den Vorräthen nicht mehr verſperrt werden.

Schleſien war größtentheils gerettet, aber in der Mark und in Sachſen ereigneten ſich traurige Begebenheiten. Die Ruſſen hatten ſich von Breslau wieder an der Oder hinuntergezogen und entſchloſſen ſich jetzt 20,000 Mann in Verbindung mit 15,000 Oeſtreichern unter Laſci gegen Berlin zu ſenden. Gegen ein ſolches Heer konnte ſich die Stadt mit einer ſchwachen Beſatzung nicht vertheidigen; ſie ergab ſich den 4. October dem ruſſiſchen General Totleben. Es war das Glück der Stadt, daß er menſchlich dachte und eine Plünderung verhütete; doch wurden einige kö=

nigliche Luſtſchlöſſer umher von den Sachſen verwüſtet und viele Denkmäler der Kunſt zerſtört. Acht Tage lang dauerte die Beſetzung der Stadt und beträchtliche Geldſummen mußten gezahlt werden; dann verſcheuchte der Ruf von dem Anzuge des Königs ſchnell die Gegner nach Sachſen und über die Oder.

Die Schacht bei Torgau. 3. November. — Friedrich kam nicht allein ſeiner Hauptſtadt, ſondern vorzüglich des ſächſiſchen Landes wegen. Während er in Schleſien beſchäftigt war, hatte die Reichsarmee ſich in Sachſen eingefunden, und da ſie wenig Widerſtand fand, ſich des ganzen Landes bemächtigt; nun kam Daun mit ſeinem Heere dazu und legte ſich in ein ſehr feſtes Lager bei Torgau. Wollte der König das für ihn ſo wichtige Land nicht verloren geben, und zum erſtenmal das Winterlager auf ſeinem eigenen Boden nehmen, ſo mußte Sachſen noch vor dem Winter von Neuem erobert werden. Es blieb ihm keine Wahl; wie ſchon am Schluſſe mehrerer Jahre, mußte er noch einmal einen großen Verluſt gegen großen Gewinn ſetzen. Dieſesmal ſchien ſein Verderben unvermeidlich, wenn das gefährliche Spiel mißlang; er ſelbſt ſcheint ſich in dieſem Falle auf ſeinen Tod gefaßt gemacht zu haben; — und er war ſehr nahe daran, die Schlacht zu verlieren. Der Angriff auf die ſtark verſchanzten Weinberge von Torgau ſollte am 3. November von zwei Seiten, durch zwei verſchiedene Heeresabtheilungen, geſchehen; der König wollte die eine, Ziethen ſollte die andere im Rücken der Oeſtreicher gegen die Siptitzer Höhen führen. Ein Wald verbarg des Königs Anrücken; aber ſeine Züge verwickelten ſich in demſelben und hielten ſich auf; als er nun mit den erſten herauskam, hörte er ſchon ein ſtarkes Feuer von Ziethens Seite und glaubte dieſen im vollen Kampfe. Es war aber nur ein Vorpoſtengefecht, und Daun konnte noch ſeine ganze Kraft gegen des Königs Angriff wenden. Und als dieſer in ungeduldiger Eile, ohne das andere Fußvolk und die Reuterei zu erwarten, ſeine Grenadiere gegen die Schanzen der Oeſtreicher führte, da empfing ſie ein ſo mörderiſches Feuer aus 200 Stücken Geſchütz, daß die Reihen der Seinigen, wie vom Blitze niedergeſchmettert, und wie im Tode noch zuſammengeordnet, da lagen, daß ſeine Kanoniere nicht einmal zum Laden ihres Geſchützes gelangen konnten, ſondern gleichfalls zerſchmettert ſammt den Pferden hinſtürzten, und der König ſelbſt ſeinen Begleitern geſtand, ſolches Krachen der Schlacht nie gehört zu haben. In der That beraubte er auch mehrere Menſchen auf der Stelle des Gehörs. Den König traf ein Streifſchuß an der Bruſt, doch ohne ihn bedeutend zu verletzen. — Es rückten neue Haufen der Preußen heran und gewannen einigen Raum, dann wurden ſie von der öſtreichiſchen Reuterei zurückgeſchlagen. Dieſe wurden wieder von der preußiſchen geworfen, die endlich auch herankam, nachdem ſie auf dem Wege aufgehalten war; und ſo

wurde bis in die Nacht mit abwechſelndem Glücke gefochten. Aber des Königs Herz war von Kummer niedergedrückt; der Kern ſeines Fußvolks lag auf dem Schlachtfelde und die öſtreichiſchen Verſchanzungen waren nicht erobert; der Feldmarſchall Daun hatte ſogar ſchon einen Eilboten mit der Siegesnachricht an ſeine Kaiſerin abgeſendet. Der Rath des Schickſals hatte es jedoch anders geordnet. Während auf des Königs Seite noch hin und wieder in der Dunkelheit von einzelnen Haufen gefochten wurde, die ſich verirrt hatten, Freunde oft auf Freunde ſchoſſen; während in kalter Herbſtnacht unzählige Feuer in der Torgauer Haide brannten, und Geſunde und Verwundete von beiden Seiten ſich um ſie ſammelten mit dem Vertrage, am Morgen ſich demjenigen zu ergeben, der den Sieg gewonnen haben würde; und während der König in der Kirche des Dorfes Elsnig, auf der unterſten Stufe des Altars ſitzend, Befehle ſchrieb; focht der alte General Ziethen noch um den Beſitz der Siptitzer Höhen bis 10 Uhr Abends und gewann ſie endlich in Verbindung mit dem General Saldern. Dadurch wurde die Stellung der Oeſtreicher gebrochen; ſie konnten den Kampf am andern Morgen nicht wieder annehmen, und Daun, der in der Schlacht ſelbſt verwundet war, zog ſich in der Nacht, in großer Stille, durch Torgau über die Elbe nach Dresden zurück. Es geſchah ſo unbemerkt, daß die Preußen ſich ſchon auf einen neuen Kampf am nächſten Morgen bereiteten. Als der König aber mit der erſten Dämmerung aus dem Dorfe ritt, fand er das Schlachtfeld leer und wurde von ſeinen eigenen Kriegern als Sieger begrüßt. So war ihm durch dieſen blutigen Sieg der Beſitz des größern Theiles von Sachſen wieder erobert; er legte ſein Heer ins Winterlager und nahm ſeinen Aufenthalt in Leipzig.

136. Das Jahr 1761 und 62. Friede mit Rußland und Schweden.

Die letzten Jahre des Krieges ſind weniger mit großen und kraftvollen Unternehmungen angefüllt; die Ermattung der Völker wurde immer ſichtbarer, und Friedrich, der ſonſt der Unternehmende geweſen, mußte wiederum nur auf die Vertheidigung deſſen, was er noch beſaß, bedacht ſeyn. Sie wurde ihm im Jahre 1761 nicht leicht. Er ſelbſt befehligte in Schleſien und wendete alle Kunſt an, die Vereinigung des ruſſiſchen Heeres unter Butturlin mit Laudon zu verhindern, der allein 72,000 Oeſtreicher anführte. Es gelang dem Könige eine Zeitlang, und es war ſchon ein Gewinn für ihn, daß darüber ein Theil des Sommers verſtrichen war; endlich am 12. Auguſt vereinigten ſich die feindlichen Heere dennoch in der Gegend von Strigau; ſie waren zuſammen 130,000 Mann ſtark, und Friedrich mußte mit ſeinen 50,000 eine Feſtung um ſich herziehen, um von ſolcher Ueberzahl nicht erdrückt zu werden. Es war dieſes das feſte Lager bei Bunzelwitz, in welchem er

zwanzig Tage lang von den Feinden eingeſchloſſen gehalten wurde und ſolche Wachſamkeit nöthig hatte, daß ſeine Krieger des Nachts in vollen Waffen in Schlachtordnung ſtehen und bei Tage die Ruhe der Nacht genießen mußten. Dennoch konnten die faſt dreimal überlegenen Feinde, mit voller Kraft auf die ſchwächſten Stellen der Verſchanzungen anſtürmend, ihn überwältigen, wenn Ein Geiſt die große Maſſe leitete. Allein die beiden Heerführer waren nicht einig unter einander; der eine wollte nicht für den Ruhm des andern arbeiten und glaubte, ihm werde die ſchwerſte Aufgabe der gemeinſchaftlichen Arbeit aufgebürdet; und wie niemals in dieſem Kriege die ruſſiſchen Heere mit den öſtreichiſchen in rechte Einſtimmung zu bringen waren, ſo trennten ſie ſich auch dieſesmal, ohne etwas auszurichten. Hauptſächlich nöthigte ſie der Mangel an Unterhalt dazu. Friedrich mit den Seinigen war nun befreit; und um in dieſem Jahre gar nichts mehr von den Ruſſen befürchten zu müſſen, ließ er durch einen kühnen Streifzug unter dem General Platen ihre großen Vorräthe in Polen zerſtören; das Wageſtück gelang, das ruſſiſche Heer war für dieſen Feldzug gelähmt.

Allein ohne Unglück für den König ſollte auch dieſes Jahr nicht vergehen. Indem er ſeine Stellung bei Bunzelwitz verließ, um die Oeſtreicher in die ebenen Gegenden Schleſiens zu locken, brach Laudon auf einmal aus den Gebirgen hervor; aber ſtatt dem Könige zu folgen, wendete er ſich plötzlich gegen Schweidnitz, überfiel die ſchlecht beſetzte Stadt in der Nacht des 1. Octobers und nahm ſie mit Sturm ein. Die ſchwache, aus unzuverläſſigen geworbenen Leuten beſtehende, Beſatzung wurde mit dem General Zaſtrow gefangen genommen. — Durch Schweidnitz und Glaz beſaßen die Oeſtreicher nun ſchon die Hälfte Schleſiens und konnten den Winter über in dieſem Lande bleiben. Und damit auch die Ruſſen zum erſtenmal in Pommern ihr Winterlager nehmen konnten, mußte ihnen die wichtige Feſtung Kolberg, nach einer faſt viermonatlichen tapfern Gegenwehr, am 13. December in die Hände fallen.

So eingeengt war der König noch nie geweſen. Zwar hatte Prinz Heinrich die übrige Hälfte Sachſens in dieſem Sommer mit vieler Klugheit gegen Daun vertheidigt, aber es war nur die Hälfte, und die Ruſſen hatten dafür von der Oder her im nächſten Frühjahr nur wenige Schritte bis nach Berlin. In ſolcher Noth hätte der Muth des kleinen preußiſchen Volkes leicht völlig gebrochen werden können. Allein es bewährte ſich ſeines ſtarken Königs würdig, ja es richtete den Sinn deſſelben durch die Zuverſicht, die in Bürgern und Bauern war, und die aus dem Munde der Jünglinge, die zu dem Heere kamen, wiedertönte, oft kräftig wieder auf. Es wurde laut im Heere anerkannt, daß König und Krieger ſo lange muthig bleiben könnten, als das Volk ſelbſt nicht verzage. Darin waren König und Volk und Heer einig, daß, wenn

der Untergang unvermeidlich ſey, ſie wenigſtens mit Ehre untergehen wollten.

Aber das neue Jahr brachte unerwartet einen hellen Strahl der Hoffnung mit ſich; am 5. Januar 1762 ſtarb die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth, und in ihr eine bittere Feindin Friedrichs. Ihr Neffe Peter III. beſtieg den Thron; er war ein begeiſterter Verehrer des großen Königs, und, nur dem Zuge ſeines Gemüthes folgend, ließ er ſogleich alle preußiſche Gefangene ohne Löſegeld frei, und ſchloß nicht nur am 5. Mai zu Petersburg einen ſo uneigennützigen Frieden, daß er ganz Preußen, ohne irgend eine Entſchädigung, herausgab, ſondern errichtete auch ſogleich ein Bündniß mit Friedrich und ließ ſeinen Heerführer Czernitſchef mit 20,000 Ruſſen zu dem preußiſchen Heere in Schleſien ſtoßen.

Dieſem Beiſpiele folgte auch Schweden, des wenig rühmlichen Krieges müde, in ſo weit, daß es am 22. Mai zu Hamburg mit Preußen den Frieden abſchloß.

So konnte Friedrich ſeine ganze Kraft gegen die Oeſtreicher wenden und die ſichere Hoffnung ſchöpfen, ihnen zunächſt Schleſien wieder abzugewinnen. Mit Schweidnitz ſollte der Anfang gemacht werden, und da es der Feldmarſchall Daun in einer feſten Stellung bei Burkersdorf deckte, ſo faßte Friedrich den Entſchluß, ihn hier in Vereinigung mit den Ruſſen anzugreifen. Schon war er im Anzuge, als plötzlich die niederſchlagende Nachricht kam, der ruſſiſche Kaiſer Peter III. ſei ermordet, ſeine Gemahlin Katharine zur Kaiſerin ausgerufen, und Czernitſchef mit ſeinem Heere ſolle ſogleich nach Polen zurückkehren. Der junge Kaiſer hatte mit Ungeſtüm viele Neuerungen in Rußland angefangen, die Geiſtlichkeit und den Adel gegen ſich aufgebracht, ſeine Gemahlin hart behandelt, und ſeine Deutſchen auf kränkende Weiſe den Eingebornen vorgezogen. Darüber verlor er ſchon nach ſechs Monaten ſeinen Thron. Für Friedrich aber öffnete ſich ein neuer Abgrund von Gefahren, wenn die neue Kaiſerin, wie es den Anſchein hatte, gleich der Kaiſerin Eliſabeth gegen ihn geſinnt war. Doch faßte er ſich bald und beſchloß wenigſtens von der Gegenwart der Ruſſen wo möglich noch Vortheil zu ziehen. So groß war die geiſtige Gewalt, welche Friedrich über die Menſchen übte, daß er jetzt den General Czernitſchef dahin vermochte, noch drei Tage lang den Befehl zum Abzuge vor ſeinem Heere geheim zu halten, am Tage des Angriffs auf Dauns Verſchanzungen mit auszurücken und einen Theil des öſtreichiſchen Heeres bloß durch ſeine Gegenwart in Unthätigkeit zu erhalten. Czernitſchef brachte dem großen Könige dieſes Opfer, welches ihm leicht ſeinen Kopf koſten konnte; das Treffen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf erfolgte am 21. Juli und wurde gewonnen. Am folgenden Tage trennte ſich das ruſſiſche Heer vom Könige und zog zurück; Czernitſchef aber wurde nicht zur Rechenſchaft gezogen, weil die Kai-

ſerin ihre Geſinnung gegen den König geändert hatte. Anfänglich hatte ſie geglaubt, Friedrich ſelbſt habe ihren Gemahl zu den harten Maaßregeln angefeuert, die er gegen ſie ergriffen; als ſie nun aber nach des Kaiſers Tode deſſen Papiere durchſuchte, fanden ſich Briefe des Königs mit den dringendſten Ermahnungen zur Vorſicht in ſeinem Betragen, und beſonders zur Schonung ſeiner Gemahlin. Das änderte Katharinens Stimmung, und ſie beſtätigte den Frieden mit Preußen, doch ohne ihre Hülfe zum ferneren Kriege gegen Oeſtreich zuzuſagen.

Friedrich fing die Belagerung von Schweidnitz an; aber ſie nahm den übrigen Theil des Sommers weg. So ſchlecht zweimal in dieſem Kriege die preußiſche Beſatzung dieſe Feſtung vertheidigt hatte, ſo klug und tapfer hielten ſich jetzt die öſtreichiſchen Anführer, der General Guasko, als Befehlshaber; und Gribauval, als Ingenieur der Feſtung. Neun Wochen lang hielten ſie die Belagerung aus, die der König, nachdem er noch am 16. Auguſt das Treffen bei Reichenbach gewonnen hatte, am Ende ſelbſt mit großem Eifer leitete; und erſt, als keine Hoffnung des Entſatzes übrig war und alle Nothdurft fehlte, ergaben ſie ſich am 9. October mit 10,000 Mann zu Gefangenen.

In Sachſen führte der Prinz Heinrich in dieſem Jahre nach ſeiner beſonnenen Weiſe den Krieg ſo, daß er das ganze Land, außer Dresden, beſetzt hielt und durch ſeine tapfern Unterfeldherren, Seidlitz, Kleiſt und Belling, manchen glücklichen Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die Oeſtreicher mit der Reichsarmee durch Uebermacht aus ſeiner guten Stellung bei Freiberg verdrängen wollten, griff er die letztere am 29. October an und ſchlug ſie gänzlich in die Flucht. Dieſes war das letzte Treffen im ſiebenjährigen Kriege. Der König ſchloß am 24. November einen Waffenſtillſtand mit Oeſtreich und vertheilte ſeine Heere von Thüringen bis nach Schleſien in's Winterlager. Sein Oberſt Kleiſt aber blieb mit 10,000 Mann noch im Felde gegen die deutſchen Fürſten, brach in Franken ein und brachte einen der Reichsfürſten nach dem andern zum Frieden.

Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig hatte die drei letzten Jahre des Krieges hindurch ſeinen alten Ruhm in der Vertheidigung Niederſachſens und Weſtphalens trefflich behauptet. Frankreich bot alle Kräfte auf, dieſe Länder doch noch zu erobern und die Ehre der Waffen zu retten; es wurden immer neue Feldherren geſchickt, die Heere im Jahr 1761 ſogar bis auf 150,000 Mann verſtärkt, denen Ferdinand nur 80,000 entgegenzuſetzen hatte; und dennoch erreichten ſie nichts, als den Beſitz Heſſens, deſſen Vertheidigung außer Ferdinands Kräften lag, weil er von zwei Seiten zugleich, vom Niederrheine und vom Maine her, bedroht wurde. Dagegen ließ er ſich durch keine Künſte noch Schrecken aus ſeinen Stellungen am linken Ufer der Weſer und an der

Dimel, wo er Niederſachſen und Weſtphalen zugleich deckte, verdrängen. In vielen einzelnen Gefechten zeichneten ſich ſeine Unterfeldherren, der Erbprinz von Braunſchweig, Spörken, Kielmannsegge und Luckner, aus. Am Ende des letzten Feldzuges konnte der Herzog ſogar wieder von der Vertheidigung zum Angriffe übergehen; er vertrieb die Franzoſen durch ein glückliches Treffen bei Wilhelmsthal, und durch ein anderes bei Lutterberg, aus der Gegend von Kaſſel und beſchloß den Feldzug des Jahres 1762, ſo wie den ganzen Krieg, durch die Eroberung dieſer Stadt am 1. November. Es wurde auch auf dieſer Seite ein Waffenſtillſtand geſchloſſen.

Der Pariſer und der Hubertsburger Friede; den 10. und 15. Februar 1763. — Alle kriegführenden Völker waren erſchöpft und ſehnten ſich nach Ruhe. England hatte große Eroberungen jenſeits der Meere gemacht, aber zugleich ſeine Schuld um 800 Millionen Thaler vermehrt; und ſeit Georg II. geſtorben und der Lord Bute, des neuen Königs Erzieher, an Pitts Stelle erſter Miniſter geworden war, herrſchte die Neigung zum Frieden bedeutend vor, den auch Frankreich wünſchen mußte. Auf ſolche Weiſe wären Friedrich und Maria Thereſia allein auf dem Kampfplatze geblieben; aber Oeſtreich hatte, wenn auch noch Krieger, doch nicht mehr das Geld zur alleinigen Fortſetzung des Kampfes, und der König Friedrich wollte von Anfang an nur Schleſien behaupten. Da ihm dieſes zugeſichert wurde, beſtätigte er gern den Frieden, der durch ſeinen, den öſtreichiſchen und ſächſiſchen Bevollmächtigten auf dem ſächſiſchen Jagdſchloſſe Hubertsburg verabredet war. Von beiden Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Kriegsgefangenen ausgewechſelt, keine Kriegsſchäden vergütet; König Friedrich blieb in dem Beſitze von Schleſien und gab dem Churfürſten von Sachſen ſein Land wieder. Es war durch den ſchweren, blutigen Kampf in der äußeren Geſtaltung der Dinge nichts geändert, aber gewiſſe große Erfahrungen, die er gegeben hatte, erhielten für Europa beinahe 30 Jahre hindurch eine wohlthätige Ruhe. Das unſtäte Wogen der Verhältniſſe, das geſpannte Beobachten der Staaten unter einander, die Erwartung plötzlicher Ausbrüche, — das Alles war niedergeſchlagen, und es trat auf einige Zeit ein Glaube ein, daß die beſtehende Ordnung der Dinge Dauer haben könne. Ueber Preußen war der Schickſalsſpruch ergangen, ſeine Macht beruhe auf feſten Pfeilern, ſo lange der Geiſt die verhältnißmäßig kleine Maſſe beherrſche und bewege. Ernſter, emſiger und kriegeriſcher Sinn in Herrſcher und Volk, Gerechtigkeit und Sparſamkeit in der Verwaltung, Vorſtreben des Geiſtes in dem Beſten, was das Zeitalter mit ſich bringt, — dadurch hielt der König Friedrich und ſein Volk den Kampf mit halb Europa aus; ſie werden Preußen halten, ſo lange ſich Preußen ſie zu erhalten weiß. — Oeſtreich bewies in dieſer Zeit, wie

bei allem frühern Wechſel ſeiner Schickſale, daß ſeine Macht nicht weniger unzerſtörbar ſey; daß ſeine ſchönen, reichen Länder, die Treue und Tüchtigkeit der Einwohner, ihre Liebe zu der väterlich milden Regierung, einen trefflichen Kern geſunden Lebens in ſich bewahren. Auch die Heſſen, Hannoveraner und übrigen Niederſachſen hatten in dem Kampfe gegen die franzöſiſchen Heere Ausdauer und Tapferkeit in ſolchem Maaße bewährt, daß der deutſche Name in ihnen hochgeehrt erſchien. Ueberhaupt fiel die Ehre des Krieges auf die Deutſchen zurück. Wenn von der Ueberlegenheit geredet wurde, welche Geiſtesgröße im Gedränge des Kampfes, in raſcher Ergreifung des Augenblicks, gewährt, ſo ertönte König Friedrichs oder Herzog Ferdinands Name in Aller Munde. Ja, ſeit dieſem Kriege erzählten die Völkerſchaften fern in Aſien und Afrika, ſolche, die noch nicht einmal Schrift kannten, von dem König Friedrich in Preußen. Prinz Heinrich war das Muſter des beſonnenen Feldherrn, der mit geringen Kräften einen viel mächtigern Gegner zu beſchäftigen weiß und keine Blößen giebt; Ziethen und Seidlitz galten als die beſten Reuterführer, und ſo viele andere Feldherren als Helden, in trefflicher Schule gebildet. Dagegen wurde, wer die Kunſt lernen wollte, muſterhafte Stellungen zu wählen oder das Geſchütz entſcheidend zu gebrauchen, zu den öſtreichiſchen Heeren gewieſen; und die Namen des erfahrnen Brown, des ſchnellen und unternehmenden Laudon, der geſchickten Führer Nadaſti, Laſci und anderer, durften dreiſt neben den älteren, berühmten Heerführern Oeſtreichs genannt werden.

Es iſt tröſtend, daß ſolcher Ruhm die Trauer über den erbitterten Kampf deutſcher Brüder gegen einander mildern durfte, und daß er zugleich die Blöße der Friedensverfaſſung des Reiches einigermaßen bedeckte. In der That war der Zuſtand des denkenden und berathenden Theiles unſerer Verfaſſung ſo unvollkommen, die Formen der Geſchäftsführung ſo veraltet, der Gang der Dinge ſo langſam und kraftlos, daß, wenn nicht Herz und Arm ihre Pflicht gethan und dem Auslande gezeigt hätten, daß der alte Kriegsmuth noch nicht aus Deutſchland gewichen ſey, — es den Fremden noch früher zur Beute geworden wäre.

Frankreich hatte wenig Ehre in dieſem Kriege gewonnen; eine ſchwache, planloſe, von Weibern und Günſtlingen geführte, Regierung hatte eine unheilbare Erſchlaffung erzeugt. Es verlor zwar in dem Pariſer Frieden, der fünf Tage vor dem Hubertsburger geſchloſſen wurde, nicht ſo viel, als man nach dem Kriegsglück der Engländer zur See erwartet hatte; allein dieſer Friede war durch den wenig ſcharfſichtigen Bute geſchloſſen, und Pitt dagegen hatte während des Krieges auf glänzende Weiſe gezeigt, welche außerordentliche Kraft in dem engliſchen Volke liege und der vollen Entwickelung warte.

137. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

In der faſt dreißigjährigen Ruhe nach dem Hubertsburger Frieden entwickelten ſich viele Keime, die früher in Deutſchland gepflanzt waren, zur vollen Reife. Um dieſe Zeit mit einem Namen zu bezeichnen, hat man ſie das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt, weil ſein Geiſt und ſein Vorbild Allen voranleuchtete, und das Gute wie das Fehlerhafte des mit ihm lebenden Geſchlechts in ihm nach großem Maaßſtabe ausgebildet erſcheint. Ihre Eigenthümlichkeit wird klarer ins Auge treten, wenn wir zuvor, wie wir den König im Kriege ſahen, ihn auch im Frieden betrachten.

Friedrichs nächſte Sorge war die Wiederherſtellung ſeines Heeres, damit kein Feind hoffen dürfe, vom plötzlichen Wiederanfange des Krieges Gewinn zu ziehen. Um die neu angeworbenen Krieger bald den alten, geübten, deren nur noch wenige waren, gleich zu bringen, wurden die Uebungen mit Ernſt und großer Strenge betrieben; aber es geſchah hier, wie mit den meiſten menſchlichen Angelegenheiten, wenn das, was ſich in dem Augenblicke ſeines kräftigſten Lebens als vortrefflich gezeigt hat, feſtgehalten werden ſoll. Die Form gilt bald als die Hauptſache; der Geiſt, welcher in Einer beſtimmten Geſtalt nur Einmal ſeine Wohnung nehmen kann, verläßt dieſelbe und bildet ſich unbemerkt eine neue; die Menſchen aber verehren die Hülle noch lange, als beſäßen ſie das Weſen. Der große König ſelbſt, der ſeine Kriegsübungen in ganz Europa nachgeahmt ſah, täuſchte ſich in der Ueberſchätzung ihres Werthes. Das Syſtem der ſtehenden Heere wurde auf ſeinen Gipfel getrieben, es wurde die Hauptſorge aller Staatsverwaltung; der Ernſt wurde wieder zum Spiele, bis eine große Welterſchütterung des Spieles Nichtigkeit offenbar machte.

Um vieles wohlthätiger und dauernder wirkend war Friedrichs Sorge für das Wiederaufleben ſeines zertretenen Landes; dieſe Sorge iſt das unverwelklichſte Blatt ſeines Lorbeerkranzes. Das Korn, welches ſchon zum nächſten Feldzuge aufgekauft war, wurde den am meiſten verarmten Landleuten als Saatkorn geſchenkt und die überflüſſigen Pferde unter ſie vertheilt. In Schleſien wurden die Abgaben auf ſechs Monate, in Pommern und der Neumark, wo die Ruſſen zerſtört hatten, auf zwei Jahre erlaſſen. Ja, der König ſchenkte zur Aufhülfe des Ackerbaues und der Gewerbe noch baare Geldſummen, nach der Größe des Bedürfniſſes, und dieſe Geſchenke betragen in den 24 Jahren ſeiner Regierung nach dem Hubertsburger Frieden über 24 Millionen Thaler. Solche Großmuth durfte ſich König Friedrich deshalb zum eigenen Ruhme anrechnen, weil ſie nur durch ſeine große Sparſamkeit möglich war; und mit dieſer fing er, mit großartiger Geſinnung, zunächſt bei ſich ſelbſt an. Sein Grundſatz war, daß ſein Schatz nicht ihm, ſondern dem Staate gehörte, durch den er zuſammengebracht ſey; und während manche andere Fürſten, die Schweißtropfen, die an jedem

Geldſtücke hingen, nicht achtend, in unmäßiger Verſchwendung prunkten, lebte er ſo einfach, daß er von der zu ſeiner Hofhaltung ausgeſetzten Summe faſt eine Million Thaler jährlich erſparte.

Seine Grundſätze in dieſer Beziehung ſprach er einſt gegen den Verwalter der indirecten Steuern, Herrn de Launay, ſehr ſchön aus: „Ludwig XV. und ich,“ ſagte er, „ſind ärmer geboren, als der ärmſte unſerer Unterthanen, denn nur wenige wird es unter dieſen geben, die nicht ein kleines Erbe haben, oder ſich doch durch Fleiß erwerben können, während er und ich nichts beſitzen und nichts zu erwerben im Stande ſind, was nicht dem Staate gehörte. Wir ſind nichts, als die Verwalter des allgemeinen Vermögens, und wenn wir als ſolche auch zu unſeren Ausgaben ſo viel davon verwenden können, als wir vernünftigerweiſe bedürfen, ſo würde ein Mehr doch ſtets ein Raub und eine Untreue an dem öffentlichen Gute ſeyn.“

Durch des Königs vorzügliche Sorge für den Ackerbau lebte dieſer ſchnell wieder auf. Große Strecken Landes wurden urbar gemacht, neue Anbauer aus andern Ländern herübergezogen, und wo vorher Sumpf oder Moor war, blühten bald fruchtbare Kornfelder. Der Anblick ſolches Fortſchreitens that dem Könige bei ſeinen jährlichen Muſterungsreiſen außerordentlich wohl, und ſein lebhafter Geiſt bekümmerte ſich ſelbſt um das Kleinſte, ſo daß wohl wenige Fürſten ihre Staaten ſo kennen mögen, als Friedrich die ſeinigen kannte. Wie ſehr aber dieſe Sorgfalt des Wiederherſtellens Noth that, geht ſchon aus dem Einen hervor, daß die Zahl der im Kriege abgebrannten Häuſer in ſeinen Staaten 14,500 betrug, von denen die meiſten, nach des Königs Zeugniß, von den Ruſſen in Brand geſteckt waren. — In Oberſchleſien allein wurden von 1763—79, 213 neue Dörfer angelegt. Dieſes Land, welches ſo viel gelitten hatte, lag dem Könige beſonders am Herzen, und als er es nun wieder aufleben ſah, als im Jahr 1777 bei einer allgemeinen Zählung 180,000 Menſchen mehr in Schleſien gefunden wurden, wie im Jahre 1756, als der Krieg anfing; da auf ſolche Weiſe der Verluſt des Krieges mit Gewinn erſetzt war und Ackerbau, Gewerbe und Leinwandhandel blühten, ſchreibt er ſelbſt in einem Briefe, mit inniger Zufriedenheit, welche Freude er darüber fühlte, eine ſo tief heruntergekommene Provinz wieder emporgehoben zu haben.

Der **Fleiß** iſt beſonders demjenigen Volke das erſte Bedürfniß, welches nur durch ihn der Natur ſeinen Beſtand abgewinnen kann; aber dieſer Gewinn iſt nicht der einzige; der viel größere iſt die friſche, geſunde Lebenskraft, die er dem Volke giebt. In dieſer Tugend war König Friedrich dem ſeinigen ein Muſter. Schon in ſeinen frühern Jahren ſchrieb er einſt an ſeinen Freund Jordan: „Du haſt Recht, wenn du glaubſt, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit

mit dem Tode, als der Müßiggang." Und ſpäter, in ſeinem hohen Alter, klingt dieſer Gedanke gleichſam als der Grundton ſeines ganzen Lebens in einem andern Briefe wieder: „Die Weiſe, mich nicht zu ſchonen, habe ich noch, wie ſonſt", ſchreibt er. „Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Geiſt und mein Leib beugen ſich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, iſt nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin."

Dieſer Trieb der Thätigkeit entſprang, wie aus dem Pflichtgefühle des großen Königs, ſo auch ganz vorzüglich aus der umfaſſenden Theilnahme ſeines Geiſtes an allen menſchlichen Beſtrebungen, ſowohl des Sinnens und Forſchens auf dem Felde der Wiſſenſchaften und des Bildens in den Künſten, beſonders der Dichtkunſt, als auch des Schaffens und Ordnens in allen praktiſchen Gebieten des Lebens. Und in dieſer umfaſſenden Richtung und Thätigkeit ſeines Geiſtes liegt auch eigentlich das Geheimniß verborgen, weshalb der König ſeinen Feinden ſelbſt im Felde ſo ſehr überlegen war und mit geringen Mitteln ſo Großes ausgerichtet hat. Nie verlor er ſich ganz in einer Richtung. In den drängendſten Augenblicken der Kriegführung fand er doch immer noch Zeit zur Lectüre, zur Muſik, zur Dichtung. Der Geiſt machte ſich aus den Banden der überwältigenden Gedanken und Gefühle, ſey es des Glücks oder des Unglücks, wieder frei, gewann ſich ſelbſt wieder, und konnte nun von Neuem von oben her das Feld überſchauen, auf welchem er handeln ſollte. Die Kriegführung iſt in ihrer innerſten Bedeutung keine geheimnißvolle Kunſt, die ſich etwa erlernen ließe, daß uns durch Andere, die im Geheimniſſe ſtehen, der Schlüſſel dazu überliefert würde; ſie fordert, außer den durch Erfahrung zu lernenden techniſchen Kenntniſſen, die Anwendung der geſpannteſten Geiſteskraft auf den gegebenen Fall, den klaren Blick, das ſcharfe Urtheil, vor Allem aber den raſchen Entſchluß. Je höher der Geiſt ſteht, je unabhängiger von Furcht und Hoffnung, je freier über der Schätzung irdiſcher Dinge, deſto ſicherer muß er, wenn er übrigens die Fähigkeit dazu beſitzt, auch die Aufgabe eines Schlachtfeldes beurtheilen und im rechten Augenblicke den entſcheidenden Entſchluß faſſen können. Wenn die feindlichen Heerführer nur den einen Gedanken ihrer vorher berechneten Plane folgten und weder links noch rechts weiter hinausblickten, ſo durchſchnitt Friedrich mit einem kühnen Entſchluſſe ihre ganze Berechnung und brachte ſie in Verwirrung.

In der Benutzung der Zeit iſt König Friedrich ein nur von wenigen Menſchen erreichtes Muſter geweſen. Die früh entworfene Ordnung ſeines Lebens blieb bis in ſein Alter unverändert, und noch am Tage vor ſeinem Tode beſchäftigte er ſich mit den Geſchäften der Regierung. Jede Stunde hatte ihre Beſtimmung, und der große Grundſatz, welcher die Seele alles Fleißes iſt, **nichts aufzuſchieben**, galt ihm als unverletzliches Geſetz.

Die Zeit von 4 Uhr Morgens bis gegen Mitternacht, alſo faſt fünf Sechstheile des Tages, waren irgend einer Thätigkeit des Geiſtes oder Gemüthes gewidmet. Denn damit ſelbſt die Zeit der Tafel nicht ohne Nahrung für den Geiſt vorübergehe, verſammelte der König Mittags und Abends eine Auswahl geiſtreicher Männer um ſich, und die Unterhaltung war, meiſtentheils durch ihn ſelbſt, ſo belebt, daß man ſie mit ſokratiſchen Gaſtmälern verglichen hat. Freilich traten, nach der Weiſe der Zeit, vorzüglich nur Witz und Laune glänzend hervor. Die Schnelligkeit, das Treffende und Ueberraſchende der Gedanken, galt vor Allem; Gründlichkeit und die treue, menſchliche Nachſicht fanden in jenem Zeitalter weniger ihren Platz; und ſchon die franzöſiſche Sprache, welche in Friedrichs Geſellſchaft geredet wurde, mußte dieſe Richtung mit ſich bringen. — Die übrige Zeit des Tages war zwiſchen dem Leſen der eingelaufenen Berichte, den Vorträgen der Kabinetsräthe, dem, oft eigenhändigen, Entwerfen der Antworten; ferner der Anordnung ſeiner Anlagen bei den Luſtſchlöſſern; den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, deren Friedrich eine reiche Sammlung hinterlaſſen hat, und endlich der Unterhaltung mit ſeiner Flöte, getheilt. Dieſe wiegte, wie eine vertraute Freundin, die heftigern Regungen ſeines Innern ſanft ein; und während er mit ihr oft ſtundenlang durch ſeine Zimmer wandelte, wurde das Reich der Gedanken immer freier, und ſein Geiſt war alsdann, wie er ſelbſt bezeugt, am umgeſtörteſten thätig. Doch litt nie ein Geſchäft des Staates unter den ſelbſtgewählten, gemüthlichern Genüſſen, welche die Muſik und Dichtkunſt ihm gewährten. Das iſt der größte Ruhm des Königs, daß ihm Pflicht und Beruf über Alles heilig waren, und daher hat man mit Recht von Friedrich geſagt, daß die Pflicht eines Königs, in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Würde, die Idee geweſen ſey, welche ſein Leben beherrſchte und ſeiner Seele Mittelpunkt war. Wie hätte doch dieſer König ſein ganzes Zeitalter emporheben und mit ſich fortreißen, und an tauſend gefährlichen Klippen vorüberführen können, wenn von ſeiner Jugend an, durch Innigkeit und Liebe, die treue, feſte, deutſche Natur, die in in ihm lag, gepflegt worden wäre.

Aber eben dieſe Jugend und die Erziehung Friedrichs hat manchen edlern Keim in ihm unentwickelt gelaſſen. Sein Vater Friedrich Wilhelm I. war ein rauher, ſtrenger Mann, dem die Anmuth der Muſen fremd war; zu dem Sohne, welcher von früh auf der feineren Bildung nachſtrebte und an den roheren Neigungen des Vaters keinen Geſchmack fand, hatte er nie ein rechtes Herz gewinnen können. Er behandelte ihn hart, ja despotiſch; er hegte von ihm gar keine Hoffnung für den Staat und hatte ſogar einmal im Sinne, den zweiten Sohn Auguſt Wilhelm ihm vorzuziehen, und ſo mußte auch des Sohnes Herz ihm immer mehr entfremdet werden. Es kam dahin, daß Friedrich im J. 1730

auf einer Reiſe mit dem Vater nach Weſel einen Verſuch machte, der drückenden väterlichen Gewalt zu entfliehen; aber entdeckt, war er ſelbſt in Gefahr, durch den Zorn ſeines Vaters auf das Blutgerüſt geführt zu werden. So wuchs Friedrich ohne die rechte Wärme der Liebe auf, welche einzig das zarte, jugendliche Gefühl zu entfalten vermag. Dieſer Mangel iſt ſchmerzlich an ihm fühlbar geweſen bis in ſein Grab. In dem jugendlichen Feuer war er enthuſiaſtiſcher Freundſchaft aus Bewunderung fähig; aber was an lauterer offener Liebe noch in ihm war, nahm das Leben mit ſeiner Herbigkeit immer mehr aus ſeiner Seele, und endlich ſtand der große König faſt als ein Einſiedler, mit in ſich verſchloſſenem, einſamem Gemüthe, da.

Die unglückliche Sitte der Zeit wollte, daß franzöſiſche Lehrer und Bücher den Gedankenkreis des Knaben und Jünglings gänzlich beſtimmte. Und früh ſchon wurde der Mann, welcher einen unüberſehbar verderblichen Einfluß auf ſein Zeitalter geübt hat, deſſen ſcharfer Verſtand und ſchneidender Witz nichts Heiliges unangetaſtet ließ, Voltaire, das große Vorbild für Friedrichs empfängliche Seele. Dieſes Mannes Schriften waren des Jünglings tägliche Beſchäftigung, und ſie nahmen ſein Gemüth ſo ganz gefangen, daß er ihn in ſeiner Bewunderung über alle Sterblichen erhob und nach ſeiner Freundſchaft, wie nach dem koſtbarſten Kleinode, trachtete. Der eitle, eigenſüchtige Fremde wußte dieſe Stimmung, die er in des Prinzen Briefen ſah, trefflich zu benutzen. Er ſchmeichelte dem königlichen Freunde wieder, und in dieſem gegenſeitigen Spiele der Selbſtliebe wähnte der Jüngling die glücklichſte Freundſchaft geſtiftet zu haben. Wie aber Freundſchaft nur durch ſtrenge Wahrheit beſtehen kann, wenn die Seelen klar und offen vor einander daliegen, in treuen Kämpfen zuſammen der Tugend nachſtreben, ſo konnte jene Verbindung der beiden, auf ſo lockerem Grunde ruhend, die ſchärfere Prüfung nicht beſtehen. Im ſpäteren Zuſammenleben, als Voltaire 1750 an des Königs Hof berufen war, zeigte ſich täglich mehr und mehr das Kalte, Neidiſche und Gehäſſige in des Günſtlings Seele; der frühere Zauber wich von des Königs Augen, die Gemüther entfernten ſich wieder von einander, und endlich trennten ſie ſich in heftiger Erbitterung. Voltaire aber rächte ſich, bei ſeiner Rückkunft nach Frankreich, durch die bitterſten Schmähſchriften.

So kränkende Erfahrungen verſchloſſen Friedrichs Herz immer mehr, und gaben ihm die Bitterkeit gegen die Menſchen, die früher nicht in ihm war, und die, wenn ſie ein Gemüth beherrſcht, das Leben verfinſtern muß.

Dieſe Einſamkeit und Verſchloſſenheit der Seele hat auch des Königs Regierung ihren Stempel aufgedrückt. Sie war eine Selbſtregierung im ſtrengen Sinne des Worts; von dem Könige ging Alles allein aus, auf ihn ging Alles zurück, und weder

eine ſtändiſche Verfaſſung, noch ſelbſt ein Staatsrath, der aus den erleuchtetſten Männern gewählt, dem Könige die vielſeitig geprüfte Sache darlegen konnte, fanden in Friedrichs Regierung Raum. Aber, ſo ſcharf ſein Auge war, — das Auge des Einzelnen vermag dennoch nicht Alles zu durchdringen; es mußten ihm weſentliche Mängel verborgen bleiben; in der Verwaltung aber mußte ſowohl Willkühr auf einer, als eine todte Förmlichkeit auf der andern Seite, ſich immer mehr einſchleichen. Darum iſt eine gute ſtändiſche Verfaſſung ſo unzerſtörbar, und hebt die Kraft eines Staates zu ſo hoher Stufe, weil in ihren Formen die Stimme der Aufgeklärteſten und Wohlgeſinnteſten im Volke auf geſetzmäßigem Wege laut werden, und jeder, den Einſicht und Wille treiben, auch ohne Staatsbeamter zu ſeyn, ſein Vaterland mit berathen helfen kann.

Solche Anſichten und Grundſätze waren dem damaligen Zeitalter, welches ſich von dem einfachen Gange der Natur entfernt hatte, verborgen. Die Feſtigkeit eines Staates, welche in dem freudigen Zuſammenwirken Aller für ein über Alles geliebtes Vaterland liegt, ſuchte jene Zeit großentheils in den Formen. — In Friedrichs klarer, feſter Seele würden die großartigern Anſichten des Staates, wenn die Zeit ſie gehegt hätte, ſicher Raum gefunden haben; aber von ſelbſt erfand er ſie nicht, weil er die Kraft in ſich fühlte, allein zu herrſchen, und den ſtarken Willen, ſein Volk durch ſich allein glücklich und groß zu machen. Dadurch mußte ihm auch die Stärke des Staates in den Mitteln zu liegen ſcheinen, welche in der Hand eines Einzigen die ſchnellſten und wirkſamſten ſind, in dem, zum großen Theile geworbenen, Heere und in dem Schatze. Sein hauptſächlichſtes Streben ging auf eine ſolche Verwaltung ſeiner Länder, daß ihr Wohlſtand die größtmögliche Vermehrung dieſer beiden Stützen des Staates, wie er ſie dafür hielt, geſtattete. Ja er wählte oft die Mittel dazu nur nach ihrer Wirkſamkeit, ohne Rückſicht auf ihren Einfluß auf die Stimmung und die Sittlichkeit des Volkes. Ein franzöſiſcher Generalpächter, Helvetius, wurde im Jahre 1764 nach Berlin gerufen, um über die Vermehrung der Staatseinkünfte ſeinen Rath zu ertheilen; und auf deſſen Wort wurden Einrichtungen getroffen, welche dem Volke bei ihrer Einführung ſehr gehäſſig waren und Viele zum Betruge gegen den Staat verleiteten, mit dem ſie ſich doch ganz hätten Eins fühlen müſſen. Aber die Einkünfte des Schatzes vermehrten ſich durch dieſe und andere Mittel außerordentlich.

Friedrichs Rechtfertigung iſt dabei, daß er ſolche Sorge nicht für ſich übte, ſondern für das Ganze; und zweitens, — wir müſſen es noch einmal wiederholen, — daß die großen Irrthümer ſeiner Zeit ſeinen Blick gefangen hielten. Wie hätte ſein heller Geiſt ein beſſeres Licht in ſich aufnehmen können, wenn er in ei-

ner Zeit wahrer geiſtiger Freiheit gelebt hätte! Denn die Freiheit des Geiſtes war ihm lieb, und die öffentliche Stimme vernahm er gern; ſein Volk genoß unter ihm einer vollen Preßfreiheit, und ſogar über ſich ſelbſt ließ er ruhig Tadel und Spott ergehen; das Bewußtſeyn ſeines ernſten Strebens und Wirkens, und der Treue gegen ſeine Pflicht, mußten ihn über die kleinliche Empfindlichkeit gegen ſolche Kränkung hinwegheben. Aufklärung, wie man ſie damals verſtand, war eine Hauptſorge des Königs. Aber die Aufklärung der Zeit war die des Zergliederns, des Trennens nnd des Einreißens. Was man weniger erklären konnte, wurde verworfen; Glaube, Liebe, Hoffnung, Ehrfurcht vor dem Alten und Hergebrachten, — Alles, was in der Tiefe der Seele ſeine unerforſchliche Stätte hat, verlor die Wurzeln ſeines Lebens.

Es war nicht allein in der Anſicht des Staates und des Menſchenlebens ſolche vernichtende Kraft; ſie zeigte ſich auch in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt, und ſelbſt in der Religion. Die Führer des Zuges waren die Franzoſen; aber ihre Nachahmung fand ſich in aller Welt, und am meiſten in uns Deutſchen. Zierlichkeit galt ſtatt der Tiefe, Witz ſtatt des Ernſtes, und an die Stelle der Milde und Innigkeit war das kecke, ſchneidende Wort getreten.

Aber ſchon in jener Zeit erkannten Einzelne das Rechte und Wahre und erhoben ihre Stimme. Es dürfen in der Welt der Kunſt nur die Namen Leſſing, Klopſtock und Göthe genannt werden; ſie waren die Begründer einer innigeren Zeit. Viele ſchloſſen ſich an ſie an, und es erhob ſich ein Widerſtand des Geiſtes gegen das Fortſchreiten der ſinnlichen Betrachtungsweiſe der Welt. Von Seiten der Wiſſenſchaft traten bald auch Kant, Fichte und Jakobi auf den Kampfplatz; und aus ſolchen Anfängen erwuchs nach und nach das gewaltige Treiben der Geiſter, welches große Dinge vollbracht und größere vorbereitet hat.

Dem König Friedrich blieb dieſes Erwachen des deutſchen Geiſtes verborgen; wie auf einer Inſel, einſam abgeſchloſſen, lebte er in der Welt der franzöſiſchen Bildung, und die Wellen des neuen, lebendigen Stromes brachen ſich, ihm unbemerkt, an den Schranken, die ihn umſchloſſen hielten. Sein Beiſpiel aber, in der Ueberſchätzung des Fremden, riß die höheren Stände noch tiefer in dieſes Uebel der Zeit hinein, ſo wie ſeine Regierungsweiſe den andern Herrſchern zum Vorbilde geworden war. Mehrere derſelben wollten, gleich ihm, durchaus ſelbſt regieren, ohne ſeines Geiſtes Ueberlegenheit zu beſitzen, und ſcheiterten, bei übrigens gutem Willen, in ihrer Bahn. Zu dieſen gehörten vorzüglich: Peter III. von Rußland, Guſtav III. von Schweden und Kaiſer Joſeph II.

138. Kaiſer Joseph II. 1765—1790.

Er folgte ſeinem Vater Franz I., von welchem als Kaiſer wenig zu erwähnen iſt. Der Sohn brannte von deſto heißerer Begierde, große Veränderungen hervorzubringen, Altes in Neues umzugeſtalten, und die ausgezeichnete Kraft, die er von der Natur empfangen hatte, zur Umwandlung ſeiner Länder anzuwenden. Allein ſo lange ſeine Mutter Maria Thereſia lebte, bis zu dem Jahre 1780, war er durch ihren Willen vielfach gebunden; die kluge, immer thätige Fürſtin konnte ohne Theilnahme an der Regierung nicht leben, und die kindliche Pflicht gebot dem Sohne, ihren Willen vor dem ſeinigen gelten zu laſſen. In die Zeit bis zu dem genannten Jahre fallen noch einige Begebenheiten, welche für die Entwickelung der letzten Jahrzehende von großer Wichtigkeit geweſen ſind.

1. Die erſte Theilung Polens. 1773. — Im Jahr 1765 war Auguſt III. geſtorben und hatte nur einen minderjährigen Enkel hinterlaſſen; der polniſche Thron, den das ſächſiſche Haus 66 Jahre beſeſſen hatte, ging ihm jetzt verloren. Rußland und Preußen miſchten ſich in die Angelegenheiten der Polen, weil dieſes ehemals ſtarke und gefürchtete Volk durch eigene Zwietracht ſchwach geworden war und ſich ſelbſt nicht zu helfen wußte. Beide Mächte forderten, daß ein geborner Pole zum Könige gewählt werde, und zehntauſend Ruſſen, die plötzlich gegen Warſchau heranrückten, und eben ſo viele Preußen, die ſich an der Gränze ſammelten, bewirkten, daß Stanislaus Poniatowsky auf den Thron geſetzt wurde. Von da an war kein Reichstag, auf welchem nicht die Fremden ihren Einfluß übten.

Bald nach dieſer Zeit entſtand ein Krieg der Ruſſen gegen die Türken, worin jene die Moldau und Wallachei eroberten und dieſe Länder behalten zu wollen ſchienen. Das wollte Oeſtreich wieder auf keine Weiſe zugeben, damit Rußland nicht zu mächtig würde, und Friedrich der Große fand ſich in Verlegenheit zwiſchen beiden, wie er das Gleichgewicht am beſten erhalten ſollte. Aus dieſer Spannung ſchien am Ende der erträglichſte Ausweg der zu ſeyn, daß dem Volke, welches ſich am wenigſten gegen ſolche Gewaltſamkeit vertheidigen konnte, den Polen, ein Theil ihres Landes abgefordert würde, um damit allen dreien einen Zuwachs zu verſchaffen. Wo dieſer Gedanke zuerſt entſtanden, iſt nicht genau kund geworden, er zeugt indeß auf die ſprechendſte Weiſe von dem Geiſte, der jene Zeit trieb. Weil die damalige Weisheit nur den ſinnlichen Maaßſtab ihren Berechnungen zum Grunde legte und die Kraft der Staaten nur nach Quadratmeilen, Einwohnern, Soldaten und Geld zu ſchätzen verſtand, ſo war das Streben nach Vergrößerung die Seele der Staatskunſt; nichts ſchien wünſchenswerther, als eine neue Erwerbung, die den Staat vielleicht vortheilhaft abrundete, und vor dieſem gebietenden Grunde mußte der

Einſpruch des Rechtes und der Billigkeit verſtummen. Wenn einer der größeren Staaten eine ſolche Erwerbung allein machte, ſo hielten die andern das Gleichgewicht Europa's aus ſeinen Angeln gehoben; da aber die drei, welche an Polen gränzten, jetzt ziemlich verhältnißmäßig vergrößert wurden, ſchien es nicht gefährdet. So äußerlich, ſo arm und geiſtlos, war nun dieſes Syſtem geworden, daß man nicht erkannte, wie ein rechtes Gleichgewicht und eine dauernde Sicherheit Aller nur durch die Heilighaltung der Völkerrechte begründet werden könne. — Die Theilung Polens iſt die förmliche Aufhebung jenes Gleichgewichtsſyſtemes und das Vorſpiel der größeren Umwälzungen, Zerreißungen, Verſchmelzungen, ja des Verſuches zu einem Weltreiche, die Europa fünf und zwanzig Jahre hindurch in ſeinen tiefſten Grundlagen erſchüttert haben.

Im Herbſte 1773 mußte das, von drei Seiten bedrohte, polniſche Volk ſeine Einwilligung dazu geben, daß von ſeinem Grundeigenthum 3000 □ Meilen abgeriſſen und unter Oeſtreich, Preußen und Rußland vertheilt wurden.

2. Der baieriſche Erbfolgeſtreit. 1778. — Der Churfürſt Maximilian Joſeph von Baiern ſtarb 1777 ohne Kinder; der Erbe des Landes und der Churwürde war der Churfürſt von der Pfalz. Allein der raſche Kaiſer Joſeph, der dieſen Erbfall zu Gunſten Oeſtreichs benutzen wollte, ſuchte alte Anſprüche hervor, rückte plötzlich mit einem Heere in Baiern ein und beſetzte es; und der friedliebende Karl Theodor von der Pfalz, überraſcht und in Furcht geſetzt, unterſchrieb einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern dem Hauſe Oeſtreich abtrat, um nur einen Theil zu behalten. Dieſes Verfahren Oeſtreichs, ſo wie ſeine Theilnahme an der Zerſtückelung Polens, war um ſo unerwarteter, als dieſer Staat von allen größeren am meiſten ſich von Gewaltſamkeiten ſolcher Art frei gehalten hatte. Aber der Schwindel dieſer Zeit hatte auch Oeſtreichs ruhige Haltung überwältigt.

Im Reiche entſtanden Bewegungen darüber, beſonders glaubte Friedrich II. nicht unthätig bleiben zu dürfen. Er trat daher als Beſchützer des Herzogs von Zweibrücken, des Nachfolgers von Karl Theodor, der gegen den Vertrag des letzteren mit Oeſtreich proteſtirte und Friedrichs Beiſtand anrief, auf und rüſtete ſein Heer. Der junge feurige Kaiſer Joſeph that daſſelbe, ſtellte ſich in Böhmen auf und erwartete hier den König in ſo feſter Stellung, daß die Preußen, die ſchon über die Gebirge eingerückt waren, bei einem Angriffe zu viel aufs Spiel geſetzt haben würden. Sie verließen Böhmen wieder, und nach einigen, wenig bedeutenden, Gefechten der leichten Haufen, nachdem der Krieg kein volles Jahr erklärt geweſen war, wurde zu Teſchen, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung, den 13. Mai 1779 Friede geſchloſſen. Die Kaiſerin Maria Thereſia theilte die Kriegsluſt ihres Sohnes nicht, ſondern verlangte dringend Ausſöhnung und Ruhe, und Friedrich,

der bei dieſem Kriege für ſich nichts gewinnen konnte noch wollte, war eben ſo geſtimmt. Ueberdies war er ſelbſt ſchon vom Alter gebeugt, und in ſeinem Heere zeigte ſich dem ſchärfer ſehenden Auge, wie unter der Zuchtruthe einer ängſtlichen Ordnung, und da ein übertriebener Werth auf das Kleine und Förmliche gelegt wurde, der Geiſt, der im ſiebenjährigen Kriege Wunder gethan, ſchon zum großen Theile entflohen war. Ja, nicht einmal die rechte äußere Ordnung wollte ſich im Kriegslager einfinden; beſonders war das Verpflegungsweſen des Heeres in ſchlechter Verfaſſung, und ſchon die erſten Monate des Krieges offenbarten einen drückenden Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen. Des Königs ſcharfer Sinn fühlte die Mängel, ohne ſich der rechten Quelle klar bewußt zu ſeyn, und er war ſehr verdrießlich. Der Friede kam ihm um vieles erwünſchter, als der Krieg. Oeſtreich gab im Frieden alle baieriſchen Länder außer dem Burgauer Kreiſe, an das Haus Pfalz zurück, und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken verſichert.

Kaiſer Joſephs II. Selbſtregierung. 1780—90. Nach Maria Thereſia's Tode ſtrebte der Kaiſer Joſeph mit der ganzen Schnellkraft ſeines feurigen Geiſtes, große Entwürfe in kurzer Zeit in Vollzug zu ſetzen und ſeinen weiten, von ganz verſchiedenen Volksſtämmen bewohnten, Ländern die Eine, gleiche Geſtalt zu geben, die er als ein Muſter in ſeiner Seele trug. In ſeinem Weſen und Thun war ſchon die folgende Zeit der unerhörteſten Umwälzungen Europa's vorgebildet; und er ſowohl, als ſein und das nächſte Zeitalter, ſahen ihre Schöpfungen ſchnell wieder in Nichts zerfallen, weil ſie in dem großen Irrthum befangen waren, zu glauben, was das Menſchengeſchlecht in langſamen Bildungen der Jahrhunderte vollbringe, laſſe ſich in den kurzen Raum eines Menſchenlebens, oder gar einiger Jahre, zuſammendrängen. Dieſer Uebermuth des Verſtandes, der das, was er als möglich ſich ausgedacht, gegen den Einſpruch des Gemüthes, gegen die Liebe und Anhänglichkeit des Alten und Gewohnten, in Wirklichkeit verwandeln will, er war auch in dem Kaiſer Joſeph, und hat ſein beſtes Wollen vereitelt. In ſich trug er den Ernſt für das Rechte und Gute, für das Glück ſeiner Länder, für Licht und Freiheit des Geiſtes; aber er verſäumte es, die menſchliche Natur in ihren Tiefen ruhig zu erforſchen und ſich mit der Eigenthümlichkeit ſeiner Völker bekannt zu machen. Das Meiſte, was er unternahm, war dem damaligen Standpunkte ſeiner Völker nicht angemeſſen, oder was dem einen genehm war, widerſprach dem andern. Im Gefühl ſeines guten Willens nahm ſich Joſeph die ſelbſtherrſchende Weiſe Friedrichs II. zum Muſter; aber Friedrich beſchäftigte ſich mehr mit äußeren Veranſtaltungen, in Verwaltung des Staates, Beförderung des Gewerbfleißes, Vermehrung der Einkünfte, und griff weniger in den Gang der geiſtigen Bildung ein, die ihren

eigenen, von ihm nicht einmal ganz erkannten, Weg nahm. Joſeph berührte mit vielen ſeiner Umwandlungen die theuerſten Kleinode des Volkes. In allem wollte er freilich Gewiſſens= und Denkfreiheit befördern; allein er bedachte nicht, daß die Erkenntniß ſich nicht von Außen plötzlich einpflanzen laſſe, ſondern nur durch langſame Aufhellung von Innen zum wahren Eigenthum werden könne.

Am meiſten Widerſpruch fand Joſeph bei ſeinen Umwandlungen der kirchlichen Angelegenheiten, dem Einziehen vieler Klöſter und geiſtlicher Stifter, ſeinen zu raſchen Veränderungen in den Unterrichtsanſtalten der Geiſtlichen u. ſ. w. Was ſich in einem halben Jahrhundert von ſelbſt umgeſtalten konnte, ſollte in dem erſten Jahre ſeiner Alleinregierung geſchehen.

Bei dem Einziehen geiſtlicher Güter waren auch benachbarte Reichsfürſten, z. B. der Biſchof von Paſſau und der Erzbiſchof von Salzburg in ihren Rechten gekränkt, die ſie im Oeſtreichiſchen beſaßen; ſie erhoben Klagen darüber. Auch in andern Dingen glaubten viele Fürſten in dem Kaiſer eine Nichtachtung der Reichsverfaſſung zu erkennen. Am höchſten ſtiegen die Beſorgniſſe; als er im Jahre 1785 einen Tauſchvertrag mit dem Churfürſten von Pfalzbaiern unterhandelte, nach welchem dieſer ſein Land an Oeſtreich abtreten und dafür die öſtreichiſchen Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Burgund erhalten ſollte. Dadurch wäre Oeſtreich über ganz Süddeutſchland mächtig geworden. Der Churfürſt war nicht abgeneigt, und Frankreich ſowohl als Rußland begünſtigten Anfangs die Sache. Da trat aber Friedrich II. von Neuem dazwiſchen und verhinderte den Plan, indem er Rußland gänzlich umſtimmte.

Dieſe Bewegungen, durch Kaiſer Joſephs raſches um ſich greifendes Streben veranlaßt, brachten den alten preußiſchen König auf den Gedanken, einen Fürſtenbund in Deutſchland zur Erhaltung der Reichsverfaſſung zu errichten, wie die früheren Zeiten ſchon oft ſolche Verbindungen einzelner Reichsglieder zu gegenſeitigem Schutze geſehen hatten. Es ſollte eben dieſes, nach des Königs eigenem Worte, der einzige Zweck des Bundes ſeyn, und er kam in der That zwiſchen Preußen, Sachſen, Hannover, den Herzögen von Sachſen, Braunſchweig, Meklenburg, Zweibrücken, dem Landgrafen von Heſſen, und einigen andern Fürſten im Jahr 1785 zu Stande, und bald trat auch der Churfürſt von Mainz dazu. So wenig feindlich oder auch nur ſcharf dieſer Bund gegen das Haus Oeſtreich auftrat, ſo war er doch ein empfindlicher Vorwurf für daſſelbe, den ihm der weitſtrebende Kaiſer zugezogen hatte; zugleich ein neuer Fingerzeig, wie Oeſtreichs wahre Beſtimmung unter den Völkern Europa's die ſey, das Beſtehende zu erhalten, das Recht zu ſchützen, jeder Eroberungsſucht in den Weg zu treten, und ſo die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit zu ſeyn. So wie es von dieſem Wege nur in etwas abwich, wankte das öffentliche

Zutrauen. — Uebrigens trat der Fürſtenbund ſelbſt in keine Bedeutung für Deutſchland ein, theils weil Friedrich II. im nächſten Jahre ſtarb, theils wie die Nachfolger Joſephs II. die alten Grundſätze ihres Hauſes in Mäßigung und Beſonnenheit glücklich befolgten; endlich weil in dem letzten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts ſo unerhörte Dinge in Europa vorgingen, daß des früheren Kleinen nicht mehr gedacht wurde.

Friedrichs II. Tod. 17. Auguſt 1786. — Der deutſche Fürſtenbund war Friedrichs des Großen letzte öffentliche Handlung von einiger Bedeutung. Im nächſten Jahre ſtarb er. Sein Alter war noch immer regſam und thätig, aber es wurde immer einſamer; alle Gefährten ſeiner früheren Jahre ſanken vor ihm in's Grab; im Januar ſeines Sterbejahres ſtarb auch der 87jährige Ziethen; und dem großen Könige war nicht beſchieden, wodurch das Alter zum zweiten und drittenmale das Gefühl der Jugend ſich erneuern und das Leben wiederholen kann, daß er ſich in einer blühenden Nachkommenſchaft verjüngt ſah. Auch fehlte ihm für dieſe Seite des menſchlichen Lebens der tiefere Sinn; es war hier die Schranke ſeiner Natur.

Vier und ſiebzig Jahre blieb ſein Geiſt in faſt ungeſchwächter Kraft, obgleich der Körper ſchon mehrere Jahre ziemlich hinfällig war. Durch zu häufigen Genuß ſtarker Gewürze und nach franzöſiſcher Weiſe zuſammengeſetzter Speiſen waren die Säfte verdorben; eine faulichte Waſſerſucht machte ihn immer unbeholfener. Im Sommer des Jahres 1786 wurde der König zuſehens ſchwächer, und am 17. Auguſt ſchlief er ſanft ein. Er wurde unter der Kanzel der Garniſonkirche zu Potsdam begraben.

So wenig unerwartet die Nachricht ſeines Todes, in ſolchem Alter, den Menſchen kommen konnte, ſo erregte ſie doch eine allgemeine Bewegung der Gemüther in ganz Europa. — Friedrich hinterließ ſeinem Nachfolger ein wohlgeordnetes Reich mit faſt 6 Millionen Einwohner, ein ſtarkes Heer und einen wohl verſehenen Schatz; der größere Schatz aber war das Andenken herrlicher und tapferer Thaten, was ſeinem Volke in der Zukunft aus mancher Erſchlaffung der Ruf des Erwachens und Ermannens werden konnte.

Joſeph II. ſtirbt den 20. Februar 1790. Leopold II. 1790—1792. — Der Kaiſer Joſeph hatte ſich im Jahre 1788 noch in einen Krieg mit den Türken eingelaſſen, der ihm die Vortheile nicht brachte, welche er ſich davon verſprach. Sein Heer litt bedeutende Verluſte, beſonders durch Krankheiten, und ungeachtet der Kaiſer ſich ſelbſt in's Lager begab, hatten auch die Waffen kein Glück; es fehlte ihm die Ruhe des großen Feldherrn. Zu gleicher Zeit fing in Ungarn Unzufriedenheit an laut zu werden, weil Joſeph das Volk, welches einſt ſeine Mutter und ihn gerettet, in ſeiner Eigenthümlichkeit, ſeinen Sitten, ſeiner Sprache, nicht achtend genug behandelte; in den Niederlanden aber kam es zur offenen Empörung. Die Geiſtlichkeit, das Volk, der Adel, die

Städte, alle ſahen in des Kaiſers raſchen Veränderungen Eingriffe in alte Gerechtſame; ſie griffen zu den Waffen, und am 24. October 1789 erklärten ſich ſogar in einer Verſammlung zu **Breda** die brabantiſchen Provinzen für unabhängig. Faſt alle Städte ſchloſſen ſich an die Unabhängigen, an deren Spitze der Advokat **van der Noot** ſtand, und die öſtreichiſche Regierung ſah ſich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Es war das Vorſpiel der größeren Dinge, die ſich eben in Frankreich entzündeten. Mitten in dieſen Stürmen, von den körperlichen Anſtrengungen des türkiſchen Feldzuges erſchüttert, noch tiefer aber gebeugt von dem herben Gefühle ſo vieler verfehlter Abſichten und von dem Anblicke zornig erregter Völker, ſtarb der Kaiſer, in ſeinem 49ſten Jahre, den 20. Februar 1790.

In den öſtreichiſchen Erbländern folgte ihm, da er keine Kinder hinterließ, ſein Bruder **Peter Leopold**, bisheriger Großherzog von Toscana. Die Aufgabe, die ſeiner wartete, war ſehr ſchwierig; faſt allenthalben Unzufriedenheit oder gar Aufruhr, Waffen und Krieg; nur die beſonnenſte Mäßigung vermochte in ſolchem Sturme das Steuer des Schiffes mit Glück zu lenken. Leopold beſaß dieſe Ruhe und Klugheit. Die gefährlichſten Neuerungen des Vorgängers wurden aufgehoben, die Ungarn befriedigt, die Niederländer mit den Waffen und durch Beſtätigung ihrer Rechte und Verfaſſung zur Ruhe gebracht; im folgenden Jahre auch der Friede mit den Türken hergeſtellt. Am 20. September 1790 wurde der Stammfürſt des öſterreichiſchen Hauſes auch als **Leopold II.** zum deutſchen Kaiſer gewählt. Er hat nur in's zweite Jahr bis zum 1. März 1792 regiert, und dieſe kurze Regierung fiel in den Anfang einer ſchweren, verhängnißvollen Zeit für Europa.

139. Die franzöſiſche Revolution.

In dem Nachbarlande, welches ſchon vielfach, nicht nur auf Deutſchland, ſondern auch auf die Verhältniſſe von ganz Europa, einen wichtigen Einfluß geübt hatte, entſtand im Jahre 1789 der Anfang einer Bewegung, die für ein Vierteljahrhundert der Mittelpunkt aller großen politiſchen und kriegeriſchen Begebenheiten werden ſollte und die in ihren Nachwirkungen noch immer nicht abgeſchloſſen iſt; das iſt **die franzöſiſche Revolution**.

Von außen kam der bedeutendſte Stoß der Umwälzungen aus dem neuen Welttheile herüber, der vor kaum 300 Jahren entdeckt war. Die engliſchen Colonien in Nordamerika empörten ſich gegen die Herrſchaft des Mutterlandes und machten ſich durch einen kurzen und glücklichen Krieg 1783 frei. Als der vorzüglichſte Schöpfer neuer Ideen trat in jenem Welttheile **Benjamin Franklin** auf, von dem ſeine Grabſchrift ſagte, daß er dem Himmel ſeine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entriſſen habe; als Muſter eines freigeſinnten, ernſten und tugendhaften Hauptes eines Freiſtaates aber wurde der General **Waſhington** geprieſen. Beider

Namen tönten mit großem Lobe über das Meer herüber und wurden durch ganz Europa bewundert. Frankreich hatte, um Englands Macht zu brechen, dem amerikaniſchen Freiſtaate Hülfe geleiſtet und Truppen hinüber geſendet; die Männer nun, die aus dem andern Welttheile wiederkehrten, brachten einen tief angeregten Sinn der Freiheit, viele neue Grundſätze und kühne Gedanken mit ſich zurück. Solche Geſinnung ſtand mit dem damaligen Zuſtande Frankreichs im ſcharfen Widerſpruche.

Es herrſchte in Frankreich Ludwig XVI., ein guter, milder und frommer König, welcher das Glück ſeiner Unterthanen mit treuem Gemüthe zu fördern wünſchte; aber ſein Wille war zu ſchwach gegen die tauſend Mißbräuche, die ſich in die Verwaltung des Staates eingeſchlichen hatten. Viele Glieder ſeiner eigenen Familie, der hohe Adel, der um ſeinen Thron verſammelt war, die hohen Beamten, die von den drückenden Einrichtungen Gewinn zogen; ſie alle wollten keine Verbeſſerung und bildeten eine Scheidewand zwiſchen dem guten Könige und ſeinem Volke. Ja, Ludwig konnte nicht einmal ſeinen eigenen laſterhaften Hof im Zaume halten, weil es ſeit Ludwig XIV. und XV. ein Recht zu ſeyn ſchien, daß der Hof eines Königs von Frankreich die Geſetze der Zucht und Sitte verſpotten dürfe.

Das Volk haßte dieſen Hof und alle Großen; es ſah ſie als ſeine Blutſauger an, denn ſie lebten in der ungemeſſenſten Verſchwendung, während ganz Frankreich von Jammer und Nothgeſchrei ertönte und unter der Laſt der Abgaben faſt erlag. Solche Klagen gewannen eine furchtbare Kraft, weil ſie ſich mit ſcharfer Erkenntniß über die Quellen des Uebels und die nothwendigen Verbeſſerungen, über die Rechte der Menſchen, die Freiheit des Geiſtes, und die Gleichheit Hoher und Niederer vor dem Naturgeſetze, verbanden. Dadurch wurde die Unzufriedenheit eine brennende Sehnſucht und eine verzehrende Flamme; denn wenn Verſtand und Leidenſchaft nach dem gleichen Ziele ſtreben, ſo mag ihnen nichts widerſtehen; der Geiſt, der einmal den Anſtoß empfangen hat, ſteht in ſeinen Bahnen nicht wieder ſtill. Ueber jene unverlierbaren Menſchenrechte, die kein König ihnen nehmen dürfe, hatten die beredteſten Männer in Frankreich dem Volke viel Wahres und Falſches geſagt; Montesquieu, Raynal, Diderot, Helvetius, Rouſſeau und Voltaire hatten eine Menge neuer Gedanken aufgeregt. Es war vor Allem der dritte Stand, die Bürgerklaſſe, welche der neuen, treibenden Gedanken voll war; der Stand, welcher noch vor 400 Jahren knieebeugend und faſt ſtumm auf den Reichstagen erſcheinen mußte. Als ſeine Zeit gekommen war, warf er den Adel und die Geiſtlichkeit ſammt dem Throne des Königs vor ſich nieder, weil ſie ihm die Laufbahn verſperrten, welche er ſich auf einmal, mit unwiderſtehlicher Gewalt, eröffnete.

Wegen großer Geldverlegenheit, da alle Steuern zu den Bedürfniſſen des Staates nicht ausreichen wollten, und wegen man-

cher andern Verlegenheit berief der König auf den 1. Mai 1789 die Stände des Reichs zu einer großen Verſammlung; ſein Miniſter Necker hatte das Verhältniß der 1200 Abgeordneten, die dazu erſcheinen ſollten, ſo beſtimmt, daß die Hälfte aus Vertretern des Bürgerſtandes beſtehen ſollte. Ein gefährliches Verhältniß, welchem die Stimme des großen Haufens ein noch bedeutenderes Gewicht geben konnte; denn die Verſammlung ſollte zu Verſailles, in der Nähe der Hauptſtadt, mit ihren Tauſenden müßiger, verwegener Menſchen, gehalten werden. Das war ein Hauptfehler, den die Hofpartei beging; Paris hat immer für Frankreich das Beiſpiel angegeben. — Zur Berathung über die Steuern waren die Abgeordneten berufen, aber der dritte Stand wollte mehr; er verlangte eine neue, beſſere Verfaſſung. Beſonders ſollten die begünſtigten Stände, der hohe Adel und die hohe Geiſtlichkeit, verhältnißmäßig zu den Laſten des Staates mit beitragen, damit der Bürger und Landmann erleichtert werde. Jene Stände weigerten ſich; hätten ſie mehr Selbſtentſagung und wahre Vaterlandsliebe in dieſem Augenblicke bewieſen, ſie hätten Frankreich von den Schrecken einer Revolution erretten können. Der Landadel und die niedere Geiſtlichkeit ſchloſſen ſich zum Theil an den Bürgerſtand an; er that den wichtigen Schritt, daß er ſich als die Nationalverſammlung erklärte, und es den beiden andern Ständen überließ, ob ſie ſich mit ihm vereinigen wollten oder nicht. Wäre nach Ständen geſtimmt worden, ſo würden die Stimmen der beiden andern Stände ſich gegen die Bürger vereinigt haben; wenn es in einer gemeinſamen Verſammlung nach den Köpfen ging, ſo hatte der dritte Stand bei weitem das Uebergewicht. Dennoch mußten die andern Stände nachgeben und ſich mit den Bürgern zu Einer Verſammlung vereinigen, und von dieſem Augenblicke an war die Revolution entſchieden. Sie war in ihrem Grundgedanken eine Auflehnung des Bürgerſtandes gegen die Feudalrechte des Adels und der hohen Geiſtlichkeit, und als ſolche iſt ſie eine große europäiſche Umwälzung geworden. Gegen die Thronen der Fürſten war ſie urſprünglich nicht gerichtet; und nur, weil Ludwig XVI. zu ſchwach und gutmüthig ſchwankte, bald gutem, bald ſchlechtem Rathe folgte; weil ſein Hof und ſeine Großen ſo gar verdorben waren; und weil bald der Pöbel einer entarteten Hauptſtadt, in dem leichtſinnigſten und leidenſchaftlichſten Volke Europa's, an der Lenkung der Dinge Theil nahm, iſt Ludwig XVI. Thron umgeworfen worden.

Es kann hier nicht erzählt werden, durch welche Stufen, vom erſten, beſonnenen Anfange an bis zu der raſendſten Wuth verruchter Menſchen hindurch, dieſe Revolution ihren Weg genommen hat; wie viel unſchuldiges Blut vergoſſen, wie König und Königin gemordet ſind; wie die heilloſen Menſchen, alle Scheu vor dem, was heilig iſt, abwerfend, die Altäre der Religion umgeſtürzt, ihrer eigenen, bodenloſen Vernunft Tempel geweiht, ja, wie ſie ſich

erfrecht haben, das Daſeyn Gottes zu dekretiren; — wie ſie ferner in ihrem Taumel übermüthigen Verſtandes eine Staatsverfaſſung nach der andern auf das Papier gebracht, mit großem Jubelgeſchrei als ein Meiſterſtück von ewiger Dauer ausgerufen, und nach einigen Monaten wieder verworfen haben. — Wehe dem Volke, welches unter den Schrecken gewaltſamer Umkehrungen, unter Blut und Mord und dem Rufe der Sturmglocke, ſeine Verfaſſung gründen ſoll! Die Grundlage der wahren Freiheit iſt nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der Mäßigung zu finden, wenn das Neue aus dem Alten, wie ein junger Sprößling, hervorwächſt.

Das iſt die Verbeſſerung des Zuſtandes der Völker auf geſchichtlichem Wege. Wenn aber alle Stämme des alten Waldes mit einem Male gefällt werden, ſo fehlt dem jungen Anwuchſe jegliche Schutzwehr gegen die Stürme. In Frankreich ſollte das Andenken der Vorzeit vertilgt, die Geſchichte vernichtet werden; der Begriff wollte Alles neu ſchaffen, darum verwehten die neuen Schöpfungen wie ein Hauch. — Doch ſoll auch nicht verkannt werden, daß in der großen Fluth der Gedanken Goldkörner mit ausgeworfen ſind, welche für die Geſchichte Europa's nicht verloren gehen werden.

In den übrigen Ländern und beſonders in Deutſchland war die Aufregung der Gemüther durch die außerordentlichen Schritte der Franzoſen ſehr groß. Der Saame der gleichen Bewegungen war allenthalben ausgeſäet; allenthalben trennten ſich die Parteien für die ſtarre Erhaltung des Alten oder für die ſchnelle Begründung eines Neuen. Aber die Vorſehung bewahrte uns vor den Gräueln des Bürgerkrieges, trotz hundert Mißbräuchen, die ſich auch unter uns fanden und eine Abſtellung forderten. Die Fürſten waren zu beſonnen, die Völker zu treu und gut, als daß die Leidenſchaft jede andere Stimme überſchreien konnte. Dennoch haben wir und die übrigen Völker aller Theilnahme an den Leiden dieſer ſtürmiſchen Zeit nicht entgehen können.

140. Oeſtreich und Preußen, das Reich, Holland, Spanien und mehrere, im Kriege gegen Frankreich. 1792.

Wenn gleich mit großer Sorge, doch ſeinem friedlichen Syſteme getreu, ſah Kaiſer Leopold die Vorgänge in Frankreich. Manche Reichsfürſten waren mehr geneigt, Gewalt gegen das empörte Volk, für die vielen Ausgewanderten, Prinzen und Adelige, zu gebrauchen. Dieſe Ausgewanderten ſammelten ſich am Rheine, wo ihr Hauptſitz Koblenz war, und in Italien in Haufen und reizten die Fürſten zum Kriege an. In der That hatten die Franzoſen auch die Rechte mancher Reichsfürſten, die dieſe ſeit alter Zeit in Frankreich geübt, verletzt, und als von ihrer Entſchädigung die Rede war, antworteten ſie mit dem Trotze, der ſeitdem 25 Jahre lang ihre Sprache in Europa geweſen iſt. Dennoch hätte das deutſche Reich bedenken ſollen, daß einem empörten Volke der Krieg

mit Auswärtigen der größte Vortheil iſt; er hemmt die innere Entzweiung und giebt dem Volke in der Einigkeit gegen die Fremden eine große Kraft.

Der neue deutſche Kaiſer Franz II. (1792—1806) ſchloß mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Verbindung gegen Frankreich. Um ihnen zuvorzukommen, erklärte dieſes den Krieg zuerſt 1792 an Oeſtreich. Der Angriff Preußens überraſchte die junge Republik, an deren Spitze damals noch der König, aber ohne Macht, ſtand; Frankreich war noch nicht gerüſtet, und der erſte Einfall hatte das glücklichſte Gelingen. Ueberall ſchritt man vor und gewann die Städte, die auf den Wege lagen; Valenciennes, Longwy und Verdün wurden erobert, die Päſſe des Ardenner-Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen; da zitterte man ſchon in Paris. Aber bald erwachte das betäubte Volk; die Feinde ſelbſt weckten es. Verleitet vielleicht durch den Uebermuth und die ſtolzen Hoffnungen der Emigranten, erließ der Herzog von Braunſchweig, der das preußiſche Heer anführte, ein Manifeſt an die Franzoſen, welches ihr Selbſtgefühl auf's Aeußerſte reizen mußte. Es ward darin Allen, die nicht ſogleich die alten Rechte des Königthums anerkennen würden, beſonders der Stadt Paris, mit Feuer und Schwert gedroht. Kein Stein ſolle auf dem andern bleiben, ſo lauteten die harten Worte. Sie wirkten wie ein Zauberſchlag durch ganz Frankreich; Männer und Jünglinge, zum Kampfe für die Freiheit entflammt, ſtrömten von allen Seiten freiwillig zu dem Heere, welches ſich unter Dümouriez ſammelte. Bald war es im Stande, ſich dem andringenden Feinde in einer ſehr feſten Stellung bei St. Menehould in den Weg zu ſtellen; und da nun in dem öden Lande bald der Unterhalt fehlte und die Herbſtkrankheiten, bei dem beſtändigen Regen, die ſchlechtbekleideten preußiſchen Krieger wegrafften, da mußten ſie, nach der vergeblichen Kanonade bei Valmy, auf den Rückweg denken und froh ſeyn, daß er ihnen noch offen ſtand. Sie gingen bis über den Rhein zurück.

Dümouriez aber ſtieß bei Jemappe auf die Oeſtreicher, und hielt mit ihnen die erſte Freiheitsſchlacht am 5. und 6. November 1792. Er gewann ſie. Er war den Oeſtreichern vielfach überlegen und hatte einen ungeheuern Geſchützeszug, ſo daß von dem Feuer der großen Stücke die Erde erbebte. Dennoch vertheidigten ſich die Oeſtreicher mit wahrem Heldenmuthe zwei Tage lang gegen die Uebermacht; endlich wichen ſie vom Schlachtfelde. — Durch dieſes Eine Treffen gingen die Niederlande für das Haus Oeſtreich verloren; wie ein Strom überſchwemmte ſie das ſiegende Heer, und die Einwohner, noch ſeit Joſeph II. mit der öſtreichiſchen Herrſchaft unzufrieden, zum Theil auch von Gedanken der Freiheit ergriffen, nahmen die Franzoſen willig auf. Dieſe pflanzten allenthalben Freiheitsbäume auf, errichteten Nationalconvente, und benutzten übrigens die beſetzten Länder nach der Weiſe der Eroberer.

Zu gleicher Zeit war der franzöſiſche Anführer Cuſtine gegen den Mittelrhein vorgedrungen und hatte durch Verrätherei die wichtige Reichsfeſtung Mainz in ſeine Hände bekommen. In dieſer Stadt war auch ein Freiheitsſchwindel erwacht und es gingen dort Dinge vor, die denen in Paris glichen. Das benachbarte Frankfurt hielt ſich dagegen von ſolcher Nachahmung frei; als ihm die neufränkiſche Freiheit angetragen wurde, antwortete es: ſeine Bürger ſeien mit der Freiheit zufrieden, die ſie bereits genöſſen.

Das Jahr 1793 — fing mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar an. Die blutdürſtige Partei der Jacobiner hatte den Sieg davon getragen und glaubte die Ordnung der Dinge noch immer nicht genug umgekehrt zu haben, ſo lange der König lebe. Sie hatten ihn ſchon abgeſetzt, aber, um durch ſeine Ermordung eine ewige Trennung zwiſchen dem Alten und Neuen zu ſtiften und jede Ausſöhnung unmöglich zu machen, brachten ſie den unſchuldigen und frommen König auf das Blutgerüſt. Unmittelbar darauf erhob ſich ein blutiger Aufſtand in der Vendée, in den Gegenden der Loire und Charente, und wurde zum mehrjährigen Bürgerkriege; und bei den übrigen Völkern Europa's erloſch der Eifer und die Theilnahme für die, nun mit dem unſchuldigſten Blute befleckte, Freiheit Frankreichs. Auch artete die Rede und die Handlungsweiſe der neuen Republik mehr und mehr aus; Ausgelaſſenheit und Frechheit hießen nun Freiheit, die Gemäßigten ſchalt man Feige, der Pöbel galt als das Volk. Den andern Völkern aber wurde Aufruhr gepredigt und ihnen Hülfe verſprochen, wenn ſie ihre Fürſten und Könige vertrieben. Es ward kein Hehl mehr daraus gemacht, daß alle Thronen geſtürzt werden ſollten. — Aus England und Spanien wurden darauf die franzöſiſchen Geſandten zurückgewieſen, und zur Vergeltung kündigte die Republik beiden Ländern, ſo wie dem Statthalter der Niederlande, der mit England in genauer Verbindung ſtand, den Krieg an, und das deutſche Reich erklärte ihn um dieſelbe Zeit, nach langer Berathung gegen Frankreich. So war halb Europa gegen Frankreich in den Waffen, denn auch Neapel, der Papſt, Toscana und Portugal folgten der allgemeinen Bewegung.

Eine Reihe glänzender Siege der Verbündeten bezeichneten den Anfang des Feldzuges von 1793. In den Niederlanden wurde Dümouriez bei Aldenhoven und in einer Hauptſchlacht bei Neerwinden am 18. März geſchlagen; aus Furcht vor den jacobiniſchen Machthabern in Paris, denen er feind war und die alles eher verziehen, als das Unglück, ging er zu den Verbündeten über. Dieſe drangen immer weiter vor; es waren Oeſtreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner und Holländer, und Hauptanführer der Herzog von Koburg und der engliſche Herzog von York. Auf den Feldern von Famars wurde Dümouriez's Nachfolger, der General Dampierre, am 8. Mai noch einmal geſchlagen und ſelbſt ge-

tödet, und dann fielen die Feſtungen Valenciennes und Condé in die Hände der Verbündeten; der Weg nach Paris war ihnen geöffnet.

Am Oberrhein hatten indeß die Preußen und Oeſtreicher Mainz wieder erobert, die Weißenburger Linien geſprengt, und fingen unter dem Kronprinzen von Preußen die Belagerung von Landau an.

Ueber die Pyrenäen waren ſpaniſche Heere in Südfrankreich eingefallen und machten glückliche Fortſchritte; in Verbindung mit den Engländern hatten ſie gar die wichtige Seeſtadt Toulon beſetzt, welche ſich gegen den Convent in Paris erklärt hatte, und beſchützten die Stadt gegen denſelben.

Gefährlicher noch, als der Angriffe die äußerſten Feinde, war der Bürgerkrieg in Frankreich ſelbſt. Die königlichgeſinnten Vendéer ſchlugen alle republikaniſche Haufen, die ſich in ihr Land wagten, und breiteten die Furcht ihrer Waffen weit umher aus. Vom Norden her, aus Bretagne, drang gleichfalls ein Haufen von Königsfreunden unter dem General Wimpfen vor und ſtand nur noch zwanzig Stunden von Paris. Im Süden erklärten ſich die wichtigſten und reichſten Städte gleichfalls gegen den Convent, außer Toulon und Marſeille und Bordeaux, in der Mitte Frankreichs Lyon; ihre Verbindung breitete ſich über das ganze umliegende Land aus. So ſchwebte im Auguſt dieſes Jahres die von allen Seiten hart bedrängte Republik am Rande des Abgrundes; ihr Fall ſchien unabwendbar. Dennoch wurde ſie durch eine Schreckensregierung ohne Beiſpiel gerettet. — In der großen Noth gewannen die Kühnſten und Verwegenſten unter den Machthabern in Paris, denen jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich war, über die Gemäßigten die Oberhand; ſie faßten den Entſchluß, wie Rom in ſchwierigen Zeiten alle Gewalt in eines Einzigen Hand gelegt, ſo dieſelbe jetzt zweien Ausſchüſſen zu übergeben, dem Ausſchuß der öffentlichen Sicherheit, der das Innere, und dem des allgemeinen Wohles, der die äußeren Geſchäfte, beſonders den Krieg, leiten ſollte. Es war eine Allgewalt, welche dieſe wenigen Menſchen erhielten; kein Geſetz erkannten ſie, als ihren Willen, keinen Richter, als ihr Gewiſſen. Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger lag in ihrer Hand, ſie konnten verdammen, wen ſie wollten, und losſprechen, wen ſie wollten; und an der Spitze dieſer Mächtigen ſtand Robespierre, ein furchtbarer, kalter, blutdürſtiger Mann; der Abgott der Menge, weil er, wie ſie, einen jeden, der ſich irgend aus dem Haufen erhob, mit Neid und Haß verfolgte.

Nach ſeinem Plane ſollte Schrecken die innern und äußeren Feinde der Republik vertilgen; und das Meiſterſtück gelang. Zwanzigtauſend Revolutions-Ausſchüſſe wurden nach und nach im ganzen Reiche errichtet; die Hauptſtadt, ſo wie ganz Frankreich, wurde

mit Blut überſchwemmt, wer durch Reichthum oder Wiſſenſchaft, durch Tugend und guten Ruf, durch Grundſätze der Billigkeit und Mäßigkeit ſich auszeichnete, war dieſer entſetzlichen Rotte verhaßt; irgend ein Vorwand mußte dazu dienen, ihn aus dem Wege zu ſchaffen. Sie hielten die Gebildeten für eben ſo gefährlich der Freiheit, als Adel und Geiſtlichkeit; eine Einfachheit, wie in Sparta und den älteſten Zeiten Roms müſſe herrſchen, wenn die Freiheit Beſtand haben ſolle, ſo meinten ſie; einer ſogar äußerte, es müßten noch zwei Millionen Menſchen unter der Guillotine fallen, damit Frankreich glücklich ſey; ein anderer rief aus, es ſolle fortan in Frankreich nichts geduldet werden als Hütten, Brod, Eiſen und Soldaten. Die wenigen Ehrlichen unter ihnen fühlten vielleicht richtig, wohin die Aufklärung im Sinne der Zeit und die Verfeinerung der Lüſte, unter dem Namen der feineren Bildung, das Menſchengeſchlecht geführt hatten; als Gegenſatz, weil das Maaß in ſo heftigen Bewegungen niemals gefunden wird, wollten ſie nun eine Gleichheit der Rohheit; die Schlimmern und die ſich ihres Wollens am klarſten bewußt waren, wollten eine Gleichheit des Laſters; Gleichheit aber war das Geſchrei, welches ganz Frankreich erfüllte, und mit ſeinem furchtbaren Klange viele Tauſende der Beſten zu Boden warf. Ihr Verbrechen war ihre Tugend; es ſollte keiner hervorragen, ſei es auch in dem beſten Sinne; und ihre Richter waren die Wüthendſten aus der Hefe des Volkes, die allenthalben die Revolutions-Tribunale bildeten und durch kein Geſetz und keine Prozeßform gebunden waren; ja, die Angeklagten erhielten nicht einmal einen Vertheidiger. Hunderte der Unglücklichen wurden an einem Tage auf demſelben Richtplatze gemordet; die Guillotine neben dem Freiheitsbaume, war der öffentliche Schmuck jeder franzöſiſchen Stadt. In den Tagen wurde auch die Königin und die Schweſter des Königs, die Prinzeſſin von Lamballe, hingerichtet, und der Herzog von Orleans, der Urheber ſo vieles Unglücks, fiel gleichfalls unter dem Beile der Guillotine.

Solche beſonnene und wohlberechnete Gewalt des Schreckens, wobei ſogar den Verwandten der Hingerichteten das Weinen bei Todesſtrafe verboten war, erreichte ihren Zweck. Im Blute wurden die Parteiungen erſtickt; einer Regierung, die mit ſolch entſetzlicher Kraft ihren Willen durchführte, gehorchte Alles; die Niedrigen, weil es ein Regiment nach ihrem Sinne war, die Andern aus Furcht. Dazu wurde ein Meiſter in den Berechnungen der Kriegskunſt, Carnot, in den Wohlfahrtsausſchuß aufgenommen, um die Bewegungen der Heere im Großen anzuordnen.

Nun wurde die geſammte Kraft des Volkes gegen die Feinde der Republik aufgeboten: „Ganz Frankreich,“ ſo hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzoſe Soldat. Sobald die Sturmglocke angezogen wird, greift Alles zu den Waffen, gegen die fremden Tyrannenknechte ſo gut, als gegen die Verräther der Freiheit unter uns. Un-

verheirathete und kinderloſe Wittwer ziehen an die Gränzen; Verheirathete ſchmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber verfertigen Kleider und Zelte; Kinder zupfen Scharpie; Greiſe beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der Krieger, die dem Feinde entgegenziehen!" — Und ſo geſchah es; ein außerordentliches Beiſpiel wurde gegeben, welches ſelbſt an einem Feinde nicht verſchwiegen werden darf. Begeiſterung, Vaterlandsliebe, Zorn, Blutdurſt, Furcht, Gehorſam, Beuteluſt und Ehrſucht; alle Triebfedern des Gemüths wirkten auf Einen Punkt, zu dem gleichen Zwecke: — „Rettung der Freiheit gegen die äußern und innern Feinde." Und wenn dieſes Bild der Freiheit auch in den meiſten Seelen ein verzerrtes, in vielen ein mit Blut und Flammen gezeichnetes war, ſo brachte es doch die beabſichtigte Wirkung hervor. Ganz Frankreich glich von nun an einer großen Kriegswerkſtatt; in Paris allein waren 100,000 Menſchen Tag und Nacht beſchäftigt, Piken, Flinten, Säbel, Kanonen und Mörſer zu verfertigen; viele Tauſende füllten ſogleich die Lager oder bildeten ſich als Hülfshaufen hinter ihnen; in kurzer Zeit wurden ohne Geld und ohne Offiziere zwölf Heere geſchaffen; im Felde war jeder ausgezeichneten Geiſteskraft die Bahn zu großem Anſehen und Einfluß geöffnet; kein Vorrecht der Geburt, ſondern nur die Tüchtigkeit galt; die Uebermacht war bald ganz auf Frankreichs Seite, und dieſe, mit der Kühnheit verbunden, erſetzte die Uebung. Das Kriegsglück war von nun an für die Republikaner; denn die Todten wurden nicht mehr gezählt, und immer neue, kühnere Schaaren drangen, unter begeiſternden Schlachtgeſängen, über die Leichen der Ihrigen vor, bis ſie die ermüdeten Gegner durchbrochen hatten.

Zuerſt wurde das Heer der Unzufriedenen aus Nordfrankreich unter Felix Wimpfen geſchlagen; er ſelbſt entkam flüchtig nach England; dann wurde Marſeille unterworfen; hierauf Lyon, nach tapferm Widerſtande, endlich Toulon, durch ein, vier Tage und Nächte fortgeſetztes, Stürmen und ungeheure Ströme Blutes; die Stadt war ein Trümmerhaufen. Endlich wurden auch die Vendéer wiederholt geſchlagen. Dieſes alles geſchah noch im Jahre 1793, und die entſetzlichſten Greuel folgten den Siegen der Republikaner. In Lyon, Toulon, Marſeille und anderen Orten wurde ohne Aufhören hingerichtet; die Guillotine ſchien endlich noch zu langſam zu morden, daher wurden Hunderte von Unglücklichen vor die Mündungen der Kanonen geſchleppt und mit Kartätſchen niedergeſchoſſen, oder haufenweiſe in die Flüſſe geworfen. Nach einem Dekrete des Convents ſollten Lyon und Toulon dem Erdboden gleich gemacht und ihr Name unter den Menſchen vertilgt, die Vendée aber „in Einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Aſche verwandelt werden, zum Denkmal der Nationalrache." So war die Sprache dieſer Freiheitsmänner.

An den Gränzen, gegen die äußern Feinde, war das Kriegsglück zuerſt noch abwechſelnd, dann, gegen Ende des Jahres, gleichfalls ſehr günſtig. Durch unaufhörliche, mörderiſche Gefechte wurde am Oberrhein Landau und ganz Elſaß befreit und die republikaniſchen Kriegszeichen an den Ufern des Rheins aufgepflanzt; in den Niederlanden ward Dünkirchen gerettet und mehrere heftige Treffen wurden gewonnen. Houchard und Jourdan befehligten hier, am Oberrhein aber Pichegrü und Hoche, Namen, die der Strom der Revolutionen aus der Dunkelheit hervorzuheben anfing. — Am 30. September wurde in Paris ein großes Siegesfeſt gehalten, bei welchem vierzehn verſchiedene Armeen, ihrer größeren und kleineren Siege wegen, im Triumphzuge dargeſtellt wurden.

Das Jahr 1794. Waffenglück der Franzoſen. — Im Anfange des folgenden Jahres hatten die Verbündeten alle Kräfte in den Niederlanden unter dem Herzog von Koburg geſammelt und der deutſche Kaiſer war ſelbſt in das Feldlager gekommen, ſeine Krieger anzufeuern; unter ſeinen Augen erfochten ſie den 17. April einen Sieg bei Chateau Cambreſis, und eroberten am 30. die Feſtung Landrecy. Dann aber wendete ſich das Glück wiederum. Carnot, welcher die Weiſe des Kampfes wohl verſtand, wodurch ein in die Waffen gerufenes Volk ſiegen muß, ließ durch die beiden großen Heere unter Pichegrü und Jourdan unaufhörliche wilde Stürme auf die Stellungen der Verbündeten machen, daß kein Tag ohne blutige Gefechte war. Auf die Menge der Fallenden wurde nicht geachtet, friſche Haufen erſetzten die vernichteten; und in ſolchem Gedränge wußten die verbündeten Feldherrn nicht, auf welchen Punkt die Hauptkraft der Vertheidigung gerichtet werden müſſe. Die Kunſt des Krieges hatte ihre Bedeutung verloren. Wenn die geworfenen und auseinander geſprengten Haufen dennoch nicht fliehen, ſondern ſich immer wieder ſammeln und immer wieder von Neuem anſtürmen, ſo lange noch Lebendige übrig ſind; wenn keine Schrecken des Todes ſie von dem Kampfplatze verſcheuchen können; ſo muß wohl am Ende die Mehrzahl ſiegen. Die ermüdeten Oeſtreicher mit ihren Verbündeten, den Engländern, Holländern und Hannoveranern, wurden endlich am 22. Mai bei Tournay von Pichegrü und am 26. Juni bei Fleurus von Jourdan in blutigen Schlachten geſchlagen. In der letzten raffte der franzöſiſche Feldherr den Sieg, den er ſchon verloren, dadurch wieder an ſich, daß er einen ſeiner Adjutanten in einem Luftball in die Höhe ſteigen ließ, um die Stellung des Feindes genau zu erforſchen, und dann, auf deſſen Bericht, den Kampf wieder erneuerte.

Seit dieſen Siegen nahm das Glück der franzöſiſchen Waffen ſeinen unaufhaltſamen Lauf gegen Holland und gegen den Rhein. Die eroberten Plätze in Frankreich: Landrecy, Quesnoy, Valenciennes und Condé gingen nacheinander wieder verloren; dazu nahmen die Franzoſen ſchon am 9. Juli Brüſſel in Beſitz und

ſtanden im Herbſt an den Ufern der Maas und Waal. Dieſe ſchienen ihren Fortſchritten endlich ein Ziel zu ſetzen; außerdem hatte man die Schleuſen der Dämme geöffnet, um Holland durch eine große Ueberſchwemmung zu ſchützen. Da trat aber die Natur ſelbſt zu Gunſten des ſiegreichen Volkes in's Mittel und bahnte ihm den Weg über Flüſſe und Seen und Moräſte. Der Winter von 1794 auf 95 war ſehr ſtreng; ſchon im Dezember waren alle Gewäſſer mit dickem Eiſe belegt, und über dieſe breiten, feſten Brücken zog das franzöſiſche Heer mit dem neuen Jahre in Holland ein; am 17. Januar erſchien es in Utrecht, am 19. in Amſterdam. Dem Erbſtatthalter blieb nichts übrig, als mit den Seinigen nach England zu entfliehen, und Holland wurde in eine bataviſche Republik verwandelt.

Unterdeß hatte auch Jourdan im Herbſt 1794 die Oeſtreicher aus Brabant gegen den Niederrhein zurückgedrängt und in mehreren Treffen geſchlagen; er zwang ſie, am 5. Oktober bei Köln über den Rhein zurückzugehen. Lüttich, Aachen, Jülich, Köln, Bonn, Koblenz fielen in die Hände der Franzoſen, nur Luxenburg hielt ſich durch tapfere Vertheidigung bis in den Juni 1795.

Am Oberrhein nahm der Feldzug von 94 faſt dieſelbe Wendung als in den nördlichen Gegenden; Anfangs, am 22. Mai, ein vollſtändiger Sieg der Preußen und Oeſtreicher bei Kaiserslautern; dann Verſtärkung der republikaniſchen Armee durch die Volksaufgebote und wüthende unaufhörliche Angriffe auf die Verbündeten; endlich, den 15 Juli, eine zweite Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher ſie achtmal mit großem Verluſt zurückgeſchlagen werden und dennoch zum neunten den Sturm wagen und glücklich gewinnen. Dann wieder einige Waffenruhe, bis die Verbündeten gegen Ende des Jahrs auch hier auf das rechte Rheinufer zurückgehen.

Der Friede zu Baſel. 1795. — So groß und überraſchend war das Glück Frankreichs geweſen, daß, wer die Lage Europa's und beſonders Deutſchlands aufmerkſam betrachtete, leicht erkennen mogte, es müſſe nun den Krieg mit vereinten Kräften für die eigene Sicherheit geführt werden. Die Franzoſen machten kein Hehl aus ihrer Abſicht, alles von Deutſchland, was jenſeits des Rheines liege, bis an dieſen Strom zu behalten. Sollte dem gefährlichen Nachbar, nach einem verlornen Feldzuge, das gelaſſen werden, wonach er Jahrhunderte vergeblich geſtrebt hatte? Das einige Deutſchland hätte ſich ſolchen Schimpf nimmer gefallen laſſen; aber der alte hohe Sinn für des gemeinſamen Vaterlandes Ehre, wo war er in dieſen Zeiten zu finden? Eiferſucht und Neid der Heerführer und der erſten Diener hatten ſchon die Kraft der Heere gelähmt und manche große That verhindert; nun ließ ſich der ganze Bund durch die ſchlauen Feinde trennen. Am 5. April ſchloß Preußen zu Baſel einen beſondern Frieden mit der franzöſiſchen Republik, und Hannover, ſo wie Heſſen-Kaſſel, traten demſelben bei. Es

wurde eine Demarkations-Linie für das nördliche Deutſchland gezogen, welche die preußiſchen Länder in Weſtphalen, nebſt Heſſen und Niederſachſen, abſonderte.

Bald darauf trennte ſich auch Spanien, wegen Geldnoth, Unordnung im Heere und Mangel an feſtem, entſchiedenem Willen, von dem Bunde gegen Frankreich. Oeſtreich und England blieben von den größeren Mächten allein auf dem Kampfplatze; ſo war es Oeſtreich ſeit Maximilian I. faſt immer gegangen, wenn es ſich in einem Bündniſſe mit mehreren in einen Krieg eingelaſſen.

141. Fortſetzung des Krieges bis zum Frieden von Campo Formio. 1795—1799.

Während der preußiſchen Friedensverhandlungen und nachher, weil Oeſtreich und das deutſche Reich ſich gleichfalls bereit zum Frieden zeigten, nämlich den Sommer des Jahres 1795 hindurch, ruhten die Waffen von beiden Seiten; die Heere ſtanden einander an den Ufern des Rheines gegenüber, getrennt durch die Fluthen des Stroms. Für Frankreich war dieſe Ruhe ein Gewinn, weil der allgemeine Mangel der Lebensmittel in dieſem Jahre, der beinahe einer Hungersnoth glich, keine außerordentliche Anſtrengung erlaubte. Als nun aber die Ernte glücklich eingebracht war, ging Jourdan in der Nacht vom 6. auf den 7. September zwiſchen Duisburg und Düſſeldorf über den Rhein, nahm die letztere Stadt ſogleich ein und verdrängte die Oeſtreicher im raſchen Siegeslaufe von den Ufern der Wupper, — an dieſem Fluſſe fing die preußiſche Demarkations-Linie an, — der Sieg, der Lahn, bis über den Main. Hinter demſelben ſammelte der Feldmarſchall Clairfait ſein Heer wieder, griff die Franzoſen bei Höchſt an, ſchlug ſie, und warf ſie eben ſo ſchnell wieder über den Rhein zurück, als ſie vorgedrungen waren. Mainz wurde von der Belagerung befreit, Mannheim wieder erobert. — Die Sommerruhe hatte die Kraft und den Ungeſtüm des republikaniſchen Heeres geſchwächt, der Eifer war in Vielen erkaltet, ein Krieg am rechten Ufer des Rheines war nun kein Kampf mehr für die Freiheit des Vaterlandes, und viele Freiwillige aus den höhern Ständen waren nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Unterdeß war in Frankreich eine gemäßigtere Partei an die Spitze der Regierung getreten. Schon im vorigen Sommer hatte der Convent den, immer argwöhniſcher und grauſamer mordenden, Robespierre mit ſeinen Schreckensmännern geſtürzt und ſelbſt auf das Blutgerüſt gebracht, auf welchem er ſo viel unſchuldiges Blut vergoſſen hatte. Darauf, nachdem mit vieler Mühe die ganze Rotte der Jacobiner einigermaßen zur Ruhe gebracht war, ſetzte man eine neue Regierung ein. Fünf Direktoren wurde die ausübende Gewalt in die Hände gegeben, einem Rathe der Jüngeren und der Alten die geſetzgebende. Frankreich neigte ſich ſchon wieder zu der Herrſchaft Weniger oder eines

Einzigen hin, in dem Gefühle, daß ein ſo großer Staat durch eine Volksherrſchaft verderben mußte.

Das Jahr 1796. Buonaparte. — Nachdem die neue Ordnung befeſtigt war, beſchloß das Direktorium, durch einen allgemeinen ſtürimſchen Angriff den Frieden mit Oeſtreich und dem Reiche zu erzwingen. Im Frühjahre ſollten die Heere über den Rhein und die Alpen gehen und in das Herz Deutſchlands von allen Seiten eindringen, Moreau durch Schwaben, Jourdan durch Franken, ein drittes Heer von Italien aus.

Hier befehligte das öſtreichiſche Heer der alte General Beaulieu, am Oberrhein Wurmſer, am Niederrhein der Erzherzog Karl; die Reichstruppen waren mit dieſen beiden vereinigt. In Italien begann der Krieg zuerſt. Aber hier ſtand der alte, wenn gleich ſehr erfahrne, Heerführer einem jugendlich kühnen, mit den rieſenhafteſten Entwürfen erfüllten, Manne gegenüber, welcher nun zuerſt ſeine furchtbare Kraft zum Erſtaunen der Welt entfaltete. Buonaparte, zu Ajaccio, in Korſika geboren (ſein Vater war Advokat, nachher franzöſiſcher Procurator daſelbſt), in Frankreich in den Kriegsſchulen erzogen, durch den Anblick und die eigene Theilnahme an den Revolutionsgräueln für ungeheuere Unternehmungen abgehärtet, trat in ſeinem 26. Jahre an die Spitze der italieniſchen Armee. Einer der fünf Direktoren, Barras, hatte ihn zu ſeinem beſondern Günſtlinge gemacht, ihn mit der verwittweten Fürſtin Joſephine von Beauharnois vermählt, und erhob ihn jetzt zum Obergeneral in Italien. Es war eine gefährliche Stelle; das dortige Heer war in ſo großer Unordnung, ohne Unterhalt und Kleidung, ſogar ohne Geſchütz; nur in der Hand eines kühnen Feldherrn konnte eine ſolche Lage vielleicht zu deſto glänzenderem Siege benutzt werden, weil die Krieger nur die Wahl zwiſchen Sieg oder Untergang vor ſich ſahen. Buonaparte wußte bald eine unerhörte Gewalt über die Gemüther ſeiner Schaaren zu gewinnen; ſein kühner Sinn theilte ſich ihnen mit. Das war die Seele ſeiner Kriegskunſt, durch welche er bald den Gedanken faſſen konnte, ein Welteroberer zu werden. Er verſtand es, durch Proklamationen in altrömiſcher Kürze und Kraft, dem franzöſiſchen Weſen ganz angepaßt, durch Ertheilung von Ehrenzeichen, von Fahnen und Adlern, an die Regimenter, welche er nun ſogleich in die Schlacht an den gefährlichſten Platz ſtellen wollte, und durch andere ähnliche Mittel des Ehrgeizes, im Augenblicke der Entſcheidung die höchſte Begeiſterung zu erzeugen. Er wagte es, den Ausgang der Schlachten vorher zu verkündigen, und das Glück machte ſeine Worte wahr, bald glaubte man, was er vorhergeſagt, und weil es geglaubt wurde, ſo geſchah es. Seine Gegner brachte vorzüglich dieſes aus der Faſſung, daß er niemals that, was vorauszuſehen und zu berechnen war, ſondern nur das Unerwartetſte und Verwegenſte. Daher waren die Erfahrungen der Kriegskunſt gegen

ihn verloren, ein Vertheidigungskrieg mußte gegen ihn mißlingen, weil der Schlag immer ſchon geſchehen war, ehe er nur bemerkt werden konnte; und zum Angriffe ließ er den Gegner nicht kommen, weil keiner ſo ſchnell in ſeinen Entſchlüſſen war, als er.

Der Anfang ſeines Feldzuges war gleich ein glänzendes Gelingen. Durch raſche Züge und Angriffe trennte er das Heer der Sardinier von den Oeſtreichern und zwang den König von Sardinien zum beſondern Frieden. Dann drängte er die Oeſtreicher an die Nordſeite des Po zurück, ſo daß ihm ganz Mittel-Italien offen ſtand und alle dortigen Fürſten vor ſeiner Rache zitterten. Sie boten nach einander den Frieden an und erhielten ihn für viele Millionen Geldes, für Gemälde und andere Kunſtſchätze und koſtbare Handſchriften. Mit dieſen Sachen ſollte Paris, die künftige Hauptſtadt der Welt, geſchmückt werden. Der Herzog von Parma war der erſte, der eine Anzahl ſeltener Gemälde durch den Vertrag vom 9. Mai als Kaufpreis des Friedens ausliefern mußte; von dieſem Tage an wurde das alte Beiſpiel Roms gegen Griechenland allenthalben wiederholt, wohin franzöſiſche Heere kamen; Eitelkeit und die Begierde, das, was die Welt für das Koſtbarſte hielt, auf einen Fleck in Paris zuſammenzuhäufen und dadurch dieſe Stadt dem alten Rom gleich und zum Mittelpunkte der Völker zu machen, leerten die Kunſtſchätze der übrigen Länder aus. Sie blieben lange an ungeweihter Stätte gewaltſam zuſammengeſchichtet und für das ſtille, innere Leben der Kunſt wenig benutzt. — Der Papſt erkaufte durch 21 Millionen Livres, 100 Gemälde und 2000 ſeltene Handſchriften die Neutralität; Neapel erhielt den Frieden ohne Opfer, weil es zu entfernt lag, und weil ſeine Zeit dem franzöſiſchen Feldherrn noch nicht gekommen zu ſeyn ſchien.

Unterdeß waren in Deutſchland gleichfalls große Ereigniſſe vorgegangen. Es fingen hier die kriegeriſchen Bewegungen erſt an, als bereits in Italien die Hauptſache entſchieden war und der tapfere Wurmſer mit 30,000 Mann aus Deutſchland abgerufen wurde, um Mantua zu entſetzen. Daher gelang es den franzöſiſchen Heeren, dem Kriegsplane des Direktoriums gemäß, raſch in das Herz des deutſchen Reiches einzudringen. Um die Mitte Auguſts ſtand Jourdan nur noch einige Tagemärſche von Regensburg, Moreau mit der Rhein- und Moſel-Armee bei München; er ſagte es laut, daß er die rechte Hand der italieniſchen Armee unter Buonaparte, die linke Jourdans Heere zu reichen gedenke. Dieſe Vereinigung ſo ungeheurer Heeresmaſſen war nahe und der Augenblick einer der gefährlichſten für den öſtreichiſchen Staat. Er wurde noch einmal glücklich durch den jungen Helden aus dem Kaiſerhauſe abgewendet. Je näher der Krieg den öſtreichiſchen Gränzen rückte, deſto mehr feuerte die Gefahr des heimiſchen Bodens die kaiſerlichen Krieger an; ihre Zahl wuchs zugleich durch die Verſtärkungen aus dem Innern des Landes. Da erhob ſich der

Erzherzog Karl mit ihnen, ſchlug das Jourdanſche Heer am 22. Auguſt bei Neumark und den 24. bei Amberg ſo entſcheidend aufs Haupt, daß die Sambre- und Maaß-Armee in wilder Flucht bis an den Niederrhein zurückſtrömte. Jourdan ſammelte ſie bei Mühlheim am Rhein, führte ſie von da nach Düſſeldorf und legte bald darnach den Oberbefehl nieder. Moreau wurde durch dieſes Unglück des andern Heeres gleichfalls zum Rückzuge an den Oberrhein gezwungen. Er vollbrachte ihn durch die gefährlichen Wege Schwabens, durch die Päſſe des Schwarzwaldes, beſtändig umgeben und verfolgt von Feinden, ſelbſt durch die Haufen der zornigen Bergbewohner beunruhigt, denen der Haß gegen die Fremden die Waffen in die Hände gegeben hatte, auf einem Wege von 100 Stunden Weges mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß er noch mit vieler Beute und mit Gefangenen am Rheine anlangte. Sein Feldherrnruhm war durch dieſen Rückzug begründet. — Es wurde nun durch die Heerführer von beiden Seiten für den Winter eine Waffenruhe am Rheine verabredet.

Der Erzherzog Karl, auf den jetzt aller Augen mit Bewunderung gerichtet waren, wurde ſchnell nach Italien gerufen, um das zerrüttete öſtreichiſche Heer herzuſtellen; Wurmſer hatte nach einigen gelungenen Zügen nur ſo viel bewirken können, daß er ſich mit 10,000 Mann Verſtärkung in die Feſtung Mantua warf. Sie wurde dann von Buonaparte's Heere von Neuem belagert und fiel am 6. Februar 1797 durch Hunger.

Das Jahr 1797. — Friede zu Campo Formio den 17. Oktober. — Der Erzherzog konnte mit einem geſchlagenen, muthloſen Heere den Fortſchritten Buonaparte's nicht Einhalt thun. Dieſer drang nach Mantua's Fall unaufhörlich weiter nach Norden vor, überſchritt die Alpen, die Italien von Kärnthen trennen, rückte in Steiermark ein, beſetzte Klagenfurth, und kam bis Judenburg an der Mur, von wo aus er Wien bedrohte. Aber ſein Lauf war zu raſch geweſen, die Lage, in welche er ſich begeben, war gefährlich. Vor ſich hatte er das kaiſerliche Heer, welches mit jedem Schritte rückwärts mächtiger wurde, weil Wien waffnete und Ungarn ſich in Maſſe erhob; von der linken Seite her der kaiſerliche General Laudon aus Tyrol vordringend; im Rücken bei Trieſt ein anderer feindlicher Haufe und das ganze venetianiſche Land im Aufſtande; der Rückweg bis zu der nächſten beſetzten Feſtung, Mantua, eine Strecke von 40 Meilen durch rauhe Gebirge; dazu bei dem eigenen Heere nur noch auf 10 Tage Brod! Es ſcheint, wenn Oeſtreich damals ein großes Spiel gewagt, es hätte den gefährlichſten Gegner vielleicht auf einmal vernichten und den Begebenheiten der letzten Jahrzehende eine durchaus andere Richtung geben können. Aber es nahm den Frieden, den der feindliche Feldherr mit der Miene des Siegers darbot, an, ſchloß zuerſt die vorläufigen Friedensbedingungen zu Leoben, den

18. April und den förmlichen Frieden zu Campo Formio, einem adligen Hofe in der Gegend von Udine, am 17. Oktober 1797. — So hatte Buonaparte in zwei Feldzügen Italien erobert, vierzehn Schlachten gewonnen, allen dortigen Staaten die Waffen aus den Händen gewunden und zuletzt auch Oeſtreich zum Frieden gebracht.

Durch dieſen Frieden trat der Kaiſer die öſtreichiſchen Niederlande an Frankreich ab und entſagte ſeinen italieniſchen Beſitzungen mit der Hauptſtadt Mailand, um daraus mit andern italieniſchen Provinzen eine cisalpiniſche Republik (unter Frankreichs Vormundſchaft), zu bilden. Dafür erhielt Oeſtreich Venedig, die venetianiſchen Inſeln, Iſtrien und Dalmatien, und ſollte nur den Herzog von Modena im Breisgau entſchädigen. Um den Frieden mit dem deutſchen Reiche vollends abzuſchließen, ſollte ſofort ein Friedenskongreß zu Raſtadt veranſtaltet werden.

Aber, wie konnte ſolcher Friede anders als ſehr ſchmachvoll ausfallen? Wie früher von Preußen, ſo war das Reich nun auch von ſeinem Kaiſer verlaſſen; Oeſtreich hatte in einem geheimen Artikel ſchon in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, und wer ſollte das Reich vertreten, wenn die Mächtigſten ſich ihm entzogen? Doch kein Einzelner iſt anzuklagen, weil Alle gefehlt haben; viele einzelne Reichsglieder hatten ſich auch von der Theilnahme des Ganzen getrennt, ſo wie die Gefahr ihnen nahe kam; von Oeſtreich durfte nicht gefordert werden, daß es ſich allein aufopferte. — Der Blick eilt gern über das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinweg, wo das Vaterland in ſeiner tiefſten Erniedrigung dalag; doch dürfen dieſe Zeiten nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, damit die Gemüther mit Entſetzen gewahr werden, wohin Uneinigkeit, Trennung, Selbſtſucht der Einzelnen, Mangel des vaterländiſchen Gemeingefühles, die deutſchen Völker führen konnten.

142. Kurze Ruhe. Dann neuer Krieg bis zum Lüneviller Frieden. 1799—1801.

Der Friedenskongreß zu Raſtadt wurde wirklich eröffnet; Buonaparte erſchien ſelbſt als Unterhändler. Aber, o Himmel, wie wurde dem deutſchen Reiche Hohn geſprochen bei dieſen Unterhandlungen, wie übermüthig, in der Weiſe der Herren, redeten die franzöſiſchen Geſandten mit den deutſchen Fürſten! Und dieſe mußten ſich Alles gefallen laſſen, mußten in eine Abtretung nach der andern willigen, das linke Rheinufer hingeben, die Seculariſationen auf dem rechten Ufer, zur Entſchädigung derer, die auf dem linken verloren hatten, zugeſtehen, die Schleifung der Feſtung Ehrenbreitſtein verſprechen, und ſo vieles andere erdulden. Mit dieſen Verhandlungen war das Ende des Jahres 1798 herbeigekom-

men, da erſt waren ſie ihrem Abſchluſſe nahe gebracht; aber unterdeß hatte ſich die Lage Europa's weſentlich geändert.

Die Direktoren in Frankreich hatten in ihrem Uebermuthe Umwandlungen anderer Länder vorgenommen, welche dem ſchärfer Sehenden bewieſen, die neue Republik ſey im Frieden faſt gefährlicher, als im Kriege. Im Anfange des Jahres 1798 ſchufen ſie, mit höhnendem Trotze gegen den Papſt, den Kirchenſtaat in eine römiſche Republik und bald darauf, nach blutigen Gewaltthätigkeiten, die Schweiz in eine helvetiſche um. Und unter dem Vorwande, die neuen Schöpfungen zu ſichern, ließen ſie ihre Heere in den Ländern und ſogen ſie durch unerhörte Erpreſſungen aus. Solches Verfahren konnte Oeſtreich, in welchem die alte Sorge für Europa's Sicherheit erwachte, nicht dulden; es fand einen Gleichgeſinnten in dem Kaiſer von Rußland, Paul I., der ſeit 1796 ſeiner Mutter Katharina gefolgt war. Er war ein Feind der franzöſiſchen Grundſätze; ſchon ſeine Mutter hatte den „Königsmördern" und den „Gottesläugnern" gedroht. Jetzt war Paul noch insbeſondere dadurch gegen Frankreich gereizt, daß ihn der Johanniter-Orden zu ſeinem Großmeiſter wählte, nachdem die Franzoſen ſich der Inſel Malta bemächtigt hatten. Dieſer Sporn für ſeinen Ehrgeiz war wohl berechnet. So bildete ſich eine ſeltſame Verbindung zwiſchen Mächten gegen Frankreich, welche ſo noch nicht vereinigt geweſen waren; zwiſchen Rußland, England, Oeſtreich, und zu dieſen hinzu die Türkei, die bisher mit zweien dieſer Mächte in einer Todtfeindſchaft gelebt hatte. Frankreich ſelbſt hatte die Türken, ſeine alten Bundesgenoſſen, durch die wunderbare Expedition nach Aegypten, unter Buonaparte's Anführung, im Mai 1798, zum Kriege gereizt.

Ein größerer überraſchenderer Plan, als dieſe Unternehmung, war bis dahin von der franzöſiſchen Republik noch nicht gefaßt worden. In einem Augenblicke, da die Unterhandlungen mit dem deutſchen Reiche noch nicht weit gediehen, alſo der Friede auf dem feſten Lande noch nicht geſichert war, da England noch einen ſiegreichen Kampf zur See führte, ſegelte plötzlich der Kern des franzöſiſchen Heeres, mit den beſten und glücklichſten Heerführern, über die Meere nach einem fernen Lande, von welchem bald alle Rückkehr verſperrt war, um, wie es in der franzöſiſchen Erklärung hieß: „Aegypten von der Tyrannei der Mamelucken zu befreien und die Pforte an dieſen übermüthigen Vaſallen zu rächen." Seltſameres, ſchien es, konnte wohl nicht erdacht werden; aber es lag hinter dieſen Worten, die der blödeſte Verſtand nicht als Wahrheit annehmen konnte, eine weitere Abſicht. Aegypten iſt eines der fruchtbarſten Länder des Erdbodens und konnte, bei guter Benutzung, den Verluſt reichlich erſetzen, den Frankreich in Weſtindien erlitten hatte; denn Aegypten kann alle Erzeugniſſe der heißeſten Länder hervorbringen. Ueber Aegypten ferner ging einſt der

Handelsweg nach Oſtindien, kürzer und ſchneller, als um das Vorgebirge der guten Hoffnung; von Aegypten aus konnte die Herrſchaft der Engländer in Oſtindien gefährlich bedroht werden; ja, es iſt wahrſcheinlich, daß Buonaparte's abenteuerlichem, Alles überfliegendem Sinne die Möglichkeit eines indiſchen Zuges vorſchwebte. Hatte doch einſt Alexander der Große, mit 40,000 alten macedoniſchen Kriegern, Aſien durchzogen und die Ufer des Ganges erreicht! In Oſtindien waren zu dieſem Zwecke ſchon Verbindungen angeknüpft. Im Anfang des Jahres 1799 fing Tippo Saheb ſeinen heftigen Krieg gegen die Britten an, wie man glaubte, auf Antrieb und in Verabredung mit den Franzoſen, deren Hülfe er erwartete. Er verlor indeß Leben und Reich und die engliſche Macht in Oſtindien dehnte ſich noch viel weiter aus. — Buonaparte war nach glücklicher Fahrt, und nachdem ſein Glückſtern ihm unterwegs die wichtige Inſel Malta in die Hände geliefert hatte, am 2. Juli 1798 in der Bay von Abukir gelandet, hatte Alexandrien mit Sturm genommen, und ſtand am 21. ſchon bei Cairo, der Hauptſtadt des Landes. Hier, am Fuße der großen Pyramiden, fand er 23 Beys gegen ſich in Schlachtordnung. „Bedenkt," ſagte er zu ſeinen Kriegern, „daß von dieſen Denkmälern 4000 Jahre auf euch herabblicken!" — Nach dieſem auf den franzöſiſchen National-Charakter ſo wohl berechneten Worte ſchlugen ſie das feindliche Heer, rückten in die Hauptſtadt ein, und konnten Aegypten als ein erobertes Land betrachten. Frankreich mochte geglaubt haben, die Türken, die mehr dem Namen als der That nach Herren in Aegypten waren, würden die Eroberung gleichgültig anſehen; allein dieſe nahmen die Sache ernſthafter, entſagten ihrer dreihundertjährigen Freundſchaft mit Frankreich, und vereinigten ſich mit deſſen Feinden. England aber, die Wichtigkeit des ganzen Unternehmens wohl erkennend, bot Alles auf, es ſcheitern zu machen. Nelſon, der erſte Seeheld, ſuchte die franzöſiſche Flotte lange vergebens, endlich fand er ſie am 1. Auguſt in der Bay von Abukir. Die Sonne ging ſchon unter, dennoch griff er mit ſeinem Ungeſtüm an und durchbrach die Schlachtreihe der feindliche Schiffe. Die Dunkelheit der Nacht hielt den mörderiſchen Kampf nicht auf; um 10 Uhr flog das franzöſiſche Admiralſchiff mit 1000 Menſchen in die Luft; drei Minuten war eine Todtenſtille; dann wurde wieder geſtritten bis an den Morgen, bis die franzöſiſche Flotte vernichtet war. — Durch dieſen Sieg war Buonaparte von Europa getrennt und von aller Hülfe abgeſchnitten, während für Frankreich ein ſehr ſchwerer Kampf bereitet wurde.

Der Feldzug von 1799. Suwarow. — Die Verbindung der großen Mächte gegen Frankreich war geſchloſſen, der deutſche Kaiſer rief im Anfange des Jahres 1799 ſeinen Geſandten vom Friedenskongreſſe zu Raſtadt ab und dieſer löſte ſich auf.

Am 6. März erklärte ſchon die franzöſiſche Republik, nach ihrer Weiſe zuvorkommend, dem Kaiſer von Neuem den Krieg, weil er den ruſſiſchen Heeren den Eintritt in ſeine Länder geſtattet habe.

In Italien war der neue Krieg ſchon einige Monate früher ausgebrochen. Die Königin von Neapel, dieſe eifrige Feindin der Franzoſen, konnte den Augenblick des gemeinſchaftlichen Angriffs nicht erwarten und ließ die neapolitaniſchen Truppen im November 1798 in das römiſche Gebiet vorrücken. Aber dieſe Voreiligkeit nahm einen übeln Ausgang; die Franzoſen kehrten ſich mit gewohnter Schnelligkeit gegen dieſe Seite, vertrieben den König von Neapel mit ſeiner ganzen Familie nach Sizilien und nahmen Unter-Italien, bis an die Spitzen von Kalabrien, ein. Neapel wurde in eine parthenopeiſche Republik verwandelt, und um ganz Italien republikaniſch zu machen, waren auch Toskana und Genua in Freiſtaaten umgewandelt.

Dieſesmal wurde jedoch den neuen Schöpfungen nur ein kurzes Leben zu Theil. Von allen Seiten eilten ſchon die Heere der Verbündeten, unter verſuchten Anführern, zum Kampfe herbei. Das Direktorium hatte kein feſtes Anſehen mehr in Frankreich ſelbſt, die Vendée war wieder im Aufſtehen, die franzöſiſchen Heere wurden zum Theil ſchlecht geführt, und in der Verwaltuug des Staates wie in der Verſorgung der Heere war Schlaffheit und Unordnung. Dazu ſchlug der Erzherzog Karl den General Jourdan, den Gegner, der ihm ſchon einmal hatte weichen müſſen, und der im März bis nach Schwaben vorgedrungen war, bei Stockach und in mehreren anderen Treffen und verjagte ihn aus Deutſchland; dem General Maſſena aber entriß er den weſtlichen Theil der Schweiz, bis über Zürich hinaus, und wartete nun an den Ufern des Rheines die Wendung des Kampfes in Italien ab.

Hier befehligte zuerſt die Franzoſen der General Scherer, ein wüſter, dem Trunke ergebener Mann, welcher von dem öſtreichiſchen Heerführer Kray bei Verona und Magnano geſchlagen wurde und als er den Oberbefehl niederlegte, ſeinem Nachfolger Moreau ein zerrüttetes, faſt aufgelöſtes Heer übergab. In dieſem Augenblicke ſtieß der Feldmarſchall Suwarow, ein grauer, aber jugendlich kühner, raſcher, nichts ſcheuender Krieger, mit ſeinen Ruſſen zu den Oeſtreichern und ſetzte hier in Italien die Heldenbahn fort, die er in früherer Zeit gegen die Türken begonnen hatte. Solchem Gegner konnten die geſchwächten Franzoſen, konnte der tapfere Moreau, nicht widerſtehen. Suwarow ſchlug ſie am 27. April bei Caſſano und zog am folgenden Tage als Sieger in Mailand ein. Durch dieſe Schlacht war die Lombardei erobert, die cisalpiniſche Republik zerſprengt, Norditalien dem öſtreichiſchen Hauſe wiedergegeben. Darauf zog der ruſſiſche Feldherr gegen den General Macdonald, der mit der franzöſiſchen Armee von Neapel heraufkam, und ſchlug ihn in der Mitte des Junius in mehr-

tägigen blutigen Treffen an der Trebia, in den Gegenden, wo einſt Hannibal die Römer beſiegt hatte. Ganz Italien, bis an das Genueſiſche Land, war nun den Franzoſen wieder abgenommen, die Feſtungen fielen durch Belagerungen, die Republiken verſchwanden eine nach der andern und die alten Herrſchaften wurden hergeſtellt. Unterdeß hatte der General Joubert ein neues Heer verſammelt, aber er wurde, gleich den frühern Anführern, geſchlagen. Am 15. Auguſt war die blutige zwanzigſtündige Schlacht bei Novi, in welcher Joubert ſelbſt fiel. Nur Genua war jetzt noch in den Händen der Franzoſen. Die Belagerung dieſer Stadt den Oeſtreichern überlaſſend, rückte der ruſſiſche Feldherr gegen die Alpen heran, um durch ihre Päſſe in die Schweiz vorzudringen und dieſe Feſtung der Natur, das Bollwerk Frankreichs, auch zu gewinnen. Als er am Fuße der rieſigen Berge anlangte, die ihre Häupter in den Wolken verbargen, zauderten ſeine Krieger einen Augenblick, die Felſenpfade hinan zu klimmen, erſchrocken vor ſolcher ſelbſtſtändigen Größe der Natur, die ſie in den weiten Gefilden Rußlands nicht kannten. Da warf ſich der graue, von Allen verehrte, Feldherr auf die Erde, rufend: „Nun ſo ſollt ihr den alten Suwarow vor dieſen Bergen begraben, daß die Welt weiß, ihr habt euren Heerführer an dieſer Stelle verlaſſen.“ Und auf dieſes Wort brachen ſie beſchämt auf, ſtiegen wetteifernd die Felſen des Gotthard hinan, und drangen unter ſteten Gefechten durch ſeine Päſſe, über die Teufelsbrücke, nach dem Vierwaldſtädter See hinab. Da wo der Fuß des Wanderers ausgleitet, und das Auge am Rande des Abgrundes ſchwindelt, wurde der blutige Kampf gekämpft und ſtürzten ſich die erbitterten Krieger in die tief unten ſchäumenden Bergſtröme hinab.

Aber eben jetzt ſchlug Maſſena, durch geſchickte Ueberraſchung, den ruſſiſchen General Korſakow, und der General Soult die Oeſtreicher unter Hotze, in den Gegenden von Zürich. Mit ihnen wollte ſich Suwarow vereinigen; nach ihrer Niederlage aber war die Schweiz nicht mehr zu retten, und in dem unterhaltsarmen Lande konnte kein langer Krieg geführt werden. Daher zog ſich Suwarow durch Graubündten, auf Pfaden, wo nur Einzelne hinter einander ziehen konnten, mit meiſterhafter Kunſt, ohne Verluſt nach Feldkirch in Schwaben. Bald darauf wurde er mit ſeinem Heere zurückgerufen; die Ruſſen hatten nur den einen Feldzug mit den Oeſtreichern getheilt. Aber es war ein Feldzug, der an Thaten und an Gewinn wenige ſeines Gleichen in der Geſchichte hat. Außer den gewaltigen Schlachten waren acht Feſtungen und 5000 Stücke Geſchütz in demſelben gewonnen.

Die Unzufriedenheit des launenvollen Kaiſers Paul, welcher von ſeinen Bundesgenoſſen vernachläſſigt und beleidigt zu ſeyn wähnte, gab der Verbindung ein ſo ſchnelles Ende. Es war auch in dieſem Sommer eine Landung engliſcher und ruſſiſcher Truppen

in Holland verſucht, aber durch Fehler in der Anführung mißlungen; dies gab dem Kaiſer den ſtärkſten Grund des Unwillens. Frankreich aber war durch dieſes Mißlingen des Angriffs auf Holland und durch die Wiedereroberung der Schweiz aus großer und naher Gefahr errettet. Noch war ſie nicht ganz abgewendet, denn die ſiegreichen Heere Oeſtreichs hatten Italien inne, ſie ſtanden an den Ufern des Rheines und bereiteten ſich mit den Truppen des deutſchen Reiches, welches endlich den Krieg auch wieder beſchloſſen hatte, hinüber zu gehen. Dazu war die Regierung Frankreichs in ſich uneins und des öffentlichen Zutrauens beraubt. Aus dieſer ſchwierigen Lage wurde Frankreich durch Buonaparte gerettet.

Buonaparte, erſter Conſul. 9. November 1799. — Als dieſer Feldherr, der den Ruhm ſeiner Thaten mit nach Aegypten und Syrien genommen hatte, dort die Gefahr Frankreichs, die unglücklichen Schlachten, den Verluſt Italiens, erfuhr, ſegelte er mit wenigen Freunden, ohne zurückberufen zu ſeyn, aus Aegypten weg, kam wie durch ein Wunder glücklich durch die enliſchen Flotten und landete am 9. Oktober zu Frejus. Er erſchien plötzlich in Paris, zum Schrecken Vieler, die ſeinen Ehrgeiz kannten, Andern zum Troſt, weil ſie von ihm, der ſchon einmal den Frieden erkämpft hatte, eine glückliche Wendung der Dinge erwarteten. Viele wünſchten auch eine einfachere, kräftigere Regierung als bisher, oder ſie hofften gerade von ihm ihren eigenen Vortheil. So gelang es ihm, eine Umwandlung der Verfaſſung Frankreichs hervorzubringen, die in ſeine Hand eine große Gewalt legte. Von der Volksregierung war man früher ſchon zu Ausſchüſſen, von dieſen zu einem Direktorium von fünfen gekommen; jetzt wurde die Zahl auf drei zuſammengezogen, und um einen neuen Namen, aber mit altgeſchichtlichem Klange, zu wählen, wurden die drei Conſuln genannt. Der erſte indeß hatte die Regierungsgewalt faſt einzig in ſeinen Händen, und Buonaparte ſelbſt ließ ſich dazu ernennen.

Sein erſtes Wort war Friede. Er wünſchte ihn in dieſem Augenblicke, um ſeine neue Gewalt zu befeſtigen; aber die übrigen Mächte trauten ſeinen Anerbietungen nicht. „So müſſen wir den Friedern erobern,“ ſprach er, und dieſes Wort, weil es treffend geredet war, tönte in ganz Frankreich wieder, und führte dem Feldherrn, auf den Aller Blicke gerichtet waren, ſchnell ein neues, ſchönes Heer zu, welches ſich im Frühjahr 1800 bei Dijon ſammelte.

Die Schlacht bei Marengo. 14. Juni 1800. — Das öſtreichiſche Heer hatte die Stadt Genua von allen Seiten eingeſchloſſen; ſie wurde hart belagert und ſchwebte ſchon in großer Gefahr, denn ſo tapfer ſie auch der General Maſſena vertheidigte, ſo waren doch Hunger, Seuchen und Elend aller Art in der volkreichen Stadt bald ſo entſetzlich geworden, daß ganze Schaaren von Menſchen dadurch fortgerafft wurden. Daß von Frankreich aus

eine Hülfe über die Alpen herbeikommen könne, glaubte der Hofkriegsrath in Wien nicht, und der General Melas bereitete ſich ſchon, über Nizza einen Einfall in das ſüdliche Frankreich zu machen. Da bricht der erſte Conſul plötzlich mit der Reſervearmee von Dijon auf, überſteigt mit Geſchütz und Reuterei, unter unglaublichen Anſtrengungen und Beſchwerden, den großen und kleinen Bernhardsberg, den Simplon und den St. Gotthard, und erſcheint in den Ebenen der Lombardei, ehe Melas von dem ganzen Zuge eine Kunde erhält. Sonſt wäre es ihm leicht geweſen, die einzelnen Haufen, wie ſie von den Bergen herabſtiegen, zu vernichten. Am 2. Juli hielt Buonaparte ſeinen Einzug in Mailand. An demſelben Tage bot Maſſena den Kaiſerlichen die Uebergabe von Genua an, weil der Hungertod Beſatzung und Einwohner mit einander zu verſchlingen drohte. Die Kaiſerlichen geſtatteten ihm mit dem Kern ſeiner Mannſchaft einen freien Abzug, ſehr zufrieden, auf ſolche Weiſe das Belagerungsheer zum Kampfe gegen Buonaparte zu gewinnen, denn daß ein ſolcher, und zwar ein ſchwerer, mit dieſem bevorſtehe, hatte Melas nun wohl erkannt.

Dieſer Kampf erfolgte am 14. Juni bei dem Dorfe Marengo, auf den großen Feldern zwiſchen Aleſſandria und Tortona; eine Schlacht, blutiger als irgend eine des Revolutionskrieges, in welcher die zerſtörenden Kräfte, die in des Menſchen Gewalt ſind, dreizehn Stunden lang freigelaſſen ihr mörderiſches Spiel trieben. Beide Heere kämpften mit der höchſten Anſtrengung; endlich neigte ſich der Sieg auf die Seite der tapfern öſtreichiſchen Schaaren; viermal waren die Franzoſen zurückgeſchlagen, zum vierten war ihr Rückzug allgemein. Da traf Deſaix, einer der beſten Anführer, den Frankreich beſaß, und der auch als Menſch von Allen geehrt wurde, mit der Reſerve auf dem Schlachtfelde ein. Sogleich erneuerte er den Angriff, und das wieder geſammelte Heer folgte ihm. Er ſelbſt fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, aber die noch mehr entflammten Krieger errangen den Sieg, der nun, nach ſo großer Anſpannung, entſcheidend war. Er vernichtete alle Siege des vorigen blutigen Feldzuges und eroberte an einem Tage für Frankreich ganz Italien. Melas, der nach dieſem Unglück alle Faſſung verloren, weil er von dem Rückzuge nach Oeſtreich abgeſchnitten war, gab für einen freien Abzug alle italieniſchen Feſtungen, bis auf Mantua und Ferrara hin.

Moreau's Siege, April bis December 1800. — Den Krieg in Deutſchland führte zu gleicher Zeit der General Moreau mit großer Kühnheit und beiſpielloſem Glücke. Am 25. April ging er über den Rhein und in vierzehn Tagen ſtand er ſchon an der Iller, als Meiſter des Landes zwiſchen dieſem Fluß, dem Rhein, der Donau und dem Bodenſee, und als Sieger in zwei großen Schlachten bei Stockach und Moskirch. Dann drang er weiter in Baiern vor und machte ſich zum Herrn des Landes bis

München. Auf den Antrag des gegen ihn befehligenden General Kray wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und Friedensverſuche gemacht; da aber Oeſtreich nicht ohne England unterhandeln, und Frankreich den engliſchen Geſandten nicht zulaſſen wollte, ſo begann der Kampf mit dem December von Neuem; Anfangs mit einigem Glück für die Oeſtreicher, dann aber am 3. December mit der blutigen Niederlage bei Hohenlinden. Im raſchen Laufe drang Moreau nach dieſer Schlacht über den Inn nach Salzburg und über Linz weiter gegen Wien und ſtand nur noch zwanzig Stunden von der Hauptſtadt. Da wurde ein neuer Waffenſtillſtand geſchloſſen und die Friedensverhandlungen zu Lüneville ernſtlich erneuert. Der General Moreau konnte den nun erfolgten Frieden als durch ihn ſelbſt erkämpft betrachten; er war in acht Monaten, von denen mehr als vier in der Waffenruhe vergangen waren, über den Rhein, die Donau, den Lech, die Iller, den Inn, die Salza und die Ens gegangen, hatte in ſechs großen Schlachten geſiegt und die Schatzkammer der Republik mit 40 Millionen bereichert.

Der Friede zu Lüneville. 9. Februar 1801. — Nach ſolchen Verluſten des unglücklichen Jahres 1800 entließ England den deutſchen Kaiſer ſeiner Verbindlichkeit, keinen beſondern Frieden ſchließen zu wollen; und nun wurden die Unterhandlungen von dem öſtreichiſchen Geſandten, dem Grafen von Cobenzl, und Joſeph Buonaparte, des erſten Conſuls Bruder, ſo eifrig betrieben, daß am 9. Februar 1801 der Friedensvertrag ſchon unterzeichnet war. Er beſtätigte im Ganzen den Frieden von Campo Formio, und Oeſtreich erkannte jetzt die bataviſche, helvetiſche, liguriſche und cisalpiniſche Republik an. Eine neue Bedingung, die zu Campo Formio nicht ausgemacht war, war die Erhebung des Herzogs von Parma, eines nahen Verwandten des Königs von Spanien, zum König von Etrurien, ſo ward das Herzogthum Toskana umgetauft; der Großherzog ſollte dagegen in Deutſchland das Erzbisthum Salzburg als weltliches Fürſtenthum, nebſt einigen angränzenden Landſtrichen, und die Churwürde erhalten. Eben ſo erhielt der Herzog von Modena, wie ſchon zu Campo Formio beſtimmt worden war, die Markgrafſchaft Breisgau, als Entſchädigung ſeines Verluſtes in Italien.

Außer dieſen Abtretungen in Deutſchland; welche Fürſten Italiens zu uns herüberverſetzten, mußten nun große Umwandlungen im Reiche ſelbſt vorgehen; denn Deutſchland trat an Frankreich das linke Rheinufer, nämlich 1200 Quadratmeilen und 4 Millionen Menſchen ab, und die Fürſten, die jenſeits verloren hatten, ſollten durch Einziehung der geiſtlichen Herrſchaften und der freien Reichsſtädte dieſſeits entſchädigt werden. Zur Ausgleichung aller Anſprüche wurde eine Reichsdeputation niedergeſetzt, unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung; ſie fing

am 24. Auguſt 1802 ihre Sitzungen an und beſchloß ſie am 10ten Mai 1803. Der Reichsdeputationsſchluß enthielt folgende weſentliche Anordnungen:

1. Von allen geiſtlichen Fürſten blieb nur der von Mainz als Churfürſt Erzkanzler übrig und verlegte ſeinen erzbiſchöflichen Stuhl von Mainz nach Regensburg. Als Gebiet erhielt er die Fürſtenthümer Aſchaffenburg und Regensburg und die Grafſchaft Wetzlar.
2. Der Churfürſt von Baiern, der 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern verlor, erhielt dafür 300 Quadratmeilen mit 861,000 Einwohnern wieder, nämlich die Hochſtifter Bamberg, Würzburg und Paſſau, eine Anzahl Aemter von andern ſchicklich liegenden Landſtrichen, und ſiebzehn freie Reichsſtädte in Schwaben und Franken; Ulm war die größte unter ihnen.
3. Das Haus Brandenburg, verlierend 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, erhielt dafür die Hochſtifter Hildesheim und Paderborn, nebſt einem Theile von Münſter, einige Reichsabteien und Reichsſtädte in Ober-Sachſen und Weſtphalen, zuſammen 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner.
4. Churbraunſchweig oder Hannover, welches ſeine Anſprüche auf Hildesheim und einige andere Länder aufgab, erhielt den völligen Beſitz von Osnabrück, welches ſeit dem weſtphäliſchen Frieden nur abwechſelnd von einem ſeiner Prinzen beherrſcht war.
5. Würtemberg erhielt für einen geringen Verluſt jenſeit des Rheines Stifter und Reichsſtädte in Schwaben mit 100,000 Einwohnern, nebſt der Churwürde.
6. Heſſen-Kaſſel, welches in ähnlichem Falle war, bekam mit der Churwürde auch eine Vergrößerung von 10,000 Einwohnern.
7. Heſſen-Darmſtadt verlor etwa 24 Quadratmeilen mit 66,000 Einwohnern, wofür es Mainziſche Aemter am rechten Rheinufer, einige Abteien und das Herzogthum Weſtphalen, welches zum Hochſtift Köln gehört hatte, 96 Quadratmeilen mit 130,000 Einwohnern, bekam.
8. Baden, welches auch die Churwürde annahm, erſetzte einen Verluſt von 38,000 Einwohnern mit 60 Quadratmeilen und 240,000 Einwohnern, nämlich dem Hochſtift Konſtanz, den Ueberbleibſeln der Hochſtifter Speier, Straßburg und Baſel am rechten Rheinufer, den pfälziſchen Städten und Aemtern Heidelberg und Mannheim, und mehreren Abteien und Reichsſtädten.
9. Auch Oranien-Naſſau, welches in Deutſchland nichts beſeſſen hatte, ſollte für ſeinen Verluſt in Holland bei uns

Erſatz bekommen; ihm wurden die Stifter Fulda und Corvey und mehrere Abteien mit 45 Quadratmeilen und 120,000 Einwohnern eingeräumt.

10. Eben ſo erhielten die andern naſſauiſchen Häuſer, der Herzog von Oldenburg und der Fürſt von Thurn und Taxis einige, ihren Verluſten angemeſſene, Entſchädigungen.

Bei dieſen Unterhandlungen gab Frankreich, herriſcher und viel anmaßender, als bei dem weſtphäliſchen Frieden, das Geſetz, und durch Ertheilung oder Verweigerung ſeiner Gunſt befeſtigte es ſeinen Einfluß auf unſer unglückliches Vaterland, wie noch nie. Denn an ſeinem Worte hing damals, in einer Zeit, die einen Gewinn an äußerer Ausdehnung noch immer für das Höchſte hielt, Wohl und Wehe.

Der Friede von Lüneville hatte alle geiſtlichen Herrſchaften in Deutſchland, bis auf eine, vernichtet; von 48 Reichsſtädten nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, übrig gelaſſen; die Reichsgrafen und Ritter mittelbar gemacht; und vieren aus der Mitte der weltlichen Fürſten den Churhut gegeben, der in wenigen Jahren ſeine alte, ehrwürdige Bedeutung verlieren ſollte; denn dieſe neuen Wahlfürſten haben zu der Ausübung ihres vornehmſten Rechtes nicht Zeit gefunden. Wie der Hauch einer leichtſinnigen Gegenwart ſie geſchaffen hatte, die mit Gütern verſchwenderiſch ſich zeigte, deren Werth ſie nicht mehr erkannte, ſo verwiſchte ſie der Hauch des nächſten Augenblicks ſo ſchnell, als ſie entſtanden waren. Jener Leichtſinn war der Vorbote des nahen Umſturzes des Ganzen; denn gegen ſolche Willkühr waren die Eingriffe des weſtphäliſchen Friedens in die Ordnung des Reiches nur ein Kleines geweſen. Was jener ſchüchtern und nur als Verſuch gewagt, vollführte der Lüneviller Friede im Großen, ohne Scheu gegen tauſendjährige Stiftungen. — Eine tiefe Trauer mußte jedes vaterländiſche Gemüth erfüllen; denn kein Auge vermag ohne Wehmuth auf den Trümmerhaufen zu blicken, in welchen ein Sturm die geliebte Heimath verwandelt hat. Und wenn auch die Pfeiler des alten Gebäudes morſch und die Grundfeſten erſchüttert waren; an den Pfeilern und Wänden erſchienen doch noch die Bilder einer großen, würdigen Vorzeit und die Zeugniſſe einer Herrlichkeit und Freudigkeit des Volkslebens, wie wenige Geſchichten ſie nennen können.

Der Lüneviller Friede iſt die eigentliche Aufhebung der alten Reichsverfaſſung, nicht die nachherige Errichtung des rheiniſchen Bundes und die Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone. Denn jener Bund war nur der Anfang eines neuen, Gott Lob nur kurzen, Baues aus den ſchon da liegenden Trümmern, und die letztere nur das Wort, welches der That nachfolgte.

Der Friede zu Amiens. 27. März. 1802. — Auf dem feſten Lande war nach langen Kriegsjahren ein Augenblick der Ruhe

eingetreten; nur der Seekrieg dauerte noch, denn der große Staatsmann, der England leitete und des erſten Conſuls Streben und Wollen am tiefſten durchſchauete, erkannte genugſam, daß zwiſchen ihm und England kein Friede beſtehen könne. Man hat Frankreichs und Englands Verhältniß in jener Zeit mit dem zwiſchen Rom und Karthago verglichen und der Vergleich trifft die Sache; es war eine Todtfeindſchaft, und darum wollte Pitt, gleich Hannibal, einen Kamf auf Leben und Tod. Aber viele Stimmen in England forderten den Frieden, weil der Handel litt, weil Frankreichs Getreideſperre eine Theurung in England erzeugte, und weil die Nationalſchuld bis auf die ungeheure Summe von 558 Mill. Pfd. Sterling geſtiegen war. Daher legte Pitt ſein Miniſterium nieder, um den Frieden zu erleichtern, den er nach ſeiner Ueberzeugung nicht ſchließen konnte. Da erfolgte alsbald der Friede von Amiens, den 27. März 1802; England gab alles zurück, was es von Frankreich, Spanien und Holland erobert hatte, außer Trinidad und den holländiſchen Antheil von Ceilon. Auch Malta, welches die Engländer durch Hunger erobert hatten, und Aegypten, das ihr General Abercromby den Franzoſen wieder abgewann, ſollten, jenes den Malteſerrittern, dieſes den Türken, wieder eingeräumt werden. Nach ſo großen Seeſiegen ein wenig günſtiger Friede, den man für übereilt geſchloſſen und wenig dauerhaft anſehen mußte. Er hat auch kaum die Dauer eines Jahres erreicht. England erkannte bald, daß Buonaparte den Frieden nur gewollt habe, um Frankreichs Seemacht zu heben und der engliſchen, wenn es möglich ſey, gleich zu machen, beſonders aber das mittelländiſche Meer für ſich zu gewinnen. Verbindungen mit der Pforte, mit den Raubſtaaten, mit den Beys in Aegypten, wurden angeknüpft; ferner die Einfuhr aller engliſchen Erzeugniſſe in Frankreich und Holland unterſagt. England hatte den Frieden jetzt ſo ſehr zu fürchten, als den Krieg; denn freilich wollte es auf den Meeren eben ſo wenig einen Nebenbuhler dulden, als Frankreich auf dem feſten Lande. Andere Urſachen der Unzufriedenheit kamen hinzu. Es zeigte ſich, daß Buonaparte zu ſeinen neuen Einrichtungen in Europa nur eben den Anfang gemacht habe; viel Größeres wurde vorbereitet. Die cisalpiniſche Republik mußte den erſten Conſul Frankreichs als ihren Präſidenten erkennen; Holland blieb von franzöſiſchen Kriegern beſetzt und mußte des Nachbars Willen in Allem thun; die Schweiz aber, die über ihre neue Verfaſſung nicht mit ſich ſelbſt einig werden konnte, wurde entwaffnet, zu einem Föderativſtaate gemacht, und ihr angedeutet: „in ihren innern Angelegenheiten ſey ſie zwar von nun an frei, in auswärtigen aber von Frankreich abhängig.“

England, nach allen dieſen Vorgängen entſchiedenen Krieg dem unſichern Frieden vorziehend, faßte ſeinen Entſchluß, forderte von Buonaparte die Räumung Hollands und der Schweiz; als

dieſe verweigert wurde, erklärte es den Krieg, im Mai 1803. Hierauf hatte Buonaparte gewartet, um den Engländern den Fleck auf dem feſten Lande wegzunehmen, welcher mit ihrem Reiche verbunden war. Im Juni ſchon rückten franzöſiſche Heereshaufen in *Hannover* ein und beſetzten das Land, unbekümmert, daß Hannover ein deutſches Reichsland war und als ſolches an einem Kriege Englands keinen Theil hatte. Es war eine neue Quelle der Erpreſſungen und ſehr gelegen, die benachbarten norddeutſchen Handelsſtädte im Auge zu behalten und ihren Handel mit England zu hemmen. — Die hannöverſchen Truppen wurden entwaffnet. Aber Tauſende von ihnen ſchifften nach einander nach England hinüber und bildeten den Kern einer deutſchen Kriegerſchaar, die mit tüchtigem Gemüthe und vielem Ruhme in Portugal, Spanien, Italien, in Deutſchland und Frankreich gegen den Erbfeind gekämpft hat. Die Standhaftigkeit, mit der dieſe deutſchen Männer ihr Ziel verfolgt haben, während in Deutſchland ſelbſt ein unglücklicher Krieg nach dem andern, noch zehn Jahre hindurch, allen Muth und alle Hoffnung niederbeugte, und alſo keine Belohnung im Vaterlande ihnen winkte, — dieſe Standhaftigkeit muß den Männern zu hoher Ehre angerechnet werden. Viele von ihnen ſind in dem heißen Kampfe gefallen und ruhen, fern von ihrer Heimath, in fremder Erde.

143. Napoleon Buonaparte, Kaiſer der Franzoſen, den 18. Mai 1804.

Die erſten Jahre des Conſulats waren für Frankreich eine Zeit der Beruhigung, der rückkehrenden Ordnung, des Fleißes und Wohlſtandes; die geängſteten Gemüther athmeten wieder freier auf, und des erſten Conſuls Name wurde von tauſend Lippen mit Segen genannt. Auch außer Frankreich blickten viele mit Hoffnung auf ihn hin, denn in ſeiner Heldenkraft erſchien er ihnen als derjenige, welcher nach einer ſehr wilden Zeit eine neue Ordnung ſtiften, und was aus der blutigen Umwälzung als reiner Gewinn der Gedanken hervorgegangen, für das Menſchengeſchlecht feſthalten könne. Das Vermögen dazu fehlte ihm nicht; denn wunderbar war die Gewalt, womit er ſich alſobald alle Kräfte dienſtbar machte; die Klugheit, mit welcher er die brauſenden Fluthen der Revolution zum Stillſtande und zum Gehorſam zwang; die Schnelligkeit der Verwaltung, die er in kurzer Zeit über das ganze, große Reich wie ein Gewebe ausbreitete, deſſen Endfäden in ſeinen Händen blieben; der Fleiß endlich, womit ſogleich angefangen wurde, das Weſentliche aus den großen Erfahrungen des öffentlichen Lebens in neuen Geſetzbüchern niederzulegen. Was das Zeitalter Vorzügliches gefordert hatte: — Anerkennung der weſentlichen Menſchenrechte in Allen; Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetz; Aufhebung der Feudalrechte; Freiheit des Glaubens im Gebiet der unſichtbaren

Dinge; eine Regierungsform, welche die Kraft der Einheit in Ausführung der Staatszwecke, und die Vielſeitigkeit der Berathung in Entwerfung der Geſetze, vereinigte; — das Alles und ſo vieles Andere ſchien auf dem nun beruhigten Boden Frankreichs, unter dem Schutze des außerordentlichen Mannes, allen andern Völkern zum Muſter, aufzublühen.

Was konnte dieſer Mann dem geſammten Europa, was der Weltgeſchichte werden, wenn er dieſes hohe Bild der Edelſten, welches ihr eigener reiner Eifer für Licht und Recht von ihm entwarf, wahr machte! Wie hätte er für Jahrhunderte bilden, voranleuchten, Alles mit ſich fortreißen, den Segen der Menſchheit verdienen können! — Und er hat ihren Fluch auf ſich geladen!

Das iſt das Entſetzlichſte, wenn eine ſo große, eine bewundernswürdige Kraft ſich dem niederen Theile der menſchlichen Natur zum Raube dahin giebt, wenn ſie, die für das Reich der Tugend und der Wahrheit kämpfen ſollte, für das der Sünde die mächtigen Waffen führt! Die wilde Zeit, welche vorangegangen, hatte jede böſe Luſt geweckt und ſtark gemacht; da trat der Gewaltige auf den Kampfplatz, welcher, ſtatt ſie in ihre Schranken zurückzuweiſen und der Liebe, dem Glauben, der Wahrheit und dem Rechte die verlorne Herrſchaft zurückzuſtellen, jene ſtark ließ, aber ſie in ſeinen Dienſt zwang. Das iſt das Geheimniß ſeiner unerhörten Macht, daß er das, was in der ſinnlichen Natur des Menſchen am heftigſten treibt, was allgewaltig iſt, wenn es einmal Scham und Scheu überwunden hat; daß er die Selbſtſucht in jeglicher Geſtalt, als Begierde nach Reichthum und nach Glanz, nach Sinnenluſt und nach Ehre, daß er den Zorn, den Haß, den Neid und jede heftige Leidenſchaft, als dienende Geiſter um ſich verſammelte. Und weil die Welt lange ſein Geheimniß nicht wußte, und das Eine Zauberwort nicht errieth, wodurch ſein Reich zerſtört werden mogte; weil ſie vielmehr unbeholfen ihm nachzuahmen ſuchte, was er als Meiſter verſtand, ſo hatte er lange Gewalt über die Welt. Nicht ſein Schwert hat ihm den Sieg errungen, ſondern ſeine unerhörte Kunſt, die kraftvollſte Sinnlichkeit allenthalben in ſeinen Dienſt zu verflechten, indem er ihr jede Befriedigung als Lohn vorhielt. Dieſe Kunſt bereitete ihm das niegeſehene Gelingen, welches von nun an faſt 10 Jahre lang ſeinen Rieſenſchritt durch die Geſchichte Europa's bezeichnet.

Und wenn nun nach der Quelle in ſeiner eigenen Bruſt gefragt wird, aus welcher die dargethane Weiſe und Richtung des Handelns entſprang; ſo iſt es daſſelbe innerlich, was er als treibende Kraft in die Welt außer ſich pflanzte; es iſt die Selbſtſucht in der furchtbarſten, man kann ſagen, in der großartigſten Geſtalt, wie ſie die Weltgeſchichte jemals geſehen. Alle die außerordentlichen Kräfte ſeiner Natur dienten nur ihm ſelbſt, hatten

nur ihn zum Gegenſtande der Verehrung, nur ihn zum letzten Ziele aller Anſtrengung.

Die große Gewalt ſeines Geiſtes und ſeiner bildenden Kraft, ſo wie die Meiſterſchaft ſeiner täuſchenden Kunſt, bewies er zunächſt in Frankreich; durch ſie gelang ihm das Schwerſte, was der Einzelne über ſein Zeitalter zu gewinnen vermag, nämlich den Kreis der herrſchenden Gedanken zu ſeinem Vortheile umzuwandeln und wie man es durch ein glückliches Bild ausgedrückt hat, „die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit, die im allgemeinen Umlauf waren, umzuprägen, und ihnen ſein eigenes Bildniß aufzudrücken.“

Zuerſt mußten ihm Verſchwörungen, die wahrſcheinlich durch ſeine eigenen Helfer zum Scheine angezettelt waren, dazu dienen, mehrere hundert franzöſiſche Bürger, die der Freiheit zu eifrig anhingen, in die Gefängniſſe oder über Frankreichs Gränzen, und viele zum Tode zu führen. — Bald darnach wurde ihm durch den Senat die Würde des erſten Conſuls auf zehn Jahre, und zugleich durch das Volk auf Lebenslang angetragen. Er beherrſchte die Gemüther noch durch das öffentliche Vertrauen, und ſo glänzende Beweiſe deſſelben hätten ihm hohe Befriedigung gewähren können, wenn ein Maaß in ihm gelebt hätte. Aber den Unerſättlichen gelüſtete nun zunächſt nach einer Krone, und als er dieſe beſaß, ſtreckte er die Hand nach mehreren und bald nach allen aus. Als der neue Krieg mit England ausbrach und England in dem Gefühle, daß von dem Einen Manne alles Unglück ausgehe, einige der erbitterſten Feinde deſſelben an Frankreichs Küſte ausſetzte, die ihm den Untergang geſchworen hatten, Pichegrü, den Eroberer Hollands, und Georges, einen ehemaligen Anführer der Vendée, da mußte ihm dieſer Umſtand zur Erreichung ſeines nächſten Zieles verhelfen. Seine Polizei, die gar wohl von den Anſchlägen dieſer Männer unterrichtet war, ließ ſie nach Paris kommen, ob ſie nicht mehrere in ihre Schuld zögen, die, ſchuldig werden zu laſſen, ein Gewinn ſchien. Und die Abſicht gelang ſo trefflich, daß Moreau, ein eifriger Republikaner, beim Volke und Heere hoch geachtet, ſich mit ihnen in Unterredungen einließ. Nun wurden alle verhaftet, verurtheilt, Georges hingerichtet, Pichegrü im Gefängniß erdroſſelt gefunden, Moreau nach Amerika verwieſen. Und um dem alten Königsgeſchlechte der Bourbons zu zeigen, wie der neue Machthaber ſich ſchon feſt genug fühle, auch ihr Blut fließen zu laſſen, wurde der Herzog von Enghien, der Enkel des großen Condée, ein junger, hoffnungsvoller Prinz, plötzlich durch 1200 Mann aus Ettenheim im Badiſchen, vom Gebiete des deutſchen Reiches, welches ſolchen Hohn geduldig ertragen mußte, entführt, nach Paris und von da nach Vincennes gebracht, vor ein Kriegsgericht aus Buonaparte's Creaturen geſtellt, und noch in der Stunde ſeiner Ankunft, ohne daß ihm ein An-

wald zur Vertheidigung, oder ein Prieſter zum Troſte im Tode gewährt worden wäre, im Schloſſe zu Vincennes erſchoſſen.

Darnach mußte, auf den Antrag der Tribunen, ein Senatsbeſchluß gefaßt werden, durch welchen die Regierung Frankreichs Napoleon Buonaparte, als erblichem Kaiſer, übertragen wurde. Im elften Jahre der Republik wurde auf den Trümmern des Königthums ſein Kaiſerthron errichtet. Die Stufen, welche das römiſche Volk ſeit Vertreibung ſeiner Könige bis zum Kaiſerthume Auguſts in 500 Jahren durchgemacht, hatte der ſchnelle Puls Frankreichs in elfen vollendet. Wie in Rom blieben auch neben dem Kaiſerthum noch republikaniſche Formen und das Gerüſte einer gemäßigten Verfaſſung. Aber, wie in Allem, in Wort und That, von nun an die Willkühr das Geſetz der Welt werden ſollte, ſo war ſie es ſogleich in dem großen Vorbilde des Staates, nach welchem ſich das Kleinere geſtalten mogte. Unter dem Scheine der eingeſchränkten Verfaſſung folgte der Kaiſer einzig ſeinem Willen und herrſchte als unumſchränkter Deſpot, die Menſchen nur als Zahlen, ihr Leben als eine Münze zum Verbrauche, betrachtend. Die verführeriſche Liebe ſolcher Regierungsweiſe verbreitete ſich bald auch über die Gränzen Frankreichs hinaus. Das eitle franzöſiſche Volk bethörte Napoleon dabei durch Glanz, durch Kriegsruhm und den Namen der großen Nation; das Heer, ſeine Stütze, feſſelte er an ſich, indem er ihm Alles erlaubte, was die Begierde fordert; die großen Talente, die ihm dienen ſollten, erhob und bereicherte er übermäßig, damit ſie bei ſeinem Falle ſo viel zu verlieren hätten, als der Menſch ſelten den Muth hat wieder aus ſeiner Hand zu geben. Das war eine ſeiner furchtbarſten Herrſcherregeln, daß, wer unumſchränkt herrſchen wollte, nur Reiche und Arme, nicht aber einen begüterten Mittelſtand, dulden müſſe; jene könne die Regierung durch jede Begünſtigung, durch Furcht und Hoffnung, an ſich feſſeln, und die Armen laſſe die Sorge der täglichen Nahrung nicht über das nächſte Bedürfniß hinausblicken, aber in den Köpfen des Mittelſtandes, welcher Zeit zu geiſtiger Beſchäftigung übrig behalte, da bilde ſich eine Gewalt der Gedanken, welche dem Throne gefährlich werden könne. Und ſo ſcharf drang ſein Blick in das Weſen der menſchlichen Natur, daß er erkannte, die Gewohnheit des blinden Gehorſams, der ſich nur mit geiſtiger Blindheit vetrage, müſſe früh in der Jugend eingepflanzt werden. Darum wurde der kirchliche und der Schulunterricht unter ſtrenge Aufſicht genommen, auf einen engen Kreis beſchränkt, die Schüler von Jugend auf nach dem Klange der Trommel zu jedem Geſchäfte gerufen. Ja, ſelbſt die Lehrbücher der Religion mußten den Gehorſam gegen den Kaiſer ſogleich nach dem gegen das göttliche Geſetz ſtellen. — Im übrigen verfiel ſowohl der Volksunterricht als der höhere wiſſenſchaftliche, der ſchon in der Revolutionszeit geſunken war, bis zu ſolchem Grade, daß mehrere Menſchenalter die Folgen davon nachempfinden werden.

144. Der Krieg Oeſtreichs und Rußlands von 1805.

Nicht zufrieden mit der neuen Kaiſerkrone, ließ Napoleon auch die cisalpiniſche Republik in ein Königreich Italien umwandeln und ſich ſelbſt zum erblichen Könige erklären. Zum Zeichen der Mäßigung, wie er ſagte, beſtellte er in ſeinen Stiefſohn, Eugen Beauharnois, einen Vicekönig von Italien. Parma, Piacenza und Guaſtalla wurden ganz mit Frankreich vereinigt, und bald darauf auch die liguriſche Republik. Das alles war gegen den Vertrag von Lüneville; Oeſtreich war ſehr unzufrieden. Es fand eine gleiche Stimmung in dem Kaiſer Alexander von Rußland, den beſonders die Ermordung des Herzogs von Enghien im Innerſten empört hatte und der ſchon damals den Beruf in ſich fühlte, Europa's Ordnung beſchützen zu helfen. Beide boten dem engliſchen Miniſter Pitt eine erwünſchte Gelegenheit dar, in dem eben erneuerten Kriege Bundesgenoſſen gegen Frankreich zu gewinnen. Es kam ein Bund der drei nebſt Schweden zu Stande, und nach dem großen Kriegsplane ſollte die franzöſiſche Macht auf allen Punkten, in Italien, der Schweiz, Holland und in Frankreich ſelbſt angegriffen werden. Dieſe Plane durchſchnitt Napoleon nach gewohnter Weiſe und durch gewohnte Schnelligkeit, indem er plötzlich auf einem Flecke erſchien, wo ihn die Gegner nicht erwarteten. Seit dem Jahre 1803 hatte er beträchtliche Heereshaufen an den Nordküſten Frankreichs verſammelt gehalten, um England mit einer Landung zu bedrohen. Dieſe mußten jetzt ſchnell aufbrechen, über den Rhein eilen, die Fürſten von Süddeutſchland zur Verbindung mit Frankreich zwingen, während das öſtreichiſche Heer unter Mack unbeweglich bei Ulm ſtand. Der General Mack, ein gelehrter Heerführer, dem aber die Schnelligkeit des Entſchluſſes und das Glück fehlte, erwartete den Feind, der durch Schwaben, wie er meinte, gerade auf ihn losdringen ſollte. In ſeiner rechten Flanke hatte er die fränkiſchen Länder des Königs von Preußen, welcher keinen Theil am Kriege nahm; durch ſie glaubte er ſich gedeckt. Allein eine ſolche Schutzwehr ſicherte vor Napoleons Planen nicht. Bernadotte, Marmont und die Baiern drangen plötzlich durch Franken gegen die Donau vor, fielen dem General Mack in den Rücken und ſchnitten ihn von Oeſtreich ab. Ueberraſcht und betäubt warf er ſich nach blutigen Gefechten in die Stadt Ulm, und anſtatt, wie ein tapferer Mann, ſich lieber mit dem Schwert einen Weg durch die Feinde zu bahnen, — der Erzherzog Ferdinand ſchlug ſich mit einigen Reuterhaufen glücklich nach Böhmen durch, — gab er ſich mit den Ueberbleibſeln ſeines Heeres am 17. Oktober gefangen.

Napoleon ſchickte aus dieſem erſten Abſchnitt des Krieges, der ein Heer von 80,000 Mann faſt vernichtet hatte, vierzig eroberte Fahnen an den Senat nach Paris, an die Weiſen des Reichs, wie er ſie nannte, „ein Geſchenk der Kinder an ihre Väter.“ Und

zu ſeinem Heere ſagte er, als er weiter zog: „er werde ſie nun gegen die Ruſſen führen; auch dieſe würden ein gleiches Schickſal erfahren. In ihrem Heere ſeyen keine Anführer, gegen die er Ehre erlangen könne; daher werde er keine Sorge haben, als den Sieg mit wenig Blut zu erkaufen. Seine Soldaten ſeyen ſeine Kinder.

Die Schlacht bei Auſterlitz, den 2. December 1805. — Ohne bedeutenden Widerſtand zog nun das franzöſiſche Heer gegen Oeſtreichs Hauptſtadt und beſetzte ſie am 11. November. Die Ruſſen und Oeſtreicher zogen ſich nach Mähren zurück; am 2. December ſtanden die Gegner bei Auſterlitz einander gegenüber und beſchloſſen die entſcheidende Schlacht. „Ich werde weit vom Feuer bleiben," ſagte Napoleon, der zum erſtenmal als Kaiſer ſein Heer in großer Schlacht ſelbſt anführte, zu ſeinen Kriegern, „wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Reihen durchbrecht; ſollte aber der Sieg nur einen Augenblick ſchwanken, dann würdet ihr euren Kaiſer ſich den erſten Streichen ausſetzen ſehen." Die Dreikaiſerſchlacht, wie Napoleon ſie in ſeinem Berichte mit Wohlgefallen benannte, begann; es war ein ſchöner, ſonnenheller Wintertag. Wie Napoleon vorhergeſagt hatte, geſchah es, die Feinde wurden nicht gut angeführt, es herrſchte Unordnung in dem Gange der Bewegungen; man kannte die Stärke und Stellung des franzöſiſchen Heeres nicht genugſam, und bald war die ruſſiſche Schlachtordnung getrennt, zerriſſen, trotz aller Tapferkeit über den Haufen geworfen. Der linke ruſſiſche Flügel wollte ſich über einen gefrornen See retten; Napoleon ließ das Eis durch Kanonen zerſchmettern, und viele Ruſſen verſanken. — Es war kein ſchwerer Sieg geweſen, auch würde er den Krieg nicht entſchieden haben, wenn nicht der Kaiſer Franz, in der erſten Sorge für ſeine Unterthanen, ſchnell den Frieden abgeſchloſſen hätte; eine perſönliche Unterredung mit Napoleon, in der Mühle zu Saroſchitz, vermochte ihn dazu. Denn am Tage nach der Schlacht verſtärkten 12,000 Ruſſen das wieder geſammelte Heer; Erzherzog Ferdinand hatte in Böhmen 20,000 Mann geſammelt und die Baiern mit Verluſt aus dieſem Lande geſchlagen; Ungarn waffnete; der Erzherzog Karl eilte mit einem ſiegreichen Heere aus Italien dem Vaterlande zu Hülfe und konnte bald Wien, im Rücken der Franzoſen, befreien; Ruſſen und Engländer waren in Neapel gelandet; Ruſſen, Schweden und Engländer drangen durch das hannöverſche Land vor, und was das Wichtigſte war, auch Preußen hatte ſeine Heere geſammelt, um die Verletzung des Ansbachiſchen Landes zu rächen. — In dieſem Augenblicke ſchloß der Kaiſer Franz den Waffenſtillſtand und zeigte die unbedingte Neigung zum Frieden; das Unglück ſeiner Länder betrübte ihn zu ſehr und er wähnte damals noch, ein Friede mit dieſem Gegner, durch

große Opfer erkauft, könnte Beſtand haben; als wenn Opfer deſſen Luſt nach dem Ganzen zu ſtillen vermochten!

Der preußiſche Abgeordnete, Graf von Haugwitz, der geſendet war, das Geſetz des Friedens vorzuſchreiben oder Krieg zu verkündigen, ſah ſich durch Oeſtreichs Entſchluß in große Verlegenheit geſetzt und hielt es für angemeſſen, ſtatt des drohenden Wortes, welches ihm der König mitgegeben, in friedlicher Weiſe zu reden. Und der franzöſiſche Bericht pries „die Weisheit Preußens, welches nie einen biederern und uneigennützigeren Freund gehabt habe, als Frankreich. Uebrigens hänge das franzöſiſche Volk von Niemand ab, und 150,000 Feinde mehr würden den Kampf nur um etwas verlängert haben!“ — Solche Sprache hätte der preußiſche Abgeordnete beſſer verſtehen und Preußens Würde fühlend, auf friſcher That, da Oeſtreichs Friede noch nicht geſchloſſen war, thun ſollen, was ſein König ihm befohlen hatte und ein halbes Jahr nachher dennoch zu thun ſich entſchloß. Vielleicht mochte Oeſtreich, wenn es Preußens Ernſt ſah, einen längeren Krieg dem ſchmählichen Frieden vorziehen. Statt deſſen unterzeichnete Haugwitz, ohne Vollmacht, den Vergleich zu Wien, wodurch Preußen Ansbach an Baiern, Neuſchatel und Cleve an Frankreich abtrat und dafür Hannover erhalten ſollte, worauf England keinesweges Verzicht geleiſtet hatte. So ſtreute Napoleon den Samen der Zwietracht zwiſchen Preußen und England aus, wohl wiſſend, daß beide durch Verbindung mit einander ſtark waren.

Fünf Tage nach dieſem Vertrage ſchloß Oeſtreich den Frieden zu Preßburg, den 25. December 1805. Durch dieſen Frieden, der alle bisherigen an Härte übertraf, verlor Oeſtreich 1000 Q. Meilen Landes und an 3 Millionen Unterthanen, und zwar von den beſten, die es beſaß. Das treue Tyrol, welches noch in dieſem Kriege ſeine Anhänglichkeit an das öſtreichiſche Haus bewieſen hatte, mußte nebſt Burgau, Eichſtädt, einem Theil von Paſſau, Vorarlberg und anderen Beſitzungen Vorderöſtreichs an Baiern; was Oeſtreich in Schwaben beſaß, an Würtemberg und Baden, Venedig an das Königreich Italien abgetreten werden. Dagegen erhielt Oeſtreich einen geringen Erſatz durch Salzburg, und der Churfürſt von Salzburg wurde aus dem Lande, das er eben erhalten, nach Würzburg verpflanzt, welches Baiern abtrat. — Die Länder mit ihren Bewohnern wurden als eine Waare betrachtet, welche aus der Hand des einen in die des Andern übergehen könne, wie der Markt es eben mit ſich bringe. So wollte es die Lehre des Despotismus, damit Liebe und Anhänglichkeit für die alten Fürſtenhäuſer entwurzelt, das Gemüth zu Eis erkältet, das Menſchliche, was den Staat zu einem Ebenbilde der Familie machen kann, völlig ertödtet werde und nur das Gefühl in dem Unterthan übrig bleibe, er ſey zum Gehorſam geboren und dieſes Eine Geſetz der Natur kette ihn an den einen Herr-

ſcher ſo gut als an den andern, ſey derſelbe ein Einheimiſcher oder ein Fremder, ſey er von Geſtern oder von Heute.

Um das zerknickte deutſche Reich nur ſchnell ſeiner völligen Auflöſung zuzuführen, wurde den Churfürſten von Baiern und Würtemberg der Königstitel, und ihnen, wie dem Churfürſten von Baden, die völlige unabhängige Regierung ihrer Länder, oder, wie es die Zeit mit einem Lieblingsworte benannte, die Souverainität gegeben; der Kaiſer Franz entſagte aller Oberlehnsherrlichkeit über ihre Länder, und damit war der That nach ihr Verhältniß zum deutſchen Reiche aufgelöſt. Das Lehnsband und die Vaſallenpflicht, ſo viel von ihnen auch ſchon abgeblättert war, hielten bis jetzt doch noch einzig Kaiſer und Reich zuſammen. Die Blöden fand man mit der Verſicherung ab, wie dieſe ſouverainen Herrſcher dennoch dem deutſchen Staatenbunde angehören ſollten; aber wer Ohren hatte zu hören, der erkannte in dieſen Zeichen das ferne Rollen des Donners, welcher den heranziehenden Sturm verkündigt. Das Schlimmere ſtand noch bevor.

145. Das Ende der deutſchen Reichsverfaſſung, 12. Juli und 6. Auguſt 1806.

Wie ſchon zur Zeit, da Frankreich noch eine Republik war, die liſtige Benutzung der Friedenszeit faſt gefährlicher geweſen, als der offenbare Krieg, ſo auch unter dem neuen Kaiſer. Napoleon, ſo hat man es treffend ausgedrückt, hatte die Revolution in ſich aufgenommen, in ihm war ſie gleichſam zur Perſon geworden und ihre furchtbaren Grundſätze lebten in ihm fort. — Das erſte Wort, welches er nach dem Preßburger Frieden ſprach, war ſein gewöhnlicher Bannſpruch. Der König von Neapel hatte engliſche und ruſſiſche Truppen in ſein Land aufgenommen; da ſchickte er ſeinen Bruder Joſeph und Maſſena mit 60,000 Mann längs Italien hinab, und in dem Aufruf, den er ihnen am 27. December von Schönbrunn aus mitgab, hieß es: „Das königliche Haus von Neapel habe aufgehört zu regieren!“ Das furchtbare Wort ſchreckte dieſes Haus auch in der That von dem Boden Italiens über die Meerenge nach Sizilien hinüber; hier erhielt es ſich mit Hülfe Englands, in Neapel aber wurde Joſeph Buonaparte zum erblichen König erklärt. Der neue Königsthron koſtete noch unermeßliches Blut; die Einwohner Unteritaliens empörten ſich immer mit neuer Wuth und Kalabrien nebſt den Abruzzo's mußten faſt in Einöden verwandelt werden.

Zunächſt traf nun Holland die Reihe. Es wurde gleichfalls in ein Königreich verwandelt und einem andern Bruder, Ludwig Napoleon, zu ſeinem Theile gegeben. Es hatte nicht das ſchlimmſte Loos gezogen, denn Ludwig fühlte die Pflicht, für ſein neues Volk mehr zu leben, als für ſeines Bruders Willen.

Ein dritter aus des Kaiſers Verwandtſchaft, ſein Schwager Joachim Mürat, ward an dem rechten Ufer des Rheines, des Stromes, der ſo oft als natürliche Scheidewand zwiſchen dem Deutſchen und Franzöſiſchen genannt war, aufgeſtellt, ein bedenkliches Zeichen für die Zukunft; er erhielt die Herzogthümer Cleve und Berg; erſteres hatte Preußen, letzteres Baiern für Ansbach abgetreten.

Alexander Berthier endlich, der erſte im Kriegsrathe Napoleons, bekam das Fürſtenthum Neufchatel.

Zugleich mit dieſen äußern Vorrüſtungen wurde der Plan der innern Geſtaltung des großen Baues gleichfalls klarer dargelegt. Franzöſiſche Blätter mußten das Syſtem des Gleichgewichts, an welchem Europa noch immer mit einigem Glauben gehangen hatte, als ein ſehr thörichtes ausſchreien; welches nur Eiferſucht und Kriege erzeugt habe. Ruhe ſey nur dann zu hoffen, wenn Einer den unbeſtrittenen Vorrang habe und ſeinem Worte bei den Streitigkeiten der Völker Folge geleiſtet werde. Es war die Sprache der Römer, kurz vor der Zeit, als ſie die Weltherrſchaft geradezu an ſich riſſen; da nannten ſie ſich auch die Schiedsrichter der Welt und ihre Geſandten zogen mit ihren Stäben Kreiſe um die Könige, welche noch dieſen Namen trugen, und forderten auf der Stelle die Erklärung des Gehorſams. — Zu einem einzigen Reiche ſchien ihm doch wohl Europa zu groß, aber es ſollte, unter dem Namen eines Föderativſtaates, durch eine Familienherrſchaft umfaßt werden, und die Brüder und Vettern und Angeheiratheten ſollten unter Königs- und Fürſten-Namen die Statthalter des großen Kaiſers in Paris ſeyn. Alexanders Welteroberung war zerfallen, weil er kein Herrſchergeſchlecht geſtiftet hatte; Karls des Großen Reich und Geſchlecht zerging in Theile, weil er den Plan entworfen hatte, ein Familienreich zu ſtiften, ohne einen Mittelpunkt für die Familie, und weil Ludwig der Fromme, dem Plane gemäß, das Reich unter ſeine Söhne vertheilte. Daher erſann Napoleon einen neuen Entwurf. Alle Glieder des großen Herrſchergeſchlechts, ſo verordnete er in dem kaiſerlichen Familiengeſetze, ſollten im kaiſerlichen Erziehungshauſe in Paris erzogen werden, unter des Kaiſers Augen, nach ſeinen Grundſätzen; ohne ſeine Erlaubniß ſollten ſie ſich nicht verehelichen, nicht über dreißig Stunden von Paris entfernen dürfen. Er wollte ihr gemeinſchaftlicher Vater und Herr ſeyn. So, hoffte er, wenn die ganze Jugendzeit durch ihn geleitet ſey, ſollten ſich ſein Geiſt und ſeine Grundſätze auf Jahrhunderte in ihnen und ihren Nachkommen vererben, wie im römiſchen Senate die großen Grundſätze der Staatskunſt Jahrhunderte lang von einem Geſchlecht auf das andere forterbten. Aus Paris ſollten die dort erzogenen Prinzen den gleichen Sinn, mit dergleichen Sprache und gleichen Geſetzen, über alle beherrſchten Völker verbreiten; ihre Lebensregel aber ſollte wörtlich dieſe

ſeyn: „Daß ſie die erſte aller Pflichten dem Kaiſer, die zweite Frankreich, und erſt die dritte dem von ihnen beherrſchten Volke ſchuldig ſeyen.“ — Wenn ſo umfaſſende, außerordentliche Veranſtaltungen in ihrem rechten Sinne aufgefaßt werden, ſo kann das Wort nicht mehr als unwahrſcheinlich gelten, welches die öffentliche Stimme dem Kaiſer Napoleon in den Mund gelegt hat: „Daß nämlich in zehn Jahren die Dynaſtie Napoleons die älteſte in Europa ſeyn ſollte.“ Und wenn die Geſchichte einſt nach Jahrhunderten das furchtbare Schwanken aller Dinge und die Entwurzelung tauſendjähriger Ordnungen in unſerm Zeitalter mit Einem Worte bezeichnen will, ſo wird ſie dieſes Wort *) nennen.

Als die Theile des großen franzöſiſchen Bundesſtaates wurden ſchon damals, außer Frankreich: Italien, Neapel, Spanien, Holland, Baiern, Würtemberg, Baden und Berg, mit einer Maſſe von 66 Millionen Einwohner genannt.

Zu dem Glanze und der Befeſtigung einer neuen Krone gehörte auch ein Reichsadel, der, mit ihr emporgeſtiegen, auch mit ihr fallen müſſe. Napoleon ſchuf ihn dadurch, daß er zuerſt in Italien und nachher in allen Ländern, die ſeine Waffen erreichten, eine Anzahl von größeren und kleineren Reichslehen mit bedeutenden Einkünften für ſolche errichtete, die ſich in der Treue und im Dienſteifer für ihn beſonders auszeichnen würden. Sie ſollten nach der Erſtgeburt forterben, nach Erlöſchung des Mannesſtammes aber an die Krone zurückfallen. Dadurch ſollten Alle, die vorzügliche Thatkraft auszeichnete, mit dem Kaiſer gleichen Antrieb zur Behauptung der eroberten Länder fühlen.

In der Mitte dieſes veränderungsreichen Jahres traf der letzte entſcheidende Schlag auch die Verfaſſung des deutſchen Reiches. Ihre Auflöſung, die der That nach ſchon da war, wurde nun auch durch das Wort ausgeſprochen. Am 12. Juli wurde zu Paris ein Rheinbund abgeſchloſſen, durch welchen die Könige von Baiern und Würtemberg, der Chur-Erzkanzler, der Churfürſt von Baden, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, der Herzog von Berg, die letzteren viere als Großherzoge, dann die naſſauiſchen und hohenzollerſchen Fürſten, nebſt noch einigen kleineren Fürſten und Grafen, ſich von dem deutſchen Reichsbande trennten und den Kaiſer von Frankreich als den Protektor (Beſchützer) ihres Bundes anerkannten. Er ſollte das Recht haben, den Fürſten-Primas des Bundes, welcher in den Verſammlungen den Vorſitz führen ſolle, zu ernennen; Krieg und Frieden und die Contingente an Truppen zu beſtimmen; ſo daß alſo jeder Krieg Frankreichs auch der des Rheinbundes ſeyn mußte, ſollte er auch gegen die bisherigen Brüder des deutſchen Reiches geführt werden. Für ſolche Opfer ſollten die Fürſten die unumſchränkten Herren ihrer

*) Aus dem Munde eines Advokaten-Sohnes aus Korſika.

Unterthanen ſeyn, ohne durch ein Bundesgericht, bei welchem die Unterthanen in Nothfällen Klage führen könnten, oder durch eine mildernde Verfaſſung, irgend gebunden zu ſeyn. In dieſem Allen war der Bund klar und beſtimmt, in allem Uebrigen dunkel und ſchwankend, damit des Protektors Wille Geſetz ſeyn könne. Es war kein Bund deutſcher Stämme mit einander, ſondern mit Frankreich, und nicht ein ſolcher, der gegenſeitige Rechte und Pflichten gab, ſondern die Pflicht war auf Seiten der Fürſten, die Rechte auf der des Beſchützers. — Auch darin ſchnitt dieſer Bund die Fäden, welche die Vorzeit noch mit der Gegenwart verbanden, durch, daß freie Stände des Reiches, die den Gliedern des rheiniſchen Bundes zugetheilt waren, mediatiſirt, das heißt, ihrer landesherrlichen Rechte entkleidet und ſolchen, mit welchen ſie früher gleich waren, untergeordnet wurden. Die freie Stadt Frankfurt, welche der künftige Sitz der Bundesverſammlung ſeyn ſollte, ward dem Fürſten Primas zugetheilt und verlor gleichfalls ihre Selbſtſtändigkeit.

Es bedarf des richtenden Wortes über dieſen Bund nicht; das Schickſal hat ihn bald gerichtet, und die Nachwelt wird ſein Andenken vielleicht aus unſrer Geſchichte zu verwiſchen ſuchen.

Der deutſche Kaiſer, die entwürdigte Krone des alten Reiches von ſeinem Haupte ablegend, in dem 1006ten Jahre, nachdem Karl der Große ſie auf das ſeinige geſetzt hatte, erklärte ſich zum erblichen Kaiſer der öſtreichiſchen Monarchie, den 6. Auguſt 1806.

Welchen Schutz aber das deutſche Land, in Vergleich mit dem des öſtreichiſchen Hauſes, von dem neuen Beſchützer zu erwarten habe, davon zeugte die friſche That. Zu eben der Zeit, als der franzöſiſche Geſandte Bacher zu Regensburg noch einmal erklärte, daß Frankreich niemals ſeine Gränzen über den Rhein ausdehnen werde, wurde die Feſtung Weſel eigenmächtig von Frankreich in Beſitz genommen und zu der 25ſten Militairdiviſion geſchlagen.

146. Preußens und Rußlands Krieg von 1806 und 1807.

Die Errichtung des rheiniſchen Bundes war ſowohl feindlich gegen Preußen als gegen Oeſtreich gemeint; frühere Bundesgenoſſen, ſo lange die Reichsverfaſſung geſtanden, ſahen beide nun in Fremde verwandelt, welche bei jedem Zwiſte mit Frankreich ihre Feinde ſeyn mußten. Napoleon hatte den König Friedrich Wilhelm früher mit der Ausſicht hingehalten, es könne ſich unter ſeinem Schutze ein nordiſcher Bund, nach dem Muſter des rheiniſchen bilden, der das nördliche Deutſchland umfaſſen ſolle; jetzt wurde ein ſolcher Bund verworfen. Hannover ſogar wurde jetzt England wieder angeboten. Ueberhaupt geſchah alles, was Preußen kränken und ihm zeigen mußte, daß der franzöſiſche Kaiſer

ein ſelbſtſtändiges Volk nicht mehr neben ſich dulden wolle. — Da glaubte endlich der entrüſtete König, die Ehre ſeines Volkes nicht länger von den übermüthigen Fremden verhöhnen laſſen zu dürfen, und Volk und Heer ſtimmten laut dem Könige bei. Er forderte von Frankreich, daß es ſeine Truppen aus Deutſchland ziehen, die Bildung eines nordiſchen Bundes nicht hindern, und Weſel nicht als franzöſiſche Feſtung behalten ſollte. Als dieſe Punkte verweigert wurden, erklärte Preußen den Krieg. Es war das Gebot der Ehre, welches ſo raſchen Entſchluß forderte, damit die Welt erkenne, daß kein anderer Antrieb, als ihre Stimme, hier obwalte. Denn in ſo ungünſtigen Kampf begiebt ſich keiner, der ihn irgend mit Ehren vermeiden kann. Preußen hatte keinen Bundesgenoſſen auf dem Kampfplatze, als das nur halbwillige Sachſen; mit England und Schweden war der Friede noch nicht völlig hergeſtellt, und die ruſſiſchen Krieger, die wirklich Hülfe leiſten ſollten, waren erſt an den Gränzen.

Napoleon ſprach bei dem Ausbruche des Krieges: „Sein Herz traure bei dem beſtändigen Uebergewichte, welches der Geiſt des Böſen erhalte, der unabläſſig geſchäftig ſey, ſeine Entwürfe für die Ruhe Europa's und das Glück der Zeitgenoſſen zu ſtören!“ Dann zog er ſeine Heere zuſammen, die noch in Franken und Schwaben gerüſtet ſtanden, und rückte gegen die Päſſe des Thüringer Waldes. An der Nordſeite deſſelben ſtand das große preußiſche Heer, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunſchweig, eines 72jährigen Greiſes, und mit Anführern, welche zum Theil uneinig unter ſich waren. Die Theilnahme am Revolutionskriege hatte nur einen geringen Theil des preußiſchen Heeres mit der Sturmesſchnelligkeit der neueren franzöſiſchen Kriegsweiſe bekannt gemacht; der größere Theil war im 43jährigen Frieden erſchlafft, und, weil das Gerüſt von Friedrichs des Großen Einrichtungen noch ſtand, mit deſto gefährlicherem Selbſtvertrauen erfüllt. Bei aller Tapferkeit und Tüchtigkeit in der Bruſt vieler Einzelnen war kein einiger und ſtarker Geiſt, der das Ganze verband. Da mußte geſchehen, was auch der Furchtſamſte nicht für möglich gehalten hatte, daß, wie in den Kriegen der alten Welt, Ein unglücklicher Tag über das Schickſal eines ganzen Reiches entſchied.

Am 10. Oktober wurde der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen durch ſeine Kampfbegierde in ein ungleiches Gefecht bei Saalfeld verwickelt und fiel ſelbſt auf dem Schlachtfelde. Das unglückliche Treffen öffnete den Franzoſen die Päſſe der Saale, und mit ſtarker Macht hindurchbrechend umgingen ſie den linken Flügel des preußiſchen Heeres und ſchnitten es von Sachſen ab; Davouſt hielt ſchon am 13. Oktober Naumburg beſetzt. Die Vorräthe der Preußen gingen verloren, es entſtand auf der Stelle der bitterſte Mangel und dadurch unvermeidliche Unordnung und Nie-

dergeſchlagenheit. So ſollte das Heer ſtreiten, in ſeinem Angeſichte die Saale und Elbe, die es hätte im Rücken haben ſollen. Es war vor der Schlacht ſchon beſiegt.

Die Schlachten bei Jena und Auerſtädt, den 14. Oktober 1806. — Ein Theil des preußiſchen Heeres unter dem Herzog von Braunſchweig ſtand bei Auerſtädt, ein anderer unter dem Fürſten von Hohenlohe bei Jena und Vierzehnheiligen, beide ohne rechte Verbindung mit einander. Sie wurden an demſelben Tage angegriffen und beſiegt. Bei Auerſtädt focht der Marſchall Davouſt, bei Jena Napoleon ſelbſt. Gleich im Anfange der Schlacht ſank der Herzog von Braunſchweig, von einer Kugel tödtlich getroffen; durch ſeinen Fall war der Plan des Gefechtes zerrüttet und verworren; die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zuſammenwirkens im Großen und der Zuverſicht in der Menge nicht erſetzen. Von mehreren Seiten umgangen wich die Schlachtordnung zurück; ſie wollte ſich nach Weimar ziehen, um an dem Hohenloheſchen Heereshaufen eine Stütze zu finden; noch wußte man nicht, daß dieſer zu derſelben Zeit das gleiche Unglück erfahren. Bald aber wurde es nur zu klar, denn ſo groß war die Verwirrung auf allen Seiten, daß in der Nacht, während der Heerestheil von Auerſtädt gegen Weimar zog, ein Theil des Hohenloheſchen Heeres von Weimar gegen Auerſtädt ſich retten wollte.

Zehn Tage nach der Schlacht von Jena rückte Napoleon ſchon in Berlin ein; vierzig Tage nach Ausbruch des Krieges ſtand er an der Weichſel, und eine Strecke Landes mit 9 Millionen Menſchen und vielen feſten Städten war durch die Eine Schlacht gewonnen, ein Heer aber, das früher als ein Muſter gegolten, war vernichtet. Das war ein Zeugniß, daß viele der beſten Stützen des Staates morſch geworden waren, weil der Glaube, das Unverbeſſerliche zu beſitzen, die Wachſamkeit geſchwächt hatte. Dieſer Glaube ſollte durch das entſetzliche Unglück vernichtet, der Geiſt geweckt, die Kräfte erfriſcht werden.

Es hieße alte Wunden zwecklos aufreißen, wenn im Einzelnen erzählt würde, wie groß die Niederlage geweſen, wie und wo die einzelnen Ueberbleibſel des Heeres noch vollends vernichtet, wie ſchnell und durch wen die vielen feſten Orte Preußens gefallen, zum Theil auf ſchmähliche Weiſe übergeben ſind. Die Söhne jener Väter, manche der Väter ſelbſt, haben doppelt und dreifach gut gemacht, was dort gefehlt war, und das Schickſal hat ſich als verſöhnt bewieſen. Eben ſo wenig darf die Geſchichte wiederholen, wie unwürdig und ſchmachvoll der franzöſiſche Kaiſer, in der Trunkenheit ſeines Sieges, von ſeinen Gegnern, wie unerhört ſittenlos er von dem preußiſchen Königshauſe, und beſonders von der allverehrten, angebeteten Königin redete. Aber die Beweisſtücke ſind nicht verloren und werden ewig ein Zeugniß ablegen, wie un-

edel, wie durchaus unritterlich und aus gemeinem Stoffe gebildet, das Herz dieſes Mannes war.

Die wider Erwarten ſchnelle Auflöſung des preußiſchen Staates hatte ihm jede Spur der Mäßigung genommen und gränzenloſe Hoffnungen erweckt. In Berlin erklärte er, daß er aus dieſer Stadt und aus Warſchau nicht eher weichen werde, bis der allgemeine Friede erobert ſey; und von Berlin aus erließ er am 21. November 1806 das berüchtigte Dekret gegen England, die Grundlage des ſogenannten Continentalſyſtems, worin er alle großbrittanniſchen Staaten für blokirt erklärte, allen Handel und ſogar Briefwechſel mit England unterſagte, und alles engliſche Eigenthum auf dem feſten Lande, ſogar jedes Schiff, welches nur in England einmal geweſen, wegzunehmen befahl. Durch ſo harte Maßregeln ſollte Englands Handel zu Grunde gerichtet werden; aber der Schaden richtete ſich gegen das feſte Land ſelbſt. England, dem die ganze Welt offen ſtand, öffnete ſich andere Handelswege, eroberte alle Colonien der Europäer, bebaute den eigenen Boden nun ſorgfältiger, und nahm die Bedürfniſſe ſeines Schiffbaues, ſtatt aus den nordiſchen Reichen, aus Kanada und Irland. Europa dagegen mußte ſeinen Handel ſtocken und verfallen ſehen, und wenn es auch manche Dinge ſelbſt zu arbeiten lernte, die es ſonſt von England bezog, ſo gab dieſes doch keinen Erſatz für den Verluſt des Handels auf den Meeren.

Die Schlachten bei Eylau und Friedland. 8. Febr. und 14. Juni 1807. — Die Ueberbleibſel des preußiſchen Heeres unter Kalkreuth und Leſtocq, geläutert durch die harten Erfahrungen der letzten Monate, geſäubert von den Feigen und Schwachen, die dahinten geblieben waren, ein kleiner, aber kernhafter Heldenhaufe, vereinigte ſich mit den Ruſſen, die jetzt auf den Kampfplatz traten. Nach einigen, wenig entſcheidenden, obgleich blutigen Vorfällen in Polen, zog ſich der Krieg nach dem Königreich Preußen, und hier kämpften die Heere bei Eylau, in nicht großer Entfernung von Königsberg, am 7. und 8. Februar in bitterer Kälte, unter Schnee und Winterſturm, eine der blutigſten Schlachten. Hundert und funfzig Tauſend Mann wütheten in heftiger Anſtrengung aller Kräfte gegen einander, während der Zorn der Natur die Zerſtörung noch furchtbarer machte. Der Kern der franzöſiſchen Garden wurde hier aufgeopfert und der Sieg dennoch nicht vollſtändig errungen. Mit unerſchütterlicher Tapferkeit fochten die Ruſſen; und die Preußen unter Leſtocq, zur rechten Zeit auf dem heftig bedrohten linken Flügel eintreffend, warfen mit dem rühmlichſten Heldenmuthe die letzten franzöſiſchen Angriffe zurück. Beide Heere ſchrieben ſich den Sieg zu; in der That aber war der Vortheil mehr auf Seiten der Verbündeten, und ein neuer Angriff am dritten Tage, ſo urtheilten mehrere Anführer, würde die Franzoſen zum Rückzuge gezwungen haben. Aber der ruſſiſche

Heerführer, General Beningſen, glaubte ſeinem ermüdeten Heere ſo übermenſchliche Anſtrengung nicht zumuthen zu dürfen und zog ſich nach Königsberg zurück. Auch die Franzoſen wichen in ihre alte Stellung an der Paſſarge zurück, und es erfolgte nun eine Ruhe von beinahe vier Monaten, während welcher beide Heere ſich verſtärkten. Das arme preußiſche Land litt fürchterlich unter der Laſt von mehreren hunderttauſend Kriegern.

Napoleon betrieb in dieſer Zeit ſehr eifrig die Belagerung der ſtarken Feſtung Danzig in ſeinem Rücken, des Schlüſſels der Oſtſee. In derſelben befehligte der General Kalkreuth und vertheidigte ſie bis in den Mai; als aber jede Verbindung mit der See abgeſchnitten und kein Erſatz zu hoffen war, übergab er ſie am 24. Mai unter ehrenvollen Bedingungen.

Nun erſt, da der entſcheidende Augenblick ſchon verſäumt war, griffen die Ruſſen und Preußen die Verſchanzungen des franzöſiſchen Heeres an der Paſſarge an. Sie fochten mit bewundernswerther Tapferkeit; allein durch die 30,000 Mann, die Danzig belagert hatten, verſtärkt, und durch ihre ſtarken Schanzen beſchützt, hielten die Franzoſen die Angriffe aus und griffen darauf ſelbſt an. In unaufhörlichen, blutigen Gefechten wurde am 5. bis 12. Juni gekämpft, und an dieſem Tage erfolgte die entſcheidende Schlacht bei Friedland. Von früh Morgens bis um Mitternacht dauerte der Kampf. Bis nach Mittag war der Vortheil auf Seiten der Ruſſen; ſie freuten ſich ſeiner und vergaßen die Wachſamkeit, die auch dem Sieger nöthig iſt. Da langten am Nachmittage die Heerhaufen von Ney und Viktor und Napoleons Garden auf dem Schlachtfelde an und entſchieden den blutigen Tag; die Ruſſen wurden auf allen Seiten über den Allefluß zurückgeworfen und wendeten ſich nun gegen den Gränzfluß ihres Reiches, den Niemen. Am 19. Juni zog Napoleon in die Gränzſtadt Tilſit ein, nachdem ſein Heer ſchon am 16. Königsberg beſetzt hatte.

Der Friede zu Tilſit, den 7. und 9. Juli 1807. — Eine Zuſammenkunft der beiden Kaiſer aus Oſten und aus Weſten auf dem großen Niemenfluſſe führte zu einem ſchnellen Frieden, entſchied über die Zerreißung des preußiſchen Staates, und beſtimmte den Gang der europäiſchen Geſchichte noch auf mehrere Jahre hinaus. Napoleon, ein Meiſter im ſchlauen Mißbrauche des Wortes, wußte den Kaiſer Alexander zu überreden, daß ſein einziger Zweck der Friede des feſten Landes ſey und daß er ſich auf demſelben nur ausdehne, um die Küſten gegen den Uebermuth der Engländer zu beſchützen, damit endlich die Freiheit der Meere errungen werde. Auch nahm er den Schein an, daß er mit Rußland eine feſte Freundſchaft wünſche, damit beide vereint das Glück der Völker von Europa feſtſtellen könnten, indem ohne ſie oder wider ihren Willen kein Streit ſich erheben dürfe.

Alſo wurde in dieſem Frieden von Rußland Cataro, Raguſa und die ſieben Inſeln an Frankreich abgetreten und zum Erſatz 400,000 Seelen vom preußiſchen Polen angenommen. Friedrich Wilhem aber, der von ſeinem Königreiche faſt nichts mehr ſein nennen konnte, mußte die härteſten Bedingungen eingehen. Er trat die Hälfte ſeines Reiches, mit 5 Millionen Menſchen, ab. Zuerſt ſeine polniſchen Länder mit der Stadt Danzig; dieſe wurde für eine freie Stadt erklärt, das polniſche Land aber zu einem Großherzogthum Warſchau erhoben. Zum Großherzog erhielten die Polen den Herrſcher Sachſens; das ſächſiſche Haus hatte Polen ſchon früher beherrſcht. Friedrich Auguſt, der ſich drei Tage nach der Jenaer Schlacht für neutral erklärt und bald mit Frankreich ein Bündniß geſchloſſen hatte, war indeß König geworden und dem rheiniſchen Bunde beigetreten.

Ferner verlor Preußen alle Länder zwiſchen der Elbe und dem Rheine. Aus dem größten Theile derſelben bildete Napoleon das neue Königreich Weſtphalen für ſeinen jüngſten Bruder Hieronymus. Er nahm dazu auch einen Theil des hannöverſchen Landes, das Herzogthum Braunſchweig, weil deſſen Herzog die preußiſchen Heere geführt hatte, und das Churfürſtenthum Heſſen. Gegen das heſſiſche Fürſtenhaus erging gleichfalls ſein Bann, daß es aufhören ſolle zu regieren, weil es ſich immer feindlich gegen Frankreich bewieſen und bei dem preußiſchen Kriege gleichfalls zweideutig dageſtanden habe. Und doch hatte Heſſen nur mit Bewilligung Frankreichs Neutralität gehalten. Dennoch wurde das Land plötzlich überfallen und der Churfürſt wie ein Flüchtling aus ſeinem Wohnſitze getrieben. In denſelben zog der neue König, ein ausländiſcher, über deutſche Völker vom alten Urſtamme der Sachſen und der Chatten, mit einer Schaar franzöſiſcher Beamten, zum Hohne für ganz Deutſchland, triumphirend ein.

Der König Friedrich Wilhelm hatte nur ein kleines, aber treues und tüchtiges Volk übrig behalten. Auch die Freude wurde ihm zu Theil, daß drei ſeiner Feſtungen, Kolberg, Graudenz und Pillau, ſich in keinen Vertrag mit dem Feinde eingelaſſen und mehrere der ſchleſiſchen auf ehrenvolle Weiſe ſich vertheidigt hatten; zwei von ihnen, Koſel und Glaz, waren gleichfalls noch nicht in Feindes Hand. In Graudenz befehligte der Greis Courbiere, der, als die Franzoſen ihn zur Uebergabe aufforderten und ihm meldeten, der König ſey über den Niemen zurück und habe ſein Königreich verloren, erwiederte: „So wolle er König in Graudenz ſeyn.“ Nach Kolberg aber hatte der König den Oberſten Gneiſenau geſendet, ſchon damals erkennend, daß er der Stadt in ihm einen ſtarken Pfeiler ſende, welcher nicht wanken werde. Und dazu hatte ſich in dieſer Gegend eine Freiſchaar tapferer Männer eingefunden, durch den Lieutenant Schill und Andere geſammelt, und wurde ein Schrecken der Feinde weit umher. Dieſe Männer be-

wieſen, im kleinen Vorſpiele des künftigen Größeren, was der deutſche Mann einſt vermögen werde, wenn ihn der freie Geiſt mit voller Kraft treibe.

Nachdem die franzöſiſchen Heere das übrige preußiſche Land geräumt hatten, behielten ſie doch noch einen Theil der Feſtungen beſetzt. Es ſollte Preußen fortan keinen freien Entſchluß mehr faſſen können. Ueberdies erlag das Land unter den unermeßlichen Brandſchatzungen, die es den Franzoſen noch bezahlen mußte, und an denen kein Nachlaß zu hoffen war. In ſo bedrängter Lage entwickelte das preußiſche Volk, an dem Beiſpiele ſeines Königs und ſeiner Königin ſich ſpiegelnd, die im Unglück die rechte Stärke und Innigkeit ihres deutſchen Gemüthes bewährten, eine ſo würdige Geſinnung, ſolche Ruhe und Beſonnenheit, ſo erfreuliche Rückkehr zu einer frommen Sinnesweiſe, und überall ſolche Erkenntniß des Nächſten und Nöthigen, daß in dem Anblicke dieſer Umwandlungen das Unglück von Jena von Vielen ein Segen für Preußen genannt iſt. An die Stelle der nach Außen gehenden Richtung, welche dem preußiſchen Staate früherhin den Vorwurf eines eigenſüchtigen Strebens zugezogen hatte, trat nun die Einkehr in das Innere, welche immer und zwar unverlierbaren Gewinn bringt; von nun an ſollten Eroberungen auf dem Gebiete des Geiſtes gemacht werden, und mit Freigebigkeit ſorgte der Staat, obwohl er nun arm war, für Alles, was die Bildung förderte. In die Verwaltung des Staates, wie in die Einrichtung des Kriegsweſens, wurde mehr Einheit gebracht und Alles naturgemäßer geordnet. Die Städte erhielten eine ſelbſtſtändigere Verfaſſung, damit die Theilnahme der Bürger an ihren Angelegenheiten und die Freudigkeit des alten ſtädtiſchen Lebens wieder geweckt werde. Ein reges Leben und Treiben der Geiſter entfaltete ſich und wurde durch die Regierung gern befördert; viele der edelſten Männer verbanden ſich, gemeinſchaftlich zu wachen und zu arbeiten, daß ſich ein treur, deutſcher, dem fremden Verderben widerſtrebender Sinn erhalte, damit, wenn einſt die Stunde der Erhebung, durch beſondere Gunſt des Schickſals, ſchlagen ſollte, das Volk bereit und kräftig erfunden würde.

147. Der Spanier Beiſpiel.

Napoleon indeſſen, nach Paris zurückkehrend, brachte als Zeichen ſeines Triumphes den Siegeswagen von einem der Thore Berlins und den Degen Friedrichs des Großen mit ſich, und zu einer Brücke von Auſterlitz kam nun auch noch eine Brücke von Jena in ſeiner Hauptſtadt. Zu ſolchem Glanze und zu ſolcher Feſtigkeit ſchien ſeine Herrſchaft durch dieſen neuen Frieden erhoben zu ſeyn, daß ſie in den Augen der Menſchen wie unerſchütterlich daſtand, und daß, wer verkündigt hätte, es würden in nicht gar vielen Jahren die zertretenen Preußen mit gewaffneter Hand

ihren Siegeswagen aus Paris ſelbſt zurückholen, wie ein wahnwitziger Thor verlacht ſeyn würde.

Wer Napoleons Sinnes- und Handlungsweiſe nur irgend kannte, wußte im Voraus, daß er jetzt nicht etwa ruhen, ſondern gerade im Frieden auf neue Eroberungen ſinnen werde; und da er eben in zwei ſchnellen Kriegen die Mächte in Oſten beſiegt und auf längere Zeit geſchwächt hatte, ſo mochte man daraus den Schluß ziehen, daß er ſich nun gegen den Weſten wenden werde; aber ſo verrätheriſch, ſo ehr- und treulos hatte ihn bisher noch niemand gehalten, wie er ſich nun gegen Spanien bewies. Das ſpaniſche Königshaus war lange Frankreichs treuer Bundesgenoſſe geweſen und hatte darüber in dem Kriege gegen England ſeine Inſeln und ſeine Seemacht verloren; zum Lohn für ſolche Treue ſollte es nun dazu den Thron verlieren. Schlau und hinterliſtig wußte Napoleon Streitigkeiten, die ſich in der königlichen Familie zwiſchen Vater und Sohn erhoben hatten, für ſich zu benutzen und brachte den alten ſchwachen König Karl IV. dahin, daß er im Anfang des Jahres 1808 ſeine Krone niederlegte und ihm ſelbſt übergab; den Sohn Ferdinand aber lockte er durch Liſt über die Gränze nach Bayonne und zwang ihn gleichfalls zur Entſagung des Thrones. Es wurde ihm nur die Wahl zwiſchen Abdankung oder Tod gelaſſen und der Jüngling wählte das Leben als Gefangener in Frankreich. Sein Volk aber war nicht ſo geduldig. Als Napoleon in der Freude über das gelungene Werk ſogleich ſeinen Bruder Joſeph zum Könige in Spanien ernannte (das Königreich Neapel erhielt darauf der Großherzog von Berg, und dieſes Großherzogthum ſpäter der Kronprinz von Holland), da ergriffen die Spanier im gerechten Zorne die Waffen gegen den aufgedrungenen König. Von Anfang ihrer Geſchichte an ſind ſie immer ein freiheitsliebendes, Ehre und Schande ſehr wohl unterſcheidendes, für König, Vaterland und Religion ſchwärmeriſch entbranntes, Volk geweſen, und ſo haben ſie ſich auch in unſern Tagen bewieſen. Seit langer Zeit ungeübt in den Künſten der neueren Kriegsweiſen ſind ſie zwar vielfältig von den franzöſiſchen Heeren in offenen Schlachten zerſprengt worden, aber beſiegt haben ſie ſich dennoch nicht gegeben. Die Vortheile ihres Landes, Gebirge und wüſte Gegenden, Städte und Mauern, wohl benutzend, haben ſie in einzelnen Gefechten eine unermeßliche Menge von Feinden von ihrem Boden vertilgt; der ſpaniſche Krieg hat Hunderttauſenden von Franzoſen das Leben gekoſtet, und viele Deutſche, die Napoleon dahingetrieben, fanden dort gleichfalls ihr Grab. Die Spanier aber erhielten durch England eine ſehr treffliche Unterſtützung an Waffen und Kriegern, und eine noch wichtigere durch den großen Feldherrn Wellington. Er hat durch ſeine ruhige, beſonnene Kunſt mit geringen Mitteln die pyrenäiſche Halbinſel lange vertheidigt, dann Schritt vor Schritt wieder erobert, bis die

großen Entſcheidungen in Rußland und Deutſchland ihn über die Gebirge nach Frankreich ſelbſt riefen.

148. Der Krieg Oeſtreichs von 1809.

Wie Preußen im Jahre 1806 der Stimme der Ehre und dem alles Andere überwiegenden Gefühle gefolgt war, das gegen die Schmach des franzöſiſchen Uebermuths keine Anſtrengung zu groß, kein Opfer zu ſchwer, kein Unglück zu ſchmerzlich ſey, ſo erhob ſich auch Oeſtreich durch den gleichen Antrieb im Jahr 1809 zum neuen Kriege gegen Frankreich. Es war ihm ſelbſt unmittelbar keine Kränkung widerfahren; aber rund umher geſchah das Schmähliche und das Verderbliche. Das alte Reich der Deutſchen war verſchwunden; im Herzen Deutſchlands ein neuer Thron für einen Fremdling errichtet; das übrige Deutſchland immer enger mit dem Erbfeinde verbunden; endlich gar das alte ſpaniſche Königshaus, wie wenn von nun an kein Recht mehr zwiſchen den Völkern gelten ſollte, ohne allen Grund vom Throne geſtoßen. Was konnte jetzt noch als ſicher und durch Alter und Geſchichte begründet angeſehen werden? Dazu hatte Napoleon im Sommer 1808, ehe er ſelbſt nach Spanien ging, eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Alexander zu Erfurt gehalten und ſein Bündniß mit dieſem noch feſter geknüpft. Es ſchien, als wollten Frankreich und Rußland ſich ſchon einzig als die Schiedsrichter Europa's anſehen und Oeſtreich, welches Jahrhunderte lang Europa's Mittelpunkt geweſen war, für nichts achten. Das konnte nicht ruhig geduldet werden; über ein gewiſſes Maaß hinaus iſt die Geduld eine Schande. Oeſtreichs Entſchluß zum Krieg war ein ſehr ehrenwerther, ein durchaus reiner und uneigennütziger; denn es trat allein, nur den eigenen Kräften vertrauend, auf den Kampfplatz.

Uebrigens fühlte Oeſtreich ſchon dieſesmal ſehr wohl, daß nicht mehr das ſtehende Heer allein Rettung bringen könne; es wollte einen Krieg im großen Sinne, einen Volkskrieg; es rief Freiwillige auf, errichtete Landwehren, redete ſehr herzliche, begeiſternde Worte zu ſeinem Volke und zu allen Deutſchen; es ſtellte die edlen Prinzen ſeines Hauſes ſelbſt an die Spitze der Heere und ſtrengte alle Kräfte ſeiner reichen und ſchönen Länder in ſolchem Maaße an, wie ſeine Geſchichte noch niemals ein Beiſpiel geſehen hatte. Wenn Rettung und Befreiung durch ein einzelnes Volk kommen konnte, ſo mußte ſie jetzt kommen.

Aber wie 1806, ſo war auch 1809 Europa für die Befreiung noch nicht reif. Das Feuer der Läuterung, ſollte erſt noch Alle, tief und ſchmerzlich, durchdringen; die gemeinſame Noth ſollte noch unendlich größer werden, damit ſie Alle der Eigenſucht entſagten, und damit die Weltgeſchichte das große, ſeltene Schauſpiel eines heiligen Krieges darſtellte, wie alle Völker aus Oſt und Weſt und

Nord und Süd, für Freiheit, Ehre und Tugend vereinigt, wie ein einziger Mann ſich erhoben.

Kein deutſches Gemüth, dem das Vaterland über Alles theuer iſt, wird je vergeſſen können, wie es bei dieſem Kriege von 1809 gehofft, gerungen, gezittert und endlich unmuthig gezürnt hat, als der verhaßte Feind mit einem Heere daherzog, in welchem die Krieger des rheiniſchen Bundes den Kern bildeten; wie er mit den tapfern Armen dieſer Deutſchen das öſtreichiſche Heer, welches bis in Baiern vorgedrungen war, durch mehrtägige, blutige Treffen zum Rückzuge zwang, und nun in ſeinem Stolze verkündigte, daß er, ehe ein Monat vergehe, in Wien ſeyn werde. Das waren ſehr traurige Tage. Bei Pfaffenhofen, Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, vom 19. bis zum 23. April, wurde damals geſtritten, tapfer und rühmlich, aber unglücklich für Oeſtreich, weil das Heer eine viel zu ausgedehnte Stellung genommen hatte, und Napoleon, wie immer, die ganze furchtbare Kraft ſeines Stoßes nur auf einen Punkt richtete. Da konnte er dann mit dem Kern ſeiner Krieger, vorzüglich mit den Reutern, von denen er die beſten bei ſich hatte, bald hier bald dort erſcheinen, plötzlich einen neuen Anfall machen und mit demſelben Haufen den einen Theil der öſtreichiſchen Ordnung nach dem andern niederwerfen. In der That bewies er ſich hier im vollen Glanze ſeiner Feldherrngröße. Wo nur die Gefahr groß war, da ſah man ihn, und ſeine Gegenwart entſchied; weder der Tag noch die Nacht ſahen ihn ruhen, und wohl ſelten in allen Jahrhunderten mag von einem einzelnen Menſchen ein ſolches Maaß der Anſtrengung und der That in dem Raum weniger Tage und Nächte zuſammengedrängt ſeyn. — Für die öſtreichiſche Landwehr, die den Krieg noch nicht kannte, waren die Schaaren der gepanzerten Reuter die furchtbarſten Gegner. Wie ein Sturmwind, der die Erde erbeben macht, brauſten die ſchrecklichen Reihen, dicht geſchloſſen, mit Erz umhüllt, gegen Kugeln und Stiche geſchützt, — ſo erſchien es den noch unkundigen Kriegern, — gegen ſie daher, und die, alle Sinne betäubende, Auge und Ohr ſchon vor dem Zuſammentreffen beſiegende, Gewalt warf ihre Reihen zu Boden und zerſprengte Haufen von Tauſenden bei dem erſten Angriffe. Aber bald zeigten die kräftigen Männer, daß nur die Neuheit dieſer Dinge ſie im erſten Augenblicke überwältigt habe.

Die Schlacht bei Groß-Aspern und Eßlingen, den 21. und 22. Mai. — Der Erzherzog Karl zog mit ſeinem noch immer ſtarken Heere, nach den blutigen Tagen des April, an dem linken Ufer der Donau nach Böhmen hinab, Napoleon aber an der rechten Seite gegen Wien. Einige Tage vertheidigte es der Erzherzog Maximilian, und Napoleon belegte dafür ihn und das ganze Kaiſerhaus, wie früher das preußiſche, mit den ſchimpflichſten Schmähungen; aber eine ſo große, faſt unbefeſtigte Stadt

konnte einer Belagerung nicht ausgeſetzt werden. Am 12. Mai zog der Feind ein. Darauf ging das franzöſiſche Heer über die Donau gegen den Erzherzog Karl, um den öſtreichiſchen Staate den letzten Stoß zu verſetzen. Am 21. und 22. Mai wurde in den weiten Ebenen von Groß-Aspern und Eßlingen, nahe an der Stelle, wo einſt Rudolph von Habsburg den böhmiſchen König Ottokar beſiegte, in blutiger Schlacht gekämpft. Napoleon rechnete wiederum auf den Schrecken ſeiner eiſernen Reuterſchaaren und ließ durch ſie an mehreren Stellen die heftigſten Stürme wagen, um die öſtreichiſche Schlachtreihe zu trennen, einen Flügel von dem andern abzureißen, die einzelnen Haufen zu überwältigen. Aber er traf ſeine Gegner anders, als bei Regensburg, und mußte erkennen, daß ein neuer, ſchneller und ſchaffender Geiſt in dem öſtreichiſchen Heere walte. Der Held Karl hatte in dem kurzen Zwiſchenraume, nach den Erfahrungen des April, ſeine Krieger vor allen Dingen in dem Schließen feſter Vierecke ſich üben laſſen, an welchen, wie an einer Mauer, die Anfälle der Reuter zurückprallen mußten; und weil das Gemüth und der freie Sinn der Einzelnen den Führern willig entgegen kam, ſo war das Kunſtſtück trefflich gelungen. Die Reuter griffen manche der Vierecke von allen Seiten im Sturme an; aber mit ruhiger Faſſung ließ das Fußvolk ſie bis dicht an ſeine geſchloſſenen Reihen herankommen und empfing ſie alsdann mit ſo wirkſamem Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederſtürzten und auch die Unverwundeten, im Stoße des Sturmes, über die Gefallenen hinſtürzten. Dann konnten die eigenen Reuter, welche zur Hülfe herbeikamen, und das Fußvolk ſelbſt, die Ueberbleibſel der feindlichen Geſchwader leicht überwältigen oder zur eiligen Flucht zwingen.

Durch dieſe Standhaftigkeit des öſtreichiſchen Fußvolks und die eben ſo rühmliche Tapferkeit der Reuterſchaaren unter Johann von Lichtenſtein, und endlich durch die treffliche Anführung des Heerführers Karl, der allenthalben voraneilte, wohin die Gefahr ihn rief, wurden am 21. Mai alle Verſuche der Franzoſen, irgendwo durchzubrechen, vereitelt. Das Dorf Aspern, welches ſie zu einem Mittelpunkte ihrer Schlachtordnung gemacht hatten, wurde ihnen ſogar entriſſen. Und dazu ließ der Erzherzog, jeden Vortheil klug benutzend, um die Kraft des reißenden, eben ſehr angeſchwollenen Donauſtromes als einen Mitkämpfer gegen die Fremdlinge zu gebrauchen, Schiffe und andere ſchwere Laſten den Strom hinab gegen die Schiffbrücke Napoleons treiben. Und ſiehe, es gelang; die Brücke riß von einander und der Angreifer ſtand nun am linken Ufer, von Wien und ſeinen übrigen Haufen getrennt, und mußte die neue Schlacht am folgenden Tage den 22. annehmen. Alle Anſtrengung, alle ſeine Kunſt war diesmal vergebens; ſeine Reuter, ſein Fußvolk und ſein Geſchütz konnten gegen die öſtreichiſche Tapferkeit nicht beſtehen; die Schlacht ging

unglücklich, und wäre es nicht dem Marſchall Maſſena gelungen, das Städtchen Eßlingen, deſſen Mauern ihm als eine Feſtung dienten, zu behaupten und dadurch den Rückzug zu decken, ſo wäre wohl das ganze franzöſiſche Heer verloren geweſen. Ja, es war dennoch verloren, — ſo haben nachher Viele behauptet, — wenn die Sieger ſogleich auf friſcher That ihren Sieg verfolgten und die Inſel Lobau angriffen, auf welche Napoleon ſich gerettet hatte und in großer Verlegenheit wartete, bis die Brücke über den andern Donau-Arm wieder hergeſtellt ſey. — Man ließ ihm die Zeit dazu, und er zog nach Wien zurück. Aber das Schlachtfeld war mit ſeinen Todten bedeckt, und allein 3000 Küraſſier-Panzer laſen die Oeſtreicher von demſelben auf.

Neue Hoffnungen waren durch dieſe Schlacht in Vieler Herzen aufgegangen. Einzelne Zeichen des erwachenden Zornes in dem geſammten deutſchen Volke hatten ſich auch an andern Orten gezeigt. In Norddeutſchland erhob ſich wieder der kühne Schill und fing mit ſeinen Huſaren und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, den Krieg gegen die Feinde des deutſchen Namens auf ſeine eigene Hand an. Und Dörnberg, mit mehreren andern Männern in Heſſen, faßte den Plan, den eingedrungenen König in Kaſſel von ſeinem angemaßten Throne zu vertreiben und das Werk der Befreiung zu beginnen. Wie Ernſt von Mansfeld, Chriſtian von Braunſchweig, Bernhard von Weimar, und andere Führer im dreißigjährigen Kriege, nach alter deutſcher Weiſe ein Gefolge um ſich ſammelnd, den Kampf für diejenige Partei führten, welcher ſie ſelbſt zugethan waren, ſo lebte auch in obigen Männern das Gefühl einer ähnlichen Kraft und dazu ein glühender Eifer für das Vaterland. Und auch ihre Zeit war, wie die des dreißigjährigen Krieges, eine außerordentliche, das Ungewöhnlichſte hervorbringende. Dennoch zeigte ſich der große Unterſchied zwiſchen dieſer und der früheren, noch nahe an die Tage des Fauſtrechts gränzenden Zeit, daß die jetzige durch die Jahrhunderte, da der Landfriede und die Geſetze ruhig geherrſcht, ſolcher Selbſthülfe ungünſtig geworden war. Der Gehorſam gegen das Geſetz und die beſtehende bürgerliche Ordnung überwog jede andere Regung in der Menge, und das Unternehmen jener Männer mußte ſcheitern. Schill, der ſeine Zeit mit einem planloſen Umherziehen im nördlichen Deutſchland verloren hatte, warf ſich endlich in die Stadt Stralſund. Von hier möchte er ſich vielleicht nach England gerettet haben, um ſpäter durch beſſere Dienſte für das Vaterland die unbedachte That wieder gut zu machen, in welche er ſich und ſo viele tapfere Männer geſtürzt hatte; allein ein unberufenes däniſches Korps vereinigte ſich mit den ihn verfolgenden Franzoſen und Holländern. Stralſund wurde am 31. Mai erſtürmt und der unglückliche Schill fiel unter den Streichen däniſcher Reuter. Auch

Dörnbergs Aufſtand mißlang, und er mit ſeinen Freunden mußte über das Meer nach Englands Küſten hinüberfliehen. An den gefangenen Gefährten Schills nahm die franzöſiſche Wuth eine bittere Rache; viele wurden hingerichtet, andere wie Verbrecher auf die Galeeren geſchleppt. Furcht und Todesangſt ſollten von jeder freien Regung in einer deutſchen Bruſt zurückſchrecken; und damit auch das Wort verſtummte, hatte Napoleon im Anfange des Krieges einen unſchuldigen deutſchen Mann, den Buchhändler Palm von Erlangen, weil er eine Schrift von der Erniedrigung Deutſchlands verbreitet hatte und den Verfaſſer nicht nennen wollte, erſchießen laſſen. Dieſe That hat die Gemüther in Deutſchland faſt mehr empört als alles andere, was früher und ſpäter Arges durch ihn geſchah, und das Schreien des unſchuldig vergoſſenen Blutes iſt nicht ohne Vergeltung geblieben.

Wichtiger als die obigen Vorfälle im nördlichen Deutſchland war der Aufſtand der treuen Tyroler unter Andreas Hofer, Straub und Speckbacher. Dieſe kernhaften Männer des Gebirges hatten die Franzoſen nun ſchon zweimal mit großem Verluſte aus ihrem Lande herausgeſchlagen durch dieſelbe Kriegskunſt ſtarker und kühner Gebirgsvölker, wodurch einſt die Schweizer das ſtolze Ritterheer der Herren von Oeſtreich gedemüthigt hatten. Ganz Deutſchland ſah mit Erhebung zu jenen Bergen hinauf, ſich freuend, daß die Freiheit noch Eine Heimath unter deutſch redenden Männern gefunden habe, und hoffend, der Sieg werde durch ſolche Standhaftigkeit doch endlich errungen werden. Noch von einer andern Seite eröffnete ſich eine Hoffnung. Die Engländer landeten mit einer ſtarken Flotte an den Küſten der Niederlande und nahmen die Inſel Walchern ein. Es ſchien als wenn Frankreich hier eine ſehr ſchmerzliche Wunde empfangen würde. — Aber noch einmal ſollten alle dieſe Hoffnungen getäuſcht werden.

Die Schacht bei Wagram den 5. und 6. Juli und Friede zu Wien den 14. Oktober. — Napoleon hatte ſich nach der Schlacht von Aspern durch Baiern, Würtemberger, Sachſen, Italiener und Illyrier wieder ſo anſehnlich verſtärkt, daß er von Neuem über die Donau gehen und den Erzherzog Karl mit Uebermacht angreifen konnte. Er ſetzte in einer ſchwarzen Gewitternacht, unter dem Krachen des Donners, über den Strom, und lieferte am 5. und 6. Juli die große entſcheidende Schlacht bei Wagram. Von den Thürmen Wiens konnte man einen Theil des großen Schlachtfeldes, da wo der rechte öſtreichiſche Flügel focht, überſehen; und mit unendlichem Jubel ſahen die Zuſchauenden, wie dieſer Flügel tapfer vordrang, alles über den Haufen warf und viel Raum den Feinden abgewann. Er hatte ſogar mehrere Fahnen und Kanonen erobert. Dennoch wurde ihre herrliche Hoffnung betrogen, der linke Flügel des öſtreichiſchen Heeres war um=

gangen, die Hülfe von Ungarn her nicht zu rechter Zeit eingetroffen, und ſo viel war auf jener Seite verloren worden, daß der Feldherr ſich zum Rückzug entſchließen mußte. Schon 6 Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und von nun an am Frieden unterhandelt.

Das war eine harte Botſchaft für die Tyroler. Noch einmal ſtrengten ſie in ihrer Verzweiflung alle Kräfte an und ſchlugen im Auguſt den franzöſiſchen Marſchall Lefebre aus ihren Bergen, ob vielleicht Oeſtreich, durch ſolche Ausdauer ermuntert, den Krieg wieder erneuerte. Allein die Unfälle des eigenen Landes ſchienen dem Kaiſer Franz zu hart und verderblich; dazu war auch die Unternehmung der Engländer gegen Holland gänzlich mißlungen; es blieb bei den Unterhandlungen und der Friede wurde geſchloſſen. Während dieſer Zeit konnten die Franzoſen alle Kräfte gegen das kleine Tyroler Land wenden und daſſelbe gleich einer Feſtung von allen Seiten einſchließen und beſtürmen. Ein Paß und ein Berg nach dem andern wurden eingenommen, die Männer getödtet oder entwaffnet, der treue und fromme Hofer am Ende gefangen, über die Alpen nach Italien geſchleppt, und in der Feſtung Mantua als ein Miſſethäter erſchoſſen. Mit unverbundenem Geſichte, die Augen der aufgehenden Sonne zugewendet, und das Kreuz des Erlöſers an die Lippen drückend, fiel er von den Kugeln der franzöſiſchen Soldaten.

Doch einer der Freiheitshelden, Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, aus dem alten Geſchlechte der Welfen, rettete ſich durch einen ritterlich kühnen Zug aus den Ländern weg, wo die verhaßten Feinde die Oberhand hatten. Von den Gränzen Böhmens aus wagte er es, nur mit 1200 kühnen Männern, ſeiner ſchwarzen Schaar, einen Weg von 70 Meilen, mitten durch feindliche Haufen hindurch, über Leipzig, Halle, Halberſtadt, ſein eigenes Erbe Braunſchweig, aus welchem ihn der Räuber vertrieben, über Hannover, bis an den Ausfluß der Weſer nach Elsfleth ſich durchzuſchlagen und glücklich nach England hinüberzuſchiffen. Da empfing man den welfiſchen Helden mit freudigem Erſtaunen.

Oeſtreich aber verlor durch den Wiener Frieden Salzburg und mehrere benachbarte Striche Landes an Baiern, den größten Theil ſeiner polniſchen Beſitzungen an das Großherzogthum Warſchau und an Rußland, und dann die Ueberbleibſel ſeiner italieniſchen Länder, nebſt Illyrien, ſo daß es nun gar nicht mehr an das Meer ſtieß und auf der andern Seite alle Vormauern mit ſeinen Bergen dahin geben mußte. Dieſes war noch ſchlimmer, als daß es wiederum 2000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menſchen verlor.

149. Napoleon auf dem Gipfel ſeiner Macht 1810—1812. und im Sturze 1813—1815.

Durch den Wiener Frieden war der Kaiſer Napoleon ſo hoch geſtiegen, daß nun alle Hoffnung verloren ſchien, ſeine Macht könne je wieder gebrochen werden. Sie noch mehr zu befeſtigen und in den Augen der Welt auch durch die Verbindung mit einem ehrwürdigen Fürſtenhauſe gleichſam zu adeln, warb er um die Kaiſertochter in Wien, die Erzherzogin Marie Louiſe; ſeine bisherige Gemahlin Joſephine mußte in eine Trennung willigen. Der Kaiſer Franz brachte das unermeßliche Opfer und gab ihm die Tochter. „Für die Monarchie, für das heiligſte Intereſſe der Menſchheit, als Schutzwehr gegen unabſehliche Uebel, als Unterpfand einer beſſeren Ordnung der Dinge," — ſo heißt es in einer ſpätern Erklärung Oeſtreichs, — „gaben Se. Majeſtät, was Ihrem Herzen das Theuerſte war, hin und knüpften ein Band, welches den ſchwächern und leitenden Theil, nach den Drangſalen eines ungleichen Kampfes, durch das Gefühl einiger Sicherheit aufrichten, den ſtärkeren und ſiegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit ſtimmen, und ſo ein Gleichgewicht herſtellen ſollte, ohne welches die Gemeinſchaft der Staaten nur eine Gemeinſchaft des Elendes ſeyn kann. Der Kaiſer Napoleon hatte zu dieſer Zeit den Punkt in ſeiner Laufbahn erreicht, wo Befeſtigung des Erworbenen wünſchenswerther wird, als raſtloſes Beſtreben nach neuem Beſitz. Das Gebäude ſeiner Größe erhielt durch die Verbindung mit dem älteſten Kaiſerhauſe der Chriſtenheit, in den Augen der franzöſiſchen Nation und der Welt, einen ſolchen Zuwachs an Feſtigkeit, daß unruhige Vergrößerungspläne es forthin nur entkräften und erſchüttern konnten. Nach vieljähriger, vergeblicher Anſtrengung und unermeßlichen Aufopferungen gab es Beweggründe genug zu dem Verſuche, durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten."

Wie ſah ſich jedoch der edelgeſinnte Kaiſer Franz in dieſem ſchönen, menſchlichen Vertrauen betrogen! Noch in demſelben Jahre, da die neue Verbindung geſtiftet war, — (am 2. April 1810 war die Trauung mit der Erzherzogin Marie Louiſe), wurde der Vicekönig von Italien zum künftigen Nachfolger des Fürſten Primas, nun Großherzogs von Frankfurt, ernannt; wurde Holland, nachdem der König Ludwig die Krone niedergelegt hatte, weil er nicht das Werkzeug in ſeines Bruders Hand zum Verderben ſeines Volkes ſeyn wollte, ganz mit Frankreich vereinigt, — „weil Holland nichts ſey, als eine Anſchwemmung des Rheines, der Maaß und der Schelde, der großen Pulsadern des franzöſiſchen Reiches." Und endlich zum Beweiſe, daß er nun Alles könne, wonach ihm gelüſte, und daß er gar keine Rückſicht mehr nehme, beſchloß Na-

poleon plötzlich, das ganze nordweſtliche Deutſchland, was am Ausfluſſe der Weſer, der Ems und der Elbe liegt, mit den alten freien Handelsſtädten, Bremen, Hamburg und Lübeck, auch mit Frankreich zu vereinigen. „Der Schleichhandel, der an dieſen Küſten und von dieſen Städten mit England getrieben werde,“ mußte der Vorwand dazu ſeyn. So war Deutſchland ſeiner Küſten und ſeines Seehandels beraubt, und der Strom, der noch immer das eigentliche franzöſiſche Reich von Deutſchland geſondert hatte, war durch eine ſo willkührliche, bloß von der Laune gezeichnete, Länder und Flüſſe quer durchſchneidende Linie überſchritten, daß man offenbar ſah, es ſey dieſes nur die Einleitung zu noch größeren Gewaltſchritten und ein Stück Deutſchlands nach dem andern werde in den Abgrund hinabgezogen werden.

Was jedoch der neu errichteten, längſt alle Schranken der Mäßigung überſchreitenden, Macht einzig auch über das Leben des Stifters hinaus eine feſte Dauer hätte gewähren können, die Befeſtigung derſelben im Glauben und im innigſten Gemüthe der Völker, das hatte Napoleon nie verſtanden; jetzt that er, was ſolchem Eindruck am ſchroffſten entgegen war. Schon von Wien aus im Jahre 1809 hatte er den Papſt, den allgemeinen Vater der katholiſchen Welt, der in dem Glauben der Völker als unverletzlich daſtand, ſeiner alten Hauptſtadt beraubt, ihn ſelbſt gleich einem Verbrecher gefangen wegführen laſſen; und nun vereinigte er auch Rom mit ſeinem großen Reiche und verordnete, daß ſein und aller künftigen Kaiſer erſtgeborner Sohn den Namen eines Königs von Rom führen ſolle. Für ſolche Thaten wurde ihm in den Herzen von Millionen geflucht; aber den eiſernen Mann kümmerte weder der Fluch noch der Segen. Sein Reich ſchien ihm durch 500,000 ergebene Krieger und ein Heer heimlich lauernder Horcher feſt genug begründet, und ſo urtheilte mit ihm die Welt, welche das Aeußere anſieht.

Dennoch dauerte es nicht zwei Jahre, und der Koloß jener großen Macht war umgeſtürzt, und ihrem Stifter, welchen die Sieger großmüthig behandelten, wurde durch den erſten Pariſer Frieden 1814 die Inſel Elba an der Küſte Italiens zum Sitze angewieſen, wo er, wenn der Sinn der Ruhe und Mäßigung irgend Raum in ihm hätte gewinnen können, ein unverdient ehrenvolles Leben führen konnte. Allein ſein ungeſtümer Ehrgeiz trieb ihn im nächſten Jahre noch einmal von dort weg zur Anmaßung ſeiner eben verlornen Kaiſerkrone, bis durch den letzten entſcheidenden Schlag bei Belle Alliance oder Waterloo ſein wieder aufgerichteter Thron auf immer zertrümmert und er ſelbſt auf die einſame Inſel St. Helena im großen Weltmeere verbannt wurde, wo er nach 6 Jahren qualvoller Unthätigkeit am 5. Mai 1821 ſein Grab gefunden hat.

Doch die ewig denkwürdige Geſchichte des großen Völkerkampfes, durch welchen alles dieſes vollbracht wurde, verdient in größerer Ausführlichkeit behandelt zu werden, und iſt daher der Gegenſtand einer dritten beſondern Abtheilung dieſes Werkes, welche beim Unterrichte an dieſer Stelle einzuſchieben iſt.

Hier verfolgen wir noch die Entwickelungen der neueſten Zeit nach dem zweiten Pariſer Frieden und den Anordnungen der europäiſchen Verhältniſſe, welche auf dem Kongreſſe zu Wien feſtgeſtellt wurden.

150. Die neue deutſche Bundesakte.

Durch die Beſchlüſſe des erſten Pariſer Friedens vom 20. Mai 1814 und des zweiten vom 20. Novbr. 1815 wurden an Deutſchland alle die Provinzen zurückgegeben, welche vor der franzöſiſchen Revolution dazu gehört hatten und durch die nachfolgenden Kriege davon abgeriſſen waren. Auf dem großen Kongreſſe aller europäiſchen Mächte zu Wien, welcher den 1. Nov. 1814 eröffnet ward, wurden ſie ſo unter die Glieder des neuen deutſchen Bundes vertheilt, daß die meiſten wieder bekamen, was ſie urſprünglich beſaßen, oder was ihnen der Lüneviller Friede und die Zeiten des Rheinbundes gegeben hatten.

Der Bundesglieder waren anfänglich 38:

1) Oeſtreich. 2) Preußen. 3) Baiern. 4) Sachſen. 5) Hannover. 6) Würtemberg. 7) Baden. 8) Churheſſen. 9) Großherzogthum Heſſen. 10) Der König von Dänemark, als Herzog von Holſtein. 11) Der König der Niederlande, als Herzog von Luxemburg. 12) Braunſchweig. 13) Meklenburg-Schwerin. 14) Naſſau. 15) Sachſen-Weimar. 16) Sachſen-Gotha. 17) Sachſen-Koburg. 18) Sachſen-Meiningen. 19) Sachſen-Hildburghauſen. 20) Meklenburg-Strelitz. 21) Oldenburg. 22) Anhalt-Deſſau. 23) Anhalt-Bernburg. 24) Anhalt-Köthen. 25) Schwarzburg-Sondershauſen. 26) Schwarzburg-Rudolſtadt. 27) Hohenzollern-Hechingen. 28) Lichtenſtein. 29) Hohenzollern-Sigmaringen. 30) Waldeck. 31) Reuß, ältere Linie. 32) Reuß, jüngere Linie. 33) Schaumburg-Lippe. 34) Lippe. 35) Freie Stadt Lübeck. 36) Frankfurt. 37) Bremen. 38) Hamburg. Später iſt noch 39) Heſſen-Homburg hinzugekommen; dagegen iſt das Haus Sachſen-Gotha 1825 ausgeſtorben und mit Koburg vereinigt, ſo daß doch nun wiederum 38 deutſche Bundesſtaaten vorhanden ſind. (Die herzoglich ſächſiſchen Häuſer theilen ſich ſo: Sachſen-Koburg-Gotha, Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen, und Sachſen-Altenburg.)

Oeſtreich hat ſein treues Tyrol, hat Salzburg und das Inn-Viertel wieder genommen, Baiern iſt mächtig in ſeinem Kreiſe und über Franken, auch hat es in der Pfalz am Rheine Entſchädigungen erhalten und zählt vier Millionen Unterthanen. Würtemberg herrſcht in Schwaben über anderthalb Millionen treuer

und kräftiger Menſchen, und wird durch den Schwarzwald von Baden geſchieden, welches von Baſel an längs dem Rheine bis über Mannheim hinaus als ein ſchönes, fruchtbares Land da liegt. Auch Heſſen-Darmſtadt hat gegen ſeinen früheren Umfang in der Zeit der Umwälzungen ſehr gewonnen und zählt unter ſeine Städte die wichtigſte Feſtung des Bundes, das oft heimgeſuchte Mainz. Am meiſten Unterthanen von deutſcher Zunge zählt jetzt der König von Preußen; es ſind gegen vierzehn Millionen, ſo viele, als noch nie unter Einem Scepter vereinigt waren; und wenn ſie auch nicht ſämmtlich im engeren Sinne zum deutſchen Bunde gehören, ſo iſt ihre Kraft doch durch den Willen ihres Königs mit Deutſchland vereinigt. Sie ſind ihm durch den Beſchluß des großen europäiſchen Gerichtes zuerkannt, weil er den größten Theil ſeiner polniſchen Länder dem ruſſiſchen Reiche abtrat; und Preußen iſt nun, zu ſeines und des Vaterlandes Heil, ein ächt und faſt einzig deutſcher Staat. Seine Länder reichen von der öſtlichen Gränze bis zur weſtlichen und liegen in ſolcher Ausdehnung als ſtete Mahnung da, ſich für des gemeinſchaftlichen Vaterlandes Schutz und Ehre wach und gerüſtet zu halten.

Was die Verfaſſung Deutſchlands betrifft, ſo wurde ſie als ein freier Bund ſelbſtſtändiger und unabhängiger Staaten aufgerichtet, deſſen Hauptbeſtimmungen folgende waren:

„Des Bundes Zweck iſt die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutſchlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutſchen Bundesſtaaten.“

„Alle Bundesglieder haben, als ſolche, gleiche Rechte.“

„Die gemeinſamen Angelegenheiten werden durch eine Bundesverſammlung beſorgt, die ihren Sitz zu Frankfurt am Main hat und bei welcher Oeſtreich den Vorſitz führt. Der Bundestag iſt beſtändig und kann ſich höchſtens auf vier Monate vertagen, wenn die Geſchäfte es erlauben.“

„Sein erſtes Hauptgeſchäft ſoll die Abfaſſung der Grundgeſetze des Bundes und ſeine organiſche Einrichtung in Rückſicht auf ſeine auswärtigen, kriegeriſchen und innern Verhältniſſe ſeyn.“

„Alle Bundesglieder verſprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu ſtehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt iſt, keine einſeitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einſeitig Waffenſtillſtand oder Frieden zu ſchließen. Sie behalten ſich zwar das Recht der Bündniſſe aller Art vor, verpflichten ſich aber kein ſolches zu ſchließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelner Bundesglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wollen ſie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, ſondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesverſammlung vorbringen. Dieſe ſoll entweder vermitteln oder richten, und die ſtreitenden Theile ſollen ihrem Ausſpruche gehorchen.“

„In allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden.“

„Die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionsparteien kann in den Ländern des deutſchen Bundes keinen Unterſchied im Genuß der bürgerlichen und politiſchen Rechte begründen. — Wie eine bürgerliche Verbeſſerung der Bekenner des jüdiſchen Glaubens zu bewirken ſey, wird die Bundesverſammlung in Berathung nehmen.“

„Die Unterthanen der deutſchen Fürſten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzuziehen und dort bürgerliche oder Kriegsdienſte anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienſt gegen das bisherige Vaterland im Wege ſteht.“

„Die Bundesverfaſſung wird ſich mit Abfaſſung gleichförmiger Geſetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, ſo wie auch:“

„Ueber den Handel und Verkehr zwiſchen den Bundesſtaaten beſchäftigen.“

151. Deutſchland in den Jahren 1816 — 1843.

Die deutſche Bundesverſammlung, welche ſeit dem 5. November 1816 in Frankfurt ihre Sitzungen gehalten, hat darin gleich Anfangs das Vaterland geehrt, daß ſie den deutſchen Bund als Geſammtheit zu einer ſelbſtſtändigen europäiſchen Macht, mit dem Rechte, Krieg, Frieden und Bündniſſe zu beſchließen, erklärt und zugleich die hundertjährige Verachtung der Mutterſprache durch ein Geſetz getilgt hat, nach welchem in ſchriftlicher und mündlicher Verhandlung nur ſie gebraucht werden ſoll. Ferner iſt die allgemeine Wehrordnung — wie groß nämlich das Bundesheer im Kriege und im Frieden ſeyn, aus welchen Theilen es beſtehen, wie viel ein jedes Bundesglied dazu ſtellen, wie und bei wem die Anführung, wie viele und welche Feſtungen der Bund haben ſolle, — feſtgeſtellt worden. Das Bundesheer wird aus 300,000 Mann beſtehen, wozu Oeſtreich 94,000 Mann giebt, Preußen 79,000, Baiern 35,000, Würtemberg 13,600, Hannover 13,000, Königr. Sachſen 12,000, Baden 10,000, Großherzogthum Heſſen 6000, Kurheſſen 5400, und ſo nach Verhältniß die übrigen. Es wird unter einem Oberfeldherrn ſtehen, welcher von der Bundesverſammlung erwählt und in Eid und Pflicht genommen wird, von ihr ſeine Vollmachten und Befehle erhält und an ſie ſeine Berichte erſtattet. Zu ſeiner Vertretung oder Nachfolge im Oberbefehl wählt die Bundesverſammlung auch ſogleich einen General-Lieutenant. Die Anführer der zehn Armeekorps, in welche das Bundesheer getheilt werden ſoll, ſtehen einzig unter des Oberfeldherrn Befehle. Von dieſen zehn Korps bildet Oeſtreich 3, Preußen 3, Baiern 1; die drei übrigen ſind aus den andern deutſchen Kriegshaufen zaſammengeſetzt. — Bundesfeſtungen ſind Mainz, Luxemburg und Landau.

Wie für den Krieg die Wehrordnung, ſo war für den Frieden die allgemeine Rechtsordnung des Bundes von der größten Wichtigkeit. Es mußte feſt beſtimmt werden, wie den Beſchlüſſen des Bundes Gehorſam verſchafft und bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander Gewaltthat vermieden, das Recht gehandhabt und deſſen Ausſpruch zur Vollführung gebracht würde. Der Weg zum Rechte wurde bald gefunden. Statt eines allgemeinen Bundesgerichts, welches an die Stelle des ehemaligen Reichskammergerichts treten möchte, wie einige Stimmen wünſchten, wurde der Bundesverſammlung ſelbſt das Geſchäft der Schlichtung jedes Streites übertragen, und wenn der ſtrenge Weg des Rechtes verfolgt werden ſollte, den höhern Gerichtshöfen der einzelnen Staaten als Auſträgalgerichten die Entſcheidung vorbehalten. Wie aber der Widerſpenſtige, der ſich dem Richterſpruch nicht gutwillig fügen wollte, mit Gewalt dazu angehalten werden könnte, das blieb noch lange eine unentſchiedene Frage, bis endlich die dringenden Umſtände der Zeit auch einen vorläufigen Beſchluß des Bundes über eine Executions-Ordnung unter dem 20. Sept. 1819 hervorbrachten. Die Bundesverſammlung darf zur Vollziehung ihrer Beſchlüſſe die bewaffnete Macht des ganzen Bundes zu Hülfe nehmen; ſie hat ſowohl die Zahl der zu ſtellenden Truppen, als die zu deren Stellung verpflichteten Bundesſtaaten zu beſtimmen; und der Rückmarſch der Truppen geſchieht erſt nach erfolgter und gehörig verſicherter Vollziehung der Bundesbeſchlüſſe.

Was die übrigen Hauptzwecke der Bundesakte betrifft, ſo hat die allmälige Entwicklung der Verhältniſſe manches in den einzelnen Staaten in's Leben gerufen, was gleich Anfangs von der raſchen Wirkſamkeit der Bundesverſammlung erwartet wurde. Sehr vieles und Wichtiges dagegen iſt leider durch die Verwirrung der nachfolgenden Zeiten, durch Mißtrauen und Mißverſtand, durch Zögern auf der einen, und ſtürmiſche Ungeduld auf der andern Seite, durch den verderblichen Einfluß fremden Beiſpieles und fremder Einwirkung, ja, mit tiefer Trauer ſey es geſagt, in einzelnen Fällen durch Ausartung der Geſinnung bis zum Verbrechen, vereitelt worden. Wir ziehen hier den Schleier über das Einzelne, was zu entwickeln weder an ſich frommt, noch in den Unterricht der Jugend gehört. Möchte ſie es nie erfahren, wie weit der Parteihaß führen konnte, und möchte die Geſchichte überhaupt es vergeſſen können, indem es als einzelnſtehende kranke Erſcheinung, ohne bleibende Folgen, vorüberginge!

Hier wollen wir nur dasjenige aufnehmen, was wirklich als Entwicklung und Fortſchritt daſteht und hoffentlich dauernde Folgen haben wird.

1) Zunächſt brachte der 13te Artikel, daß in allen Bundesſtaaten eine landſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden ſolle, eine große Bewegung in den Gemüthern hervor. Viele erwarteten von ſeiner

raſchen Ausführung eine ganz neue Ordnung der Dinge und ein plötzliches Abſchaffen aller bisherigen Mängel und Gebrechen; ſie bedachten nicht, daß die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten erſt durch Erfahrung gebildet, durch Uebung in das rechte Geleiſe gebracht werden müſſe, ehe die Frucht ſichtbar werden könne; und ferner nicht, welch ein Unterſchied ſey zwiſchen großen und reichen Staaten, wie England und Frankreich, mit Hauptſtädten, die allein einen kleinen Staat bilden, und zwiſchen kleineren bürgerlichen Gemeinſchaften von ein Paar Millionen, oder gar nur Tauſenden. — Gleichwohl haben faſt alle deutſche Regierungen früher oder ſpäter das Wort der Bundesakte gelöſt oder zu löſen angefangen, je nachdem ihnen der Zeitpunkt dazu gekommen zu ſeyn ſchien.

Der König von Preußen gab zuerſt unter den deutſchen Fürſten, im Mai 1815, noch ehe die Bundesakte die Verbindlichkeit ausgeſprochen hatte, ſeinem Volke die Zuſage einer ſtändiſchen Verfaſſung. Die Ausführung indeß war in dem, aus ſo verſchiedenartigen Theilen zuſammengeſetzten, Staate ſehr ſchwierig, und die nöthigen Vorarbeiten nahmen die Zeit bis zum Jahre 1823 weg. Der König hatte durch eine beſondere Commiſſion, unter dem Vorſitze des Kronprinzen, und nach Anhörung kundiger Männer aus allen Provinzen des Staates, die Verfaſſung der Provinzialſtände ausarbeiten laſſen, und gab derſelben am 5. Juni 1823 Geſetzes-Kraft. Wann eine Zuſammenkunft der allgemeinen Reichsſtände erforderlich ſeyn werde, und wie ſie aus den Provinzialſtänden gebildet werden ſolle, darüber behielt ſich der König die ſpätere Entſcheidung vor. Dieſe Provinzialſtände ſind nun in allen Theilen der Monarchie in Thätigkeit getreten. Sie berathen alle wichtigen Angelegenheiten ihrer Provinz und legen dem Könige ihre Anſichten und Wünſche zur weiteren Prüfung und Beſchlußnahme vor. An ihre Anordnung ſchließt ſich die der kleineren Theile jeder Provinz, der Kreiſe, der Städte und Gemeinden, und wenn ſo in allen Theilen des Reiches der feſte Grund der Einrichtungen in den kleinſten und von da in immer größeren und weiteren Kreiſen gelegt ſeyn wird, ſo hat eine vertretende Verfaſſung den Boden gewonnen, auf welchem ſie ſich naturgemäß im Laufe der Zeiten immer vollkommener entwickeln kann. — Als im J. 1840 der edle König Friedrich Wilhelm III. vom Leben ſchied und Friedrich Wilhelm IV. das Werk ſeines Vaters fortzuführen übernahm, baute er auch in Abſicht der ſtändiſchen Verfaſſung auf der Grundlage deſſelben fort und erweiterte die Wirkſamkeit der Probinzialſtände vorzüglich durch Berufung von Ausſchüſſen derſelben zu einer gemeinſamen Verſammlung nach Berlin, um allgemeine, für das ganze Reich wichtige, Fragen zu berathen und ſo die Regierung durch die Stimmen aus allen Gegenden des Reiches aufzuklären und zu unterſtützen.

Leichter war die Arbeit in den kleineren und einfacher zuſammengeſetzten deutſchen Staaten, welche zum Theil ſehr bald den 13ten Artikel der Bundesakte zur Ausführung brachten.

Der erſte war der Großherzog von Sachſen-Weimar, der ſchon im J. 1816 ſeinem Lande eine ſtändiſche Verfaſſung gab, welche im Jahr 1817 die Gewährleiſtung des geſammten deutſchen Bundes erhielt.

Am 27ſten Mai 1828, an ſeinem 62ſten Geburtstage, beſchenkte der König Maximilian Joſeph von Baiern ſein Volk mit einer Verfaſſungs-Urkunde, welche die weſentlichen Grundlagen einer zeitgemäßen Staatseinrichtung enthält. Die Reichsſtände beſtehen aus zwei Kammern, der Kammer der Reichsräthe und der gewählten Volksvertreter, deren Zahl ſich auf 108 beläuft.

Auf Würtemberg, das Land, wo ſich am früheſten ein gutes Verhältniß der Volksvertretung gebildet und am längſten erhalten hatte, richteten ſich ſeit 1816 die Augen der Vaterlandsfreunde. Dort, bei dieſem kernigen, durch Gottesfurcht und gründliche Unterrichtsanſtalten wahrhaft gebildeten, deutſchen Volke, hofften ſie eine tüchtige Verfaſſung in's Leben treten zu ſehen. Und dieſe Hoffnung iſt nicht getäuſcht worden. Trotz des heftigen, oft beinahe unauflöslich ſcheinenden, Streites der Meinungen, hat das, immer mit neuer Liebe und Wärme aufgenommene, Werk endlich doch ſeine Vollendung gefunden. Und es hat ſich an dem ganzen Streite recht erfreulich gezeigt, wie wir auch in den ſchlimmſten Fällen an der deutſchen Sinnesart nicht verzweifeln dürfen, die endlich gewiß die rechte Mitte findet, wenn ſie nur, ungeſtört durch fremden Einfluß, ihre Bahn verfolgen darf. — Nach mehreren mißglückten Verſuchen unter dem Könige Friedrich und ſeinem Nachfolger Wilhelm I. berief dieſer endlich, im günſtigen Augenblicke, im J. 1819 eine neue Ständeverſammlung, welche ſich ausſchließlich nur mit der Verfaſſungsurkunde beſchäftigen, ſie Punkt für Punkt mit ſeinen Bevollmächtigten durchgehen und ihm dann zur letzten Entſchließung vorlegen ſollte. Nach zwei Monaten lag das vollendete Werk dem Könige vor. Er unterzeichnete die Urkunde, überreichte ſie am 25. Septbr. den Bevollmächtigten der Ständeverſammlung und empfing dagegen das zweite, von allen Mitgliedern der Stände im Namen des Landes unterzeichnete Exemplar derſelben. Wie in alter Zeit, ſo kam auf ſolche Weiſe auch jetzt in Würtemberg die Verfaſſung durch einen Vertrag zwiſchen Fürſten und Volk glücklich zu Stande.

Auch das Großherzogthum Baden erhielt am 22. Auguſt 1818, das Großherzogthum Heſſen den 17. Decbr. 1820, eine neue ſtändiſche Verfaſſung. Eben ſo die Herzogthümer Naſſau, Sachſen-Koburg-, Hildburghauſen und-Meiningen, die Fürſtenthümer Schwarzburg-Rudolſtadt, Lippe-Detmold und Schaumburg, Lichtenſtein und Waldeck.

In den öſtreichiſchen Staaten, im Königreich Sachſen, in Meklenburg und in einigen kleineren Ländern waren die Landſtände in ihrer alten, in Hannover und Braunſchweig in etwas veränderter Geſtalt, in Thätigkeit.

Die außerordentliche Bewegung, welche das Jahr 1830 in die öffentlichen Verhältniſſe, wie in die herrſchenden Beſtrebungen der Zeit, gebracht hat, iſt auch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Verfaſſungs-Angelegenheiten der deutſchen Staaten geblieben. In einigen derſelben ſind weſentliche Veränderungen in der Landesvertretung, ja ganz neue Staatsgrundgeſetze, zu Stande gekommen, und in die Verhandlungen derjenigen Ständeverſammlungen, welche ſchon längere Zeit in Thätigkeit waren, wurde erhöhtes Leben; leider aber auch, — das iſt der Unſegen der Zeit, faſt überall im erſten Augenblicke eine Leidenſchaftlichkeit gebracht, welche der ruhigen Ermittelung des Rechten und Wahren hinderlich in den Weg trat. Gleichwohl iſt die Stimme aller Freunde der wahren, durch Geſetz und Ordnung geſicherten, Freiheit nicht verſtummt, und ihr warnendes Wort, unterſtützt von dem geſunden Sinne der verſtändigen Mehrzahl, hat doch endlich der Vernunft und Mäßigung den Sieg verſchafft! Trotz den entgegengeſetzteſten Anſichten und Syſtemen, die auch in den Verhandlungen vieler deutſchen Ständeverſammlungen zum Vorſchein gekommen und mit aller Lebhaftigkeit geltend gemacht ſind, iſt doch keine dauernde und in allen Punkten durchgeführte Oppoſition gegen die Regierung, blos als Regierung, zu Stande gekommen, wie dieſes in Frankreich der Fall iſt; ſondern bei Weitem die Mehrzahl der Deputirten hat jedesmal die Sache im Auge zu halten geſucht, ihre Bedeutung geprüft und die gewonnene Ueberzeugung ausgeſprochen, mochte ſie für oder gegen den Regierungs-Vorſchlag ſeyn. Dieſes iſt der rechte Weg für eine deutſche Ständeverſammlung, welche nicht ein Parteiſyſtem, mit verſchloſſenen Augen gegen Alles, was nicht in daſſelbe paßt, durchführen, ſondern die Sache ergründen und etwas ſtiften will, was ſeine Wurzeln wirklich im Leben hat. Und dabei iſt es denn auch immer mehr zum Bewußtſein gekommen, daß nicht in den Formen einer Verfaſſung, ſondern in dem Geiſte, welcher Regierung und Volk beſeelt, das Glück eines Landes zu finden ſey. Der theoretiſche Principienſtreit, wie man es nennt, iſt mehr in den Hintergrund getreten und man will vor allen Dingen einen feſten Rechtszuſtand, da ein jeder weiß, was er zu leiſten und zu fordern hat.

Wie groß der Gewinn iſt, der aus dieſer Wendung des öffentlichen Sinnes für unſer Vaterland entſtanden iſt und durch treues Feſthalten immer mehr ſich befeſtigen wird, zeigt recht ſchlagend eine Vergleichung mit der Napoleoniſchen Zeit. Wie war es da ſo ganz anders! Da war das Rechtsgefühl faſt unterdrückt. Der Einzelne war froh, unbemerkt von der Gewalt, ſich nur eben durch

die Schwierigkeiten des Lebens hindurch drücken und winden zu können um nur ſein Beſtehen zu haben; andere ſuchten an der Gewalt Theil zu nehmen und gebrauchten Schmeichelei, Verläugnung der Wahrheit und Selbſtſtändigkeit, und ſanken ſo von einer Stufe der Entäußerung ihrer ſittlichen Würde zur andern hinunter; der dritte dachte nur an die Mittel des äußern Erwerbes, um ſich und den Seinigen durch Reichthum Geltung zu verſchaffen; manche der Beſten wußten faſt keinen Rath mehr zu finden, als aus dem verzweifelten Zuſtande Europa's nach einem andern Welttheile auszuwandern; faſt in Allen aber wurde immer mehr das Gefühl das vorherrſchende, daß es eine Nothwendigkeit, und alſo auch kein Schimpf ſey, der Gewalt ſich zu beugen. Nachdem die Gewalt gebrochen war, die auf Europa und am meiſten auf Deutſchland laſtete, wußte man die gewonnene Freiheit noch nicht ſogleich mit Mäßigung zu gebrauchen und auf das praktiſch Erreichbare zu verwenden; es trat eine Zeit des idealen Strebens ein; man wollte ſogleich das Beſte erringen und vergaß die Wahrheit des alten weiſen Spruches, daß das Beſte oft der Feind des Guten ſey, d. h. daß ein erreichbares Gutes nicht dem Kampfe um ein unerreichbares Beſtes geopfert werden müſſe. Indem jenes ideale Streben aller in dem Widerſtande des Beſtehenden, welches eine große Schwerkraft beſitzt, ſich abmüdete, hat ſich das geſunde Bewußtſeyn wiedergefunden, daß vor allen Dingen ein durch das Recht befeſtigter Zuſtand des Lebens gegründet werden müſſe, damit die Kräfte aus dem Streite der Meinungen ſich zurückziehen und auf einer geſicherten Grundlage ihren von der Natur angewieſenen Weg der Entwicklung verfolgen könnten. Noch iſt dieſe Erkenntniß vielleicht nicht in allen Köpfen die vorherrſchende geworden; allein ſie hat ſich doch bei vielen Gelegenheiten ſo entſchieden ausgeſprochen, daß wir hoffen dürfen, ſie werde ſich immer allgemeiner Bahn brechen.

So viel über den Gang der Verfaſſungsangelegenheiten im Allgemeinen; da das Verfolgen aller Einzelheiten auf dieſem Felde außer den Gränzen und dem Zwecke dieſes Buches liegt, ſo heben wir nur kurz noch einige Reſultate hervor.

Das Königreich Hannover war ſeit dem J. 1830 in eine nicht geringe Aufregung gerathen, und wenn nicht die Bande der Ordnung gelöſt, oder Gewalt zur Richterin ſchwieriger Fragen gemacht werden ſollte, ſo mußte die Regierung mit den Vertretern des Landes, in aufrichtiger Vereinigung für die Sache und in gegenſeitigem Vertrauen, eine neue feſte Geſtalt der Verhältniſſe zu ſtiften unternehmen. Und dieſes gelang auch durch den ernſten Willen von allen Seiten, ſo daß die Ruhe, nach der erſten augenblicklichen Störung, aufrecht gehalten und im J. 1833 ein neues Staatsgrundgeſetz zu Stande gebracht wurde. Die weitere Ausarbeitung und Ausführung aller in demſelben neugeordneten Verhältniſſe war zum Theil noch unvollendet, als der Regierungs=

wechſel des Jahres 1837, da nach dem Tode des Königs Wilhelms IV. deſſen Bruder, Ernſt Auguſt, das Königreich Hannover, getrennt von England, als Herrſcher übernahm, auch eine Veränderung der Verfaſſung mit ſich führte. Der König verſagte dem Staatsgrundgeſetze von 1833 ſeine Anerkennung, „weil daſſelbe weſentliche Rechte der Krone verletze", und erließ im J. 1840 nach mehrjährigen Verhandlungen mit den Ständen, das jetzt beſtehende Landesverfaſſungsgeſetz.

Auch in dem benachbarten Herzogthum Braunſchweig ſind ſeit dem J. 1830 bedeutende Veränderungen vorgegangen. Ein Ausbruch des öffentlichen Unwillens gegen die zum Verderben des Landes führende Regierungsweiſe des Herzogs Karl hatte deſſen Entfernung und die Berufung ſeines Bruders Wilhelm zur Regierung zur Folge. In der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer ſolchen Veränderung beſtätigte der König von England, als Haupt des welfiſchen Fürſtenhauſes, den Wechſel der Regierung, welcher dann auch vom deutſchen Bunde anerkannt wurde. Der neue Herzog aber betrachtete es als eine ſeiner nächſten und wichtigſten Regierungspflichten, mit den Vertretern des Landes eine neue Verfaſſung feſtzuſteſtellen, welche auch nach ruhiger und gründlicher Erwägung zu Stande gekommen iſt.

Im Churfürſtenthum Heſſen, wo die landſtändiſche Vertretung nach manchen Verſuchen nicht hatte zur Wirklichkeit gelangen können, gab ebenfalls die allgemeine Aufregung im J. 1830 einen neuen gebieteriſchen Anſtoß zur Ausbildung der Verfaſſungs-Formen; der Churfürſt Wilhelm gewährte ſeinem Lande ein neues Staatsgrundgeſetz, nach den Forderungen der neueren Zeit, zugleich aber trat er, durch mehrfache Gründe bewogen, im J. 1831 von der Führung der Geſchäfte zurück und übergab dieſelbe ſeinem Sohne, dem Churprinzen, als Mitregenten.

Eine ähnliche Veränderung war ſchon im J. 1830 im Königreiche Sachſen vorgegangen, wo der König Anton, Nachfolger des 1827 nach 59jähriger Regierung geſtorbenen ehrwürdigen Königs Friedrich Auguſt, ſeinen Neffen, den Kronprinzen Friedrich, zum Mitregenten ernannte, um die jugendliche Kraft zur Löſung ſchwieriger Aufgaben zu Hülfe zu nehmen, und wo dann ebenfalls das Gebäude einer neuen Staatsverfaſſung und erhöhter ſtändiſcher Wirkſamkeit mit Ernſt begonnen und glücklich vollendet wurde.

Einige kleinere deutſche Staaten folgten dieſen Beiſpielen, und ſo ſtehen allerdings in den verſchiedenen Theilen unſeres Vaterlandes die Gerüſte da, in welchen ſich der Geiſt, wenn er treu, wahrhaft und frei von Selbſtſucht iſt, eine gute Werkſtatt der Thätigkeit bereiten kann. Die Geſchichte der nächſten Menſchenalter wird darüber richten, ob er ein guter Geiſt des Ordnens und Schaffens geweſen!

2) Die Gleichheit der chriſtlichen Religionsbekenntniſſe in bürgerlicher und politiſcher Rückſicht, welche die Bundes-Akte als Grundſatz aufſtellt, beſteht wirklich in den Staaten des deutſchen Bundes. Alle chriſtlichen Unterthanen haben, außer der freien Religionsübung, welche ſchon lange nicht mehr angefochten wurde, nun auch völlige Theilnahme an allen bürgerlichen Rechten und den Zugang zu allen Aemtern im Staate. Dazu haben die katholiſchen Landesherren obere kirchliche Behörden für ihre evangeliſchen Unterthanen eingerichtet, wo ſie noch nicht beſtanden, und die evangeliſchen Landesherren haben den in der traurigen Zwiſchenzeit ganz zerrütteten Zuſtand der katholiſchen Kirche in ihren Staaten wieder geordnet, die biſchöflichen Stühle hergeſtellt oder neue geſtiftet und mit den erforderlichen Einkünften verſehen; und mit dem Papſte ſind über dieſes Alles Verträge geſchloſſen, worin Preußen ſchon im Jahr 1823 auf eine rühmliche und ſehr liberale Weiſe mit ſeinem Beiſpiele voranging.

Die Angelegenheiten der evangeliſchen Kirche in ſich ſelbſt ſind auch nicht unbeachtet geblieben. Nach dem Beiſpiele des Königs von Preußen, welcher in dem Jahre der dreihundertjährigen Reformationsfeier 1817 eine Aufforderung an die beiden evangeliſchen Confeſſionen zur Vereinigung zu Einer einigen evangeliſchen Kirche erließ, iſt Aehnliches auch in andern deutſchen Staaten geſchehen; an ſehr vielen Orten iſt dieſe Vereinigung durch freie Zuſtimmung der Geiſtlichen und der Gemeinden zu Stande gekommen, und der Geiſt der Trennung, der in der evangeliſchen Kirche nur zu lange beſtanden, ſchien nach und nach überall der brüderlichen Eintracht weichen zu wollen.

Leider iſt die Freude der Friedlichgeſinnten über dieſe beruhigenden Zeichen nicht ungetrübt geblieben. Zwiſchen der katholiſchen Kirche in Preußen und der Regierung entſpannen ſich ernſtliche Zerwürfniſſe, als die letztere, in ihrer Entrüſtung über herrſchſüchtige und untolerante Maßregeln des Erzbiſchofs von Köln, Freiherrn Droſte zu Viſchering, im J. 1837 letzteren gefangen aus ſeiner Erzdiöceſe auf die Feſtung Minden führen ließ. Die katholiſche Bevölkerung am Rheine und in Weſtphalen nahm den lebhafteſten Antheil an dieſer Begebenheit; der Papſt erklärte ſich mit Bitterkeit gegen das Verfahren der Regierung; eine tiefe Verſtimmung bemächtigte ſich eines großen Theiles der katholiſchen Bevölkerung Preußens, und auch in andern deutſchen Ländern, namentlich in Baiern, nahm man lebhaft Partei für den Erzbiſchof. Streitſchriften wurden gewechſelt, und die auf Humanität und ächte Geiſtesbildung gegründete Toleranz, die auch den Gegner achtet, wenn nur auf ſeinem Standpunkte redlich die Wahrheit ſucht, ſie mußte von Neuem der Bitterkeit, ja dem Haſſe, Raum geben. Zwar iſt die Streitſache an ſich durch den neuen König Friedrich Wilhelm IV. beigelegt, dem Erzbiſchofe, der ſchon in Freiheit

geſetzt war, iſt mit ſeiner Zuſtimmung in der Perſon des Biſchofs Geiſſel von Speier, ein Coadjutor, gegeben, welcher die Diöceſe verwaltet; ähnliche Streitigkeiten, die auch in den öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates entſtanden waren, ſind ebenfalls beendigt; aber der innere Frieden, welcher den äußern erſt ſichert, iſt noch nicht völlig zurückgekehrt. Man hat viele Fragen wieder auf die Spitze geſtellt, die in den Hintergrund getreten zu ſeyn ſchienen. Auch außer Deutſchland, namentlich in der Schweiz und neuerdings in Frankreich, trennen ſich die Parteien ſchärfer, als ſeit langer Zeit; in Irland iſt die Religions-Frage ſtark betheiligt bei der Unzufriedenheit des Volkes gegen die Regierung. Die Tieferſehenden können ſich der Sorge nicht erwehren, daß der vom Papſte Pius VII. ſchon im J. 1814 hergeſtellte Jeſuiter-Orden eine Haupttriebfeder in der Wiederaufregung des Glaubensſtreites ſey, der Orden, welcher ſein ganzes Daſeyn und ſeine ganze Beſtimmung von Urſprung an in der Ausrottung der von der ſtrengen römiſchen Kirche verdammten Ketzermeinungen gefunden hat.

Blicken wir auf die evangeliſche Kirche, ſo iſt auch in ihr die Einigkeit in dem letzten Jahrzehend nicht gewachſen; die Confeſſionsunterſchiede ſind wieder ſchärfer hervorgetreten; daneben ſind von einer mißverſtandenen Philoſophie die heftigſten Angriffe auf den poſitiven Glauben gemacht, während auf der andern Seite der ſtarre Wortglaube die Selbſtthätigkeit der menſchlichen Vernunft gänzlich gefangen nehmen möchte. Ueberall erheben ſich die Gegenſätze in ſchroffer Entſchiedenheit. Was ſollen uns dieſe Zeichen bedeuten? An ſich dürfen ſie den ruhigen Beobachter der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit nicht niederſchlagen. Die Reibung iſt beſſer, als die todte Gleichgültigkeit, ſie iſt wenigſtens ein Zeichen des Lebens. Von den Gegenſätzen aus kann der helle Blick beſſer die Mitte erkennen, als wenn ſich Alles in Einer Fläche vor dem Auge dahinbreitet; und immer noch iſt hoffentlich die Zahl derjenigen, welche mit Ernſt die in der Mitte liegende Wahrheit ſuchen, bei uns nicht unbedeutend. Nur das iſt betrübend, wenn die Gegenſätze in ſo roher Geſtalt wiederkehren, wie ſie in Zeiten geiſtiger Beſchränktheit aufgetreten ſind, und wenn die Schale ſtatt des Kernes verehrt wird. Die Humanität, dieſe Anerkennung des Menſchlichen, wo es ſich achtungswerth zeigt, und die Freiheit des Geiſtes, welche dieſes Menſchliche in mehr als einer Geſtalt zu erkennen weiß, ſie ſollte endlich einem Zeitalter den Charakter aufdrücken, welches aus den edelſten Geiſteswerken der alten und der neueren Zeit ſeine Bildung zu ſchöpfen Gelegenheit hat. Und dieſe Wirkung wird auch ſicherlich wieder durchdringen, wenn wir nur treu an dem Studium der klaſſiſchen Werke aller Zeiten feſthalten und die Regierungen fortfahren, es als eine ihrer würdigſten Aufgaben zu erkennen, die Bildungsanſtalten aller Art, von der un-

terſten Volksſchule bis zu der großartigſten akademiſchen Anſtalt, mit Liebe zu fördern. Und dieſer Geiſt iſt in unſerm Vaterlande nicht ausgeſtorben. Er hat in Preußen die Stiftung der rheiniſchen Univerſität am 18. Oktober 1818, die großen Kunſtanlagen in der Hauptſtadt, die Stiftung und Verbeſſerung ſo vieler hundert Anſtalten im ganzen Reiche und die organiſchen Geſetze über das Unterrichtsweſen in allen ſeinen Theilen, hervorgebracht; aus ihm ſind in Baiern die Gründung der Univerſität und der herrlichen Kunſtſammlungen in München hervorgegangen. Er hat ſeine Wirkungen auch in den übrigen größeren und kleineren Staaten des Bundes, hier weniger, dort mehr, hier ſtiller, dort lauter, in keinem aber ohne eine wohlthätige Folge, offenbart; und hundert einzelne Städte, ja Flecken und Dörfer, in Deutſchland haben ſich von ſeinem Antriebe zur Pflege und zu recht bedeutenden Opfern für die Bildung der heranwachſenden Geſchlechter anfeuern laſſen.

Die Achtung vor ausgezeichneten Leiſtungen im Gebiete der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Erfindungen, der kriegeriſchen und bürgerlichen Thätigkeit, zeigt ſich auch recht lebendig in dem wiedererwachten Eifer, das Andenken berühmter Männer aus der nahen und fernen Vorzeit durch Denkmäler zu ehren. Großartig iſt vor Allem der Gedanke, das größte Bauwerk des Mittelalters in Deutſchland, den Dom in Köln, auszubauen, und aus ganz Deutſchland floſſen reichliche Beiträge dafür zuſammen, durch die Ausführung eines ſo großen Werkes könnte unſere Zeit den Beweis liefern, daß ſie die Segnungen des Friedens nicht blos zum Genuſſe des Augenblicks zu benutzen verſtehe.

3) Das rege Leben in unſerer Literatur hat trotz dem, daß die gleichförmigen Geſetze über die Preßfreiheit, welche die Bundesakte verſprochen, bis jetzt mehr einſchränkender Art geweſen ſind und die Cenſur, wegen der heftigen Bewegungen des Parteigeiſtes, überall beibehalten iſt, im Allgemeinen nicht gelitten *). Wer den Gang der deutſchen Literatur in den letzten 30 Jahren aufmerkſam verfolgt hat, wird eingeſtehen müſſen, daß in denſelben eine Freiheit und Mannigfaltigkeit der Meinungen herrſcht, wie ſie nur vernünftiger Weiſe für die Geiſtesentwickelung gefordert werden mag. Und ſicher wird ein befeſtigter und dauernder Friede auch in dieſer Hinſicht noch freiere geſetzliche Beſtimmungen herbeiführen, wie ſie allerdings die Entwicklung der Zeit begehrt und wie ſie auch nicht

*) Die Zahl der mit Leipzig in Verbindung ſtehenden Buch- und Kunſthandlungen in Deutſchland und den anliegenden Gegenden (Schweiz), betrug im J. 1778 nur 282, im J. 1822 — 566, im J. 1831 — 830, im J. 1839 — 1381, in Deutſchland allein 1233, von denen allein in Leipzig 116, in Berlin 108 waren. Im J. 1814 erſchienen 2529 neue Verlagswerke, im J. 1839 dagegen 9738. Die Zahlen werden bis 1844 nicht abgenommen haben.

nur unſchädlich, ſondern höchſt wohlthätig ſeyn können, ſobald nicht mehr eine ruhige Erörterung der Wahrheit durch blinde Leidenſchaft verhindert und die Stimme der Gemäßigten nicht mehr durch das Geſchrei der Parteien oder gar der Unvernunft übertäubt wird.

Die Rechte der Schriftſteller und Verleger ſind, in Ausführung des 18. Art. der Bundesakte, durch mehrfache Bundesbeſchlüſſe und die Geſetzgebung der einzelnen Staaten ſo feſtgeſtellt worden, daß dem widerrechtlichen Gewerbe des Nachdrucks, welches dem fleißigen Bearbeiter einer Wiſſenſchaft oder dem begabten Dichter einen Theil ſeines verdienten Lohnes entziehen und den rechtlichen Buchhändler um ſein Eigenthum bringen konnte, ein Ende gemacht iſt.

4) Blicken wir von dem Gebiete des geiſtigen Lebens und Regens auf das materielle, welches den Wohlſtand der großen Maſſe des Volkes bedingt, ſo hat Deutſchland, trotz mancher Schwankungen und mancher Bedrängniſſe, doch bis jetzt im Ganzen erfreuliche Fortſchritte gemacht.

Der Ackerbau, auf welchem die geſunde, nachhaltige Kraft eines Volkes beruht, iſt durch zweckmäßige Vertheilung des Grundeigenthums, Ablöſung hemmender Dienſte, Urbarmachung unbenutzter Landſtriche, Verbeſſerung in der Bearbeitung des Bodens, kräftig gehoben worden. Und wie die Zeit überhaupt durch Privatvereine aller Art die Thätigkeiten des Lebens zu fördern ſtrebt, ſo ſind auch für Land-, Forſt- und Gartenbau faſt überall große Geſellſchaften zuſammengetreten, welche das Zweckmäßige zu verbreiten eifrig bemüht ſind.

Daſſelbe iſt im faſt noch höherem Maße für die Gewerbe geſchehen und unſer Vaterland hat vielleicht in keinem Stücke neuerdings größere Fortſchritte gemacht, als in ihnen. Am großartigſten hat dazu der deutſche Zollverein gewirkt, der von Preußen ausgegangen iſt und gegenwärtig alle Länder Deutſchlands, außer Oeſtreich, Hannover, Oldenburg, Holſtein, Meklenburg und den drei Hanſeſtädten, umfaßt. Er iſt zum Schutze unſerer Gewerbe gegen das Uebergewicht fremder Waaren, die wir auch erzeugen und verfertigen können, errichtet und bietet zugleich eine reiche Quelle der Einkünfte für die Bedürfniſſe der Regierungen dar. Wenn auch Deutſchland nicht zu den am meiſten von der Natur begünſtigten Ländern gehört, ſondern nur der redliche und ausdauernde Fleiß ſeiner Bewohner die Güter des Lebens herbeiſchaffen, und Genügſamkeit und Sparſamkeit ſie erhalten kann, ſo liegt doch eben darin eine Wohlthat, welche die Kraft durch ſtete Uebung friſch erhält. Der deutſche Arbeiter iſt mit mäßigem Lohne zufrieden; darum können unſere Gewerbe mit denen anderer Länder vollkommen Schritt halten, wenn ſie nur freien Abſatz nach Außen finden. Da aber die fremden Staaten, zum Vor-

theile ihrer Unterthanen, drückende Abgaben auf die Einfuhr der Erzeugniſſe unſeres Fleißes legen, ſo folgt daraus die Nothwendigkeit gleicher Maaßregeln von unſerer Seite, und der deutſche Zollverein, der 20 Millionen Menſchen umfaßt, beſitzt Kraft genug, ſeine Gewerbe gegen das Ausland zu ſchützen.

Es iſt erſtaunenswürdig, wie ſehr ſich die Gewerbthätigkeit ſchon in wenigen Jahrzehenden in Deutſchland gehoben und aus den Entdeckungen in den Naturwiſſenſchaften und der mechaniſchen Kunſt, welche mit Liebe getrieben werden, ein immer reicheres Leben gewonnen hat! Und dazu nun die große Erleichterung des freien Verkehres in Deutſchland durch Gleichheit von Maaß, Gewicht und Münzfuß, und vor Allem durch Aufhebung der Gränzſperren zwiſchen den einzelnen Ländern, dieſer Quellen eines unſeligen, die Sittlichkeit des Volkes untergrabenden, Krieges des Eigennutzes gegen das Geſetz! Wahrlich, nun erſt kann das deutſche Volk ſich als ein einiges fühlen und bewegen! — Aus dem Bedürfniſſe eines lebhaften Verkehrs entſpringt der Eifer, demſelben die Mittel dazu zu verſchaffen. In allen deutſchen Ländern werden die Flüſſe mit Dampfſchiffen verſehen, die Heerſtraßen verwandeln ſich in Eiſenbahnen. Bald wird durch beide Mittel eine ſo raſche Verbindung von Norden nach Süden, von Oſten nach Weſten, geſtiftet ſeyn, daß man in dem Raume weniger Tage von der Nord- und Oſtſee nach dem mittelländiſchen Meere, von Hamburg, Lübeck und Stettin nach Trieſt, von Berlin nach Wien und München, von Frankfurt nach Breslau wird kommen können, und daß auch der Waarenverkehr ſchneller und wohlfeiler große Strecken durchlaufen kann.

Die Scheidewand zwiſchen den deutſchen Völkerſchaften fällt immer mehr; bei der raſchen und vielfältigen Berührung können ſie ſich nicht mehr fremd bleiben; die Gegenſätze und Vorurtheile müſſen ſich ausgleichen; der Fortſchritt, der an einer Stelle gewonnen wird, muß bald Gemeingut Aller werden, ſey es im Gebiete der geiſtigen Bildung, oder auf dem der Künſte, welche das Leben erleichtern und verſchönern. Die Gewalt dieſer Bewegungen iſt ſo groß, daß auch diejenigen Länder mit hineingezogen werden, die ſich dem Zollvereine noch nicht angeſchloſſen haben. Auch ſie müſſen die Verbindungsmittel des Verkehrs auf alle Weiſe fördern; und wie Oeſtreich mit großartigem Beiſpiele vorangegangen iſt, die Eiſenbahnen auf Staatskoſten, oder doch unter der Bürgſchaft des Staates, bauen zu laſſen, ſo iſt auch das hannoverſche Land im Norden demſelben Wege gefolgt, und mit Sehnſucht ſieht der Vaterlandsfreund dem Augenblicke entgegen, wo die Mittel gefunden ſeyn werden, auch dieſe Länder durch die Bande des gleichen Intereſſes mit den übrigen zu vereinigen, die letzte Zolllinie aus dem Innern Deutſchlands an die Gränze des gemeinſamen Vaterlandes gegen das Ausland zu verlegen.

Denn, verhehlen wir es uns nicht, es iſt einmal die Zeit gekommen, wo das materielle Intereſſe, wie es überhaupt einen überwiegenden Einfluß in der Welt gewonnen hat, ſo auch in unſerm Vaterlande mit hinzugenommen werden muß, um die Einheit deſſelben zu befeſtigen. Das Kaiſerthum iſt verloren, welches durch die Idee eines weltlichen Hauptes der Chriſtenheit einen großen Charakter auf Deutſchlands Throne das Mittel in die Hand gab, unſer Volk durch das Gefühl der Nationalehre zu großen Thaten zu begeiſtern, ja, welches ſelbſt in den ſpätern Zeiten des Verfalles nach innen die Auflöſung des Bandes zwiſchen den deutſchen Staaten verhinderte, daß wir nicht das traurige Bild Italiens nachahmten. Der deutſche Bund als ſolcher kann das Kaiſerthum nicht erſetzen, ſelbſt nicht mit dem ernſteſten Willen der Regenten, wenn das tägliche Leben mit ſeinen Gewohnheiten, wenn entgegengeſetzte Strebungen und Bedürfniſſe, wenn Verſchiedenheit der Sitte und der Denkweiſe, ſich als feindliche Scheidewand zwiſchen die Völker ſtellen. Wenn aber der Deutſche aus dem Norden bis zum äußerſten Süden des Vaterlandes reiſen kann, ohne an irgend einer Gränze als Fremder angehalten und durchſucht zu werden; wenn er mit ſeiner Münze, ja mit dem Stücke Papier, welches die Stelle derſelben vertritt, überall zahlen kann, ſo giebt ihm ſchon dieſe Wahrnehmung das Gefühl, er ſey in ſeinem einigen deutſchen Vaterlande. Und wenn er nun dazu von den Einwohnern jeder Stadt als ein deutſcher Bruder aufgenommen wird, wenn er ihre Anſichten des Lebens und der Dinge mit den ſeinigen verwandt, ja die Stufe ihrer Bildung und die Anſtalten, die auf dieſelbe hinwirken, denen ſeiner Heimath ähnlich findet, — denn auch dahin wird der rege Lebensverkehr immer mehr wirken, — ſo wird er ſich wahrhaft heimiſch in ganz Deutſchland fühlen. Solche Gefühle aber ſind eben die Stützen des Nationalgefühles, und wenn die höheren Kräfte der Einſicht, des Willens und der Ehre ſich mit ihnen vereinigen, ſo werden ſie unaustilgbar. Sie geben einem Volke die Kraft, welche wir an den Engländern bewundern und ſelbſt als einen Vorzug unſerer franzöſiſchen Nachbarn eingeſtehen müſſen.

Die fremden Völker erkennen auch die große Bedeutung dieſer Entwicklungen bei uns an; ſie ſehen mit Eiferſucht auf das Wachſen der Kräfte und der Einheit Deutſchlands hin; der Zollverein fängt an, ihnen als eine europäiſche Macht zu erſcheinen, und ſie bewerben ſich um Verträge mit demſelben. Eine Sorge, die ſich dabei regen konnte, daß Preußen, welches der Urheber und durch ſeine Macht das Haupt des Vereines iſt, von Oeſtreich entfremdet werden möchte, iſt zum Segen des Vaterlandes durch die Herrſcher und ihre Räthe abgewendet; beide Staaten haben in ihrer Stellung zwiſchen Frankreich und Rußland die Nothwendigkeit erkannt, eng zuſammenzuhalten, und der großherzige Gedanke eines

edlen Prinzen des Kaiſerhauſes *), der ſchon im Anfang dieſes Jahrhunderts zum Heile von Deutſchland, ja von Europa, das Aufgeben aller Eiferſucht und den engſten Freundſchaftsbund zwiſchen Oeſtreich und Preußen herbeiwünſchte, iſt zur Wahrheit geworden.

Eine erhebende Wirkung der Freundſchaft zwiſchen den beiden großen deutſchen Staaten und des Gemeingeiſtes in allen übrigen hat uns das Jahr 1840 gebracht. Der Ehrgeiz des franzöſiſchen Miniſters Thiers drohte Europa wegen der Streitigkeiten des Vicekönigs von Aegypten, Mehmet Ali, mit ſeinem Oberherrn, dem Sultan, in einen allgemeinen Krieg zu ſtürzen, denn England, Rußland und Oeſtreich verlangten die Aufrechthaltung der Pforte und die Beſchränkung Mehmet Ali's auf Aegypten, Frankreich aber war letzterem günſtig geſinnt. Schon wurden ſein Heer und ſeine Flotte auf den Kriegsfuß geſetzt, und da auf dem Meere ſchwerlich Lorbeern zu erringen waren, ſo war es klar, daß Frankreich ſofort die Hand nach dem Rheine ausſtrecken werde. Den Beſitz des ganzen linken Rheinufers vermag das franzöſiſche Volk noch immer nicht zu vergeſſen; wer ihm denſelben als Lockſpeiſe vorhält, kann das Volk ſogleich zu enthuſiaſtiſchen Anſtrengungen bringen. — Aber herrlich zeigte ſich der Sinn im deutſchen Volke, welches ſich den vaterländiſchen Strom nicht wieder entreißen laſſen will, — leider beſitzt der Feind noch immer die wichtige Feſtung Straßburg und das Elſaß an demſelben. Keinen Augenblick verläugnete ſich der Nationalunwille über das Begehren der Franzoſen und die deutſchen Fürſten gingen ihren Völkern mit dem Entſchluſſe zum kräftigſten Widerſtande voran. In der kürzeſten Zeit wurden einige Punkte in der Wehrordnung des Bundes, die noch ſchwankend waren, feſtgeſtellt, der gute Wille eines Jeden kam förderlich entgegen; die Ausfuhr von Pferden nach Frankreich, welches ſeine Reuterei zum Theil mit deutſchen Pferden beritten machen muß, wurde verboten; Alles wartete auf das Zeichen zum Aufgebot des Bundesheeres. Bei dem Anblicke ſolcher unerwarteten Einigkeit und Entſchloſſenheit verging den Feinden die Kriegsluſt. Auch machten die Engländer dem Kriege im Oriente durch ihr kräftiges Einſchreiten ſehr bald ein Ende; der Vicekönig mußte ſich unterwerfen und Frankreich ſchloß ſich ſpäter den übrigen Mächten wieder an.

Seit jener Zeit ſind wiederum 4 friedliche Jahre verfloſſen und wir haben der Vorſehung für die Segnungen eines von außen geſicherten Zuſtandes zu danken gehabt, der unſer Volk auf der Bahn des Fleißes, des Erwerbes, der Thätigkeit aller Art, fortſchreiten läßt. Einzelne Störungen konnten wohl eine Erſchütterung, aber keine Zerrüttung hervorbringen. Das Jahr 1842 hat harte Proben mit ſich geführt, aber ſie ſind glücklich überwunden.

*) Erzherzog Johann in einem merkwürdigen Briefe an Johannes Müller.

Ein großes Unglück traf gleich im Frühjahr das große und blühende **Hamburg**. Am 5. Mai, am Himmelfahrtstage, brach bei heftigem Winde ein Feuer aus und wüthete drei Tage lang mit ſo unerhörter Gewalt, daß man genöthigt war, Häuſer mit Kanonen niederzuſchießen und mit Pulver in die Luft zu ſprengen, um nur Lücken zu ſchaffen, wo das Feuer keine Nahrung mehr fände. Dennoch brannten 1700 Häuſer nieder, ein Fünftheil der Stadt, und 2 ſchöne Kirchen ſtürzten mit ihren Thürmen zuſammen. Der Verluſt an Habe und Gut war ungeheuer, der an Menſchenleben zum Glück nicht bedeutend. Die kräftigſte Hülfe kam ſogleich aus allen Gegenden umher an Nahrung, Kleidung und Gelde herbei, die Tauſende, welche obdachlos geworden waren, gegen die erſte Noth zu ſchützen. Dann wurde in ganz Deutſchland, in den meiſten Ländern Europa's, in Amerika, für die mit allen Theilen der Erde in Verbindung ſtehende Handelsſtadt geſammelt; die Fürſten, die Landſtände, die Gemeinden und die Einzelnen ſteuerten bei und die eingehenden Hülfsgelder wurden bald nach Hunderttauſenden berechnet, ſo daß die Zuverſicht wuchs, mit ſolchem Beiſtande, und mit Sparſamkeit und Fleiß, werde ein neues Daſeyn begründet werden können. — Der Sommer dieſes Jahres war ungewöhnlich heiß und trocken; in vielen Gegenden verdorrte die Frucht auf dem Halme. Das völlige Austrocknen vieler Gewäſſer machte die Feuersbrünſte um ſo gefährlicher und die leichte Entzündbarkeit aller von der Hitze gedörrten Stoffe verurſachte eine bedeutende Anzahl derſelben in vielen Ländern. In Folge der Mißerndte entſtand überdies in den Gebirgsgegenden von Sachſen, Böhmen und Schleſien, ſo wie in andern Landesſtrichen große Noth. Aber großartig war auch die Hülfe von allen Seiten, ſo daß die ſchwere Zeit ohne den Untergang vieler Menſchen, wie er in früheren Jahrhunderten gewiß eingetreten wäre, vorübergegangen iſt. Und das in Trümmern niedergeworfene Hamburg ſteigt wie ein Phönix aus ſeiner Aſche wieder auf, ſo daß jetzt, noch nicht 2 Jahre nach dem gewaltigen Unglücke, der Welthandel deſſelben beinahe den alten Umfang wieder gewonnen hat.

Dieſes Alles giebt den ermuthigenden Beweis von einer Lebenskraft in unſerm Vaterlande, welcher noch vor nicht gar langer Zeit von Vielen ſchon für erloſchen gehalten wurde. Mit freudiger Zuverſicht mögen wir auf dieſe guten Zeichen blicken; doch dürfen wir auch die Schattenſeite des Bildes unſerer Zuſtände nicht überſehen. Die ganze Richtung unſeres Zeitalters, die auf die Mittel des Erwerbes und Genuſſes hinausgeht und diejenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten oben anſtellt, welche zu jenen führen, hat ihre großen Gefahren. Wenn ſie Gewalt über den Menſchen erlangt hat, ſo zieht ſie ihn herunter, lähmt den Aufſchwung des Geiſtes und macht ihn unfrei, raubt die Thatkraft für höhere Zwecke, die den eignen Vortheil nicht befördern, und untergräbt

ſo die edlere Natur in uns. Das Irdiſche gewinnt die Herrſchaft über den Geiſt. Darum iſt es von der höchſten Wichtigkeit, daß Erziehung und Unterricht die geiſtige Richtung aufrecht halten, daß unſere Schulen und Univerſitäten die freie Wiſſenſchaft, die ihren Zweck und ihren Lohn in ihrer eignen Ergründung findet, mit aller Sorgfalt pflegen; daß beſonders die Erhebung des Geiſtes an den größten Werken aller Zeitalter, vor Allem aber des klaſſiſchen Alterthums, daß Geſchichte und Philoſophie, zuſammenwirken, einen ächten Kern freier Geiſtesbildung in Deutſchland erhalten.

Und auf der andern Seite wird jeder, der tiefer in das Volksleben zu blicken Gelegenheit hat, erkennen, daß trotz vieler glücklichen Erfolge und trotz der regen Thätigkeit in allen deutſchen Ländern, doch viel Noth unter den Menſchen herrſcht, daß das Fortkommen der Unbemittelten von Jahr zu Jahre ſchwieriger wird, ſowohl in den Ständen, welche ſich dem Staatsdienſte widmen, als ſelbſt in den Gewerbe- und Ackerbau treibenden Klaſſen. Die arbeitsfähigen Hände können nicht überall Arbeit finden. Die Noth hat ſchon Tauſende in die Fremde getrieben, um in fernen Welttheilen eine neue Heimath zu finden; aber viele von ihnen ſind dem Elende erlegen, ehe ſie die Häfen der neuen Welt erreichten; andere, die von Mitteln entblößt dort ankamen, ſind der Willkühr gewinnſüchtiger Menſchen und noch größerem Elende, als in ihrem Vaterlande, anheimgefallen; nur der kleinere Theil hat für ſich und ſeine Nachkommen einen neuen Boden des Daſeyns und Wirkens gegründet. Eine Haupturſache aller dieſer Erſcheinungen iſt die zunehmende Uebervölkerung in Städten und Dörfern, welche auf ſorgenerregende Weiſe in wenigen Jahren die Menſchenzahl in Deutſchland um Millionen vermehrt. Eine zweite wichtige Urſache vieler Noth und vieler Unzufriedenheit liegt in der Ungenügſamkeit der Menſchen, die über das Nothwendige hinaus ſich künſtliche Bedürfniſſe ſchafft und aus dem ererbten Zuſtande zu einem immer höheren hinaufſtrebt. Genußſucht und Luxus werden, trotz aller Fortſchritte in den Künſten, trotz Handel und Verkehr, wie ein langſames Gift unſer Wohl und unſere Zufriedenheit untergraben, wenn ihnen nicht von Innen heraus entgegengewirkt wird, wenn nicht ein jeder auf ſeinem Standpunkte dahin arbeitet, daß der Zuſtand des Lebens einfacher werde. Das nächſte, wozu ein jeder ohne Ausnahme wirken kann, iſt das Aufgeben ſelbſtgeſchaffner Bedürfniſſe, Beſchränkung auf dasjenige, was die Natur fordert, ſind Mäßigkeit, Genügſamkeit und Bekämpfung des unſeligen Strebens nach immer höheren und ſeltenern Genüſſen, wodurch Körper und Geiſt zerrüttet werden und die Unzufriedenheit zur Krankheit eines ganzen Zeitalters wird. Wie viel kann ein jeder unter uns noch entbehren, um damit der wahren Noth Abhülfe zu bringen!

Wenn wir nach dieſen allgemeinen Bemerkungen über den Standpunkt und die Aufgaben unſerer Zeit noch einen Blick auf die Veränderungen werfen, welche ſeit der Wiederherſtellung unſerer Selbſtſtändigkeit in den Regentenhäuſern Deutſchlands vorgegangen ſind, ſo haben in den beiden größten derſelben die beiden edeln Herrſcher, welche in treuer Freundſchaft die Freiheit des Vaterlandes erkämpfen halfen, der Kaiſer Franz und der König Friedrich Wilhelm der Dritte, noch eine Reihe von Jahren hindurch die Freude gehabt, die Segnungen des theuer erkämpften Friedens in ihren Ländern ſich entwickeln zu ſehen und ihnen in väterlicher Geſinnung uachzuhelfen. Betrauert und geſegnet von ihren Völkern ſchieden ſie nicht lange nach einander aus dem Leben.

Franz I. ſtarb d. 1. März 1835; ſein Sohn Ferdinand I. folgte ihm und blieb den Grundſätzen des ehrwürdigen öſtreichiſchen Herrſcherhauſes in Erhaltung des Rechtes und der Ordnung, und in der Förderung des Wohles ſeiner Unterthanen, treu.

Friedrich Wilhelm III. ſtarb den 4. Juli. 1840. Ihm folgte Friedrich Wilhelm IV. in einem Augenblicke, wo die Gefahr eines europäiſchen Krieges gegen Frankreichs Uebermuth noch nicht ganz verſchwunden war. Aber mit wahrhafter Begeiſterung ſprach er bei den Huldigungen in Königsberg und Berlin, wie für ſein Volk, ſo für das geſammte deutſche Vaterland, eine ſo warme und treue Geſinnung, und ſolches Gottvertrauen aus, daß kein Zweifel blieb, er habe das deutſche Herz ſeines Vaters geerbt.

Auch die übrigen größeren deutſchen Staaten haben ihre Herrſcher ſeit 1816 gewechſelt.

In Würtemberg iſt 1816 auf König Friedrich, König Wilhelm I.;

in Baiern auf Maximilian 1825 König Ludwig I.;

in Sachſen auf Friedrich Auguſt 1827 König Anton, und auf dieſen 1836 König Friedrich;

in Weimar auf Karl Auguſt 1828 Großherzog Karl Friedrich;

in Hannover auf Georg III. 1820 Georg IV. 1830 König Wilhelm IV. und auf dieſen 1837 König Ernſt Auguſt gefolgt.

Es iſt in der Ueberſicht der Hauptergebniſſe der letzten Jahrzehende vielfach von den Begebenheiten die Rede geweſen, welche in andern europäiſchen Ländern, ja ſogar in andern Welttheilen, vorgegangen ſind und auf unſere Geſchichte Einfluß gehabt haben. So iſt die Lage der jetzigen Reiche immer mehr geworden; da Veränderungen oder gar Erſchütterungen auf einem Punkte ihre Wirkungen in einem großen Kreiſe verbreiten; und Deutſchland, welches in Herzen von Europa liegt, iſt faſt am meiſten in dieſem Falle. Die Darſtellung der allgemeinen Geſchichte Deutſchlands,

welche die Aufgabe dieſes Buches iſt, wird daher nicht unterlaſſen dürfen, die Hauptbegebenheiten der allgemeinen Geſchichte neuerer Zeit wenigſtens im Umriſſe mit aufzunehmen. Dieſes geſchieht denn auch in folgendem Anhange.

152. Die allgemein eingreifenden europäiſchen Begebenheiten der letzten Jahrzehende.

1. Militair-Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Turin, 1820 und 21, und ihre Folgen.

Fünf Jahre äußerer Ruhe waren verfloſſen, der erſte Zeitraum ſolcher Art ſeit der franzöſiſchen Revolution; da entzündete ſich im Jahre 1820 der Brennſtoff neuer, gewaltſamer Umwälzungen. Am Neujahrstage dieſes Jahres gab ein Theil der ſpaniſchen Armee, die in Kadix zum Einſchiffen nach Amerika verſammelt war, das Signal zu einer gänzlichen Staatsveränderung in Spanien. Bald folgte das Nachbarland Portugal, und auch hier ging der Anſtoß der Bewegung von dem Heere aus.

Noch ehe dieſes geſchehen war, hatte die neapolitaniſche Armee den König genöthigt, am 7. Juli ſeinen Staaten ebenfalls eine freie Verfaſſung zuzuſagen. Von Neapel aus wurde auf die übrigen italieniſchen Völkerſchaften gewirkt und das Verlangen nach der Vereinigung von ganz Italien und Befreiung von aller fremden Herrſchaft immer heftiger angefacht. Dieſes weckte in dem öſtreichiſchem Kaiſer Beſorgniß für ſeine italieniſchen Länder und überhaupt in den Regenten die Sorge, daß die Luſt an Revolutionen von Neuem um ſich greifen und ganz Europa wieder in den Abgrund der Verwirrung ſtürzen werde.

Deshalb kamen die drei Stifter des heiligen Bundes im Oktober 1820 in Troppau zuſammen, um über die Lage Europa's zu rathſchlagen, und da die neapolitaniſchen Angelegenheiten ihnen zunächſt die wichtigſten waren, ſo verlegten ſie im Anfange des nächſten Jahres ihren Congreß nach Laybach, um dem Schauplatze der Begebenheiten näher zu ſeyn. Auch der alte König von Neapel fand ſich dort ein. Allein eine friedliche Ausgleichung war nicht mehr möglich, und im März rückte ein öſtreichiſches Heer Italien hinunter, gegen Neapel. Aller Blicke waren auf den Ausgang dieſer Begebenheiten geſpannt, als eine neue Militair-Revolution, die vierte in weniger als zwei Jahren, in Turin ausbrach und für Oeſtreich gefährlicher zu werden drohte, als alle bisherigen. Die theuer erkaufte Ruhe Europa's ſchien auf einmal wieder verloren zu ſeyn. Doch bald legte ſich der Sturm von dieſer Seite; die Kraftloſigkeit der revolutionären Unternehmungen zeigte ſich ſogleich, als die öſtreichiſchen Heere ſich nur näherten, und Neapel wurde eben ſo leicht und ſchnell, als Piemont, in die alte Ordnung zurück gebracht.

In Spanien dauerte die Herrſchaft der neuen Verfaſſung auch nur wenige Jahre. Die Maſſe des Volks war nicht reif für den Gebrauch einer verfaſſungsmäßigen Freiheit, und dazu die Verfaſſung ſelbſt auf falſchen Grundlagen errichtet; der königlichen Gewalt war viel zu wenig Selbſtſtändigkeit gelaſſen. Im Sommer 1822 entſpann ſich ein Bürgerkrieg in dem durch Parteiungen zerriſſenen Lande. Im Oktober dieſes Jahres verſammelten ſich die Monarchen von Oeſtreich, Preußen und Rußland wieder zu einem Congreſſe in Verona, und willigten ein, daß Frankreich die Rolle übernehme, in jenem zerrütteten Lande, nöthigenfalls mit den Waffen, die königliche Gewalt herzuſtellen. Am 7. Mai 1823 gingen die franzöſiſchen Heere über die Bidaſſoa, am 23. ſchon rückten ſie in die Hauptſtadt Madrid ein, verbreiteten ſich im raſchen Gelingen über ganz Spanien, verfolgten die conſtitutionelle Partei, welche den König Ferdinand nach Kadix geführt hatte, bis auf die äußerſte Landzunge Europa's, und zwangen die Stadt am Ende des Septembers zur Uebergabe. Der König war wieder frei und ſetzte ſich in die unumſchränkte Ausübung ſeiner königlichen Gewalt dadurch wieder ein, daß er alle ſeine Dekrete aus der conſtitutionellen Zeit, vom Anfange des Jahres 1820 an, für null und nichtig erklärte.

Zunächſt wurde der Parteihaß, der keineswegs vernichtet war, durch die Gegenwart einer franzöſiſchen Armee, die bis zum J. 1827 zur Unterſtützung der Regierung im Lande blieb und Kadix nebſt andern Feſtungen beſetzt hielt, niedergehalten. Als aber Ferdinand VII. im J. 1833 ſtarb und ſein Reich nach verändertem Erbfolgegeſetze ſeiner dreijährigen Tochter Iſabella, unter der Vormundſchaft ihrer Mutter Chriſtine, hinterließ, wurde daſſelbe von Neuem der Schauplatz eines ſo hartnäckigen, grauſamen, alle Menſchlichkeit mit Füßen tretenden, Bürgerkrieges, daß ſich der Blick mit Trauer von dieſen Greuelſcenen abwendet. Ferdinands Bruder, Don Carlos, behauptete ſich als Thronerbe in einem nicht unbedeutenden Theile Spaniens, und ſelbſt die Unterſtützung der Königin von Seiten Englands, Frankreichs und Portugals (doch ohne daß dieſe Mächte Heere nach Spanien ſchickten), konnte ihn lange Zeit nicht aus dem Lande vertreiben. Die bürgerliche und menſchliche Ordnung löſte ſich in dem unglücklichen Volke immer mehr auf.

Dieſer unſelige Kampf dauerte bis zum Jahre 1839; da mußte endlich Don Carlos, deſſen Charakter nicht die großartige Fähigkeit entwickelte, die glücklichen Momente, welche ihm einige tapfere Anführer erkämpften, zur Gewinnung der Mehrheit im Volke zu benutzen, ſich von dem größten Theile ſeiner Anhänger verlaſſen ſehen, und aus Spanien nach Frankreich fliehen. Damit er nicht von Neuem Unruhen erregen möchte, wies ihm Ludwig Philipp, der die von Ferdinand VII. verordnete Erbfolge anerkannt

hatte und für ſein eigenes Reich die Ruhe in dem Nachbarlande ſehnlichſt hergeſtellt wünſchen mußte, ſeinen Aufenthalt in Bourges an, von wo er ſich nicht entfernen darf.

Die Königin Chriſtine herrſchte nun als Vormünderin ihrer Tochter einige Jahre in ziemlicher Ruhe fort. Es entſtanden bald hier, bald dort, einzelne Aufſtände, allein der Arm des Siegesherzogs Espartero, wie man ihn nach der Beſiegung der Karliſten genannt hatte, hielt die Gegenparteien mit dem Heere nieder. Aber wenn ein Heer zu dem Bewußtſeyn kommt, daß von ſeinem Willen das Beſtehen der Regierung abhängt, ſo iſt dieſe ſchon halb geſtürzt. Als die Königin Chriſtine Maßregeln ergriff, welche dem Sinne der Anführer und namentlich Espartero's nicht entſprachen, ſo verſagte man ihr den Gehorſam und ſie ſah ſich genöthigt, 1840 die Regentſchaft niederzulegen, ſich nach Frankreich zurückzuziehen und ihre beiden Töchter unter der Regentſchaft Espartero's in Madrid zurückzulaſſen. Aber auch Espartero's Herrſchaft hat nur wenige Jahre gedauert. Als die Furcht vor ſeiner eiſernen Strenge nachließ und ſeine Gegner Hoffnung faßten, den größeren Theil des Heeres von ihm abziehen zu können, ſo erhob ſich der Bürgerkrieg wieder im Großen, Espartero mußte, nachdem er nach blutiger Rache an der großen Stadt Sevilla genommen hatte, 1843 nach Portugal und von da nach England fliehen, und in Madrid wurde die noch nicht 14 Jahr alte Königin Iſabella für mündig erklärt. Wie wenig Sicherheit aber die Herrſchaft einer 14jährigen Königin in einem Lande, welches nun 24 Jahre hindurch in Parteikämpfen zerriſſen und entſittlicht iſt, zu gewähren vermag, fällt in die Augen, und ſo muß die Theilnahme an einem früher ſo großſinnigen Volke leider noch immer mit großer Sorge auf die Zukunft deſſelben blicken.

Das Nachbarland Portugal iſt nach manchen, doch nicht ganz ſo heftigen, Stürmen endlich zu dauernderer Ruhe gekommen. So lange der König Johann VI., der im Jahre 1822 aus Braſilien zurückgekehrt war, lebte, befand ſich Portugal in einem erträglichen Zuſtande, weil der wohlwollende König die Liebe des Volkes beſaß und den Haß der Parteien im Zaume hielt. Als er aber den 10. März 1826 ſtarb, und ſein Sohn Don Pedro, Kaiſer von Braſilien, nicht nach Europa zurückkehrte, ſondern ſeine noch minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Erbin Portugals; ſeinen Bruder Don Miguel aber zum Regenten während ihrer Minderjährigkeit, einſetzte, benutzte dieſer die Stimmung der Geiſtlichkeit und des Adels gegen die von ſeinem Bruder gegebene freie Verfaſſung und ließ ſich ſelbſt von den alten Cortes von Lamego zum unumſchränkten Könige erklären. Die junge Königin, die ſchon in Europa angekommen war, durfte es nicht wagen, ihr Erbtheil zu betreten, ſondern mußte in England Schutz und Gaſtfreundſchaft ſuchen. Mit Unwillen ſah ganz Eu-

ropa auf den Uſurpator hin, der alle Freunde ſeines Bruders und der von demſelben gegebenen Verfaſſung mit Kerker und Hinrichtung verfolgte; allein da das portugieſiſche Volk ſich die neue Herrſchaft gefallen ließ, ſo konnte ſich keine fremde Macht in die innern Angelegenheiten dieſes Landes miſchen.

Nun aber wurde der Kaiſer Don Pedro durch eine Revolution in Braſilien im Jahr 1831 genöthigt, jenes Land zu verlaſſen und ſelbſt nach Europa zurückzukehren. Sein Stammland Portugal war ihm durch den eigenen Bruder verſchloſſen. Da verwendete er die mitgebrachten Schätze dazu, ſich eine Flotte und ein kleines Heer zu verſchaffen, landete in Portugal, nahm die Feſtung Oporto am atlantiſchen Meere in Beſitz und drang, nach manchem Glückswechſel, 1833 bis nach Liſſabon vor. Nachdem er die Hauptſtadt gewonnen hatte, und ſeine Tochter von England und Frankreich als Königin anerkannt war, verlor Don Miguel bald auch die übrigen Theile des Landes und mußte daſſelbe 1834 ganz verlaſſen. Aber auch Don Pedro ſtarb bald nachher. Die junge Königin vermählte ſich mit dem Herzog von Leuchtenberg, und nach deſſen ſchnellem Tode 1836 mit dem Prinzen Ferdinand von Sachſen-Coburg. — Die letzten 7 Jahre ſind in dieſem Lande zwar nicht durchweg ruhig geweſen, allein die Königin hat doch die Zügel der Regierung in ihren Händen behalten und den Anfang machen können, den zerrütteten Wohlſtand ihres ſchönen Landes herzuſtellen.

2. Der Aufſtand der Griechen, und die Türkei.

Die vielen Umwälzungen in Europa hatten nach und nach auch die Freiheitsliebe eines altberühmten chriſtlichen Volkes am ſüdöſtlichen Ende Europa's, welches ſeit beinahe 400 Jahren das Joch der Türken tragen mußte, angefacht. Im März 1821 rief der Fürſt Alexander Ypſilanti alle Griechen in der Moldau und Wallachei zur Abſchüttelung der türkiſchen Herrſchaft auf. Sein Unternehmen wurde zwar hier durch die türkiſche Uebermacht, trotz des anfänglichen Gelingens, bald unterdrückt und er ſelbſt mußte nach Oeſtreich fliehen, wo er in der Feſtung Munkatſch als Gefangener feſtgehalten wurde. Allein glücklicher ging das Werk im eigentlichen Griechenland, beſonders in Morea und auf den Inſeln, unter denen ſich Hydra, Ipſara und Spezzia beſonders auszeichneten. Auf den höchſten Punkt der Erbitterung ſtieg der Zorn des griechiſchen Volkes, als der greiſe Patriarch von Konſtantinopel, Gregorius, am Oſterfeſte 1821, nachdem er das Hochamt gehalten hatte, am Eingange der Kirche aufgehenkt wurde und noch drei andere Erzbiſchöfe daſſelbe Schickſal erlitten. Der Kampf beider, von religiöſem Fanatismus getriebenen, Völkern wurde mit furchtbarer Grauſamkeit geführt; es galt die Vernichtung des Gegners. Wider alle Erwartung behaupteten ſich die klei-

nen, einzeln kämpfenden, Haufen der Griechen gegen die Angriffe der weit größeren türkiſchen Heere, dann ſchritten ſie vor, befreiten den eigentlichen Boden des alten Griechenlands, den Peloponnes und einen Theil des mittleren Griechenlands, von den Türken, und bewährten vor Allem zur See den alten Ruhm der Kühnheit und Geſchicklichkeit, ſo daß, wo ſie mit ihren Brandern erſchienen, ein paniſcher Schrecken die Feinde ergriff. Im Jahr 1823 thaten ſie den entſcheidenden Schritt, ſich für einen ſelbſtſtändigen Bundesſtaat zu erklären und ſich eine Verfaſſung zu geben, welche Einheit in das zerſtückelte Ganze bringen ſollte.

Es zeigte ſich jedoch bald auf eine niederſchlagende Weiſe, daß in dem durch faſt vierhundertjährige Unterdrückung entwürdigten Volke der Geiſt der Tugend, der Einigkeit und der Selbſtentſagung, welcher einzig der Freiheit würdig machen kann, nicht ſobald einkehren werde. Innere Parteikämpfe zerriſſen das halb befreite Volk, ſobald die Gefahr von Außen nur um ein weniges nachließ. Und als nun im Februar 1825 ein ägyptiſches Heer unter Ibrahim Paſcha, dem Sohne des Vicekönigs, bei Modon auf Morea landete, Navarino belagerte und einnahm, in Peloponnes vorrückte und immer mehr Land gewann; als er, in Vereinigung mit Reſchid Paſcha, die tapfer vertheidigte Feſtung Miſſolunghi eroberte und als bald nachher auch Athen verloren ging; als die Hülfe, welche die chriſtlichen Völker den Griechen an Geld und freiwilligen Kämpfern ſchickten, doch nicht hinzureichen ſchien, das unglückliche Volk vom Untergange zu retten; — da ſank faſt alle Hoffnung für daſſelbe zu Boden.

In dieſer Noth verbanden ſich die drei großen Mächte, Rußland, England und Frankreich, durch den Londoner Traktat vom 6. Juli 1827, zur Beendigung des blutigen Streites im Orient, und verlangten vom Sultan die Anerkennung Griechenlands als eines ſelbſtſtändigen Staates, der nur ein beſtimmtes Schutzgeld zu zahlen habe. Zunächſt forderten ſie die Einſtellung des Blutvergießens. Aber die ſtolzen Türken verweigerten jedes Nachgeben. Ibrahim Paſcha fuhr fort in der Verheerung des Peloponneſes, trotz eines Waffenſtillſtandes, den er mit den Admiralen der drei verbündeten Flotten geſchloſſen hatte. Da glaubten dieſe, ihn mit Gewalt an ſeinem Vernichtungsplane hindern zu müſſen. Am 20. Oktober 1827 ſegelten ſie mit der geſammten Kriegsflotte in den Hafen von Navarino (dem alten Pylos, bekannt aus dem peloponneſiſchen Kriege,) ein; es waren 26 Kriegsſchiffe mit 1324 Kanonen, unter dem Befehle des engliſchen Admirals Codrington, des franzöſiſchen de Rigny, und des ruſſiſchen, Grafen Heyden. Im Hafen lag die große türkiſch-ägyptiſche Flotte von 22 großen und 57 kleineren Kriegsſchiffen, die zuſammen 2240 Kanonen führten, ungerechnet die Kanonen der Landbatterien von Navarino und der Inſel Sphakteria. Die Türken, in ihrem Grimme ge-

gen die ganze chriſtliche Welt, ſchoſſen zuerſt, ungeachtet der engliſche Admiral einen Parlementair zum Unterhandeln zu ihrem Admiralſchiffe ſchickte, und tödtete mehrere Menſchen auf der verbündeten Flotte. Da gab Codrington das Signal zur allgemeinen Schlacht, und trotz der Ueberlegenheit der Feinde an Geſchütz und Mannſchaft war nach wenigen Stunden die ganze türkiſche Flotte bis auf 20 Corvetten und Briggs in den Grund gebohrt, verbrannt, in die Luft geſprengt, oder ganz zertrümmert.

Es war ein allgemeiner Jubel in Europa, daß endlich die Barbaren die ſtrafende Hand der Gerechtigkeit für ſo viel verübte Greuel erfahren hatten. Man verglich dieſe denkwürdige Schlacht mit der großen Seeſchlacht von Lepanto im Jahr 1571 unter Juan d'Auſtria, wo der türkiſche Uebermuth ebenfalls für viele Frevel geſtraft worden war. Allein bald trat in vielen, beſonders den engliſchen Staatsmännern, eine kühlere Berechnung der wichtigen Folgen jener Begebenheit ein. Denn daß die Türken zu ſehr geſchwächt, daß ſie vielleicht aus der Reihe der europäiſchen Mächte ganz verdrängt würden, und daß Rußland ſeine ungeheure Macht auch nach dieſer Seite hin bedeutend vermehre, das ſchien ihnen gefährlich für den Zuſtand Europa's; denn ſo viel iſt noch immer von dem Glauben an das Syſtem des europäiſchen Gleichgewichts übrig, und iſt auch wirklich in der Natur der Sache gegründet, daß die übermäßige Vergrößerung Einer Macht, welche zu dem ganzen Vereine gehört, Gefahr drohet für die Unabhängigkeit der übrigen. Und wirklich erklärte der ruſſiſche Kaiſer Nikolaus am 26. April 1828 für ſich allein den Krieg gegen die Türkei, drang in die Moldau und Wallachei ein, eroberte die Feſtungen Braila, Iſaktſcha und mehrere andere, zog gegen das Balkan-Gebirge und die ſtarke Feſtung Schumla, und es ſchien, als wenn ſein Heer dieſe Gränzſcheide gegen die Hauptprovinzen des türkiſchen Reiches, die noch kein ruſſiſches Heer überſchritten hatte, raſch überwinden und gegen die Hauptſtadt Konſtantinopel vordringen werde. Dieſe Erwartung war jedoch zu voreilig geweſen, die Türken ſetzten den Ruſſen einen ſehr hartnäckigen Widerſtand entgegen; die Natur war mit ihnen verbündet, und Mangel, Entkräftung und Krankheiten rafften Tauſende von Menſchen und Thieren im ruſſiſchen Heere hin. Mit der höchſten Anſtrengung konnte es nur die Eroberung der Feſtung Varna am ſchwarzen Meere erzwingen und mußte von Schumla und Siliſtria zurückweichen. Sehr erwünſcht war es für die Ruſſen, daß der Winter die Waffenruhe auch für die Türken nöthig machte, damit ſie aus ihrem unermeßlichen Reiche neue Heere heranziehen konnten.

Unterdeß war in dieſem Jahre 1828 eine zweite glückliche Veränderung in Griechenland eingetreten. Das Land hatte durch die Wahl des ruſſiſchen Staatsraths Grafen Capo d'Iſtrias zum Präſidenten des neuen Bundesſtaates einen Vorſteher gewon-

nen, der die innern Zwiſtigkeiten zu beſiegen und zu beherrſchen verſtand, unterſtützt von den verbündeten Mächten Ordnung und Ruhe herſtellte und den Grund zu einer kräftigen Geſetzgebung für den jungen Freiſtaat legte. Und, was die Hauptſache war, der menſchenfreundliche König Karl X. von Frankreich ſchickte ein Landheer unter dem Befehle des Generals Maiſon nach Morea ab, um dieſen Mittelpunkt des griechiſchen Staates endlich von ſeinem Bedränger Ibrahim ganz zu befreien. Einem ſolchen Heere zu widerſtehen wagte der ſtarrköpfige Mann doch nicht und nahm lieber den Vertrag an, den ihm die Engländer anboten, nämlich ihn mit ſeinem ganzen Heere zu Schiffe wieder nach Aegypten zu bringen. So wurde das Land von ihm befreit und auch die wenigen noch von den Türken beſetzten Feſtungen Morea's bald übergeben.

Die Griechen hatten in dieſer Halbinſel nun Ruhe vor ihren Feinden, ja ſie faßten auch wieder in einigen Gegenden des mittleren Griechenlands feſten Fuß, und der Präſident Graf Capo d'Iſtrias konnte das Werk der innern Anordnung des zerrütteten Landes beginnen.

Der ruſſiſch-türkiſche Krieg nahm in dem Jahre 1829 eine außerordentliche glückliche Wendung für die Ruſſen. Der General Diebitſch drang, nachdem er den Großvezier bei Schumla geſchlagen hatte und nachdem die wichtige Feſtung Siliſtria gefallen war, kühn über den Kamtſchick und den Balkan, den noch kein ruſſiſches Heer betreten hatte, vor. Er ſtand nun in den fruchtbaren, offenen Ebenen Rumeliens und die zweite Hauptſtadt des Reiches, Adrianopel, öffnete ihm am 20. Auguſt ohne Schwertſtreich ihre Thore. In Aſien aber hatte ſchon der zweite ausgezeichnete Feldherr, Graf Paskewitſch, mit nicht gar großer Macht Alles, was ihm entgegenſtand, niedergeworfen und die wichtigſte türkiſche Stadt in Aſien, Erzerum, mit mehr als 100,000 Einwohnern, am 9. Juli eingenommen. Jetzt lag das Schickſal des türkiſchen Reiches in der Hand des Kaiſers Nikolaus, und ganz Europa blickte mit geſpannter Erwartung, halb hoffend, halb zitternd, auf ſeinen Entſchluß hin. Denn wenn es auch an ſich für die Fortſchritte der europäiſchen Menſchheit ein Gewinn ſchien, wenn der klaſſiſche Boden, der einſt zum großen Theile der Sitz der höchſten Bildung des Alterthums geweſen war, von den Feſſeln einer rohen Herrſchaft ganz befreit würde, ſo war doch auf der andern Seite vorauszuſehen, daß eine große Verwirrung und ein ſchwerer Kampf der Hauptmächte Europa's daraus hervorgehen würde. Die übrigen Mächte konnten eine ſo außerordentliche Vermehrung der ruſſiſchen Macht, welche dieſes Reich zur Herrſchaft des Mittelmeers führen mußte, nicht gleichgültig anſehen.

Der Kaiſer Nikolaus jedoch bewährte den Geiſt der Mäßigung und Friedensliebe, welchen er bei dem Beginnen des Kampfes

ausgeſprochen hatte; er ſchloß den 14. September 1829 zu Adrianopel einen wahrhaft großmüthigen Frieden, nach welchem die Türken ſich zur Erfüllung früherer Verträge wegen der Moldau und Wallachei verpflichten, die Kriegskoſten erſtatten, einige Gränzfeſtungen in Aſien abtreten, und was das Wichtigſte war, die Schifffahrt durch die Dardanellen frei geben mußten.

Aber das alternde türkiſche Reich, ſo eben aus dieſer Gefahr errettet und von ſeinem alten Erbfeinde verſchont, ſollte ſehr bald durch ueue Gefahren in ſeinem eignen Innern zerrüttet werden. Gefährliche Aufſtände brachen in mehreren Provinzen aus, und kaum waren dieſe mit äußerſter Anſtrengung gedämpft, als der mächtigſte ſeiner Vaſallen, der Vicekönig Mehemed Ali von Aegypten, 1832 ſeinen Sohn Ibrahim mit dem im griechiſchen Kriege wohlgeübten Heere zur Eroberung Syriens ausſchickte. Ibrahim eroberte nach hartnäckigem Widerſtande die Gränzfeſtung Acre, an welcher Buonaparte geſcheitert war, ſchlug die türkiſchen Heere, drang bis in Kleinaſien vor, und nahm zuletzt bei Konieh (dem alten Iconium), den gegen ihn geſandten Großvezier ſelbſt gefangen. Die Hauptſtadt Konſtantinopel zitterte. Da traten wiederum die chriſtlichen Mächte, beſonders Rußland und Frankreich, vermittelnd dazwiſchen und verhinderten zum zweiten Male den Untergang der Pforte, die einmal ein unentbehrliches Glied in der europäiſchen Staatenkette geworden zu ſeyn ſchien. Der Friede mit Mehemed kam, freilich nicht ohne Opfer von Seiten der Pforte, zu Stande, indem Syrien im Beſitze Mehemets blieb. Seine tyranniſche Regierungsweiſe in dieſem Lande und die ſtete Beſorgniß der Pforte vor ſeinem Weitergreifen brachten endlich den Beſchluß der großen Mächte zum Schutze der Pforte im J. 1840 zu Stande, nach welchem Mehemet Ali auf Aegypten beſchränkt werden ſollte. Nur Frankreich nahm ſich des Vicekönigs an und der Miniſter Thiers drohte mit einem europäiſchen Kriege. Allein England in ſeiner kräftigen Weiſe ſandte eine ſtarke Flotte in's Mittelmeer, eine öſtreichiſche Flotille ſchloß ſich an, und beide in Vereinigung unterſtützten das türkiſche Heer ſo wirkſam, daß die Aegypter einen Platz nach dem andern in Syrien verloren. Am 3. Novbr. wurde das für unüberwindlich gehaltene St. Jean d'Acre, ſchon ans der Zeit der Kreuzzüge und durch Napoleons vergeblichen Angriff berühmt, von den vereínigten Flotten in den Grund geſchoſſen. Mehemet Ali mußte ſich dem Sultan unterwerfen, behielt aber die Herrſchaft Aegyptens erblich.

Das Schickſal Griechenlands ſchwankte nach der Trennung vom türkiſchen Reiche noch einige Jahre in Ungewißheit. Die eifrigen Bemühungen des Präſidenten Capo d'Iſtrias, Ruhe im Innern, Geſetzlichkeit aller Verhältniſſe und Richtung auf die Künſte des Friedens hervorzubringen, wurden von den unruhigen Parteihäuptern, die in der Unordnung ihren Vortheil ſahen, verkannt.

Dazu wies der Prinz Leopold von Sachſen-Koburg die ihm dargebotene und ſchon angenommene Krone Griechenlands wieder von ſich. Endlich, nach dreijähriger vergeblicher Anſtrengung, wurde Capo d'Iſtrias am 9. October 1831, als er eben zur Morgenandacht in die Kirche treten wollte, von zwei Meuchelmördern aus angeſehenen Geſchlechtern niedergemacht. Unordnung und Verwilderung nahmen wieder überhand, bis die verbündeten Mächte den zweiten Sohn des Königs von Baiern, Otto, zum Könige des zerrütteten, aber mit ſo herrlichen Keimen neuer Blüthe ausgeſtatteten, Landes auserſahen und die Einwilligung des Vaters erhielten. Der junge 16jährige König, umgeben von einem Regentſchaftsrathe erfahrner Männer, geſtützt auf ein baierſches Truppencorps, begleitet von den Segenswünſchen ſeiner Eltern, ſeines Geburtslandes und aller Freunde des griechiſchen Volkes, ſegelte zu den Küſten der neuen Heimath hinüber, und hielt am 6. Februar 1833 ſeinen Einzug in der vorläufig zur Reſidenz gewählten Stadt Nauplia, welche er ſpäter mit Athen vertauſcht hat. Im J. 1836 trat er, nach erlangter Volljährigkeit, die Regierung ſeines Landes ſelbſt an. Seine Aufgabe iſt groß und herrlich: ein ſeit Jahrhunderten entwürdigtes Volk, welches einſt den hellſten Tag menſchlicher Entwicklung geſehen hat, aber dann in eine lange Nacht verhüllt geweſen iſt, wieder empor zu richten.

Bis jetzt hat der mild und edel geſinnte König mit ſeiner deutſchen Gemahlin, der Prinzeſſin Amalie von Oldenburg, noch nicht viel Freude an ſeinem Volke haben können, welchem er doch ſeine ganze Liebe zugewendet hat. Die Eigenſucht der Parteihäupter, an die alte Geſetzloſigkeit gewöhnt, hat ſich vielfach ſeinen guten Abſichten entgegengeſetzt; das Volk, roh und eigenſüchtig, wie ſeine Führer, hat mit blindem Haſſe alle Fremden betrachtet; dazu ſind auch von den Fremden, aus Unkunde, manche Fehler in der Verwaltung des Staates gemacht und der Haushalt deſſelben iſt nicht aus der Unordnung herausgekommen, ſo daß die Schutzmächte, welche denſelben durch Anleihen unterſtützt haben, zuletzt mit ernſter Mahnung Sparſamkeit und Ordnung in den Finanzen forderten. In dieſer Bedrängniß hat am 15. Septbr. 1843 ein Militairaufſtand in Athen dem Könige das Verſprechen einer Conſtitution Griechenlands abgenöthigt, welches der König, ſeinem Worte getreu, mit allem Ernſte zu löſen entſchloſſen iſt. Die Vertreter des Volkes ſind in Athen verſammelt und berathen das Verfaſſungswerk. Sie können nun zeigen, ob Griechenland reif iſt, ein conſtitutionelles Königthum zu beſitzen und ſich der Herrſchaft der Geſetze mit voller Hingebung zu unterwerfen. Nicht rühmlich iſt der Undank, mit welchem alle Fremden ohne Unterſchied, auch die, welche Blut und Leben für Griechenlands Befreiung gewagt haben, mit Haß und Hohn aus dem Lande vertrieben ſind.

3. Die Juli=Revolution in Frankreich, 1830 und ihre Folgen.

1. Die Familie der Bourbons hatt es nicht verſtanden, ungeachtet vieler ehrenwerther Züge in ihrem Charakter, die allgemeine Achtung des franzöſiſchen Volkes zu gewinnen und den noch immer fortdauernden Kampf der Leidenſchaften zu beſchwichtigen. Welche außerordentliche Kraft hätte dazu gehört, nach einer vierzigjährigen, faſt unaufhörlichen Aufregung, zuerſt durch die Wechſel der Revolution, dann durch die unerhörten Unternehmungen eines gewaltigen Geiſtes, das reizbarſte Volk Europa's zur ruhigen Verfolgung friedlicher Beſtrebungen, zur Mäßigung, Selbſtentſagung und religiöſen Beruhigung zurückzuführen! Dieſe Kraft war in dem alternden Herrſcher=Geſchlechte nicht mehr; es unternahm, wenn auch in guter Abſicht, den immer vergeblichen Kampf für ein abgeſtorbenes Altes, gegen eine neue Welt von Ideen und gegen heftige Begehrungen, welche, jedem offnen Widerſtande unbezwinglich, nur durch eine ſehr überlegene geiſtige Kraft zum Guten geleitet werden konnten.

Die Miniſter Karls X. veranlaßten im Juli 1830, um ihren Willen gegen den der Kammern durchzuſetzen, mehrere Ordonnanzen des Königs, wodurch Artikel der Charte verletzt wurden. Dies gab das Signal zum offnen Widerſtande; das Volk der Hauptſtadt, welches immer für ganz Frankreich die Stimme zu geben gewohnt war, erhob ſich zum Aufſtande in den Tagen des 26. bis 29. Juli, bekämpfte die nicht zahlreichen Truppen und zwang ſie zur Räumung der Stadt. Und als nun von allen Seiten der Zuruf des Beifalls aus dem übrigen Frankreich erſcholl, und die geringere Zahl der Anhänger des herrſchenden Hauſes verzagte, da mußte der König mit ſeinem ganzen Hauſe Frankreich verlaſſen und zunächſt in England, ſpäter in Oeſtreich, eine Zuflucht ſuchen; das franzöſiſche Volk aber ſetzte einen andern Zweig des königlichen Geſchlechtes, das Haus Orleans, in der Perſon des Königs Ludwig Philipp, auf den Thron. Die Einſtimmigkeit, womit dies geſchah, und das verſtändige Benehmen des neuen Königs bewog die übrigen Mächte Europa's, ihn anzuerkennen. Seine Herrſchaft beſteht nun bald 14 Jahre; aber ſie hat ſchon ſchwere Kämpfe mit dem neuaufgeregten Parteigeiſte dieſes leidenſchaftlichen Volkes zu beſtehen gehabt, angefeindet auf der einen Seite von den Anhängern der alten Regierung, die nach der erſten Betäubung ihr Haupt wieder erhoben, und auf der andern, faſt noch heftiger, durch die Partei der Republikaner, welche den alten Traum einer eigentlichen Republik um ſo fanatiſcher verfolgen, je widerſinniger er iſt. Eine Republik von 30 Millionen Menſchen in einem Zeitalter und einem Volke, welches die einfachen Bürger=Tugenden, mit denen ein Freiſtaat allein beſtehen kann, kaum

den Namen nach kennt! Die Zerrüttung der religiöſen und ſittlichen Grundlagen des Lebens hat ſich in zu vielen traurigen Erſcheinungen, namentlich auch in den wiederholten Mordverſuchen gegen das Leben des Königs, kund gethan. Indeß hat die Vorſehung über ſeinem Leben gewacht und ſeine eigne Klugheit hat das Steuer des Schiffes in ſchweren Stürmen noch glücklich gelenkt und mit Mäßigung die ſchlimmen Verwicklungen im Innern, wie nach Außen, zu löſen gewußt. Die begüterte Mehrzahl hält an der Regierung feſt, weil ſie wohl erkennt, daß jede neue Umwälzung die Hefe des Volks gegen die Beſitzenden in Bewegung bringen, ja daß eine heilloſe Zerſtörung aller Ordnung des Lebens daraus hervorgehen würde.

Eine Beruhigung gewährte auch, bei dem Gedanken an den möglichen Tod des bejahrten Königs, die allgemeine Achtung, welche ſich der Thronfolger, der Herzog von Orleans, mit ſeiner deutſchen Gemahlin, der Prinzeſſin Helena von Meklenburg-Schwerin, zu verſchaffen gewußt hatte. Eine allgemeine Beſtürzung und Trauer, nicht nur in Frankreich, ſondern auch in dem übrigen Europa, erregte daher der plötzliche Tod des Herzogs am **13.** Juli **1842** durch einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen, vor welchem die Pferde flüchtig geworden waren. Er hinterließ **2** Kinder; den kräftigen Thronerben erzieht die Wittwe mit der Sorgfalt einer deutſchen Mutter; der zweite Sohn des Königs, der Herzog von Nemours, iſt zum Vormunde und Regenten für den Thronerben beſtellt, wenn Ludwig Philipp vor deſſen Mündigkeit ſtirbt. Nach menſchlichem Anſehen hängt die Ruhe Frankreichs und mit dieſer Europa's daran, daß das Haus Orleans im Beſitze des franzöſiſchen Thrones bleibe, und darum ſind Aller Blicke auf den greiſen König gerichtet und lebt in allen Freunden des Friedens der Wunſch, daß die Vorſehung ihn noch lange erhalten möge. — Eine Bürgſchaft der Ruhe der Welt liegt auch in der Einigkeit zwiſchen Frankreich und England, die in neueren Zeiten auf eine faſt unerwartete Weiſe zum Bündniſſe beider, früher ſtets auf einander eiferſüchtiger, Völker geworden iſt.

In den übrigen Ländern Europa's brachte das Beiſpiel der Julirevolution nicht wenig bedenkliche Folgen hervor.

2. Zuerſt erhob ſich ſchon im Sept. deſſelben Jahres **1830** ein Aufruhr in Brüſſel, und nach und nach im ganzen belgiſchen Volke, gegen die Herrſchaft des Oraniſchen Hauſes und die Verbindung mit Holland. Nach blutigen Gefechten mußten die holländiſchen Truppen zuerſt Brüſſel, dann das übrige Land, bis auf wenige Plätze, räumen. Der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen den beiden, erſt durch den Wiener Congreß vereinigten, Theilen des Königreichs der Niederlande zeigte ſich ſo ſtark, daß ſelbſt der König Wilhelm und die altholländiſchen Provinzen eine ſo widerwärtige Vereinigung nicht ferner wünſchen konnten, und daß auch

die übrigen Mächte ihre Zuſtimmung zu der Bildung eines eigenen **Königreichs Belgien** gaben.

Aber damit war dieſe ſchwierige Frage noch nicht gelöſt. Der neue Staat, aus reichen und kraftvollen Provinzen beſtehend, kann ſeine Kräfte nicht entwickeln, wenn er nicht ungehinderte Verbindung mit dem Meere durch die Schelde hat, deren Mündungen von Holland beherrſcht wurden. Holland aber wollte den Vortheil dieſer Stellung nicht aus den Händen geben, damit nicht **Antwerpen**, wie es ſchon früher gethan, den großen Handelsplätzen Hollands zu ſehr Abbruch thue. Auch wegen des Beſitzes von Luxemburg und einiger anderer Landſtriche erhob ſich Streit, ſo wie wegen Theilung der National-Schuld. Die fünf großen Mächte Europa's ſetzten eine Conferenz in London nieder, um dieſe Streitfragen zu entſcheiden; und um ſogleich dem belgiſchen Staate ein Oberhaupt zu geben, leiteten ſie es ſo ein, daß die belgiſchen Reichsſtände den Prinzen **Leopold von Sachſen-Koburg** zum Könige wählten. Er, der die Krone Griechenlands ausgeſchlagen hatte, nahm die belgiſche im Juli **1831** an, und vermählte ſich ſpäter mit einer Tochter Ludwig Philipps, wodurch das Geſchick ſeines Thrones noch enger an Frankreich's Beiſtand geknüpft wurde. Dieſer hatte ſich ſchon gleich nach ſeiner Thronbeſteigung thätig gezeigt, als der König Wilhelm von Holland den noch dauernden Zwiſtigkeiten durch die Gewalt der Waffen ein Ende machen wollte und ſiegreich in Belgien einfiel. Allein raſch ging ein franzöſiſches Heer zum Schutze Belgiens über die Gränze, vor deſſen Uebermacht die Holländer zurückwichen.

Eine zweite thätige Hülfe erfuhr Belgien gegen das Ende des Jahres **1832** durch Frankreich, indem ein franzöſiſches Heer **die Citadelle von Antwerpen**, welche eine holländiſche Beſatzung unter dem General Chaſſée noch immer beſetzt hielt, nach ſehr tapferem Widerſtande des letzteren und ſchwieriger Belagerung einnahm und der belgiſchen Regierung übergab. Zugleich hielt eine engliſch-franzöſiſche Flotte die Küſten Hollands bloquirt und führte die holländiſchen Kauffahrtei-Schiffe, die auf dem Meere gefunden wurden, nach engliſchen und franzöſiſchen Häfen. Oeſtreich, Preußen und Rußland billigten zwar dieſe Zwangsmaßregeln gegen Holland nicht und wollten ſelbſt nicht Theil daran nehmen; allein die Sorge Vieler, daß aus dieſer Meinungs-Verſchiedenheit der großen Mächte ein europäiſcher Krieg entſtehen könne, wurde durch die Mäßigung der Herrſcher gehoben. Als das franzöſiſche Heer, der Zuſage des Königs gemäß, gleich nach der Eroberung der Antwerpener Citadelle nach Frankreich zurückzog, löſte auch der König von Preußen das Beobachtungsheer, welches er an der Maaß zuſammengezogen hatte, auf.

Nach und nach iſt darauf die Einſicht, daß das Geſchehene nicht wieder rückgängig zu machen ſey, ſtark genug geworden, um

die noch unausgeglichenen Punkte zwiſchen Holland und Belgien zur Vergleichung zu bringen. Eine ruhigere und friedlichere Stimmung hat Platz genommen, beide Länder haben ihre Heere vermindert, welche zuletzt unerſchwingliche Koſten verurſachten, und Holland iſt mit der Verbeſſerung ſeines ſehr verſchuldeten Haushalts, Belgien mit der Ausdehnung ſeiner Fabriken und ſeines Handels lebhaft beſchäftigt. In keinem Staate des Feſtlandes iſt ſo viel für Anlegung von Eiſenbahnen geſchehen, als in Belgien; ſie ziehen ſich jetzt wie ein Netz über das ganze Land und haben im J. 1843 auch ihre Verbindung über Aachen nach Köln mit dem Rheine errungen, ſo daß nunmehr durch den Hafen von Antwerpen die Verbindung des Rheines mit der Nordſee hergeſtellt iſt und die Feſſeln, die Holland noch immer dem Handel auf dem Rheine bis an's Meer aufgelegt hatte, gebrochen ſind.

Die Verbindung Belgiens mit Deutſchland hat für beide Länder eine ſehr wichtige Bedeutung. Belgien iſt Deutſchlands kriegeriſche Schutzwehr gegen Frankreich im Nordoſten. Wenn Frankreich dieſen Punkt beherrſcht, ſo ſind der Niederrhein, Weſtphalen, ja Weſer und Elbe, bald bedroht. Iſt er in deutſchen Händen, ſo ſteht der kürzeſte Weg nach Paris offen. Ebenſo hätte der deutſche Handel durch Belgien den freien Weg in's Meer, wenn beide Länder durch den Zollverein verbunden wären. Auch Belgien, in welchem das germaniſche Element noch immer das überwiegende an Zahl iſt, würde bei einer Verbindung mit Deutſchland nur gewinnen können; denn während Frankreich ſtets die Hand nach ſeinem Beſitze ausſtreckt und Holland ſeinen Handel zu lähmen ſucht, kann Deutſchland nur das Beſtreben haben, die politiſche Selbſtſtändigkeit Belgiens aufrecht zu halten und deſſen Handel, der den deutſchen Producten das Weltmeer öffnet, zu befördern. Und wenn die natürliche Stellung der Dinge einen Weg ſo klar vorzeichnet, als dieſer, ſo iſt die Hoffnung wohl begründet, daß derſelbe auch wirklich über kurz oder lang werde betreten werden.

3. Einen andern Brand, der als Folge der Juli-Revolution ſich entzündete und mit großer Heftigkeit eine Zeitlang fortdauerte, hat die Vorſehung ebenfalls ohne allgemeine beunruhigende Folgen für Europa vorüberziehen laſſen, nämlich die Revolution in Polen gegen die ruſſiſche Herrſchaft, welche im November 1830 in Warſchau ausbrach, ſchnell um ſich griff und an einem kriegserfahrenen Heere eine kräftige Stütze fand. Der Adel des Landes, die Städte, die Landleute, Alles vereinigte ſich, um eine National-Unabhängigkeit wieder zu erringen, welche ihnen durch die Theilungen Polens im 18ten Jahrhundert genommen, durch Napoleon als Aufregungsmittel gegen Rußland wieder vorgehalten aber nicht gewährt war, und jetzt noch einmal das ganze Volk zu einem Kampfe auf Leben und Tod anfeuerte. Dieſer Kampf war ſehr heftig und dauernd. Der Kern der ruſſiſchen Macht

mußte nach und nach herbeigezogen und die beſten Anführer mußten an ſeine Spitze geſtellt werden. Der eine derſelben, der Beſieger der Türken, Graf Diebitſch, erlag den Beſchwerden und den Gemüthsanſtrengungen dieſes Kampfes nach mehreren ſehr blutigen und zweifelhaften Schlachten; erſt ſein Nachfolger, Graf Paskewitſch, unterwarf das Land durch Umgehung und Trennung der Heere und blutigen Sturm auf die Hauptſtadt, am 8. September 1831. Theile des polniſchen Heeres waren über die öſtreichiſche und preußiſche Gränze gegangen und wurden entwaffnet; ihre Offiziere wanderten zum großen Theile durch Deutſchland nach Frankreich. Im Februar 1832 wurde Polen als integrirender Theil mit dem ruſſiſchen Reiche vereinigt. Durch die gänzliche Auflöſung des alten polniſchen Reiches iſt eine wichtige Gränzwehre Deutſchlands nach Oſten zu gefallen und Rußland hat einen gefährlichen Keil zwiſchen Oeſtreich und Preußen eingetrieben, von welchem aus es beiden in die Seite fallen kann. Eine neue Aufforderung für beide, in inniger Freundſchaft zuſammenzuhalten.

4. Einen leichteren und ſchnelleren Ausgang nahm der Aufſtand der päpſtlichen Legationen und einiger benachbarten kleineren Fürſtenthümer Italiens. Durch das Einrücken öſtreichiſcher Truppen wurde ſchnell die Ruhe hergeſtellt. Als aber, nach deren baldigen Entfernung, neue Gährung entſtand, rückten die Oeſtreicher neuerdings ein und beſetzten Bologna, wodurch Frankreich bewogen wurde, um auch ſeinen Einfluß in Italien geltend zu machen, eine Flotte nach Ancona zu ſenden und dieſe Stadt zu beſetzen. Nach hergeſtellter Ruhe haben jedoch beide Reiche ihre Beſatzungen wieder zurückgezogen.

5. Damit faſt kein Land Europa's von Erſchütterungen, oder doch Sorgen, frei bliebe, — nur Dänemark und Schweden blieben ziemlich unberührt, — ſpalteten ſich auch in der Schweiz die Parteien für das Alte und Neue, riß ſich ein Theil des Kantons Baſel als Baſel-Landſchaft von der Stadt ab, mußte Neufchatel erſt durch Waffengewalt wieder zur Ruhe gebracht werden, und ſtehen noch jetzt mehrere Kantone in Anſicht und Streben getrennt von den übrigen da, ſo daß ſelbſt in dieſem kleinen, früher ſo friedlichen, Lande die Nachwehen der franzöſiſchen Revolution noch nicht überwunden zu ſeyn ſcheinen. Mit dem übrigen Europa trat die Schweiz längere Zeit hindurch in ein geſpanntes Verhältniß dadurch, daß ſie den politiſchen Flüchtlingen aus allen Ländern nicht nur eine Freiſtatt darbot, ſondern auch geſtattete, feindliche Anſchläge gegen die Ruhe derſelben zu ſchmieden; ja, der Verſuch eines gewaltſamen Einbruches in Savoyen wurde gewagt, und ein ähnlicher in das ſüdliche Deutſchland ſchien nicht fern zu ſeyn. Indeß haben die ernſtlichen Vorſtellungen Oeſtreichs und Frankreichs, ſo wie der ſüddeutſchen Staaten, vereinigt mit der Stimme der Gemäßigten in der Schweiz ſelbſt, die Beſonnenheit hergeſtellt; es wurden ernſt-

liche Maßregeln gegen die Umtriebe der Flüchtlinge genommen und das gute Vernehmen mit dem Auslande ziemlich hergeſtellt. Nur ſcheint leider in der neueſten Zeit der Religionshaß in der Schweiz wieder tiefere Wurzeln ſchlagen zu wollen.

6. In England endlich hatte ſich der Gährungsſtoff, der vorzüglich aus dem Uebermaße von Armuth und Reichthum ſeine Nahrung erhält, allmählig zu einer Höhe geſteigert, welche die Zukunft dieſes Reiches ſehr trübe zu machen drohete; und in einem großen Theile von Irland war die Herrſchaft der Geſetze ſo ſehr geſunken, daß Leben und Eigenthum der friedlichen Einwohner in ſteter Gefahr ſchwebten und nur ein kräftiges Einſchreiten der Gewalt von einer, und Verbeſſerung der bürgerlichen Einrichtungen von der andern Seite, die gänzliche Auflöſung aller Ordnung abzuwenden im Stande war. Man iſt auf dem Wege der innern Verbeſſerung der ſchwächſten Theile der Verfaſſung ſtandhaft fortgeſchritten; aber das Werk iſt in dem übervölkerten Lande, wo jede Mißerndte und jede Stockung in der Fabrication und im Handel ſogleich Hunderttauſende außer Brod ſetzt, außerordentlich ſchwer. Der wohlwollende, hochgeachtete König Wilhelm IV. ſchied am 20. Juni 1837 aus dem Leben und hinterließ ſein großes Reich, mit Ausnahme des Königreichs Hannover, ſeiner Nichte, der jetzigen Königin Victoria. Sie hat ſich im J. 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachſen Koburg-Gotha vermählt und nun bald 7 Jahre mit Hülfe treuer und einſichtsvoller Rathgeber ein neues Beiſpiel aufgeſtellt, daß England auch unter dem Scepter einer Frau auf ſeiner großartigen Bahn fortſchreiten könne. Der Lebenstrieb in dieſem Staate, welcher die Kraft Roms und Karthago's in ſich vereinigt, und in deſſen Umfange in noch weiterem Sinne, als in dem Reiche Karls V., die Sonne nicht untergeht, iſt erſtaunenswürdig. Noch immer dehnt es ſeine Macht in allen Welttheilen aus. In Auſtralien entſtehen neue Colonieen, die bald dieſen fünften Welttheil zum großen Theile in die Hände Englands bringen werden. In Oſtindien wird ein Landſtrich nach dem andern ſeinen ſchon unermeßlichen Beſitzungen hinzugefügt, und neuerdings, im J. 1843 hat ein wegen des Opiumhandels mit China entſtandener Streit Veranlaſſung gegeben, daß ſich die engliſchen Waffen auch im äußerſten Oſten Aſiens, einige tauſend Meilen von der Heimatinſel, gegen ein Reich von 300 Millionen Menſchen, mit Ruhm bedeckt haben. Mit welcher niederſchmetternden Kraft haben ſie die Heere und Feſtungen der Chineſen, mit verhältnißmäßig ſehr geringen Streitkräften, in Kurzem überwunden und das himmliſche Reich, wie es ſich nennt, zum Frieden und zum Oeffnen ſeiner Häfen für fremden Handel gezwungen, ſo daß die Scheidewand, mit welcher ſich dieſes räthſelhafte Reich ſeit Jahrtauſenden umgeben hat, immer mehr ſinken und europäiſche Cultur, gewiß auch dereinſt mit dem Chriſtenthum, dort ihren Einfluß üben wird.

In Africa iſt die Südſpitze, das Kapland, von Holland an England übergegangen, und dieſes verſäumt nie, von einem ſolchen Punkte aus weiter in das Innere vorzudringen.

Aber in dieſem Welttheile iſt der europäiſche Einfluß auch noch von einer andern Seite mächtig geworden. An der Nordküſte hat ſich Frankreich ſeit 14 Jahren einen Beſitz an Algier erworben, der zwar ſehr viel Kämpfe, ſehr viel Menſchenleben und viel Geld gekoſtet, aber ſich doch immer weiter ausgebreitet und feſter gegründet hat. Mit ausdauerndem Willen durchgeführt werden europäiſche Cultur und Chriſtenthum dort immer mehr Raum gewinnen und mit der Zeit auch nach Aegypten und den angränzenden Ländern vordringen. — An der Weſtküſte Africa's mehren ſich die europäiſchen Niederlaſſungen, und eine Colonie freier, zum chriſtlichen Glauben bekehrter, Neger hat ſich von America aus dort angeſiedelt und Boden gewonnen. Evangeliſche Miſſionaire, von England und Deutſchland lebhaft unterſtützt, arbeiten unter Hottentotten und Kaffern im Süden und unter den Negervölkern im Weſten; ſie arbeiten in Oſtindien und auf den großen Inſeln des indiſchen Ocean's; in Auſtralien und unter den Reſten der Ureinwohner America's. Auch die katholiſche Kirche hat ihre Sendboten in allen Theilen der Erde. Im Sinne der europäiſchen und chriſtlichen Cultur entwickeln ſich die von Europa freigewordenen Staaten in Nord-, Mittel- und Süd-America, wenn auch in letzterem noch immer in ziemlich chaotiſcher Gährung, und neue Kräfte ſtrömen ihnen durch zahlreiche Einwanderungen von Europa aus zu.

Wenn wir ſo den fortwährenden Einfluß Europa's, von welchem aus im Laufe der Jahrhunderte das höhere Leben der übrigen Welttheile gegründet worden iſt, betrachten, ſo werden wir der Hoffnung Raum geben dürfen, daß Europa, trotz mancher Zeichen von Altersſchwäche, nicht, wie Viele gefürchtet haben, unaufhaltſam und ſchnell dem völligen Abſterben entgegeneile. Auch das Alter kann in ſeinen Gränzen und nach ſeinen Geſetzen ein geſundes und blühendes, eine viridis senectus, ſeyn. Die Geſundheit muß nur im innern Kerne der Natur ihre Wurzel haben und aus dem Geiſte und dem Willen ihre Nahrung ziehen.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Dritte Abtheilung.

Die deutſchen Freiheitskriege von 1813, 1814 und 1815.

1. Der Zug gegen Rußland.

Im Sommer des Jahres 1812 brach der Kaiſer Napoleon mit viermalhunderttauſend auserleſenen Kriegern zu Fuß und ſechszigtauſend zu Roß, und mit einem Zuge von zwölfhundert Stücken Geſchütz, in das große ruſſiſche Reich ein. Zwei Jahre lang hatte er zu dieſem Zuge gerüſtet, hatte die beſten Schaaren aus allen Ländern Europa's geſammelt und ſie mit allem Kriegszeuge auf's beſte verſehen; denn er gedachte diesmal weit hin in die Länder zu dringen, die ſein Schwert noch nicht kannten. Der erſte Angriff war gegen das ruſſiſche Reich gerichtet; es iſt aber gar nicht unwahrſcheinlich, daß er die Abſicht gehabt, wenn dieſes durch mehrere große Schlachten zum Frieden gezwungen worden, immer tiefer in Aſien zu ziehen, und den Engländern, die er am meiſten haßte, das große, reiche oſtindiſche Land wegzunehmen. Denn wenn es nur nach ſeiner Luſt gegangen wäre, ſo würde er erſt an den Enden der Erde das Ende ſeiner blutigen Kriege gemacht haben. — Aber in dieſem Jahre und in dieſem Kriegszuge ſetzte ihm Gott ein Ziel. Denn als er nun bis in Moskau, die alte Hauptſtadt der ruſſiſchen Zaare, gekommen war, und am 14. September ſeinen düſtern Sieges-Einzug in ihr großes, ehrwürdiges Schloß, den Kreml, gehalten hatte; und als in den folgenden Tagen und Nächten die unermeßliche Stadt, an hundert Stellen zugleich in Brand geſteckt, wie ein blutrothes Feuermeer, von mehreren Stunden im Umfange, vor ſeinen beſtürzten Blicken da lag; — als die gierigen Flammen zuckend zum Himmel emporfuhren, als die Luft brüllte, wie im tobenden Sturme, die Kirchen und Altäre krachend zuſammenſtürzten, die unglücklichen Verbrannten, Zerſchmetterten, Gemordeten in letzter Todesangſt jammerten, und dazwiſchen die nach Raub gierigen Feinde die Erde nach Schätzen umwühlten, alles Menſchengefühl ſchändeten und den Namen Gottes läſterten; — da wendete ſich das Glück von ihm und ſein Schickſal nahm den Rückweg. Sein äußerſtes Ziel war erreicht. Seine Heere ſtanden zu gleicher Zeit an den beiden Enden Europa's: ein Theil an den Küſten des atlantiſchen Ozeans in Spanien, ein anderer mit ihm in den weiten Ebenen Rußlands, in der letzten Hauptſtadt, die nach Aſien zu liegt. Von nun an mußten ſie von allen Enden um-

mer enger und enger dahin zurückweichen, von wo ſie ausgegangen waren; und anderthalb Jahre, nachdem ſie in ihrer größten Ausdehnung Europa in ihrer Mitte gehabt und faſt erdrückt hatten, und als nur wenige Menſchen noch den ſtillen Glauben hegten, daß eine ſo gar große Macht je könne gebrochen werden; — da waren ſie bis in die Mitte von Frankreich zuſammengedrängt, die deutſchen und ruſſiſchen Heere zogen in die Hauptſtadt Paris ein, und der Eroberer der Welt legte ſeine blutige Krone nieder.

Das war nicht Menſchenwerk, das waren die Gerichte Gottes; und damit die jetzt Lebenden den Dank für ſolche Wohlthat nicht verſäumen, und in Zukunft nie wieder ein Volk in harter, grauſamer Bedrückung, wenn es nur auf Gott vertrauen und in frommem Muthe ſeine Kraft gebrauchen will, an der Rettung verzweifle, muß das Andenken ſo großer Begebenheiten in Aller Gedächtniß erhalten werden.

In dem ſchrecklichen Brande von Moskau war der übermüthige Eroberer zuerſt beſiegt worden. In dieſer großen Stadt, die über dreimalhunderttauſend Menſchen zählt, hoffte er für ſein Heer den nöthigen Vorrath für fünf Wintermonate zu erbeuten; und dann, mit dem nächſten Frühjahre, wäre ſein Zug gegen Petersburg und die Länder der Oſtſee gegangen, und noch eine Hauptſtadt wäre ein Raub der Flammen geworden. Aber als nun Moskau ein großer Schutthaufen war, in welchem ſein Heer nur auf wenige Wochen noch Unterhalt fand, und als der hochherzige Kaiſer Alexander, vertrauend auf Gott und auf den Muth ſeines Volkes, jede Friedensbedingung verwarf, da mußte am Ende des Oktobers eiligſt der Rückweg angetreten werden. Durch ein unbegreifliches Verſehen wurde derſelbe nicht, wie es hätte geſchehen ſollen, auf der Straße über Kaluga genommen, die der Krieg noch nicht verwüſtet hatte, ſondern auf der völlig zerſtörten geraden Straße nach Smolensk, auf welcher von Ruſſen und Franzoſen Alles niedergebrannt und ausgeleert war. Da riß bald der drückendſte Mangel im Heere ein, löſte die Ordnung und brachte Muthloſigkeit in den ganzen Haufen. Darauf hatten die Ruſſen gewartet. Mit den Schwärmen ihrer leichten Reuter verfolgten ſie die fliehenden Feinde, ließen ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe, und was nur ein Weniges zur Seite vom Zuge abwich, wurde niedergemacht. Auch ſtritten die Ruſſen glücklich in größern Gefechten, und an jedem Tage gingen dem Feinde Menſchen und Pferde und Geſchütz verloren. Doch hielt die gemeinſame Gefahr noch immer große Schaaren der Abziehenden zuſammen, und von ſo unermeßlicher Zahl wären ſicher noch Hunderttauſende entkommen, wenn nicht plötzlich eine mächtigere Hand Tod und Verderben über ſie verhängt hätte. Früher als in

dem gewöhnlichen Laufe des Jahres brach in den öden Steppen Rußlands ein grauſer, verheerender Winter ein. Die ziehenden Schaaren hatten keinerlei Schutz gegen ihn; ihre Kleider waren von dem weiten Zuge zerriſſen, ihre Füße zitterten nackt durch die unabſehbaren Schneefelder; die Dörfer und Städte an den Straßen, durch welche ſie zogen, waren ſchon auf dem Hinwege von ihnen ſelbſt oder den eigenen Bewohnern zerſtört; nirgend ein Obdach gegen den furchtbar ſchneidenden Wind; nirgend eine Hülle, die bebenden Glieder zu bedecken; kein Biſſen Brots, den ſchrecklich nagenden Hunger zu ſtillen! Da ergriff Verzweiflung ihre Herzen. An jedem Morgen lagen die Haufen der Erfrorenen um die ausgebrannten Wachtfeuer; unter ihnen arbeitete ſich vielleicht noch ein Lebender hervor, den die andern mit ihren Leibern bedeckt und gerettet hatten; auch er fand in der nächſten Nacht denſelben Untergang. Wen die Kälte verſchonte, verdarb der Hunger. Wie mancher mochte jetzt, in dem ſchrecklichen Kampfe des Hungertodes, des Brotes gedenken, welches er früher in ſeinem Uebermuthe, als nicht fein genug für ſeinen Gaumen, unter die Füße getreten hatte? Wie Raubthiere ſtürzten ſie über jedes gefallene Pferd her, riſſen mit ihren Nägeln und Zähnen die Stücke des rohen Fleiſches herab und ſchlangen ſie hinunter. Ja, man hat ſolche geſehen, denen die Kälte und die entſetzliche Angſt der Seele ſchon den Verſtand geraubt hatten, und die am Wege im Schnee ſaßen und mit den Gebehrden des Wahnſinns an ihren eigenen, ſchon vom Froſte ſchwarzen, Fingern nagten.

Von ſolchen Bildern wendet ſich die Seele mit tiefem Schauder hinweg. Sie ſind entſetzlicher, als die Einbildungskraft ſie zu erfinden vermag. Als ſchreckliche Warnungszeichen gegen Uebermuth und Frevel ſtehen ſie da, um die ungeſtüme Leidenſchaft in des Menſchen Herzen zu brechen; und für Tauſende in dieſen Schaaren, die nun zwanzig Jahre Europa verheerend durchzogen hatten, mochte es des höchſten Kampfes der Seele bedürfen, damit ſie nicht in der vollen Sicherheit der Sünde dahin ſtarben!

2. Preußen rüſtet.

Von der halben Million Menſchen, welche der übermüthige Eroberer in dieſen Krieg geführt hatte, kehrten kaum 30,000 Waffenfähige zurück. Durch Preußens Gränzen war ſeine Macht in ihrem höchſten Glanze dorthin gezogen; jetzt ſah Preußen zuerſt die ſchimpfliche Flucht der wenigen Uebriggebliebenen, die in kläglicher Geſtalt das Mitleid derer anflehten, welche ſie noch vor kurzer Zeit mit dem ſchmählichſten Uebermuthe behandelt hatten.

Das preußiſche Volk erkannte die Zeichen der göttlichen Gerichte; es fühlte, daß es an der Zeit ſey, die Waffen zu

ergreifen; denn nun oder nimmer mußten die Fremden aus allen Gränzen des deutſchen Vaterlandes vertrieben werden. Der Hülfshaufe der Preußen, der ſchweres Herzens mit den Franzoſen gegen Rußland hatte ziehen müſſen, diente jetzt zum erſten Wahrzeichen einer freien und freudigen Zeit. Sein Anführer, der General York, welcher des Königs und des Volkes Geſinnung kannte, wendete ſich an der Gränze des Königreichs Preußen von den Franzoſen ab, die von ſeinem Heere noch großen Vortheil zu ziehen hofften, und wartete auf den Befehl ſeines Königs, ob er ſich mit den ſiegreichen Ruſſen vereinigen dürfe. Der König aber begab ſich von Berlin nach Breslau in Schleſien, weil er in ſeiner Hauptſtadt noch von einer franzöſiſchen Beſatzung umringt war, und erließ am 3. Februar 1813 einen Aufruf an die Jugend ſeines Landes, ſich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu rüſten. Der König kannte ſein Volk und wußte, wie kräftig in ihm der Muth für Ehre und Freiheit ſich regte; darum hörte er nicht die Stimme derer, welche ſich von ſolchem königlichen Aufgebote wenig verſprachen; ſie meinten eine ſolche Begeiſterung, die den Menſchen freiwillig in den Tod führe, werde in der Jugend nicht gefunden werden. Aber wie wurde das königliche Vertrauen von dem treuen Volke gerechtfertigt! Noch war es nicht ausgeſprochen, daß der Krieg gegen die franzöſiſchen Unterdrücker geführt werden ſolle, nur im Allgemeinen hatte der König die Erhaltung des Vaterlandes als das große Ziel hingeſtellt. Aber ein jedes Herz verſtand das königliche Wort und zu vielen Tauſenden ſtrömten die Jünglinge herbei, um die freiwilligen Schaaren der Reuterei und des Fußvolks zu bilden. Allein aus Berlin ſammelten ſich ihrer 10,000.

Der König that noch mehr; er verordnete eine Bewaffnung ſeines ganzen Volkes, indem er Landwehr und Landſturm einzurichten befahl. Es war eine traurige Verblendung der letzten Jahrhunderte geweſen, daß man glaubte, nur in der großen Menge beſoldeter Krieger, die gleichſam auf immer ſich mit Leib und Leben dem Kriegsgewerbe verkauft hätten, beſtehe die Stärke eines Reiches. In der alten Zeit des deutſchen Volkes wurde an einen ſolchen Kriegesdienſt auf keine Weiſe gedacht, ſondern jeder freie Mann mit geſundem Arme war ein Krieger, und die Waffen waren von Jugend auf ſein Schmuck und ſein Stolz. Darum konnte auch unſer Volk, vom Anfange ſeiner Geſchichte an, mit Ehren beſtehen. Germanen oder Heer- und Kriegsmänner nannten uns die alten Römer, welche ächte Tapferkeit wohl zu würdigen verſtanden. Die Waffen dieſer mächtigen Römer, welche die halbe Welt unterjocht hatten, wurden an der Tapferkeit unſerer Vorfahren zu Schanden, als ſie es wagten, zu uns über den Rhein zu kommen, und endlich warfen die deutſchen Völker dieſes un-

ermeßliche Reich gar über den Haufen. In nachfolgender Zeit war der deutſche Name viele Jahrhunderte lang der erſte unter den Völkern, und der Kaiſer der deutſchen, obwohl er über die Fürſten, Grafen, Städte und Ritter in Deutſchland nicht ſo viel zu ſagen hatte, als jetzt der kleinſte Fürſt über ſeine Unterthanen, war in aller Welt gefürchtet und hieß der mächtigſte Herr in der ganzen Chriſtenheit. Denn wenn das ſtarke und tapfere Volk einig unter ſich ſelbſt war, wenn es mit ſeinem Kaiſer über die Alpen nach Italien, oder gegen die Heiden, die noch an der Oder und Weichſel wohnten, oder wenn es gar weit über's Meer nach dem gelobten Lande zog, ſo erkannten alle Völker, daß in den deutſchen Gauen und Wäldern, in Bergen und Ebenen, noch immer ein zahlreiches Geſchlecht ſtarker und muthiger Männer wohne.

Aber mit ſolcher hohen Ehre war es aus, als die Zeiten kamen, da man wähnte, ein friedlicher Bürger, der ſein Gewerbe und ein Landmann, der ſeinen Pflug führe, dürfe ſich mit der Führung der Waffen nicht befaſſen; ſie ſeyen das Erbtheil eines eigenen Standes, welcher dieſe Kunſt allein üben und den andern eine Schutzwehr ſeyn müſſe. Dafür müßten ihn die andern ernähren und dürften ſich ſelbſt der Ruhe und Sorgloſigkeit überlaſſen; ja, was männlicher Muth, Tapferkeit und Todesverachtung ſey, das brauchten ſie ſelbſt gar nicht in ihrer Bruſt zu hegen; das ſeyen nur Tugenden des Soldaten. Aber dieſe Verkehrung der menſchlichen, ſo wie der Ordnung Gottes, der den Mann zum Schutze für ſeinen Heerd und für Weib und Kind, und mit Allen vereinigt zur Wehre des Vaterlandes geſetzt hat, ſie hat groß Unheil über Europa gebracht. Wir Deutſche insbeſondere waren dadurch ſo ſchwach gegen die äußern Feinde geworden, daß wir nahe daran waren, die uralte Ehre unſeres Namens, allen Ruhm der Tapferkeit, unſere Sprache und unſere Sitten, und mit ihnen unſere Freiheit zu verlieren. Endlich nahm Napoleon Bonaparte ſelbſt durch die Gewalt, womit er die Welt unterdrücken wollte, die Binde von den Augen der Völker. Ohne es zu wollen, verſchaffte er ihnen das uralte, männliche Recht der Waffen und dadurch ihre Mündigkeit wieder; ihr Zorn gegen ihn machte ſie mündig; und da zeigte ſich wohl bald, was ein einziges und entſchloſſenes Volk gegen einen ungerechten Unterdrücker vermöge. Die erbitterten Spanier hielten ſchon fünf Jahr lang einen blutigen Krieg gegen ſeine Uebermacht aus, weil jeder Bürger und Bauer das Gefühl der glühendſten Rache gegen ihn in ſeiner Bruſt fühlte. Die treuen Bewohner der öſterreichiſchen Länder hatten im J. 1809 ſehr tapfer gegen ihn geſtritten, als der Kaiſer Franz die Landwehr aus Ungarn und Oeſtreich, aus Böhmen und Mähren, aufrief. Die Tyroler Hirten und Jäger, ein muthiges Bergvolk, hatten viele Tau-

ſende vollkommen geübter Krieger mehrmals aus ihrem Lande herausgeſchlagen, weil jeder Mann, die nächſte Waffe ergreifend, die ihm zur Hand lag, keinem andern Gedanken Raum gab, als daß ſein liebes Vaterland gerettet werden müſſe. Und zuletzt war nun in einem großen, furchtbaren Beiſpiele in Rußland offenbar geworden, daß ein Volk, welches frei leben und ſterben will, durch keine Macht der Erde bezwungen werden kann.

In dieſem Glauben ſprach auch jetzt der König Friedrich Wilhelm, am 17. März 1813, das entſcheidende Wort des Krieges gegen Frankreich aus. Nicht ohne einen großen Entſchluß konnte dieſes Wort ausgeſprochen werden; denn noch immer war die Gefahr, welche für Preußen daraus entſprang, ſehr bedeutend. Die Franzoſen hatten in Preußen und Polen noch 8 Feſtungen mit 65,000 Mann beſetzt; ein Theil ihres Heeres war noch an den Ufern der Elbe gelagert; unzählbare Schaaren ſammelte der unermüdete Gewalthaber in Frankreich, und die Ruſſen waren durch den blutigen Feldzug des vorigen Jahres auch nicht wenig zuſammengeſchmolzen. Aber Preußen konnte ſehr bald ſeine volle Kraft entwickeln.

Schon früher hatte der König und ſeine, in Sachen des Krieges und Friedens erfahrenen, Diener im Stillen die beſten Maßregeln genommen, um ſchnell gerüſtet zu ſeyn, wenn die Stunde der Befreiung ſchlagen werde. Sie hatten, weil das kleine Land kein großes Heer halten konnte, immer nur einen Theil der jungen Mannſchaft in den Waffen geübt und bald wieder in die Heimath entlaſſen, und neue berufen, und wieder entlaſſen; und ſo waren überall waffenkundige Männer verbreitet, welche ſchnell in Haufen zuſammengezogen werden, oder die Lehrer der noch nicht Geübten ſeyn konnten.

Zu dem geſammten Volke redete der König an demſelben Tage, da er Frankreich den Krieg anſagte, in einem allgemeinen Aufrufe alſo:

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutſche, bedarf es einer Rechenſchaft über die Urſachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen ſie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede ſchlug uns tiefere Wunden, als ſelbſt der Krieg; das Mark des Landes ward ausgeſogen, der Ackerbau, ſo wie der Kunſtfleiß der Städte, gelähmt; die Hauptfeſtungen blieben vom Feinde beſetzt. Uebermuth und Treuloſigkeit vereitelten meine beſten Abſichten, und nur zu deutlich ſahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch, wie ſeine Kriege, uns langſam verderben mußten. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo alle Täuſchung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schleſier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos ſeyn wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! — Große Opfer werden von Allen gefordert werden; denn unſer

Beginnen iſt groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unſerer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, ſie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir ſie hingeben, für die wir ſtreiten und ſiegen müſſen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutſche zu ſeyn. — Mit Zuverſicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein feſter Wille werden unſerer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!"

So königlich ſprach Friedrich Wilhelm zu ſeinem Volke. Sein Wort entflammte die Begeiſterung, die ſchon ſich entzündet hatte, zu dem herrlichſten Feuer, ſo daß das geſammte Volk, ohne Murren und Zagen, lieber den Gedanken der höchſten Noth und Entbehrung, als den einer neuen Knechtſchaft faſſen wollte. Die Jüngeren aber, welche mehr als nur Geduld und Entſagung in dem Gefühle ihrer Kräfte trugen, brannten vor Eifer, nur bald und ſchnell gegen den Feind ziehen zu können. Ganz Preußen war wie eine große Waffenſtätte; alle Kräfte regten ſich in neuer Luſt und Friſche; Jünglinge, die kaum aus dem Knabenalter getreten waren, Männer mit grauem Haare, Väter von zahlreichen Familien, ſolche, die nie in ihrem Leben den Gedanken gehegt hatten, jemals eine Waffe führen zu ſollen, Geſchäftsmänner, Gelehrte, reiche Beſitzer von Gütern oder Waarenlagern; ja ſelbſt Jungfrauen, im Männerkleide; Alles eilte herbei zu dem harten Dienſte des Krieges. Da traten Menſchen hervor, die ganz ſtill und unſcheinbar in ihrem täglichen Berufe gelebt hatten, nichts Außerordentliches war an ihnen zu ſehen geweſen, und mancher, der größere Reden zu führen gewohnt war, hatte gleichgültig auf ſie herabgeſehen. Aber jetzt, im Augenblick der That, erhoben ſie ſich und zeigten den großen, frommen Muth in ihrer Bruſt. Weib und Kind, und Habe und Gut verlaſſend, traten ſie freudig in die Reihen der gemeinen Krieger; und viele ſind als theure Opfer der Befreiung gefallen!

Es waren nicht die Krieger allein, nicht die Männer in der Kraft ihrer Jahre, es waren auch Greiſe und Kinder, und vor Allen die Frauen, welche von einem ſchönen Eifer entbrannt waren. Das ganze Volk arbeitete und lebte für den Krieg. Wer nicht mitziehen konnte, der gab ſein Gut, und wenn er keins hatte, die Arbeit ſeiner Hände. Freudig brachte die Hausfrau ihren Schmuck oder ihr Silbergeräth, das ſie mit Zinn oder Eiſen erſetzte, die Kinder ihren Sparpfennig, die Dienſtmagd die ſilbernen Ringe aus ihren Ohren; und edle Jungfrauen hat es gegeben, die, weil ſie nichts zu bringen hatten, in Thränen klagten, bis ihnen der Gedanke kam, ihr langes ſchönes Haar abzuſchneiden, um mit dem Preiſe deſſelben ihre Schuld an das Vaterland zu löſen.

Unvergeßlich wird in der Geſchichte des Vaterlandes das

Frühjahr und der Sommer von 1813 ſeyn! Und wäre auch nichts errungen worden, hätte ein unerbittliches Geſchick alle ſolche Aufopferung nicht angenommen, ſondern noch größeres Unglück geſendet, es wäre doch einmal da geweſen, was ein Volk würdig macht, vor Gottes Angeſicht ſeine Stelle auf dem Erdboden zu füllen: Die Hoheit des Gemüthes, welche alles irdiſche Gut, Ruhe und Freuden, und ſelbſt das Leben, zum Opfer darbringen will für unſichtbare Güter, für die Liebe der Freiheit und des Vaterlandes, für den Gedanken, nach der Väter Weiſe zu leben, zu reden, zu denken, und ſeinen Gott zu verehren! Es ſoll keiner auftreten und einwenden, ſolche Bewegung ſey nicht rein geweſen, ſondern nur die große Noth und leibliche Armuth, in welche das Volk durch die Fremden gebracht ſey, und die Verzweiflung, die daraus entſprungen, habe ſeinen Zorn angefacht. Die ſo das Außerordentliche dem Gemeinen gleichſetzen, verläugnen die Möglichkeit der Tugend im menſchlichen Gemüthe, und läſtern Gott, der das Innere eines Menſchen wie eines Volkes wundervoll zu heiligen vermag. Dieſe herrlich begeiſterte Zeit riß ſelbſt den gemeinen Sinn mit ſich fort. Sie erhob die Herzen in ſolchem Grade, daß ſie nur ihrer großen, gemeinſamen Pflicht gedachten, daß die Wildheit der Leidenſchaften, daß Sinnlichkeit und Eigennutz, und was ſonſt in getümmelvollen Zeiten die Banden der geſelligen Ordnung zu löſen pflegt, diesmal keine Herrſchaft gewinnen konnte. Ein jeder fühlte, daß er durch Zucht und Ordnung den höheren Beiſtand verdienen müſſe, der zur Abwendung der großen Gefahr noch immer nöthig war. Ein Feind ſollte beſiegt werden, der durch die Verführung des geſchminkten Laſters größeres Unheil geſtiftet hatte, als durch ſeine Waffen; ein ſolcher Sieg konnte nur in Glauben und in Zucht gewonnen werden. — Dieſes Bewußtſeyn ſprach ſich gleich von Anbeginn in allen Anordnungen im Großen und Kleinen aus. Wo die neugebildeten Haufen zum Feldzuge ausrückten, geſchah es mit Gottesdienſt und Gebet. Als das ſchleſiſche Armeekorps von Breslau auszog, wurde ein großer Gottesdienſt auf freiem Felde gehalten, und ſo wie der Seegen durch den Geiſtlichen geſprochen war, zog jedes Regiment mit klingender Muſik ab in's Feld, nach Sachſen hinzu. Und als das Yorkſche Korps am 28. März Berlin verlaſſen ſollte, war vorher Gottesdienſt im Luſtgarten. Eine herrliche Morgenſonne verkündete den Anfang einer Reihe von Siegestagen: ſie erhob ſich über das königliche Schloß in dem Augenblick, als der Prediger die Seegensworte ſprach: „Der Herr erhebe ſein Antlitz über Euch!" Der Eindruck dieſes erhabenen Augenblicks prägte ſich unauslöſchlich den Herzen der Krieger ein.

Dieſe herrlichen Tage waren das Jugendalter der neu beginnenden Zeit, raſch und freudig, wie die Jugend des Menſchen. — Die, dem Rheine näher gelegenen, Länder werden es

nie vergeſſen, in welchem Ernſte, in wie ruhiger Freundlichkeit und Beſcheidenheit, wie ſtark und wie mild, die erſten deutſchen Krieger, die Boten der neuen Freiheit, zu ihnen traten; noch dieſe Krieger, mit welchem Jauchzen der Freude, gleich lange erſehnten Brüdern, ſie jede Stadt und jedes Dorf empfing. Solcher Eindruck ſoll durch nichts verwiſcht werden, was nachher die Gemüther herabgeſtimmt und zum Gewöhnlichen zurückgeführt hat. Die ſchönſte Blüthe des menſchlichen Lebens währt oft um ſo kürzer, je herrlicher ſie ſich zeigt; aber darin bewährt ſich das gutgeartete Gemüth, daß es ihr Andenken rein und dankbar bewahrt.

Die Erinnerung großer Anſtrengungen iſt eine ſegensreiche Erweckung für die Völker auf Jahrhunderte. Darum war es eine hohe Gunſt des Schickſals, die dem preußiſchen Volke vergönnte, mit ſeinem Beiſpiele dem ganzen deutſchen Vaterlande voran zu leuchten. Es lag als das erſte auf dem Wege, den von nun an der Weltbezwinger rückwärts ziehen ſollte. Die andern deutſchen Stämme hätten ein Gleiches gethan, wenn an ſie der Ruf zuerſt ergangen wäre; das zeigten die Jünglinge und Männer aus Sachſen und Weſtphalen, aus Franken und der Schweiz, vom Rhein und von der Donau, welche Ruhe und Wohlleben verließen, um ſich ſogleich an das preußiſche Heer anzuſchließen, da es für Deutſchlands gemeinſame Rettung heranzog; das ſagte jedem Einzelnen, der ihrem Beiſpiele nicht folgen konnte, das ungeduldige Klopfen ſeines Herzens bei jeder Kunde von den kämpfenden Brüdern, ſo wie jedes ſtille Gebet, welches ſich für ſie aus ſeiner Bruſt empordrängte; das bewies endlich ein jeder Gau und jeder Ort in allen deutſchen Gränzen, ſobald auch ſeine Reihe der Theilnahme durch Wort und That erſchien!

3. Napoleons Rüſtungen.

Der Kaiſer Napoleon hatte die Ueberbleibſel ſeines, aus Rußland zurückziehenden, Heeres eilend in einem Schlitten verlaſſen und reiſte Tag und Nacht, bis er in der Nacht des 18. Decembers ganz ſtill in Paris einfuhr. Er brachte ſeinen treuen Pariſern das 29ſte Büllетin mit, worin er den Verluſt von vielem Geſchütz und Gepäck und von 30,000 Pferden eingeſtand, das Heer aber doch noch ſtark genug angab, um die barbariſchen Ruſſen hinter ihren Gränzen zu halten. Damit indeß der Verluſt wieder erſetzt würde, befahl er die Aushebung von 350,000 Mann, und als Preußens Kriegserklärung nach Paris kam, von noch andern 180,000. Und ſo ſehr war das franzöſiſche Volk an blinden Gehorſam gewöhnt, daß es willig ſeine Söhne hergab, damit noch einmal ſo viel Hunderttauſende auf die Schlachtbank geführt würden. Zu aller Welt Erſtaunen zog ſchon nach wenigen Monaten die junge Mannſchaft, wohl ge-

rüſtet und in den nöthigſten Handgriffen der Waffen geübt, über den Rhein, und auch der Muth und Eifer fehlten ihr nicht, ihres Kaiſers Ruhm mit allen Kräften zu behaupten. Die kriegeriſche Ehre treibt dieſes Volk zu großen Anſtrengungen, und es ſoll auch dem Feinde nicht verkleinert werden, was ihm an Ehre gebührt. Aber, wer mit ruhigem, klarem Auge die Lebhaftigkeit der Rüſtungen in Frankreich und Preußen zugleich angeſehen hätte, er würde dennoch einen großen Unterſchied erkannt haben. In Frankreich war nur der Dienſteifer ſolcher geſchäftig, die ihrem Herrn gefallen wollten, die von ihm Belohnung oder Tadel zu erwarten hatten. Wen ſein Dienſt nicht dazu verpflichtete, kümmerte ſich nicht um dieſes Treiben, und das Gemüth hatte keinen Theil daran. — Wie anders war es in Preußen! Da war es ein ganzes Volk, welches rüſtete, da war es das Alter und die Jugend, die mit voller Seele, ein jeder an ſeinem Theile, halfen. Da war nicht der Befehl eines gefürchteten Herrſchers, ſondern das Wort eines geliebten Königs, der nur dem allgemeinen Wunſche und Eifer ſeines Volkes die Richtung beſtimmt hatte. Nicht um das Bild kriegeriſcher Ehre, mit Blut und Flammen gezeichnet, ſondern um Volksehre und Volksfreiheit, für Alles, was ein Volk groß, edel und glücklich macht, galt der Kampf. Mit frommen Thränen wurde der Sieg erfleht, und wachend wie träumend ſchwebte er, wie die glänzende Morgenröthe eines neuen Tages, vor der Seele des Kriegers im Feldlager, ſo wie derer, welche indeß die Heimath bewahrten.

Auch Napoleon rief, wie Preußens König, Freiwillige aus den erſten Ständen ſeines Reichs auf. Er forderte 10,000 Mann berittener Ehrengarden aus allen Städten des Landes; ſie ſollten aus den beſten Geſchlechtern gewählt werden, damit ſie ihm als Geißeln für die Treue ſeiner Städte dienten, wenn ihn ja wieder Unfälle träfen. Die jungen Leute kamen auch, auf ſchönen Pferden, und mit vielem Golde an Sätteln und Kleidung, aber ihr Name iſt in den großen Schlachten dieſes Krieges nicht genannt worden, weil nicht, wie die freiwilligen Krieger in Deutſchland, das eigene Herz ſie trieb.

Das franzöſiſche Heer hatte in Rußland ſeine Reuterei und ſein Geſchütz mit der Beſpannung verloren, und beides war ſchwerer zu erſetzen, als das Fußvolk. Napoleon befahl daher eine Aushebung von 40,000 Pferden in ſeinem Reiche, und um die Reuter ſchnell zu üben, mußte die aus 16,000 Mann alter Reuterei beſtehende, über ganz Frankreich verbreitete, Gensdarmerie Anführer für die neuen Geſchwader hergeben; für die Bedienung des Geſchützes aber wurden 30,000 Mann aus den ſchon geübten Seeſoldaten genommen. Wird hinzugerechnet, daß Napoleon damals auch noch aus Italien 50,000 Mann an ſich ziehen konnte, und daß ſelbſt die Fürſten

des Rheinbundes ihre Hülfsheere ſtellen mußten, ſo wird es begreiflich, wie er ſchon wieder im Monat April mit mehreren Hunderttauſenden nach Sachſen in's Feld rücken konnte, und mit den Verſtärkungen, die immer und immer nachzogen, in dem Sommer beinahe mit einer halben Million Menſchen den Krieg geführt hat.

Ihn ſelbſt hatte das ſchnelle Gelingen ſeiner Anſtalten von Neuem ſo zuverſichtlich gemacht, daß er von keinem Frieden hören wollte. Oeſtreich gab ſich viele Mühe, ihn zu vermitteln, und wenn ſein hochfahrender Sinn nur etwas hätte nachgeben wollen, ſo hätte er wenigſtens noch alle Länder bis an den Rhein für Frankreich behalten können. Aber der Hochmuth verblendete ſein Herz, damit Europa ganz frei würde, und Deutſchland ſeine Brüder am andern Rheinufer wieder die ſeinigen nennen könnte. Seinem Stolze dünkte es unerträglich, die Herrſchaft der Welt aus den Händen zu geben. Er wähnte, ſie immer noch behaupten zu können; denn die Gewalt des Gemüthes, wenn es für Freiheit und Tugend entzündet iſt, verſtand er nicht zu berechnen. Darum erſchien ihm die Begeiſterung der Beſſeren in Deutſchland wie ein leeres Haſchen nach Luftgebilden der Gedanken, und der gewaltige Zorn des ganzen Volkes wie ein Fieberrauſch, der bald verrauchen werde, wenn Gut und Blut zum Opfer gebracht werden ſollten. So lange nur Kräfte gegen ihn ſtritten, welche er kannte, überwältigte er ſie mit der kalten Ueberlegenheit ſeines Verſtandes und der Uebermacht ſeiner Heere; wie viele dabei zu Grunde gingen, war ihm gleichgültig. Als aber die Geiſter erwachten und die Herzen erglühten, da faßte er ſein Zeitalter nicht und mußte fallen. — Am 31. März, als einige Tage vorher die Kriegserklärung von Preußen in Paris angekommen war, ließ er in einer Zeitung daſelbſt ſchreiben: „Wenn auch die Feinde auf dem Montmartre von Paris ſtänden, ſo werde er doch kein Dorf von ſeinen Eroberungen herausgeben;" und am Tage darauf, am 1. April, erklärte er den Krieg gegen den König von Preußen, ja, er beſchloß in ſeinem Herzen, das preußiſche Reich und der preußiſche Name ſollten gänzlich vernichtet werden. Und gerade nach einem Jahre, am 31. März 1814, rückten die deutſchen und ruſſiſchen Heere in Paris ein, und zwei Tage darnach, den 2. April, erklärte der Senat von Frankreich den Kaiſer Napoleon ſeiner Krone verluſtig.

4. Die erſten Kriegsvorfälle.

Mit den Ueberbleibſeln des franzöſiſchen Heeres und einigen neu geſammelten Haufen hatte ſich der Vicekönig Eugen unter den Mauern von Magdeburg gelagert, den übrigen Lauf des Elbſtromes mußte er frei geben. Den Ausfluß deſſelben

aber und das wichtige Hamburg hätten die Franzoſen gern behauptet; der General Morand wendete ſich mit 4000 Mann, mit denen er die Küſten von Mecklenburg und Pommern beſetzt gehalten hatte, dahin; aber drei kühne Anführer, Tettenborn, Czernitſcheff und Dörnberg, verfolgten ihn mit ihren leichten Schaaren und ließen ihn am rechten Elbufer nicht feſten Fuß behalten. Er mußte über den Fluß nach Bremen zu weichen. Alles Volk im nördlichen Deutſchland jubelte laut, wohin die Befreier kamen. Der edle Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der erſte nach dem König Friedrich Wilhelm, ſagte ſich von den franzöſiſchen Banden los uud ſprach das großherzige Wort: „Er werde ſich mit Gottes Hülfe der Ehre werth zeigen, ein deutſcher Fürſt zu ſein!“ Die Bürger Lübecks und Hamburgs frohlockten und bereiteten ſich, das Geſchenk der neuen Freiheit mit eigenen Kräften vertheidigen zu helfen. Den General Morand aber, welcher wieder vorzurücken wagte, ſuchte Dörnberg mit 2000 Mann hinter den Mauern von Lüneburg auf, griff ihn am 2. April herzhaft an, erſtürmte die Stadt und tödtete den Anführer ſelbſt. Seine Haufen wurden niedergemacht oder gefangen und 12 Kanonen erbeutet. Mit dieſer Waffenthat eröffnete der General Dörnberg den zweiten Feldzug.

Um dieſelbe Zeit verſuchte der Vicekönig Eugen, mit ſeinen 30,000 Mann von Magdeburg aus ſchnell gegen Berlin hervorzubrechen; er verließ ſich darauf, nur ſchwächere Haufen auf ſeinem Wege zu finden. Aber ohne Zaudern rafften die Generale Wittgenſtein, Bülow und York die nächſten Schaaren zuſammen, und warfen ſich, wenn auch ſchwächer an Zahl, am 5. April bei Möckern mit ſolchem Ungeſtüm auf ihn, daß er alsbald den Gedanken, nach Berlin zu gehen, aufgab und mit beträchtlichem Verluſte nach Magdeburg umkehrte. Bei dieſem Treffen hatte das neue preußiſche Fußvolk die erſte Waffenprobe mit dem franzöſiſchen gehalten, und ohne viel Schießens mit den Kolben wacker drein geſchlagen. Das deuchte ihnen männlicher und ſie glaubten, es führe ſchneller zum guten Ende. Eugen aber hielt ſich von nun an ruhig hinter den Wällen der Feſtung, bis ſein Herr und Meiſter im Felde erſchien.

Als ein großer Theil der neuen, franzöſiſchen Heereshaufen diesſeits des Rheines verſammelt war, reiſete Napoleon von Paris ab, und traf am 25. April Abends in Erfurt ein. Von da wendete er ſich gegen die Saale, und die vorgeſchobenen Reuterhaufen der Verbündeten zogen ſich hinter dieſen Fluß zurück. Die Heere kamen einander näher und es entſtand nun die Spannung der Gemüther, welche dem entſcheidenden Kampf vorhergeht, wo dem Krieger vieles als erlaubt erſcheint, was die friedliche Ordnung des Lebens zerſtört. Da zeigte ſich den Bewohnern Sachſens bald der Unterſchied zwiſchen dem Geiſte, der das verbündete, und dem, der das franzöſiſche

Heer beſeelte. Ernſt und feſt, in ruhiger Zuverſicht des Gemüthes, erſchienen ihnen die Preußen und flößten allenthalben ein tiefes Gefühl der Achtung ein; den Ruſſen ſah man die kalte Entſchloſſenheit an, mit welcher ſie ihren Platz unerſchütterlich behaupten bis in den Tod. Alle forderten nichts Ungebührliches, und weder beim Vorrücken, noch ſelbſt beim Rückzuge wurde das Eigenthum verletzt, obwohl Sachſen nicht als befreundetes Land gelten konnte. Selbſt die verſchrieenen Koſaken waren leicht zufrieden, wenn ſie das Nöthige erhielten, und milderten auch dadurch den Schrecken ihres Namens, daß ſie ſich allenthalben als große Freunde der Kinder bewieſen, in deren Nähe ihre rauhe Natur ſelbſt kindlich mild zu werden ſchien. Wie entartet zeigte ſich dagegen, gleich beim Eintritt in das ihnen verbündete ſächſiſche Land, das neue franzöſiſche Heer. In dem ältern war noch eine äußere Zucht geweſen, welche vielen Ausbrüchen der Rohheit in den Gemeinen einen Zügel anlegte, wenn auch die Anführer im Großen viele Ungerechtigkeiten verübten. Jetzt aber, vielleicht um den jungen Soldaten Luſt am Kriege einzuflößen, ſahen die Befehlenden gleichgültig auf ihre Ausſchweifungen hin. Das Dorf, in deſſen Nähe ſie ihr Nachtlager hielten, wenn auch der Kaiſer ſelbſt ſeine Wohnung darin hatte, war am andern Morgen anzuſehen, als von einer Räuberbande verheert. Da waren die Thüren und Fenſter ausgebrochen, die Schränke und Kiſten zerſchlagen und ausgeleert, die beſten Geräthe zu den Feuern geſchleppt und verbrannt. Und von vielem Glücke hatte ein ſolcher Ort zu ſagen, wenn er nicht dazu durch Unvorſichtigkeit oder Muthwillen gänzlich ein Raub der Flammen wurde. In ſolchen Zügen zeigt ſich die Entartung des Gemüthes, wenn der Krieger gleichgültig den jungen, ſchönen Obſtbaum, den vielleicht ein Gärtner wie ſein Kind gepflegt hat, im vollen Schmucke der Blüthe niederhaut, während er einige Schritte weiter wildes Holz zu ſeinem Feuer in Menge haben könnte; oder wenn ein anderer leichtſinnig mit ſeinem Feuer, welches er nur um wenige Schritte weiter vom Hauſe anlegen durfte, ein ganzes Dorf anzündet und hundert arme Menſchen nackt und elend in die kalte Winternacht hinaustreibt. Es iſt ein entſetzliches Wort, welches die franzöſiſchen Anführer als die einzige Rechtfertigung hinwarfen, wenn bittere Klagen über die unerhörten Ausſchweifungen ihres Heeres vor ſie kamen; es war nur das eine Wort ihres Kaiſers, welches er einſt den flehenden Bürgern von Jena, die um das Ende der Plünderung ihrer Stadt mit Thränen vor ihm ſtanden, mit gefühlloſem Achſelzucken erwiederte: „Das iſt der Krieg!“ „(c'est la guerre!)“

---

5. Die Schlacht bei Lützen oder Groß-Görſchen am 2. Mai 1813.

Am 29. April, als Napoleon an den Ufern der Saale angekommen und nun bald im Angeſichte der Feinde war, beſtieg er ſein Pferd, und iſt auch, bis zum Abſchluß des Waffenſtillſtandes, fünf Wochen lang, nicht wieder in den Wagen geſtiegen. Das war immer das Zeichen von großer Kriegsarbeit, da er die Gegenden und Stellungen überſchauen, die Züge anordnen, aus den rauchenden Dörfern und dem Geſchützesdonner in der Ferne die Richtung der Gefechte beurtheilen, oder ſelbſt in der Nähe den Angriff leiten wollte. Dann war ſein Gemüth aufgeregt, und ſein Auge wurde glänzend, wenn die Schlacht brüllte, und unter ihm die Erde von dem Krachen des Geſchützes und dem Hufſchlag der Pferde erzitterte. Das deuchte ihm der rechte Wohlklang ſeines Lebens.

Von der andern Seite war das verbündete Hauptheer unter dem Oberbefehl des ruſſiſchen Feldherrn, Grafen Wittgenſtein, auch ſchon auf dem Kampfplatze eingetroffen; es ſtand in der Gegend von Pegau; die Preußen waren unter dem Befehle der Generale Blücher, York und Kleiſt. Der Kaiſer Alexander und der König Friedrich Wilhelm befanden ſich ſelbſt in der Mitte ihrer Krieger.

Das franzöſiſche Heer ſetzte nach einigen kleinen Gefechten über die Saale und rückte auf verſchiedenen Wegen vorwärts, um ſich in den Ebenen von Leipzig zu vereinigen. Dort wollte Napoleon eine große Schlacht liefern, denn er war an Zahl viel ſtärker als ſeine Gegner. Am erſten Mai, als er von Weißenfels weiter zog, traf er auf den Anhöhen bei dem Dorfe Poſerna ruſſiſches Geſchütz und Reuterei, welche ihm den Weg ſtreitig machen wollten. Es war der General Winzingerode, der hierhin vorgeſchickt war, um durch einen Angriff die eigentliche Stärke der Franzoſen, und ob ihr Hauptheer wohl dieſes Weges ziehe, zu erkunden. Der franzöſiſche Marſchall Beſſieres, General-Oberſter der Garden, ritt eben mit den Plänkerern vor, um den Angriff zu leiten; da riß ihn eine Kanonenkugel, von den Höhen herabgeſchoſſen, entſeelt vom Pferde. Der Fall eines der erſten Anführer hätte die jungen Soldaten erſchrecken können; der Leichnam wurde daher mit einem weißen Tuche bedeckt, und niemand redete weiter von der Sache. So war es die Sitte im franzöſiſchen Heere; der Tod war ein ſo bekannter Gaſt, daß ſeiner nicht lange gedacht wurde; und wen er einmal weggemäht, der wurde, wenn er nicht ein ſehr bedeutender Mann geweſen, in dem Sturme der Begebenheiten bald vergeſſen.

Napoleons Heer zog weiter, nach Lützen zu. Er ſelbſt nahm hier ſein Nachtlager, und erkundigte ſich am nächſten Morgen ſehr angelegentlich nach der großen Lützner Schlacht

vor faſt 200 Jahren, in welcher die Schweden gegen Wallenſtein ſtritten; noch wußte er nicht, daß er an dieſem Tage hier auch eine Schlacht halten ſollte, nahe bei denſelben Feldern, wo Guſtav Adolph fiel. Als er nun aber aufgebrochen war und weiter nach Leipzig zog, ſchallte ihm auf einmal ein heftiger Geſchützesdonner, rückwärts in ſeiner rechten Flanke, nach.

Die Preußen und Ruſſen hatten Napoleons Abſicht, vor allen Dingen erſt Leipzig zu gewinnen und ſie von der Elbe abzuſchneiden, wohl durchſchaut; und weil ſie ihm ſein altes Spiel nicht laſſen wollten, da er ſich immer ſein Schlachtfeld ſelber wählte, ſo beſchloſſen ſie, ihn unerwartet am zweiten Mai auf dem Zuge anzugreifen, während er glaubte, ſie könnten erſt am folgenden Tage zur Schlacht fertig ſeyn. Um Mittag dieſes Tages drangen ſie plötzlich mit aller Kraft gegen die Dörfer Groß- und Klein-Görſchen, Rhano und Kaja, die der Marſchall Ney noch beſetzt hatte, heran. Auf einer Anhöhe hinter Groß-Görſchen hielten der Kaiſer Alexander und der König Friedrich Wilhelm, den Gang des großen Kampfes zu beobachten. Ihr Anblick begeiſterte die Krieger zur höchſten Tapferkeit. Zuerſt erſtürmte der unerſchrockene Blücher mit ſeinen Preußen Groß-Görſchen, und um die andern Dörfer erhob ſich bald ein mörderiſcher Kampf. Den Franzoſen war das Schlachtfeld günſtig, denn die dicht neben einander liegenden Dörfer und die Wieſen, von Hecken und Gräben durchſchnitten, boten ihrem Fußvolke, worin ihre Stärke war, allenthalben feſte Stellungen an; die zahlreiche und treffliche Reuterei der Verbündeten dagegen hatte wenig Gelegenheit, den Kampf entſcheiden zu helfen. Dennoch ſiegte überall die ungeſtüme Tapferkeit der Preußen und Ruſſen; die meiſten der Dörfer wurden mit Sturm genommen und die Franzoſen wichen zurück. In dieſem Augenblick kam Napoleon, der mit ſeinen Garden und andern Haufen vom Wege nach Leipzig umgekehrt war, auf dem Schlachtfelde an. Unaufhaltſam trieb er ſeine Schaaren den angegriffenen Flecken zu. Er ſelbſt ritt an die Reihen, ſprach ihnen zu, und ſetzte ſich dem feindlichen Feuer mehr als jemals aus; denn er wußte wohl, daß an dem Ausgange dieſer Schlacht der Muth ſeines Heeres und die Behauptung von Deutſchland hing. Von neuem wurde mit der höchſten Erbitterung um die Dörfer geſtritten, ſo daß bald der eine, bald der andere Theil in ihrem Beſitze war. Oft konnte nur die Hälfte eines Dorfes erobert werden und die Gegner kämpften zwiſchen den Häuſern und Gärten, und in den engen Wegen, mit Schwertern und Bajonetten, Mann gegen Mann. Da galt es, ein tapferes Herz in der Bruſt zu bewahren, wenn die Streitenden über blutende Leichen wegſchreiten mußten und die Sterbenden laut in das Schlachtgewühl hineinjammerten. Da konnte nur das Gefühl, für

eine gerechte Sache zu ſtreiten, den Anblick des ſo entſetzlichen Jammers ertragen laſſen. Aber eben dieſen Schild hatten die Preußen und Ruſſen zum Schutze ihres Herzens und ließen ſich die Wuth des Feindes nicht irren. Zum vierten Male griffen ſie ihn mit geſammelter Kraft an; es waren vorzüglich die preußiſchen Garden, welche des Feindes Hauptſtellung, die Höhen hinter Rhano, nach Kaja zu, ſtürmten. Dieſem Stoße konnte er nicht widerſtehen, ſein Mittelpunkt wankte, und mehrere Bataillone warfen, von Schrecken überwältigt, die Gewehre weg und flohen. Sie haben ſich bis Weißenfels und Naumburg zerſtreut. Das war der Augenblick, da Napoleon, wie ein Augenzeuge berichtet, mit grimmiger Miene die Meldung ſolcher Flucht anhörte und einen ſcheuen Blick auf ſeine Begleiter warf, der zu fragen ſchien: „Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht?" — Aber bald faßte er ſich wieder, und wie er immer durch blitzſchnellen Entſchluß ſeine Gegner aus der Faſſung zu bringen geſucht, ſo ließ er jetzt ſeinen Artillerie-General Drouot achtzig Stücke Geſchütz auf einen Fleck verſammeln, um durch ein unwiderſtehliches Feuer die Reihen der tapfern Feinde niederzuſchmettern. Für ſolche entſcheidende Augenblicke mußte immer ſeine zahlreiche Garde-Artillerie in Bereitſchaft ſein. Zugleich mußten ſechszehn Bataillone der Garde auf die Höhen hinter Kaja vordringen. Das Geſchütz wüthete, gleich als hätte ein feuerſpeiender Berg ſich geöffnet gegen Menſchen, die ihm nur eine unerſchrockene Bruſt entgegenſetzen konnten. Ganze Reihen wurden zu Boden geſtreckt; einige der Dörfer geriethen in Brand und mußten verlaſſen werden; zugleich wurde die rechte Flanke der ruſſiſchen Schlachtordnung von dem Vicekönig Eugen, der eben mit 30,000 Mann friſcher Krieger von Mark-Ranſtädt herangekommen war, hart gedrängt. Napoleon trieb, in haſtiger Siegesbegierde, immer vorwärts und ließ im Mittelpunkte unaufhörlich aus 60 bis 80 Kanonen feuern. Und dennoch wichen die Ruſſen und Preußen, obwohl von dem heißen Tage ſehr ermüdet, nur langſam, Schritt vor Schritt, zurück, und hielten ſtandhaft jeden Fleck feſt, der irgend zu halten war, bis zum Einbruche der Nacht. Die Franzoſen konnten nicht einmal bis in die Stellung vordringen, die ſie am Morgen, beim Anfange des Treffens, inne gehabt hatten.

Tiefe Dunkelheit bedeckte ſchon das blutige Feld; man ſah nur den Blitz des Geſchützes, wenn noch einzelne Stücke abgefeuert wurden; an drei Orten ſtiegen die Flammen der brennenden Dörfer auf; Napoleon befand ſich hinter den Vierecken ſeiner Garde; — da donnerte plötzlich, im dumpfen Geraſſel, eine Linie Reuterei von der rechten Flanke her bis dicht an dieſe Vierecke heran. Wenn ſie noch zweihundert Schritte vordrang, ſo war der Kaiſer mit ſeinem Gefolge, welches erſchrocken auseinander prellte, gefangen. Es war der nie raſtende Blü-

cher, der durch 9 Reutergeſchwader noch einen Anfall auf den rechten franzöſiſchen Flügel machen ließ, um dem Feinde das ruhige Bewußtſeyn der Kraft zu zeigen, welches noch in ihrer Bruſt ſey. Und obwohl der Angriff wegen der Menge franzöſiſchen Fußvolks und eines Hohlweges, der in der Dunkelheit Verwirrung erzeugte, keine weiteren Folgen hatte, ſo war doch die Hauptabſicht vollkommen erreicht. Denn die Franzoſen wagten nicht, auch nur einen Schritt weiter vorzugehen, ſondern blieben die ganze Nacht, in Vierecken zuſammengedrängt, unter den Waffen ſtehen.

Die Verbündeten hatten wie Löwen gekämpft; die Ruſſen bewieſen, wie der preußiſche Schlachtbericht ihnen das Zeugniß gibt, daß ſie auf Deutſchlands Boden mit demſelben Muthe zu ſtreiten verſtanden, der ihnen in ihrer Heimath den Sieg errang, und die Ruſſen wiederum bezeugten, daß das preußiſche Heer ihre hohe Bewunderung erworben habe. Von nun an ſtand ihr Vorſatz noch feſter, den Waffenbruder, der mit ſo edler Begeiſterung für ſeine Freiheit kämpfte, nimmer ſinken zu laſſen, ſondern auf Tod und Leben mit ihm zuſammen zu halten; und welche Gefühle die Herzen des Königs Friedrich Wilhelm und des Kaiſers Alexander bewegten, das zeigte die ruhige, feſte Zuverſicht, die von nun an alle ihre Schritte leitete. Durch ganz Deutſchland verbreitete ſich der Ruf von der Kühnheit und Todesverachtung dieſer jungen preußiſchen Krieger, die zum erſten Male auf dem Kampfplatze erſchienen waren; es wurde der Glaube immer feſter, daß ſolche Begeiſterung für die gerechteſte Sache am Ende gewiß den Sieg erringen werde. Dieſer erſte Kampf war ein Ehrenkampf, und als ſolcher war er gewonnen. Denn ungeachtet der franzöſiſchen Uebermacht hatten die Verbündeten kein einziges Siegeszeichen, keine Fahne und keine Kanone verloren; und nirgends war, ſelbſt bei dem heftigen, alle Sinne betäubenden, Geſchützes= und Gewehrfeuer des Feindes, eine Unordnung oder Flucht geſehen worden. Ihr Heer betrug in der Schlacht nur 70,000 Mann, und die Franzoſen hatten 120,000. Von beiden Seiten waren zuſammen wohl 30,000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde gefallen. Mit ſolcher Todesverachtung fochten die Preußen, Hohe und Niedere, daß mehrere der Anführer, unter ihnen der Prinz von Heſſen=Homburg, den Heldentod ſtarben, und die erſten Generale, Blücher und Scharnhorſt, verwundet wurden.

Am nächſten Morgen erwartete Napoleon von Neuem angegriffen zu werden. Allein die verbündeten Herrſcher bedachten, daß ihr tapferes Heer in der mörderiſchen Schlacht viel gelitten habe und noch zu klein ſey gegen das feindliche, von welchem nicht einmal alle Schaaren im Gefechte geweſen waren. Wenn ſie ſich über die Elbe in die feſte Stellung bei Bautzen zurückzogen, ſo konnten ſie viele Verſtärkungen an ſich ziehen und ihrem Heere einige Ruhe verſchaffen. Ein zweiter Angriff

an der jetzigen Stelle wäre nur dann nothwendig geweſen, wenn der geſunkene Muth des Heeres auf jede Gefahr durch eine neue Schlacht hätte gehoben werden müſſen; aber ſo ſtand es nicht um die Herzen der Krieger. Keines war gebeugt, und keines zitterte vor dem Feinde. Das Herz iſt noch geſund! ſo ſprachen manche Verwundete, welche mit Ehren hätten zurücktreten können, und wollten ihren Platz in der Schlachtreihe nicht verlaſſen; — und dieſes Wort offenbarte die Stimmung des ganzen Heeres. Es wurde daher der Rückzug über Borna und Altenburg an die Elbe beſchloſſen und mit der größten Ruhe und Ordnung ausgeführt. Bei Meißen ſetzten die Preußen, bei Dresden die Ruſſen über die Elbe, und am 8. Mai Morgens verließen der Kaiſer Alexander und der König von Preußen Dresden.

6. Die Schlacht bei Bautzen oder Wurſchen am 20. und 21. Mai 1813.

An dieſem ſelben Tage, den 8. Mai, rückte Napoleon in Dresden ein, und ſchickte ſogleich einen Abgeordneten an den König von Sachſen, nach Prag, um ihn zur Rückkehr in ſeine Hauptſtadt aufzufordern. „Wenn er ſich deſſen weigere, auch ſeine Feſtung Torgau und alle ſeine Truppen nicht zu Napoleons Verfügung ſtellen wolle, ſo werde Sachſen als ein erobertes Land behandelt werden." Zur Bedenkzeit wurden dem Könige nur zwei Stunden geſtattet; und die Sorge wegen Napoleons Drohungen, der den größten Theil ſeines Landes ſchon beſetzt hatte, überwog jede andere Rückſicht. Der König wagte es nicht mehr, wie er früher gewollt, ſich an Oeſtreich anzuſchließen, ſondern er kehrte am 12. Mai nach Dresden zurück. Napoleon ließ zu ſeinem Einzuge einen feſtlichen Empfang bereiten, und als er nun an ſeiner Seite einritt und am äußerſten Stadtthore die Abgeordneten des Stadtrathes ihrer warteten, zeigte er auf den König und ſprach: „Hier ſeht ihr euern Retter. Hätte er ſich weniger als treuer Bundesgenoſſe bewährt, ſo würde ich Sachſen als ein bezwungenes Land betrachtet haben. Nun ſollen meine Heere nur durchhin ziehen und ich will es gegen alle Feinde beſchützen." — In dem Augenblicke, da er dieſes ſprach, wurde die ſächſiſche Stadt Biſchofswerda, jenſeits der Elbe, nachdem die Ruſſen ſie verlaſſen hatten, von den Franzoſen ausgeplündert und an allen Ecken in Brand geſteckt. Die franzöſiſchen Berichte aber logen mit frecher Stirne, es ſey von den Ruſſen geſchehen.

Tages vorher, den 11., war das franzöſiſche Heer über die, in Eile wieder hergeſtellte, Elbbrücke gegangen. Sieben Stunden lang ſaß Napoleon auf einer Bank der Brücke und ließ Franzoſen, Italiener und die Haufen der Bundesfürſten vor ſich vorüberziehen. Solche Schauſpiele waren ihm die köſtlichſten,

und mit dieſem Heere wollte er nun die Verbündeten zum zweiten Male aufſuchen, die eine feſte Stellung bei Bautzen und Hochkirch bezogen hatten. Sie hatten ſich bis auf 100,000 Mann verſtärkt, er aber konnte ihnen wieder 140 bis 150,000 entgegen ſtellen. Den Marſchall Ney und den General Lauriſton ließ er von Hoyerswerda her den Gegnern in die rechte Flanke gehen, um ihre Stellung unwirkſam zu machen. Dieſe merkten das Vorhaben, und ſchickten ihnen einige tapfere Haufen unter York und Barklai de Tolly bis Königswartha entgegen. Unerwartet überfielen dieſe eine italieniſche Abtheilung von 9000 Mann, rieben ſie faſt gänzlich auf, ſo daß, was nicht fiel oder gefangen wurde, in die Wälder flüchtete, und eroberten auch ihre Kanonen mit den Pulverwagen. Als nun aber das ganze Heer des Marſchalls herankam, zogen ſich die Preußen und Ruſſen nach einem tapfern Kampfe zu dem Hauptheere zurück, weil ſie nicht ſtark genug waren, es allein mit ihm aufzunehmen.

Am folgenden Tage, den 20. Mai, erzwang Napoleon durch ein blutiges Gefecht auf den Höhen von Burg und bei Bautzen den Uebergang ſeines Heeres über die Spree; er verlor ſehr viele Leute dabei, und die Verbündeten zogen ſich in der größten Ordnung in ihre Hauptſtellung bei Gleina, Kreckwitz und bis zum Gebirge. Die Ruſſen hatten den rechten und linken Flügel, die Preußen unter Blücher den Mittelpunkt inne. Zwar hatte dieſe Stellung ihre Feſtigkeit ſchon verloren, ſeit ihnen Ney in der rechten Seite und faſt im Rücken ſtand; allein ſie ohne Kampf zu verlaſſen, ſchien dem Kaiſer Alexander und dem König Friedrich Wilhelm ihrer unwürdig zu ſeyn. Sie wollten den übermüthigen Feinden wenigſtens zeigen, daß die Feſtigkeit ihres Heeres nicht in den Schanzen, ſondern in der Bruſt jedes Kriegers beruhe; daher nahmen ſie den Kampf an. Napoleons Schlachtplan war, daß ſeine Marſchälle Oudinot und Macdonald den linken Flügel der Gegner zuerſt angreifen ſollten, damit ſie ihre Aufmerkſamkeit dahin richten müßten, während der Marſchall Ney, nach ſeiner erſten Beſtimmung, ihre rechte Flanke noch mehr umginge; und dieſer Anſchlag mußte ihm wohl gelingen, weil er ſo viele Tauſende mehr hatte. Am nächſten Morgen, den 21. Mai, vor Tagesanbruch, war er ſchon auf, und der Angriff auf den linken ruſſiſchen Flügel, unter dem Prinzen v. Würtemberg und dem General Milloradowitſch, gab das Zeichen der Schlacht. Hier, an einem waldigen Bergrücken, wurde aufs Heftigſte mit dem Geſchütze herüber und hinüber gefeuert und die Scharfſchützen ſuchten einander Vortheile abzugewinnen; aber die Ruſſen hatten ſehr gutgewählte Anhöhen beſetzt, und wieſen die beiden Marſchälle blutig zurück. Auch in der Mitte kam es bis Mittag zu keinem Hauptangriff in der Nähe; Napoleon wartete, bis Ney die Punkte erreicht haben würde, welche er ihm beſtimmt hatte.

Dieſer war mit großer Heftigkeit vorgedrungen, hatte den ruſſiſchen Feldherrn Barklai de Tolly zum Rückzuge genöthigt und den Gleiner Windmühlenberg, ſo wie das Dorf Preitiß, erobert. Der Augenblick war gefährlich, denn Preitiß lag faſt im Rücken des Bundesheeres; aber Blücher ſchickte ſogleich den General Kleiſt dorthin zur Hülfe, und die Preußen erſtürmten das Dorf wieder. Da ſah Napoleon, daß es noch nicht genug ſey, ſolche Krieger unerwartet an der ſchwachen Seite anzugreifen; er mußte daher neue Kolonnen zu Hülfe nehmen, die bisher, in einem tiefliegenden Grunde verſteckt, gewartet hatten. An ihre Spiße ſtellte er ſeinen beſten Feldherrn, den Marſchall Soult, den er aus Spanien zu ſich gerufen hatte; und in dem Augenblicke, da die Preußen durch die Unterſtüßzung des rechten Flügels ihre Mitte geſchwächt hatten, mußte Soult dieſe mit Ungeſtüm angreifen. Unabſehbare, dunkle Schaaren des Fußvolks wälzten ſich gegen die Höhen von Kreckwiß, die der Schlüſſel der preußiſchen Stellung waren, hinan; zugleich ließ Napoleon hier wieder, wie bei Lüßen, eine Menge Geſchüß auf Einen Fleck zuſammenfahren und ein fürchterliches Feuer erheben. Blutig wurde um dieſe Höhen mit dem Bajonette geſtritten und die Franzoſen verloren außerordentlich viel Menſchen; endlich blieben ſie durch ihre große Menge Meiſter derſelben. Jeßt mußten die verbündeten Herrſcher entweder Alles daran ſeßen und mit leßter Kraft und gewiß ſehr vielem Blute die verlornen Höhen wieder erſtürmen, oder die Schlacht abbrechen, weil ihre Stellung nun gar zu unvortheilhaft geworden war. Und dieſelben Gründe, welche ſie, ohne geſchlagen zu ſeyn, bei Lüßen zum Rückzug bewogen, thaten es auch hier. Noch war der Augenblick nicht gekommen, da es rathſam war, das Aeußerſte zu wagen; noch war viel neugerüſtetes Volk aus Preußen und Rußland nicht zur Stelle, und vor allen Dingen mußte die Stellung dicht neben Oeſtreich behauptet werden, deſſen Beitritt zur gerechten Sache ſehr bald zu erwarten war; ſeine Rüſtung war ihrer Vollendung nahe. Aus dieſen Gründen befahlen die beiden Herrſcher ihren Heeren, die Schlacht abzubrechen und den Kampfplaß zu verlaſſen; und es geſchah nach 3 Uhr Nachmittags, bei hellem Tage, mit ſolcher Ordnung und Ruhe, daß die Franzoſen an keine Verfolgung, wie nach einem Siege, denken konnten, nicht ein Stück eroberten, und in der ganzen Schlacht ſehr wenige Gefangene machten. Napoleon hatte ſich auf einen Hügel bei Niederkayna begeben, und überſchaute, auf einer Trommel ſeiner Garde ſißend, das Schlachtfeld; mit haſtiger Eile trieb er ſeine Schaaren vorwärts, um größere Vortheile zu erzwingen; allein die leichte Reuterei der Ruſſen und Preußen, die den Rückzug deckte, hielt die ſchönſte Ordnung, und er mußte zufrieden ſeyn, daß die Feinde ihm nur den Wahlplaß überlaſſen hatten. Er hatte dieſen Gewinn theuer genug erkauft,

denn er verlor in dieſen Tagen mehr als 20,000 Mann, während die Verbündeten in Allem nur 12,000 einbüßten.

7. Der Waffenſtillſtand, vom 4. Juni bis 17. Auguſt.

Die verbündeten Heere zogen ſich nach Schleſien zurück und Napoleon folgte ihnen eifrig. Sobald ſich aber ſein Vortrab nur etwas zu nahe an ihren Nachzug wagte, ſo wandte ſich dieſer um, und dann ſetzte es blutigen Kampf. Napoleon, unwillig, daß ſeine Generale von einer zurückweichenden Armee nicht mehr Gefangene einbrachten, übernahm ſelbſt den Befehl des Vortrabes und griff am 22. Mai Abends bei Reichenbach den Nachtrab der Verbündeten an. Aber ſeine Reuter wurden ſchnell zurückgeworfen und eine Kanonenkugel ſchmetterte dicht neben ihm ſelbſt die Generale Kirgener und Labruyere und den Marſchall Düroc, ſeinen vertrauteſten Gefährten, nieder. Des Letztern Verluſt ſchmerzte den ſonſt gefühlloſen Mann, der wenige Freunde in ſeinem Leben gehabt hat, tief; dieſer war noch vielleicht der einzige, der zu ihm ein freies und offenes Wort redete, weil er ſein Jugendgenoſſe geweſen war.

Am 26. legte Blücher den nachrückenden Franzoſen ebenfalls einen Hinterhalt von Reuterei unter Ziethen bei Haynau; und als nun, nach der Abrede, die Windmühle von Baudmannsdorf als Wahrzeichen in Flammen aufloderte, da ſtürzten die 3000 Reuter mit lautem Hurrah hinter der Höhe hervor und in die franzöſiſchen Vierecke hinein; dieſe wurden niedergehauen, zerſprengt, zu Boden geritten, 300 Gefangene und 11 Kanonen erbeutet. Der Oberſt v. Dolfs, der dieſe tapfern Reuter führte, fiel, mit Ruhm bedeckt, mitten unter den Feinden.

Napoleon ſah wohl, daß der Muth der Feinde noch nicht gebrochen war; er bot einen Waffenſtillſtand an, und als die Verbündeten ſich dazu willig zeigten, um nach dem blutigen Monat Mai den Heeren einige Ruhe zu geben, wurde er den 4. Juni auf 6 Wochen geſchloſſen. Die Franzoſen verließen Breslau wieder, das ſie bereits eingenommen hatten, und behielten nur einen kleinen Theil Schleſiens beſetzt; — ehemals ſchloß Napoleon einen ſolchen Vergleich nie, ohne Feſtungen und große Landſtriche dadurch zu gewinnen. Den einzigen Gewinn hatte er diesmal nur durch Zufall, an der Beſetzung Hamburgs.

Im Anfange Mai's, als Napoleon ins Feld zog, war auch der Marſchall Davouſt mit 14,000 Mann gegen Hamburg vorgerückt, welches nur von einem ſchwachen Haufen unter dem General Tettenborn beſetzt war. Zwar hatten ſich die Bürger der Stadt, voll Eifers für die Sache der Freiheit, eben ſelbſt gerüſtet, allein zur Vertheidigung einer ſo großen Stadt gehörte eine viel ſtärkere Beſatzung. Man hoffte auf den Beiſtand der Dänen, welche dicht an Hamburg, in Altona, ſtanden, und von

der andern Seite auf die Schweden, die von ihrem Kronprinzen in Pommern und Mecklenburg geſammelt waren. Und wenn es auf den guten Willen der einzelnen Anführer, wie der Krieger von beiden Völkern, angekommen wäre, ſo würden die Hamburger an ihnen einen trefflichen Beiſtand gefunden haben; ja einzelne Haufen wagten es ſogar, ohne höheren Befehl, gegen die Franzoſen mit zu fechten, als dieſe die Elbinſeln angriffen. Aber die Berechnungen der Staatsklugheit vereitelten, was in dem Gemüthe der Völker ſo klar und warm ſich ausdrückte. Schweden wollte Norwegen haben, und hatte ſich von Rußland und England den Beſitz dieſes Landes ſchon als Preis des Beiſtandes ausbedungen; Dänemark wollte die Hälfte ſeines Reiches nicht fahren laſſen, und wendete ſich darüber in dieſem, für Hamburg entſcheidenden, Augenblicke auf die Seite der Franzoſen. Die unglückliche Stadt wurde das Opfer der Eiferſucht dieſer beiden Völker. Die Schweden zogen ſich aus Hamburg zurück, General Tettenborn wurde nach der Bautzner Schlacht auch abgerufen, und die Dänen, welche am 30. Mai in die Stadt eingerückt waren, ließen an demſelben Tage die Franzoſen ein. Viele muthige und freigeſinnte Männer von der Hamburger Bürgergarde, welche tapfer gefochten hatten, wanderten aus und wendeten ſich nach Mecklenburg, um dereinſt, bei beſſerem Glücke, auch ihre Vaterſtadt wieder befreien zu helfen, die nun in den Händen harter Befehlshaber, Davouſt, Vandamme und Hogendorp blieb. Hätte ſie noch 8 Tage länger vertheidigt werden können, ſo daß ſie am 8. Juni noch frei war, ſo wäre ſie es nach den Bedingungen des Waffenſtillſtandes geblieben und hätte eines der ſchrecklichſten Jahre ihrer Geſchichte nicht erduldet. In ſeiner Erbitterung über ihren Freiheitsmuth legte ihr Napoleon eine Strafe von 48 Millionen Franken auf, — einer einzigen Stadt ſo ungeheure Summe! — Das Geld wurde, ſo viel man erzwingen konnte, zuſammengepreßt, ehrliche Leute ins Gefängniß geworfen, die angeſehenſten und beſten Bürger gezwungen, gleich den Taglöhnern an der Befeſtigung der Stadt, dem Niederreißen ihrer eigenen ſchönen Gartenhäuſer, dem Umhauen ihrer Obſtbäume, dem Aufwerfen von Schanzen, zu arbeiten; und dabei mußten ſie den Hohn und den Uebermuth der verhaßten Fremdlinge ertragen, das Härteſte, was einem ehrliebenden Manne widerfahren kann!

Am zweiten Pfingſttage kam die Nachricht des Waffenſtillſtandes nach Berlin. Da zeigte es ſich an der wogenden Menge, die auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen und vor den Thoren verſammelt war, welcher Sinn in dem preußiſchen Volke lebte, und wie wenig die bisherigen Rückzüge den entſchloſſenen Muth gebeugt hatten. Berlin war nicht mehr geſchützt durch das verbündete Heer, welches nun an der Oder

ſtand, es lag den Angriffen des Feindes, der ſchon weit über die Spree hinaus war, faſt unbewehrt offen, wenn der Krieg fortdauerte. Und dennoch wurden bei der Nachricht, daß er nun ruhe, die Geſichter niedergeſchlagen, ſtatt ſich zu erheitern, und die Furcht bemächtigte ſich Aller, daß jetzt vielleicht durch einen Frieden mit dem liſtigen Feinde ein halber, unentſchiedener Zuſtand hervorgebracht und das Vaterland doch nicht mit einem Male frei werde. Und wie in Berlin, ſo war die Stimmung im ganzen preußiſchen Lande und in ganz Deutſchland, wo nur in einer Bruſt ein deutſches Herz ſchlug. — Es fanden ſich in dieſen Tagen der Waffenruhe nicht wenige Jünglinge und Männer, die mit friſchem, kräftigem Blut den Feldzug und alle ſeine kalten Nachtlager auf rauher Erde, alle Züge in Schnee und Regen und brennender Sonnenhitze, geſund beſtanden hatten, die aber jetzt der Unmuth über die Ruhe, welche ihnen wider ihren Willen aufgedrungen war, in harte Krankheit niederwarf.

Der König beruhigte ſein Volk durch eine Erklärung über den Abſchluß des Waffenſtillſtandes. „Er iſt angenommen,“ ſagt er darin, „damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt ſo ruhmvoll gezeigt hat, ſich völlig entwickeln könne. Bis dahin war uns der Feind an Zahl überlegen und wir konnten nur erſt den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müſſen jetzt die kurze Zeit benutzen, um ſo ſtark zu werden, daß wir auch unſere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem feſten Willen, vertraut eurem Könige, wirkt raſtlos fort, und wir werden auch dieſes Ziel erreichen!“

Raſtlos wurde fortgewirkt, gewaffnet, geübt, gekleidet und Verwundete geheilt; Männer, Frauen, Kinder, wer ſich einer Kraft und eines geſunden Herzens bewußt war, half zu dem großen Werke. Ach, ein Mann, der dieſe herrlichen Bewegungen vorzüglich vorbereitet hatte, der vor Allen den Tag der vollen Freiheit zu ſehen verdiente, — die Morgenröthe hatte er geſehen, — er ſtarb in dieſen Tagen des Waffenſtillſtandes. Es war der in der Schlacht bei Lützen verwundete edle Scharnhorſt. Seine Wunde nicht achtend, wollte er noch immer ordnen und ſchaffen, aber ſie verſchlimmerte ſich, und bald ahnete er den ſchlimmen Ausgang für ſich. Aber ſelbſt die letzten Tage ſeines Lebens ſollten dem Dienſte der Freiheit gewidmet ſeyn; er ließ ſich nach Prag bringen, ſeine Wunde dort heilen zu laſſen, in der That aber, um Oeſtreichs gerechte Theilnahme an dem großen Kampfe beſchleunigen zu helfen. Und er hat noch gewirkt, geredet, mit ſeines Geiſtes ruhiger Kraft die Unentſchiedenen geſtärkt. Allein in dieſen Anſtrengungen ſtarb er in Prag den 28. Juni. Er war ein rechter deutſcher Mann, tief und ernſt, klar und ruhig, das Kleine wie das Große umfaſſend, ſich ſelbſt aber gänzlich vergeſſend, wenn es das Ganze und Allgemeine galt. Er hatte die neue Kriegsordnung in Preußen vor Allen begründet, denn er erkannte, nach altdeutſcher

Weiſe, die Kraft des Wehrſtandes im Volke; er hatte im Stillen und unſcheinbar einen Stein des Gebäudes ruhig auf den andern gefügt, und wegen dieſer, klar und beſonnen vorſchreitenden, Handelsweiſe erfreute er ſich beſonders des wohlbegründeten Vertrauens ſeines Königs.

Solcher Männer Wirken und Schaffen konnte nicht ohne Frucht bleiben. Zugleich unterließ Napoleon nichts, um durch neue Zeichen ſeines böſen, leidenſchaftlichen Sinnes den Zorn aller Guten immer mehr zu entflammen. — Der Major Lützow mit ſeiner Reuterſchaar, die aus muthigen Jünglingen aller Stände beſtand, hatte ſich in den Rücken des franzöſiſchen Heeres bis tief in Sachſen, ja bis an die Gränze von Franken, gewagt und dem Feinde durch Aufhebung kleiner Züge von Soldaten, Geſchütz und Zufuhr manchen Schaden zugefügt. Napoleon war ſehr erbittert auf die kecke Schaar. Nach einem Artikel des Waffenſtillſtandes ſollten die Lützower bis zum 12. Juni über die Elbe zurückgekehrt ſeyn; aber erſt am 14. erhielt ihr Anführer die amtliche Nachricht von dieſer Bedingung und konnte ſie daher zu der feſtgeſetzten Zeit nicht erfüllen. Darüber befahl Napoleon: „dieſe Räuber zu vernichten, wo ſie gefunden würden;“ und am 17. Juni des Abends wurden ſie, während des Waffenſtillſtandes, als ſie ſorglos daherzogen, um über die Elbe zurückzugehen, plötzlich bei dem Dorfe Kitzen nicht weit von Leipzig, von der feindlichen Reuterei, die ſie geleiten ſollte, hinterliſtig angefallen. Die kleine Schaar wurde leicht aus einander geſprengt, viele niedergehauen, verwundet, gefangen, und nur ein Theil mit dem Anführer ſchlugen ſich durch. Von den andern jedoch, die zerſtreut oder gefangen waren, ſind auch die meiſten, zum Theil durch die Hülfe der deutſchgeſinnten Einwohner, entkommen.

Obwohl ſolche und andere Zeichen keinesweges eine Rückkehr zur Mäßigung und Gerechtigkeit in Napoleons Grundſätzen bewieſen, ſo wollte dennoch der Kaiſer von Oeſtreich noch einen ernſtlichen Verſuch zur Friedensvermittlung machen; es wurde ein Friedenscongreß nach Prag verabredet, und der Kaiſer Franz begab ſich ſelbſt nach Gitſchin in Böhmen, um in der Nähe zu ſeyn. Oeſtreich fühlte ſeine, von alter Zeit her begründete, hohe Beſtimmung in dem europäiſchen Staatenbunde, daß es den Frieden, die Ordnung, die Gerechtigkeit, das gegenſeitige Vertrauen zwiſchen Allen vermitteln müſſe, und es hatte indeß mit Ernſt ſeine Kraft geſammelt, um ſeinem Worte Nachdruck zu geben. Auch hatte der Kaiſer Franz, obwol er die deutſche Kaiſerkrone, nach Errichtung des rheiniſchen Bundes, niedergelegt, Deutſchlands Schickſal doch nicht aus ſeinem Herzen gelaſſen; er wollte wiederum ein Deutſchland und ein Reich deutſcher Nation, wie ihm dieſes alte, treue Wort immer noch im Munde war, wenn

er mit Deutſchen anderer Gegenden redete. Vertrauensvoll ſchloſſen ſich Rußland und Preußen an Oeſtreich und nahmen ſeine Friedensvermittlung an; Napoleon that es auch mit Worten, aber es war ihm nicht Ernſt. Sein Stolz konnte es nicht ertragen, daß eine andere Macht mit ſelbſtſtändiger Würde ihm die Forderungen der Billigkeit vorhielt; und noch weniger konnte er den Gedanken faſſen, von ſeinen großen Eroberungen auch nur Etwas zu verlieren, Polen abzugeben, Deutſchland freizulaſſen, und den Rhein als die Gränze ſeiner Herrſchaft anzuerkennen. Daher ſuchte er nur die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen; ſeine Geſandten kamen ſpäter nach Prag, erhoben Schwierigkeiten um Nebendinge, ſtritten darum, ob man mündlich oder ſchriftlich unterhandeln ſolle, und obgleich der Waffenſtillſtand noch bis zum 17. Auguſt verlängert wurde, ſo kam doch nicht das Mindeſte zu Stande. Ihm war es nur darum zu thun, unterdeß die vielen Schaaren an ſich zu ziehen, die aus Frankreich unaufhörlich herbeiſtrömten. Nun erſt waren die Wirkungen der, im Winter befohlenen, Rüſtung recht zu ſehen. Fußvolk und Reuterei, Geſchütz und Wagen, täglich zogen ſie in langen Reihen bei Mainz und Straßburg und andern Orten über den Rhein, nach Sachſen hinzu. Es ſammelte ſich wieder um ihn ein Heer von 350,000 Kriegern, und außerdem hatte ſein treuer Helfer, der Vicekönig Eugen, in Italien 60,000 Mann zuſammengebracht, welche dieſes Land gegen Oeſtreich vertheidigen ſollten, wenn es zum Bruch käme; Baiern aber mußte 30,000 Mann unter dem General Wrede von ſeiner Seite an der öſtreichiſchen Gränze aufſtellen.

Da endlich das Maaß der Rede und der Geduld erſchöpft war, ſagte auch Oeſtreich dem unbeugſamen Manne den Krieg an. In einer freien offenen Erklärung zeigte der Kaiſer Franz, wie ihn Ehre und Pflicht in die Waffen rufe, wie er nur das Wohl des europäiſchen Gemeinweſens im Auge habe, und den Geiſt der Zeit, ſo wie Oeſtreichs Beſtimmung, klar erkenne. Vor allen Dingen freute ſich ein jedes deutſche Herz über die Worte, die der Kaiſer Franz über Preußen redete. „Preußens Schickſal,“ ſagte er, „liege ihm vor Allem am Herzen, Preußens Gefahr ſehe er als ſeine eigene, deſſen Wiederherſtellung aber als den erſten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an. Schon im April habe Napoleon geradezu angekündigt, daß das preußiſche Königthum vernichtet werden müſſe, und habe Oeſtreich die wichtigſte und ſchönſte der preußiſchen Provinzen (Schleſien) angeboten. Er, der Kaiſer, aber werde Preußen mit aller Kraft der Waffen beiſtehen, und der Gott der Gerechtigkeit werde der guten Sache ſicherlich den Sieg ſchenken!“

Solche Worte waren ein Wohlklang in den Ohren derer, die das Vaterland wahrhaft liebten. Die beiden erſten Mächte Deutſchlands ſtanden ſo ſchön durch große Zwecke vereinigt da,

und das alte habsburgiſche Haus fühlte den kaiſerlichen Beruf in ſich, Preußen, früher ſeinen Nebenbuhler, in ſeinen alten Rang unter Europa's Mächten wieder einſetzen zu helfen. Solche Treue und Einigkeit der Erſten verſprach dem deutſchen Vaterlande eine glückliche Zukunft.

Napoleon wartete unterdeß mit Ungeduld in Dresden auf die Erklärung Oeſtreichs; noch immer mochte er die Hoffnung hegen, es durch ſeine liſtigen Künſte in Unthätigkeit zu erhalten. Am 15. Auguſt langte endlich ſein Abgeordneter, der Graf von Narbonne, von Prag zurückkehrend, an, und Napoleon beredete mit ihm und ſeinem Miniſter Maret den wichtigen Augenblick. Mit großen Schritten ſah man die drei auf dem Raſen vor dem markoliniſchen Gartenhauſe, in welchem Napoleon wohnte, auf und nieder gehen, letzteren nachdenklich, mit auf den Rückrn gelegten Händen, in der Mitte der beiden andern. Das Gefolge blickte aus der Ferne ſcheu zu dem gefürchteten Herrſcher hinüber, an deſſen Lippen nun das Leben vieler Tauſende hing. Die meiſten hatten wenig Freude an dieſem Kriege, denn er brachte nicht, wie die früheren, viel Gewinn mit wenig Gefahren, ſondern gar wenig Vortheil und viel harte Arbeit. Plötzlich blieb Napoleon ſtehen, und machte eine Bewegung mit der Hand, als ſtieße er den angebotenen Frieden unwillig von ſich. Wieder Krieg! tönte es halblaut und erſchrocken von Munde zu Munde. Napoleon aber ging mit funkelnden Augen durch den Saal der Marſchälle, ſtieg in den Wagen und fuhr den Weg nach Bautzen und Görlitz, nach Schleſien zu.

---

8. Wiederanfang des Krieges.

Die Verbündeten hatten ihre Heere ſo ſehr verſtärkt, daß ſie den Franzoſen an Zahl überlegen waren. Oeſtreichs Beitritt, mit mehr als 200,000 Mann, gab ihnen dieſes Uebergewicht; und ſie bedurften deſſelben auch, weil ſie von verſchiedenen Seiten her, im großen Umkreiſe, gegen die Franzoſen anrücken mußten, Napoleon aber von ſeinem Mittelpunkte aus mit denſelben Haufen bald hier, bald dort, die Entſcheidung geben konnte. Folgendergeſtalt waren die Heere vertheilt:

1) Der Kronprinz von Schweden, der mit 24,000 ſeiner Krieger auch auf dem Kampfplatze erſchienen war, erhielt den Oberbefehl in Norddeutſchland, und ſollte mit einem Heere von 125,000 Mann Berlin und die Mark Brandenburg beſchützen. Nebſt den Schweden hatte er die preußiſchen Heeresabtheilungen unter Bülow und Tauenzien, die ruſſiſche unter Winzingerode und die des General Wallmoden unter ſich. Letzterer war mit 25,000 Mann, aus Ruſſen, Engländern, Hannoveranern, Mecklenburgern, der ruſſiſch-deutſchen

Legion und den Lützowern beſtehend, gegen den Marſchall Davouſt und die Dänen an der mecklenburgiſchen Gränze aufgeſtellt.

2) Der General Blücher befehligte das ſchleſiſche Heer von 95,000 Mann, und hatte die erſte preußiſche Heeresabtheilung unter York, und die ruſſiſchen unter den Generalen Sacken, Langeron und St. Prieſt mit ſich. Der Erſte ſeines Generalſtabes war der General Gneiſenau, deſſen Name von nun an mit immer größerem Ruhme im preußiſchen Heere genannt werden ſollte.

3) Das Hauptheer der Verbündeten in Böhmen, größtentheils aus Oeſtreichern beſtehend, aber durch die preußiſche Heeresabtheilung unter Kleiſt und die ruſſiſchen unter Wittgenſtein, und durch die ruſſiſchen Garden unter dem Großfürſten Conſtantin verſtärkt, ſtand unter dem Befehl des öſtreichiſchen Feldmarſchalls, Fürſten von Schwarzenberg, eines Mannes, der mit Kriegserfahrung und Tapferkeit die Ruhe und Milde der Sinnesart vereinigte, welche ihn zum Befehlshaber eines gemiſchten Heeres geſchickt machte. Dieſes Heer war 230,000 Mann ſtark.

Der Verbündeten Stellung und Vertheilung war nach einem meiſterhaften Plane geordnet. Denn gegen welches der drei Heere ſich Napoleon auch wendete, immer waren ihm die beiden andern im Rücken und in der Flanke. Drang er von Dresden und der Lauſitz gerade gegen Schleſien mit ſeiner ſtärkſten Macht vor, ſo zog ſich Blücher zurück und lockte ihn vielleicht bis an die Oder; aber unterdeß kam das große verbündete Heer ſchnell von der Seite aus Böhmen herbei, nahm in ſeinem Rücken Dresden weg, und dann war er wie in einem Netze gefangen. Fuhr er gleich mit ſeiner Hauptmacht zur Rechten an der Elbe nach Böhmen hinein, ſo drang Blücher ſeinerſeits vor, folgte ihm und machte gleichſam ſeinen Nachtrab in den Engpäſſen der böhmiſchen Gebirge, und Napoleon kam zwiſchen zwei Feuer. Oder drittens, Napoleon ging ſelbſt mit Uebermacht links gegen den ſchwediſchen Kronprinzen und Berlin; aber dann machte dieſer es eben ſo, wie die ſchleſiſche Armee, zog ſich zurück, gab freilich für einen Augenblick Berlin preis, aber unterdeß eroberte das große böhmiſche Heer Dresden und Leipzig und alle Vorräthe der Franzoſen in Sachſen, und dieſe konnten es dann nicht lange mehr in Deutſchland aushalten.

So groß und ruhig angelegt hatte ſich Napoleon den Plan der Verbündeten wohl nicht vorgeſtellt. Er hoffte vielmehr immer noch, nach ſeiner alten Weiſe, auf glückliche Zufälle und vorzüglich auf Fehler ſeiner Gegner, und in dem Sinne ſahen auch die meiſten ſeiner Gefährten und Anhänger die Lage der Dinge. Im blinden Vertrauen auf ihres Herrn und Meiſters blitzſchnelle Kriegskunſt tröſteten ſie ſich mit dem Gedanken, den ſie oft prahlend wiederholten: „Die Feinde werden Fehler machen, wir werden auf ſie fallen und ſie zerſchmettern.“

Die Klügern freilich rechneten nicht ſo, ſondern riethen dringend die Stellung an der Elbe zu verlaſſen, die in ihrer rechten Seite von Böhmen her ſo gefährlich bedroht werde. Der Marſchall Oudinot ſchrieb an Napoleon unter andern dieſe Worte: „Wenn er alle ſeine Beſatzungen aus den Feſtungen ziehe, ſie mit ſeiner Armee vereinige, ſich alsdann an den Rhein zurückziehe, die abgemattetſten Truppen in gute Cantonnirungen verlege, die übrigen eine zweckmäßige Stellung nehmen laſſe, ſo könne er noch immer den Verbündeten die Friedensbedingungen vorſchreiben.“ — Aber ſolches Wort der Vernunft und Mäßigung war dem heftigen Manne, der ſich über Alle erhaben dünkte, eine Thorheit; ſein hartnäckiger Trotz ſollte unſere Rettung werden, ſo war es im Rathe der Weltregierung geordnet.

Um ſich den Vortheil des Angriffs nicht nehmen zu laſſen, wollte er mit aller Kraft auf das ſchleſiſche Heer fallen und es einzeln ſchlagen; und damit unterdeß die Oeſtreicher nicht aus Böhmen hervorkämen, hatte er am Eingange der Gebirge bei Gießhübel den Marſchall Gouvion St. Cyr mit 40,000 Mann hingeſtellt. Zu gleicher Zeit ſollte der Marſchall Oudinot mit 80,000 Mann ſchnell gegen Berlin ziehen und es wegnehmen. Wenn das Alles gelang, ſo war freilich der Vortheil auf ſeiner Seite. Aber der alte kluge Feldherr in Schleſien war wohl auf ſeiner Hut; als er nach mehreren Gefechten vom 18. bis 23. Auguſt merkte, daß die franzöſiſche Hauptmacht ihm entgegenſtehe, — es war in der Gegend von Löwenberg am Boberfluſſe, — ſo nahm er die Schlacht nicht an, ſondern zog ſich, dem vorausbeſtimmten Plane gemäß, nach Jauer zurück. Und Napoleon, der unterdeß eilige Nachricht erhalten hatte, daß das ſchwarzenbergiſche Heer gegen Dresden heranziehe, durfte ihn nicht verfolgen; am 23. Auguſt ging er mit ſeinen Garden und mit ſeiner 6. Heeresabtheilung in Eilmärſchen auf dem Wege nach Dresden zurück.

9. Das Treffen bei Groß-Beeren. Den 23. Auguſt.

An eben dieſem Tage traf der tapfere General Bülow bei Groß-Beeren die Franzoſen auf ihrem Zuge nach Berlin, und verdarb ihnen die Fahrt durch einen harten Streich. Schon bis auf 2 Meilen waren ſie nahe gekommen; ja Napoleon hatte ſchon öffentlich angekündigt, am 23. werde Oudinot in Berlin ſein, und die franzöſiſchen Commiſſäre lauerten, mit dem Verzeichniß aller der Dinge, die ſie in der Hauptſtadt erpreſſen wollten, begierig auf dieſen Einzug. General Reynier hatte auf Oudinots Befehl am 23. Groß-Beeren weggenommen; die Straße nach Berlin war erbrochen, am nächſten Morgen gedachte er triumphirend in die ſchöne Hauptſtadt einzuziehen. Aber nicht

einmal eine Nacht hindurch ſollte der verwegene Feind ſolche Hoffnung hegen, und in ſo gefährlicher Nähe bleiben dürfen. Ehe der Abend hereinbricht, unter dichten Regengüſſen, dringt Bülow mit ſeinen tapfern Preußen auf Groß-Beeren ein, während der ſchwediſche Kronprinz mit den Ruſſen und Schweden in Schlachtordnung ſtehen bleibt. Mit hellem, freudigem Kriegsgeſchrei geht es auf den Feind, der ſich ſo großer Dinge vermeſſen hat. Im Regen brennen die Gewehre nicht los, aber das Geſchütz donnert, und die Schwerter ſauſen, und der ſtarke Landwehrmann kehrt ſeine Waffen um, und ſchlägt mit der Kolbe drein. Solchen Ungeſtüm des Angriffs kann der Feind nicht aushalten. In Unordnung fliehen die Haufen aus dem Dorfe, bringen auch die folgenden mit in die Flucht, und Alles zerſtreut ſich draußen in Buſch und Sumpf und in die düſtere Haide, wo die Nacht ſie in ihren Schutz nimmt. — Auch der General Tauenzien hatte mit geringer Macht auf dem äußerſten linken Flügel bei Blankenfelde, von frühem Morgen an, die Angriffe des Generals Bertrand ausgehalten und tapfer zurückgeſchlagen. — Nun ſah der franzöſiſche Marſchall wohl, daß er es mit einem ſehr ſtarken Feinde zu thun habe; er wagte es nicht, ſich weiter in eine Hauptſchlacht einzulaſſen und zog ſich eilig bis an die Elbe zurück. Er hatte 26 Kanonen und mehrere tauſend Gefangene verloren. Ein unermeßlicher Jubel erſcholl bei dieſer Siegesnachricht in Berlin, wo Alles in ernſter Stille der großen Entſcheidung gewartet hatte, und Tauſende von Menſchen ſtrömten zu Fuß und mit ſchwerbeladenen Wagen nach dem Schlachtfelde, die Krieger zu erquicken und die Verwundeten nach Berlin zurückzuführen, um ihrer ſorgſam zu pflegen. — In derſelben Zeit, am 27. Auguſt, ſchlug auch der tapfere Greis Hirſchfeld den franzöſiſchen General Gerard, der mit dem Kern der Magdeburger Beſatzung ausgefallen war, um dem Einzuge in Berlin mit beizuwohnen, bei Lübnitz und Hagelsberg in die Flucht, ſo daß er ſich nur mit einem Drittheil ſeiner Mannſchaft eilig in die Feſtung zurückzog.

10. Die Schlacht an der Katzbach. Den 26. Auguſt.

In Schleſien hatte Napoleon, als er nach Dresden umwendete, mit 80,000 Mann ſeinen Marſchall Macdonald zurückgelaſſen, um den Preußen und Ruſſen die Spitze zu bieten. Aber nicht ſobald merkte Blücher, wen er gegen ſich habe, als er auch wieder vorwärts ging; denn ſeinem Feinde lange Ruhe zu laſſen, war nicht in ſeiner Weiſe. Eben war der Marſchall Macdonald beſchäftigt, über die Päſſe der Katzbach zu ſetzen, indem er ſeinerſeits vortheilhafte Angriffe zu machen gedachte. Man ließ ihn ruhig herüber, um ihn zu deſto größerem Verderben in die Schluchten und Hohlwege in ſeinem Rücken zurückzuwerfen; und

als es nun dem alten Feldherrn Zeit dünkte, da rief er ſeinen Kriegern zu: „Nun habe ich genug Franzoſen herüber, nun Kinder, friſch vorwärts!" Und mit lautem Hurrah antworteten die muthigen Haufen, und bald entbrannte die Schlacht auf allen Seiten. Es war zwiſchen Brechtelshof und Groitſch am 26. Auguſt, Nachmittags 2 Uhr. Den rechten Flügel führte Sacken, das Mitteltreffen York, und den linken Flügel Langeron. Es war ein furchtbares Regenwetter, der Erdboden mit Schlamm bedeckt, oder von Fluthen überſchwemmt; die Flüſſe und Bäche brauſten ſchäumend von den Bergen herab und die ganze Gegend war wie mit einem düſtern Schleier verhüllt. Aber in ſolchem Zorne der Elemente wurde der Zorn in der Krieger Bruſt nur noch heftiger entflammt. Das Fußvolk drang mit dem Bajonett, die Reuter mit ihrem Schwert gegen die Reihen der Feinde; der Feldherr ſelbſt, von Jünglingsfeuer erfüllt, zog das ſeinige, als er den günſtigen Augenblick zu einem Reuter-Angriffe in die Flanke des Feindes bemerkte, und ſprengte den Schaaren voran. Dieſer Angriff entſchied. Der Feind konnte nicht widerſtehen; ſeine Glieder löſten ſich und ſuchten ihr Heil in der Flucht. Aber nun waren in ihrem Rücken die Flüſſe über ihre Ufer getreten und die Brücken fortgeſchwemmt; es erhob ſich ein ſchreckliches Drängen und Treiben; viele wurden in die Wäſſer geſprengt oder von ihrem eigenen Fuhrwerk und den Hufen der Pferde zerquetſcht, viele gefangen, Geſchütz und Gepäck auf jedem Schritte erbeutet; eine ganze Diviſion unter dem General Püthod, die den Preußen und Ruſſen in den Rücken ziehen wollte, wurde bei Löwenberg niedergehauen oder gefangen genommen. Schrecken und Verwirrung kam über alle Franzoſen, die noch in Schleſien oder an der Gränze waren, und das große Macdonaldſche Heer war einem zerſtreuten, flüchtigen Haufen gleich, der ohne Raſt und Ruhe verfolgt wurde, bis er das ſchleſiſche Land gänzlich verlaſſen hatte. Da vergönnte der preußiſche Feldherr ſeinem Heere Ruhe und ertheilte ihm das wohlverdiente Lob. „Schleſien iſt befreit," ſprach er, „Eurer Tapferkeit, brave Krieger des ruſſiſchen und preußiſchen Heeres, verdanke ich das Glück, ein ſchönes Land den Händen eines gierigen Feindes entriſſen zu haben. Trotzig trat euch dieſer Feind entgegen; mit Blitzſchnelle aber brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor; ihr verſchmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltſam ſchrittet ihr vor, eure Bajonette ſtürzten ihn den ſteilen Thalrand der wüthenden Neiße und Katzbach hinunter. Seitdem habt ihr Flüſſe und angeſchwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamme habt ihr die Nächte zugebracht. Mit Kälte, Näſſe, Entbehrungen, Mangel an Nahrung und Kleidung habt ihr gekämpft; dennoch murrtet ihr nicht, und verfolgtet unverdroſſen den geſchlagenen Feind. Habt Dank für ein ſo lobenswerthes Betragen! Nur derjenige, der ſolche Eigenſchaften vereinigt, iſt ein ächter Krieger. Die Straßen und Felder zwiſchen der Katzbach und dem Bober

habt ihr geſehen; ſie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde! 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanſtalten, ſeine Feldſchmieden, ſeine Wagen, 18,000 Gefangene mit vielen hohen und niedern Anführern, 2 Adler und andere Siegeszeichen ſind in euren Händen! Laſſet uns dem Herrn der Heerſchaaren, durch deſſen Hülfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgeſang ſingen und im öffentlichen Gottesdienſte Ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken!"

Von dem Tage der Katzbacher Schlacht an hieß der große Feldherr bei ſeinem Heere der General Vorwärts. In dieſes Eine, kräftige Wort legte der Krieger das Gefühl und den Entſchluß, der in eines jeden Bruſt war, zu ſiegen oder zu ſterben; und dieſes Wort übertrug er auf den Führer, der ſeinem Gemüth am nächſten ſtand, und in deſſen ſtarker Seele dieſer Eine Wahlſpruch alles Andere beherrſchte. Nur Vorwärts gegen den Feind! — ſo ertönte es in aller Herzen; und dieſe gebietende Stimme hat das große Ganze zur Einheit verbunden, welches durch Gehorſam allein nicht zuſammengehalten wäre; ſie hat alle Fehler, die der Verſtand hie und da in ſeinen Berechnungen beging, wiederum gut gemacht; und ſie endlich bezeichnet den Sieg, den in dieſer großen Zeit das Gemüth über die Kunſt davon getragen hat.

Der König wußte die Stimme des Volkes, welche ſelten irrt, wohl zu deuten, weil er ſelbſt ein volksthümliches Herz in ſeiner Bruſt trug; er ernannte ſeinen Feldherrn bald darauf zum Feldmarſchall ſeiner Heere, und erhob ihn ſpäter zum Fürſten von Wahlſtadt *).

II. Die Schlacht bei Dresden. Den 26. und 27. Auguſt.

An dem gleichen Tage mit der Schlacht an der Katzbach, und an dem folgenden, wurde bei Dresden zwiſchen beiden Hauptheeren hartnäckig gekämpft. Aber die Vorſehung wollte nicht, daß es hier ſchon jetzt zu einer letzten Entſcheidung kommen ſollte. Der Fürſt Schwarzenberg, und die drei verbündeten Herrſcher ſelbſt, waren mit dem großen Heere über die Gebirge, die

*) Wahlſtadt iſt eine Probſtei, welche auf dem ſchleſiſchen Schlachtfelde liegt, und in alter Zeit von der heiligen Hedwig zum Andenken des Herzogs Heinrich von Niederſchleſien erbaut iſt, der hier im J. 1241 in einer großen Schlacht gegen die Mongolen fiel. — Die ruſſiſchen Soldaten unter Blüchers Befehle verehrten den alten Feldherrn, gleich ſeinen Preußen; ſie hatten ihm den Beinamen „der kleine Suwarof" gegeben. Die Koſaken aber ehrten ihn, nach ihrer Art, noch höher; es hatte ſich das Gerücht unter ihnen gebildet: er ſey eigentlich ein Koſak, am Don geboren, und durch beſondere Schickſale als Kind aus ſeinem Vaterlande weggeführt.
Als einſt Blüchers Thaten in ſeiner Gegenwart gerühmt wurden, ſagte er: „Was iſt's, das Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneiſenau's Beſonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit."

Sachſen von Böhmen trennen, vorgerückt, hatten die Franzoſen aus ihrer Stellung bei Gießhübel vertrieben, und langten am 25. Auguſt vor Dresden an. Die Stadt war während des Waffenſtillſtandes ſtark verſchanzt und hatte ein Heer zur Beſatzung; dennoch hätte ſie vielleicht im Sturme genommen werden mögen, wenn der Angriff um einen Tag früher geſchehen konnte. Allein die Seitenwege in den Gebirgen, die ein Theil des Heeres eingeſchlagen hatte, waren ſo ungangbar, daß zwanzig und mehrere Pferde eine einzige Kanone kaum über die Berge ſchleppen konnten, daß die Zufuhr ſtockte und die Hunderttauſende von Menſchen den bitterſten Mangel litten. Durch alles dieſes geſchah es, daß das Bundesheer ſich erſt am 25. Auguſt Abends vor Dresden vereinigen konnte. Am 26., Morgens um 9 Uhr, war auch Napoleon in der Stadt, und eine große Heeresmenge wogte ihm in fortwährenden Zügen über die Elbbrücke nach. Seine Erſcheinung war ganz unerwartet, man hatte ihn tief in Schleſien geglaubt. Er unterredete ſich einige Augenblicke mit dem Könige von Sachſen und ordnete dann die Vertheidigung der Stadt an. Schon war der große Garten von preußiſchen Jagern beſetzt, die aus den Gebüſchen herausfeuerten und einen Pagen nahe bei ihm verwundeten. Der Hauptangriff aber geſchah erſt am Nachmittage um 4 Uhr, von allen Anhöhen herab, die auf dem linken Elbufer in der Entfernung einer kleinen Stunde die Stadt umringen. Auf das Zeichen von 3 Kanonenſchüſſen bildeten ſich 6 große Angriffszüge, deren jedem 50 Kanonen vorangingen; feſten Schrittes kamen ſie von den Hügeln herab, ſammelten ſich in der Ebene und erhoben ein entſetzliches Feuer gegen die franzöſiſchen Verſchanzungen, die zugleich von den ſtürmenden Schaaren des Fußvolks angegriffen wurden. Einige tapfere öſtreichiſche Haufen eroberten wirklich eine Schanze mit 8 Stücken und drangen bis dicht an die Stadtmauer vor; aber es waren ihrer zu wenige, ſie konnten ihren Platz nicht behaupten, und zu gleicher Zeit ſchickte Napoleon, unter dem Schutze ſeiner Batterien, aus mehreren Thoren ſtarke Abtheilungen von Fußvolk und Reuterei zum Ausfalle hervor. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten, und ſelbſt in die Stadt flogen Kugeln und Granaten und tödteten mehrere Einwohner. Aber das Bundesheer, welches zugleich gegen Schanzen und Mauern und ſtarke Heeres-haufen fechten mußte, konnte ſeinen Zweck nicht erreichen, und mußte ſich in ſeine erſte Stellung auf den Anhöhen zurückziehen. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende.

Dieſe ganze Nacht hindurch zogen unaufhörlich friſche franzöſiſche Züge von dem andern Elbufer in Dresden herein, und am nächſten Morgen 7 Uhr brachen ſie aus ihren Verſchanzungen hervor. Napoleon wollte das große verbündete Heer mit Gewalt aus der Nähe ſeines Hauptwaffenortes vertreiben und wieder über die böhmiſchen Gebirge zurückwerfen. Er hatte den Kern

ſeines Heeres hier verſammelt, und ſelbſt die Garden, welche nur in entſcheidenden Augenblicken gebraucht wurden, mußten am Kampfe Theil nehmen. Sein Schlachtplan war dieſer: Während er den rechten Flügel und den Mittelpunkt der feindlichen Ordnung durch ein ſtarkes Feuer des ſchweren Geſchützes in Aufmerkſamkeit hielt, und immer die Miene annahm, als wolle er hier vordringen, zog der König von Neapel mit vielem Fußvolk und der beſten Reuterei des Heeres auf der Straße nach Freiberg hinaus, um den linken öſtreichiſchen Flügel anzugreifen. Dieſer war nicht eng genug mit dem Hauptheere zuſammengeſchloſſen, der Plauenſche Grund lag zwiſchen ihnen, und während der Regen in Strömen vom Himmel herabſtürzte und alle Ausſicht verdeckte, gelang es den Franzoſen, unbemerkt bis nahe heran zu kommen. Und nun ſtürzte die ſchwere Reuterei auf einmal, wie ein vernichtender Strom, auf die öſtreichiſchen Regimenter, unter denen mehrere neugeworbene, des Krieges noch unkundig, waren. Als ſie ihre durchnäßten Gewehre gegen die furchtbaren geharniſchten Reuterſchaaren abdrücken wollten, verſagten ſie. Da blieb ihnen nichts, als Gefangenſchaft oder Tod, und es wurden hier über 12,000 Mann, mit ihrem General Mezko, zu Gefangenen gemacht. Als ſie nach Dresden hineingebracht wurden, ſah man es den ermatteten Kriegern leicht an, daß ſie mehr von Entbehrung und Hunger und dem Ungeſtüm der Elemente bezwungen waren, als von den Reutern. Seit mehreren Tagen hatten ſie keinen Biſſen Brodes genoſſen, und die von dem unaufhörlichen Regen faſt verzehrten Kleider hingen nur noch in Fetzen um ihre erſtarrten Glieder. Viele riſſen Stücke rohes Fleiſch von den gefallenen Pferden und verzehrten ſie; die theilnehmenden Bewohner Dresdens indeß erquickten ſie, ſo gut ſie vermochten.

Unter denen, die in dieſen Tagen ihren Tod empfingen, war auch der franzöſiſche General Moreau, früher von Napoleon nach Amerika verwieſen, jetzt aber zurückgekehrt, um mit ſeiner Kriegserfahrung, im Gefolge des Kaiſers Alexander, zur Befreiung Europa's und ſeines Vaterlandes mitzuhelfen; denn er verfluchte den Ehrgeiz, welcher die Welt von einem Kriege athemlos in den andern trieb. Am 27. um Mittag, den Tag nachher, als er im Hauptquartier angekommen war, da er nur wenige Schritte von dem Kaiſer Alexander hielt, wurden ihm durch eine Kanonenkugel beide Beine zerſchmettert. Ein Augenzeuge in der Nähe Napoleons erzählt darüber Folgendes: „Zahlloſe Handpferde, die man auf der Höhe, Napoleon gegenüber, gewahr wurde, deuteten an, daß dort das Hauptquartier der Alliirten ſei. Die Souveräne fanden ſich alſo abermals einander gegenüber. Mittlerweile ſchoß eine Batterie, die im Grunde aufgeſtellt war, nicht mehr mit derſelben Thätigkeit. Der Kaiſer ſchickte hin, ſie wieder anzufeuern. Sogleich machte die Batterie ein Lauffeuer, und ſchon bei den erſten Salven bemerkte man auf dem Hügel eine große

Bewegung; es mußte irgend eine wichtige Perſon bei den Alliirten getroffen ſeyn.“ — Das war alſo Moreau geweſen. Mit der Kaltblütigkeit eines Kriegers, der dem Tode ſchon oft ins Angeſicht geſehen hat, ließ er ſich, ohne einen Schmerzenslaut die Beine abnehmen, ſtarb aber dennoch zu Laun in Böhmen am 2. September. Er war ein gerader und biederer Mann, der Freiheit mit ganzer Seele ergeben, und der Kriegskunſt vollkommen kundig. Er hätte verdient, die Freiwerdung Europa's zu ſehen. Dennoch ließ ihn die Vorſehung an dem erſten Tage, da er auf dem Schlachtfelde des großen Krieges erſchien, fallen, vielleicht, damit uns Deutſchen offenbar würde: nicht mit eines Fremden noch ſo trefflicher Kriegskunſt, nicht durch die Berechnungen der Klugheit, ſondern durch das Feuer und die Kraft des treuen, kühnen, auf Gott vertrauenden, Gemüthes könne einzig dieſer Kampf entſchieden werden.

Der Mangel an Zufuhr und Unterhalt, ſo wie die Niederlage des linken Flügels, wodurch die Hauptſtraße nach Freiberg abgeſchnitten war, bewogen die verbündeten Herrſcher, ihr Heer nach Böhmen zurückzuführen. Dazu kam die Nachricht, daß der General Vandamme mit einem ausgewählten Haufen von der andern Seite her über Pirna eilig heranziehe, um die zweite Hauptſtraße gleichfalls zu verſperren. Napoleons Abſicht war auf die Vernichtung des großen Bundesheeres gerichtet; in den unwegſamen, öden Bergklüften eingeſperrt, ſollte es durch Hunger und Noth verderben oder ſich gefangen ergeben. Und wahrlich, die Gefahr war nicht gering! Aber ſein Anſchlag wendete ſich zu ſeinem eigenen Schaden.

12. Das Treffen bei Kulm. Den 29. und 30. Auguſt.

Den General Vandamme ſelbſt trieb ſein ungeſtümer, ehrgeiziger Sinn und die Hoffnung, ſich durch eine außerordentliche That den Marſchallſtab zu verdienen, kühn vorwärts. Er hätte eine arge Entſcheidung herbeiführen können. Aber im Eingange des Töplitzer Thales ſtieß er am 29. Auguſt auf den General Oſtermann mit 8000 Mann ruſſiſcher Garden, einer Heldenſchaar, die ſich ihm wie eine undurchdringliche Mauer in den Weg ſtellte. Er ſelbſt hatte 30,000 Mann der beſten franzöſiſchen Krieger und kämpfte den ganzen Tag gegen die 8000; aber ſie wichen ihm nur eine kleine Strecke, Schritt vor Schritt, ohne zu wanken noch ſich zu löſen, obwohl ſchon nach wenigen Stunden die Hälfte von ihnen todt oder blutend da lag, und ihrem Anführer, dem tapfern Oſtermann, durch eine Kanonenkugel der Arm fortgeriſſen wurde. Das war der Ehrentag der ruſſiſchen Garden. Der König von Preußen ſelbſt war es, der ihren Muth zu ſolcher Auszeichnung entflammt; er war dem großen Heere nach Böh-

men vorangeeilt, den Rückzug zu ſichern, und ſah nun mit dem kriegsgeübten Auge die große Gefahr, die hier bereitet wurde. Er ſagte den Ruſſen, wie das große Kriegsheer noch nicht aus dem Gebirge herabgeſtiegen ſey, und wie ihr eigener Kaiſer in Gefahr ſchwebe, wenn ſie nicht ihren Platz behaupteten. Auf ſein königliches Wort eilte auch das öſtreichiſche Dragonerregiment, Erzherzog Johann, welches zufällig dieſes Weges zog, und auf die Theilnahme an einer Schlacht nicht angewieſen war, dennoch mit in den Kampf. Zehn Stunden hatte die tapfere Schaar ohne Brod und Futter zurückgelegt; aber beim Anblicke der dringenden Gefahr achten ſie nicht Hunger noch Ermattung, und rücken eiligſt in die vorderſten Reihen. Und Vandamme wird glücklich aufgehalten. — Dennoch ſtand er noch immer an einem gefährlichen Platze für das verbündete Heer; er mußte mit jeder Gefahr von da vertrieben werden. Daher wurde er am 30. von Neuem durch die Ruſſen und zwei öſtreichiſche Abtheilungen, die in der Nacht herangezogen waren, angegriffen. Nach acht traurigen Regentagen brach die Sonne zum erſten Mal durch das düſtere Gewölk, und in ihrem Angeſichte wurde der entſcheidende Kampf gekämpft. Vandamme hatte ſich auf den Höhen von Kulm und Arbeſau ſehr vortheilhaft aufgeſtellt, und wollte von dem günſtigen Platze nicht weichen. Der ſteile Geiersberg ſchützte ſeine rechte Flanke und von der Nollendorfer Gebirgsſtraße herab erwartete er Hülfe durch Marmont, St. Cyr oder Mortier, welche dem großen Bundesheere gefolgt waren und an der andern Seite der Berge nur wenige Stunden entfernt ſtanden. Das furchtbare Brauſen der Schlacht erfüllte bald die Felſen und Höhen und die ſteilen Schluchten des Gebirges mit tauſendfachem Wiederhall. Bis Mittag hielt Vandamme unerſchütterlich Stand, ſo hart er auch bedrängt war; ſiehe, da erſcheint plötzlich auf den Höhen und in den Wäldern in ſeinem Rücken, von wo er ſehnſuchtsvoll die Hülfe erwartet, die preußiſche Heerſchaar unter Kleiſt und zieht drohend herab. Ein kühner, im glücklichen Augenblicke erdachter, Zug quer durch das Gebirge auf Nollendorf brachte ſie unerwartet an dieſen entſcheidenden Platz, in den Rücken des Feindes *). Ihr Anblick wirkte wie ein Donnerſchlag auf die Franzoſen. Jetzt war nicht mehr der Gedanke des Sieges, ſondern nur der Rettung in ihnen und mit verzweifelndem Ungeſtüm ſtürzten ſie ſich auf die Spitze der anrückenden Preußen, ehe ſich dieſe in eine Schlachtreihe ordnen konnten. Da geſchah es, daß ein Theil der

*) Es war der nachherige General Grollmann, damals im Generalſtabe des Kleiſtſchen Corps, welcher dieſen Weg angab. Ein genaues Studium der Kriegszüge des ſiebenjährigen Krieges hatte ſeinem treuen Gedächtniſſe dieſe, bei der Gefangennehmung des Finkſchen Corps wichtig gewordene Straße eingeprägt; im entſcheidenden Augenblicke tauchte die glückliche Erinnerung wieder empor.

Reuterei wirklich durchbrach und entkam. Bald aber ſchloſſen ſich die Preußen wieder, die Nachrückenden füllten die Lücken; und indem nun von der andern Seite die Oeſtreicher und von der dritten die Ruſſen tapfer zuſammendrängten, wurde Vandamme zwiſchen ſo kräftigen Armen erdrückt. Die drei verbündeten Völker wetteiferten an dieſem Tage in heldenmüthiger Tapferkeit; und ſo glänzend war ihr Sieg, daß von dem ganzen, ausgeſuchten Heere nur zerſtreute Haufen ſich durch die Gebirge retteten, 8 bis 10,000 Mann mit den Generalen Vandamme und Haxo gefangen wurden, faſt eben ſo viel Todte das Schlachtfeld bedeckten, und alles Heergeräth, 81 Kanonen, viele hundert Wagen, 2 Adler und 3 Fahnen, den Siegern in die Hände fielen. Außerdem wurden 112 preußiſche Kanonen, die ohne Beſpannung auf dem Gebirge ſtanden, gerettet.

Dieſer Schlag traf den unwilligen Napoleon ſehr hart. Er lobte den Muth ſeines Heerführers, ſchalt aber ſeine Unklugheit. „Einem geſchlagenen Feinde, ſagte er, müſſe man eine goldene Brücke bauen, oder einen ſtählernen Schlagbaum entgegenſetzen; den ſtählernen Baum zu bilden, ſey Vandamme nicht ſtark genug geweſen." — Wäre dieſem indeß ſein Vorhaben gelungen, er würde ihn mit den höchſten Ehren belohnt haben. Nun aber erhielt der tapfere Kleiſt von ſeinem Könige den Ehrennamen „Kleiſt von Nollendorf."

Faſt zu gleicher Zeit, da dieſe Thaten unter ihren Augen geſchahen, erhielten die verbündeten Herrſcher die Boten von den Siegen bei Großbeeren und an der Katzbach, und auch der engliſche Marſchall Wellington hatte aus Spanien einen Sieg bei Vittoria und mehrere andere gemeldet. Da ordneten ſie am 3. September bei Töplitz ein feierliches Dankfeſt an, und lobten und prieſen mit ihren Schaaren Gott für ſeine große Hülfe.

13. Die Schlacht bei Dennewitz. Den 6. September.

Napoleon wollte den erlittenen Verluſt auf einer andern Seite durch größeren Gewinn erſetzen. Sein kühnſter Feldherr, der Marſchall Ney, den er den Fürſten von der Moskwa genannt hatte, ſollte an Oudinots Statt mit einem verſtärkten Heereshaufen Berlin erobern. Sehr klug hatte ihn der Kronprinz von Schweden zu täuſchen gewußt, indem er unter dem Scheine des größten Geheimniſſes Anſtalten machte, 25,000 Mann von ſeinem Heere dem General Wallmoden gegen Davouſt zu Hülfe zu ſchicken, und dafür ſorgte, daß Napoleon durch ſeine Spione dieſe Anſtalten erfuhr. Sogleich erhielt Ney Befehl, mit 80,000 Mann von der Elbe aufzubrechen und auf der Stelle anzugreifen, weil man die 25,000 Mann auf dem Marſche nach Mecklenburg glaubte. Es gelang dem Marſchall Ney wirklich, den Kron-

prinzen von Schweden durch Querzüge über ſeine wahre Richtung zu täuſchen und die Preußen unter Bülow und Tauenzien plötzlich mit aller Macht am 6. September bei Dennewitz, in der Nähe von Jüterbogk, anzugreifen. Es war ein heißer Tag für die 40,000 Preußen; ſie mußten die heftigſten Angriffe eines ganzen Heeres faſt einen Tag lang aushalten, ehe ihnen die Ruſſen und Schweden zu Hülfe kommen konnten; und dennoch hatten ſie ſchon den Sieg gewonnen, als jene ankamen. Da galt es, gleich den 8000 Ruſſen bei Kulm, und wie eben dieſe Bülowſche Schaar ſchon bei Großbeeren gethan hatte, nicht die Menge und nicht die Wuth der Feinde zu achten, und nur den Einen Gedanken in der Bruſt feſtzuhalten, daß ein jeder von ihnen erſt als Leiche daliegen müſſe, ehe die Franzoſen den Weg zur Hauptſtadt betreten dürften. Das haben die tapfern Männer ehrlich gehalten. Wenn ſie ein Dorf oder einen Hügel, oder auch nur die Gaſſe eines Dorfes verloren hatten, ſo ſtürzten ſie ſogleich wieder unerſchrocken gegen die andringenden Haufen und achteten ihr Feuer nicht, ſondern trieben ſie mit ihren Bajonetten im Sturmſchritte zurück. Der erboſte Feind kam in ſolchen Zorn über ihren Widerſtand, daß er ſich ſogar an den Leichnamen der Gefallenen und an den Verwundeten rächte, wenn es ihm gelang, einen verlornen Platz auf einen Augenblick wieder zu gewinnen. Und wenn er einen Todten fand, der das eiſerne Kreuz auf ſeiner Bruſt trug, ſo durchſtießen ihn wohl zehn in ihrer Wuth noch mit ihren Bajonetten. Die franzöſiſchen Anführer ſelbſt ſtrengten die äußerſten Kräfte an, den Sieg an ſich zu reißen; Ney wagte ſich ſo in's Feuer, daß die Hälfte ſeines Gefolges getödtet wurde; Oudinot griff ſelbſt, an der Spitze ſeiner Haufen, das Fußvolk der Tauenzienſchen Heerſchaar an; und Reynier blieb lange Zeit wie einer, der den Tod wünſcht, unter dem Feuer der preußiſchen Scharfſchützen. Aber alles ihr Zürnen und Toben brach ſich an dem eiſernen Muthe dieſer tapfern Krieger. In blutiger Arbeit und faſt übermenſchlicher Anſtrengung eroberten ſie nach einander die Dörfer Nieder-Gersdorf, Rohrbeck, Dennewitz und Gehlsdorf, ſchlugen erſt des Feindes rechten Flügel, dann durchbrachen ſie ſeine Mitte, zuletzt brachten ſie auch den linken Flügel zum Weichen. Ein Drittheil der Preußen lag todt oder verwundet auf der Wahlſtatt, aber hoher Ruhm deckte ihre Wunden und das Vaterland wird ihre Namen in allen Zeiten mit Dankbarkeit nennen. Und als nun am Abende die 50 ſchwediſchen und ruſſiſchen Bataillone mit 6000 Reutern und 120 Stücken Geſchütz, die in einem Zuge drei Meilen zurückgelegt hatten, zur Hülfe herbeikamen, und als die erſten Reuter anſprengten, und das fliegende Geſchütz in den Feind hineindonnerte, da wurde ſeine Flucht vollkommen. Da war kein Aufhalten mehr; die Reuter ließen die Fliehenden nicht zu Athem kommen. 18 bis 20,000 Mann an Todten, Ver-

wundeten und Gefangenen, 80 Kanonen und viele andere Siegeszeichen gingen am Tage der Schlacht und auf der Flucht bis an die Elbe verloren; und ſolche Muthloſigkeit war in das franzöſiſche Heer gekommen, daß ganze Haufen die Waffen von ſich warfen und ſich auf den Weg nach Frankreich zurückwendeten. Man ſah ſolche Züge von da an täglich durch Leipzig und auf andern ſächſiſchen Straßen zur Heimath ziehen. Der Marſchall Ney ſelbſt ſchrieb nach der Dennewitzer Schlacht an den Befehlshaber in der Feſtung Wittenberg: „Er ſey nicht mehr Herr ſeiner Kriegsſchaar; ſie verſage ihm den Gehorſam und habe ſich in ſich ſelbſt aufgelöſt."

Nach ſolchen wiederholten Niederlagen ſeiner Feldherren konnte Napoleon nicht mehr daran denken, neue Angriffe zu machen: ja, wenn die Stimme der Vernunft und Mäßigung bei ihm Gehör gefunden hätte, ſo mußte er einſehen, daß er ſich nicht einmal mehr lange in Sachſen vertheidigen könne. Aber ſein Geiſt war verdunkelt, von Hochmuth, Zorn und Rache ganz erfüllt; und wie ein unglücklicher Spieler in der Verzweiflung ſein ganzes Vermögen auf einen Wurf ſetzt, ſo wollte Napoleon nun Alles gewinnen oder Alles verlieren, und nicht vom Platze weichen.

Den Monat September hindurch war er faſt immer auf dem Wege zwiſchen Dresden und der Lauſitz auf einer, und dem böhmiſchen Gebirge auf der andern Seite, um entweder dem ſchleſiſchen Heere einen Vortheil abzugewinnen, oder das große Heer in Böhmen im Zaume zu halten. — Aber ſie hüteten ſich beide wohl, am ungünſtigen Ort zu ſtreiten, ſondern blieben ſtandhaft, wenn er heranzog, in ſolcher Stellung, daß er keine große Schlacht wagte. Dieſes viele Hin- und Herziehen aber, in ſchlimmer Herbſtwitterung, ermüdete ſeine Soldaten auf's Aeußerſte, ſo daß ſie den Krieg verwünſchten, der ihnen früher eine Luſt geweſen war. — So war er am 4. September gegen Blücher nach Bautzen gezogen; als dieſer aber über die Neiße zurückging, mußte er nach Dresden umkehren, weil Wittgenſtein von Böhmen her ſchon wieder bis Pirna vorgedrungen war. Bei Napoleons Ankunft gingen die vorgeſchobenen Abtheilungen langſam über die Gebirge zurück, und als er dort am 12. ankam, erwarteten ihn 150,000 Mann in der trefflichen Stellung bei **Kulm.** Da kehrte er um und war ſchon am 13. wieder in Dresden. Nun ſchien er mit ſeinen Garden aufs Neue gegen Blücher ziehen zu wollen, der immer näher und näher an die Elbe rückte. Aber am 15. ging er ſchon wieder nach Böhmen und in ſeinem ungeduldigen Aerger griff er am 17. die Verbündeten in dem engen Bergthale bei **Nollendorf** an, um nach Töplitz vorzudringen. Noch ein Mal, aber zum letzten Mal, ertönten die ſteilen Gebirge von dem furchtbaren Krachen des Geſchützes, das ſie zehnfach verſtärkt im Wiederhalle zurückgaben. Napoleon konnte nicht hindurch, und der öſtreichiſche Feldherr Kolloredo nahm ihm

noch zehn Kanonen und 2000 Gefangene ab. Da kehrte er um nach Pirna und iſt ſeitdem nicht wieder nach Böhmen gekommen. — Am 22. rückte er noch ein Mal gegen Blücher vor; der nahm aber ein feſte Stellung hinter der Spree, und Napoleon war am 24. ſchon wieder in Dresden.

Das war ein vergebliches Kriegsſpiel, wobei der Nachtheil auf ſeiner Seite war; und dazu wurde der Mangel in ſeinem Heere täglich größer. Faſt auf allen Seiten war er eingeſchloſſen und nur eine ſchmale Straße über Leipzig war noch zu ſeiner Verbindung mit Frankreich übrig. Auch ſie blieb nicht mehr frei; einzelne kühne Anführer von leichten Streifſchaaren beunruhigten unaufhörlich ſeinen Rücken. Da war der öſtreichiſche Oberſt Mensdorf, der mehrmals Leipzig berannte; der General Thielmann, der den ſächſiſchen Dienſt verlaſſend der deutſchen Sache ſeinen Arm weihete und kühne Streifzüge nach Weißenfels, Lützen, Naumburg und Merſeburg unternahm; da war der ruſſiſche General Czernitſcheff, der mit ſeinen ſchnellen und verwegenen Koſaken ſogar bis Kaſſel vordrang, den weſtphäliſchen König am 28. September aus dem üppigen Wohlleben ſeiner Hauptſtadt verjagte, und mit vieler Beute beladen wieder nach der Elbe zurückkehrte.

Dieſe kühnen Neckereien waren dem bedrängten Napoleon aufs Höchſte verdrießlich. Seine Zufuhr wurde abgeſchnitten; viele Mannſchaft getödtet oder gefangen; alle Wege unſicher; kein Bote, der ohne ſtarke Bedeckung reiſen konnte; und dennoch wurden manche weggefangen, aus deren Briefen nach Frankreich die ſchlimme Lage und der Mißmuth ſeines Heeres offenbar wurde. Er verſuchte es, die ungeſtümen Haufen wieder zurückzutreiben, und ſchickte ſeinen General Lefebre Desnouettes mit 8000 Mann Fußvolk und Gardereuterei gegen ſie aus. Aber bei Zeitz trafen ihn am 28. September der Hettmann Platow und der General Thielmann, und brachten ihm ſolche Niederlage bei, daß er außer vielen Todten 1500 Mann an Gefangenen verlor und ſich nicht wieder vor ihnen blicken ließ.

14. Das Treffen bei Wartenburg. Den 3. Oktober.

Doch dieſe Vorfälle, ſo rühmlich ſie für die verbündeten Waffen zeugten, und ſo ſchädlich ſie auf die Länge den Franzoſen wurden, entſchieden das Schickſal des Krieges nicht ſchnell genug. Das arme ſächſiſche Land litt fürchterlich unter der Laſt der großen Heere. Dem jugendlich raſtloſen Greiſe Blücher wurde die Unentſchiedenheit der Dinge zuerſt und am meiſten zuwider und er beſchloß, dem Nord-Heere, welches ſchon bei Deſſau eine Brücke und mehrere Verſuche zum Elbübergang gemacht hatte, das Beiſpiel zu geben und die Hand zu bieten. Durch

eine kühne, unerwartete und ſehr ſchnelle Wendung ſtand er plötzlich, da man ihn bei Bautzen glaubte, bei Jeſſen an der Elbe, ließ in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober, während in ſeinem Lager, die Feinde zu täuſchen, Muſik und Tanz erſcholl, zwei Brücken über die Elbe ſchlagen, und am andern Morgen zog ſchon das ſchleſiſche Heer aufs linke Ufer hinüber. Es war kühn genug, zwiſchen zwei feindlichen Feſtungen Torgau und Wittenberg. — Eben war der franzöſiſche General Bertrand mit 20,000 Mann in dieſe Gegend gerückt und hatte eine ſehr feſte Stellung bei Wartenburg beſetzt. Kaum war er hier in Ordnung, ſo ſah er die Preußen, die er nicht erwartete, auf ſich losrücken, und eben ſo unerwartet trafen dieſe hier eine ſo ſtarke franzöſiſche Macht. Aber Zögern war nicht in ihrer Art; auf der Stelle griff der tapfere York, der voranzog, des Feindes ſtarke Stellung hinter den Elbdämmen an, und es entſtand ein ſehr blutiges Gefecht. Der Raum zwiſchen der Elbe und den mehrfachen Dämmen, welche ſich in einem Halbkreiſe, vom Feinde ſtark beſetzt, vor den Augen der Angreifenden ausdehnten, war mit dichtem Weidengeſtrippe bedeckt, und in dem ſumpfigen Boden ſank der Fuß faſt bei jedem Schritte tief ein. Es war ein kühnes Wageſtück, bei ſolchen Hinderniſſen der Natur gerade im Angeſicht der feindlichen Feuerſchlünde zu ſtürmen; allein dem Kühnen gelingt auch das Außerordentliche; der überraſchte Feind, der ſeine Stellung für unangreifbar mochte gehalten haben, mußte mit einem Verluſte von 1000 Gefangenen und 13 Kanonen eilig weichen. Aber auch die Sieger hatten harten Verluſt erfahren, beſonders litten einige Regimenter ſchleſiſcher Landwehr von der Brigade des tapfern General-Majors von Horn, die hier zum erſten Male rechte Gelegenheit fanden, zu beweiſen, daß ſie im heftigſten Kartätſchenfeuer, dicht an den Reihen des Feindes, in kühner Todesverachtung den beſten Linientruppen um nichts nachſtehen wollten. Der General York war hingeriſſen von Freude über ſolche Auszeichnung; „den beſten Grenadieren ſoll man von nun an die Landwehren an die Seite ſetzen,“ rief er voll Bewunderung aus, und es war der Tag von Wartenburg der Ehrentag für die Landwehr bei dem ſchleſiſchen Heere. Die neugeſchaffene, nunmehr vollkommen erprobte Waffenart hatte ſich an dieſem Tage in Beſitz des Ranges geſetzt, den ſie in der Kriegsordnung der kommenden Jahrhunderte einnehmen wird.

Auch das zweite Bataillon des Leibregiments, welches zu derſelben Brigade von Horn gehörte, hatte ſich beſonders ausgezeichnet; ohne einen Schuß zu thun, durchwatete es im heftigſten Kugelregen den Moraſt vor des Feindes Verſchanzung und erſtürmte dieſe. Als nun, nach errungenem Siege, das Fußvolk vor dem General York vorüber ins Lager rückte, da ſagte er, als jenes Bataillon heran kam: „Iſt das das zweite Bataillon vom Leibregiment?“ Ja, rief ein Soldat vom rechten

Flügel des erſten Zuges. Da nahm der General den Hut ab, und ſein Gefolge mit ihm, und blieb unbedeckt, bis der letzte Zug des Bataillons vorüber war. — Zum Andenken dieſes wichtigen Tages, welcher in den ganzen Lauf des Krieges einen raſchern Umſchwung brachte, gab der König ſpäter ſeinem Generale den Namen: York von Wartenburg.

Blücher zog nach Düben und vereinigte ſich mit dem Nordheere, das ebenfalls bei Deſſau über die Elbe gegangen war. — Zu gleicher Zeit ſetzte ſich das große Heer aus Böhmen in Bewegung, ließ Napoleon in Dresden rechts liegen, und zog durch die Päſſe des Erzgebirges nach den Ebenen von Sachſen hinzu. Das Hauptquartier deſſelben war am 5. Oktober zu Marienberg.

15. Die Vorbereitungen zur Leipziger Schlacht.

Nun konnte Napoleon nicht länger in Dresden bleiben. Die großen Heere drohten, ſich in ſeinem Rücken zuſammenzuſchließen und ihn von Frankreich gänzlich zu trennen. Am 7. Oktober brach er auf, und der König von Sachſen folgte ihm. In Dresden ſelbſt blieb ein Heer von 28,000 Mann unter dem Marſchall Gouvion St. Cyr zurück, und dieſer Umſtand beweiſet zur Genüge, daß Napolon die Elbe noch nicht zu verlaſſen dachte. So groß war noch immer ſein Trotz auf das alte Kriegsglück, das durchaus ſich wieder zu ihm wenden ſollte, und ſo groß war die Verachtung ſeiner Feinde, daß er ſich freute, ſie nun alle zuſammen in der großen Ebene um Leipzig zu haben. Da gedachte er noch einmal wie ein Wetterſtrahl zwiſchen ihnen hin und her zu fahren, ihre Blößen auszuſpähen, einen nach dem andern zu ſchlagen, zu zerſprengen, zu vernichten, und im Triumphe nach ſeinem Lieblingsſitze in Dresden zurückzukehren.

Der nächſte Schlag ſollte dem zudringlichen ſchleſiſchen Heere gelten. Wenn Blücher ſich überfallen ließ, ſo mußte er der Uebermacht erliegen; wenn er ſich fürchtete und in der Beſorgniß für Berlin, das nun faſt ohne Schutz zur Seite lag, eilig über die Elbe zurückging, dann kam das große aus Böhmen hervorbrechende Heer in's Gedränge. Napoleon glaubte, trefflich gerechnet zu haben und einen oder den andern Gewinn ſicher davon zu tragen; aber wie fand er ſich betrogen, als er am 10. Oktober in Düben ankam und nicht den General Blücher, ſondern ſtatt ſeiner die Nachricht fand, derſelbe habe ſich nicht etwa ſeitwärts über die Elbe, ſondern geradezu hinter die Saale gezogen, um gleich wieder auf dem Platze zu ſeyn, wenn das große böhmiſche Heer bei Leipzig ankomme. Da blieb freilich kein anderer Rath übrig, als ſelbſt nach Leipzig zu ziehen, und alle Kräfte um dieſen Mittelpunkt zu vereinigen.

Ehe dieſes aber bewerkſtelligt und alle ſeine Haufen geſammelt werden konnten, brachte Napoleon 4 langweilige Tage in Düben, einer kleinen ſächſiſchen Stadt, zu. Das war dem ungeſtümen Mann die ärgſte Pein, daß er den Krieg nicht mehr in ſeiner Gewalt hatte, ſondern abwarten mußte, was die Feinde beſchließen würden. In dieſen Tagen hat man ihn, der ſonſt immer eilig und haſtig getrieben war, geſchäftslos vor einem großen Tiſche ſitzen ſehen, mit einem Bogen weißen Papiers vor ſich, auf welchen er, in Gedanken verſunken, große Frakturbuchſtaben malte. Auch wurde es ihm immer mehr fühlbar, daß viele der erſten Führer ſeines Heeres, des unaufhörlichen Kriegslebens müde, und nach dem Genuſſe der Ruhe auf ihren Gütern in Frankreich verlangend, zum Theil auch durch die Strapazen in den Feldlagern aufgerieben, ſich nach dem Frieden ſehnten und nicht mehr mit der alten Spannkraft und Willensergebenheit ſeine Befehle vollführten.

Leipzig war durch die unaufhörlichen Durchzüge und die in der Nähe herumſchweifenden Freiſchaaren, die keine Lebensmittel hinzuließen, bereits ſehr ausgeſogen; da traf am 29. September die Marmontſche Heeresabtheilung vor der Stadt ein, und nun begannen die Verheerungen der Umgegend in noch höherem Maaße. Die Viehheerden, welche dieſe Haufen auf ihrem Wege von Meißen her den Landleuten geraubt hatten, trieben ſie auf die Kohlfelder um Leipzig und warfen ihnen die unausgedroſchenen Garben aus den Scheunen vor. Die Dörfer waren in wenigen Nächten wüſten Stätten gleich, die Häuſer erbrochen, Schränke und Kiſten geplündert, die Thüren und das Hausgeräth in's Feuer geworfen. Die unglücklichen Einwohner flüchteten in die Stadt oder in die Wälder, nur wenige blieben zurück, ihre leeren Häuſer vielleicht noch vor dem gänzlichen Untergange zu retten. — Dieſe Gräuel wurden um ſo ärger, je mehr Schaaren des großen franzöſiſchen Heeres ſich um Leipzig verſammelten.

Am 12. und 13. Oktober langte auch der Marſchall Augereau von Naumburg her an, welcher 15,000 alte Krieger, beſonders Reuter, aus Spanien herbeiführte. Auf dieſen Haufen ſetzte Napoleon noch eine große Hoffnung, und am 14. Oktober um Mittag traf er ſelbſt in Leipzig ein. Der größte Theil ſeines Heeres war bei Wachau, anderthalb Stunden ſüdöſtlich von Leipzig, gelagert und erwartete hier den Fürſten von Schwarzenberg mit der Hauptmacht, der auch nicht lange auf ſich warten ließ. Schon waren ſeine Reuter zur Stelle und ließen den Franzoſen an eben dieſem Tage bei Liebertwolkwitz ihre Gegenwart fühlen. Der König Mürat hatte ſich an die Spitze von 6 alten Reuterregimentern geſetzt, die aus Spanien gekommen waren, und wollte den Verbündeten noch einmal die alte Tapferkeit der franzöſiſchen Reuterei zeigen. Aber er traf auf eben ſo tapfere Reuter, die noch wohl feſter

in ihren Sätteln ſaßen. Die preußiſchen, öſtreichiſchen und ruſſiſchen Geſchwader tummelten ſich mit ihm ſo gewaltig herum, daß nach drei harten Stürmen ſein ganzes Reuterthum wie Spreu aus einander ſtob, und er ſelbſt in die größte Noth gerieth; denn wenig fehlte, ſo wäre er ſelbſt gefangen worden. Nur von einem Diener begleitet war er bei der Flucht der Seinigen zurückgeblieben, und ein preußiſcher Offizier, der ihn wild verfolgte, rief ihm ſchon zu: „Halt, König, halt!“ Aber des Königs Begleiter, auf den jener in ſeinem Eifer nicht achtete, ſtieß ihm ſeinen Degen durch den Leib, daß er entſeelt vom Pferde ſank; ſo wurde Mürat gerettet.

Das franzöſiſche Heer beſtand damals, nach einer aufgefangenen Liſte, noch aus 208,000 Mann von 350,000; die Uebrigen hatte der Krieg bis dahin ſchon weggerafft. Wenn die Beſatzung von Dresden davon gerechnet wird, ſo waren bei Leipzig alſo 180,000. Dieſe ſtellte Napoleon am 15. Oktober rund um die Stadt herum auf, denn eine Schlacht war nun unvermeidlich. Es war noch immer ein ſtarkes und ausgeſuchtes Heer; die Feigſten unter ihnen waren ſchon in den vorigen Monaten zurückgegangen, die Schwächlichen hatten die Mühſeligkeiten der Tagemärſche, die Kälte der Nächte, Regen und Wind und Hunger, und die Krankheiten fortgerafft. Es war ein ſtarker Kern übrig geblieben, der keine Gefahr ſcheute, und der jetzt, von erbitterten Feinden überall angegriffen, wohl wußte, daß nur in der entſchloſſenſten Tapferkeit Rettung zu finden ſey. Dabei war ihre Zuverſicht auf ihren Herrn und Meiſter noch immer ſo groß, daß ſie, wo ſie in großen Haufen verſammelt waren, und ihn nur unter ſich wußten, auf einen gewiſſen Sieg hofften; denn in der Vereinigung hat ſich dieſes Volk immer für unüberwindlich gehalten. Wer ihre Schaaren, in unabſehbaren Zügen, Reihe an Reihe, in dieſen Tagen durch Leipzig und daran vorüber ziehen ſah, noch alle mit guten Waffen verſehen, der mochte wohl zittern für Deutſchlands Befreiung. Und wahrlich, die tapfern Heere der Deutſchen und Ruſſen haben viel Blut und manches junge, blühende Leben opfern müſſen, ehe ſie das große Ziel erreichten.

Napoleon ſuchte ſein Heer durch mancherlei Künſte des Ehrgeizes noch mehr zu entflammen; denn der Ehrgeiz mußte bei dieſem Haufen erſetzen, was ihnen an tugendhafter, frommer Begeiſterung fehlte. Er ernannte neue Anführer, nahm Beförderungen vor, theilte Orden und Ehrenzeichen aus, und gab mehreren Regimentern, die noch keine Feldzeichen hatten, die Adler. Das war eine große kriegeriſche Feierlichkeit im franzöſiſchen Heere und ſtets der Vorbote großer Begebenheiten. Solche Regimenter waren zu den gefährlichſten Unternehmungen beſtimmt, damit ſie ſich ſogleich der Kriegeszeichen würdig bewieſen.

Dagegen redete an dieſem ſelben Tage der Fürſt Schwarzenberg, Oberfeldherr der verbündeten Heere, ſo zu ſeinen Kriegern:

„Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes iſt erſchienen, wackere Krieger! Die entſcheidende Stunde ſchlägt; bereitet euch zum Streite! Das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger und feſter geknüpft. Ruſſen! Preußen! Oeſtreicher! Ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unſterblichkeit eurer Namen!“

„Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit dieſem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entſcheidenden Stunde, und der Sieg iſt Euer!“

16. Die Schlacht bei Leipzig. Den 16. 18. und 19. Oktober.

Das franzöſiſche Heer war ſo um Leipzig gelagert, daß es die Stadt auf allen Seiten in der Entfernung von anderthalb Stunden vertheidigte; nur bei Lindenau, an der Abendſeite, von wo Napoleon keinen Hauptangriff erwartete, ſtand der General Bertrand mit dem vierten Heerhaufen nur eine kleine halbe Stunde von der Stadt.

In der Nacht ließ der Fürſt Schwarzenberg drei große weiße Raketen gegen den dunkeln Himmel aufſteigen, um dem ſchleſiſchen Heere, an der andern Seite von Leipzig, das verabredete Zeichen zu geben; und ſiehe, bald darauf leuchteten gegenüber im Norden vier rothe Raketen als Antwort empor, und die Herzen freuten ſich der brüderlichen Zeichen.

Es war ein düſterer, neblichter Tagesanbruch des 16.; aber als nun bald nach 9 Uhr, auf das Zeichen von drei Kanonenſchüſſen, der Donner des Geſchützes ſich erhob, und das Feuer gegen den Himmel blitzte, da theilten ſich die Wolken; der Himmel wurde heiter, und die Sonne beſchien den ganzen Tag hindurch das blutige Schlachtfeld. So ſchrecklich war aber das Geſchützesfeuer, daß die Erde davon im wörtlichen Sinne erbebte, und daß die älteſten Krieger verſicherten, ein ſolch entſetzliches Krachen der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Es waren von Seiten der Franzoſen in dieſen Tagen zuſammen wohl 600 Kanonen in ihrer grauſigen Arbeit, und von den Verbündeten gewiß 800 bis 1000. In Leipzig, welches in dem Mittelpunkte ſolcher Zerſtörung lag, hörte man das Toben der großen Heere gegen einander, und von ſeinen Thürmen herab ſah man das Feuer und den Rauch auf allen Seiten, aber an dem erſten Tage noch nicht die Reihen der Schlachtordnungen ſelbſt in der Nähe.

Auf drei Seiten war hauptſächlich der Kampf. Der größte im Südoſten der Stadt, bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz, wo das große verbündete Heer kämpfte; dann im Weſten, bei Lindenau, zwiſchen Bertrand und dem öſtreichiſchen General Giulay, und drittens im Norden, nach Möckern und Lindenthal zu, zwiſchen Blücher und dem Marſchall Marmont. Dieſes war eine Schlacht für ſich und wird die Schlacht von Möckern genannt.

Fürſt Schwarzenberg hatte auf ſeiner äußerſten linken Seite, jenſeits der Pleiße, den General Meervelbt geſtellt, der den rechten franzöſiſchen Flügel in der Flanke angreifen ſollte; hier ſtand der Fürſt Poniatowsky mit ſeinen Polen, die noch einmal mit großer Tapferkeit für Napoleon kämpften. Die Mitte der großen Schlachtordnung hatten die Ruſſen und Preußen unter Wittgenſtein und Kleiſt: den rechten Flügel die Oeſtreicher unter Klenau; und alle dieſe Heeresabtheilungen rückten am Morgen zum Angriff vor. Der General Kleiſt nahm links Markkleeberg weg, der Prinz von Würtemberg drang im Mittelpunkte mit den Ruſſen und Preußen in Wachau ein, die Oeſtreicher unter Klenau beſetzten rechts den Kolmberg bei Liebertwolkwitz; die ganze franzöſiſche Schlachtreihe wich zurück und Napoleon ſelbſt mit den Garden kam ſo nahe an das feindliche Feuer, daß mehrere aus ſeinem Gefolge durch Kanonenkugeln getödtet wurden. Aber ſo, nach einem einzigen Sturme, den Sieg gewonnen zu geben, war nicht in Napoleons Weiſe. Still in das Schlachtgetümmel hineinſchauend hatte er in ſeinem Mittelpunkte, rechts und links von Wachau, zwei ſtarke Angriffshaufen aus dem Kerne ſeines Fußvolkes, ſeiner Reuterei und ſeines Geſchützes gebildet, und als es ihm nun die rechte Zeit dünkte, bald gegen Mittag, ließ er dieſe gewaltigen Schlachtkeile hervorbrechen. Ihr Angriff, durch ihn geordnet, unter ſeinen Augen, war ſo ſtürmiſch, daß die Verbündeten die Dörfer verlaſſen und ſich in die Linie zurückziehen mußten, von wo ſie am Morgen den Angriff begonnen hatten. Die Franzoſen gewannen ſogar mehrere Anhöhen jenſeits der Dörfer, erſtürmten die Schäferei Auenhain, drangen gegen das Dorf Güldengoſſa vor, und eroberten auf dem äußerſten rechten Flügel der Verbündeten die ſogenannte Schwedenſchanze, eine Anhöhe, welche weit umher die Gegend beherrſcht. Der Sieg ſchien ſich entſchieden auf Napoleons Seite zu neigen; ſchon war der rechte und linke Flügel des Bundesheeres faſt von der Mitte der Schlachtordnung abgeriſſen, und Napoleon ſendete 3 Uhr Nachmittags eine Sieges-Botſchaft an den König von Sachſen und ließ in Leipzig alle Glocken läuten. Das war ein trauriger Klang für die deutſchen Herzen derer in der Stadt! — Bald aber wurden ſie wieder aufgerichtet; denn der Kanonendonner ſchwieg nicht etwa, oder entfernte ſich weiter von der Stadt, ſondern

er wüthete mit gleicher Heftigkeit fort und kam an manchen Stellen ſogar wieder näher. Mit dieſer glücklichen Wendung verhielt es ſich alſo:

Von dem Kirchthurme zu Gautſch, von welchem man das ganze Schlachtfeld überſchaute, nahmen die dort aufgeſtellten Offiziere des Fürſten Schwarzenberg ſchnell die Gefahr der Ihrigen wahr und meldeten ſie dem Feldherrn; er erkannte, daß der Augenblick entſcheidender That gekommen ſey. Hier, wo alle Heere verſammelt waren, wo das erzürnte Europa vereinigt ſeinem Feinde im Angeſicht ſtand, durfte dieſem auch nicht der mindeſte Vortheil geſtattet werden. Auf des Feldherrn Wort bricht der ſtarke öſtreichiſche Rückhalt unter dem Erbprinzen von Heſſen-Homburg von ſeinem Orte auf; die Küraſſiere von Albert und von Lothringen, von Franz, Ferdinand und Sommariva, dringen auf mühſamen Wegen über die Pleiße heran und werfen ſich auf den einen franzöſiſchen Schlachthaufen, der rechts von Wachau vorgedrungen war. Sie treiben ihn ſtürmend zurück, und die Verbindung des linken Flügels mit dem Mittelpunkte iſt hergeſtellt. Der tapfere Kleiſt, der mit ſeinen Preußen Markkleeberg gegen alle Angriffe behauptet hat, kann gegen 5 Uhr durch öſtreichiſche Kampfesbrüder abgelöſt werden, um nach ſo blutiger Arbeit wieder Athem zu ſchöpfen.

Auf der andern Seite war indeß der linke Schlachtkeil Napoleons, den ſtürmiſchen Mürat an ſeiner Spitze, ſchon bis Güldengoſſa gekommen, und ſuchte mit Gewalt dieſes wichtigen Dorfes Meiſter zu werden. Wenn es gelang, ſo war das Bundesheer dennoch zerriſſen und ſein Mitteltreffen in das ſumpfige Thal der Goſel geſprengt. Und ſchon ſind die feindlichen Haufen bis in die Mitte des Dorfes gekommen; ſchon hat daneben ein gewaltiger Reuterſturm der franzöſiſchen Küraſſiere eine Batterie von 26 Stücken überwältigt und die Bedeckung niedergehauen; nur noch einige hundert Schritte ſind die Reuter von dem Hügel entfernt, auf welchem die Monarchen von Rußland und Preußen die Schlacht überblicken, der ſumpfige Teich bei Goſſa liegt nur dazwiſchen; — da giebt der Kaiſer Alexander ſeinen doniſchen Leibgarde-Koſaken, unter dem Grafen Orlow-Deniſſow, die ſeine Begleitung in den Schlachten ausmachen, den Befehl zum Angriffe. Mit lautem freudigem Schlachtruf ſprengen ſie mit den Lanzen gegen die geharniſchten Reuter daher, raſſelnd treffen die Geſchwader auf einander; aber der Feind hält den mächtigen Stoß nicht aus. Seine Haufen werden gebrochen, die verlorenen Geſchütze bis auf zwei wieder erobert. Dem Anführer des franzöſiſchen Angriffs, Latour-Maubourg, dem beſten Reuterführer in Napoleons Heere, wird bei dieſem Sturme ein Schenkel zerſchmettert. — Die Gefahr war überſtanden, der Feind hatte die errungenen Vortheile wieder verloren. Indeß war es 5 Uhr

Nachmittags geworden und der Tag neigte ſich. Da ſetzte der eifrige Mürat noch einmal zum Sturme gegen Güldengoſſa an; noch einmal erbebte die Erde von dem Donner des Geſchützes, ſo daß die in den gewölbten Kellern des Ritterguts in Goſſa verborgenen Einwohner glaubten, von dem entſetzlichen Krachen müſſe der Boden unter ihren Füßen zerreißen; aber der tapfere Prinz Eugen von Würtemberg mit ſeinen ruſſiſchen Grenadieren, und die Preußen unter Pirch und Jagow, ſchlugen den Angriff heldenmüthig zurück. Es war das letzte Aufbrauſen der Schlacht auf dieſer Seite des Schlachtfeldes. Zu derſelben Zeit hatten auch die Oeſtreicher nach hartem Streite die Schäferei Auenhain wieder erobert; die Nacht brach herein und machte dem Kampfe ein Ende.

Nach zehnſtündiger, blutiger Arbeit ſtanden die Heere auf dieſer Seite faſt, wie bei Anbruch des Tages, nur behielten die Franzoſen auf ihrem linken Flügel die Schwedenſchanze in ihrer Gewalt, dagegen blieben die Preußen und Oeſtreicher auf der andern Seite im Beſitz der Hälfte des Dorfes Markkleeberg.

Der Schlachtplan der Verbündeten war auf großen Gewinn angelegt geweſen; der wurde freilich nicht erlangt, und in ſofern hatte Napoleon Vortheil genug von dem blutigen Tage. Es war die Abſicht geweſen, ihn von dem Rückzuge nach der Saale abzuſchneiden; eine öſtreichiſche Abtheilung war nach Weißenfels vorgeſchickt; General Giulay ſollte Lindenau erobern; General Meerveldt mit dem linken Flügel an der Pleiße hinab gegen Leipzig vordringen und dem Giulayſchen Corps die Hand reichen. Wenn das Alles gelang, und wenn zugleich Blücher von Nordweſten bis Leipzig vorrückte, ſo war das franzöſiſche Heer abgeſchnitten und verloren. Aber Giulay focht den ganzen Tag vergeblich gegen Bertrand in Lindenau; der ſtark verſchanzte Ort wurde einen Augenblick erobert, aber von den Franzoſen bald wieder gewonnen, und die Oeſtreicher mußten ſich zurückziehen. Dem General Meerveldt ging es noch ſchlimmer. Er machte viele Verſuche, um über die Pleiße vorzudringen und die Polen aus Dölitz, Lößnig und Connewitz zu vertreiben; aber theils der ſumpfige Boden, theils die hartnäckige Gegenwehr der Feinde, vereitelten ſein Vorhaben; und als er endlich 5 Uhr Abends mit einem Haufen dennoch in Dölitz eingedrungen war, langte in demſelben Augenblicke ein Theil der Garde hier an, welche Napoleon den Polen zu Hülfe ſchickte. Die eingedrungenen Oeſtreicher wurden von allen Seiten angegriffen, dem tapfern Anführer ſein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, er ſelbſt, als er ſtürzte, gefangen genommen. Das war für Napoleon ein glücklicher Zufall; er beſchloß, den General Meerveldt am folgenden Tage zum Vermittler bei dem Kaiſer Franz zu gebrauchen, ob er ihn etwa von den übrigen Verbündeten trennen könne.

Aber, was auch Napoleon durch das Gefecht bei Lindenau und die Gefangennehmung Meerveldts mochte gewonnen haben, das hatte er an eben dieſem Tage dreifach bei Möckern gegen Blücher verloren. Gerade als er ſeinen Sieg zu früh in Leipzig verkündigte, als die Glocken läuteten und das Herz der Seinigen ſich an dem trügeriſchen Klange ergötzte, fuhr Blücher mit einem harten Streiche durch ſeine voreilige Rechnung. So geſchwind hatte er den alten Helden nicht auf dieſen Feldern erwartet, obwohl er ihn ſonſt ſchon raſch und immer ſchlagfertig erprobt hatte; nun war er bald nach Mittag zur Stelle und ließ den Marſchall Marmont mit aller Macht in Möckern durch York, und in Groß- und Klein-Wiederitſch durch Langeron angreifen. Die Orte waren weit aus einander, und Sacken, mit dem dritten Heerhaufen, mußte ſich als Reſerve zwiſchen Beide ſtellen, daß er zur Hülfe für Beide bereit ſtand.

Eine große Erinnerung bezeichnete dieſe Felder; es waren dieſelben, auf welchen einſt Guſtav Adolf den harten Tilly, den Zerſtörer Magdeburgs, ſchlug.

Den härteſten Kampf hatten die Preußen in und bei Möckern. Hier hatte der Marſchall ſeine beſte Kraft vereinigt und 50 Stück Geſchütz aufgepflanzt, die in den preußiſchen Reihen furchtbar wütheten. Dreimal ſchon war das Dorf im Sturm genommen worden, und drei Mal wieder verloren. Eine große Anzahl trefflicher Männer, beſonders von den Anführern, waren ſchon gefallen und hatten die Erde mit ihrem Heldenblute getränkt; es war der blutigſte Tag des Krieges für die tapfere Yorkſche Heerſchaar. Aber ſie wankte nicht. Immer von Neuem drangen die Haufen gegen das brennende Dorf und gegen die Maſſen der Feinde neben demſelben; ſie achteten nicht des Todes, der ihnen aus den feindlichen Feuerſchlünden entgegenblickte, und der zugleich ſeine ſchon gehaltene blutige Ernte vor ihren Augen ausbreitete. Aber ihre Zahl ſchmolz furchtbar zuſammen und es war nur noch der letzte Rückhalt, die Brigade des Generals Horn, vorhanden. Feldherr Blücher ſandte in dem bedenklichen Augenblicke an den General Sacken Befehl, zur Hülfe nach Möckern herbeizurücken; allein es war ein weiter Weg von ſeinem Orte bis dahin und das Gefecht war ſo hart aneinander, daß York wohl ſah, er müſſe es mit eigenen Kräften zu einem glücklichen Ende führen, noch ehe die Freunde heran ſeyen. Daher eilte einer ſeiner Adjutanten zum General Horn, der in der freien Ebene ſtand, und meldete ihm den Augenblick dringender Gefahr. „Nun," ſprach der tapfere Horn, *) „ſo wollen

*) Durch eine beſondere Gunſt des Schickſals war es dem General Horn vorbehalten, an dieſem Tage ſo weſentlich zur glücklichen Entſcheidung beizutragen, auf demſelben Schlachtfelde, wo 1631 ſein

wir einmal ein Hurrah machen!“ Und mit lautem Hurrah, im beſtändigen Laufe, ließ er ſein Fußvolk auf die feindliche Infanterie und ihre Batterien links vom Dorfe mit dem Bajonette eindringen. Ehe ſie dreimal feuern konnten, waren die Kanonen genommen und die feindlichen Reihen wichen beſtürzt zurück. Ihre Beſtürzung war durch das Auffliegen mehrerer Pulverwagen in ihrer Mitte vermehrt worden, welche von den Preußen in Brand geſchoſſen waren. Die letzteren ſtießen in ihrem Vordringen auch auf Napoleons Garde-Mariniers, auf welche er großes Vertrauen geſetzt hatte. Allein auch ſie vermochten dem ungeſtümen Angriff nicht zu widerſtehen, und zu ihrem Verderben kamen in dieſem entſcheidenden Augenblicke die mecklenburgiſchen Huſaren von hinten, ſtürzten ſich in die Vierecke hinein, und hieben und ritten nieder, was ihnen im Wege war. Jene Garde-Bataillone ſind an dieſer Stelle vernichtet worden. Nun war nichts mehr, was die vordringenden Reihen aufhalten konnte; ſie blieben in ihrem Siegeszuge, bis die Franzoſen über die Partha geworfen waren; und als die Ruſſen unter Sacken in der Dämmerung eilig herankamen, hatte die tapfere Preußenſchaar den Sieg ſchon errungen und dem Feinde an 50 Kanonen und mehrere andere Siegeszeichen abgewonnen. — Auch Langeron hatte mit ſeinen Ruſſen indeß tapfer um Groß- und Klein-Wiederitſch gekämpft, und die Dörfer nebſt 13 Kanonen im Sturme erobert. Marmont aber fand ſich am Abende mit ſeinem ſehr hart geſchlagenen Heerhaufen bis dicht an Leipzig hinangedrängt.

Jetzt ruhte rings umher der Donner der Schlacht, und die furchtbaren Feuerſchlünde kühlten ſich ſchweigend ab. Statt ihrer loderten tauſend große und kleine Feuer im weiten Kreiſe um Leipzig durch die ſchwarze Nacht empor. Acht Dörfer und Städtchen ſchlugen in Flammen zum Himmel auf: Eutritzſch, Lindenau, Markkleeberg, Dölitz, Liebertwolkwitz, Seiffertshain, Kröbern und Wachau; dazwiſchen brannten die unzähligen Wachtfeuer der großen Heere, die auf dem engen Raume weniger Stunden zuſammengedrängt waren. Viele Tauſende ſchliefen auf dieſen Feldern den feſten Todesſchlaf, viele Tauſende kämpften mit herben Schmerzen und erflehten ſich den Tod als eine Gnade ſtatt ihrer Martern; — das war das Werk des Einen, an deſſen eiſernem Gemüthe der Jammer der Menſchheit ungehört vorüberzog, und der auch jetzt entſchloſſen war, noch kein Ende des Mordens zu machen.

Der 17. Oktober.

Zwar verſuchte er an dem folgenden Tage von Neuem die Künſte der Liſt, um die Verbündeten zu trennen, oder einen

Namensvetter, Guſtav Horn, Anführer des linken ſchwediſchen Flügels, ſo tapfer mit ſeinem Fußvolk gegen Pappenheims Reuter focht und den Tag rühmlich entſcheiden half.

Stillſtand der Waffen zu erhalten, der ihn aus ſeiner ſchlimmen Stellung befreiete. Aber was er auch durch den Grafen Meerveldt, den er an den Kaiſer Franz abſchickte, vorbringen ließ, es fand keinen Eingang, denn man kannte ſeinen ſtarren Sinn wohl, der nur Zeit gewinnen wollte. Wenn es ihm wirklich um Schonung des Menſchenblutes zu thun war, wie er ſagte, ſo durfte er nur jetzt, am 17., auf dem Wege abziehen, den er zwei Tage nachher betrat, nachdem er von ſeinem Heere noch 50,000 Mann unnütz geopfert hatte. Er hatte nun doch durch die Schlacht am 16. genugſam erkannt, daß er das tapfere, große Bundesheer nicht ſchlagen werde. Er ſelbſt hatte keine Verſtärkung mehr zu erwarten; was er beſaß, war in den Kreis mit ihm zuſammengedrängt, in welchem er ſtand. Die Verbündeten dagegen hatten noch viele Hülfe im Rückhalt. Von Mitternacht her zog der Kronprinz von Schweden heran und trieb den General Reynier mit ſeinem kleinen Haufen, größtentheils aus Sachſen beſtehend, vor ſich her; von Morgen aber kam Bennigſen mit einem neuen Ruſſen-Heere, und von Mittag Kolloredo mit einer öſtreichiſchen Abtheilung. Dennoch konnte ſich Napoleons Trotz nicht entſchließen, vom Platze zu weichen, ſo lange noch ein Fünkchen Hoffnung für ihn übrig war. Und hätte er noch dabei die Raſchheit des Entſchluſſes gezeigt, wodurch er ſonſt oft geſiegt hatte! An dieſem Tage, den 17., mußte er angreifen, er, der alle ſeine Kräfte verſammelt hatte, gegen die Feinde, die ihre Verſtärkungen erſt am Abende, oder am Morgen des 18. erhalten konnten. Statt deſſen brachte er den Tag mit vergeblichen Unterhandlungen hin. Dazu verführte ihn ſein Glaube an die alte Kraft ſeiner liſtigen Rede, womit er früher größere Siege erfochten hatte, als mit dem Schwerte. Aber Europa war nun ein anderes geworden; ein herrliches, großſinniges Vertrauen umſchlang die Herrſcher, und in der Bruſt der Völker war nur Ein gemeinſames glühendes Gefühl: — Freiheit, Ehre, Wahrhaftigkeit, Tugend und Gottesfurcht! — Daß er an die Kraft dieſes Gefühles nicht glaubte, daß er ſie gar nicht erkannte, das hat ihn bei Leipzig aufs Haupt getroffen.

Nur auf Einer Seite, auf der des raſtloſen Blücher, wurde am 17. ein kurzes Waffenrennen gehalten. Um die Franzoſen noch näher an Leipzig hinanzudrängen, ließ er ein Paar ruſſiſche Huſaren- und Koſaken-Regimenter, die nicht weit vor dem Halleſchen Thore vor Leipzig aufgeſtellte Reuterei des Herzogs von Padua, der Napoleons Schwager war, angreifen. Ohne viel unnützen Fechtens nahm dieſer mit ſeinen Reutern die Flucht und ſprengte im Rücken ſeines eigenen Fußvolks ſpornſtreichs nach der Stadt zu; die Ruſſen aber verfolgten ihn bis hart an die Thore, hieben viele nieder und eroberten 5 Kanonen. Das erſtaunte franzöſiſche Fußvolk kehrte ſich um und feuerte mit Kanonen und Gewehren auf die verwegenen Reuter; die

aber nahmen ihre Kanonen und Gefangenen und zogen ruhig an jenen vorüber nach ihrem Standorte zurück.

Der 18. Oktober.

Bennigſen und Kolloredo waren am 17. Abends bei dem großen Heere angekommen; der Kronprinz von Schweden traf zur ſelben Zeit zu Breitenfeld, anderthalb Stunden nördlich von Leipzig, ein. Das große Netz konnte nun überall von Mitternacht, Morgen und Mittag noch enger zuſammengezogen werden, nur nach der Abendſeite für Lindenau blieb den Franzoſen ein Ausweg nach den Ufern der Saale und von dannen an den Rhein.

Der große Tag brach an, da der angemaaßte Siegeskranz des Eroberers, der nun ſchon manches Blatt verloren hatte, von ſeinem Haupte geriſſen werden ſollte. Europa ſtand zum Kampfe gegen einander. Von da, wo ſeine Gränzen das ferne Aſien und wo ſie den atlantiſchen Ozean, wo ſie das mittelländiſche und das Eismeer berühren, waren die Krieger hier um Leipzig verſammelt und kämpften eine große Völkerſchlacht.

Von drei Seiten ſollte der Angriff auf den ſtarken Halbkreis geſchehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte. Von Mitternacht durch den Kronprinzen von Schweden und das ſchleſiſche Heer; von Morgen her durch Bennigſen, der außer ſeinen Ruſſen auch die Oeſtreicher unter Klenau und eine preußiſche Abtheilung unter Ziethen befehligte; von der Mittagsſeite aber mußte der Hauptangriff kommen, weil hier noch immer Napoleons Stärke war. Der Oberfeldherr theilte ſein Heer daſelbſt in zwei große Haufen; der erſte waren die Ruſſen und Preußen unter Wittgenſtein und Kleiſt, die den franzöſiſchen Mittelpunkt angreifen ſollten; der zweite aber, der Kern des öſtreichiſchen Heeres unter dem Erbprinzen von Heſſen-Homburg, ſollte den Fürſten Poniatowsky, der ſich ſo hartnäckig an der Pleiße behauptet hatte, von dort verdrängen und nach Leipzig zurückwerfen.

Napoleon dagegen hatte ſeinen Halbkreis viel enger zuſammengezogen, damit er mehr Feſtigkeit in ſich haben möchte. Seine Schaaren hatten Wachau und Liebertwolkwitz, um welche am 16. ſo blutig geſtritten war, verlaſſen und den Mittelpunkt ihrer Stellung in Probſtheyda genommen; er ſelbſt aber hielt mit ſeinen Garden zwiſchen dieſem Orte und dem rechten Flügel an der Pleiße. Sein Standort war auf einem Hügel bei einer durchlöcherten, halbzerſtörten Windmühle, einem treuen Abbilde ſeines, nun zertrümmerten, früher von günſtigen Winden getriebenen Glückes. Da fing er den großen Tag an und endigte ihn.

Mit dem Schlage acht Uhr eröffnete ſich der Kampf. An der Pleiße hinab drang der Erbprinz von Heſſen-Homburg

gegen Dölitz und griff das Dorf im Sturme an. Die Polen und Franzoſen unter Poniatowsky wehrten ſich wie Verzweifelte, und es war ein harter, blutiger Streit um dieſes Dorf. Mehr als ein Mal wurden die Oeſtreicher zurückgeſchlagen. Der Heerführer des Angriffshaufens ſelbſt, der tapfere Erbprinz, empfing zwei Wunden, und Kolloredo mußte für ihn den Oberbefehl übernehmen; er und Bianki führten es endlich glücklich hinaus, eroberten Dölitz und Döſen und die Höhen jenſeits, und behaupteten ſie, trotz Oudinot und den Garden, die den Polen zu Hülfe kamen, den ganzen Tag hindurch.

Rechts von ihnen waren auch die Ruſſen und Preußen tapfer vorgedrungen, trieben die Franzoſen immer fechtend vor ſich her, und ſtanden nach Mittag vor Napoleons Mittelpunkte, Probſtheyda. Da war heute der härteſte Kampf, weil auf der Erhaltung dieſes Dorfes die Rettung des franzöſiſchen Heeres beruhte. Daher hatte Napoleon in und hinter demſelben eine große Menge von Kriegshaufen aller Art aufgeſtellt und viele Schanzen errichtet, und er ſelbſt ſtand mit ſeinen Garden ſo, daß er jeden Augenblick Hülfe leiſten konnte. Die Gärten des Dorfes waren meiſtens mit Lehmmauern umgeben; dieſe gebrauchten die Franzoſen als Schanzen, machten Schießlöcher hinein und ſtellten ſich dahinter; ja ſie hatten faſt jedes Haus zu einer Feſtung gemacht. Mit der ungeſtümſten Tapferkeit drangen die preußiſchen Abtheilungen unter Prinz Auguſt und Pirch um 2 Uhr Nachmittags in das Dorf ein; aber ſie konnten es nicht behaupten. Immer neue und neue Haufen trieb Mürat, der hier befehligte, gegen ſie daher, und die Kartätſchen ſchmetterten von allen Seiten in ihre Reihen. Vor dem Dorfe ordneten ſie ſich ſogleich wieder und ſtürmten unerſchrocken von Neuem; aber mit demſelben Erfolge. Auch ruſſiſche Haufen rückten heran und verſuchten die blutige Arbeit; aber ſie vermochten eben ſo wenig des Dorfes Meiſter zu werden. So entſetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegſteigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erſchlagen und hat mit ſeinem jungen, friſchen Leben unſere Freiheit bezahlt; mit Recht hat man daher zum Andenken des großen Tages an dieſer Stätte, bei Probſtheyda, nachher ein Kreuz aufgerichtet. — Die drei verbündeten Herrſcher hielten ſelbſt auf einer Anhöhe in der Nähe und ſahen die übermenſchliche Anſtrengung der Ihrigen. Um halb 5 Uhr befahlen ſie das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu ſchonen; denn der Sieg war ſchon an mehreren Orten vollkommen entſchieden, und ſchon ſeit 10 Uhr Morgens hatte Napoleon dem General Bertrand Befehl gegeben, mit ſeinen Haufen von Lindenau nach der Saale zu ziehen; das war ein ſicheres Zeichen, daß er den Rückzug des ganzen Heeres beſchloſſen hatte.

Dieſes Alles geſchah auf der Mittagsſeite des Schlachtfeldes. Von der Morgenſeite griffen die Generale Klenau und Ziethen, unter Bennigſens Oberbefehl, den Marſchall Macdonald an, der dieſen Theil der franzöſiſchen Stellung vertheidigen ſollte. Der Marſchall behauptete ſich ſehr tapfer, beſonders in Holzhauſen, welches mehrmals erſtürmt und wieder verloren wurde. Dennoch eroberten die Oeſtreicher, von Ruſſen unterſtützt, gegen 2 Uhr Nachmittags dieſes Dorf, die Preußen aber Zuckelhauſen, und Macdonald zog ſich nach Stötteritz zurück, welches nahe bei Probſtheyda liegt. Um dieſe beiden Orte drängte ſich der übrig gebliebene Kern des franzöſiſchen Mittelpunktes zuſammen und behauptete ſich bis in die Nacht.

Der linke Flügel aber unter Ney litt an dieſem Tage die härteſte Niederlage. Ney ſollte den ganzen Strich Landes von Macdonald an bis an die Partha beſchützen; da kamen aber das Nordheer und Blücher gegen ihn und ließen ihm nicht Raſt und Ruhe, bis er ganz nahe an Leipzig hinangetrieben war. — Früh Morgens nemlich hatte Feldherr Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden eine Unterredung zu Breitenfeld, wie ſie den entſcheidenden Kampf am beſten ordneten. Der Kronprinz, der ſeine Schweden gern ſchonen wollte, verlangte, daß ihm von dem ſchleſiſchen Heere 30,000 Mann an dieſem Tage geliehen würden, wenn er über die Partha gehen und den Marſchall Ney herzhaft angreifen ſollte. „Wohl,“ ſprach der alte Held, „aber ich will ſie ſelbſt anführen, denn es iſt die größere Hälfte meines Heeres, das bei Möckern ſo eben den blutigen Strauß beſtanden hat.“ — Das war edel von dem Greiſe und recht deutſch gedacht, daß er ſich ſelbſt unter den Befehl des viel jüngeren Mannes ſtellte für das Gelingen der Sache. Und ſogleich legte er auch Hand an das Werk. Der Kronprinz wollte das ganze, nun vereinigte, Heer von 100,000 Mann auf einem weiten Umwege bei Taucha über die Partha ſetzen laſſen, um an den Feind zu kommen. Blücher aber berechnete, daß der Uebergang von ſo viel Tauſenden über Eine Brücke bis in die Nacht dauern und der koſtbare Tag verloren ſeyn würde. Da faßte er raſch ſeinen Entſchluß und ging mit den unverzagten Ruſſen gleich bei Mockau, viel näher bei Leipzig, durchs Waſſer, obwohl das Fußvolk bis an den Gürtel hineinſank, und meldete dann dem Kronprinzen, er ſey ſchon hinüber und warte ſeiner weitern Befehle. Die Franzoſen unter Marmont zogen ſich eilig gegen Schönfeld zurück, und als ſie von den Reutern verfolgt wurden, traten das ſächſiſche Huſaren- und das Uhlanen-Regiment zu dieſen über. Das war das erſte Wahrzeichen an dieſem Tage, daß nun die deutſche Sache in den Gemüthern jede andere Stimme beſiege. Auch das Nordheer traf auf den Portitzer Höhen einige ſächſiſche und würtembergiſche Haufen, welche den heranrückenden Brüdern mit freudigem Zuruf entgegen gingen und die

Hand zum neuen Bunde reichten. Um Mittag nemlich drang das Nordheer von Taucha her weiter vor und füllte den Raum zwiſchen Blücher rechts und Bennigſen links, ſo daß der Ring von dieſer Seite geſchloſſen war. Er zog ſich immer enger und blutiger um die Franzoſen zuſammen. Langeron mit den Ruſſen beſtürmte Schönfeld, welches dicht an der Partha liegt und von Marmont hartnäckig vertheidigt wurde. Vier Stunden währte der Kampf und immer neue Haufen traten von beiden Seiten auf den Platz, endlich, zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends, als ſchon Dorf und Kirche brannten, verließen es die Franzoſen und zogen ſich nach Reudnitz und Volkmarsdorf, hart an den Thoren von Leipzig, zurück. — Ney und Reynier, die das freie Feld über Paunsdorf hinaus behaupten ſollten, wurden am Nachmittage von dem Nordheere angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus Paunsdorf hinausgeſchlagen. Und als ſie ſich noch im freien Felde behaupten wollten, da machte ſich die treffliche Reuterei der Ruſſen und Preußen, die an dieſem Tage ſonſt wenig thun konnte, da faſt nur in den Dörfern geſtritten wurde, gegen ſie auf, und das Geſchütz warf die Congreve'ſchen Raketen in ihre Vierecke. Dieſe fürchterlichen Feuerdrachen fuhren ziſchend und heulend in die dichten Haufen der Reuter oder des Fußvolks und ſpieen aus vielen Röhren ein ſo verzehrendes, nicht zu löſchendes Feuer aus, daß Menſchen und Pferde erſchrocken vor ihnen aus einander ſtoben. Da half kein Widerſtreben und kein Halten der Befehlshaber, auch nicht, daß Napoleon Theile ſeiner Garde zu Hülfe ſchickte; die Reihen löſten ſich, auch die andern Dörfer in der Nähe gingen verloren, und erſt in Volkmarsdorf wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf dieſen Feldern und in dieſen Stunden war es, da die ſächſiſchen Kriegshaufen, die bis dahin, nach dem Willen ihres Königs, geduldig für Napoleon gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für denjenigen vergießen wollten, der durch ſeinen unſinnigen Trotz nun gar zu klar an den Tag legte, daß er nur Freude an Kampf und Zerſtörung habe. In geſchloſſenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die Anführer an ihrer Spitze, zogen ſie im Angeſichte der Franzoſen zu den Verbündeten hinüber. Es war ein herzerfriſchender Anblick, wie die, welche längſt in ihrem Herzen Freunde waren, nun zu einander traten, ſich die Rechte reichten und brüderlich ſchüttelten, und wie den benarbten Kriegern die Freudenthräne über die Backen rann.

Napoleon, in Beſtürzung über dieſe Nachricht, ſchickte ſogleich ſeine Gardereuter unter Nanſouty, die entſtandene Lücke zu füllen; und dieſer mit ſchneller Wendung und vielem Geſchütz, bricht plötzlich hervor und will dem ſiegreichen Bülow in die offene Flanke fallen. Aber die Oeſtreicher unter Bubna, die in der Nähe ſtehen, nehmen nicht ſobald die Abſicht wahr,

als ſie ſich eiligſt ſchwenken und ſich dem verderblichen Stoße kühn entgegenwerfen; und von der andern Seite feuert ſelbſt die eben übergetretene ſächſiſche Artillerie, von dem Kronprinzen von Schweden dazu aufgefordert, in die franzöſiſchen Reihen, weil es gerade an dieſer Stelle an Geſchütz fehlte. Da müſſen die Garden eilig umkehren und auch hier das Feld den Verbündeten überlaſſen.

Der blutige Tag neigte ſich zu ſeinem Ende. Die letzten Strahlen der Abendſonne beleuchteten einen freudigen und dankbaren Kreis von Menſchen um die drei Herrſcher auf ihrem Hügel in des Schlachtfeldes Mitte. Dahin hatte der Feldmarſchall Schwarzenberg die Anführer des Heeres berufen, um wegen des morgenden Tages zu rathſchlagen. Es war ein feierlicher Augenblick, und eine jede Bruſt von unausſprechlichen Gefühlen gehoben. Von allen Seiten eilten die Boten des Sieges herbei, während noch der furchtbare Donner ertönte, und hinter den Streitenden an hunderttauſend Krieger des Rückhalts ſtanden, die noch nicht gekämpft hatten, und die da wünſchten, die Sonne möge verweilen, damit auch ſie ihren Theil am Ruhme dieſes Tages gewinnen könnten!

Napoleon dagegen erwartete mit Sehnſucht die Nacht, die ſeine noch übrigen hartbedrängten Haufen aus der Hand der ungeſtümen Feinde erretten ſollte. Er hatte viel Raum verloren und ſein großer Halbkreis war in ein ſchwaches Dreieck zuſammengedrängt, das in ſeiner Spitze Probſtheyda hatte und mit einer Seite nach Connewitz an der Pleiße, mit der andern über Stötteritz und Volkmarsdorf nach Leipzig hinlief. Hätte ſein Heer nicht an dieſem Tage noch einmal mit recht feſtem Muthe und großer Ordnung den ſchweren Kampf beſtanden, — dieſer Ruhm ſoll auch dem Feinde nicht geſchmälert werden; wäre einer der Schenkel dieſes Dreiecks noch vor Abend durchbrochen und Leipzig erſtürmt worden, ſo war Alles verloren. Napoleon kämpfte an dieſem Tage nur noch für den Rückzug und ſchon von 10 Uhr Morgens an war ein zahlloſer Troß von Wagen und Pferden und Gepäck, den ganzen Tag hindurch, hinter dem Bertrandſchen Heerhaufen hergezogen. Wie ungeheuer die Menge der Menſchen und Sachen hier geweſen, kann leicht ermeſſen, wer bedenkt, daß Alles, was ſeit dem Monat April aus dem weiten Frankreich nach Deutſchland gezogen, die Krieger und die Frauen mit ihren Kindern, die Wundärzte und ihre Gehülfen, die Schaar der Kommiſſäre mit ihren Helfershelfern, das Geſchütz mit der Munition, ſo wie die Wagen und Geräthe der Heereshaufen und die der Einzelnen, — daß dieſes Alles nun in dem Einen Mittelpunkte in und um Leipzig zuſammengedrängt war. Jetzt zogen dieſe Gäſte ab, und ihr Reich hatte ein ſchreckliches Ende genommen; die Herzen derer, die ſie ziehen ſahen, frohlockten. Gerade an die-

ſem Tage vor ſieben Jahren waren die erſten Franzoſen unter Davouſt in Leipzig eingerückt.

Als die dunkle Nacht ſchon das große Blutfeld bedeckte, befand ſich Napoleon noch auf dem Hügel bei ſeiner Windmühle, wo er ſich ein Wachtfeuer hatte anzünden laſſen. Er hatte ſeinem erſten Gehülfen, dem Marſchall Berthier, die Anordnung des Rückzuges mitgetheilt, dieſer diktirte ſie an einem Seiten-Wachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrſchte tiefe Stille. Man hatte dem, von harter Anſtrengung der letzten Tage, und noch mehr von den heftigſten Bewegungen des Gemüthes erſchöpften, Herrſcher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer ſank. Hoffnung, Furcht, Siegesfreude, Zorn, düſterer Unmuth, — was mochte Alles in dieſen Tagen das heftige Gemüth erſchüttert haben! Und deſto tiefer hatten die Gefühle in das Innere hineingezehrt, je weniger er ſie äußerlich ſichtbar werden ließ. Jetzt ſaß er, wie ein Augenzeuge ihn geſehen, nachläſſig auf ſeinem Schemel zuſammengeſunken, die Hände ſchlaff im Schooße ruhend, die Augen geſchloſſen, unter dem dunklen Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er geſchaffen hatte, und welches durch die brennenden Dörfer und unzähligen Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen beſäet war. Die Anführer ſtanden düſter und verſtummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauſchten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. — Nach einer Viertelſtunde erwachte Napoleon und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreiſe um ſich her. Wohl mochte ihm die Wirklichkeit wunderſamer vorkommen, als die Bilder, die ihm vielleicht ein Traum von alter Größe und Siegespracht vorgegaukelt hatte. — Dann erhob er ſich und traf gegen 9 Uhr in Leipzig ein.

Der 19. Oktober.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Da aber die Haufen von mehreren Seiten vom Schlachtfelde hereinzogen und für Alle nur Ein, nicht breiter, Ausweg nach Lindenau, der Ranſtädter Steinweg, da war, ſo war oft Aufenthalt und Stockung. Die Wagen und Kanonen verfuhren ſich in einander und die zu Fuß konnten ſich kaum daneben hinausdrängen. Voran zogen die Garden, auf deren Rettung am meiſten ankam; dann die beſten der übrigen franzöſiſchen Haufen; die Polen, Badener, Darmſtädter mit einigen Franzoſen ſollten die Stadt vertheidigen, ſo lange es möglich ſey. Leipzig war keine Feſtung, aber man hatte die Thore verrammelt, Schanzen aufgeworfen, und alle Gräben und Gartenmauern zur Befeſtigung benutzt.

Aber das Bundesheer war nicht geſonnen, ſo ruhig zuzuſehen, daß die Franzoſen mit aller alten Beute und allem

Kriegsgeräth ungeſtört abzogen. Um 8 Uhr Morgens rückten von allen Seiten die Haufen zum Angriffe heran und beſchoſſen die Thore. Da wurde den Abziehenden noch banger und ſie ſtrömten in ſolchem Getümmel nach dem Einen Ausgange hin, daß Napoleon, als er dem König von Sachſen den letzten Beſuch gemacht hatte, und nun, gegen 10 Uhr, die Stadt verlaſſen wollte, nicht durchzukommen vermochte. Selbſt die Furcht vor ſeinem Antlitze und die Säbelhiebe ſeines Gefolges halfen nicht mehr; der Trieb der Selbſterhaltung war mächtiger als jede andere Regung; Napoleon mußte ſich von dem großen Wege abwenden und auf einem Nebenwege um die Stadt nach dem Ranſtädter Steindamme reiten. Und auch hier konnten er und ſein Gefolge ſich nur einzeln, an der Seite des Gewühles, fortdrängen. Da zog Fußvolk und Reuterei, Geſchütz und Pulverwagen, Geſunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und geraubte Viehheerden, im wildeſten Getümmel, mit Drängen und Stoßen und Geſchrei, bunt durch einander, und der, welcher ſich einen Herrn der Welt genannt hatte, mußte ſich von dieſem gedanken= und ordnungsloſen Strome mit fortſchieben laſſen.

Die verbündeten Herrſcher hätten die Verwirrung noch ſehr vergrößern, die abziehenden Haufen in noch verzweifeltere Flucht, die Widerſtandleiſtenden zu ſchnellerer Ergebung bringen können, wenn ſie die Stadt ſelbſt hätten beſchießen laſſen. Aber ein ſo grauſames Mittel, welches Tauſende von unſchuldigen Einwohnern mit verdorben hätte, war ihrem menſchenfreundlichen Herzen zuwider; ſie wollten nur die Thore und Eingänge erſtürmen laſſen, und das vollbrachten ihre unerſchrockenen Krieger auch bald. Der Prinz von Heſſen=Homburg, — wiederum einer aus dieſem tapfern Fürſtengeſchlechte, — ſtürmte mit Preußen gegen das Hinterthor; Bennigſen gegen das Grimmaiſche Thor; Langeron gegen das Halliſche. Auch zu den Seiten drangen die Kämpfenden in die Gärten ein; aber die Franzoſen und Polen vertheidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und noch ein Mal floß viel Blut. Allein der Sieg konnte nun nicht mehr zweifelhaft ſeyn. Halb 12 Uhr drangen die erſten Preußen in die Stadt ein und der tiefe Hörnerklang der pommerſchen Schützen ertönte durch die Gaſſen. Das war den betäubten, ängſtlich harrenden Einwohnern ein herrlicher deutſcher Klang. Die verſchloſſenen Thüren öffneten ſich, und noch in das Schießen hinein weheten die weißen Tücher zum Freudegruß aus den Fenſtern.

Um dieſe ſelbe Zeit wurde plötzlich die einzige Brücke, welche an der andern Seite der Stadt den Franzoſen zur Rettung diente, über den Elſter=Mühlengraben, in die Luft geſprengt; — es iſt nicht entſchieden, ob auf Napoleons Befehl, indem er den Feind an der Verfolgung verhindern wollte, oder

durch Furchtſamkeit und Voreiligkeit eines Feuerwerkers, wie der franzöſiſche Bericht angiebt, der dort zur Wache aufgeſtellt war. Alle aber, die ſich noch auf dem Wege zu dieſer Rettungsbrücke hindrängten, ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus und zerſtreuten ſich nach allen Seiten, um noch einen Ausweg zu finden. Es war keiner mehr. Viele ſtürzten ſich aus Verzweiflung in die Elſter, um hindurch zu ſchwimmen, allein ſie kamen faſt alle in dem tiefen Fluſſe um oder blieben in ſeinen ſumpfigen Ufern ſtecken. Auch einige der Feldherren, die noch zurück waren, ſprangen mit ihren Pferden in das Waſſer, um der Gefangenſchaft zu entgehen; aber einer der erſten, der polniſche Fürſt Poniatowsky, den Napoleon vor drei Tagen zum franzöſiſchen Marſchall gemacht hatte, ertrank in dem Fluſſe; Macdonald entkam. Unter denen, die gefangen wurden, waren Reynier, Bertrand und Lauriſton.

An dieſem Tage verlor Napoleon noch mehr, als in den Tagen der Schlacht. Ueber 15,000 waffenfähige Krieger, die durch das Sprengen der Brücke abgeſchnitten waren, wurden gefangen; an Verwundeten aber und Kranken blieben noch 25,000 der Gnade der Sieger überlaſſen. Der Kanonen und Wagen, die um und in der Stadt ſtehen geblieben, war eine unüberſehbare Menge; auf der Allee allein ſtanden 105 Kanonen zuſammengefahren. Es ſind ihrer in dieſen Tagen über 300, mit tauſend Wagen, erbeutet worden. Das war ein Trümmerhaufen, wie ihn die Geſchichte ſelten aufzuweiſen hat.

Nach Ein Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm mit dem Gefolge ihrer Feldherren, unter dem lauten Siegesgruße ihrer tapfern Schaaren und dem Freudengeſchrei der Einwohner, in die nun errettete Stadt ein. Wenige Stunden nachher kam auch der Kaiſer Franz, der dritte im Bunde. Es war ein großer Augenblick, als ſich die Drei nun die Rechte reichen, und zu der Errettung Deutſchlands und der Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück wünſchen konnten. Sie erkannten es wohl, daß dieſer Sieg ein großer Wendepunkt in der Weltgeſchichte, und zugleich, daß er kein Werk menſchlicher Klugheit ſey, ſondern daß der Gott der Gerechtigkeit ſich ſelbſt in dieſem Siege des Guten über das Böſe dem jetzigen Geſchlechte kund thue, damit es ſich wieder mit ganzem Herzen zu ihm wende. Als am Tage zuvor der Oberfeldherr zu ihnen herankam, die auf einem Hügel zuſammen des Kampfes Ausgang erwarteten, und ihnen, nach den von allen Seiten erhaltenen Nachrichten, den Sieg der gerechten Sache verkündigte, da fielen die frommen Herrſcher auf ihre Kniee nieder und dankten im ſtillen Gebete dem unſichtbaren Geber ſo großer Wohlthat.

17. Der Rückzug über den Rhein, und der Schluß des Jahres 1813.

Schon vor der Leipziger Schlacht war Baiern durch den Vertrag zu Ried zu dem großen Bunde getreten und ſchickte ſeinen Feldherrn Wrede mit einem guten Heereshaufen, zu welchem auch Oeſtreicher und Würtemberger ſtießen, nach den Maingegenden hin, um vielleicht den rückziehenden Franzoſen den Weg über den Rhein gar zu verſperren, damit Deutſchland mit einem Male ihrer Aller Untergang würde. Wrede wendete ſich gegen Hanau und Frankfurt. Von der andern Seite verfolgte auch das große Bundesheer die Fliehenden, und York hatte ihnen noch am 21. Oktober bei Freiburg an der Unſtrut einen beträchtlichen Verluſt zugefügt. Vor ihnen aber und nebenher zog Czernitſcheff und andere leichte Haufen, gleichſam als ihr Vortrab, und fingen alles weg, was ſich nur etwas von dem großen Zuge entfernte. Da gingen nun auf dem Wege von Leipzig nach Erfurt und von da an den Rhein noch ſehr viel Geſchütz und Gepäck und alle die Menſchen verloren, die aus Entkräftung mit dem flüchtigen Heere nicht fortkommen konnten; denn ſo ſchnell und eilig zog dieſes, daß der weite Raum von Leipzig bis Frankfurt ſchon in 11 Tagen zurückgelegt war. Die ganze Straße, in einer Breite von 2 Stunden zu beiden Seiten, glich einem platt getretenen Felde, mit Trümmern von Wagen und Gepäck, mit Leichnamen von Menſchen und Thieren und mit niedergebrannten Häuſern bedeckt. Denn auf dieſem letzten Zuge durch Deutſchlands Gauen, — dem letzten, hoffentlich, für alle Jahrhunderte, — ließen die erbitterten Feinde noch einmal aller ihrer Wuth den Zügel ſchießen.

Mit 70 bis 80,000 Mann kam Napoleon in der Gegend von Hanau an und fand den kühnen Wrede, der ihm mit etwa halb ſo viel Menſchen in den Weg trat. Wenn ihn dieſer nur aufhielt, bis das große Bundesheer heranrückte, ſo war ſein gänzlicher Untergang gewiß. Das wußte Napoleon, und deshalb mußte ſeine Garde, die noch am beſten in Ordnung war, alle ihre Kräfte aufbieten, den Durchweg zu bahnen. In dreitägigen, blutigen Gefechten, vom 29. bis 31. Oktober, wurde bei Hanau und in der Stadt ſelbſt geſtritten. Dem viel größeren Heere mußte es wohl gelingen, ſich eine Oeffnung zu erbrechen, aber es erlitt doch noch einen beträchtlichen Verluſt an Menſchen und Heergeräth, und mußte ſo zuletzt noch erfahren, daß nun kein Stamm der Deutſchen mehr ſey, der nicht mit dem vollen Zorne ſeines Blutes gegen die Fremden aufſtehe und ihnen keine Rückkehr in das Vaterland geſtatten werde. — Der tapfere baierſche Feldherr ſelbſt war am 31., als er an der Spitze der öſtreichiſchen Grenadiere Hanau wieder erſtürmte, durch eine Kugel in den Unterleib ſchwer verwundet worden; doch genas er, zur großen

Freude ſeiner Krieger, bald wieder und konnte ſich von Neuem an ihre Spitze ſtellen.

Am 2. November ſah Napoleon die Ufer des Rheines zum letzten Male; das Heer zog ihm eilig über die Mainzer Brücke nach; nur auf den Bergen bei Hochheim blieb Bertrand in Verſchanzungen ſtehen. Das durfte nicht verſtattet werden, daß diesſeits des Rheines noch ein Franzoſe feſten Fuß behalte; am 9. November ließ ihn der Fürſt Schwarzenberg, der am 4. mit ſeinem Hauptquartiere in Frankfurt eingetroffen war, durch Giulay angreifen und gleichfalls nach Mainz hineinwerfen. In Frankfurt fanden ſich auch die drei verbündeten Herrſcher wieder zuſammen und rathſchlagten über den weiteren Krieg.

Die letzten Monate dieſes Jahres waren für das große Bundesheer eine Zeit wohlverdienter Ruhe; an vielen einzelnen Stellen in ſeinem Rücken jedoch ertönte noch der Kanonendonner. Die Franzoſen hatten noch 12 Feſtungen in Deutſchland und Polen mit ſtarken Beſatzungen inne; denen wurde tapfer und mit Ernſt zugeſetzt, ſo daß der letzte Tag des Jahres ſchon die Hälfte von ihnen dem Feinde entriſſen ſah. Am 11. November ſtreckte der Marſchall Gouvion St. Cyr in Dresden mit 35,000 Mann, die Kranken in den Lazarethen mit eingerechnet, das Gewehr; am 21. Novbr. ergab ſich Stettin mit 7000 Mann; am 26. Danzig mit 15,000; faſt um dieſelbe Zeit Modlin und Zamosk, und am 26. Dezember Torgau mit 10,000 Mann. — Nun waren an der Oder noch Küſtrin und Glogau übrig, die ſich erſt im März und April des folgenden Jahrs ergaben; und an der Elbe Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, in Thüringen die Citadelle von Erfurt. Die drei letztern wurden erſt durch den Pariſer Frieden den Franzoſen abgenommen; Wittenberg aber erſtürmte der tapfere Tauenzien in der Nacht vom 12. zum 13. Januar, und erhielt davon den Ehrennamen: „Tauenzien-Wittenberg.“

Den größten Verluſt aber erlitt Napoleon noch im Jahre 1813 dadurch, daß ihm die beiden Seitenwehren Frankreichs, Holland und die Schweiz, entriſſen wurden. Es war ein Zeichen guten Entſchluſſes im Rathe der Verbündeten, daß ſie nicht ſäumten, ihm dieſe Flecke raſch vorweg zu nehmen. Der General Bülow, der gleich von dem Leipziger Schlachtfelde mit gewohnter Schnelligkeit gegen Holland zog, fand es faſt unbewehrt, erſtürmte, ohne mit Belagerungen Zeit zu verlieren, mehrere Städte, und die Holländer, der franzöſiſchen Knechtſchaft müde, ſtanden auf, wohin ſeine Krieger kamen, und halfen die Feinde vertreiben. Vor Ende des Jahres war Holland frei.

Ebenfalls war die Schweiz ſchon bis zu dieſer Zeit durch Schwarzenbergs linken Flügel beſetzt, das Juragebirge überſtiegen und die wichtige Stadt Genf eingenommen. Das war trefflicher Gewinn. Von dieſen Bergen herab, die wie eine große Fe-

ſtung zwiſchen Frankreich, Deutſchland und Italien daliegen, ſtand dem Bundesheer der Weg nach Italien gegen den Vicekönig, ſo wie in das Herz von Frankreich offen. Links konnte die große Stadt Lyon am Rhone-Fluſſe bedroht werden und rechts, an der Aube und Seine hinab, ging ein fruchtbarer weiter Landſtrich, als offene Heerſtraße, nach Paris.

Wie viele kühne und treffliche Thaten wären aus allen Unternehmungen des Jahres 1813 noch zu nennen, wenn einer jeden ihr Recht widerfahren ſollte! Wie viel wäre zu erzählen von dem ganzen Kriege, den der General Wallmoden an der mecklenburgiſchen Gränze gegen Davouſt und die Dänen beſtand, während der Monate, da die großen Heere in Sachſen fochten; wie er ein größeres und geregelteres Heer durch kühnes Necken und drohende Bewegungen immer geſpannt erhielt, den eigenen Schaden verhütete, und dann plötzlich, als Davouſt den General Pecheux mit 10,000 Mann über die Elbe ſchickte, um ſich nach Magdeburg durchzuſchleichen und Napoleon in Sachſen zu verſtärken, dieſen Haufen am 16. September im Görde-Walde in der Lüneburger Heide einholte und gänzlich aufs Haupt ſchlug; wobei ſehr tapfere Thaten geſchahen und auch eine Jungfrau, die lange unerkannt in den Reihen der Männer gefochten hatte, den ehrenvollen Schlachtentod ſtarb; wie endlich, um die Zeit der Leipziger Schlacht, der General Tettenborn nur mit wenigen Reutern einen ſchnellen Zug gegen Bremen unternahm und durch kühne Ueberraſchung auch dieſe alte, frei und deutſch geſinnte Stadt der fremden Herrſchaft entriß. — Das Alles muß aber ausführlicheren Geſchichten dieſer Begebenheiten überlaſſen bleiben, damit wir für die großen Kriegesthaten der nächſten Jahre, auf des Feindes Grund und Boden ſelbſt, auch noch Raum gewinnen.

Das Jahr 1814.

18. Der Einfall in Frankreich.

Die erſte Stunde des neuen Jahres ſah das furchtbar geſchärfte Schwert des Krieges wiederum aufgehoben und bereit, auf das Haupt derjenigen niederzufallen, die es lange nur gegen andere geſchwungen und nicht in ihren eigenen Gränzen gefühlt hatten. Hätte Napoleon das franzöſiſche Volk durch ſeine Kunſt des Truges und der Täuſchung nicht ſo in Feſſeln gehalten, das Volk würde ſeine gefahrvolle Lage erkannt und bei Zeiten den harten Machthaber zum Frieden gezwungen haben. Sie wußten nicht, daß 300,000 ihrer Krieger in dem vorigen Feldzuge begraben oder gefangen waren, und daß nun aus ganz

Europa eine Million Menſchen gegen ſie in die Waffen trat. Noch ein Mal ließen ſie ſich von ihrem Kriegsfürſten und von ihrem eigenen Hochmuth bethören. „Ganz Europa," ſprach er in ſeinem Stolze, „zieht gegen uns, aber ſeine Kräfte überſteigen meine und Frankreichs Kräfte nicht. Das Unglück ſoll mich ſeinen Angriffen gewachſen finden!" — und als einige verſtändige und muthige Männer aus der geſetzgebenden Verſammlung es wagten, ihm mit Gründen der Mäßigung den Frieden anzurathen, wurde er auf's Aeußerſte erbittert, jagte die ganze Verſammlung aus einander, und ſprach im trotzigen Eifer, am 1. Januar des neuen Jahres, von ſeinem Throne herab, dieſe vermeſſenen Worte: „Ich ſtehe an der Spitze von Frankreich, weil mir die Verfaſſung ſo gefällt; verlangt Frankreich eine andere Verfaſſung, ſo mag es ſich einen andern Herrſcher ſuchen. Was iſt der Thron? Ein mit Sammet überzogenes Stück Holz. Ich bin der Thron Frankreichs. Ich bin der Stellvertreter des Volks. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ja, ich bin ſtolz, weil ich Muth habe; ich bin ſtolz, weil ich große Dinge ausgeführt habe. — Ihr wollt den Frieden. In drei Monaten ſollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr ſeyn!"

So ſprach der ſtolze Mann, der keine Weltregierung über ſich und keine Demuth im eigenen Herzen kannte, am 1. Januar 1814. An dieſem Tage gerade ging der Mittelpunkt der verbündeten Heere unter dem raſtloſen Blücher über den Rhein; und als der letzte Tag der Friſt von drei Monaten, die ſich Napoleon ſelber geſetzt hatte, der 31. März, die Erde beſchien, rückten die verbündeten Herrſcher, die Gott nicht mit Worten verſucht, ſondern ſeinem alleinigen Willen den Ausgang überlaſſen hatten, in Paris ein, und das Reich des Vermeſſenen hatte ein Ende. — Jene hatten ihm den Frieden noch ein Mal angeboten; ſie wollten ihn auf dem Throne Frankreichs anerkennen und ihm ein größeres Reich laſſen, als die franzöſiſchen Könige je beſeſſen hatten; aber er gedachte in ſeinem Herzen immer noch der ſüßen Zeit, als er die Weltherrſchaft faſt ſchon in ſeiner Hand hielt, und der Glanz ſeiner Waffen über ganz Europa ſtrahlte. Sich ſo beſchränken zu laſſen, daß er nun alle Zeit in Ruhe und Frieden ſtill ſitzen müſſe, war ihm ein verhaßter Gedanke.

Da ſahen die Herrſcher und Völker Europa's wohl, daß zwiſchen ihnen und ihm nur das Schwert der Richter ſeyn könne, und rüſteten ſich mit neuem Eifer. Sie durften ſchon auf ihre Zahl vertrauen, weil zugleich die Gerechtigkeit mit ihnen war. — Die ruſſiſchen Heere, die im Felde ſtanden, betrugen wenigſtens 200,000 Mann; die preußiſchen 160,000; Oeſtreich hatte am Rhein, in Italien und als Rückhalt 230,000. Wellington ſtand mit 80,000 Engländern, Spaniern und Portugieſen ſchon auf franzöſiſchem Boden. Das deutſche Reich end-

lich, durch glückliche Eintracht wiederum Einem Ziele zuſtrebend, ſtellte gleichfalls 150 bis 160,000 Mann ins Feld. Sie waren in 8 Heerhaufen abgetheilt; 36,000 Baiern unter Wrede machten den erſten aus; der zweite ſtand unter dem Herzoge von Braunſchweig und beſtand aus 33,000 Hannoveranern, Braunſchweigern, Oldenburgern, Mecklenburgern und denen aus den Hanſeſtädten. Der dritte, 23,000 Mann aus den ſächſiſchen Ländern, hatte den Herzog von Weimar zum Anführer. Den vierten, aus 14,000 Heſſen beſtehend, führte ihr Churprinz ſelbſt. Der fünfte, von 10,000 Mann aus dem Bergiſchen Lande, aus Waldeck, Lippe, Naſſau, Koburg, Meiningen, Hildburghauſen und Strelitz, wurde vom Herzoge von Sachſen-Koburg befehligt. Den ſechsten führte der Prinz von Heſſen-Homburg; er war von Darmſtadt, Würzburg, Frankfurt, Iſenburg und Reuß geſtellt. Der ſiebente beſtand aus 12,000 Würtembergern, die bald noch ſtark vermehrt wurden, den Kronprinzen an ihrer Spitze. Der achte hatte den badenſchen Grafen von Hochberg als Anführer und enthielt die Krieger von Baden, Hohenzollern und Lichtenſtein.

Wenn gleich dieſe vollen Zahlen nicht ſofort im Felde ſtanden; wenn gleich ein weiter Raum beſetzt und viele Tauſende zur Einſchließung der Feſtungen zurückgelaſſen werden mußten, mit deren förmlicher Belagerung man ſich nicht aufhalten wollte, ſo darf doch ſicher angenommen werden, daß eine halbe Million rüſtiger Krieger das Kampffeld in Frankreich ſelber betrat, und die nur halb ſo große franzöſiſche Macht in immer engeren Raum zuſammendrängen konnte. Dazu wurde im Rücken der Heere eifrig gearbeitet, gewaffnet, geübt, aller Kriegsbedarf zugerüſtet; und damit das Alles mit Ordnung und Uebereinſtimmung geſchähe, ſo wurde, weil Deutſchland von dem raſchen Zuſammenwirken ſeit langem entwöhnt geweſen, ein Mittelpunkt des Handelns, eine Central-Verwaltung, eingeſetzt, und an ihre Spitze ein Mann geſtellt, den unſer Vaterland unter ſeine erſten Freiheitshelden rechnet, wenn gleich er keine Heere geführt hat. Das war der Freiherr und Miniſter von Stein. Als Deutſchland unter dem franzöſiſchen Joche ſeufzte, war dieſer Mann unter denen, welche ſich nicht beugten, ſondern an dem künftigen Siege des Rechts und der Freiheit eifrig arbeiteten; der mit ſeines Geiſtes überwiegender Kraft viele Andere im Glauben und Vertrauen aufrecht hielt. Und als der Krieg gegen Rußland im Jahr 1812 ausbrach, zog er mit andern wackern Männern dem Oſten zu, um den Krieg des einzelnen Volkes, deſſen Thatkraft ſie kannten, zu einem europäiſchen Freiheitskampfe zu machen. Bei dem großſinnigen Kaiſer Alexander fand er mit ſeinen kühnen Anſchlägen bald Gehör, und ihm verdanken wir in vielen Dingen, daß nicht das Halbe, ſondern das Durchdringende und das Entſcheidende geſchah.

Mit Entſchluß und Waffen wohlgerüſtet, rückte das Bun-

desheer in Frankreich ein; von der Schweiz und dem Oberrheine her Schwarzenberg mit dem großen öſtreichiſchen Heere, den Baiern, den Würtembergern und den preußiſchen und ruſſiſchen Garden; vom Mittelrhein her Blücher mit den Heeresabtheilungen von York und Kleiſt und den ruſſiſchen unter Sacken, Langeron und St. Prieſt. Gleich den Armen eines großen Stromes ſollten ſich dieſe Kriegshaufen auf allen Straßen fortwälzen, um in den Feldern zwiſchen der Seine, Oiſe, Aube und Marne zuſammenzufließen und mit vereinter Gewalt gegen die Hauptſtadt daherzubrauſen.

Als der Feldmarſchall Blücher das linke Rheinufer betrat, rief er den Franzoſen in ſeiner entſchiedenen Weiſe zu: „Napoleon hat erklärt, daß er von ſeinem Raube in Europa kein Dorf herausgeben werde, ſelbſt wenn die Verbündeten auf den Höhen bei Paris erſchienen. Gegen dieſe Erklärung und dieſe Grundſätze ziehen die Heere aller europäiſchen Mächte heran. Wollt ihr die Grundſätze vertheidigen? Wohlan! ſo tretet in die Reihen Napoleons und verſucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache!" — So war es gerade und deutſch geredet; ſo ſtand die Frage: das ruhm- und eroberungsſüchtige Volk mußte ſich nun in ſeinem Herzen entſcheiden, ob es ſich der ſtolzen Ueberhebung über Europa entſchlagen, oder ob es mit ſeinem Kriegsmanne zuſammenhalten wolle, um das Waffenglück noch einmal zu verſuchen. Viele Gemäßigte waren wohl bereit, den eitlen Ruhm für einen ſicheren Frieden dahin zu geben, aber die Menge des Volkes und das ganze Heer hielten doch feſt an dem Eroberer, ſo lange ſich noch ein Schimmer ſeines alten Glücksſternes zeigen wollte. Auch waren ſie von Jugend auf gewöhnt, ſich hinter der dreifachen Reihe ſtarker Feſtungen, die Frankreich wie ein ſtählerner Gürtel umgeben, — es liegen ihrer 73 von Dünkirchen bis an die Gränze der Alpen, — unbezwinglich zu halten. Daß die Verbündeten aber ſo kühn und ſchnell die Gränzländer durchziehen, die Feſtungen hinter ſich laſſen und gerade auf das Herz ihren Stahl richten würden, das hatten ſie nicht erwartet.

---

19. Die Schlacht bei Brienne oder La Rothiere. Den 1. Februar.

In den erſten zwanzig Tagen des Januars waren ſchon die Schweiz, Franche-Comté, Elſaß, Lothringen und Bourgogne im ſchnellen Laufe durchzogen, das Jura-Gebirge, die Vogeſen, der Hundsrücken, die Ardennen, und eine Anzahl von Flüſſen glücklich überſchritten, die dreifache Reihe der Feſtungen durchbrochen, und Schwarzenbergs Heer von einer, Blüchers von der andern Seite, ſtanden an den Ufern des Seine- und Aubefluſſes, 25 Meilen von Paris, nahe bei einander. — Da endlich erſchien

Napoleon, an der Spitze ſeines wieder zuſammengerafften Heeres, auf dem Kampfplatze. Er wollte ſich zwiſchen die Feinde drängen, ihre Vereinigung hindern, und ſie einzeln in die Gebirgsſchluchten zurückwerfen, durch die ſie eben gezogen waren, und wo ihnen der Winter und die Waffen der Bergbewohner einen ſchlimmen Rückzug bereiten ſollten.

Zu Brienne, einer kleinen Stadt nicht weit vom Aubefluſſe, 24 Meilen von Paris, ſtand Blücher mit dem Sackenſchen Heerhaufen von 20,000 Mann. Er hatte ſein Hauptquartier in dem Schloſſe, wo einſt eine der Kriegsſchulen von Frankreich geweſen, und wo Napoleon ſelber die Kunſt gelernt hatte, die ihn groß gemacht; da erſcheint plötzlich das franzöſiſche Hauptheer und greift den Ort an. Die Angriffe werden zurückgeſchlagen; allein der General Chateau, genau bekannt mit der Lage des Ortes, dringt in der Dämmerung mit den Grenadieren unbemerkt durch den Garten des Schloſſes bis dicht an die hohen Terraſſen. Es war ein gefährlicher Augenblick für das Leben des Feldherrn; eben nur gewann er Zeit, ſich mit ſeinem Gefolge auf die Pferde zu werfen und auf ungebahnten Wegen den Hügel des Schloſſes hinunter zu entkommen. Faſt an ſeiner Seite wurden einige Offiziere, unter andern ein Neffe des Staatskanzlers, Fürſten von Hardenberg, zu Gefangenen gemacht. Der Feldmarſchall kam glücklich zu ſeinen Kriegern und feuerte ſie zum tapfern Widerſtande an; beim erſten Zuſammentreffen in Frankreich ohne rühmlichen Kampf das Feld zu räumen, hätte der Feldmarſchall für ein übles Vorzeichen und der Ehre nicht gemäß gehalten. Vielmehr hielt er den ungleichen Streit bis um Mitternacht aus, nahm ſogar dem linken franzöſiſchen Flügel durch einen raſchen Reuterangriff mehrere Kanonen weg, und verließ Brienne ſelbſt nicht eher, als bis Napoleon es in Brand geſchoſſen, und damit, wie Blüchers Schlachtbericht ſich ausdrückt, ſeine eigene Wiege angezündet hatte. Napoleons Abſicht aber, ihn vom Schwarzenbergiſchen Heere abzuſchneiden, war gänzlich mißlungen.

Napoleon ſelbſt war in dieſer Nacht der Verwirrung in Gefahr. Als das Gefecht beendigt war, kehrte er durch die große Allee von Brienne nach Maizieres zurück. Er ritt einige Schritte vor ſeinem Gefolge voraus, mit dem Oberſten Gourgaud im Geſpräch. Es war ſehr dunkel. In dieſem Augenblick ſchleicht ein Trupp Koſaken, von der Luſt nach Beute gelockt, unbemerkt bis zur Landſtraße durch, und greift den Haufen der dort reitet, an. Der General Dejean fühlt ſich plötzlich gedrängt, wendet ſich um und ruft: Koſaken! Zu gleicher Zeit wirft ſich einer der letzteren auf den Reuter im Oberrock, der vorausreitet, den Kaiſer ſelbſt. Aber Corbineau und Gourgaud werfen ſich dazwiſchen und letzterer ſchießt den Koſaken zu Napoleons Füßen nieder. Die Escorte eilt herbei, man drängt ſich, haut einige Koſaken nieder; allein der Reſt des Trupps ſetzt, als er

ſich erkannt ſieht, über die Gräben und verſchwindet. — In ziemlicher Unordnung langte das Gefolge des Kaiſers, wie er ſelbſt, um 10 Uhr Abends in Maizieres an.

Das Gefecht bei Brienne war am 29. Januar. Am 1. Februar ſtellte ſich der unerſchrockene Blücher an demſelben Platze ſchon zu einer ordentlichen Schlacht. Er hatte ſein Heer zwar nicht beiſammen, denn Langeron ſtand noch bei Mainz, und York und Kleiſt waren noch auf dem Zuge; aber der edle Fürſt Schwarzenberg bot ihm den größeren Theil ſeines eigenen Heeres, die Abtheilungen Giulay's, des Kronprinzen von Würtemberg und die ruſſiſchen Reſerven, zur Hülfe an, und mit dieſen wackern Freunden konnte es Blücher gegen Napoleon ſchon wagen. Dieſer hatte eine feſte Stellung in der Gegend von Brienne genommen, ſeinen Mittelpunkt auf das Dorf La Rothiere, eine Meile von jener Stadt, geſtützt. Er wollte eigentlich hier keine Schlacht, ſondern hatte ſchon den Rückzug über Lesmont befohlen; allein der Feldmarſchall ließ ihm keine Zeit dazu. Um Mittagszeit begann der Angriff auf allen Seiten. Es war ein rauher Wintertag; dichtes Schneegeſtöber verdunkelte oft die Luft ſo ſehr und zog einen ſo dichten Schleier zwiſchen die kämpfenden Haufen, daß ſie mit Feuern inne halten mußten, bis ein hellerer Augenblick ihnen die Gegner wieder ſichtbar machte. — Zur Rechten bahnte ſich der tapfere Kronprinz von Würtemberg einen Weg durch den Wald von Eclance, überwand Sümpfe und enge Hohlwege, und erſtürmte La Gibrie und Petit Mesnil, ein Paar wichtige Dörfer in der franzöſiſchen Schlachtreihe. Die braven Würtemberger hatten einen ſchweren Stand gegen die überlegene Feindeszahl mit vielem Geſchütze, ſtatt daß ihnen nur eine Batterie ihres eigenen Geſchützes durch die Hohlwege des Waldes folgen konnte; aber ihre Tapferkeit wußte dennoch den Weg zum Siege zu finden. — Neben ihnen drang auch General Wrede mit Baiern und Oeſtreichern vor, und eroberte die Dörfer Morvilliers und Chaumenli, wodurch Napoleons linker Flügel ganz entblößt war. Da kam er ſelber eilig mit ſeinem Gardegeſchütz heran und ließ Morvilliers aufs Heftigſte beſchießen, um den Feind, der den Kugeln und Bajonetten nicht weichen wollte, durch Rauch und Flammen daraus zu vertreiben. Aber auch dagegen wußte der baierſche Feldherr guten Rath. Er ſchickte einige der beſten baierſchen und öſtreichiſchen Reuterhaufen unter dem tapfern Oberſten Diez aus, die Feuerſchlünde zum Schweigen zu bringen; und der Oberſt theilt ſeine Reuter in einzelne Geſchwader, die das Feld durchſchwärmen, bald hier, bald da einen Scheinangriff machen, und des Feindes ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigen; und als die rechte Stelle gefunden iſt, brechen auf das Zeichen des Anführers alle vereint in die Feinde, reiten das Fußvolk, das zur Bedeckung des Geſchützes aufgeſtellt iſt, zu Boden, zerſprengen die Reuterei, hauen die Kanoniere nieder, und

die Kanonen ſind in ihren Händen. Der Sieg auf dieſem Flügel war für die ganze Schlacht von großer Wichtigkeit, und es gebührt deshalb dem General Wrede doppelter Ruhm, weil er freiwillig, auf den eigenen Antrieb ſeines tapferen Muthes, am Kampfe Theil nahm. Er hatte mit ſeinem Heereshaufen für dieſen Tag eine andere Beſtimmung und brauchte an der entſcheidenden Stelle nicht zu erſcheinen; aber kaum vernahm er die Schlacht, und ſah die tapfern Würtemberger im Gedränge, ſo eilte er mit voller Entſchloſſenheit dahin, wo die Gefahr war, und der Sieg belohnte herrlich ſeine Treue gegen die deutſchen Brüder. — Gewiß, es wird der Sieg nicht fehlen, wo ein deutſcher Bruder dem andern in jeder Noth ein treuer Helfer iſt!

Im Mittelpunkte wurde noch immer um das Dorf La Rothiere geſtritten; es war der Schlüſſel der franzöſiſchen Stellung, und Napoleon ſelber befehligte hier und führte immer neue Verſtärkungen gegen die muthigen Angriffe der Ruſſen ins Feuer. Von der andern Seite waren auch der Kaiſer Alexander und der König von Preußen zugegen, und es war ein Wettſtreit äußerſter Tapferkeit. Endlich, gegen Abend, ſtellte ſich der Feldmarſchall Blücher ſelber an die Spitze der Stürmenden. „Ihr nennt mich den Marſchall Vorwärts,“ rief er ihnen zu, „nun will ich Euch zeigen, was Vorwärts heißt!“ Und damit trieb er ſein Pferd mitten in den Geſchützesdonner, der aus dem Dorfe ihm entgegen brüllte; die Seinigen im Sturmlaufe ihm nach, und das Dorf wurde erobert. — Das war der entſcheidende Augenblick der Schlacht. — Die Feinde machten zwar noch verſchiedene Verſuche, ſelbſt mitten in der dunkeln kalten Nacht, das Dorf zu gewinnen; aber vergeblich. Auch ſein rechter Flügel, der den Flecken Dienville gegen die Oeſtreicher unter Giulay vertheidigt hatte, mußte ihn um Mitternacht räumen, und die Schlacht war auf allen Seiten gewonnen.

20. Die Gefahren des Februars.

Eine große Hoffnung Napoleons war geſcheitert; ſein erſter Schwertſchlag auf dem eigenen Boden war flach gefallen und hatte ſich zurückprallend gegen ihn ſelbſt gewendet. Er zog ſich nach Troyes, der größten Stadt, die auf dem Wege der Verbündeten an der Seine lag, zurück, und ſchien ſich hier aufs Aeußerſte vertheidigen zu wollen. Wäre das Bundesheer in voller, vereinigter Kraft hier auf ihn eingedrungen, ſo hätte er eine zweite, noch größere Schlacht liefern, oder ſich gerade auf Paris zurückziehen müſſen, um ſich vor den Thoren der Hauptſtadt für ſeine Krone zu ſchlagen. Oder aber, er hätte, ohne das Aeußerſte abzuwarten, einen Frieden ſchließen müſſen, wie die Bundesfürſten ihn von Neuem anboten; denn gerade in dieſen erſten Tagen des Februars wurde ein Friedenscongreß zu Chatillon verſammelt.

Allein der Kriegsrath der Verbündeten hielt Napoleons Macht, die in der Schlacht nicht groß geweſen und durch dieſelbe geſchwächt war, zu gering, als daß es der Vereinigung des geſammten Heers gegen ihn zu bedürfen ſchien. Auch waren die Wege durch Schnee und Regen ſo grundlos und der Unterhalt für die große Menſchenanzahl ſo ſchwierig, daß nicht wohl alle zuſammen ziehen konnten. Daher wurde beſchloſſen, die Heere wiederum zu trennen; Blücher ſollte an der Marne, das große Heer an der Seine hinabziehen. — Das war es eben, was Napoleon wünſchte. Das gab ihm Gelegenheit zur Uebung ſeiner alten Kunſt, da er im Raume zwiſchen beiden verſteckt und lauernd und ſeinen Vortheil abſehend, gleich dem mächtigen Raubthiere plötzlich mit einem Sprunge den Theil anfallen konnte, den er allein zu überwältigen vermochte. Durch dieſe Kunſt iſt es ihm noch einmal gelungen, den augenblicklichen Triumph einzelner Siege zu feiern, den erſten Zug der Verbündeten gegen Paris zu vereiteln, und einen Monat länger ein Führer der Heere zu bleiben, gleich als hätte die Friſt, die er ſich ſelbſt geſetzt, erſt verſtreichen müſſen, bevor er fiel.

Das ſchleſiſche Heer zog, der getroffenen Verabredung gemäß, auf der Straße der Champagne, in abgeſonderten Haufen, ſchnell gegen Paris; Sacken zuerſt, dann York, zuletzt der Oberfeldherr ſelbſt mit der Kleiſtſchen Schaar. Es wurde an keine nahe Gefahr gedacht, weil nach der Seite hin, wo Napoleon ſtand, die grundloſen Wege der Champagne Brie ihre Flanke beſchützten, die kein Heer durchziehen zu können ſchien. Der ruſſiſche Vortrab war nur noch 15 Stunden von Paris; die Hauptſtadt zitterte, die Schätze, die Kunſtſachen, die Staatspapiere wurden eingepackt; ſchon flüchteten einige und ſahen Napoleons Reich als zuſammenſtürzend an; da brach er plötzlich von Troyes auf, nachdem er 20,000 Mann alter Krieger aus Spanien hatte auf Wagen herbeiführen laſſen, zog quer durch die große Ebene zwiſchen der Seine und Marne, ob auch ſeine Feldherrn an der Möglichkeit verzweifelten, und der größte Theil des Geſchützes im Kothe ſtekken blieb; erſah ſich diejenigen, welche am kühnſten und raſcheſten voranzogen, und fiel am 10. Februar bei Champaubert auf Sackens Nachtrab unter dem General Olſufiew. Die 4000 Ruſſen wurden ſchnell von den Gardereutern umzingelt, mit der größten Heftigkeit von allen Seiten beſtürmt, und etwa die Hälfte des Corps wurde theils niedergemacht, theils mit dem Anführer gefangen genommen. Das war der erſte Strahl des Glückes, der Napoleon wiederum leuchtete und die alte Zuverſicht in ihm weckte. Er ließ dem Herzog von Vicenza, ſeinem Bevollmächtigten auf dem Friedens-Congreſſe zu Chatillon, ſchreiben, es ſey eine glänzende Veränderung in ſeinen Angelegenheiten eingetreten; der franzöſiſche Bevollmächtigte könne wiederum aus einem feſteren Tone reden.

Und ſogleich auf friſcher That ſollte nun noch größerer Gewinn erkämpft und der, im Rücken angegriffene, Sackenſche Heerhaufen gänzlich vernichtet werden. Bei Montmirail wurde derſelbe auch am folgenden Tage, den 11., von Napoleon erreicht und mit beträchtlichem Verluſte nach der Marne zurückgetrieben; doch gelang es dem General Sacken mit Yorks Hülfe, den er eilig herbeigerufen, über den Fluß zu ſetzen und die Brücken hinter ſich zu zerſtören.

Indeß war der Feldmarſchall, auf die Nachricht dieſer Gefahren, ſchnell mit der Kleiſtſchen Heerſchaar, und einer ruſſiſchen unter Kapczewitſch, zuſammen gegen 20,000 Mann, über Champaubert zu Hülfe herbeigeeilt; allein die Feldherren, mit denen er ſich zu vereinigen gehofft, waren ſchon ſeitwärts über die Marne gewichen, und nun ſah er ſich ſelbſt am 14. von Napoleon mit überwiegender Macht aufs Heftigſte angegriffen. Es war keine geringe Gefahr für den kleinen Haufen, und Napoleon bot alles auf, den günſtigen Augenblick zu benutzen. Wenn er dieſen Heerhaufen gleichfalls überwältigte, die Menge mit den Anführern gar gefangen nahm, ſo gab es kein ſchleſiſches Heer mehr; ſeine Seele wenigſtens war dahin; Blücher, Gneiſenau, Kleiſt, Ziethen, Müffling, der Prinz Auguſt, und viele andere der Trefflichſten, waren hier vereinigt. Das war ein lockender Gewinn für den Rachedurſtigen; und auf der andern Seite galt es, die volle Kraft der Beſonnenheit und der gediegenen deutſchen Ruhe und Kaltblütigkeit dem fränkiſchen Ungeſtüm entgegenzuſetzen. Und nie, an keinem Schlachttage, haben ſich dieſe gründlichen Tugenden ſo herrlich an dem greiſen Feldherrn und ſeinen Befehlshabern, ſo wie an den hartgedrängten Schaaren ſelber, bewährt, als an dieſem Tage des Rückzugs, welcher ruhmwürdiger war, als eine gewonnene Schlacht. Es waren meiſtens neue Kriegshaufen, erſt nach der Leipziger Schlacht gebildet, die die Gefahren des Krieges noch wenig kannten; auch waren bei dem ganzen Zuge nur fünf ſchwache Reuterregimenter von etwa 1200 Mann, und der Feind dagegen entwickelte wenigſtens 8000 Mann ſeiner beſten Reuterei. Mit dieſen drang er ſtürmend auf die Flanken der Preußen ein, während die Haufen des Fußvolks und des Geſchützes von vorn ſo gewaltig angriffen, daß gleich beim erſten Zuſammentreffen einige preußiſche Bataillone gänzlich vernichtet wurden. Und bald zeigten ſich die dichten, ſchwarzen Wolken der Reuterſchwärme ſogar im Rücken des Heeres, auf der großen Landſtraße, welche durch die Ebene zwiſchen Champaubert und dem Wald von Etoges führt, und verſchloſſen den letzten Ausweg. Da gab es keine Rettung, als in der Kriegskunſt der Heerführer und in dem feſten Entſchluſſe Aller, ſich muthig durch den Feind durchzuſchlagen. Dicht geſchloſſen, ernſt und ſtumm rückte das Fußvolk vorwärts; das Geſchütz richtete ſein Feuer auf den Punkt der großen Straße; alle Ge-

wehre richteten dahin ihre Kugeln; ja, das Fußvolk griff ſogar die Reuterei mit dem Bajonett an; — da mußte ſie den Durchweg öffnen. Dennoch war die Gefahr noch nicht überſtanden, die Angriffe auf die Flanken wurden nur um ſo heftiger fortgeſetzt; allein wenn die Krieger nur auf ihren alten Helden blickten, ſo mußte guter Muth ihre Herzen erfüllen. So wild auch die Feinde anſtürmten und Himmel und Erde bewegten, um die unerſchütterlichen Reihen nur erſt in Unordnung zu bringen, — immer ritt er ernſt, langſam, ruhig, Zuverſicht in ſeinen Augen, meiſtens hart am Nachtrabe oder am Vorderzuge, wo die Gefahr am meiſten drängte, und ordnete mit ſeinem trefflichen Gehülfen Gneiſenau beſonnen das Ganze. Dadurch ward es möglich, daß auf einer langen Rückzugslinie von vier ſchweren Stunden, im offenen Felde, wo nicht Gräben noch Mauern gegen die Angriffe der Reuter ſchützten, unter beſtändigem Geſchütz- und Gewehrfeuer, dennoch kein Viereck durchbrochen wurde und kein Haufe aus ſeiner Schlachtordnung wich. — Sehr tapfer bewährte ſich auch das Geſchütz, welches an dieſem Tage, aus Mangel der Reuterei, den Vortrab und den Nachtrab des Zuges machen und ſich mit ſtürmiſcher Schnelligkeit bewegen mußte. Wenn die feindliche Reuterei gegen das Fußvolk anſprengte, ſogleich wandte ihr das Geſchütz die verderbenſprühenden Mündungen entgegen und ſchmetterte ſeine Kartätſchen dazwiſchen, zerriß die Glieder und trieb ſie in eiliger Flucht zurück. Es wurde vorzüglich durch den Prinzen Auguſt von Preußen geleitet, welcher mit der kaltblütigſten Tapferkeit, entſchloſſen lieber zu ſterben, als gefangen zu werden, immer an der Spitze ſeiner Abtheilung daher zog.

Als der Zug an den Wald von Etoges kam, hatten ſich einige zwanzig franzöſiſche Küraſſiere in der Dämmerung in das Holz geſchlichen und fielen plötzlich das Gefolge des Feldmarſchalls ſelbſt an; da mußten die Befehlshaber und die Offiziere des Generalſtabes ſelbſt die Degen ziehen, und ſich der ungeſtümen Gäſte erwehren, die auch glücklich niedergemacht oder gefangen wurden.

Endlich kam die langerſehnte Nacht herbei und verſprach den Preußen nach ſo harter Noth einige Ruhe; aber noch einmal wartete ihrer im Dorfe Etoges ein Kampf mit dem franzöſiſchen Fußvolke, welches auf Seitenwegen zuvorgekommen war und das Dorf beſetzt hatte. Aus allen Gaſſen und Häuſern empfing ſie ein mörderiſches Feuer; aber Kleiſt bahnte ſich mit dem Bajonette einen Weg hindurch und die übrigen folgten, ſo daß die alte Stellung bei Bergeres glücklich erreicht wurde. — Indeß war der vierzehnte Februar ein heißer Tag geweſen, er hatte 6000 Menſchen gekoſtet; aber er gewährte unſterblichen Ruhm und lehrte Vorſicht für die Zukunft gegen den liſtigen Feind. — Die Theile des ſchleſiſchen Heeres vereinigten ſich hinter der Marne und zogen bald nach der Aube hinzu, um ſich wieder an das große Heer anzuſchließen.

Napoleon war über die Maaßen erfreut, in den Kriegsbe-

richten und Zeitungen wieder von Siegen reden zu können und durch die Gaſſen ſeiner Hauptſtadt Gefangene und erbeutete Kanonen führen zu laſſen. Das leichtſinnige Volk wähnte die Dinge auf einmal wieder umgewandelt, und erhob ihn, den es ſchon verloren gegeben, hoch zu den Sternen. — Plötzlich wird das Triumphgeſchrei wieder ſtill, denn von einer andern Seite ſind, während Napoleon an der Marne kämpfte, die leichten Haufen des großen Bundesheeres bis 10 Stunden gegen Paris vorgerückt. Napoleon aber läßt von der Verfolgung des ſchleſiſchen Heeres ab und wendet ſich gegen dieſe. Der Fürſt Schwarzenberg hatte ihm Wrede und Wittgenſtein in den Rücken geſendet, um dem ſchleſiſchen Heere Luft zu machen; aber weil Alles ſo reißend ſchnell ſich zugetragen, kamen ſie zur Hülfe zu ſpät, und mußten nun ſelbſt vor Napoleon, der ſich mit aller Macht gegen ſie umkehrte, nach hitzigen Gefechten über die Seine zurückweichen. Der tapfere und ſchnelle Kronprinz von Würtemberg, der den Vortrab des großen Heeres führte, hatte mit ſeinen Würtembergern und einigen Oeſtreichern die Stadt Monterau beſetzt; auf ihn fiel nun am 18. Februar das ganze Gewicht von Napoleons Kriegszorn, nachdem am 17. ſchon Wittgenſtein bei Nangis hatte zurückweichen müſſen. Den ganzen Tag hindurch bis zum Abend hielt die tapfere Schaar auf den Höhen vor der Stadt den Anfall einer viel größern Macht und ein furchtbares Geſchützesfeuer aus. Die Batterien der Garde waren auf den Höhen von Sürville aufgeſtellt und Napoleon richtete in ſeinem Eifer die Kanonen und kommandirte ſelbſt das Abſchießen. Allein weder die Kugeln der Kanonen noch die Bajonette der anſtürmenden Feinde konnten die tapfern Würtemberger aus der Faſſung bringen. Drei Mal ſchlugen ſie die Stürmenden zurück und behaupteten ihren Ort, damit indeß das übrige Heer ſich hinter der Seine ſammeln könne; endlich, da ihr weniges Geſchütz gänzlich zerſchoſſen war, und ein ſtarker franzöſiſcher Haufe in ihre Flanke fiel, mußten ſie weichen und ebenfalls über den Fluß zurückgehen. Und da, während der Feind ſchon die einzige Brücke beſtürmte, im heftigſten Handgemenge mit ihm, gingen viele Menſchen verloren. Napoleon aber jubelte laut und rief: „Mein Herz iſt erleichtert, ich habe die Hauptſtadt meines Reiches gerettet!"

Ja, er war durch dieſe zehntägigen, raſch auf einander folgenden Vortheile wieder ſo übermüthig geworden, daß er ſeine beſten Heerführer ſchnöde behandelte, für geringe Verſehen auf's Härteſte anfuhr und mit Abſetzen und Erſchießen bedrohte. Und als er am 24. Februar wieder nach Troyes kam, ließ er einen dortigen Edelmann, der ſich laut für die alte franzöſiſche Königsfamilie erklärt hatte, vor ein Kriegsgericht ſtellen und nach wenigen Stunden wirklich erſchießen. Der alte Trotz auf ſein Waffenglück war wieder erwacht. Dazu kam von dem Marſchall Augerau von Lyon her gute Botſchaft; er hatte den öſtreichi-

ſchen General Bubna bis Genf zurückgedrängt, und bedrohte mit einem ſtarken Heerhaufen die Schweiz. Wenn er dieſe gewinnen konnte, ſo war dem großen Bundesheere die Zufuhr und der Rückzug an den Oberrhein abgeſchnitten. Napoleons Seele, welcher alles Maaß fehlte, faßte ſogleich das Größte in ihren Gedanken, ſah ſchon die Schweiz erobert, Elſaß und Lothringen in Aufruhr und mit Dolch und Gift gegen die Verbündeten bewaffnet, die zahlreichen Beſatzungen der Feſtungen mit dem Landſturm vereinigt und ihn leitend, ſo daß das Bundesheer, wohin es ſich auch wenden möge, auf dem Rückzuge bis an den Rhein vernichtet werden müſſe. Da war ihm das Wort Friede verhaßt. Die Verbündeten boten ihm gute Bedingungen an, und die Unterhandlungen zu Chatillon dauerten noch fort. Er aber, da er von der Abtretung Hollands und Italiens hörte, fuhr zornig auf und rief: „Ha! Was denken die Feinde? Ich bin jetzt näher an Wien, als ſie an Paris!" — In ſeinem ganzen Heere tönte dieſes vermeſſene Wort wieder und Paris jubelte noch einmal laut über ſeinen zweimaligen Erretter, dem es nun mit ganzer Seele anzuhängen ſich wieder vornahm.

Wie bald aber waren ſolche Vorſätze von dem leichtfertigen Volke vergeſſen, und wie ſchnell änderte ſich die ganze Geſtalt der Dinge! Wer ſie ſchon jetzt mit ruhigem Auge betrachtete, konnte Napoleons ausſchweifende Hoffnungen nicht theilen. Das große Heer zog ſich freilich auf Troyes und von da an die Aube zurück; aber das geſchah nicht nach einer verlornen Schlacht, ſondern mit der Ruhe eines berechneten Planes; denn die Schweiz, der feſte Ausgangspunkt aller Bewegungen des großen Heeres, mußte geſichert und dem General Bubna mußten zwei Heerhaufen gegen Augerau zu Hülfe geſchickt werden. So wenig war dieſer Rückzug Folge des geſunkenen Muthes im Heere, daß dieſes vielmehr einzig darüber trauerte, daß es nicht vorwärts ging, und daß der Oberfeldherr, Fürſt Schwarzenberg, ſich dadurch genöthigt ſah, in einer Bekanntmachung an das Heer die Gründe des augenblicklichen Rückzuges und das Verſprechen zu geben, bald werde er den Feind wieder angreifen. Zugleich rückten noch andere neue, ſtarke Haufen zur Unterſtützung nach; vom Oberrhein her der Erbprinz von Heſſen-Homburg mit dem 6. deutſchen Corps; von Norden her Bülow, nachdem er Holland und Belgien erobert hatte; — gegen Antwerpen und einige andere Feſtungen blieb der Herzog von Weimar mit ſeinem norddeutſchen Heerhaufen zurück; — von dem Niederrhein aber kamen Winzingerode und Woronzow mit Ruſſen, als Vortrab des Heeres vom Kronprinzen von Schweden, der, nachdem er Dänemark zum Frieden gezwungen, auch ſchon an der Maas ſtand. Wenn dieſer auch zögerte, in Frankreich ſelbſt einzubrechen, ſo konnte er doch im Augenblicke der Gefahr ein ſtarker Rückhalt ſeyn. Und endlich, wie wurde gerüſtet, ausgehoben,

geübt, in den weiten Ländern Europa's; wie wetteiferten die Völker Deutſchlands, Preußens, Oeſtreichs und Rußlands! Das einmal aufgeregte Leben trieb immer kräftigere Früchte.

Es gab freilich im großen Hauptquartiere der Verbündeten auch zaghafte Gemüther, welche einen erträglichen Frieden der Fortſetzung eines Krieges vorzuziehen riethen, der ſeit zwei Monaten recht viele Anſtrengungen und Beſchwerden mit ſich führte; und nach ihrer Meinung ſollte man ſich langſam bis an den Rhein zurückziehen und indeß die Friedensunterhandlungen betreiben, die noch immer zu Chatillon fortgeſetzt wurden; allein dieſe Stimmen wurden ſchnell und kräftig durch den alten Helden Blücher niedergeſchlagen. In einem eigenhändigen Schreiben an die Monarchen aus der Gegend von Merry erbot er ſich, wiederum allein gegen Paris vorzudringen und ſo den Kaiſer Napoleon von der großen Armee abzuziehen, wenn man die von der Nordarmee heranziehenden Heerestheile von Bülow und Winzingerode unter ſeinen Oberbefehl ſtellen wolle. Er ſtand alsdann wieder an der Spitze eines ſehr guten Heeres von 100,000 Mann und konnte allein ſchon die Hauptſtadt Frankreichs bedrohen. Das war dem Eifer und der ganzen Weiſe des alten Heerführers angemeſſen, raſtlos anzugreifen und keine Ruhe zu geſtatten.

In der Ueberzeugung, daß ſein hochherziger König und der entſchloſſene Kaiſer Alexander ſeine Bitte gewähren würden, ließ er ſein Heer ſchon in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar zum Vorrücken aufbrechen, und bald kam auch die Zuſtimmung der auf ſeinen Heldenmuth vertrauenden Monarchen. Im raſchen Laufe zog das Heer nordweſtlich nach der Marne zu, um ſich mit Bülow und Winzingerode zu vereinigen, und kam Paris bis auf einige Tagemärſche nahe. Dieſe unerwartete Bewegung, welche ein franzöſiſcher Erzähler die kühnſte des ganzen Feldzuges nennt, kam Napoleon, welcher ſich in Troyes befand, außerordentlich ungelegen. Er hatte eben den Vorſchlag eines Waffenſtillſtandes abgewieſen und ſah ſchon im Geiſte die Ufer des Rheines wieder; nun mußte er ſich entſchließen, von dem großen Heere abzulaſſen und dem kühnen Gegner, den er ſo eben gänzlich gelähmt zu haben glaubte, in entgegengeſetzter Richtung zu folgen.

---

21. Der Monat März.

Napoleons Abſicht war, den Feldmarſchall Blücher noch vor ſeiner Vereinigung mit den Hülfstruppen zu errreichen, von welchen denſelben der Aisne-Fluß trennte. Allein ſchon hatten die Generale Bülow und Winzingerode die Stadt Soiſſons an dieſem Fluſſe eingeſchloſſen, wo eine gute Brücke und der beſte Vereinigungspunkt für beide Heere war. Die Stadt mit Mauern und Gräben umringt, hatte eine zahlreiche franzöſiſche Beſatzung,

allein raſch macht der General Bülow die Anſtalten zum Sturme. Schon kommen, beim Einbruche der Nacht die Haufen mit Sturmleitern verſehen in guter Ordnung heran; der Befehlshaber der Stadt aber, der die Wichtigkeit des Augenblicks nicht kennt und nicht weiß, daß Napoleon ſo nahe iſt, übergiebt die Stadt und zieht mit ſeiner Beſatzung ab. — Der Feldmarſchall ging hier über den Fluß und zog immer nordwärts nach Laon zu, bis er alle ſeine Kräfte verſammelt und bei dieſer Stadt eine treffliche Stellung gewonnen hatte. Napoleon, um mit dieſem Einen Gegner ganz fertig zu werden, folgte ihm auf dem Fuße nach, obwohl immer weiter von dem großen Bundesheer abgezogen und 33 Stunden nordwärts von Paris entfernt.

Die Schlacht bei Laon. 9. und 10. März.

Auf den Höhen bei Craone traf er am 7. März Winzingerode und Woronzow in guter Stellung und konnte ſie nur mit einem harten Verluſte ſeiner Krieger zum Rückzug gegen Laon zwingen. Hier hatte ſich Blücher zur Schlacht bereitet und die Stadt Laon ſelbſt, die auf einem ſchwer zu erobernden Berge von 3 bis 400 Fuß Höhe liegt, zum Mittelpunkt ſeiner Stellung gemacht. Dennoch ſtürmten die Franzoſen, als kaum der Morgen des 9. März graute, mit großer Heftigkeit das Dorf Semilly, dicht am Fuße des Berges, und nahmen es einen Augenblick in Beſitz; aber die Preußen von der Bülowſchen Schaar warfen ſie ſogleich wieder heraus, und Napoleon verſuchte es nicht weiter, den Berg zu ſtürmen. Nun dauerte der Kampf den übrigen Theil des Tages noch auf beiden Flügeln der Stellung, und vor allen Dingen trachtete Napoleon, den linken Flügel der Preußen von der Straße wegzudrängen, die nach den Niederlanden führt. Wirklich hatte er am Nachmittage einige Vortheile erkämpft; das Dorf Athis, vor welchem die preußiſche Avantgarde focht, mußte von dieſer verlaſſen werden; aber am Abend beſchloſſen die Heerführer York und Kleiſt dem ganzen Vorhaben mit Einem Streiche ein Ende zu machen. Als ſchon Dunkelheit das Feld bedeckte und der Feind, das blutige Tagewerk vollendet glaubend, an manchen Stellen ſchon die Lagerfeuer angezündet hatte, da erhoben ſich die Preußen gegen ihn; Prinz Wilhelm ſtürmte links von dem brennenden Dorfe Athis einen Waldhügel, den die Franzoſen beſetzt hatten; andere Haufen drangen in das Dorf ſelbſt ein, und die rechte Flanke des Feindes hatte Ziethen mit der Reuterei ſtill umritten, um ihn, wenn er von dem Fußvolke zurückgetrieben werde, zu empfangen. Das ganze Vorhaben glückte trefflich. Ohne einen Schuß zu thun, drangen die Preußen mit dem Bajonnette in die aufgeſchreckten Feinde, die ſich zur Wehre ſetzen wollten und feuerten; in wenigen Augenblicken waren ſie aus einander

geſprengt, ihr Geſchütz genommen, alles in verworrener Flucht durch einander geworfen; die Preußen hingegen, durch das Wirbeln der Trommeln und den leicht kenntlichen Klang ihrer Hörner zuſammengehalten, blieben ſelbſt in der Finſterniß in geſchloſſenen, feſten Reihen. Die Reuter vollendeten des fliehenden Feindes Niederlage und nahmen ſein ganzes Geſchütz bis auf 4 Stück, ſo daß die Zahl der eroberten Stücke an dieſem Abende 46 war. Es war ein fröhliches Siegesrufen der Preußen durch die dunkle Nacht, und der leichte Sieg hatte kaum einige hundert Todte und Verwundete gekoſtet; der Marmontſche Heerhaufe dagegen, der hier geſtanden, hatte eine üble Niederlage gelitten.

Am folgenden Tage, den 10., wollte Napoleon ſeinem geſchlagenen Flügel den ferneren Rückzug erleichtern, oder er gedachte vielleicht, noch im Mittelpunkte einen Vortheil zum Erſatz des Schadens zu gewinnen; denn er machte neue Angriffe gegen die Höhen von Laon. Sie wurden abgeſchlagen, wie am vorigen Tage. Am Abend griff er zum letzten Mal das Dorf Semilly, am Fuße des Berges, an; es ging nicht beſſer; und wäre der alte Feldherr Blücher nicht gerade krank geweſen, ſo daß er das Zimmer nicht verlaſſen und kaum den Befehl fortführen konnte, ſo hätte Napoleon höchſt wahrſcheinlich auch ſeinen andern Flügel geſchlagen ſehen müſſen. — Da zog er in der folgenden Nacht mit ſeinem Heere von dannen und that in ſeinem Kriegsberichte das kurze Bekenntniß: „Er habe die Höhen von Laon unangreifbar gefunden.“ Daß er aber 60 Kanonen und mehrere Tauſende Krieger verloren hatte, ſagte er nicht.

Napoleon gegen Schwarzenberg.

Der mißlungene Angriff gegen das ſchleſiſche Heer war für Napoleon ein arger Verdruß. Was halfen ihm nun das wilde Nachſetzen und die unſäglichen Mühſeligkeiten ſeiner Krieger? Der Gegner, der ihn am meiſten drängte, den er ſchon im Anfange des Februars vernichtet zu haben ſich rühmte, den er 40 Tage lang vorzüglich im Auge gehabt und mit dieſem Schlage am härteſten treffen wollte, — derſelbe ſah ihn jetzt vor ſich auf dem Rückzuge und zog bald hinter ihm drein, um ihn in immer engeren Kreiſen einzuſchließen.

Es blieb ihm nichts übrig, als noch einen Verſuch gegen Schwarzenberg zu machen, ob er das große Heer nicht vielleicht unvorbereitet und in einzelnen Haufen abgeſondert treffe.

Der Feldherr Schwarzenberg ſtand wiederum am Aube-Fluſſe, wohin er ſich gezogen hatte, nachdem Napoleon zur Vorfolgung des ſchleſiſchen Heeres aufgebrochen war. Am 27. Februar hatte er den Marſchall Oudinot, der ihn aufhalten ſollte, bei Bar an der Aube zurückgeſchlagen, Troyes wieder erobert, und erwartete nun in den Gefilden zwiſchen der Seine und Marne, wie Napoleons Strauß mit Blücher ablaufen werde. Bald erfuhr er es durch jenen ſelbſt, der plötzlich, von Laon zurückkehrend,

gegen ihn daher kam. Am 13. März überfiel er den ruſſiſchen General St. Prieſt in Reims, nahm die Stadt ein, nachdem dieſer General ſelbſt gefallen war, und am 20. ſtanden ſeine Schaaren dem großen Heere gegenüber und beſetzten Arcis an der Aube. Hier hoffte er durch einen raſchen Angriff die Kette des Schwarzenbergiſchen Heeres ſo zu zerſprengen, daß ihre einzelnen Glieder weit aus einander geworfen würden; aber er fand ſie feſt geſchloſſen und wohl geordnet, und ſein Vorhaben ſcheiterte zum zweiten Male. Der Kaiſer Alexander und der König Friedrich Wilhelm ſelbſt, in deren Seele der Entſchluß feſt ſtand, einer entſcheidenden Schlacht nicht länger auszuweichen, hatten das Heer in Eilmärſchen ſich vereinigen laſſen, und ſchon an dieſem Tage, den 20., kam es bei Arcis zu einem ernſthaften Gefechte. Die franzöſiſche Gardereuterei wurde mit ſolcher Gewalt nach dieſem Orte zurückgeworfen, daß Napoleon, um den wichtigen Platz nicht zu verlieren, ſelbſt den Degen ziehen, die flüchtigen Geſchwader ſammeln, ſich an ihre Spitze ſtellen und ſie wieder in den Kampf führen mußte. Bei dieſem Angriff kam er ſo ſehr ins Gedränge, daß ſchon ein Koſak mit der Lanze nach ihm ſtieß und daß er ſelbſt, zu ſeiner Vertheidigung, ſeine Piſtolen abfeuern mußte. Viele Begleiter wurden neben ihm getödtet und ſein Pferd durch eine Kugel getroffen. Weit entfernt, die Gefahren zu vermeiden, ſchien er vielmehr ihnen zu trotzen. Eine Haubitzenkugel fiel zu ſeinen Füßen nieder; er erwartete den Schlag und verſchwand bald in einer Staub- und Rauchwolke. Man glaubte ihn verloren. Er ſtand wieder auf, warf ſich auf ein anderes Pferd und ſtellte ſich von Neuem unter das Feuer der Batterien. Nur durch dieſe äußerſte Anſtrengung und das Dazukommen des Fußvolks wurde die Stadt Arcis an dieſem Abende gerettet.

Auf den folgenden Tag hatte ſich das Bundesheer zu einer großen Schlacht aufgeſtellt; gegenüber, vor Arcis, ſtand Napoleon gleichfalls in Schlachtordnung, und beide Heere erwarteten ſchweigend den Angriff des andern. Es war die bedeutungsvolle Stimmung, mit der man große Entſcheidungen des Schickſals erwartet, und es vergingen einige wichtige Stunden. Wirklich wurde in dieſen Stunden das Schickſal der Welt entſchieden, aber auf andere Weiſe, als damals noch irgend eines Menſchen Verſtand begreifen mochte. In dieſen Stunden kam in Napoleons Herzen ein Entſchluß zur Reife, den er ſchon lange mit ſich herumgetragen, auf den er nun alle ſeine Hoffnung geſetzt hatte, und der ſein Verderben entſchied. Jetzt ſchritt er zur Ausführung. Denn als die Verbündeten noch erwartungsvoll zu ihm hinüberblickten, ſiehe, da löſte ſich plötzlich, zu Aller Erſtaunen, die franzöſiſche Schlachtreihe auf, große Heeresmaſſen gingen über die Aube zurück und ſtiegen jenſeits die Berge hinauf; Napoleon verließ das Schlachtfeld ohne Kampf. Sein neuer Kriegsplan war dieſer: In offenen Feldſchlachten hatte er es genugſam mit den

verbündeten Heeren verſucht; nun wollte er es in anderer Weiſe angreifen. Raſch vorbeiziehend an Schwarzenberg, wollte er ſich in deſſen Rücken werfen; der werde, ſo hoffte er, ſich eilig zurückziehen, um ſeinen Rücken frei zu halten, und dann ſollte er in die Hinterhalte fallen, die er ihm in Lothringen und Elſaß mit Hülfe der Feſtungsbeſatzungen und der Einwohner legen wollte. Solchen Entwurf hatte er ſchon lange vorbereitet; die Befehlshaber in den Feſtungen hatten zum Theil ſchon Nachricht davon erhalten durch heimliche Botſchafter, die ſich durchgeſchlichen und die wichtigſten Schreiben in ihren Stöcken od.r Schirmen, oder im Halsbande ihrer Hunde verborgen hatten. Bei den Einwohnern des Landes fanden ſeine Anſchläge auch den beſten Eingang; ſie waren ſchon beinahe überall im Aufſtande begriffen, lagen in Wäldern, Hohlwegen und Schlupfwinkeln verſteckt, erſchlugen die Einzelnen, griffen ſelbſt kleine Haufen an, und die Eilboten der verbündeten Heere konnten nicht mehr durchkommen. Die Zufuhr ſtockte; ſchon fing Pulver und Blei zu mangeln an; wenn zu den aufrühreriſchen Bauern noch geübte Soldaten kamen, ſo mußte ein Rückzug der Untergang der Verbündeten werden.

Napoleon war von der Trefflichkeit ſeiner Entwürfe ſo feſt überzeugt, und ſo ſehr hatte der thörichte Stolz ſeine Augen verblendet, daß er, der ſelbſt am Rande des Abgrundes ſchwebte, die Gegner ſchon für verloren hielt und in die Worte ausbrach: „Man hat vom Frieden geredet: aber ich unterhandle nicht mit Gefangenen!" — Die Verhandlungen in Chatillon brach er ab, und zerriß damit ſelbſt die letzte Hoffnung friedlicher Uebereinkunft, welche bis dahin manche Zögerung in die Kriegsunternehmungen gebracht hatte. Sein Schickſal eilte raſch der letzten Entwickelung entgegen.

Der Zug gegen Paris.

Bei den Verbündeten vermehrte ſich das Erſtaunen über Napoleons plötzliche Bewegung noch mehr, als die ausgeſandten Koſaken in ihrer Weiſe berichteten: „Der Feind ziehe ſich zurück, aber nicht nach Paris, ſondern nach Moskau." Bald aber erhielt man die Aufklärung durch einen, in glücklicher Stunde aufgefangenen Brief von ihm ſelbſt an die Kaiſerin, worin er ihr ſeinen oben entwickelten Plan meldete. — So war alſo der Augenblick wichtiger Entſchließung für das Bundesheer gekommen; — vor ihm Paris, in ſeinem Rücken, wenn es ſich nicht eilig zurückwendete, Napoleon. Die Vorſicht rieth, den Rücken frei zu bewahren und ſich lieber immer weiter gegen den Rhein zu ziehen. Die gute Zuverſicht aber ſprach: „Laſſet den vermeſſenen Wagling, der in ſeiner Noth das Aeußerſte verſucht, mit ſeinem kleinen Haufen getroſt weitab rennen; zieht raſch auf ſeine Hauptſtadt und gewinnet ſie; dann wird euch das ganze Frankreich zufallen. Zwar iſt jene eine große Stadt, und

hat viele Jünglinge und Männer, die die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen könnten; auch haben ſie wohl oft große Worte geredet, daß ſich an dieſem Kleinode des franzöſiſchen Reiches kein Feind ungeſtraft vergreifen ſolle; allein die That wird das Wort leer finden laſſen." — Und die gute Zuverſicht gewann den Preis im Rathe der verbündeten Herrſcher. Sie beſchloſſen, Napoleon ziehen zu laſſen, ſelbſt kühn vorwärts zu dringen, und ſich mit dem Blücherſchen Heere an der Marne zu vereinigen; und dieſer Entſchluß wurde am 23. März durch einen Aufruf des Fürſten Schwarzenberg den Heeren alſo bekannt gemacht:

„Ihr Sieger von Kulm, von Leipzig, von Hanau, von Brienne! Ihr habt in einem Feldzuge die Herrſchaft Frankreichs über das Ausland vernichtet und die Hälfte des franzöſiſchen Reichs erobert. Dennoch will die franzöſiſche Regierung von Billigkeit und Mäßigung nichts hören; Frankreich will eine erobernde Macht bleiben, es will alle Mittel in Händen behalten, unſere Ruhe und Freiheit jeden Augenblick ſtören zu können. Daher ſind die Friedensverhandlungen abgebrochen worden. In Euren Händen nun, ihr Krieger, liegt das Schickſal der Welt, auf Euch ſind die Blicke von Europa gerichtet! Noch wenige Augenblicke, und die Wünſche Europa's werden in Erfüllung gehen!"

Und am folgenden Tage, den 24. März, als die Nachricht eintraf, daß das ſchleſiſche Kriegsheer ſchon zur Vereinigung in der Nähe ſey, als die verbündeten Herrſcher zu Pferde geſtiegen waren und auf einem Hügel bei Vitri, unter freiem Himmel, wie in den Zeiten der Vorfahren, einen Kriegsrath hielt, da, um die elfte Stunde des Tages, an dieſer Stelle, wurde der große Entſchluß gefaßt, nun ſofort mit den vereinigten Heeren gegen Paris aufzubrechen, und gegen Napoleon nur den General Winzingerode mit 10,000 Mann Reuterei und reitender Artillerie zurückgelaſſen, der ihn glauben machen ſolle, das geſammte Hauptheer folge ihm.

Mit dem Rufe: „Gegen Paris!" kam ein neuer Geiſt über die verbündeten Krieger. Die drei Wintermonate in Frankreich waren der unerhörteſten Mühſeligkeiten voll geweſen; Sturm und Regen, Schnee und Froſt, der unwegſame Erdboden und der unwirthbare Himmel, Alles war ihnen entgegen, und das beſtändige Vor- und Rückwärtsziehen, wovon der gemeine Krieger den Zweck nicht einſehen konnte, ermüdete ſeine Geduld aufs Aeußerſte. Nun aber, als ihnen ein großes Ziel hingeſtellt war, da jubelten ſie laut; das ausgeſtandene Ungemach war vergeſſen, das noch bevorſtehende war wie ein Spiel vor ihren Augen, und doch lag noch ein Weg von 40 Stunden, durch eine der ödeſten Gegenden Frankreichs, angefüllt mit zerſtörten Orten, verlaſſen von ihren Bewohnern, ohne Vorräthe, ohne Hoſpitäler und ohne feſte Stützpunkte, vor ihnen.

Aber, wie oft, wenn nur das Herz und der Entſchluß feſt ſind, die Gunſt des äußern Zufalls ſich ſogleich dazu findet, ſo fingen auch in dieſen Tagen die leichten Reuter mehrere Eilboten mit wichtigen Briefſchaften des Feindes auf, die gute Kunde enthielten. In den Briefen aus Paris fanden ſich amtliche Nachrichten, daß 10,000 Engländer zu Livornó in Italien gelandet ſeyen; daß die zweite Stadt des Reiches, Lyon, von den Oeſtreichern genommen und Augereau's Heer in übler Lage ſey; daß Wellington die wichtige franzöſiſche Stadt Bordeaux beſetzt habe und von Süden her in das Herz Frankreichs vordringe; endlich berichtete der Polizei-Miniſter, daß die Stimmung in Paris ſehr übel und die Meiſten des langen Krieges überdrüſſig ſeyen.

Nun ging es im freudigen Wettlaufe gegen die Hauptſtadt; Blücher, der indeß über die Marne auch herangekommen war, rechts, Schwarzenberg links; auf der Mitte des Weges wollten ſie ſich vereinigen. Es war klares, trocknes Wetter, die Märzſonne ſchien erquicklich vom heitern Himmel hernieder; in gedrängten Zügen ſchritten die zahlreichen Haufen daher, die Muſik aller Regimenter ſpielte, und überall ertönten die weiten Ebenen von den Liedern der fröhlichen Krieger. — Als ſie in die Felder kamen, wo vor 6 Wochen das ſchleſiſche Heer von Napoleon überfallen worden war, trafen ſie unerwartet auf die Marſchälle Mortier und Marmont, die ihrem Herrn eilfertig nachzogen; denn er wollte nun alle ſeine Macht im Rücken der Bundesheere vereinigen. Die Marſchälle erſchraken nicht wenig, als ſie ſich auf einmal durch 200,000 Mann von Napoleon getrennt ſahen. Sie verſuchten es, am 25. März bei La Fere-Champenoiſe in einer feſten Stellung Widerſtand zu leiſten, aber wie durch einen Sturmwind wurden ſie von dort weggeſcheucht, und hatten es nur der eintretenden Nacht zu verdanken, daß ſie nicht ihr ganzes Heer verloren. Der General Pactod aber, der mit 6000 Mann und vielem Gepäck und Mundvorrath deſſelben Weges zog, wurde von der Reuterei des ſchleſiſchen Heeres auf einer und der des großen auf der andern Seite umzingelt und nach muthiger Gegenwehr ſammt ſeinen Leuten, ſo viele ihrer noch übrig waren, gefangen genommen. Die Vergeltung für die Unfälle des ſchleſiſchen Heeres in eben dieſen Gefilden war vollſtändig, mehr als 10,000 Mann und über 100 Kanonen verloren die Franzoſen bis Paris; und durch ſo herrliche Siege feierten die beiden Bundesheere ihre Vereinigung.

In ſtummer und ängſtlicher Erwartung harrte indeß ganz Deutſchland auf Nachrichten von ſeinen Kriegern; es wußte nichts von den großen Ereigniſſen und den kühnen Entſchlüſſen. Die Nachrichten blieben aus, die Sorge vermehrte ſich; ſtatt der Freunde kamen die Feinde dem Rheine näher. Es waren trübe und bange Tage. Bald aber kam eine deſto ſchönere Kunde.

Die Einnahme von Paris, 30. und 31. März.

Nach den angeſtrengteſten Tagemärſchen kamen die Haufen des großen Bundesheeres am Abend des 29. März vor der ſtolzen Stadt an, die ſich die Hauptſtadt der Welt genannt hatte. Seit zwei Jahrhunderten freilich ſtrömten von ihr, als dem Mittelpunkte, böſe und leichtfertige Sitten über Europa aus, und die Kunſt der Lüge in Wort und That war herrſchend geworden, ſo daß die alte Treue faſt verſchwunden ſchien; in der letzten Zeit ging noch dazu die freche Waffengewalt von ihr aus; und zum Lohn für alles dieſes hatte ſie aus den andern Ländern Geld und Gut, ſo wie die Werke der Kunſt an ſich genommen, nicht mit Wenigem ſich begnügend, ſondern das Trefflichſte aus allen Zeitaltern, was Griechen und Römer, was Italien, Spanien und Deutſchland hervorgebracht hatten, zuſammenraffend. Jetzt ſtanden die Rächer vor den Thoren und hätten ein Recht gehabt, an dieſem Sitze der Gewalt und der Ungerechtigkeit die ſtrengſte Vergeltung zu üben. Drinnen war Napoleons Bruder Joſeph, der ehemalige König von Spanien, mit vielen Anhängern, und hielt das Volk noch immer in dem Glauben, es ſey nur eine Streifſchaar der Verbündeten, die verſuchen wolle die Hauptſtadt in Schrecken zu ſetzen. Die Marſchälle Marmont und Mortier hatten alle Kriegshaufen geſammelt, alles Geſchütz aus Paris draußen auf die Hügel gefahren, und ſtanden mit 25,000 Mann und 150 Kanonen auf dem Montmartre und den übrigen Höhen an der Oſtſeite der Stadt, ob ſie vielleicht den Kampf ſo lange aushalten könnten, bis Napoleon ſelbſt zum Entſatze herbeikomme; und dann konnte freilich die Sache eine ganz andere Wendung nehmen.

Napoleon war wohl auf dem Wege, aber doch noch zu weit entfernt, um in der entſcheidenden Stunde zur Stelle ſeyn zu können. Seine thörichte Zuverſicht hatte ihn betrogen und dem Bundesheere einen Vorſprung von vier Tagen gegeben, ehe er deſſen Abzug gegen Paris merkte. Die Generale Winzingerode und Czernitſchef wußten ihn trefflich zu täuſchen, daß er ſie mit ihren Reutern wirklich für den Vortrab des großen Heeres hielt, welches ihm eilig nachziehe; und er freute ſich ſeiner gelungenen Liſt. Endlich aber, weil immer nur Reuter und kein Mann vom Fußvolk ſichtbar wurde, kam ihm Verdacht; er beſchloß, ſich ſelbſt zu überzeugen, und griff den General Winzingerode an, der auch vor ihm weichen mußte. Dennoch konnte er immer noch nichts Gewiſſes erfahren, bis zum 29. März. Da kam ein Eilbote aus Paris und traf ihn nahe bei Doulancourt am Aube-Fluſſe. Schnell ſtieg Napoleon auf einer kleinen Wieſe am Fluſſe ab, öffnete die verhängnißvollen Briefſchaften, und wie vom Donner gerührt, ſah er nun, daß in dieſem Augenblicke, da er über 40 Stunden

von Paris entfernt war, dort die Schwerter zum entſcheidenden Kampfe aufgehoben ſeyen. Nun reiſte er in geringer Begleitung, ſeinem Heere voraus, um vielleicht noch zur rechten Zeit einzutreffen; er trieb ſelbſt die Poſtillone zur Eile an. Allein nur aus weiter Ferne vernahm er den Donner der Schlacht, die eben vor Paris gekämpft wurde; und um 6 Uhr Abends am 30., als er nur noch 5 Stunden Wegs von Paris entfernt war, erfuhr er zu Fromenteau, daß er um einige Stunden zu ſpät gekommen ſey. Paris hatte ſich ergeben. — Napoleon war nur durch den Seine-Fluß von den Vorpoſten der Feinde getrennt. Ihre Bivouacs warfen den Schein ihrer Feuer auf das linke Ufer, während die tiefſte Dunkelheit hier den Winkel beſchützte, wo Napoleon mit zwei Poſtwagen und einigen Bedienten ſich aufhielt. Am nächſten Morgen um 4 Uhr, als die ſichere Nachricht eintraf, daß die Capitulation von Paris unterzeichnet ſey, ließ er umwenden und fuhr nach Fontainebleau. — Mit der Einnahme von Paris war es ſo zugegangen:

Früh Morgens am 30. März griff der General Barclai de Tolly, der die Ruſſen und Preußen unter Schwarzenberg befehligte, die Höhen von Belleville, in der Mitte der franzöſiſchen Vertheidigungsſtellung, an. Der Kampf war hartnäckig und zuerſt unentſchieden, weil die vielen Gärten, Weinberge und kleinen Gehölze die Vertheidigung erleichterten, und weil ferner die Haufen links unter dem Kronprinzen von Würtemberg und rechts unter Blücher erſt gegen Mittag zum Angriffe herbeikommen konnten. Das franzöſiſche Geſchütz, vortheilhaft aufgeſtellt, ſchmetterte viele Reihen der tapferen Angreifer zu Boden; aber dennoch drangen endlich die preußiſchen und badenſchen Garden und die ruſſiſchen Grenadiere durch alle Hinderniſſe hindurch und eroberten die Höhe von Belleville mit ſammt dem Geſchütz. Da merkten die Pariſer wohl, daß es nun Ernſt ſey, und daß nicht bloß eine Streifbande vor ihren Thoren ſtehe. Die, ſonſt von glänzenden Staatswagen und geputzten Müßiggängern erfüllten Plätze des Vergnügens waren jetzt mit flüchtigen Landleuten und ihren Viehheerden, mit Karren und Gepäck, und bald auch mit verwundeten Kriegern bedeckt. Die Läden waren geſchloſſen, die Thüren verrammelt und eine dumpfe Stille herrſchte in den ſonſt ſo geräuſchvollen Gaſſen. Nur der Pöbel war wach und lauerte, ob vielleicht eine Plünderung den blutigen Tag krönen werde, damit er in der allgemeinen Verwirrung auch ſeinen Theil der Beute finde. Was von Machthabern und Freunden Napoleons noch in der Stadt war, floh eilig auf der entgegengeſetzten Seite hinaus, ihre Reichthümer und die Verwünſchungen des Volks mit ſich nehmend. Auch der König Joſeph, der noch immer viele tapfere Worte geredet hatte, entfloh, als ihm die Gefahr zu nahe däuchte; er hatte nicht den Muth, mit den Seinigen auf Leben und Tod auszuhalten.

Um Mittag begann auch der Angriff des ſchleſiſchen Heeres auf die Höhen des Montmartre. York, Kleiſt und Langeron trieben die Franzoſen aus allen Dörfern, und an dieſem Flecke konnte auch die Reuterei einen Antheil an dem Ruhme dieſes Tages nehmen; die ſchwarzen und die brandenburgiſchen Huſaren machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die das Dorf La Villette behaupten wollten, und trieben ſie flüchtig bis an die Vorſtädte zurück. Auch der Montmartre mit ſeinem Geſchütz wurde genommen.

Auf dem äußerſten linken Flügel war der Kronprinz von Würtemberg, nach beſtändigem Kampfe mit den Abtheilungen, die die Zugänge der Stadt von Vincennes her vertheidigten, am Nachmittage gleichfalls bis hart an dieſe Eingänge vorgedrungen; — und ſo ſtand nun das ganze Bundesheer auf den Höhen, die es erobert, von muthiger Siegesfreude erfüllt, den Schlagbäumen gegenüber, bereit, mit gefälltem Gewehr in die Stadt einzudringen. Aber ſchon hatten die Marſchälle und die Vorſteher der Stadt um Schonung gebeten, und die verbündeten Herrſcher, die nur den Urheber des Unheils und nicht das Volk verderben wollten, gewährten ihre Bitte. Die Stadt ſollte am folgenden Morgen übergeben werden und die Trümmer des Heeres von Marmont und Mortier durften abziehen. Die Freude der Pariſer, aus ſo naher und großer Gefahr glücklich gerettet zu ſeyn, war außerordentlich.

Am folgenden Tage, den 31. um Mittag, hielten die beiden Bundesfürſten, — der Kaiſer Franz war bei ſeinem Heere in Lyon zurückgeblieben, — mit den Prinzen ihres Hauſes, dem Kronprinzen von Würtemberg, mit vier Marſchällen, ſehr vielen Generälen und einem Theile ihrer Heere, ihren Siegeseinzug in Paris. — Es war ein erhebendes Schauſpiel, wie die Krieger von Mitternacht und von Morgen, die als Kämpfer für die Freiheit Europa's ausgezogen waren, nun im Glanze der Frühlingsſonne ihre Herrſcher, die Schützer der Gerechtigkeit und Treue, in die gedemüthigte Hauptſtadt des trotzigen Feindes einführten!

22. Napoleons Abſetzung und der Friede zu Paris.

Am erſten April erließ der Kaiſer Alexander in ſeinem und ſeiner Bundesgenoſſen Namen eine Erklärung: „daß ſie forthin weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede ſeines Hauſes, unterhandeln würden; die Franzoſen möchten ſich daher eine andere Regierung wählen.“

Auf dieſes Wort erklärte zuerſt der Gemeinderath von Paris, daß er ſich von dem Gehorſam gegen Napoleon losſage

und die Wiederherſtellung des alten Königshauſes der Bourbonen wünſche; und am Tage darauf, den 2. April, faßte auch der Senat, im Namen von ganz Frankreich, den Beſchluß der Abſetzung Napoleons. Das waren dieſelben Männer, von denen ſich früher viele als ſeine treuen Anhänger und Schmeichler bewieſen und von denen er ſelbſt in einer Erklärung ſagt: „Ein Wink von ihm ſey für ſie ein Befehl geweſen, und ſie hätten ſtets mehr gethan, als er von ihnen verlangte.“ — Die Furcht vor ſeinem eiſernen Scepter hatte ſie damals beherrſcht, jetzt war es das Schwert der Verbündeten.

Dieß Alles waren Donnerſchläge für Napoleon, der ſich noch immer mit dem Gedanken ſchmeichelte, ſeine Heereshaufen wieder zu ſammeln und noch einmal das Glück der Waffen zu verſuchen. Zu Fontainebleau, 12 Stunden mittäglich von Paris, hatte er noch immer ſeinen Sitz. Zorn und Niedergeſchlagenheit wechſelten in ſeiner beſtürmten Seele mit einander. Bald warf er es ſich als Fehler vor, daß er Berlin und Wien nicht verbrannt habe, bald wieder wendete er ſich (mit Kleinmuth) an die Bundesfürſten, um unter jeder Bedingung den Frieden zu ſchließen. Dann wieder, als ſeine Anträge verworfen wurden, ſetzte er von Neuem ſeine Hoffnung auf ſein Heer, verſprach ihm die Plünderung der Stadt Paris und wollte es zum Sturme gegen dieſelbe hinanführen, um, wenn ſein Reich zuſammenſtürze, wenigſtens den Anblick eines ungeheuren Trümmerhaufens zu genießen, der als Denkmal ſeines untergegangenen Glückes daſtehe. Auf den 5. April war die Ausführung ſeines finſtern Anſchlages beſtimmt, und ſchon ließen ſich viele Stimmen bereit hören, ihm zu folgen; da, in dem gefährlichſten Augenblicke, traten die Marſchälle dazwiſchen und verſagten ihm ihre Hülfe zu ſolcher That. Ney und Lefebvre folgten ihm bis in ſein Zimmer, machten ihm ſeine Abſetzung bekannt und erklärten, daß ſie den Gehorſam der Krieger nicht mehr verbürgen könnten. Das war für ihn der härteſte Schlag; in dem Schwerte beruhte ſeine Gewalt; da ihm das Schwert den Dienſt verſagte, war er ſchwach, wie ein anderer Menſch. Sein Trotz war plötzlich gebrochen; das Gefühl einer unerbittlichen Nothwendigkeit kam über ihn, weil er ein mildes, allſehendes Auge der Weltregierung niemals erkannt hatte; und ein Strom von Thränen ſtürzte, — vielleicht zum erſten Male, — über ſeine Wangen.

Noch einen Verſuch wollte er machen, um vielleicht ſeinem Sohne, den er den König von Rom genannt, die Krone Frankreichs zu retten. Er entſagte derſelben unter der Bedingung, daß dieſer ſie erhalten ſolle; — aber auch davon wollten die Verbündeten, ſo wie die einſtweilige Regierung in Paris, nichts wiſſen. Am 6. April rief der Senat das alte Königsgeſchlecht zurück und erkannte Ludwig XVIII. als König von Frankreich; Napoleon aber wurde ein freier Wohnſitz auf der Inſel Elba,

an der italieniſchen Küſte, welche er als Souverain mit Beibehaltung des Kaiſertitels beſitzen ſollte, angeboten. Wider Erwarten nahm er dieſen Antrag ganz ruhig an und unterſchrieb am 11. April ſeine unbedingte Abdankung. Wahrſcheinlich lag im Hintergrunde ſeiner Seele ſchon der Gedanke, nur jetzt dem Drange des Augenblicks zu weichen und künftig, bei günſtiger Stunde, wenn Europa das Schwert wieder eingeſteckt habe, plötzlich aus ſeinem Hinterhalte wieder hervorzutreten. Er reiſte am 20. April nach Elba ab und ſchlug dort ſeine Wohnung auf. In Paris aber zog am 3. Mai Ludwig XVIII. ein und beſtieg ſeines Bruders Thron, 21 Jahre nach deſſen Hinrichtung.

Am 30. Mai ſchloß Europa mit Frankreich den erſten Pariſer Frieden. Es war ein großmüthiger Friede, denn Frankreich behielt ſeinen ganzen Umfang, wie er zur Zeit der Könige geweſen; behielt alſo Elſaß und Lothringen, die es früher dem deutſchen Reiche geraubt, und bekam ſogar noch einige Landſtriche dazu, die es erſt ſeit den Revolutions-Kriegen beſaß. Ueberdieß brauchte es keinen Erſatz der Kriegskoſten zu bezahlen; die Stadt Paris brauchte die, aus aller Welt geraubten, Kunſtſchätze nicht herauszugeben und die vielen Tauſende von franzöſiſchen Kriegsgefangenen in Rußland, Oeſtreich, Preußen und England erhielten ihre Freiheit, ohne Entgelt. — Auf Großmuth und Dankbarkeit ſollte dieſer Friede, wie auf feſten Pfeilern, ruhen. Aber kaum waren die erſten Monate des nächſten Jahres verfloſſen, kaum fingen die Völker an, ſich dem Gefühle der Ruhe überlaſſen zu wollen, ſo wurde der Friede ſchon wieder gebrochen.

Das Jahr 1815.

23. Napoleons Wiederkunft von der Inſel Elba.

Auf ſeiner Inſel, wo er in gezwungener Ruhe weilte, vernahm Napoleon viel von der Unzufriedenheit Frankreichs mit der Regierung der Bourbons; wie ſie das Volk, von dem ſie mehr als 20 Jahre getrennt geweſen, und welches in den unerhörteſten Umwälzungen eine ganz neue Geſtalt angenommen, nicht mehr kennten und nicht zu behandeln wüßten; wie beſonders die wiedergekehrten Adeligen mit aller Anmaßung ihrer alten Rechte hervorträten und das Volk und Heer auf's Aeußerſte erbitterten. Außerdem berichteten ihm ſeine, überall ſpähenden, heimlichen Freunde. In dem großen Fürſten- und Geſandten-Rathe, der ſeit dem Ende des vorigen Jahres in

Wien verſammelt war, ſey manche wichtige Streitfrage noch nicht ausgemacht, die Meinungen ſtänden ſich noch in vielen Dingen ſcharf entgegen; jetzt ſey der rechte Augenblick für ihn, wiederum mitten in Europa die Brandfackel des Krieges zu werfen; daſſelbe werde ihm nicht ſo einig, wie im vorigen Jahre, gegenübertreten.

Da gedachte er der vielen Tauſende alter Kriegsgefährten in Frankreich, denen der Friede eine Qual war, und die ihm Leib und Seele verkauft hatten, weil er ihren Gelüſten freie Bahn zu ſchaffen wußte. Heimliche Botſchaft ging zwiſchen ihm und ihnen; und als er nun ihres Beiſtandes gewiß war, trat er plötzlich aus ſeiner Felſenburg wieder hervor und erfüllte ganz Europa mit Schrecken oder mit gerechtem Zorne. So unerhörte Bewegungen, vom Pallaſte bis in die niedrigſte Hütte, hat wohl noch nie ein Wort hervorgebracht, als da es nun hieß: „Napoleon Bonaparte, dem Europa eine Freiſtätte auf der Inſel Elba gewährt hatte, iſt am 26. Februar mit einer Schaar von 1100 verwegenen Menſchen von ſeiner Inſel zu Schiffe gegangen, iſt wie durch ein Wunder den franzöſiſchen und engliſchen Wachtſchiffen entkommen, und am 1. März bei Cannes, an der franzöſiſchen Küſte, da, wo er auch einſt aus Aegypten zurückkehrend ankam, gelandet, und in ſeinen Aufrufen nennt er ſich wieder einen Kaiſer der Franzoſen, der da komme, ſeinen Thron von Neuem zu beſteigen.“ — Keine Worte vermögen zu ſchildern, was Alles in den Herzen der Menſchen ſich da heftig bewegte. Von dem höchſten Jubel der Napoleoniſchen Soldaten, bis zu dem tugendhaften Zorne aller Edlen, und der martervollen Angſt der Furchtſamen, die ihn im Geiſte ſchon wieder mit ſeinen furchtbaren Schaaren zu aller Gewaltthat über die Gränzen brauſen ſahen; was nur in der menſchlichen Seele, in hundert Abſtufungen des Gefühles, zwiſchen dieſen Aeußerſten liegt, es war durch die unerwartete Nachricht plötzlich aufgeregt.

Welche unwiderſtehliche Gewalt der Furchtbare über die Gemüther in Frankreich beſaß, das wurde nun offenbar, als er durch das weite Land von Mittag heraufzog und Städte und Dörfer ihn frohlockend empfingen. Wohl konnte er in ſtolzer Zuverſicht ſagen: „Mein Adler wird von einem Kirchthurme zum andern durch Frankreich vor mir herfliegen, bis er ſich auf dem Thurme von Notre Dame von Paris niederläßt!“ — Unerhörteres hat die Welt nicht geſehen. Frankreich hatte ſeinen alten Königsſtamm wieder aufgenommen; die Erſten des Reiches, des Heers, Stadt und Land, hatten Ludwig XVIII. vor 10 Monaten den Eid der Treue geſchworen. Der König ſendet die, auf welche er ſein Vertrauen geſetzt, aus, den Wiederkehrenden aufzuhalten; er ſtellte ſie an die Spitze ſeiner Kriegsvölker, die ſeines Thrones Stützen ſeyn ſollen; und ſiehe, ſo wie ſie demjenigen ins Angeſicht treten, der ſie früher in ſeinen Banden

geführt hat, ſo iſt es, als wenn eine unwiderſtehliche Zauberkraft von ihm ausginge, freudetrunken eilen ſie ihm entgegen; ſtatt ihre Waffen gegen ihn zu kehren, ſchwenken ſie ſie jubelnd zu ſeinem Gruße, und mit jedem Schritte, den er vorwärts thut, wächſt der jauchzende Zug. Nach einer Siegesreiſe von 20 Tagen, durch eine Strecke von 110 Meilen, hält er am 20. März, an der Spitze derſelben Krieger, die gegen ihn ausgeſendet waren, und ohne daß Ein Blutstropfen für den betrogenen König vergoſſen wäre, ſeinen Einzug in Paris. Dieſer aber muß aus den Gränzen ſeines Reiches weichen.

Nun ging es wieder an einen Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, den Napoleon ſo trefflich zu führen verſtand, daß es wohl ſchwer war, das Licht von dem falſchen Scheine zu unterſcheiden. Den wohlgeſinnten, Freiheit und Frieden liebenden, Menſchen in Frankreich ſagte er: Das Unglück habe ihn weiſer und milder gemacht, und er werde von nun an genau in den Schranken einer guten Verfaſſung regieren. Den Furchtſamen ſpiegelte er vor, Oeſtreich und England ſeyen mit ihm einverſtanden. Seinen Kriegsgenoſſen hielt er den alten Ruhm und Siegestraum wieder vor Augen. Den Herrſchern und Völkern Europa's aber rühmte er ſeine Friedensliebe, die er mit von der Inſel Elba gebracht habe, und wie er nun ſeinen einzigen Ruhm in der Beglückung ſeiner Unterthanen ſuchen wolle, da der Waffenglanz doch ein eitel Ding ſey.

Jetzt konnte Europa zeigen, ob es mündig geworden ſey und ein ſcharfes ſittliches Urtheil gewonnen habe. Ohne die innere Feſtigkeit eines tugendhaften Bewußtſeyns war kein Ausweg aus dieſen Irrgängen; denn was ſich in Frankreich bewegte, war kein Kleines. — Wie, wenn das große, menſchenreiche Land einig war und ſeinen wiedergekehrten Herrſcher mit aller Kraft vertheidigen wollte? Wer wollte 30 Millionen muthiger Menſchen in ihrer eigenen Heimath Gewalt anthun, und wer durfte es? Hatten ſie nicht das Recht, nur ihn, der 14 Jahre an ihrer Spitze geſtanden hatte, jedem andern vorzuziehen? Und wie, wenn es ihm wirklich Ernſt war, fortan in Ruhe und Frieden, ohne ſich um die andern Völker zu bekümmern, ſein Volk zu beherrſchen? — Nur ein Weg führte durch dieſe bedenklichen Fragen; nicht der Verſtand, ſondern der ſittliche Ernſt des Gemüthes, mochte ſie löſen, ein ſolcher, der die Aufgabe der Zeit alſo gefaßt hatte, daß der Kampf nicht um eitlen Ruhm oder Gewinn, ſondern um die Herrſchaft des Guten in der Welt gelte. Dieſer Kampf mußte um ſo kräftiger geführt werden, je blendender und täuſchender das Böſe aufzutreten wagte. Nur ein ſolcher Ernſt durfte dem franzöſiſchen Volke zurufen: „Du ſollſt den finſtern Geiſt nicht wiederum zu deinem Fürſten machen, der das Unrecht und die Lüge zur Herrſchaft bringen will!“ Und dieſem Geiſte ſelbſt durfte er gebieten: „Steige

herab von deinem angemaßten Stuhle der Macht, und laß den guten Geiſtern Raum, welche ſtill und emſig die Welt wieder aufbauen wollen aus den Trümmern, in welche du ſie niedergeworfen haſt!"

Darum freueten ſich die Völker im Innerſten ihres Herzens, als die noch in Wien verſammelten Bundesfürſten die Sache alſo in der Tiefe ergriffen und einmüthig ein großes, ernſtes Wort über Napoleon Bonaparte ausſprachen. Sie erklärten ihn feierlich vor aller Welt als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinſchaft der Guten ausgeſchloſſen und gerechter Strafe anheimgefallen. Sie ſprachen eine Acht aller europäiſchen Völker gegen ihn aus. Das war ein ſo außerordentliches Beiſpiel, daß ſeines Gleichen in der Geſchichte nicht vorkömmt. Noch nie hatten die Völker gemeinſchaftlich einen Einzelnen, als Verbrecher gegen die Wohlfahrt des Ganzen, vor ihr Gericht gezogen; und dieſes Recht, weil es kein ererbtes war, konnte nur auf einer innern Befugniß ruhen. Nur das Bewußtſeyn des Ernſtes für Tugend und Freiheit, für die Wahrheit und das Recht, durfte der böſen Argliſt gegenüber das Amt des ſtrengen Richters verwalten.

Und es war kein Schwanken und keine Unſicherheit in dem Gemüthe der Völker, als ſie das Wort der Acht und den Ruf zu einem neuen Kampfe vernahmen. Die Haufen der Krieger, die noch unter den Waffen ſtanden, eilten ſchnell den Gränzen Frankreichs zu; die ſchon entlaſſen waren, ergriffen das Gewehr willig noch einmal. Die Jünglinge, die ihre Jugend in den vorigen Jahren von den Waffen zurückgehalten hatte, drängten ſich jetzt deſto eifriger zu der Bahn der Ehre. Herzerhebend und ſehr rührend war es, die Züge der Landwehr, die eben in ihre Heimath zurückgekehrt waren, unverdroſſen wieder über den Rhein ziehen zu ſehen, wie ſie ihr Ehrenkleid aus dem vorigen Feldzuge, faſt aufgerieben von ſeiner harten Arbeit, angethan hatten, weil nicht Zeit war, ein neues zu der neuen Arbeit zu ſchaffen; und wie ſie in der guten Zuverſicht Haus und Hof verließen, daß Gott wohl ſeine weiſe Abſicht mit den Völkern haben müſſe, warum er ihnen noch nicht die Ruhe geſtattet habe.

Napoleon ſah den Sturm heranziehen, den er mit ſeinem loſen Worte nicht mehr beſchwichtigen konnte; da rüſtete er ſich zum letzten Male, auf alle Weiſe, zu einem verzweifelten Kampfe. Um dem Volke der Franzoſen, welches von jeher Gaukelſpiel und Theaterkünſte verlangt hat, durch ein Schauſpiel neuer Art die Augen zu blenden, rief er eine große Verſammlung ſeiner Anhänger aus allen Gegenden nach Paris, um, wie er ſagte, nach alter Sitte der Franken, ein großes Maifeld zu halten über die Frage, ob er in Wahrheit von Neuem ein Kaiſer der Franzoſen ſeyn ſolle? Die Antwort

wußte ein jeder voraus; — er wurde ausgerufen und empfing den neuen Eid der Treue von denen, die ihren Eid zum Theil vor einem Jahre ihm ſelbſt und ſo eben dem Könige gebrochen hatten.

In wenigen Monaten ſah er nun auch, was ſein Herz am meiſten erfreuete, ein ausgeſuchtes Heer um ſich verſammelt. Alle die Tauſende, welche eben aus ganz Europa der Kriegsgefangenſchaft entlaſſen waren, und alle, die der letzte Krieg übrig gelaſſen, mit vielen Neugeworbenen verſtärkt, ſtanden wieder in den Reihen. Dahinter wurden die Nationalgarden gerüſtet, und die franzöſiſchen Zeitungen redeten nun ſchon von Millionen, die für ihren Kaiſer zu kämpfen bereit ſeyen.

24. Das Vorſpiel Mürats.

Von dem Geſchlechte, welches Bonaparte früher auf die von ihm errichteten Throne geſetzt hatte, war nur noch ſein Schwager Mürat, König von Neapel, übrig. Er hatte im Jahr 1814 ſeine Krone dadurch gerettet, daß er, als die Verbündeten noch mit Napoleon hart kämpften, von ihm abließ und ſich dem europäiſchen Bunde anſchloß. Es war nicht Abſcheu gegen die franzöſiſche Ungerechtigkeit, und nicht aufrichtige Neigung für die Grundſätze des Bundes, ſondern einzig die Berechnung des Vortheils, die ihn dazu trieb; und als nun der Vortheil anders zu winken ſchien, als Napoleon unter dem Jubel Frankreichs ſeinen Thron wieder beſtieg und ſich in alter Kraft rüſtete, da fand ſich auch Mürat wieder in beſſerer Geſellſchaft mit ihm; unter den alten, ſeit vielen Jahrhunderten beſtehenden, Herrſchergeſchlechtern hatte er ſich nicht ſonderlich wohl gefühlt.

Dazu ſpiegelte ihm ſein Eigendünkel eine große Hoffnung vor. Italien war voll mannichfachen Gährungsſtoffes. Viele Bewohner dieſes ſchönen, nun ſeit mehr als 1200 Jahren immer zertheilten, von Fremden oft hart bedrängten, Landes ſehnten ſich nach einer Vereinigung ihres Vaterlandes zu Einem kräftigen Reiche, damit ihr Volk wiederum ſelbſtſtändig und ehrenvoll unter den übrigen da ſtände. Ein großer Mann hätte vielleicht ſchon längſt mit den Einwohnern Italiens die bedeutendſten Veränderungen in's Werk richten können. Nun aber wollte Joachim Mürat als ein ſolcher unter ihnen auftreten, und äffte, nach ſeiner eitlen Weiſe, die Sprache eines großen Mannes nach, indem er mit ſeinem Heere gegen Ober-Italien vorrückte. Allein der Frevel, eine hohe Beſtimmung zu erlügen, die er nicht in ſich trug, wurde alsbald ſchwer an ihm gerächt. Die öſtreichiſchen Heerführer Frimont, Bianchi, Neipperg und Nugent, die gegen ihn ausgeſendet wurden, trieben ihn, wie einen großredenden Prahler, aus einer Landſchaft und Stellung Italiens in

die andere längs der ganzen Halbinſel hinab, bis in ſein Land; ſchlugen ihn in allen Gefechten, ſo oft er ſich zur Wehre ſetzte, zerſtreuten ſein ganzes Heer, und zwangen ihn endlich, kläglich und ſchimpflich ſeine Hauptſtadt, ſein Reich und ganz Italien zu verlaſſen, und wie ein Flüchtling nach Frankreich zurückzukehren, von wo er gekommen war. Mit ſeiner Königsrolle aber war es aus, wie wenn der Vorhang im Theater gefallen iſt.

25. Der Kampf in den Niederlanden gegen Napoleon.

Im Monat Mai war dieſer erſte Streit geendigt; im Juni ſollte der größere entſchieden werden. An den franzöſiſchen Gränzen von der Schweiz bis an den Mittelrhein ſtand der Fürſt Schwarzenberg mit den Oeſtreichern, Baiern, Würtembergern und Badenern. In den Niederlanden, von der Maas an, hatte den Feldmarſchall Blücher mit den Preußen ſeinen Platz, und dicht neben ihm, bis an die Nordſee, Lord Wellington mit den Engländern, Niederländern, Hanoveranern und Braunſchweigern. Den Raum zwiſchen Blücher und Schwarzenberg am Mittelrhein ſollten die Ruſſen füllen, die aber noch auf dem Zuge begriffen waren. — Da blickte Napoleon um ſich, wohin er die erſten Schläge des Kriegsblitzes, den er nun wieder in ſeiner Hand zu führen gedachte, wenden möge. Er ſah ſich die Gegner aus, die ihm am nächſten und gefährlichſten ſtanden; es waren Blücher und Wellington. Wenn es ihm gelang, ſie zu ſchlagen, den Einen über den Rhein, den Andern auf ſeine Schiffe zurückzuwerfen, ſo war ihm das reiche belgiſche Land mit der Hauptſtadt Brüſſel ſogleich gewonnen, Geld und Menſchen floſſen ihm zu, und er konnte mit ſeinen Garden gegen den Oberrhein eilen, um Schwarzenberg eben alſo zu faſſen, ehe die Ruſſen heran waren.

So ſtanden ſeine Hoffnungen, als er in der Nacht des 11. Juni von Paris abreiſte. Alle Heerhaufen waren ſchon durch raſche Anordnung an der Sambre und Maas vereinigt und am 14. Juni, als am Tage darauf die blutige Fehde beginnen ſollte, ſprach er ſo zu ſeinem Heere: „Soldaten, heute iſt der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zwei Mal das Schickſal von Europa entſchied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürſten auf ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unſinnigen! Sie und wir, ſind wir nicht noch die nämlichen? Wenn ſie in Frankreich einrücken, ſo ſollen ſie in Frankreich ihr Grab finden!"

Solche Zuverſicht hatte ſich in ihm wiederum eingefunden, als er ſein Heer nun um ſich verſammelt ſah. Es war in der

That eines der ſchönſten, welches Frankreich jemals aufgeſtellt hatte: 150,000 Krieger, aufs Beſte gerüſtet, mit 400 Geſchützen verſehen; was ließ ſich mit ſolcher Zahl, auf Einem Schlachtfelde, nicht ausrichten! Und was dieſes Heer am furchtbarſten machte, war die Entſchloſſenheit, durch den Sieg einen Meineid und Verrath vergeſſen zu machen. Den König, dem ſie geſchworen, hatten ſie verrathen; ihren Kriegsherzog, den ganz Europa verworfen, hatten ſie wieder zum Führer angenommen. Wenn ſie beſiegt wurden, ſo erſchien ihr Trotz als Verbrechen und das Unglück als gerechte Strafe deſſelben; wenn ſie aber ſiegten und Europa zwangen, ſich vor ihrem Kaiſer auch wieder zu demüthigen, ſo gedachten ſie dadurch wieder ehrlich zu werden, weil ſie glaubten, das Glück könne auch den Meineidigen in den Augen der Menge wieder zu Ehren bringen. Darum war die Entſchloſſenheit in dieſem Heere, zu ſiegen oder zu ſterben. Die Garde, welche wieder auf 40,000 angewachſen war, hatte ihre Adler mit Trauerflor umhüllt, bis ein großer Sieg ſie wieder in ihrem Glanze zu zeigen erlauben würde.

Nun ſchwenkte ſich Napoleon gerade gegen die Stelle, wo das preußiſche und das Wellingtonſche Heer zuſammenſtießen; auf dieſem Orte iſt der ſchwächſte Fleck zweier Heere, weil da beide Feldherren zu befehlen aufhören. Links vor ſich hatte er Wellington mit 80,000 Mann; es waren 30,000 Engländer, 20,000 Hanoveraner, 10,000 Braunſchweiger und 20,000 Niederländer und Naſſauer. Rechts ſtand Blücher mit 4 Heerhaufen, zuſammen über 100,000 Mann; Ziethen, Thielemann, Pirch und Bülow befehligten die Abtheilungen des Heeres. — Es waren aber die Haufen des preußiſchen, ſo wie des engliſchen Heeres ſehr weit aus einander gelagert, des Unterhaltes wegen. Nun brach Napoleon am 15. Juni, Morgens 2 Uhr, aus den verdeckten Gegenden an der Sambre bei Thuin ſo ſchnell gegen Charleroi hervor, daß die Wachen des Ziethenſchen Heertheiles, die hier ſtanden, ſich nur mit Mühe auf ihren Rückhalt zurückziehen konnten. Die franzöſiſchen Küraſſire tobten, wie ein reißender Strom, über die Straßen und Felder daher, und der Tag konnte nicht ohne Verluſt bleiben; denn das iſt der Vortheil des Angreifers, daß er ſeine Haufen zu einem gewaltigen Keile auf Einem Flecke verſammeln kann, während der Gegner, der nicht weiß, wo der Angriff geſchehen wird, eine lange Strecke beſetzt halten muß. Dennoch behauptete ſich der unerſchrockene Ziethen in guter Ordnung bei Fleurus und verſchaffte dem Feldmarſchall Zeit, den zweiten und dritten Heerhaufen ſchnell zu ſammeln.

---

25. Die Schlacht bei Ligny und das Gefecht bei Quatrebras, 16. Juni.

Mit dieſen 3 Abtheilungen, die 80,000 Mann betrugen, beſchloß der Feldherr die Schlacht gegen Napoleons 100,000; denn er hoffte, Bülow mit der vierten werde noch vor Abend gleichfalls auf dem Kampfplatze ſeyn, und auch Wellington werde von ſeiner Seite Hülfe ſenden. Das preußiſche Heer ſtand auf den Höhen am Ligny=Bach, und hatte die Dörfer St. Amand, Ligny und Sombref in ſeiner Schlachtreihe, ſo daß das erſte den rechten, das letzte den linken Flügel und Ligny die Mitte ſtützte. Napoleon hatte die Abſicht, mit aller Gewalt auf dem rechten preußiſchen Flügel durchzubrechen und ihn von den Engländern ganz abzuſchneiden, daher griff er zuerſt, um 3 Uhr Nachmittags, das Dorf St. Amand an. Ziethen ſtand hier mit dem erſten Heerhaufen, der ſchon Tags zuvor in hartem Streite geweſen war; dennoch hielt er ſich ſehr tapfer gegen die heftigſten franzöſiſchen Stürme, bis die Feinde einen Seitenweg durch ein Gehöft gefunden hatten, und nun noch einmal von allen Seiten mit Uebermacht hereindrangen. Da mußten die wackern Kämpfer, unter denen viele aus den neuen preußiſchen Ländern am Rheine waren, den Theil des Dorfes, der Groß=St. Amand heißt, verlaſſen, und ſich hinter dem Ligny=Bache aufſtellen. Auch ein Theil von Klein=St. Amand ging durch einen zweiten Angriff des Feindes verloren.

Nun hatte es Napoleon auf den Mittelpunkt abgeſehen und ließ das Dorf Ligny mit der ungeſtümſten Heftigkeit angreifen. Es entſtand ein Kampf, der, wie der preußiſche Schlachtbericht ſelber ſagt, zu den hartnäckigſten gehört, die je gefochten ſind. Ligny iſt groß, aus Steinen gebauet, und erſtreckt ſich längs des Baches. Da wurde nun um jedes Haus und jeden Garten und jede Gaſſe mit beiſpielloſer Erbitterung geſtritten. Sonſt werden Dörfer genommen und wieder verloren; hier aber dauerte das Gefecht 5 Stunden lang im Dorfe ſelbſt, bald vor=, bald rückwärts wogend; und unaufhörlich rückten von beiden Seiten neue Haufen in den Kampf. Dazu ſchmetterten wohl 200 Geſchütze von beiden kämpfenden Theilen, von den Höhen dies= und jenſeits, unaufhörlich ihre Kugeln in das Dorf, daß es bald an mehren Stellen in Flammen ſtand, und die Ziegel und Balken und Steine in den Graus da unten krachend zuſammenſtürzten.

Während die Schlacht hier ſo entſetzlich wüthete und Napoleon ſeinen linken Flügel, um Ligny deſto eifriger zu beſtürmen, geſchwächt hatte, benutzte Feldmarſchall Blücher den Augenblick, und führte ſelbſt einen neuen Angriff gegen das früher verlorene Dorf St. Amand aus. Ein Theil des Dorfes wurde

glücklich erſtürmt, und nun hätte die von Wellington erwartete Hülfe oder die Bülowſche Heerſchaar zur Stelle ſeyn müſſen, dann hätte der Feldmarſchall einen ſeiner Sturmangriffe gegen den ganzen linken Flügel des Feindes gerichtet, und der würde die Schlacht entſchieden haben. Allein die engliſche Abtheilung, die hier erſcheinen ſollte, war ſelbſt bei Quatrebras ſo heftig von Ney angefallen, daß ſie ſich dort kaum halten konnte, und Bülow war durch mancherlei Hinderniſſe auf ſeinem Zuge um etwas verſpätet worden; und ſo mußte der Feldherr mit den Seinigen in der eigenen tapferen Bruſt die Hülfe ſuchen, die von Außen nicht kam.

Schon war die Dämmerung eingebrochen und bei Ligny dauerte die Schlacht noch immer gleich mörderiſch und unentſchieden fort. Alle Abtheilungen waren im Gefecht oder hatten gefochten, und friſche Haufen waren nicht mehr zur Hand. Plötzlich griff eine ſtarke Schaar Fußvolk, die unter dem Schutze der Dämmerung auf der einen Seite das Dorf umgangen hatte, — es waren Napoleons Garden ſelbſt, — die Preußen jenſeits an, und von der andern Seite brachen Küraſſiere und Garde-Grenadiere gleichfalls gegen ſie hervor. Das war ein gefährlicher Augenblick. Der alte, deutſche Feldherr vergaß alle Sorge für ſein eigenes Leben, jagte an die Spitze des nächſten ſeiner Reutergeſchwader und führte es ſelbſt gegen die ſtärkeren franzöſiſchen Haufen. Aber die kleinere, leichter bewaffnete Schaar konnte gegen die gepanzerten Reuter auf ihren hohen Pferden nicht durchdringen, ſie wurde zurückgeworfen, und des Feldmarſchalls Pferd wurde von einer Kugel durchbohrt. Der Schuß hemmte nicht ſogleich ſeinen Lauf, der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu krampfhaften Sprüngen, bis es plötzlich im vollen Rennen, todt zu Boden ſtürzte. Der theure Greis lag, vom gewaltſamen Sturze betäubt, unter dem todten Pferde. Die franzöſiſchen Küraſſiere ſprengten in der Verfolgung heran; die letzten preußiſchen Reuter waren ſchon bei dem Feldmarſchall vorüber; nur ſein treuer Begleiter, der Major Graf Noſtitz, war bei ihm, und wollte, nach der altdeutſchen Weiſe des Waffengefährten gegen ſeinen Herzog, nicht unter den Lebenden gefunden werden, wenn ſein Feldherr verderbe. Er ſprang vom Pferde und jagte es durch einen Schlag ins weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken. Wirklich jagten ſie auch in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarſchall zu bemerken; und als der Sturm ſich wieder wendete und die Franzoſen zurückgeſchlagen umkehrten, brauſten ſie noch einmal vorbei. Jetzt erſt brachte man mit Mühe den Feldherrn unter dem todten Pferde hervor. — Wer kann das Unglück ausdenken, wenn nur ein franzöſiſcher Reuter ihn hier geſehen, und durch einen unſeligen Schuß ſeinem theuren Leben ein Ende gemacht oder ihn gefangen genommen hätte! Wer würde das preußiſche

Heer aus ſeiner Beſtürzung aufgerichtet, wer es in Ordnung vom Schlachtfelde weggeführt und ihm den Muth alſo friſch erhalten haben, um am zweiten Tage eine neue Schlacht zu kämpfen? Und wenn dieſe Schlacht am 18. nicht gekämpft wurde, wie ſtand es heute mit der Freiheit Europa's? Darum ſey der Himmel geprieſen, der in ſo gefährlicher Stunde über dem Leben wachte, an welchem ein großes Schickſal hing!

Der gerettete Feldherr beſtieg ein Dragonerpferd und eilte zu den Seinigen hinter Ligny zurück. Das preußiſche Fußvolk wehrte ſich ſehr tapfer gegen die Reuterſtürme und gab eine Probe, welcher Muth in der Bruſt eines jeden Kriegers lebte. Obwohl von allen Seiten umringt, in der Dunkelheit der Nacht, die dem Menſchen jede Gefahr vergrößert, ſchlug ſie die Reuterhaufen, ſo oft ſie in ihren Harniſchen raſſelnd heranbrauſten, immer kaltblütig durch ihre Gewehrfeuer zurück, und zog ſich langſam, feſtgeſchloſſen, manche Schaar mit lautem fröhlichem Klange ihrer Feldmuſik, gegen Tilly zurück. Hier, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde, ſtellten ſie ſich wieder auf, ohne daß der Feind zu folgen wagte. Nur 15 Stücke Geſchütz fielen ihm in die Hände, die ſich in der Dunkelheit im Hohlwege verfahren hatten.

Wenn ſchon die Schlacht verloren war, ſo war ſie doch ehrenvoll verloren. Nur ein Theil des preußiſchen Heeres hatte den furchtbaren Kampf gegen Napoleons Hauptmacht mit untadelhafter Tapferkeit beſtanden, ja der Sieg war dem Feinde ſo ſchwer geworden, daß Napoleon ſelbſt 10,000 Mann vom Ney'ſchen Heerhauſen, der an dieſem Tage gegen Wellingtons Vorhut focht, herbeirufen mußte.

Das Gefecht bei Quatrebras.

Napoleon hatte nemlich den Marſchall Ney und ſeinen Bruder Jerome gegen Quatrebras geſendet, um hier mit Gewalt durchzubrechen und die beiden verbündeten Heere gänzlich von einander zu trennen. Wellington, deſſen Haufen zu weit aus einander gelegt waren, konnte nur einen nach dem andern, zum Theil von weiter Entfernung her, gegen den angegriffenen Fleck ſenden; aber ſo wie ein jeder anlangte ohne Reuterei und faſt ohne Geſchütz, warf er ſich doch muthig dem Feinde entgegen. Da focht der Erbprinz von Oranien mit ſeinen Niederländern; der Prinz Bernhard von Weimar mit den Naſſauern; der General Picton mit Engländern und General Alten mit Hannoveranern. Sie konnten den feindlichen Strom in ſeinem Laufe wohl aufhalten, aber nicht gänzlich zum Stehen bringen. Endlich langte auch der tapfere Herzog von Braunſchweig dem Feinde gegenüber an, der ihm ſchon einmal ſein Erbland geraubt hatte, und es vielleicht hier, auf dieſen Feldern, wieder zu erobern hoffte. An der Spitze

ſeiner ſchwarzen Huſaren ſtürzte ſich der Herzog auf dieſen Feind, und hielt ſein Vordringen auf, und als er noch nicht weichen wollte, führte er auch das Fußvolk gegen ihn. Da aber traf ihn die tödtliche Kugel, die ihn zu ſeinen ruhmwürdigen Vätern rufen ſollte; ſie drang durch ſeine Bruſt und der Held ſank vom Roſſe herab. Er war ein Fürſt, der die Sache des deutſchen Vaterlandes warm in ſeiner Bruſt trug, und nie ſein Schwert für Frankreich gezogen hatte. Ehre ruht auf ſeinem Namen!

Der Kampf dauerte noch immer heftig fort. Die Braunſchweiger rächten ihres Herzogs Blut in dem der Feinde. Der Erbprinz von Oranien warf ſich mit einem Haufen niederländiſcher Reuter kühn in die franzöſiſchen Reihen; ſein Eifer hatte ihn zu weit geführt, er wurde umringt. Da eilte das ſiebente Bataillon der Niederländer ihm nach und befreite ihn aus der Feinde Mitte. Begeiſtert riß der Prinz den Orden, den er auf ſeiner Bruſt trug, herab und warf ihn mitten unter ſeine treuen Krieger. „Kinder," rief er, „ihr habt ihn Alle verdient!" und ſie nahmen das Ehrenzeichen, und hefteten es an ihre Fahne.

Solche Tapferkeit und Todesverachtung konnte nicht ohne Früchte bleiben; die Feinde kamen nun ſelbſt in's Gedränge und Ney wollte ſeinen Rückhalt von 10,000 Mann zu Hülfe rufen. Aber ſiehe, ſie waren verſchwunden; Napoleon hatte ſie plötzlich gegen die Preußen nach Ligny herbeigerufen und Ney ſah ſich genöthigt, alle Vortheile aufzugeben und nach Frasne zurückzuweichen. Es waren hier auf jeder Seite 3 bis 4000 Mann gefallen, und da, wo Napoleon mit den Preußen focht, gewiß von jeder 12 bis 15,000; und doch hatte ſo viel Blut den Kampf noch längſt nicht entſchieden.

27. Die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo. Den 18. Juni.

Wellington und Blücher führten beide ihr Heer am 17. etwas rückwärts, um enger mit einander vereinigt zu ſein. Napoleon aber glaubte die Preußen ſo vernichtet und erſchrokken, daß ſie eilig über Maſtricht an den Niederrhein zurückweichen würden; daher ſchickte er ihnen nur den Marſchall Grouchy mit einem ſtarken Heerhaufen und dem Befehle nach, „ſie in den Rhein zu ſtürzen;" und von den Engländern fürchtete er nichts weiter, als daß ſie ihm entweichen und zu einer ordentlichen Schlacht es gar nicht kommen laſſen würden. Deswegen ſollte ihnen Vandamme, der eine Strecke Weges mit Grouchy zog, über Wavre und Brüſſel herum in den Rücken gehen. Aber mit den beiden Bundesheeren ſtand es ganz an

ders. Wellington hatte ſich eine treffliche Stellung, vier Stunden auf der Mittagsſeite von Brüſſel, auf den Hügeln von Mont St. Jean auserſehen; da lag der große Soigner Wald in ſeinem Rücken, und vor ihm einige gut zu vertheidigende Höfe. Wenn ihm ſein Waffengenoſſe Blücher zwei Heerhaufen zur Unterſtützung ſenden könne, ließ er dieſem ſagen, ſo wolle er hier mit 80,000 Mann gegen Napoleon die Schlacht annehmen. Es war in der Nacht, als dieſe Botſchaft kam, und der Feldmarſchall ſchlief. Man weckte ihn. Er antwortete: „Nicht mit zwei Haufen, ſondern mit dem ganzen Heere will ich kommen, und wenn die Franzoſen nicht angreifen, ſo wollen wir ſie angreifen." — Dann legte er ſich wieder hin und ſchlief bis an den Morgen. Und als am Morgen noch Regengüſſe vom Himmel herabſtürzten, ſprach er in heiterer Ahnung: „Siehe da, unſere Alliirten von der Katzbach!"

In ſolcher Zuverſicht durfte der Held am Tage nach einer verlornen Schlacht reden; das wird ihm und ſeinem Heere zum ewigen Ruhme gereichen. Das Heer war da im unaufhörlichen ſtürmiſchen Regen gelagert, ſtumm, unmuthig und niedergeſchlagen wegen des Rückzuges. Da erſcholl auf einmal, noch in der Nacht des 17. auf den 18., das alte, wohlbekannte, theure Wort: „Es geht wieder vorwärts!" Ein Haufe rief es jubelnd dem andern zu, und in wenigen Augenblicken war in den Tauſenden, die ſo eben ſchweigend da lagen, das regſte Leben aufgeweckt. Ehe der Tag graute, waren ſie ſchon in Bewegung, um auf einigen Seitenſtraßen dem franzöſiſchen Heere, wenn es in heißer Arbeit mit Wellington begriffen wäre, in die rechte Flanke zu fallen.

Als am Morgen des 18. Juni das engliſche Heer noch auf den Höhen vor dem Soigner Walde geſehen wurde, war Napoleon ſehr froh und rief aus: „Ha! nun hab' ich ſie, dieſe Engländer!" Und ſobald der Regen etwas nachgelaſſen hatte, machte er ſeine Anſtalten zur Schlacht. Vor Wellingtons Mittelpunkte lag rechts ein Vorwerk, Hougoumont, und links ein anderes, La Haye Sainte; die hatte der Feldherr als kleine Feſtungen vor ſeiner Schlachtordnung beſetzt, und beide mußten genommen werden, ehe Napoleon an die engliſchen Reihen ſelber kommen konnte. Daher ließ er ſie gegen 12 Uhr Mittags, zuerſt Hougoumont, angreifen. Sein Bruder Jerome zog gegen daſſelbe heran, der früher kein Kriegsheld geweſen war, nun aber um ſein verlorenes Königreich ſehr heftig ſtritt. Er führte das zweite franzöſiſche Armeekorps gegen dieſes Vorwerk, welches von etwa 1000 Mann der engliſchen Garde beſetzt war, und ſo tapfer vertheidigten ſich dieſe trefflichen Krieger, daß jene auch nicht das Mindeſte gewinnen konnten, ſelbſt nachdem ſie den Hof in Brand geſchoſſen hatten. Er blieb den ganzen Tag in den Händen der Engländer. La Haye Sainte

war von einem Bataillon der engliſch-deutſchen Legion beſetzt, welchem ſpäter noch einige Compagnieen zu Hülfe geſchickt wurden. Drei heftige Angriffe ſchlug dieſe tapfere Schaar mit dem unerſchütterlichſten Muthe ab, bis ihre letzte Patrone verſchoſſen war; da mußten ſie weichen und ſich zu ihren Freunden durchzuſchlagen ſuchen; aber am Abend fanden ſich von den 400 Mann dieſes Bataillons nur noch 42 Kampffähige vor.

Unterdeß hatte Napoleon auch wiederholte Angriffe gegen die Höhen von Mont St. Jean angeordnet. Achtzig Kanonen fuhren vorauf, Fußvolk und Reuterei zogen neben und hinterher, alles die Hügel hinan, gerade gegen die engliſchen und deutſchen Reihen. Die franzöſiſche Reuterei gedachte das Geſchütz der Gegner durch ſchnellen Sturm zu nehmen; aber nicht ſobald war ſie nahe genug hinan, als erſt das Geſchütz, dann das Fußvolk, ſie mit zerſtörendem Feuer empfing, und die engliſche Reuterei, die verdeckt in einigen Gründen dahinter gehalten hatte, durch die Zwiſchenräume der Vierecke plötzlich gegen ſie hervorbrach. Da wurde mit beiſpielloſer Erbitterung zwiſchen den beiden Völkern gefochten, die ſich ſchon lange haßten. Aber ſo überlegen bewies ſich die engliſche Reuterei über die franzöſiſche, daß dieſe bei jedem Zuſammentreffen geworfen und zerſtreut wurde. Nachdem die Reuter zurückgeworfen waren, folgte das franzöſiſche Fußvolk, und der gleiche Kampf erneuerte ſich. So wurde mit wiederholten Angriffen die Höhen hinauf und hinab geſtritten. Gerade in dieſem Mittelpunkte, auf der Straße von Genappe nach Brüſſel, wo Napoleon mit aller Gewalt durchbrechen wollte, ſtand der hannöverſche General Alten mit Hannoveranern und der deutſchen Legion am heißen Platze, und hat den deutſchen Waffenruhm zu ſeiner und der Seinigen Ehre trefflich behauptet. Dieſe 8000 Männer der hannöverſch-deutſchen Legion konnten von ſich rühmen, daß ſie nun 12 Jahre lang, ſeit die Franzoſen das hannöverſche Land beſetzten, den argen Feind ihres Vaterlandes unermüdlich bekämpft hatten, wo ſich nur ein Kampfplatz für ſie zeigte. In Portugal, in Spanien, in Sicilien und in Süd-Frankreich hatten ſie ſich mit den Gegnern gemeſſen und von ihrem großen Feldherrn das ausgezeichnetſte Lob geerntet. Jetzt kämpften ſie nun die größte, die wahre Entſcheidungsſchlacht, und ſie haben keinen geringen Theil an ihrem herrlichen Ausgange.

Vor Allen muß aber auch der engliſche Feldherr ſelbſt geprieſen werden. Das waren die Stunden, da er ſich in ſeiner ganzen Feldherrngröße zeigte. Klar, ruhig, mit unerſchütterlicher Entſchloſſenheit, überſah er Alles, wußte für jeden drohenden Augenblick eine Hülfe und eilte gewöhnlich ſelbſt dahin, wo der Streit am heißeſten war. Wo ein Haufe, ein Viereck, eben einen furchtbaren Anfall ausgehalten hatte oder ihm entgegenſah, da ſtärkte er ihn mit Worten, die in die Seele drangen.

Es war ein denkwürdiges Wort, als er einem hartbedrängten Haufen zurief: „Kinder, wir müſſen uns tapfer halten, wir dürfen nicht geſchlagen werden; was würde man in England ſagen?" Sein Leben galt ihm nichts, wenn nur der Ehrenplatz behauptet wurde; und als ſeine Reihen ſchon ſehr dünn geworden waren, als manches zerſchoſſene Geſchütz ſchon rückwärts gefahren wurde, und die entſetzlichen Stürme doch nicht nachließen, da ſetzte er ſich, um den Seinigen die feſte Entſchloſſenheit ſeiner Seele zu zeigen, auf die Erde nieder und ſprach: „Hier werde ich bleiben und keinen Fußbreit von dannen weichen."

Napoleon dagegen war auf ſeinem Hügel bei Belle Alliance, von wo er das Schlachtfeld überſchaute, in der heftigſten Bewegung, und obwohl keine Gebehrde es äußerlich verrieth, ſo kochte es doch innerlich vor Zorn in ihm über den Widerſtand der kleineren Anzahl, den er ſo nicht berechnet hatte. Wenn ihm gemeldet wurde, wie ſchwierig die Sache an dieſem oder jenem Orte ſtehe, ſo antwortete er nur mit den Worten: „Vorwärts, vorwärts!" Vor der Uebermacht, meinte er, müſſe die Tapferkeit doch endlich erliegen, und um 3 Uhr Nachmittags hatte er ſchon einen Siegesboten nach Paris abgeſendet. Und wahrlich, wenn nicht bald Hülfe kam, ſo gewann der finſtere Geiſt, der für ihn ſtritt, an dieſem Abende dennoch den Sieg. Schon hatte Wellington ſeinen ganzen Rückhalt heranziehen und ſeinen linken Flügel faſt entblößen müſſen, um nur den Mittelpunkt zu behaupten. Zehntauſend ſeiner tapfern Krieger ſah er ſchon entſeelt um ſich liegen und die Lebenden hatten in achtſtündiger Kriegesarbeit faſt die letzte Kraft aufgewendet; die Franzoſen aber hatten wirklich um 5 Uhr Abends eine Stellung dicht an ſeinen Hügeln gewonnen, indem ſie den Wald bei Hougoumont und das Vorwerk La Haye Sainte beſetzt hatten. Da ſprach der engliſche Feldherr ſeufzend: „Ich wollte es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!" — Und als er nun bald darauf den Donner ihres Geſchützes im Rücken des Feindes vernahm, da konnte er die heftige Bewegung der Seele und das Gefühl des Augenblicks, an welchem das Schickſal Europa's hing, nicht zurückhalten. Thränen drangen aus ſeinen Augen, und begeiſtert auffahrend rief er: „Nun da iſt der alte Blücher!"

Das preußiſche Heer war durch ſehr ſchlechte, vom Regen beinahe grundlos gemachte, Wege, beſonders durch die Hohlwege bei St. Lambert, aufgehalten worden und um 5 Uhr Abends waren erſt 2 Brigaden von Bülows Heerhaufen in dem Walde bei Friſchemont angekommen, wo ſich alle ſammeln und zum plötzlichen Anfalle verdeckt aufſtellen ſollten. Allein der Augenblick dringender Entſcheidung war gekommen; drüben war das engliſche Heer noch im heftigſten und kaum zu ertra=

genden Kampfe begriffen. Die preußiſchen Feldherren beſchloſſen daher mit dem, was zur Hand war, nur gleich den Angriff zu machen, und ſo brach Bülow mit den zwei Brigaden aus dem Walde hervor, die Anhöhen hinab, in den Rücken von Napoleons rechtem Flügel. Es war ein furchtbar ſchöner Anblick, wie die Haufen der Preußen, in geſchloſſener Ordnung, von den ſtufenartig gebildeten Höhen herabſtiegen, eine Schaar über der andern, und das Geſchütz zwiſchen ihnen, welches ſchon in mehreren Reihen über einander ſein Feuer hinabſendete. Erſt im Schritte, dann im Laufe, die Reuter trabten voran, gings die Hügel hinunter, und immer neue Haufen traten da hinten aus dem Dunkel des Waldes hervor. — Der Feind verlor jedoch die Beſonnenheit nicht, er wandte ſogleich den ganzen Rückhalt unter dem General Mouton gegen die Preußen, und es begann ein mörderiſcher, noch lange unentſchiedener Kampf, während die Angriffe gegen die Engländer gleichfalls fortdauerten.

Denn eben jetzt, es war 7 Uhr Abends, wollte ſie Napoleon durch einen letzten unwiderſtehlichen Sturm von den lange behaupteten Hügeln in den Soigner Wald zurückwerfen und alsdann ſeine ganze Macht gegen die Preußen wenden. Aus dem größten Theile ſeiner Garden bildete er einen Angriffskeil, furchtbarer als alle vorhergehenden, und führte ihn ſelbſt gegen das engliſche Centrum auf die entſcheidenden Höhen, von welchen ſchon ein Theil ſeit 5 Uhr beſetzt war. Vier Bataillone der mittleren Garde, vom Marſchall Ney zu Fuße angeführt, bildeten den Vortrab. In dichten geſchloſſenen Haufen, gleich dem ſchweigend und dumpf herannahenden Ungewitter, ſtiegen die alten Krieger, denen keine Gefahr neu und keine zu groß war, hinan. Wellington ſah ſie herankommen und erkannte, daß dieſes nun die letzte, verzweifelte, und deshalb gefährlichſte Anſtrengung des Feindes ſey. Er ſtellte ſein Geſchütz auf die rechten Flecke, dahinter ſammelte er von ſeinem linken Flügel, der eben jetzt durch die Preußen unter Ziethen verſtärkt worden war, 8000 Mann ſeines beſten, noch übrigen Fußvolks, ließ die Männer, die ſchon ein ſchweres Tagewerk beſtanden hatten, ſich einen Augenblick lagern und ruhen; und als nun der franzöſiſche Sturmhaufe nahe war, daß kein Schuß auf die dichten Maſſen verloren ging, da donnerte das Geſchütz mit Kartätſchen in ſie hinein. Aber ſie wichen nicht, ſchloſſen die zerriſſenen Reihen wieder, und rückten immer näher. Da empfing ſie das Feuer und die Bajonette des tapfern Fußvolks, beſonders der ſtarken ſchottiſchen Männer, und zugleich drang von den Seiten die furchtbare engliſche Reuterei auf ſie ein. Dennoch wäre Napoleons Ziel vielleicht erreicht worden, wenn, nach ſeinem Plane, der Hauptſtoß durch 8 friſche Bataillone der alten Garde, welche folgten, hätte ausgeführt werden können; allein eben an dem Orte ſeiner Beſtimmung angelangt, mußte dieſer ausgeſuchte

Schlachthaufe gegen den tapfern Blücher gekehrt werden, der mit dem Ziethenſchen Heerhaufen jetzt auf Wellingtons linkem Flügel mit Ungeſtüm vordrang. Von drei Seiten wurde jetzt Napoleons rechter Flügel beſtürmt; er wich. Im Sturmſchritt, unter Trommelſchlag, ging's immer heftiger auf ihn ein; zugleich ging Lord Wellington mit ſeiner ganzen Schlachtreihe unaufhaltſam vorwärts. Es entſtand ein entſetzliches Blutbad. Da fiel Friant, einer der erſten Garde-Anführer; von allen Seiten ertönte das Geſchrei der engliſchen Reuter, ſich zu ergeben. „Die Garde ergiebt ſich nicht, ſie ſtirbt!" rief Cambronne, der mit Napoleon auf der Inſel Elba geweſen war, und ſank ſchwer verwundet nieder. Auch von der andern Seite fiel mancher tapfere Mann; aber die Schlacht war nun auf dieſem Flecke entſchieden. Unaufhaltſam ſtürzten die Ueberbleibſel der Garde und der übrigen Angriffshaufen wieder die Anhöhen hinunter.

Noch ging der Rückzug des Feindes in einiger Ordnung, ſo lange das Dorf Planchenoit von ihm behauptet wurde; es ſtritten dort einige Haufen der jungen Garde. Aber es ſollte an dieſem Abende noch Alles zuſammenbrechen. Die Preußen ließen in ihren heftigen Stürmen nicht nach, und endlich ſchlugen ein Paar Landwehr-Regimenter, in ihren abgetragenen zerriſſenen Röcken, die von Gold glänzenden Garden aus dem wichtigen Dorfe; von da an wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald Alles wilder und immer wilder mit ſich fortriß. „Rette ſich, wer kann!" ſo erſcholl es von allen Seiten. Es war kein Befehl mehr, ſondern ein jeder folgte ſeinem Triebe des Lebens, und die erſten Befehlshaber, die ſonſt nur mit fürſtlichem Glanze umgeben ſich zeigten, und die ſelbſt bei der ſchrecklichen Flucht über die Berezina noch ihr Anſehen behauptet hatten, wurden jetzt, den gemeinen Kriegern gleich, mit dem Strome fortgeriſſen, und Hoch und Niedrig hatte keine Bedeutung mehr. Solche Beſtürzung und gänzliche Auflöſung war noch nie in dem franzöſiſchen Heere erhört worden. Es war das unſichtbare Schlagen des Gewiſſens, das geheime, in des Menſchen Bruſt nie ganz zu vertilgende, Bewußtſeyn, für eine unehrliche Sache zu ſtreiten, die den Halt der Gerechtigkeit nicht in ſich hat. Der Sieg würde dieſes Gefühl zum Schweigen gebracht haben, wie das Glück den ſündigen Menſchen gar leicht in Sicherheit wiegt; aber das Unglück weckte den geheimen Schauder vor einer vergeltenden Macht, und das Gefühl, es ſei nun Alles verloren, überwältigte ſie gänzlich. Dazu wurde es Nacht, und die Schrecken der Todesgefahr erſchienen wie Rieſenſchatten vor den Augen der Fliehenden.

In dieſem Augenblick trafen der Feldmarſchall Blücher und der Lord Wellington, durch eine anmuthige Gunſt des Zufalls, (wie es der preußiſche Schlachtbericht ſchon erzählt,) an eben

dem Orte zuſammen, wo Napoleon ſich während der Schlacht befunden, von wo aus er ſeine Befehle gegeben hatte, von wo er den Sieg erringen wollte. Es war die Maierei La Belle Alliance (der ſchöne Bund) genannt, auf einer Anhöhe im Mittelpunkt der franzöſiſchen Stellung. Freudig begrüßten ſich hier die ſieggekrönten Feldherren; der Feldmarſchall aber befahl nachher, zum Andenken des ſchönen Bündniſſes der Völker, die hier ohne Eiferſucht zuſammen geſtritten, und der wechſelſeitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren, daß dieſe Schlacht die Schlacht bei Belle Alliance genannt werden ſollte. Wegen der Verfolgung des Feindes machten die Heerführer aus, daß dieſelbe der Preußen Arbeit ſeyn ſolle, welche noch die Friſcheren an Kräften waren. Da verſammelte der Feldmarſchall ſeine Anführer, und wohl wiſſend, daß, wer Großes ernten will, nicht halbe Arbeit verrichten muß, befahl er, „daß der letzte Hauch von Menſch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werde.“ In des unermüdlichen, ritterlichen Gneiſenau's Hände, der in dieſen Tagen ſich überall ſo ſehr in die Gefahr geſtürzt hatte, daß zwei Pferde unter ihm getödtet und der Griff ſeines Degens von einer Kugel zerſchmettert war, gab er den flüchtigen Feind. Und raſch ſetzte ſich Gneiſenau an die Spitze der erſten Reuter- und Schützenhaufen, die er fand, ein Paar Stücke leichtes Geſchützes dienten, die Feinde aus allen Lagerplätzen aufzuſchrecken, wo ſie endlich, nach ſo harter Tagesarbeit, auszuruhen gedachten. Denn kaum hörten ſie das Wirbeln der Trommeln und den Klang der Flügelhörner, ſo erhob ſich die wilde Flucht von Neuem; und wohl von zehn Lagerplätzen nach einander wurden ſie vertrieben, daß ihnen Kraft und Athem vergingen. Der Mond erhellte mit ſeinem klaren Lichte die weite Gegend und leuchtete den Verfolgern. Die Heerſtraße ſah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geſchützen, Pulverkarren, Wagen, Gewehren und Trümmern aller Art überſäet.

Die Preußen langten vor dem Städtchen Genappe an. Hier hatten ſich die Franzoſen mit umgeworfenen Wagen und Geſchützen verrammelt, und ſchienen Widerſtand leiſten zu wollen. Ihr Kaiſer war darin und wollte in ſeinem Wagen eine Stunde Ruhe genießen. Doch, einige Kanonenſchüſſe, ein Hurrah, und die Stadt war genommen. Dies war eine ſchreckliche Verwirrung. Die Wagen Napoleons und ſeiner Miniſter und Heerführer hatten ſich in wilder Haſt zuſammengefahren, die Preußen drangen mitten in das Getümmel hinein, hieben die Kutſcher herunter, waren hart an Napoleons Wagen, und der geängſtigte Mann, vor deſſen Wort noch vor einigen Stunden Tauſende zitterten, der am Morgen dieſes Tages keine andere Furcht hatte, als daß die Feinde ihm nicht Stand halten würden, — denn heute wollte er Europa's Herrſchaft wieder

erobern; — der mußte ſo eilig aus ſeinem Wagen ſpringen, daß er ſeinen Degen zurückließ und ſeinen Hut vom Kopfe verlor. Im Getümmel und unter dem Schutze der Nacht entkam er aus dem Orte. In dieſem Augenblicke geſchah ſeine wahre Abſetzung und die Vernichtung ſeiner Herrſchaft. Seine Abdankung vor einem Jahre, auf dem Papiere, war nur ein halbes Werk geweſen, mit dem Worte erhandelt und leicht durchs Schwert wieder gebrochen. Das Schwert, wie es ihn groß gemacht, mußte ihm auch die blutige Krone vom Haupte ſchlagen, und ſein eigenes Schwert mußte aus ſeiner Hand gewunden werden. Das war in dieſer Nacht vollbracht, und die Welt war fortan von ihm erlöſt. — Auch den ſchwarzen preußiſchen Adlerorden, den er einſt, als er in der Reihe der Fürſten Europa's daſtand, getragen hatte, eroberten die tapfern Preußen, unter vielen andern Koſtbarkeiten, in dieſem Wagen, und ſchickten das mit Ehren erſtrittene Unterpfand ihrem Könige zurück; der König ſchenkte es ſeinem General Gneiſenau, als ein Ehrendenkmal dieſer ruhmvollen Nacht.

Es war ein Sieg, wie die Geſchichte kaum einen ähnlichen aufzuweiſen hat. Nur Trümmer des franzöſiſchen Heeres waren entflohen, 300 Stücke Geſchütz und 500 Pulverwagen waren erbeutet, und der Weg in Frankreich ſtand den Siegern ohne ein Hinderniß offen. So große Erfolge waren über aller menſchlichen Erwartung und Berechnung; ſie waren ein Geſchenk höheren Beiſtandes, und dadurch erworben, daß nicht die Begierde, der Eigennutz und die kalte Klugheit den Streit ausgefochten hatten, ſondern die Begeiſterung des Gemüthes in Hohen und Niedern. Darum war es auch kein Kampf der überfeinen Kriegskunſt geweſen, welche die Einzelnen zu willenloſen Werkzeugen ihrer Berechnungen macht; kein künſtlicher Streit aus der Ferne, mit Liſten und Umgehungen; kein freiwilliger Rückzug zu rechter Zeit, um am günſtigern Orte das Blutvergießen zu erneuern; ſondern eine Schlacht in der Nähe, und eine ungeheure Anſtrengung aller Kräfte, Mann gegen Mann, wie die Schlachten des Alterthums, wenn Völker gegen einander ſtanden und ein jeder Einzelne das Kriegsfeuer in ſeinen Adern fühlte. Selbſt die Feldherren befanden ſich oft mitten im Schlachtgewühle, ſo daß um ihnen die Freunde ſanken, und nur eine höhere Hand ſie ſelbſt rettete. Und ſie erkannten es, daß nicht ſowohl ihr Verſtand, als der treibende Geiſt in ihren Heeren, den Sieg gewonnen habe. Der Lord Wellington ſchreibt in einem Briefe: „Nicht ihm komme die Ehre des Sieges zu, ſondern der körperlichen Kraft und dem ſtandhaften Muthe ſeiner Krieger." Und der Feldmarſchall Blücher, der immer die Volkskraft in ihrer ganzen Bedeutung erkannt hat, rief ſeinem Heere nach dem wichtigen Tage zu: „Ihr habt große Dinge gethan, ihr, meine braven und hochgeachteten

Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Die eine war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Alle große Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geſchlagenen Heere nicht ſogleich eine Schlacht wieder wagen. Ihr habt den Ungrund dieſer Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebrochen werden!"

28. Napoleon gefangen und nach St. Helena geführt.

Der Zug der beiden Heere gegen Paris war von nun an ein unaufhaltſamer Siegesgang, rechts das engliſche und links das preußiſche Heer. Zwar kamen ihnen Boten entgegen, die ſie bereden wollten, inne zu halten, oder auch umzukehren; denn alle Urſache des Krieges ſey nun plötzlich verſchwunden, Napoleon habe 4 Tage nach der Schlacht ſeine Krone zum zweiten Mal niedergelegt. Aber die Feldherren achteten ſolcher Kunſtgriffe nicht; mit raſchen Schritten zogen ſie der Hauptſtadt zu, und ſtanden ſchon am 11. Tage nach der Schlacht vor ihren Thoren. Davouſt, Grouchy, Vandamme und andere Anführer hatten wieder an 60,000 Mann geſammelt und den Montmartre gegen die Heranziehenden ſtark beſetzt. In der Stadt war ein großer Lärmen. Die Einen wollten ſich ergeben, die Andern auf Leben und Tod ſich vertheidigen; Einige wollten Ludwig XVIII. zurückholen, Andere riefen den unmündigen Napoleon II., der in Wien war, zum neuen Kaiſer aus. — Indeß hatten die beiden Heerführer ruhig ihre Anſtalten getroffen; die Engländer nahmen ihren Platz dem Montmartre gegenüber; die Preußen gewannen durch ſchnelle Wendung den Uebergang über die Seine, kamen dadurch an die unbewahrte Abendſeite der Stadt, ſchlugen den Vandamme, der bei Iſſy hervorbrechen wollte, am 2. Juli blutig zurück, und bereiteten ſich zum Sturme. Da entſank denen darin der Muth, und ſie übergaben am 7. Juli die Stadt, nachdem Davouſt mit den übrigen Soldaten nach der Loire abgezogen war.

In ernſterer und ſtrengerer Weiſe, als bei dem erſten Dortſeyn, wurde die entartete Hauptſtadt behandelt; ſie mußte auch den Schatz ihrer zuſammengeraubten Kunſtwerke herausgeben, der ihr einmal großmüthig geſchenkt war. Und als nun auch die andern Kriegsheere Oeſtreichs, Deutſchlands und Rußlands von Süden und Oſten herangekommen waren, da war ganz Frankreich der fremden Gäſte voll, die nun nicht ſo ſchnell das Land verließen.

Sein wiedergekehrter Kriegsmann aber, der ihm dieſes Alles angerichtet, wollte, als ſein Wageſtück gänzlich mißlungen war,

wenigſtens ſein Leben unverletzt davon bringen. Als es ihm nicht gelang, unerkannt auf einem Schiffe nach Amerika zu entkommen, gab er ſich zu Rochefort den 10. Juli den Engländern, die vor dem Hafen Wache hielten, gefangen. Darauf wurde er, um ihn für Europa unſchädlich zu machen, weit hinaus in das große Weltmeer, wohl 800 Meilen von Europa, auf eine einſame, unwirthbare Inſel St. Helena in ſtrengen Verwahr gebracht.

Da hat er, ausgeſchloſſen von der freien menſchlichen Gemeinſchaft, noch 6 Jahr lang gelebt, als ein von Gott Gezeichneter, der das Blut ſeiner Brüder für nichts achtete. „Er hat," — ſo lautet das ernſte Wort eines edlen Zeitgenoſſen über ihn, — „er hat das Wort, das ewig wie eine Scheidewand zwiſchen der Menſchlichkeit und der Unmenſchlichkeit unſeres Geſchlechtes feſtſteht; das von jeher das Loſungswort aller, die Menſchheit gering achtenden Gewalthaber war; das Wort, das Kain gegen Gott ſelber auszuſprechen wagte; das Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter ſeyn?" auf ſeinem Throne mit einer Kraft und einem Glücke ausgeſprochen, wie vor ihm noch kein Mann auf dem Throne; und es ging lang, ſehr lang, ehe er für dieſes Wort der Läſterung gegen die Menſchennatur unſtät und flüchtig werden mußte auf der Erde."

Am 5. Mai 1821 iſt Napoleon auf der Inſel St. Helena geſtorben.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Ueberſicht der deutſchen Geſchichte für Gedächtnißübungen.

I. Zeitraum bis 486 nach Chriſti Geburt.

	Vor Chr. Geb.
Cimbern und Teutonen	113—101
Cäſar und Arioviſt	58
Druſus in Deutſchland	12— 9
	Nach Chr. Geb.
Arminius und Varus	9
Arminius und Germanikus	14— 16
Arminius Tod	21
Markomannenkrieg	167—180
Deutſche Völkervereine	zwiſchen 200 u. 300
Völkerwanderung	375
Alarich erobert Rom	410
Attila, Schlacht bei Chalons	451
Odoaker und Romulus Auguſtus	476

II. Zeitraum von 486—768.

Chlodwig	482—511	500
Theodorich	488—526	
Juſtinian zerſtört das Oſtgothiſche Reich		553
Longobarden in Italien		568
Winfried oder Bonifacius		718
Karl Martel		732

1. Die Karolinger. 752—911.

Pippin der Kleine	752

III. Zeitraum 768—919.

Karl der Große	768—814
Karls Kaiſerkrönung	800
Ludwig der Fromme	814—840
Vertrag von Verdün	843
Ludwig der Deutſche, Karl der Dicke, Arnulf und Ludwig das Kind	843—911
Konrad I.	911—918

IV. Zeitraum 919—1273.

2. Sächſiſche Kaiſer. 919—1024.

Heinrich I.	919—939
Schlacht gegen die Ungarn	363

Otto I.	936—973
Schlacht auf dem Lechfelde	955
Erneuerung der röm. Kaiſerwürde	962
Otto II., Otto III., Heinrich II.	973—1024

3. Saliſche Kaiſer. 1024—1125.

Konrad II.	1024—1039
Heinrich III.	1039—1056
Heinrich IV.	1056—1106
Heinrich V.	1106—1125
(Lothar von Sachſen)	1125—1137
Heinrich und Gregor VII. zu Canoſſa	1077
Jeruſalem erobert durch Gottf. v. Bouillon	1099

4. Hohenſtaufiſche Kaiſer. 1137—1254.

Konrad III.	1137—1152
Friedrich I. Barbaroſſa	1153—1190
Zerſtörung Mailands	1162
Schlacht bei Lignano	1176
Heinrich der Löwe geächtet	1180
Heinrich VI.	1190—1197
Philipp von Schwaben und Otto IV.	1197—1215
Friedrich II.	1215—1250
Friedrichs II. Kreuzzug	1228
Konrad IV. und Wilhelm von Holland	1250—1256
Interregnum	1256—1273

V. Zeitraum 1273—1520.

5. Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern. 1273—1437.

Rudolph von Habsburg	1273—1291
Adolph von Naſſau	1292—1298
Albrecht von Oeſtreich	1298—1308
Befreiung der Schweiz	1308
Heinrich VII. von Luxemburg	1308—1313
Ludwig von Baiern und Friedrich von Oeſtreich	1314—1347
Karl IV.	1347—1378
Goldene Bulle	1356
Wenzel	1378—1400
Schlacht bei Sembach	1386
Ruprecht von der Pfalz	1400—1410
Sigismund	1410—1437
Conſilium zu Coſtnitz	1414
Huß verbrannt	1415

6. Oeſtreichiſche Kaiſer. 1437—1806.

Albrecht II.	1438—1439
Friedrich III.	1440—1493
Karl der Kühne ſtirbt	1477
Maximilian I.	1493—1519
Ewiger Landfriede	1495

VI. Zeitraum 1520—1648.

Karl V.	1520—1556 oder 58
Anfang der Reformation	1517
Reichstag zu Worms	1521
Schlacht bei Pavia	1525
Augsburgiſche Confeſſion	1530
Zug nach Tunis	1535
Friede mit Frankreich zu Crespy	1544

Luthers Tod	1546
Schmalkaldiſcher Krieg	1546
Schlacht bei Mühlberg	1547
Das Interim	1548
Moritz gegen Karl	1552
Religionsfriede zu Augsburg	1555
Karl legt die Regierung nieder	1556
Ferdinand I.	1556—1564
Maximilian II.	1564—1576
Rudolph II.	1576—1612
Mathias	1612—1619
Anfang des 30jährigen Krieges	1618
Ferdinand II.	1619—1637
Schlacht auf dem weißen Berge	1624
Krieg mit Dänemark	1624—1629
Wallenſtein	1626
Guſtav Adolph in Deutſchland	1630—1632
Zerſtörung von Magdeburg und Schlacht bei Leipzig	1631
Schlacht bei Lützen	1632
Wallenſteins Tod	1634
Schlacht bei Nördlingen	1634
Ferdinand III.	1637—1657
Weſtphäliſcher Friede	1648

VII. Zeitraum 1648—1843

Leopold I.	1658—1705
Schlacht bei Fehrbellin	1675
Nimweger Friede	1678 u. 79
Die Türken vor Wien	1683
Friede zu Ryßwik	1697
Friedrich I. König von Preußen	1701
Spaniſcher Erbfolgekrieg	1701—1714
Schlacht bei Hochſtädt	1704
Joſeph I.	1705—1711
Karl VI.	1711—1740
Frieden zu Utrecht, Raſtadt und Baden	1713 u. 14
Maria Thereſia	1740—1780
Friedrich II. von Preußen	1740—1786
Erſter ſchleſiſcher Krieg	1740—1742
Karl VII. aus dem Baierſchen Hauſe	1742—1745
Zweiter ſchleſiſcher Krieg	1744—1745
Franz I.	1745—1765
Siebenjähriger Krieg	1756—1763
Joſeph II.	1765—1790
Erſte Theilung Polens	1773
Baierſcher Erbfolgeſtreit	1778
Franzöſiſche Revolution	1789
Leopold II.	1790—1792
Erſter Revolutionskrieg	1792—1797
Franz II.	1792—1806
Waffenglück der Franzoſen	1794 u. 95
Friede zu Baſel	1795
Buonaparte in Italien	1796 u. 97
Erzherzog Karl gegen Jourdan	1796
Friede zu Campo Formio	1797
Friedenskongreß zu Raſtadt	1798
Expedition nach Aegypten	1798

Zweiter Krieg mit Frankreich, Suwarow	1799—1801
Buonaparte erſter Conſul	1799
Schlacht bei Marengo 14. Juni	1800
Friede zu Lüneville	1801
Beſetzung Hannovers	1803
Napoleon Kaiſer	1804
Krieg Oeſtreichs von	1805
Schlacht bei Auſterlitz 2. Decbr.	1805
Preßburger Friede 25. Decbr.	1805
Der Rheinbund 12. Juli	1806
Franz II. legt die deutſche Kaiſerkrone nieder	1806
Preußens Krieg von	1806 u. 1807
Schlacht bei Jena 14. Oktober	1806
Schlachten bei Eilau und Friedland	1807
Friede zu Tilſit 7. und 9. Juli	1807
Joſeph Napoleon, König von Spanien	1808
Oeſtreichiſcher Krieg von	1809
Schlacht bei Aspern 21. und 22. Mai	1809
Schlacht bei Wagram 5. und 6. Juli	1809
Friede zu Wien 14. Oktober	1809
Marie Louiſe von Oeſtreich, franzöſiſche Kaiſerin	1810
Vereinigung v. Bremen, Hamburg u. Lübeck mit Frankreich 13. Decbr.	1810

Das Jahr 1813.

Friedrich Wilhelm fordert zum freiwilligen Dienſt auf, 3. Febr. 1813.
Kriegserklärung Preußens, 17. März.
Schlacht bei Lützen, 2. Mai.
Schlacht bei Bautzen, 20. und 21. Mai.
Waffenſtillſtand, 10. Juni bis 17. Auguſt.
Kriegserklärung Oeſtreichs, 10. Auguſt.
Treffen bei Groß-Beeren, 23. Auguſt.
Schlacht an der Katzbach, 26. Auguſt.
Schlacht bei Dresden, 26. und 27. Auguſt.
Schlacht bei Kulm, 30. Auguſt.
Schlacht bei Dennewitz, 6. September.
Treffen bei der Göhrde, 16. September.
Treffen bei Wartenburg, 3. Oktober.
Baierns Bündniß mit Oeſtreich, 8. Oktober.
Schlacht bei Leipzig, 16., 18. und 19. Oktober.
Schlacht bei Hanau, 30. und 31. Oktober.
Uebergabe von Dresden, 11. November.
Uebergabe von Danzig, 26. November.

Das Jahr 1814.

Blücher geht über den Rhein, 1. Januar.
Friede zu Kiel zwiſchen Schweden und Dänemark, 4. Januar.
Schlacht bei Brienne oder la Rothiere, 1. und 2. Februar.
Treffen bei Champaubert und Montmirail, 10. und 11. Februar.
Treffen bei Montereau, 18. Februar.
Schlacht bei Laon, 9. März.
Gefechte bei Arcis ſur Aube, 20. und 21. März.
Treffen bei Lafere Champenoiſe, 25. März.
Schlacht am Montmartre, 30. März.
Einzug in Paris, 31. März.
Napoleon abgeſetzt, 2. April.
Friede zu Paris, 30. Mai.

Einzug der Verbündeten in Hamburg, 31. Mai.
Eröffnung des Wiener Congreſſes, 3. November.

Das Jahr 1815.

Napoleon landet mit 900 Mann in Frankreich, 1. März.
Europäiſche Achtserklärung gegen Napoleon, 13. März.
Napoleon in Paris, 20. März.
Krieg Oeſtreichs gegen den König Joachim von Neapel, 10. April.
Einzug der Oeſtreicher in Neapel, 22. Mai.
Schlacht bei Ligny, 16. Juni.
Schlacht bei Belle=Alliance und Waterloo, 18. Juni.
Napoleon entſagt der Krone zu Gunſten ſeines Sohnes, 22. Juni.
Gefecht bei Iſſy, 2. und 3. Juli.
Einzug in Paris, 7. Juli.
Napoleon Gefangener der Engländer, 13. Juli.
Seine Ankunft auf St. Helena, 18. Oktober.
Zweiter Friede zu Paris, 20. November.

Neue deutſche Bundesakte, 8. Juni 1815.
Schluß des Wiener Kongreſſes, 9. Juni.
Militär=Revolution in Spanien, Portugal und Neapel, 1820.
Aufſtand der Griechen, 1821.
Schlacht bei Navarino, 20. Oktober 1827.
Juli=Revolution in Frankreich, Aufſtand in Belgien und Polen, 1830.
Leopold I. König von Belgien, 1831.
Otto I. König von Griechenland, 1832.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Ob

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohlrausch, Friedrich,

Die deutsche Geschichte für Schule und Haus ; in drei Abtheilungen

Leipzig 1844

39.980
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701609-1